Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Frau

Helene Lange, Gertrud Bäumer

Digitized by Google

Digitized by Google

ahrganges.

gen.

	Seite
n in England	21. 98
wahrloste Kinder . . .	150. 283
. . . . .	178
. . . . .	577. 691. 739
walt der Mutter . .	613. 650
. . . . .	290
er Frau	11
. . . . .	725
. . . . .	586
. . . . .	641
Frauen	495
. . . . .	755
haftlicher Rückblick	116. 181
. . . . .	564. 627
. . . . .	170. 227
. . . . .	752
. . . . .	161
. . . . .	549
. . . . .	408
. . . . .	556
und Haus	646
ormund	321. 434
. . . . .	536. 581
Höhere Mädchenschule . .	416
. . . . .	551
. . . . .	139
. . . . .	449
. . . . .	246

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

herausgegeben von Helene Lange

Zweiter Jahrgang

Berlin

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

herausgegeben von **Helene Lange**

Zweiter Jahrgang

Berlin

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

Digitized by Google

HQ1103
F7
v.2
1894/95

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

57671

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Adelmann, Helene. Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England 21. 98
Appelius, Staatsanwalt Dr. H. Die Fürsorge für verwahrloste Kinder . . . 150. 283
Baranius-Molien, Elise. Die Frauen Finnlands 178
Bauer, Alma. Mädchenerziehung im Backfischalter 577. 691. 739
Behring, Emma. Die Frau im Recht. Die elterliche Gewalt der Mutter . . 613. 650
Bender, Hedwig. Unser Recht auf einen Lebensberuf 290
Bölsche, Wilhelm. Neue Entdeckungen zur Urgeschichte der Frau 11
Brunnemann, Anna. Die französische Familie 725
Buch, Dr. Hans. Der Wandel in der Heilkunde 586
Chatterton, Mrs. Neu-Seeland und seine Frauen 641
Dyhrenfurth, Gertrud. Sozialpolitische Erhebungen englischer Frauen 495
Erhard, Anna. Zur Dienstbotenfrage 755
Falkenhorst, K. Die Fleischkonserven. Ein hygienisch-volkswirtschaftlicher Rückblick 116. 181
Goehde, Richard. Gasfeuerung in der Küche. (Mit Abbildungen) 564. 627
Grandke, Hans. Die Frau in der Konfektion 170. 227
Groß, Dr. Theodor. Teslas Versuche 752
Haushofer, Dr. Max. Über Spielzeug 161
Heister, Hedwig. Auch eine Hausfrauenpflicht 549
Hübner, Marie. Ein Mädchenhort 408
Keibel, Prof. Dr. Franz. Zelle und Organismus 556
Kraft, Dr. Heinrich. Zur Hygiene des Schulkindes. Schule und Haus 646
Kurlbaum, Alfred. Die Frau im Recht. Die Frau als Vormund 321. 434
Lange, Helene. Altes und Neues zur Frauenfrage 536. 581
„ „ Das Preußische Abgeordnetenhaus und die Höhere Mädchenschule . . 416
„ „ Die Not des vierten Standes 551
„ „ Jugendlitteratur 139
„ „ Münchener Tage 449
„ „ Eine indische Heldin 246

Digitized by Google

Seite

Lortzing, Dr. Max. Aus englischen Frauengefängnissen 239
" " Die Schulspiele in Deutschland 372
Marmetschke, A. Lebensversicherung und Altersversorgung. Ihre Bedeutung für Frauen 542
Mercier, Helene. Das Wahlrecht der Frau 731
Poppenberg, Dr. Felix. Litterarische Metamorphosen 216
" " Napoleon und die Frauen 743
Schaar, Eduard. Konstantinopeler Frauentypen 104
Schettler, Paul. Unser Optimismus 404
Schiller-Tietz, Dr. Die Zimmerluft 695
Schliepmann, Hans. Ästhetische Gedankenlosigkeiten 483
" " Wie nennen Sie diesen Stil? 31
" " Zur Verständigung über moderne Malerei 347
Schüler, Dr. Paul. Die Frau im Recht. Der letzte Wille 453
" " Dürfen wir strafen? Plauderei mit einem Juristen 276
Schwerin, Jeannette. Armut und Armenpflege 86
" " Arbeiterschutz und Fabrikinspektorinnen 263
Spiro, Dr. Karl. Allerlei Medizinisches vom Eisen 413
" " Einfluß alkoholartiger Getränke auf Kinder 48
Tiburtius, Dr. med. Franziska. Hysterie und Erziehung 194
Troll-Borostyáni, Irma von. Charakter 359
Wohlbrück, Olga. Die russische Dorfschullehrerin 327
Ziegler, Prof. Dr. Theobald. Über Höflichkeit 257
" " " Lehrerinnenseminar und Frauengymnasium 65
Zimmern, Alice. Das Wahlrecht der Frauen in England 364

Romane, Novellen und Skizzen.

Audrea, Antonie. Wer den Herrn Baron beweinte 489
Arnold, Hans. Ein Weihnachtsdiner 156
Boy-Ed, Ida. Das warme Nest 1. 70
Bülow, Frieda von. Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika 25. 93
Francke-Schievelbein, Gertrud. Frau Träsemann 334
Heilborn, Hedwig. Schulden 554
Jansen, Emmi. Herr Philipp 202. 295
Lie, Jonas. Geschichten aus Norwegen. I. Schlachter Tobias 108
" " " " II. Auf dem Kirchhof 174
Liß-Blanc, E. Fernsicht 357
" " Totensonntag 91
Londen, Lilly. Verantwortung 269

Digitized by Google

Seite

Ottmer, F. Die Blinde 623. 688
Stellmacher, K. Ein Schritt zurück 37
Timkowski. Die alte Gouvernante 366. 418
Vely, E. Auf der Blankschmiede 129. 231
„ „ Im Frauen-Asyl für Obdachlose in Berlin 353
Westkirch, Luise. Ein moderner Märtyrer 385. 458. 513. 591. 655. 705

Biographieen und Charakteristiken.

Berdrow, Otto. Eine Priesterin der Romantik. (Karoline von Günderode) 681
Berthof, M. v. Bei Frau Dr. Rosa Kerschbaumer. (Mit Porträt) 220
Heilborn, Dr. Ernst. Luise Westkirch. (Mit Porträt) 735
Key, Ellen. Anne Charlotte Leffler und Sonja Kovalevsky 616
Lange, Helene. Ida Boy-Ed. (Mit Porträt) 18
„ „ Marie Loeper Houselle und der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein. (Mit Porträt) 273
„ „ Margarete von Bülow. (Mit Porträt) 341
„ „ Mathilde Weber. (Mit Porträt) 479
„ „ Luise Otto Peters † 402
Muchall, Mary. Dr. Henriette Tiburtius-Hirschfeld. (Mit Porträt) 82
Poppenberg, Dr. Felix. Liselotte 429
Robrau, Paul. Ada Negri 223
Schettler, Paul. Gustav Freytag. (Mit Bild) 545
Schliepmann, Hans. Dora Hitz. (Mit Porträt) 677
Taubert, E. Johanna Jachmann-Wagner. (Mit Porträt) 147
Winter, Elisabeth. Das deutsche „Daheim" in London und seine Begründerin. (Mit Porträt) 610

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Badischer Frauenverein 379. 507
Bestrebungen für Frauenerwerb 638
Bonner Verein zur Förderung der Frauenbildung 634
Frauenarbeit in der Kunst (Helene Lobedan) 503. 570. 631
Frauenarbeit in der Keramik (Emmi Luthmer) 52
Frauenbildungsverein in Breslau 443

Digitized by Google

Seite

Frauenbildungsverein zu Cassel 759
Frauenbildungsverein in Cöln 442
Frauenbildungsverein in Frankfurt a./M. 443
Frauengewerbeverein zu Leipzig 378
Frauenwohl in Danzig 122. 760
Frauenwohl, Verein, in Nürnberg 760
Geflügelzucht als Erwerb für die Frauenwelt (Dr. Karl Ruß) 119
Handels- und kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen 62
Handwebeapparat Textil-Eugenia, Der 574
Herstellung, Die, imitierter Smyrnateppiche 128
Höhere Berliner Zuschneideschule für Damenschneiderei 505. 766
Kinderpflegerinnenschule, Die, des Berliner Fröbelvereins 63
Klavierstimmerin, Die (H. Oehmke) 185
Kunststickerei als Frauenerwerb (L. Hagen) 313
Massage, Die, als Frauenerwerb 439
Meierei-Tournee, Eine, in Finnland (Elise Baranius-Molien) 698
Milchwirtin, Die (H. Oehmke) 698
Nürnberger Frauenarbeits- und Kochschule 250
Oberlehrerin, Die (Helene Lange) 248
Post- und Telegraphenbeamtin, Die (Eliza Ichenhäuser) 758
Stenographie als Frauenerwerb (H. Oehmke) 375
Schwäbischer Frauenverein 759

Gedichte, Aphorismen, Von Frauen und über Frauen etc.

Andrea-Salomé, Lou. Durch Dich 268
„ „ Rote Rosen 590
„ „ Winterlaub 101
Aphorismen 36. 103
Blüthgen, Viktor. Mütterreime 312
Busse, Carl. Allerseelen 69
„ „ In der Neujahrsnacht 193
„ „ Nach dem Balle 333
„ „ So einsam 333
Dörmann, Felix. Heilige Nacht 146
Evers, Franz. Pallanza am Lago Maggiore 654
Falke, Gustav. Ein Unterschied 47
Henckell, Karl. Zuruf 177

Digitized by Google

Seite

Jacobowski, Ludwig. Frage 488
Janitschek, Maria. Achensee 738
„ „ Ein Jahr 544
Lent, C. Von Thymian duftet die Halde 626
Roquette, Otto. Spruchgedichte 17
Schanz, Frida. Sprüche 90
Triepel, Gertrud. Sprüche 417
Von Frauen und über Frauen 403. 751
Zoozmann, Richard. Frühling 478

Frauenleben und -Streben.

Seite 57. 123. 187. 251. 316. 377. 441. 507. 573. 635. 700. 761.

Frauenvereine.

Seite 59. 122. 186. 250. 315. 378. 442. 506. 572. 633. 759.

Bücherschau.

Seite 60. 125. 188. 252. 318. 380. 444. 508. 636. 701. 763.

Kleine Mitteilungen.

Seite 62. 127. 191. 320. 382. 574. 638. 702. 765.

Rechtspflege.

Seite 51.

Liste neu erschienener Bücher.

Seite 64. 128. 192. 255. 384. 447. 510. 637. 766.

Anzeigen.

Seite 62. 126. 190. 254. 318. 381. 445. 509. 574. 637. 702. 765.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 1. Oktober 1894.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Das warme Nest.

Novelle

von

Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.

Das war einmal eine glückliche, harmonische Ehe gewesen. Und als der Tod sie löste, indem er den Gatten hinwegnahm, weinte die ganze Familie und Freundschaft mit der Witwe zusammen die heißesten Thränen.

Wenn Teilnahme und Lobpreisungen sowohl des Verstorbenen als auch des nun entschwundenen Glückes trösten können, so mußte Frau Justizrat Gräfe sich wahrlich wieder aufrichten aus ihrem tiefen Schmerz. Denn jedermann wußte ihr nur Wohlthuendes zu sagen.

Wie oft hatte Gräfe davon gesprochen, daß sein Frauchen das Ideal einer Ehegattin sei: vorsorglich, anschmiegend, bescheiden. Kam er von seinem Bureau heim, darin allzeit das raunende, flüsternde, hetzende Treiben einer übermäßigen Thätigkeit herrschte, so fand er in seinem Hause einen lichten Frieden. Das Essen stand pünktlich und wohlschmeckend auf dem Tisch, die zierliche Frau wartete mit einem freundlichen Lächeln des Hausherrn, den nie eine Frage oder ein Vorwurf behelligte, wenn er zu spät kam. Nie gab es Ansprüche, die über das Budget des Justizrats hinausgegangen wären, nie ward er peinlich durch Rechnungen überrascht.

Von seinen Arbeiten verstand die liebe Frau zum Glück garnichts; sie fragte weder nach seinen Prozessen noch nach seinen Parteiinteressen. Sie war wohl stolz darauf, daß ihr Gatte Landtagsabgeordneter war, daß sein Ruf als Rechtsanwalt ein ungewöhnlicher, daß seine persönliche Autorität auch im Privatleben, in der Gesellschaft und in der Familie stets bemerkbar blieb, allein sie sah es als ihre Pflicht an, nicht nach Dingen zu fragen, von denen sie doch nichts verstünde, und fand ihre schöne Aufgabe darin, im Hause mit weicher Hand die Falten von der Stirn zu streichen, die draußen das Leben manchmal hineingrub. So war ihm allezeit seine Häuslichkeit ein Asyl der Ruhe gewesen, in dem seine männliche

Digitized by Google

Selbstherrlichkeit friedlich ausatmen konnte, ohne angezweifelt zu werden, aber auch ohne sich äußern zu müssen. Wie dankbar hatte er das nicht allezeit gerühmt, und soweit seine übermäßig vielen Pflichten ihm Zeit gelassen hatten darüber nachzudenken, war er zu dem Schluß gekommen, daß seine Frau das Urbild anspruchsloser Weiblichkeit sei.

Dies alles erzählte man mit liebevoller Indiskretion der weinenden Witwe und verwies sie, deren Untröstlichkeit man völlig begriff, auf ihre beiden Knaben, die allein ihr das Weiterleben möglich machen konnten und mußten.

Frau Justizrat Gräfe, welche ihre beiden Söhne anbetete, meinte in diesem Augenblick, wo eine kleine Undankbarkeit gegen das Schicksal sicherlich verzeihlich war, daß Töchter ihr bessere Gefährtinnen sein würden. Denn was hatte man schließlich von Söhnen: an ihren Schularbeiten konnte man nicht teilnehmen, denn die gingen ohnedies bald über den Horizont einer Frau hinaus, und nachher wurden die Söhne von ihrem Berufsleben hingenommen, heirateten wohl gar und entfremdeten sich der Mutter gänzlich. Nicht einmal schöne Kleider nähen konnte man ihnen, denn die Anzüge der Knaben machte der Schneider.

Des verstorbenen Justizrats Schwester, die kluge und reiche Frau Glomann sagte freilich:

„Ach, Liebe, Töchter oder Söhne, die Verantwortlichkeit bleibt doch die gleiche, und ich, die ich nur drei Töchter habe und mir immer einbilde, ganz besonders geeignet zur Erziehung von Söhnen zu sein, ich möchte dich fast beneiden um die Aufgabe, zwei Männer heranbilden zu dürfen."

Frau Justizrat Gräfe weinte und antwortete:

„Was kann ich viel thun? Nicht einmal bei ihrem Latein kann ich ihnen helfen und bei ihren anderen Aufgaben. Aber freilich, das schadet auch nichts, sagte mein Mann, das verlangt man nicht von einer Frau, dafür giebt es Lehrer, die man bezahlen kann."

„Ganz gewiß," bestätigte ihr Frau Glomann, „in der Fähigkeit, Nachhilfe bei den Schularbeiten leisten zu können, liegen nicht die Anforderungen, die das Leben an dich zum Besten deiner Söhne stellt. Die Charakterentwickelung zu beobachten und zu beeinflussen, die Berufswahl in Einklang mit der Individualität zu bringen, um deine Knaben zu innerlich zufriedenen, leistungsfähigen Menschen zu machen — das sind freilich schwere Aufgaben und Sorgen."

„Ja," sprach die Justizrätin, die fortfuhr zu weinen, „ich will meinen Jungens ein recht warmes Nest machen, denn so gut wie bei ihrer Mutter haben sie's im Leben doch nicht wieder."

Frau Glomann seufzte. —

Das neue Leben konnte nun anfangen. Ein Vormund war ernannt; der liebenswürdige, lebensfröhliche Vetter des verstorbenen Justizrats hatte sich mit einem gemütlichen „aber selbstverständlich!" bereit erklärt. Als Mitvormünderin konnte nach dem in der Stadt herrschenden Gesetz die eigene Mutter auftreten.

Frau Justizrat war dem guten Vetter Gräfe so dankbar. Er nahm ihr die Verwaltung des Vermögens ab und sagte ihr, daß sie eine leidlich wohlhabende Frau sei. Im übrigen kümmerte er sich nicht um die Erziehung seiner Mündel. Er hätte das taktlos gefunden, einer so reizenden, pflichtgetreuen und netten Dame, wie Malwine Gräfe, in ihre Angelegenheiten hineinzureden. Sie, die ihren Gatten so glücklich gemacht, würde schon verstehen, die beiden prächtigen Jungens zu erziehen. Und er hatte um so mehr Respekt vor Frau Malwine, als sie immer mit ihren Vierteljahrszinsen auskam, während seine eigene Frau ihm ewig mit Geldangelegenheiten in den Ohren lag. —

Mit einem gewissen wehmütigen Erstaunen ward Frau Malwine allmählich inne, daß das Dasein sich auch so ertragen lasse. Gräfe hatte ja immer recht wenig Zeit übrig gehabt für die Seinen. Er kam hastig zu Tisch, um eine knappe Stunde zu Haus zu bleiben. Abends war er so oft in Versammlungen, oder man ging in Gesellschaft oder zu Familienzusammenkünften. So eigentlich unter vier Augen sich mit Gräfe zu unterhalten hatte Frau Malwine nie recht Gelegenheit. Selbst seine Krankheit war gewesen wie seine Thätigkeit: rasch, mit schnellem Ende, als wollte er die Seinen keine unnütze Zeit mit seiner Pflege vergeuden lassen.

Entbehren that sie ihn ja freilich. Hier und da hatte er auch einmal seine zärtlichen Gedanken seiner Frau zugewandt. Das war

Digitized by Google

ihr zwar immer ein bischen verlegen und lästig gewesen; aber pflichtgetreu fügte sie sich alle Zeit darein, übersehen oder begehrt zu werden.

Der Arme, er hatte ja immer so viel um die Ohren gehabt, da mußte man ihn nehmen, wie er war, mochte auch das eigene Herz sich just nach einem guten Wort sehnen, wenn er gerade sehr zerstreut war, oder mochte man sich gerade recht elend und abgespannt fühlen, wenn er sich in zärtlicher Stimmung befand.

Und gerade, weil es so zwischen ihnen gewesen, entbehrte Frau Malwine ihn kaum. Kein Akkord war zerrissen; eine fügsame Seele war nur des unbewußten Zwanges, sich anzuschmiegen, enthoben.

Aber dies gestand Frau Malwine weder sich noch andern. Sie klagte es sich und allen beständig vor, daß Gräfe ihr an allen Ecken und Enden fehle.

Die Sorge um die Pünktlichkeit und Güte des Essens war dieselbe geblieben. Denn Hubert und Reinhard kamen um halb zwei aus dem Gymnasium, und da mußten sie gleich die dampfende Suppe finden. Die beiden Jungen wuchsen so, daß man nie genug thun konnte, sie bei guten Kräften zu erhalten.

Sie hingen an ihrer Mutter mit einer fanatischen Liebe, aber besaßen auch die ganze Rücksichtslosigkeit halbwüchsiger Knaben.

Sie stritten sich, daß die Wut über einander sie bleich und sinnlos machte, und erst wenn Mamachen in Thränen ausbrach, bereuten sie leidenschaftlich, ihr Kummer bereitet zu haben.

Sie warfen mit den Thüren, wenn sie gleich wußten, daß Mamachen mit der schrecklichsten Migräne darnieder lag. Sie blieben bei Schlittschuhpartien oder Sommertouren weit über die angesetzte Zeit aus und bedauerten es erst nachher, wenn sie Mamachen blaß und verweint fanden. Ihre lebhafte Phantasie hatte die Knaben ja schon verunglückt gesehen.

Aber was sollte man bei dergleichen kleinen Rücksichtslosigkeiten machen; dafür waren es eben Knaben — künftige Männer.

Sie kamen gut in der Schule vorwärts. Mamachen weinte immer Freudenthränen über ihre Söhne und staunte deren Weisheit an. Was lernten sie nicht alles: Latein, Griechisch, Arithmetik und so viel Dinge, deren Namen Frau Malwine nicht einmal kannte. Mit einer wahren Andacht räumte sie die Pulte ihrer Knaben auf und sah die alten Schriftsteller dort liegen. Daß die Büchlein, die in Huberts Zimmer sich zuweilen fanden, „Schlüssel" waren, mit deren Hülfe er seine Uebersetzungen anfertigte, konnte sie nicht wissen.

Bis jetzt hatten die beiden sich immer Geld erbeten, wenn sie sich Bücher kaufen mußten oder eine Tour machten. Nun, da sie vierzehn und fünfzehn Jahre zählten, beanspruchten sie ein bestimmtes Taschengeld.

Es war das erstemal, daß Vetter Gräfe um Rat gefragt wurde.

Der lachte und konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, daß die Jungens jetzt erst Taschengeld bekommen sollten. Er selbst habe schon mit zehn Jahren seine fünfzig Pfennig wöchentlich erhalten, und er erinnere sich noch mit Vergnügen der ersten heimlichen Cigaretten, die er mit dem seligen Gräfe geraucht, und wie elend sie damals beide gewesen. Bei dieser Gelegenheit kramte er noch allerlei Jugenderinnerungen aus; besonders auch eine Tanzstundengeschichte, wo er und der selige Gräfe die gleiche „Flamme" gehabt und sich wegen derselben mit den alten Pistolen eines Onkels duelliert hätten. Es sei aber unblutig verlaufen, denn die alten Pistolen seien zu verrostet gewesen, um noch zu funktionieren.

Frau Malwine lächelte zu den Geschichten und trocknete eine Thräne.

So bekamen denn die Knaben ihr Taschengeld, aber, da die Zeiten sich inzwischen sehr geändert hatten, auch alle Ansprüche gewachsen waren, wurde es reichlicher bemessen, als damals das vom Vetter.

Mamachen dachte nicht daran, sich Rechnung ablegen zu lassen. Sie wunderte sich nur, daß Reinhard oft verlegen ankam mit dem Geständnis, große Ausgaben für Schulhefte gehabt oder Geld verloren, oder einem Freund geliehen zu haben, so daß sie ihm extra geben mußte, während Hubert eine Sparbüchse angelegt hatte, in der es stark und massig rasselte, wie sie einmal zufällig fand, als er vergessen hatte, sein Schränkchen zu schließen.

Und dann kam auch die Tanzstunde an die Reihe. Frau Malwinen war es schrecklich, in

Digitized by Google

ihrem Hause wieder lustige Musik hören zu sollen, wenn es auch nur die auf dem Klavier mechanisch heruntergeleierten Tänze waren, die der Pianist des Tanzlehrers spielte. Aber sie war ergeben bereit, sich in alles zu fügen, was diese Tanzstunde, die in einer Anzahl befreundeter Häuser herumging, an Prüfungen für sie mitbringen würde. Sie erwartete Ausschreitungen und kleine Liebschaften. Aber nur Reinhard kam eines Tages bleich und schwankend nach Hause und war sehr krank.

Trotz aller Vorsätze, ruhig zu bleiben, kam Mamachen doch vor Angst um, schickte zum Hausarzt und wachte die ganze Nacht an Reinhards Bett, obschon der Junge gestanden, daß er mit Kameraden nach der Tanzstunde in ein Bierhaus gegangen sei und geraucht habe. Der Arzt hatte nur kalte Umschläge auf den Kopf und für den andern Morgen eine tüchtige Ausschelte verordnet. Aber am Morgen, als Reinhard wohl erwachte und seine Mama neben seinem Bett fand, fiel er ihr weinend und reuevoll um den Hals, und von Ausschelten war nicht mehr die Rede.

Die erwartete Tanzstundenliebe schien auszubleiben. Wenn die Tanzstunde in einem sehr befreundeten Haus war, ging Mamachen zum Zusehen hin. Und da wunderte sie sich denn über den ernsten Eifer, mit welchem Hubert sich der Sache hingab, obschon er unter den Knaben keinen Freund, unter den Mädchen keine Freundin hatte.

„Ich dachte garnicht, daß es Spaß mache, Tanzstunden zu haben," sagte die Mama ihm einmal, „wenn nicht so kleine persönliche Interessen dabei wären."

„Man hat doch nicht zum Spaß Tanzstunde," antwortete Hubert, „ich weiß recht gut, daß ich ein bischen plump bin, das muß man ablegen."

Auch Reinhard hatte keine „Liebe", aber in jeder Tanzstunde fand er ein anderes Mädchen am schönsten; er schenkte allen kleinen Damen Bonbons und Blumen, war der lustigste und gesuchteste Tänzer, und — ganz heimlich gestand Mama sich das — der schönste von allen Knaben.

Die Brüder waren zugleich zur Schule gekommen und bis jetzt zusammen geblieben. Die Tanzstunde indes hatte auf Reinhard einen so zerstreuenden Einfluß, daß er Ostern in Obertertia zurückblieb, während Hubert nach Untersekunda versetzt wurde.

Es war gewiß nicht schlimm, einmal sitzen zu bleiben, aber Hubert nahm daraus Veranlassung, seinen Bruder förmlich zu verachten. Es wäre zu ernsten Streitigkeiten zwischen ihnen gekommen, wenn die Mama nicht als Friedensengel fort und fort vermittelt hätte.

Ganz allmählich fing die Frage an aufzutauchen: was wollen deine Söhne werden?

Zuerst fragte Frau Glomann. Malwine hatte nie darüber nachgedacht, denn für sie verstand es sich von selbst, daß beide Jus studierten. Alle Gräfes waren Juristen gewesen; ein Onkel lebte als Reichsgerichtsrat in Leipzig, ein anderer war ein sehr beschäftigter Advokat in Hamburg. Der selige Gräfe hatte die Bureaus seines Vaters übernommen, und wäre der Justizrat nicht so früh gestorben, würden Hubert und Reinhard ohne Frage in das Büreau ihres Vaters eingetreten sein.

„Ja, eignen sie sich denn auch dazu?" fragte Frau Glomann, „und zwar gleich beide?"

Warum sie sich nicht dazu eignen sollten, konnte Frau Malwine nicht begreifen, sie waren doch beide sehr intelligent.

Dann fragte Vetter Gräfe.

„Ich habe noch nicht mit ihnen darüber gesprochen," sagte Frau Malwine, „aber ich finde es so selbstverständlich, daß sie Juristen werden."

„Das hab' ich mir wohl gedacht," sagte Vetter Gräfe, der seinerseits auch Advokat, aber ein herzlich wenig beschäftigter war, woraus er sich nicht viel machte, denn zu viel Arbeit hätte ihn doch sehr gestört. Von seinen Mündeln, als Sprossen der „bedeutenderen" Linie Gräfe, nahm er ohne weiteres an, daß sie schon etwas aus sich machen würden.

Dann eines Tages fragte die Mama ihre Söhne. Hubert war nun schon Primaner, Reinhard Obersekundaner.

„Rechtsanwalt," sagte Hubert kurz, ohne von seinem Buch aufzublicken.

Die Mama erinnerte sich eines Wunsches ihres Seligen.

„Euer Papa sagte einmal, daß er wohl seinen Ältesten gern die akademische Karriere einschlagen sähe. So ein Professor der Juris-

Digitized by Google

prudenz an einer großen Universität sei etwas sehr Ehrenvolles."

„Aber sehr wenig Einträgliches," bemerkte Hubert, weiter lesend.

„So?" fragte Mamachen staunend. „Professor Herrlichs machen doch ein großes Haus, und die Töchter sind immer sehr elegant."

Da fühlte Hubert sich bewogen, der guten Mama die Verhältnisse ein wenig zu erklären. Er legte sein Buch hin, stützte rechts und links davon die Ellenbogen auf und rechnete mit dem Zeigefinger der Rechten an den Fingern der Linken her:

„Wenn man sich als Privatdozent habilitiert, kann das Unglück wollen, daß man zehn oder vierzehn Jahre auf den Professor wartet, und dann wird man zunächst auch nur außerordentlicher! Anfangsgehalt zwei- bis dreitausend Mark. Auch Privatdozenten können durch zahlreiche Hörer gut verdienen. Der Zulauf aber, den ein Dozent hat, hängt oft weniger von der Gediegenheit seiner Kenntnisse ab, als von dem persönlichen Reiz seines Vortrags. Wer kann im voraus wissen, ob er den hat? Herrlich, den du heranziehst, ist von Haus aus etwas vermögend — ich bin es auch, ich weiß, Mama — aber pardon, heutzutage so mit einer Rente von dreitausend Mark sich herumdrücken, bis man, wie eben Herrlich, durch ein Buch, das unerwartet einschlägt, durch eine reiche Heirat auf die Höhe kommt — nein, Mamachen, das ist nicht mein Fall. Als Rechtsanwalt, noch dazu mit einem Namen, der vertrauenerweckenden Klang hat, komme ich in wenig Jahren zu großen Einnahmen. Das garantiere ich dir. Das sind Dinge, Mamachen, die du nicht verstehst, und über die ich allein entscheiden muß."

„Ach," sagte sie und sah den jungen Sohn erstaunt, bewundernd an, der so gescheit über alles zu reden wußte. Selbstverständlich verstand sie nichts davon und maßte es sich auch gar nicht an, urteilen zu wollen.

Reinhard hatte sich unterdes im Lehnstuhl gerekelt; er war immer so müde und immer ein bischen blaß. Seine Augen hingen träumerisch am Licht der Lampe.

Nun wandte die Mutter sich ihm zu. „Und du, mein Junge?" ihr Ton war immer noch etwas zärtlicher, wenn sie mit Reinhard sprach. Er fuhr auf.

„Ich, Mama? Ach Gott, ich weiß gar nicht, was ich werden möchte. Ich habe noch gar keine bestimmte Neigung," sagte er kläglich.

Die Mutter strich ihm sein dunkles Haar aus der Stirn.

„Nun, mein Sohn, das kommt wohl noch. Bist du aber nach Jahr und Tag auch noch unentschieden, so scheint mir doch der väterliche Beruf der nächstliegende."

„Freilich," seufzte Reinhard.

Manchmal war es Frau Malwinen wie ein Traum, daß nun schon fünf Jahre verflossen waren seit dem Tode des Gatten. Ereignislose Jahre schrumpfen in der Erinnerung zu einem Nichts zusammen. Das Gedächtnis überfliegt sie mit einem Blick, gleichen sie doch einer Ebene ohne Unterbrechung.

Die Thränen flossen wieder frisch — denn schien es nicht, als ob Gräfe gestern gestorben wäre? — als die arme Mama ihre Söhne zur Universität entließ. Das heißt das „Entlassen" war nur symbolisch. Sie blieben bei ihr, denn sie studierten an der Universität ihrer Heimatstadt. Hubert hatte von vornherein keinen anderen Gedanken gehabt; Reinhard wäre wohl gern hinausgeflogen, um neue Menschen und andere Städte zu sehn, allein Mamachens Thränen ergriffen ihn. Einen solchen Engel von Mutter verläßt man nicht ohne Not.

So unterdrückte er denn die merkwürdige und geheime Sehnsucht, die ihm Bonn, Heidelberg oder Jena vorgaukelte, nicht sowohl wegen irgend eines Professors, der ihn da oder dort hinzog, sondern weil er von schönen Gegenden, von alten Burgen, glitzernden Flüssen, fröhlichen Gesängen und romantischem Studentenleben träumte. Oft schien ihm, als sei man im Getriebe der Weltstadt kein Mensch, sondern nur eine Arbeitsmaschine. —

Hubert hatte ein langes Gespräch mit dem Vormund und Vetter Gräfe gehabt, als er sein Abiturium gemacht hatte. Die Mama, welche zugegen war, konnte gar nicht fassen, daß ein so junger Mensch so klug an alles denke. Aber natürlich, das war wohl Männerart, und sie, die Frau, verstand nichts davon, wie wichtig Geschäfte sind. Hubert hatte den

Digitized by Google

[illegible] Reinhards [illegible] gewesen [illegible].

[illegible] Der Vetter [illegible] der Mama [illegible], [illegible] und den Söhne[illegible]. Das [illegible] dem Vetter [illegible], die [illegible] Mama [illegible] zu [illegible]. [illegible] Söhne [illegible] nicht nur [illegible] von selbst.

Dann [illegible] Hubert [illegible], die Mama und Reinhard [illegible] vom Vater [illegible], [illegible] nicht um [illegible] bei der [illegible].

Wenn er es fordere, sagte der Vetter, gewiß, [illegible] für die Mama wäre, falls auch Reinhard mit solchem Verlangen käme. Es wäre unrecht[illegible] den Söhne, die sich [illegible] von der Mutter den [illegible] zu [illegible] und auch den [illegible] Willen des Toten — der bei seinem [illegible] frühen Ende kein Testament [illegible] — [illegible]. Und daß Gräfe [illegible] als [illegible]erbin eingesetzt haben würde, falls er überhaupt noch zum Einsetzen gekommen wäre, unterliege keinem Zweifel.

Hubert hörte schweigend zu, ohne eine Miene zu verziehen. Nach einer Weile fragte er mit seinem etwas [illegible]lichen Ton:

„Mamachen, willst du meinen Vermögensanteil nach meiner Mündigkeit behalten, oder mir auszahlen?“

„Aber mein Sohn, wie werde ich etwas behalten wollen, das dir gehört,“ sagte sie und sah hilflos von einem zum andern, denn das merkwürdige Gesicht, das Vetter Gräfe aufsetzte, schien ihr so beleidigend für Hubert. Und wahrscheinlich handelte Hubert doch nur ganz korrekt.

„Danke, Mama. Beim Vetter für dich belegt, trägt es vier Prozent. Ich selbst kann vielleicht das Kapital verdoppeln. Und dann noch eins: könnten nicht von nun an alle meine Ausgaben und die Reinhards besonders gebucht werden?“

„Gewiß,“ versprach die Mutter gehorsam. Vetter Gräfe pfiff den Fatinitzamarsch. Sagen [illegible] er aber nicht mehr, denn der Hubert [illegible] Blick.

Das [illegible] der Brüder [illegible] sich aber ganz anders als die Mama es sich [illegible]. [illegible], [illegible] sie es sich [illegible], [illegible], daß Hubert [illegible] als Reinhard. Und nun war es gerade Hubert, der [illegible] — [illegible] — [illegible] Reinhard, der doch nur der Mutter wegen im [illegible] geblieben war, die Abende mit [illegible] oder anderer Geselligkeit verbrachte.

Die merkwürdige Beobachtung, daß Hubert kaum halb so viel Geld brauchte als Reinhard, konnte sie nur anderthalb Jahre hindurch machen, denn dann hörte das ängstliche Anschreiben auf, weil die Söhne mündig wurden und Hubert sein Kapital ausgezahlt bekam. Reinhard bat, daß der Vetter es nach wie vor verwalten möge, und daß er nach wie vor aus einer Kasse mit der Mama wirtschaften dürfe.

Hubert fragte seine Mutter, ihr schmeichelnd über den blonden Scheitel fahrend, wieviel Kostgeld er denn nun fortan bezahlen solle. Aber da wurde Mamachen rot und verlegen und meinte, vom Sohn könne sie doch nichts nehmen, es werde fortan auch wohl so reichen, den Jungens das Nest warm zu halten.

Freilich reichte es, aber die Mama, die bisher stattliche Kleidung geliebt hatte, ging fortan in simplen, schwarzen Wollkleidern. Denn den Tisch konnte sie doch nicht einfacher bestellen: junge Leute müssen gut essen.

Immer war Reinhard noch im Zweifel, was er werden wollte, obschon er sich in Ermangelung eines festen Zieles dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte.

„Wenn du mir doch raten könntest, Mamachen,“ sagte er manchmal, „du mußt doch deinen Sohn kennen. Ich bilde mir ein, Mütter wissen genauer, welches die richtigen Wege für ihre Söhne sind, als manchmal diese selbst. Sie sehen die grade Linie des Charakters scharf gezeichnet vor sich; man selbst ist durch krause Wünsche, allerlei Jugendtorheiten und Stimmungen an der rechten Selbsterkenntnis verhindert.“

Digitized by Google

Mamachen küßte ihm die Stirn und sprach: „Gewiß kenne ich dich, mein Sohn. Du magst dich gern amüsieren, das ist dein Recht. Und du bist ein braver, tüchtiger Junge, der in jedem Beruf Tüchtiges leisten wird. Ich freilich kann mir keinen andern vorstellen als den eines Juristen. Aber das soll deine Freiheit nicht beeinträchtigen."

Da war denn Reinhard so klug wie zuvor, und Jahr um Jahr schwand so dahin.

Hubert arbeitete schon nach gemachtem Assessorexamen praktisch im Bureau des Rechtsanwalts Simon, der seinem Vater befreundet gewesen, und wollte sich sofort etablieren, wenn die vorschriftsmäßige Zeit vorüber wäre. Für Reinhard hatte er der Mama vorgeschlagen, diesen auch bei Simon praktizieren zu lassen und dann zu sehen, daß Simon ihn ganz bei sich behielte, vielleicht im Verhältnisse eines Kompagnons mit einem Drittel Anteil, da Reinhard für sich allein nie etwas werden würde.

Die Mama war tötlich erschrocken. War doch ein ganz klein wenig Reinhard ihr Liebling.

„Warum sollte er denn nichts werden?" fragte sie ängstlich.

„Keine Selbstdisziplin," antwortete Hubert achselzuckend, „impulsive Naturen eignen sich nicht für den Beruf."

„O, mein Gott, dann hätte er etwas anderes werden müssen," jammerte die Mama.

„Das hätte er wissen müssen oder du."

„Ich?" rief sie weinend, „ich? was verstehe ich denn vom Leben und von den verschiedenen Berufsarten der Männer?"

Sie beschloß, den Fall mit dem guten Vetter Gräfe zu besprechen. Der hatte aber den Hubert seit dem Erbschaftsgespräch „höllisch im Kieker," wie er zu sagen pflegte, und fand das Urteil des Bruders über den Bruder empörend.

„Liebe Cousine," sagte er, „laß du dir den Glauben an den prächtigen Reinhard nicht rauben. Das ist ein Junge von Gemüt, da steckt Temperament drin. So was Unmittelbares! Und einen Charme hat er — na, und Leute mit Charme bringen es meist weiter wie Leute mit trockenem Wissen. Aber ich will dir was sagen: den Hubert hättest du nicht sollen Rechtsanwalt werden lassen. Unter uns, er ist habgierig, er will Millionär werden. Na, und in unserm Beruf geht einem so manche Summe durch die Hand, bei der ein habgieriger Sinn rege werden kann. Lauterkeit, objektives Interesse — weißt du, das ist ein Haupterfordernis für den Rechtsanwalt, an den hundertmal die Versuchung herantreten kann, für großes Geld Sachen zu verteidigen, die nicht so ganz zweifelsohne sind. Nein, nein, der Hubert ist mir zu gefährlich beanlagt für den Beruf."

Nun war die arme Mama von einer Bestürzung in die andere gekommen. Auch ihr Hubert sollte sich nicht für den Beruf eignen, den er nun einmal ergriffen hatte! Und wieder sollte sie es gewesen sein, die ihn davon hätte ablenken sollen! Sie fühlte sich gekränkt, ja geradezu ein wenig verkannt; denn hatte sie wohl je einen andern Gedanken gehabt als den, ihren Söhnen die treueste Mutter zu sein?

Sie kam sehr gedrückt nach Hause und konnte sich nicht enthalten, gegen ihre „Stütze" ein wenig zu klagen.

Nämlich um einen Dienstboten zu sparen, hatte Frau Malwine seit einem Jahr eine „Stütze" angenommen, ein junges Mädchen, das kein Gehalt bekam, kein Kostgeld gab und sich im Hausstand zu vervollkommnen wünschte. Die erste Stütze war ein unleidliches, freches Mädchen gewesen, die zweite von einer Unbildung ohnegleichen, erst mit der dritten hatte man es gut getroffen!

Resi Schenck war eine Landpastorentochter, die Schwester von drei älteren Brüdern und drei jüngeren Schwestern. In ihrem einfachen Kleidchen ging sie still, fast unbemerkt im Hause umher und war Frau Malwinen eine angenehme Gesellschaft. Es entstand schnell ein zutrauliches Verhältnis zwischen beiden Frauen. Resi war es von ihrem Elternhaus her so gewöhnt, daß man alles opferte, um die Studien der Söhne zu fördern, und daß sich um die Zukunft dieser alles drehte. Sie verstand völlig dieses Leben, das sich nach den Wünschen und Tageseinteilungen der jungen Herren richtete. Ihr gegenüber konnte Frau Malwine schon ein ehrliches Wort sprechen, ohne sich etwas zu vergeben.

Digitized by Google

Resi mußte ihr dann erzählen, wie es bei der Berufswahl ihrer Brüder hergegangen sei. Die Frauen saßen mit der Handarbeit und warteten, bis es Hubert gefällig sein möchte, zum Abendbrod zu kommen.

„Mein ältester Bruder," sagte Resi, ohne den braunen Kopf von ihrer Stopfarbeit zu erheben und ohne daß die emsige Nadel einen Augenblick innehielt, „mein ältester Bruder war von Jugend an fest entschlossen, Pastor zu werden. Der zweite war lange unsicher, aber Mama und Papa hatten bemerkt, daß er am meisten Geschick besaß, mich und die Schwestern zu unterrichten, viel mehr als der älteste, und so bestimmten sie ihn, Lehrer zu werden. Der dritte hat nie für was anderes Sinn gehabt, als für unseren Garten, der wird Gärtner."

„Ach wie merkwürdig," seufzte Frau Malwine. Was nun daran so merkwürdig sein sollte, begriff Resi nicht. —

Als Hubert an diesem Abend endlich kam, wagte Resi zum erstenmal ihn genauer anzusehen; vor lauter Verlegenheit hatte sie sich bisher nicht getraut, die jungen Herren ordentlich anzugucken, denn sie hatte in ihrem Leben so elegante und vornehme Männer — als welche ihr die Brüder erschienen — noch nicht gesehen.

Hubert, als er die Theetasse aus ihrer Hand nahm, fühlte den Blick. Ihre Augen begegneten sich. Resi wurde dunkelrot.

„Der Teufel auch, wo hab ich nur bisher meine Augen gehabt?" dachte Hubert. Er sah sie das Mädchen wieder und wieder an.

Wie hübsch, wie reizend, welch ein schönes Gesichtchen und welch prachtvolles Haar.

Er hatte sich bis jetzt so wenig die Freude gemacht, sich um Weiber zu bekümmern; er fürchtete Ärger und Geldverlust.

Jetzt war nun, ohne das eine oder andere Verhältnis zu suchen, ein allerliebstes Abenteuer da.

Ein durchdringendes Auge, kalt und forschend wie nur eins war, suchte an diesem Abend sein Glück.

Resi aber, weit aus ihrer Bescheidenheit, in dem Unbemerktsein so sicher gewesen, fühlte eine unendliche Unruhe. Ihre Wangen glühten, und als sie Hubert wieder Thee einschenkte, zitterten ihre Finger.

In der Nacht schlief sie kaum, sondern sah immer das bleiche, herrische Gesicht vor sich mit den sonderbar eindringlichen Augen, vor denen ihr fortwährend war, als müsse sie sich schämen.

Von da an wurde der Verkehr Huberts mit den Frauen ein etwas anderer. Die Mama freute sich unaussprechlich, daß ihr Sohn nicht mehr so namenlos überlastet war mit Arbeit. Er kam pünktlich vom Bureau heim, ging sogar mit den Damen einige Male ins Theater — Mama fand es rührend von ihm, daß er die arme Resi mit einlud — und machte an den warmen Maiabenden auch Spaziergänge mit ihnen.

Auf der Etage begegnete Hubert sehr oft dem Mädchen. Es war seltsam, daß es in der ersten Zeit möglich gewesen, sich selten, fast gar nicht zu begegnen. Jetzt hatte Hubert sehr oft kleine Anliegen an Resi. Irgend ein Aktenstück war verlegt, und sie, die in seiner Stube Staub wischte, konnte vielleicht sagen, wo es lag, und mußte suchen helfen. Oder an einem Rock war der Anhänger abgerissen, und Hubert bat Resi, ihm den geschwind anzunähen.

Resi wurde immer schöner, aber auch ein wenig ungleichmäßiger und vergeßlicher als sie im Anfang gewesen. Doch konnte Frau Malwine nicht anders, als nachsichtige Geduld üben, denn die kleine Resi umgab sie mit rührender Ergebenheit.

Mama lobte sie den Söhnen gegenüber sehr. Reinhard, den man selten sah — Hubert deutete an, daß er leider, leider in den Banden einer bekannten kleinen Schauspielerin sei — freute sich von Herzen, daß sein Mamachen eine ihr zusagende Hülfe und Gesellschaft gefunden.

Er sagte: „Wem würde in deiner guten, lieben Nähe nicht wohlig und warm?"

Er hatte dann eine Art, sich wie ein Knabe an die Mutter zu schmiegen, die ihr wohl that und sie doch sehr rührte.

Im Laufe des Sommers kamen einige Male Bekannte von Resi durch die Residenz, und Resi teilte dies ängstlich, errötend mit, die Bitte um einen freien Abend anfügend. Natürlich erlaubte Frau Malwine dem Mädchen solches Zusammensein mit durchreisenden Freunden ihrer Familie und war nur mütter-

Digitized by Google

lich besorgt, wie Resi allein in der Weltstadt nachts wieder nach Hause kommen werde. Resi sagte aber fast weinend, daß man sie sicher bis ans Hausthor zurückgeleiten werde. Zufälligerweise war Hubert jedesmal auch bei einem Freund geladen, sonst hätte ja er Resi treffen und heimgeleiten können, meinte Frau Malwine.

Der Sommer ging so rasch dahin. Im Herbst wollte Hubert sich etablieren. Schon war das Bureau gemietet. Eine Junggesellenwohnung, irgend ein anständiges Chambregarni fände man jeden Tag. Er wollte die Wohnung der Mutter dann endlich verlassen, und die Mama konnte nach Jahresfrist, wenn auch Reinhard seinen Assessor gemacht haben würde, sich eine viel kleinere, ganz billige Wohnung mieten.

Es war ihr entsetzlich, daran zu denken. Aber alle Bekannten stellten ihr vor, daß sie die Söhne länger bei sich gehabt hätte, als es den meisten Müttern beschieden sei. Sie wollte sich auch tapfer darein finden, und wenn von der Zukunft die Rede war, sagten ihr die Söhne, daß ihnen die liebste Stätte und Einkehr doch immer das Stübchen der Mutter bleiben werde. Gleichsam um allen Schrecknissen versuchsweise auf einmal ins Gesicht zu sehen, äußerte sie scherzhaft zu Hubert, daß er, einmal als Rechtsanwalt etabliert, auch wohl bald heiraten werde.

„Das kann schon sein," sagte er mit zerstreuter Miene.

Resi ward dunkelrot. Vor glückseliger Angst zitterte ihr manchmal das Herz. Was würde die engelsgute Mama sagen, wenn sie nachher hörte, wie man sie hintergangen habe! Aber sie würde verzeihen, gewiß, und Resi liebevoll als Tochter aufnehmen.

Der erste Oktober kam heran. Es war natürlich, daß Hubert sich jetzt weniger den Frauen widmen konnte, als er im Sommer gethan. Aber die Frauen waren froh mit allerlei Arbeit für ihn beschäftigt. Sie säumten Handtücher für das Waschkabinett in seinem Bureau, sie stickten eine Schreibtischdecke, ein Sitzkissen und allerlei sonstigen überflüssigen Zierrat. Dabei überkam Frau Malwine manchmal das Gefühl, wie sehr Resi in den Interessen des Hauses aufgehe, wie so ganz und so traulich sie sich hineingeschmiegt.

„Liebes Kind," sagte sie einmal, „daß ich Sie Neujahr wieder fortlassen soll, will mir gar nicht in den Kopf. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie nun eine Stelle annehmen müssen, wo Sie Geld verdienen, ließe ich Sie gar nicht fort."

Resi küßte Frau Malwine die Hand, und eine Thräne fiel darauf. Resis Herz klopfte schwer. O, sie wollte die gute Frau pflegen und hegen und über alles lieben, wenn es erst offenbar werden könnte, daß Resi nicht zu gehen brauchte.

Hubert zog aus; er hatte zwei Zimmer in der Nähe seines Bureaus gemietet. In den ersten Tagen ließ er sich nicht sehen. Dann kam eines Morgens ein Billet von ihm an die Mama, ob sie ihn nicht auf dem Bureau besuchen wolle.

Mamachen war ganz stolz darauf, ihren Sohn, den Rechtsanwalt Hubert Gräfe besuchen zu können. Am liebsten hätte sie Reinhard und Resi auch mitgenommen. Aber Reinhard sagte, er habe schon glückwünschend bei Hubert vorgesprochen. Und Resi weigerte sich mit aller Bescheidenheit, aber ganz entschieden. Sie glaubte, ahnte, hoffte, Hubert werde seiner Mama gestehen, wen er liebe und heiraten wolle.

So blieb sie mit Reinhard zu Hause. Reinhard saß seit Tagen im Zimmer der Mama umher. Er sei krank, sagte er, und könne nicht arbeiten. Seine Farben waren fahl und seine Züge wie verbittert. Irgend ein Gram schien ihn zu drücken. Er litt es gern, wenn die Mama ihm das Haar streichelte, aber er sprach sich nicht aus.

Nun saß er am Fenster, rauchte Cigaretten und sah zu, wie Fräulein Resi die Theetassen auswusch.

„Sind Sie nicht sehr unglücklich, daß Sie bei fremden Leuten sein müssen?" fragte er plötzlich. Resi sah ihn überrascht an.

„Ich war es, als ich meine Eltern verließ. Aber Frau Justizrat ist so gütig zu mir, daß man sich in ihrer Nähe glücklich fühlen muß," sagte sie, und ahnte selbst nicht, welch' glückstrahlendes Lächeln ihre Züge erhellte.

„Aber Sie müssen sehr viel arbeiten."

„Daheim hatte ich noch mehr zu thun," antwortete sie freudig.

Digitized by Google

Vetter Gräfe gefragt, ob seine und Reinhards Erziehungskosten gesondert gebucht seien.

I — bewahre! Der Vetter hatte der Mama die ganzen Zinsen pünktlich ausgezahlt, und davon hatte sie für sich und ihre Söhne Wohnung, Unterhalt, Erziehung bestritten. Das sollte dem Vetter auch noch beikommen, die liebe Mama mit Rechnungablegen zu quälen. Bis zur Mündigkeit ihrer Söhne verstehe sich solch Wirtschaften aus einer Kasse nicht nur menschlich, sondern auch gesetzlich von selbst.

Dann fragte Hubert weiter: ob nicht er, die Mama und Reinhard je ein Drittel vom Vater geerbt, und ob nicht ihm sein Drittel bei der Mündigkeit ausbezahlt werde.

Wenn er es fordere, sagte der Vetter, gewiß, obschon es dann ein bischen schmal für die Mama werde, falls auch Reinhard mit solchem Verlangen komme. Es gäbe immerhin Söhne, die sich damit begnügten, von der Mutter den nötigen Zuschuß zu empfangen und auch den unausgesprochenen Willen des Toten — der bei seinem unerwartet frühen Ende kein Testament hinterlassen — respektierten. Und daß Gräfe sein liebes Weib zur Universalerbin eingesetzt haben würde, falls er überhaupt noch zum Einsetzen gekommen wäre, unterläge keinem Zweifel.

Hubert hörte schweigend zu, ohne eine Miene zu verziehen. Nach einer Weile fragte er mit seinem etwas gewohnheitsmäßig zärtlichen Ton:

„Mamachen, willst du meinen Vermögensanteil nach meiner Mündigkeit behalten, oder mir auszahlen?“

„Aber mein Sohn, wie werde ich etwas behalten wollen, das dir gehört,“ sagte sie und sah hilflos von einem zum andern, denn das merkwürdige Gesicht, das Vetter Gräfe aufsetzte, schien ihr so beleidigend für Hubert. Und wahrscheinlich handelte Hubert doch nur ganz korrekt.

„Danke, Mama. Beim Vetter für dich belegt, trägt es vier Prozent. Ich selbst kann vielleicht das Kapital verdoppeln. Und dann noch eins: könnten nicht von nun an alle meine Ausgaben und die Reinhards besonders gebucht werden?“

„Gewiß,“ versprach die Mutter gehorsam. Vetter Gräfe pfiff den Fatinitzamarsch. Sagen that er aber nichts mehr, denn der Hubert hatte so einen verflucht überlegenen, kalten Blick.

Das studentische Leben der Brüder entwickelte sich aber ganz anders als die Mama es sich gedacht. Ganz heimlich, kaum wagte sie es sich selbst einzugestehen, hatte sie geglaubt, daß Hubert weniger Anhänglichkeit an seine Mutter habe als Reinhard. Und nun war es gerade Hubert, der alle Mahlzeiten bei ihr einnahm und jeden Abend daheim blieb — freilich studierend in sein Zimmer eingeschlossen — während Reinhard, der doch nur der Mutter wegen im Ort geblieben war, die Abende mit Kommilitonen oder anderer Gesellschaft verbrachte.

Die merkwürdige Beobachtung, daß Hubert kaum halb so viel Geld brauchte als Reinhard, konnte sie nur anderthalb Jahre hindurch machen, denn dann hörte das ängstliche Anschreiben auf, weil die Söhne mündig wurden und Hubert sein Kapital ausbezahlt bekam. Reinhard bat, daß der Vetter es nach wie vor verwalten möge, und daß er nach wie vor aus einer Kasse mit der Mama wirtschaften dürfe.

Hubert fragte seine Mutter, ihr scherzend über den blonden Scheitel fahrend, wieviel Kostgeld er denn nun fortan bezahlen solle. Aber da wurde Mamachen rot und verlegen und meinte, vom Sohn könne sie doch nichts nehmen, es werde fortan auch wohl so reichen, den Jungens das Nest warm zu halten.

Freilich reichte es, aber die Mama, die bisher stattliche Kleidung geliebt hatte, ging fortan in simplen, schwarzen Wollkleidern. Denn den Tisch konnte sie doch nicht einfacher bestellen: junge Leute müssen gut essen.

Immer war Reinhard noch im Zweifel, was er werden wollte, obschon er sich in Ermangelung eines festen Zieles dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte.

„Wenn du mir doch raten könntest, Mamachen,“ sagte er manchmal, „du mußt doch deinen Sohn kennen. Ich bilde mir ein, Mütter wissen genauer, welches die richtigen Wege für ihre Söhne sind, als manchmal diese selbst. Sie sehen die grade Linie des Charakters scharf gezeichnet vor sich; man selbst ist durch krause Wünsche, allerlei Jugendthorheiten und Stimmungen an der rechten Selbsterkenntnis verhindert.“

Digitized by Google

Neue Entdeckungen zur Urgeschichte der Frau.

Von

Wilhelm Bölsche.

Nachdruck verboten.

Die Frauenfrage wird aus der Gegenwart heraus gelöst, — nicht in der Studierstube des Historikers. Das ist eine unanfechtbare Wahrheit, und man wird im Kampfe des Tages oft genug genötigt, sie energisch zu betonen, wenn der Gegner uns mit allerlei historischen Mätzchen kommt und uns aus bestaubten Chroniken problematischen Inhalts beweisen will, daß alles schon dagewesen und damit „erledigt" sei. Aber auch den Verfechtern und Verfechterinnen des Neuen möchte man sie manchmal zurufen. Auch in den der Frauenbewegung günstigen Büchern herrscht vielfach die Sucht, historisch aufzuputzen an Stellen, wo grade der einfache, unverbildete Blick in die eigene Zeit das Erlösende ist, das uns not thut. Man bringt eine dunkle, blind angelernte Achtung mit vor dem Sicheren, dem Erforschten, vor der „Wissenschaft", die Marksteine gesetzt hat. Wohl deutet sich jede Partei diese Marksteine anders. Aber dem Zauber, der im ganzen vom „Historischen" ausgeht, beugen sich alle gemeinsam.

Vollkommen übersehen nur wird dabei, daß in unserer Epoche der Krisen aller Art auch eine tief einschneidende *Krisis der Geschichtsauffassung* ihre Wellen wirft. An die Stelle einer Blut- und Mordgeschichte der Völker, wie sie unsere Schullehrbücher mit ihren Kriegsdaten noch so treu spiegeln, will sich langsam eine wahre Geistesgeschichte der Menschheit setzen, eine Kulturgeschichte im eigentlichen Sinne, mit aufstrebender Entwickelungslinie.

Aber indem diese Forderung gebieterisch erschallt, stellt sich nun auch auf einmal nackt heraus, was eine lange Vernachlässigung uns angethan. Das neue Material als solches fehlt. Alle Fundamente müssen neu gebaut werden. Das Selbstverständliche wird auf einmal wieder Problem. Und im Moment, da wir resolut uns dem Neuen zukehren, wird uns jählings klar, daß wir gar keine Geschichte *haben*, sondern daß wir sie erst *erwerben* sollen. Das ist gewiß keine günstige Konstellation, um so brennende Probleme wie die moderne Frauenbewegung auf „historische" Rationen zu setzen. Sie könnte nur zu leicht in die Lage kommen, die allerorten die sozialdemokratische Doktrin von heute erlebt, wenn sie sich auf geschichtliche Beweise für ihre Wirtschaftslehre stützen will und eine Wirtschaftsgeschichte der Völker heranziehen möchte, die thatsächlich noch gar nicht existiert und über deren Resultate sich erst unsere Enkel nach eiserner Arbeit einen Überblick werden schaffen können, — einen Überblick, von dem ich allerdings auch der Meinung bin, daß er neun Zehntel aller bestehenden Schulmeinung über die „Wendepunkte der Weltgeschichte" wie Spreu verwehen wird.

Digitized by Google

Resi mußte ihr dann erzählen, wie es bei der Berufswahl ihrer Brüder hergegangen sei. Die Frauen saßen mit der Handarbeit und warteten, bis es Hubert gefällig sein möchte, zum Abendbrod zu kommen.

„Mein ältester Bruder," sagte Resi, ohne den braunen Kopf von ihrer Stopfarbeit zu erheben und ohne daß die emsige Nadel einen Augenblick innehielt, „mein ältester Bruder war von Jugend an fest entschlossen, Pastor zu werden. Der zweite war lange unsicher, aber Mama und Papa hatten bemerkt, daß er am meisten Geschick besaß, mich und die Schwestern zu unterrichten, viel mehr als der älteste, und so bestimmten sie ihn, Lehrer zu werden. Der dritte hat nie für was anderes Sinn gehabt, als für unseren Garten, der wird Gärtner."

„Ach wie merkwürdig," seufzte Frau Malwine. Was nun daran so merkwürdig sein sollte, begriff Resi nicht. —

Als Hubert an diesem Abend endlich kam, wagte Resi zum erstenmal ihn genauer anzusehen; vor lauter Verlegenheit hatte sie sich bisher nicht getraut, die jungen Herren ordentlich anzugucken, denn sie hatte in ihrem Leben so elegante und vornehme Männer — als welche ihr die Brüder erschienen — noch nicht gesehen.

Hubert, als er die Theetasse aus ihrer Hand nahm, fühlte den Blick. Ihre Augen begegneten sich. Resi wurde dunkelrot.

„Den Teufel auch, wo hab ich nur bisher meine Augen gehabt?" dachte Hubert. Er sah sich das Mädchen wieder und wieder an.

Wie frisch, wie reizend, welch ein schönes Blauauge und welch prachtvolles Haar.

Er hatte sich bis jetzt so wenig die Freude gegönnt, sich um Weiber zu bekümmern; er scheute Zeit und Geldverlust.

Hier war nun, ohne das eine oder andere fürchten zu müssen, ein allerliebstes Abenteuer möglich.

Sein durchdringendes Auge, kalt und forschend wie es war, suchte an diesem Abend sehr oft Resis Blick.

Und Resi verfiel aus ihrer Bescheidenheit, die sich in ihrem Unbemerktsein so sicher gefühlt, in eine ängstliche Unruhe. Ihre Wangen brannten, und als sie Hubert wieder Thee einschenkte, zitterten ihre Finger.

In der Nacht schlief sie kaum, sondern sah immer das bleiche, herrische Gesicht vor sich mit den sonderbar eindringlichen Augen, vor denen ihr fortwährend war, als müsse sie sich schämen.

Von da an wurde der Verkehr Huberts mit den Frauen ein etwas anderer. Die Mama freute sich unaussprechlich, daß ihr Sohn nicht mehr so namenlos überlastet war mit Arbeit. Er kam pünktlich vom Bureau heim, ging sogar mit den Damen einige Male ins Theater — Mama fand es rührend von ihm, daß er die arme Resi mit einlud — und machte an den warmen Maiabenden auch Spaziergänge mit ihnen.

Auf der Etage begegnete Hubert sehr oft dem Mädchen. Es war seltsam, daß es in der ersten Zeit möglich gewesen, sich selten, fast gar nicht zu begegnen. Jetzt hatte Hubert sehr oft kleine Anliegen an Resi. Irgend ein Aktenstück war verlegt, und sie, die in seiner Stube Staub wischte, konnte vielleicht sagen, wo es lag, und mußte suchen helfen. Oder an einem Rock war der Anhänger abgerissen, und Hubert bat Resi, ihm den geschwind anzunähen.

Resi wurde immer schöner, aber auch ein wenig ungleichmäßiger und vergeßlicher als sie im Anfang gewesen. Doch konnte Frau Malwine nicht anders, als nachsichtige Geduld üben, denn die kleine Resi umgab sie mit rührender Ergebenheit.

Mama lobte sie den Söhnen gegenüber sehr. Reinhard, den man selten sah — Hubert deutete an, daß er leider, leider in den Banden einer bekannten kleinen Schauspielerin sei — freute sich von Herzen, daß sein Mamachen eine ihr zusagende Hülfe und Gesellschaft gefunden.

Er sagte: „Wem würde in deiner guten, lieben Nähe nicht wohlig und warm?"

Er hatte dann eine Art, sich wie ein Knabe an die Mutter zu schmiegen, die ihr wohl that und sie doch sehr rührte.

Im Laufe des Sommers kamen einige Male Bekannte von Resi durch die Residenz, und Resi teilte dies ängstlich, errötend mit, die Bitte um einen freien Abend anfügend. Natürlich erlaubte Frau Malwine dem Mädchen solches Zusammensein mit durchreisenden Freunden ihrer Familie und war nur mütter-

Digitized by Google

Schädel gemessen. Solche Wilden, wie diese, sind einfach noch niemals Objekt des Studiums irgend eines Naturforschers im heutigen Sinne gewesen. Es ist erwähnt, daß sie ohne Kenntnis der Metalle sind, also buchstäblich in dem Kulturzustand leben, den unser Schlagwort als Steinzeit bezeichnet, — übrigens, wie unser Reisender selbst betont, ein schlechtes Wort, da keineswegs gerade „Steine" überall das Hauptmaterial zu Werkzeugen und Waffen abgeben, sondern ebenso oft Tierzähne, Muscheln, Holz u. a., so daß man besser einfach „metallose Zeit" sagen sollte. Die Indianer am Schingu sind aber nicht bloß Prähistoriker in ihren Geräten, sondern vor allem in ihren Sitten. Von Bekleidung ist nicht die Rede. Das Minimum der Bedeckung, das sich findet, dient, wie v. d. Steinen in absolut überzeugender Weise darlegt, durchaus nicht Zwecken einer etwa vorhandenen Schamhaftigkeit in unserm Sinne, sondern steht ganz und gar im sanitären Dienste, vor allem zum Schutze gegen das tausendfache Ungeziefer im sumpfigen Urwald. Schon an dieser Stelle sind Steinens Ausführungen von einer grundlegenden Bedeutung zur Abwehr aller jener wohlmeinenden Versuche spekulierender Stubengelehrsamkeit, Dinge, die der aufstrebende Mensch sich unter prächtigen Kämpfen errungen hat und die gerade darum uns so wert sein sollten, weil wir sie (mit Goethe's Wort) „erworben" haben, um sie zu „besitzen", behaglich einer schon im Wilden mächtigen „Urweisheit" zuzuschreiben, die dem Menschen irgendwie vom Himmel gefallen sei und ihn der Mühe des Selbstarbeitens überhoben habe. Doch will ich hier — im Rahmen einer Zeitschrift — diese Seite nicht weiter entwickeln; wer Belehrung sucht, mag sie im Buche selbst finden, das mit dem vollen Ernste der Wissenschaft keinerlei heikle Debatte scheut.

Wie stellt sich nun dieser primitive metallfremde Mensch zum Weibe? Die Frage wird doppelt interessant, weil im allgemeinen, wenigstens innerhalb seiner bisherigen Weltabgeschiedenheit, der Bakaïri (um den wichtigsten Stammnamen zu nennen) ein gesunder Mensch ist. Wollen wir uns von unsern Vorfahren aus der „Steinzeit" oder gar aus noch älteren, vorerst ganz nebeligen Tagen ein Bild machen, so müssen wir sie uns auf alle Fälle ebenfalls denken als gesunde Menschen. Man mag von dem Druck der Eiszeit auf den ursprünglich „tropischen" Menschen und ähnlichen mehr oder minder vagen Spekulationen reden, was man will: sicher ist, daß unsere ältesten Kulturvölker mit ihrem ungeheuren Kraftfonds nicht ausgegangen sind etwa von degenerierten Eskimostämmen. Viel eher mag man sich — wenn auch vielleicht mit Abzug der lokalen Färbung durch den sumpfigen Schingu-Urwald — Urvölker denken nach Art eben dieser Bakaïris: relativ im Wohlstand, in einer gewissen Lebensharmonie, die natürlich wenig von dem reinen Phantasiebilde eines idealen Naturmenschen im Sinne Rousseau's hat, aber, um ein recht aktuelles Beispiel heranzuziehen, ganz gewiß über dem steht, was unser Kulturzeitalter zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts etwa einem Arbeiter im Kohlenbergwerk zu bieten wagt. Der echte Bakaïri ist, wenn er auch sein Feuer noch durch die Reibung gequirlten Holzes erzeugen muß und nicht einmal die einfache Praxis des Steinfeuerzeugs kennt, doch dafür beneidenswerterweise bisher total vom Alkoholgift unberührt geblieben, — auch in seiner Art ein ethnographisch einziger Fall, der nahe legt, daß wir hier einem wahren Reste gesunder Urzeit gegenüberstehen. Dieser Kern von Gesundheit aber spiegelt sich naturgemäß nirgendwo deutlicher als im Leben und in der Stellung der Frau.

Es wirkt im ersten Moment allerdings wie ein kalter Wasserstrahl, wenn man hört, daß die Weiber der Bakaïri keine Namen hatten. „Pecóto úra" antworteten

Digitized by Google

Die Gefahr ist, daß man sich mangels einer echten Geschichte aus der Skepsis vor der bisher überlieferten heraus eine willkürliche in der Phantasie zusammenzimmert, eine theoretisch gemachte, die nun abermals ein Hemmnis gerade innerhalb jener segensreichen Krisis schaffen muß.

Man wird zu solchen Gedanken angeregt, wenn man zufällig einmal Zeuge großer Entdeckungen ist auf einem Gebiet, wo die „Geschichte" wirklich bisher rein nichts anderes war als ein Spinnstubenmärchen der Gelehrtenzelle. Da es sich um Entdeckungen handelt, die auch für die historische Rolle der Frau in höchstem Grade bedeutsam sind und wenigstens einmal zeigen, wo man Material suchen sollte, wenn denn doch einmal das historische Element in unsere Debatte gezogen werden soll, so halte ich es nicht für überflüssig, gerade an dieser Stelle darauf hinzuweisen. Ich fürchte, daß das Buch, in dem sie enthalten sind, bisher nur den wenigsten Leserinnen dieser Zeitschrift in die Hände gekommen ist, da sie es dem Titel*) nach für eine ethnographische Spezialarbeit halten werden, über die hinweg man eher nach einer jener auf gut Glück abgerundeten „Urgeschichten der Menschheit" greift, wie sie in Masse sich auf dem Markt herumtreiben und durchweg ein Chaos der wertlosesten und unfruchtbarsten Studierzimmer-Spekulationen weitergeben, die schon mancher ehrlichen Frauenrechtlerin den Kopf verdreht haben.

Seit einigen Jahren konzentriert sich das Interesse der Ethnologen mit ganz besonderem Nachdruck auf einen kleinen Erdenwinkel im Herzen Südamerikas. In einer geographisch bisher völlig unerforschten Gegend haben sich Indianerstämme erhalten, deren primitive Kultur, von jeder Beeinflussung bisher frei, ein ungeahntes Licht auf die schwersten Probleme der Urgeschichte zu werfen geeignet scheint. Man muß sich vergegenwärtigen, was das heute gerade bedeutet. Noch im vorigen Jahrhundert war es ein Leichtes, wilde Völker zu finden, die jedem Einfluß unserer eigenen Kultur entrückt geblieben waren. Heute ist das schon ein Kunststück. Umgekehrt wissen wir heute, wenigstens ungefähr, was solche Menschen uns lehren können. Durch die Höhlenfunde u. a. der Neuzeit haben wir einen vagen Einblick gewonnen in die vorgeschichtliche Phase unseres eigenen Geschlechts. Das parallele lebendige Bild können uns dabei aber nur leibhaftig existierende Völkerreste geben, die noch in der (sogenannten) „Steinzeit" leben, noch ohne Kenntnis der Metalle und also noch annähernd jener Urstufe treu geblieben sind. Es ist die alte Geschichte: der eine hat den Beutel, der andere das Geld. Früher hatte man die Menschen, ohne sie verwerten zu können, heute weiß man, was man mit ihnen soll, steht aber am leeren Fleck. In Brasilien nun hat der günstige Zufall uns doch noch eine Ausnahme beschert. Sie zu „retten" war eine glänzende Aufgabe, und sie ist von Karl v. d. Steinen in einer so vortrefflichen Weise gelöst worden, daß man beinah sagen möchte: die Steinzeitmenschen am Schingu dürfen nun ruhig sich kultivieren oder (was leider wahrscheinlicher ist) aussterben, — ihr idealer Gehalt ist geborgen.

Das Material ist überwältigend groß. Seine Bedeutung erschöpft sich in keiner Weise damit, wenn man sagt: ein gut geschulter Forscher hat hier eine Zeit lang unter nackten Wilden gelebt, ihre Sitten studiert, ihre Sprache aufgezeichnet und ihre

*) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingu-Expedition 1887—1888 von Karl v. d. Steinen, Prof. Dr. (Berlin, 1894, bei Dietr. Reimer.)

Digitized by Google

Schädel gemessen. Solche Wilden, wie diese, sind einfach noch niemals Objekt des Studiums irgend eines Naturforschers im heutigen Sinne gewesen. Es ist erwähnt, daß sie ohne Kenntnis der Metalle sind, also buchstäblich in dem Kulturzustand leben, den unser Schlagwort als Steinzeit bezeichnet, — übrigens, wie unser Reisender selbst betont, ein schlechtes Wort, da keineswegs gerade „Steine" überall das Hauptmaterial zu Werkzeugen und Waffen abgeben, sondern ebenso oft Tierzähne, Muscheln, Holz u. a., so daß man besser einfach „metallose Zeit" sagen sollte. Die Indianer am Schingu sind aber nicht bloß Prähistoriker in ihren Geräten, sondern vor allem in ihren Sitten. Von Bekleidung ist nicht die Rede. Das Minimum der Bedeckung, das sich findet, dient, wie v. d. Steinen in absolut überzeugender Weise darlegt, durchaus nicht Zwecken einer etwa vorhandenen Schamhaftigkeit in unserm Sinne, sondern steht ganz und gar im sanitären Dienste, vor allem zum Schutze gegen das tausendfache Ungeziefer im sumpfigen Urwald. Schon an dieser Stelle sind Steinens Ausführungen von einer grundlegenden Bedeutung zur Abwehr aller jener wohlmeinenden Versuche spekulierender Stubengelehrsamkeit, Dinge, die der aufstrebende Mensch sich unter prächtigen Kämpfen errungen hat und die gerade darum uns so wert sein sollten, weil wir sie (mit Goethe's Wort) „erworben" haben, um sie zu „besitzen", behaglich einer schon im Wilden mächtigen „Urweisheit" zuzuschreiben, die dem Menschen irgendwie vom Himmel gefallen sei und ihn der Mühe des Selbstarbeitens überhoben habe. Doch will ich hier — im Rahmen einer Zeitschrift — diese Seite nicht weiter entwickeln; wer Belehrung sucht, mag sie im Buche selbst finden, das mit dem vollen Ernste der Wissenschaft keinerlei heikle Debatte scheut.

Wie stellt sich nun dieser primitive metallfremde Mensch zum Weibe? Die Frage wird doppelt interessant, weil im allgemeinen, wenigstens innerhalb seiner bisherigen Weltabgeschiedenheit, der Bakaïrí (um den wichtigsten Stammnamen zu nennen) ein gesunder Mensch ist. Wollen wir uns von unsern Vorfahren aus der „Steinzeit" oder gar aus noch älteren, vorerst ganz nebeligen Tagen ein Bild machen, so müssen wir sie uns auf alle Fälle ebenfalls denken als gesunde Menschen. Man mag von dem Druck der Eiszeit auf den ursprünglich „tropischen" Menschen und ähnlichen mehr oder minder vagen Spekulationen reden, was man will: sicher ist, daß unsere ältesten Kulturvölker mit ihrem ungeheuren Kraftfonds nicht ausgegangen sind etwa von degenerierten Eskimostämmen. Viel eher mag man sich — wenn auch vielleicht mit Abzug der lokalen Färbung durch den sumpfigen Schingu-Urwald — Urvölker denken nach Art eben dieser Bakaïrís: relativ im Wohlstand, in einer gewissen Lebensharmonie, die natürlich wenig von dem reinen Phantasiebilde eines idealen Naturmenschen im Sinne Rousseau's hat, aber, um ein recht aktuelles Beispiel heranzuziehen, ganz gewiß über dem steht, was unser Kulturzeitalter zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts etwa einem Arbeiter im Kohlenbergwerk zu bieten wagt. Der echte Bakaïrí ist, wenn er auch sein Feuer noch durch die Reibung gequirlten Holzes erzeugen muß und nicht einmal die einfache Praxis des Steinfeuerzeugs kennt, doch dafür beneidenswerterweise bisher total vom Alkoholgift unberührt geblieben, — auch in seiner Art ein ethnographisch einziger Fall, der nahe legt, daß wir hier einem wahren Reste gesunder Urzeit gegenüberstehen. Dieser Kern von Gesundheit aber spiegelt sich naturgemäß nirgendwo deutlicher als im Leben und in der Stellung der Frau.

Es wirkt im ersten Moment allerdings wie ein kalter Wasserstrahl, wenn man hört, daß die Weiber der Bakaïrí keine Namen hatten. „Pecóto úra" antworteten

Digitized by Google

sie regelmäßig: „Ich bin eine Frau“. Man denkt unwillkürlich an den rohesten Hirten, der doch seine Herde durch Einzelnamen noch individualisiert, und rät auf die tiefste gesellschaftliche Stellung des Weibes. Aber der Schluß ist falsch. Schon ein Blick auf die vorzüglichen Porträts des reich illustrierten Bandes zeigt, wie, man möchte sagen, trotzig, individuell und selbständig diese Frauen dreinschauen. Sie machen in keiner Weise den Eindruck geknechteter Wesen zweiten Ranges. „Eva“, so benennt und beschreibt Steinen eine auch im Bilde höchst ansprechende Bakaïrí-Frau, „hatte ein feingeschnittenes, europäisches Gesicht mit vollen Lippen, leicht errötenden Wangen, die dicht von welligem Haar umrahmt waren, und den schönsten Augen, die ich in Brasilien — und das will nicht wenig bedeuten — gesehen habe, großen Augen, deren lieblicher Blick gar nichts von Koketterie enthielt, in deren strahlendem Feuer aber doch bei einem vollen, naiv zärtlichen Aufschlag jener Funke schuldloser Lüsternheit aufleuchtete, der einst den ewigen Weltbrand entzündet haben muß; so sah sie bei einem von keiner Einschnürung jemals mißhandelten Körper wirklich wie eine junge Mutter Eva aus.“ Vor diesen Porträtskizzen nimmt es nicht Wunder, wenn wir dann vom Beobachter selbst bestätigen hören, daß „die Frau keine unwürdige Stellung einnahm“. Sie war ausgeschlossen von dem sogenannten „Flötenhaus“, wo die Männer berieten, rauchten, Feste begingen und die Fremden beherbergten, — aber wer denkt hier nicht an die Stammkneipe, an das Klubhaus von heute — die Kulturgeschichte erscheint manchmal recht kurz, wenn man vor solche Thatsachen tritt! Im Grunde, fügt v. d. Steinen bei, that der Mann was „*sie* wollte“ — trotz alledem.

Diese Ausdrucksweise könnte in einem sehr ernsten, den modernen Problemen zugewandten Sinne fast aus dem entgegengesetzten Extrem heraus mißdeutet werden, wenn nicht der Verfasser selbst in einer durchaus würdigen Weise darlegte, *warum* bei diesen ganz primitiven Urvölkern das Weib sich einer relativ besseren sozialen Lage erfreut, als es vielfach bei uns der Fall ist. Und hier gerade finde ich den Punkt, wo wir aus dem Buche im speziellen Sinne so recht eigentlich lernen sollten, den Punkt, der mir von Anfang an Mut gegeben, gerade an dieser Stelle die Leserin für seine Resultate zu interessieren.

Jedermann kennt das gangbare Entwickelungsschema vom Jägervolk und Ackerbauervolk; diese Namen sind ja bis in unsere Schulbücher eingedrungen. Die Indianer am Schingu haben nicht die Freundlichkeit, sich diesem bequemen Schema einzuordnen. Ihr ganzes Wesen — wie v. d. Steinen sehr charakteristisch sich ausdrückt: ihre „Weltanschauung,“ — ist die eines echten Jägervolkes. Dabei aber sind sie (und zwar wie die Sprachvergleichung zeigt, seit undenklichen Zeiten) auch der besten Gaben des einheimischen Feldbaues teilhaftig. Man fragt sich, wie das möglich sei, — die Lösung ist indessen äußerst einfach. Sie ergiebt sich aus der *Arbeitsteilung der Geschlechter*. „Um es schroff auszudrücken,“ sagt Steinen, „der Mann hat die Jagd betrieben und währenddes *die Frau den Feldbau erfunden*.“ Der ganze Feldbau liegt noch jetzt ausschließlich in den Händen der Frau. Bloß zum Anpflanzen des Tabaks, den die Frau nicht braucht, hat sich der Mann bequemen müssen. Diese einseitige Kultivierung der vegetabilischen Nahrung brachte aber, wie ebenfalls noch jetzt deutlich genug nachzuweisen, eine ganze Kette anderer spezifisch weiblicher Erfindungen mit sich. Die Frau ist bei den Bakaïrí ganz augenfällig die Erfinderin des Kochtopfs und überhaupt des Kochens selbst gewesen. Der Jäger lernte wohl — am Wild, das der Waldbrand versengt — die Kunst des Bratens, niemals aber das Kochen.

Digitized by Google

Mit dem Kochen wieder zusammen hing Sorge um die Erhaltung und künstliche Bereitung des Feuers u. s. w. Das Wichtigste ist dabei, daß diese selbständige Leistung, die selbständige Intelligenzanspannung von einer entscheidenden Bedeutung wurde für die Stellung des Weibes. Die Frau erwarb „auf ihrem Arbeitsfelde ebensogut eigene Kenntnisse wie der Mann auf dem seinen". „Mann und Frau repräsentierten beide einen Stand oder eine bestimmte Summe von Fachkenntnissen". „Die Frau war mehr als das arbeitende Tier, sie war auch der arbeitende Mensch; wie der Mann die Technik der Waffen und der der Jagd entstammenden Werkzeuge, entwickelte sie mit gleicher Selbständigkeit die mit Suchen, Tragen, Zubereiten der Früchte und Wurzeln in ihre Hand gegebenen Kulturelemente; seinen wohlschmeckenden Mehltrank in dem irdenen Gefäß verdankt der Indianer dem Weibe."

Will man wirklich — und es liegt kein Grund dagegen vor — im Bakaïriweibe und seiner Geschichte ein spätes Abbild dessen sehen, was das Weib der Urzeit unsern Kulturvölkern gewesen ist, so rollt sich unwillkürlich dem rückschauenden Geiste die ungeheure Perspektive auf, die in dem Begriff des Ackerbaus, der Pflanzenkost, der sich anschließenden Seßhaftigkeit, der Überwindung des rohen Jägerlebens mit seinen Mordwaffen durch all' die Jahrtausende gegeben ist. Und wir gewahren an der Schwelle dieser Kulturlinie einzig und allein das Weib .....

Und nun wollen wir einen kleinen Salto mortale in die gegenwärtigste Gegenwart machen. Herr v. d. Steinen knüpft an seine vorzüglichen Ausführungen, die dem Weib einen so unübertrefflichen Rang in der Kulturgeschichte zuweisen, den launigen Satz, daß es sich dabei um eine „mehr für Damentoaste als für den ernsten (im modernen Bedürfnis und nicht in der Urgeschichte begründeten) Kampf unserer Frauen um die Arbeit zu verwertende Schlußfolgerung" handle. Ich glaube wohl zu Anfang genügend betont zu haben, wie wenig auch ich den wirklichen ernsten Frauenkampf von heute für irgendwie abhängig oder auch nur günstig beeinflußbar halte von Spekulationen über Urgeschichte. Aber wer so viel Positives bringt, wie v. d. Steinen, den wollen wir doch noch lange nicht einfach den „Damentoasten" überlassen. Das große Prinzip, das wir beim nackten Bakaïri schon so gewaltig eingreifen sehen, heißt: Arbeitsteilung. Wir sehen an dem einfachen Beispiel dieses Volkes, wo der Mann ein Jäger im Walde und die Frau daheim die Erfinderin des Ackerbaues ist (der nachträglich dann im großen Kulturverlauf auch den Mann erobert hat), gleichzeitig den sittlichen Segen der Arbeitsteilung. Wir sehen beide Parteien, Mann und Weib, gleich werden im edlen Sinne in dem Moment, da jeder sein echtes Arbeitsfeld hat, zu dem er eine bestimmte Summe von Intelligenz braucht und auf dem er selbständiger Meister wird, ohne des anderen direkt, sei es als Herr oder Knecht, zu bedürfen. Nun liegt aber in dem Begriff der Arbeitsteilung zugleich der einer Beschränkung. Niemals würde die Bakaïri-Frau dem Manne imponiert haben, wenn sie als einzelne Amazone hinter ihm her auf die Jagd gezogen wäre. Gerade daß sie ein Gebiet erschloß, das ihm nicht gegeben war, rückte sie erst an seine Seite als ebenbürtige Kameradin im Daseinskampf. Und hier giebt sich die Nutzanwendung auf heute evident genug. Auch wir wieder stehen in einer Epoche, da ein Zwang, den ich für einen glücklichen und in seinen Folgen direkt sittlich fördernden halte, das Weib wieder mehr neben den Mann stellen will. Unsere Intelligenz ist heute sehr viel weiter als in den Urzeiten, da es nach dem Rezept der Bakaïri ging, und hat wohl ein Wörtchen schon mitzusprechen, wenn auch die großen Dinge sich abwickeln im Banne

Digitized by Google

einer sozialen Gewalt. Ich meine nun, wir sollten da, wo wir die Intelligenz heranziehen, der Bakaïrí-Lehre uns niemals unzugänglich erweisen: der Lehre, daß die sittliche Gleichberechtigung geradeswegs entspringt aus der Arbeitsteilung. Die Frau, die die Sklavin ihres Mannes ist und kochen muß, ist ein Jammerbild. Aber die Bakaïrí-Frau, die die Kochkunst erfindet und vor allem sich selbst, später eventuell auch dem Manne damit hilft, ist das äußerste Gegenteil einer Sklavin, obwohl sie nicht das Gleiche thut wie ihr Mann, der Jäger. Gerade indem sie mit ihm nicht materiell (in der Sache), sondern ideell (in der Intelligenzleistung an sich) in Konkurrenz tritt, erweist sie sich ideell als seinesgleichen, — und wo das Ideelle einmal angebahnt ist, ist der sittliche Fortschritt in seinem ganzen Umfang gegeben. Man mißverstehe mich nicht so, als wenn ich hier den alten und sehr verbrauchten Satz verherrlichen möchte, daß das Weib hinter den Herd und an den Suppentopf gehöre. Wir sind keine Steinzeitmenschen mehr. Es giebt heute eine ganz andere Fülle von Möglichkeiten, wie die individuelle Neigung der Frau sich ausleben kann. Der „Suppentopf" hat für uns eine unglückliche Bedeutung gewonnen, weil er dem (gar nicht dahin gehörenden) Satze recht zu geben scheint, daß der Beruf der Frau auf Materielles beschränkt sei, während die geistige Arbeit die ausschließliche Domäne des Mannes sei. Dieser Satz ist eine unsinnige Schablone. Bei den Bakaïrís in unserm Beispiel selbst handelt es sich, je nachdem man den Standpunkt wählt, entweder auf beiden Seiten (Jagd und Kochkunst) um materielle Dinge, — dann muß man sagen, die Frauen sind hier im Materiellen überlegen gewesen, oder man kann genau so gut sagen, es handelt sich um geistige Sachen (denn zur Jagd wie zum Kochen gehört Geist, bei diesem rohen Urwaldmenschen jedenfalls das Höchste, was er an Geist besitzt) — dann muß man einräumen, daß die Frau den höheren Geist verriet, denn sie erfand, sie schuf Neues, während der Mann als Jäger nur immer wieder die Tradition der Ahnen nachbetete. Ich glaube, die Silbenstecherei über diese Dinge ist sehr müßig, und der Gegensatz von geistigem und materiellem Beruf ist eigentlich erst mit Worten geschaffen worden in unserm modernen Tageskampfe, als man der Frau schlechtweg die Anteilnahme an der geistigen Arbeit und den sogenannten „geistigen" Berufskreisen auch noch theoretisch abschneiden wollte, nachdem unglückliche Zwangslage es lange genug praktisch gethan hatte. Nur dafür bin ich, daß die Frau sich des Segens der Arbeitsteilung im Prinzip bewußt bleibe und nicht dem unglücklichen Glauben verfalle, in jeder Teilung schon liege eine Erniedrigung. Man hört wohl den Ruf heute: wenn die Frau nur will und ihr gesellschaftlich Raum gegeben wird, so kann sie alles reichlich ebenso gut wie der Mann. Ich halte es für ein Glück, daß dieser Satz nicht ohne weiteres wahr ist.

Ein Wendepunkt der Urgeschichte lag, wie wir gesehen haben, wahrscheinlich in der einfachen Thatsache, daß das Weib nicht mit auf die Jagd ziehen konnte, — ein äußerst segensreicher Wendepunkt. Ist es nicht auch in unsern Tagen ein Segen, daß die Frau dem Kriegshandwerk fern bleiben muß oder daß die weibliche Studentin wenig Beruf zum Fechtboden haben wird? Erst wenn eine gewisse wirtschaftliche Aufbesserung der Gesamtheit und, Hand in Hand damit, auf geistigem Gebiet eine endgültige Überwindung der heutigen Philistervorurteile der „Stellung" des Weibes gegenüber eingetreten sein wird, werden wir einen Begriff davon erlangen, wie entscheidend auch in unsern Tagen, — genau wie in jenen der Steinzeitmenschen, da die Frau das Kochen erfand — der wahre Kulturfortschritt wieder in die Hand der

Digitized by Google

Frau gegeben ist; allerdings nur der Frau, die sich ihrer Sonderart neben dem Manne bewußt ist. Gewiß beseitigt in einem höchsten Sinne der Idealbegriff „Mensch" alle Schranken. Aber er kann es nur, indem er das uralte Prinzip der Weltentwickelung überhaupt bewährt: gerade aus der ausgesprochensten Arbeitsteilung (wie sie z. B. unser eigener Organismus mit seinen Organen so glänzend darstellt) eine ideale Einheit hervorgehen zu lassen, die als Ganzes dann das Tausendfache der Einzelarbeit leistet.

Spruchgedichte.

1.

Kein Irren schweift von grader Bahn,
Das nicht der Menschheit wiederkehrte,
Kein Weg, den nicht durch schönen Wahn
Die Jugend immer neu begehrte.

2.

Und wärst du im Gemüt bedacht,
Dein Glück in einem Schmerz zu finden,
Es wird, ob dich die Welt verlacht,
Doch eine Seele gleich empfinden.

3.

Sei auf der Hut, in deine Welt
Die andern spähn zu lassen!
Ein Leben, im Innersten festgestellt,
Wie viele können es fassen?

4.

Das Schönste sieht unser Auge gern,
Bleibt's dem Gemüt auch fremd und fern,
Und über ein Häßliches können wir scherzen,
Und lieben es doch von ganzem Herzen.

5.

Bleibt schönes Glück dir stets getreu,
So scheint dir altgewohnt das Beste,
Doch Sorg' und Schmerz sind immer neu,
Sogar als altgewohnte Gäste.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.

Es giebt unter den Schriftstellern liebenswürdige und unliebenswürdige. Die Begriffe decken sich nicht mit optimistisch und pessimistisch; sie bezeichnen überhaupt nicht Unterschiede der Weltanschauung, sondern der Gemütsbeteiligung. Wer warm mitempfindet, wird das durchblicken lassen, auch wenn er düstere Bilder zeichnet; wer innerlich verbittert oder auch nur kalt der Welt gegenüber steht, wird auch über heitere Bilder keinen Sonnenschein zu breiten verstehen. Eben diese Fähigkeit warmen Mitempfindens läßt uns einen Schriftsteller liebenswürdig erscheinen.

Diese Fähigkeit besitzt Ida Boy-Ed in hervorragendem Maße; sie ist der eigentliche Nerv ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Aber eine solche Fähigkeit erlangt man nicht ohne zu leiden. Die Frau, die ohne tief eingreifende Konflikte durchs Leben geht, wird nie mit ihrem Herzblut schreiben; nur ein eigenes inneres Leben erschließt den Blick für Menschenbeobachtung und das Herz für Menschendasein. Durch solche Schule ist auch Ida Boy-Ed gegangen.

Ida Boy-Ed ist am 17. April 1853 zu Bergedorf bei Hamburg als Tochter einer angesehenen Familie geboren. Ihr Vater, ein genial beanlagter Mann, war Besitzer einer Buchdruckerei und eines Zeitungsverlags, die er 1865 nach Lübeck verlegte. Dort heiratete Ida, erst siebzehnjährig, den Sohn eines alten Lübecker Großkaufmannshauses, Carl Boy.

Die ersten acht Jahre ihrer Ehe brachten ihr mannigfache innere und äußere Konflikte. Der alte Fluch, unter dem Frauen von eigener Individualität von jeher so schwer zu leiden hatten, daß ihr Thun und Lassen an der konventionellen Schablone gemessen wird, lastete auch auf ihr. Ihre litterarischen Neigungen fanden in der alten Hansestadt nicht das geringste Verständnis. Sie selbst führte dann die Lösung herbei, die ihre Persönlichkeit erforderte: sie ging mit ihrem ältesten Sohne nach Berlin, lernte dort alle Schwierigkeiten kennen, die sich dem Anfänger auf der Schriftstellerlaufbahn entgegenstellen, machte trübe Erfahrungen mit den Menschen, die sie in ihrer Unerfahrenheit alle für vornehm und aufrichtig hielt — und reifte in all diesen Kämpfen zur innerlich selbständigen Persönlichkeit und zur Schriftstellerin heran. Ihre Energie bezwang auch die Ihren; im Mai 1880 kehrte sie nach Lübeck zurück, wo niemand sie mehr hinderte zu lesen und sich schriftstellerisch zu bethätigen. Charakteristisch für sie ist, daß gerade diese Zeit schwerer innerer und äußerer Kämpfe Eigenschaften in ihr entwickelte, die man gewöhnlich bei künstlerisch schaffenden Frauen nicht sucht. „Ich trachtete," so berichtet sie selbst, „nicht nur zum Dank, sondern aus innerstem Frauenbedürfnis, eine tüchtige Hausfrau zu sein, und bin noch heute ebenso stolz auf ein Ragout, das mir gerät, als auf eine Novelle. Ich glaube, daß eine Frau als Gegengewicht der künstlerischen Thätigkeit häuslicher Pflichten bedarf."

Es kam nun die Zeit der Erfolge; Erfolge, die freilich in erster Linie auf ihre große schriftstellerische Begabung zurückzuführen sind, aber auch durch eisernen Fleiß errungen wurden. Eine Reihe von Novellen und Romanen erschien, die der Ver-

Digitized by Google

fasserin lebhafte Sympathie einbrachten und ihren Namen schnell bekannt machten. Sie sind fast alle in verschiedene moderne Sprachen übersetzt worden. Erwähnt seien nur: Ein Tropfen (1882). Getrübtes Glück (1884). Männer der Zeit (1884). Seine Schuld (1885). Dornenkronen (1885). Die Unversuchten (1886). Abgründe des Lebens (1887). Masken (1887). Ich (1888). Fanny Förster (1889). Eine

Ida Boy-Ed.

Lüge (1889). Nicht im Geleise (1890). Aus Tantalus Geschlecht (1891). Malergeschichten (1892). Lea und Rahel (1892). Empor (1892). Ein Kind (1892). Sieben Schwerter (1894). Sturm (1894). Die Schwestern (1894).

Es würde zu weit führen, wenn dies reiche Material eine eingehende Würdigung hier erfahren sollte, und es ist das um so weniger nötig, als wir die Verfasserin in diesem Heft für sich selbst reden lassen können. Charakteristisch ist für alle ihre Schriften ein gesunder Realismus, der nicht des Schmutzes zu bedürfen glaubt, um echt zu erscheinen, und eine sonnenklare, ungemein ansprechende Darstellungsweise. Als besonders feine Beobachterin erscheint sie ihrem eigenen Geschlecht gegenüber. Sie

Digitized by Google

versteht das moderne Weib in seinem Ringen, versteht es auch da, wo sich der dunkle Drang nach Bethätigung der eigenen Individualität, nach einem ausgefüllten Leben in allerlei Thorheiten äußert, versteht „die glücklichen, dummen kleinen Mädchen, die im Bewußtsein ihrer Bedauernswürdigkeit schwelgen," versteht „die Unverstandenen," ist aber selbst zu der Erkenntnis gelangt, „daß es nichts Albereneres giebt, als eine ‚unverstandene' Frau, und daß die höchste Sittlichkeit eiserne Arbeit ist." Den unsere Zeit so besonders beschäftigenden Konflikt der Frau mit dem Mann kennt sie in seinen verschiedensten Erscheinungsformen. Sie kennt die Frau, die eine geniale Eigenart zu wahren hat philisterhaften Vorurteilen gegenüber, deren Seele hungert inmitten der üppigen Fülle hanseatischer Diners; sie kennt die alltäglichen Misverständnisse, die sich als ein schleichendes Uebel hinschleppen, endlos, endlos, und so viel tragischer wirken als ein großes, kurzes, kraftvoll zu besiegendes Unglück. Sie kennt die Tragik der Alltagsehen, die so leicht zu vermeiden wäre, wenn Mann oder Frau einander nur verständen und verstehen wollten. Ein solches Verständnis ist nicht in der Brautzeit möglich. „Da lebt man nur ein lyrisches Gedicht zusammen — das ist alles. Und dann in den ersten Honigmonden?! Du meine Güte! Man spielt Hausherr und Hausfrau zusammen, wie man als Kind mit der Puppenstube spielte. Man hat nichts zu thun, als Entdeckungen zu machen, denn die wohlerzogene, unschuldige höhere Tochter, die der Mann geheiratet hat, ist ihm ein so neues Wesen wie ihr der welterfahrene Mann. Und so ganz unmerklich geht das Spiel in den Ernst über, das junge Frauchen beginnt sich zum Weibe auszureifen und will anstatt des süßen Spielzeugs eine geachtete Gefährtin sein, was die Selbstherrlichkeit des Mannes denn zuweilen kränkt — Der Mann, an die steten Sensationen der Freiheit gewöhnt, fängt leise an, die Fessel und das ewig Gleiche drückend zu empfinden. Dann lasse man noch äußere Dinge hinzukommen: Krankheiten der Frau, Kinderstubengeschichten, und die allerschönste Krisis ist fertig. Man lebt sich auseinander, ehe man sich ineinander eingelebt hatte. Vorher sah man aneinander nur das bischen Glanz der äußeren Anmut, jetzt sieht man aneinander nur die Fehler. Und an euch ist's, ihr Ehemänner, die ihr doch älter seid und reifer sein wollt, als die junge Frau, die Verständigung zu suchen. Denn weder das bischen Schönheitsglanz, noch die Fehler sind die Wahrheit. Sie liegt in der Mitte, wie jeder Kern."

Wie sie aber den Konflikt der Geschlechter kennt, so auch das Glück und die tiefe Befriedigung ihrer Verbindung. Die unendliche, heilige Liebe der Frau, ihre Fähigkeit der Selbstentäußerung dem geliebten Manne gegenüber, ist selten in ergreifenderer und eigenartigerer Weise zur Darstellung gelangt als in der Novelle: „Das Kind", die psychologisch von bewundernswerter Feinheit der Entwickelung ist.

Bei dem feinen Verständnis, das Ida Boy-Ed gerade für die Eigenart der modernen Frau hat, ist es selbstverständlich, daß sie nicht zu den — leider recht zahlreichen! — deutschen Schriftstellerinnen gehört, die sich achselzuckend von der großen Frauenbewegung abwenden; sie wendet ihr vielmehr ihre ehrliche und thatkräftige Sympathie zu. Und ihre Feder weiß mit Kraft die Gestalten zu zeichnen, die ihre Ideen verkörpern sollen. Wir dürfen außer auf die Erzählung, die unsere heutige Nummer schmückt und die beredter als Bände von Abhandlungen für die geistige Mündigmachung der Frau plädiert, nur auf die Skizze „Die Kreuzträgerin" hinweisen (Januarheft 1894), welche so wirkungsvoll einen der verhängnisvollsten Mißgriffe in unserer Gesetzgebung trifft.

Möge es der genialen Frau noch lange, lange beschieden sein, ihrer Kunst zu leben, und möge ihre warme Sympathie für die zahllosen Frauen, die gleich ihr, nur ohne die Mitgabe eines großen Talents, den Kampf mit dem Leben durchzufechten haben, noch häufig ihrer Feder kräftige Worte leihen.

Helene Lange.

Digitized by Google

Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England.

Von

Helene Adelmann.

Vorsitzende des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Nachdruck verboten.

I.

„Ich bin geneigt, eine Stelle in England anzunehmen"; „ich habe mich entschlossen, in einer vornehmen Familie Erzieherin zu werden", und so ähnlich beginnen fast täglich Briefe, die an unseren Verein einlaufen. Als ob es sich nur so um das gefällige Annehmen einer Stelle handelte! Unter fünf Lehrerinnen schreibt höchstens eine: „ich möchte mich um eine Stelle bewerben." Ich gebe eigentlich ein Office-Geheimnis preis, indem ich heute verrate, daß wir unwillkürlich die letzte Einführung mit günstigeren Augen ansehen, denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Bescheideneren weitaus die Tüchtigeren sind. Mit diesen Tüchtigen legen wir dann in der That Ehre ein in England; aber wie viele Untüchtige „ihr Glück in England suchen wollen", ist kaum zu glauben. Unorthographisch geschriebene, schlecht stilisierte Meldebriefe laufen täglich bei uns ein. Viele dieser „Erzieherinnen" haben nicht einmal eine vollklassige höhere Mädchenschule durchgemacht, viel weniger eine Ausbildung als Lehrerin empfangen. Selbstverständlich halten wir möglichst viele unter ihnen vom Kommen zurück; unser Verein ist gerade deswegen so streng mit der Aufnahme, weil er Erzieherinnen dieser Art nicht unterbringen kann.

Es herrscht in Deutschland immer noch die Anschauung, daß die Engländer sehr geringe Ansprüche an die Erzieherin stellen und daß es eigentlich genüge, deutsch zu können, um drüben eine gute Stelle zu erhalten. Das ist ein gewaltiger Irrtum; man kann geradezu sagen, daß keine Nation der Erde größere Ansprüche an die Erzieherin stellt als gerade die Engländer. Man spricht zwar von guten alten Zeiten, wo es anders gewesen sein soll; aber die müssen sehr weit zurückliegen. Als ich vor dreißig Jahren nach England kam, fanden ich und verschiedene andere junge Neulinge im Lande es recht schwer, eine mit dreißig oder vierzig Pfund dotierte Stelle als resident governess zu erhalten; erst nach sechs- bis achtwöchentlichem Suchen und schweren Ausgaben für Agenten und Zeitungsanzeigen gelang es uns, und doch hatten wir uns alle nach unserer und unserer Lehrer Meinung gründlich auf unsern Beruf vorbereitet. Der lieben Jugend zum Trost sei es gesagt, daß auch wir mit großen Hoffnungen und recht zufrieden mit unseren Kenntnissen nach England gezogen waren. Wir hatten es ja von der Regierung schwarz auf weiß, daß wir zum Unterricht in höheren Mädchenschulen befähigt waren, sprachen Pensionsfranzösisch und -englisch, spielten leidlich Klavier u. s. w. Zu unserm Glück aber fanden wir bald, wie lückenhaft unsere Ausbildung war. Uns diese Erkenntnis zu geben, dafür sorgten auch einige ältere, sogenannte finishing governesses, die wir im boarding house trafen und die uns „klein machten", wo sich auch nur die geringste Gelegenheit dazu bot.

Heute sind die Ansprüche der Engländer an die Leistungsfähigkeit der Lehrerin entschieden noch gestiegen, während die Gehälter ziemlich auf derselben Höhe geblieben

Digitized by Google

sind, soweit sich das wenigstens nach der seit achtzehn Jahren geführten Statistik unseres Vereins, der jährlich über 200 Stellen besetzt, beurteilen läßt. Beides erklärt sich aus der stark vermehrten Konkurrenz. Aus Deutschland kommen immer mehr Lehrerinnen herüber; außerdem aber treten Däninnen, Schwedinnen, Schweizerinnen, Russinnen, Französinnen und vor allen Dingen die Engländerinnen selbst als Mitbewerberinnen auf, was um so bedenklicher ist, als ihnen sämtlich der Erwerb einer tüchtigen Ausbildung durch die Freigabe aller höheren Studien weit leichter gemacht wird als uns. Hätten wir nicht die pädagogische Anlage voraus, die die Engländer in hohem Grade zu schätzen wissen, so stände es noch schlimmer. Zu unserem Glück lassen sich überdies gerade die am besten vorgebildeten Engländerinnen ungern darauf ein, eine Stelle als resident governess anzunehmen; sie ziehen Schulstellen oder „daily engagements" (bei denen die Lehrerin nur zum Unterricht in das Haus kommt, nicht dort wohnt) vor, was der stellensuchenden Deutschen zu gute kommt.

Erstes Erfordernis für Englandlustige Deutsche ist also eine gründliche Vorbildung. Die Deutsche muß vor allen Dingen die Illusion ablegen, daß sie mit dem Lehrerinnenexamen allen Ansprüchen im Auslande genüge. Das Examen ist vielmehr nur selbstverständliche Voraussetzung; außerdem muß aber eine Erzieherin, die ein einigermaßen anständiges Gehalt beansprucht, wenigstens noch ziemlich gut französisch sprechen und Klavier spielen. Auch Kenntnis des Englischen, wenn auch nur so viel, daß sie eine alltägliche Konversation zu führen im stande ist, ist sehr erwünscht. Bei der deutschen Art des fremdsprachlichen Unterrichts fehlt es gerade daran so häufig. Die Erzieherin beherrscht wohl das grammatische Pensum, ist aber nicht im stande sich den Kindern verständlich zu machen, und doch soll sie im Rechnen, in Geographie, Geschichte, oft gar noch im Aufsatz unterrichten. Auch von der Musiklehrerin verlangen die englischen Schulvorsteherinnen eine leidliche Kenntnis der englischen Sprache, und mit Recht. Der Engländer will keine Zeit verlieren, „time is money". — Daß die Erzieherin nach England kommen will, um Englisch zu lernen, verschweigt sie am besten; die Arbeitgeber werden sonst leicht mißtrauisch, selbst wenn sie noch so gewissenhaft ihrer Pflicht nachkommt und deutsch oder französisch mit ihren Zöglingen spricht.

Die erwähnten Kenntnisse genügen aber häufig noch nicht. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß eine Familie, besonders wenn sie auf dem Lande wohnt, wo weit und breit keine Lehrkräfte zu haben sind, alles in der Erzieherin sucht, sie freilich auch dementsprechend bezahlt. Da wird außer den gewöhnlichen Schulfächern gutes Französisch und Englisch, gute Musik, Zeichnen und Malen, oft noch Botanik, Latein und Mathematik verlangt. Natürlich kann eine ganz junge Kraft keinen Anspruch auf eine solche Stelle machen, sie auch nicht ausfüllen; als „finishing governess" muß man mindestens dreißig Jahre alt sein, schon fünf bis sechs Jahre im Lande unterrichtet und sehr fleißig weiter studiert haben. Auch die tüchtigste Lehrerin wird als Anfängerin bezahlt, bis sie durch ein Zeugnis aus einer Stelle in England nachweisen kann, daß sie auch für englische Kinder und Verhältnisse paßt.

Weitere Erfordernisse sind: körperliche Rüstigkeit einerseits, pädagogische Erfahrung andererseits. Dadurch sind ziemlich bestimmte Altersgrenzen gegeben. Es ist keiner Erzieherin zu raten, früher als mit zwanzig und später als mit fünfundvierzig Jahren nach England zu kommen. Unser Vereinsstatut bestimmt, daß niemand unter 20 und über 50 Jahre Aufnahme findet, da Jüngere oder Ältere kaum unterzubringen sind. Der Engländer will rüstige Erzieherinnen, die mit den Schülern nicht allein studieren, sondern auch spielen, turnen und spazierengehen wollen und können. Englische Kinder sind aber in diesen Beziehungen sehr leistungsfähig. Ihrer sorgsamen körperlichen Pflege und kräftigen Lebensweise verdanken sie auch eine kräftige Konstitution. Bleichsucht ist ein ziemlich seltenes Übel, was auch damit zusammenhängen mag, daß das stundenlange Sitzen über feinen Handarbeiten in England noch nicht eingerissen ist, weder in den Familien noch in den Schulen.

Digitized by Google

Aus diesem Grunde finden Handarbeitslehrerinnen, die nur ihr Fach verstehen und nicht wenigstens noch im Deutschen (Litteratur eingeschlossen) unterrichten können, keine Anstellung in England. Es ist das ausdrücklich zu betonen, da so viele Handarbeitslehrerinnen als Fachlehrerinnen in England unterzukommen hoffen. Den Unterricht in Handarbeiten überträgt man in den Schulen, in denen er überhaupt eingeführt ist, einer der wissenschaftlichen Lehrerinnen. Ebenso sind Turn- und Zeichenlehrerinnen kaum jemals unterzubringen. Der Engländer hat noch einen zu schlechten Begriff von der deutschen Turnlehrerin (sie ist ja eine neuere Errungenschaft in Deutschland), als daß er sie als Fachlehrerin in Schulen anstellte, und im Zeichnen und Malen verlangen die Engländer weit mehr, als die Durchschnittslehrerin in Deutschland leisten kann. Unter zwanzig, die zu uns kommen, ist vielleicht eine im stande, eine Stelle als Zeichenlehrerin zu bekleiden.

Zu bemerken ist ferner, daß sogenannte Gesellschafterinnenstellen bei jungen Mädchen oder älteren Leuten außerordentlich schwer zu finden sind und für die junge deutsche Erzieherin gar nicht in Frage kommen. Als Gesellschafterin für junge Mädchen wird vorzugsweise eine Engländerin oder auch eine ältere ausländische Lehrerin gewählt, die vielleicht lange in der Familie als Erzieherin gewirkt hat. Diese hat die jungen Mädchen unter ihrer Obhut, ersetzt die Mutter und wird dann dementsprechend gestellt und bezahlt. Für alleinstehende Damen wird selten eine gebildete Lehrerin gewünscht; ihre Gesellschafterin ist meistens halb Kammerjungfer, halb „useful maid," eine Art höherer Dienstbote, und keine Lehrerin, die etwas gelernt hat, giebt sich dazu her, um so weniger, als solche Stellen herzlich schlecht bezahlt werden. Oft wird sogar gar kein Gehalt gegeben.

Neuerdings versucht auch die deutsche Kindergärtnerin Eingang in England zu finden, leider bisher mit wenig Aussicht auf Erfolg. Soweit sie nicht einfache Bonne ist, sondern eine ordentliche Ausbildung empfangen hat, ist sie selten bereit, auch die körperliche Pflege der Kleinen mit zu übernehmen. Die englische nursery governess, die ein wenig in die Kindergärtnerei hineingeguckt hat, ist dem Engländer bequemer, da sie die ganze Pflege übernimmt und überdies nicht — wie die deutsche Kindergärtnerin es mit Recht beansprucht — Gehalt und Stellung einer Lehrerin verlangt. Ganz selten kommt es einmal vor, daß auch für die kleinsten Kinder eine gebildete Lehrerin gewünscht wird, dann aber mit der Bedingung, daß sie, wie eine deutsche Mutter, auch vollständig die Pflichten einer head nurse (Wärterin, Bonne) übernimmt. Eines unserer Mitglieder hat eine Stelle bekleidet, in der sie die Kinder in dieser Weise ganz zu besorgen hatte; sie schlief bei ihnen, badete sie, lehrte sie erst spielend und blieb dann noch lange als Lehrerin und Freundin im Hause. Ihr Gehalt betrug so viel wie sie als Lehrerin verdient haben würde, £ 80.

II.

Zu den wichtigsten Bedingungen für das Fortkommen der deutschen Erzieherin in England gehört, daß sie den nötigen Fonds an sittlicher Kraft und die Fähigkeit äußerer Selbstbeherrschung besitze. Die Engländerin ist weit mehr gewohnt als die Deutsche, den Ausdruck ihres Denkens und Fühlens unter Kontrolle zu halten, und manche Erzieherin hat sich schon durch Fehler in dieser Beziehung ihre Stellung verdorben. Besonders sollte die Deutsche sich hüten, gemütliche Bedürfnisse zu zeigen, die der Engländer nicht versteht. So spielen z. B. Geburtstage und das Weihnachtsfest durchaus nicht die Rolle in England wie bei uns, und von der bei uns üblichen poetischen Verklärung solcher Feste ist nicht viel zu merken. An dem einzigen Weihnachtsbaum, den ich während meiner Erzieherinnenlaufbahn von englischen Kindern ausputzen sah, hingen gestrickte und gehäkelte Sachen aller Art, Strümpfe, Handschuhe, Halstücher, Schlafschuhe, Pulswärmer ꝛc., und als besondere Verzierung allerlei Figürchen, darunter Gladstone und Salisbury, der eine am Hals, der andere an den

Digitized by Google

Füßen aufgehängt. Das ist eben englische Art, in die die Deutsche sich finden muß, wenn sie mit den Engländern leben will. Die überlegene englische Jugend findet den deutschen Weihnachtsbaum „gut genug für babies", und überschwengliche Gefühlsäußerungen ihrer Erzieherin würden sie in den Augen dieser kleinen „matter of fact"-Menschen nur herabsetzen.

In ihrem ganzen Äußeren und Wesen muß die Erzieherin durchaus eine Lady sein, eine Dame von guten Gesellschaftsformen, einfach und maßvoll, sicher in ihrem Auftreten, ohne mit ihrem Wissen und Können prunken zu wollen. Die Kleidung wird am besten der englischen Mode angepaßt, ist dunkel zu halten, selbst im Sommer ohne Kurzärmel oder Halsausschnitt. Abendkleider zum dinner machen eine Ausnahme; werden diese nötig, so kauft man sie am besten im Lande selbst. Die peinlichste Sorgfalt ist auf Sauberkeit und Ordnung in der Kleidung zu verwenden. Gutes Schuhwerk und gute Handschuhe sind eine Hauptbedingung. Für die Stadt ist zum Ausgehen mit den Schülerinnen, ebenso wie auf dem Lande zum Gottesdienst, ein Capothut Vorschrift. Viel Wäsche ist nicht nötig, da in jedem Haus wöchentlich gewaschen wird. Auch in der Kleidung ist keine so große Ausstattung nötig, wie sie oft von den Deutschen mitgebracht wird. Kleidungsstoffe und Wäsche sind in England nicht teurer, eher billiger als in Deutschland. Der Arbeitslohn aber ist höher, und wer seine Kleider selbst zu machen versteht, spart viel Geld. Vor allem Auffallenden im Anzug ist zu warnen. Keine Erzieherin sollte mit kostbarem Schmuck einhergehen. Der gebildete Engländer wird sie nie für seine Kinder wählen. Und die Kinder selbst haben ein scharfes Auge für Geschmacklosigkeiten dieser Art; ebenso auch für Nachlässigkeiten im Anzug. Leider giebt es Lehrerinnen, die sagen: Die Engländer engagieren mein Wissen und Können, nicht meine Kleider. Es liegt in dieser Auffassung ein großer Irrtum. Ich kenne verschiedene hochgebildete Damen, die in keiner Familie lange bleiben, weil sie zu nachlässig im Anzug sind. Der wahre Grund ihrer Entlassung wird ihnen freilich nicht mitgeteilt, wohl aber uns auf dem Vereinsoffice. Hin und wieder werden sie selbst auch in empfindlicher Weise aufgeklärt; wie es z. B. vorkam, daß die Kinder ihre neugewonnenen Sprachkenntnisse dazu verwerteten, der Erzieherin an ihren vertragenen Filzhut einen Zettel mit der Inschrift zu stecken: „Schier dreißig Jahre bist du alt." Eine andere Inschrift lautete: „This bonnet belonged formerly to Mrs. Noah." Solche Freiheiten gehören eben zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" englischer Kinder.

Werden die Hinweise in Bezug auf Beschaffung von Kleidern und Wäsche befolgt, so fällt damit von selbst die Notwendigkeit, mit großen Familienkoffern anzurücken, wie das deutsche Erzieherinnen häufig thun, so daß schon manchmal die Droschkenkutscher die Fahrt verweigert haben.

Der englische Droschkenkutscher verdient noch eine besondere Erörterung. Er prellt den Ausländer, wo er kann; es ist schon mehrfach vorgekommen, daß er für eine Fahrt von den Docks 25 Schillinge, anstatt der tarifmäßigen 3 verlangte. Am ratsamsten ist es daher für den Ausländer, am Bestimmungsort angekommen, dem dienenden Geist des Hauses die Abrechnung mit dem Kutscher nach der Fahrtaxe zu überlassen. Vom Verein aus schicken wir den Anfragenden immer ein Kärtchen, auf dem die Fahrtaxen von den Hauptstationen Londons bis an unser Haus verzeichnet sind. Jeder Koffer kostet zwei Pence extra. Den Beamten an der Bahn ist man nichts schuldig, ja die meisten Eisenbahngesellschaften ersuchen das reisende Publikum, den Porters nichts zu geben, was freilich selten befolgt wird. Wird das Gepäck erst in London untersucht, so nehme man nicht eher einen Wagen, bis man auf dem Zollamt seine Koffer erhalten hat, denn für die Wartezeit muß sechs Pence pro Viertelstunde bezahlt werden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika.

Von

Frieda Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten.

„Sie können sich denken", so schrieb mir neulich ein guter Kamerad, „wie sich unsere Damen die afrikanischen Kolonien vorstellen: Sand, glühend heiße Sonne, einige Hütten, Palmen, bedeckt mit Affen und Papageien, unter jedem Grashalm eine giftige Schlange, hinter jedem Busch ein zähnefletschender Löwe oder sonst ein Ungetüm, das ganze Land durchstreift von menschenfressenden Wilden, die nur mit haarscharfen Speeren und vergifteten Pfeilen hantieren."

Dies ist in der That eine verbreitete Anschauung, und sie ähnelt der Wirklichkeit so wenig wie die andere, die sich die Tropenwildnis als das lachende, üppige Paradies vorstellt, das Bernardin de St. Pierre in „Paul und Virginie" schildert, oder von dem Heine phantasiert, wenn er singt: „am Ganges duftet's und leuchtet's".

Solche Märchen, die in Entzücken versetzen oder angenehmes Gruseln erregen, halten nicht stand, wenn erst Dampfer und Eisenbahnen, Post und Telegraph die romantische Ferne ins klare, kühle Licht der wirklichen Nähe gerückt haben.

Sonne, Regen, Erde und Wasser und was so drum und dran hängt sehen sich doch überall recht ähnlich, und die Menschen sind überall Menschen mit großen Schwächen, mit Begierde nach Genuß und Furcht vor dem Leiden. Der, dessen Phantasie sich nicht genug thun konnte im Ausschmücken des Fremdartigen, wird zunächst mehr als über das Fremdartige verwundert sein über das Gewöhnliche und Gewohnte, das ihm auch am Äquator vor Augen tritt.

Mein erster Aufenthalt im tropischen Ostafrika fiel in die Zeit vor dem Araberaufstand, in die ersten kleinen Anfänge deutscher Kolonisation, die Zeit des kecken Experimentierens und unsicheren Tastens, da noch von keiner Schutztruppe und von keinem Beamtentum die Rede war. Von jener Zeit der genialen Bahnbrecher und der wirklich großen Entbehrungen will ich hier nicht erzählen, obwohl sie in manchem eine interessantere Episode darstellt, als die heutige. Sie liegt bereits acht bis neun Jahre hinter uns, und wir „fin de siècle-Menschen" leben schnell.

Diesmal, im Mai 1893, reiste ich nach dem deutsch-ostafrikanischen Hafenort Tanga, um das dort gelegene Besitztum meines am Kilima-Ndjaro gefallenen Bruders, wenn möglich, für meine Schwester und mich zu erhalten. Mein Bruder hatte sein kleines Vermögen in der Kolonie angelegt, teils in einer Palmenpflanzung, teils in Kalkbrüchen.

Unterwegs wären wir beinahe verunglückt. Wir dampften mitten im Monsum fern von jeder wirtlichen Küste. Gegen Mitternacht — ich hatte mich der erstickenden Hitze wegen nicht in der Kabine sondern auf dem schmalen Plüsch-Diwan des Damensalons zur Ruhe gelegt, — hörte ich plötzlich das pfauchende Geräusch heftig entweichenden Dampfes, gleich darauf wurde es eigentümlich still, — die gewohnte Musik der tobenden, stampfenden Schiffsmaschine war verstummt.

Im anstoßenden Rauchzimmer wurden die Stimmen der Herren laut, die noch beim Skat saßen. Einige Minuten später trat meine Reisegefährtin, Frau Kapitän

Digitized by Google

zur See Hartog bei mir ein und sagte, ich möchte nicht ängstlich sein, es sei nur ein Cylinderdeckel gesprungen.

Ich war durchaus nicht ängstlich (Dank meiner Unwissenheit!), kleidete mich aber an, um aufzubleiben, bis wir weiter fahren würden.

„Warum sind Sie nicht liegen geblieben?" fragten die Herren im Rauchzimmer, denen man Verstimmung ansah. „Wenn Sie wachen wollen, bis wir wieder flott sind, können Sie bis morgen wachen."

Ich legte mich also wieder. Aber der Morgen kam, und wir fuhren nicht. Auf den monsumgepeitschten, gewaltigen Wogen des Indischen Ozeans trieb unser „Bundesrat" nordwärts, statt nach Süden. Der Schiffsmaschinist und seine Leute arbeiteten Tag und Nacht, allein trotz endlosen Hämmerns wollte die Reparatur nicht vorwärts gehen.

In diesen Tagen der Sorge, Gefahr und Langeweile unterhielten wir uns damit, eine aus Schiffshaken und Tauen gefertigte primitive Riesenangel, mit rohem Fleisch bespickt, nach den Haifischen auszuwerfen, die das treibende Schiff gierig umschwammen. Sie bissen öfters an, rissen sich aber mit verletztem Maule immer wieder los. Nur einen gelang es lebend an Deck zu bekommen. Ein Missionar hatte dem in der Luft schwebenden Koloß eine Revolverkugel gesandt, dennoch zappelte er gewaltig. Der Schiffszimmermann mußte ihn mit dem Beil totschlagen.

Bei diesem rohen Schauspiel herrschte allgemeiner Jubel. Auch in mir entdeckte ich zu meiner Verwunderung eine Empfänglichkeit dafür, die ich meiner zivilisierten Frauenseele gar nicht zugetraut hätte. Die wilde Siegeslust des Negers, der dem überwältigten Feind zuruft: „du wolltest mich fressen, jetzt fresse ich dich!" ist uns Zivilisationsprodukten doch noch nicht ganz fremd geworden. Es bedarf nur der Gelegenheit, um solche von unserer Kultur gebändigten Naturtriebe loszulassen.

Unser zielloses Umhergeworfenwerden auf den Wellen dauerte volle vier Nächte und vier Tage!

Als wir endlich mit achttägiger Verspätung in Tanga anlangten, riefen wir allgemeine Überraschung hervor, denn man hatte uns in der Kolonie längst auf die Totenliste gesetzt.

Tanga, der am weitesten nördlich gelegene der ostafrikanischen Hafenplätze, (fünf Grad südlicher Breite) bietet dem nach langer, öder Seefahrt Einfahrenden ein anmutiges Bild. Den Hintergrund bildet die schönformige, in hellblauen Duft gehüllte Kette der Usambara-Berge, den Vordergrund dem Hafen vorgelagerte, mit saftiggrünen Mangroven umgürtete Koralleninselchen, dazwischen tiefblaue See. Vom steil abfallenden Ufersaum herüber blinken einzelne weiße Europäerhäuser, doch sind die meisten Häuser und Lehmhütten Tangas von den Kokospalmen versteckt, die in dichtem Hain die ganze Stadt umgeben.

Die Ankunft eines Reichspostdampfers ist für die Tanganiten immer ein Freudentag. Kaum ist er signalisiert, so macht alles die Boote klar, und kaum wird er hinter der letzten Inselspitze sichtbar, so stoßen auch die Boote Tangas vom Ufer.

Von Bord aus unterscheidet man die Nahenden an den verschiedenen Flaggen und den Phantasie-Uniformen der Ruderer. Der Herr des Boots sitzt weißgekleidet und weißbehelmt am Steuer, manchmal noch vom weißen, grüngefütterten Sonnenschirm geschützt.

Alles leuchtet in der unsäglich hellen und sengenden Tropensonne, eine Lichtfülle, die das an sie gewöhnte Auge später den hellsten deutschen Mittagssonnenschein als matt empfinden läßt.

Meine mir liebgewordenen Reisegenossen fuhren weiter nach Dar-es-Salaam und Zanzibar. Ich blieb allein in dem mir fremden Tanga zurück.

Nun kam die Wohnungsfrage. In Tanga existierten, wie mir nach Deutschland geschrieben worden war, zwei „recht gute Hotels". Jetzt warnte man mich dringend vor dem einen, als einem „Radau-Lokal", während der Inhaber des anderen sich kurzer Hand weigerte, mich aufzunehmen, da sein Haus für Damen nicht eingerichtet sei.

Digitized by Google

So blieb doch nur das „Radau-Lokal" übrig. So lange es ging, blieb ich an Bord. Mit Morgengrauen, unmittelbar ehe der Bundesrat seinen Weg nach Süden fortsetzte, holte mich der neunzehnjährige Chef des als Radau-Lokal bezeichneten Hotels der deutschen Seehandlung in seinem kleinen Boot ans Land. Über Wasser und Land lagerte noch die kalte Farblosigkeit, die auch am Äquator dem Tag voranzugehen pflegt; dazu regnete es. So bezog ich ziemlich bangen Herzens das Haus, in dem ich mich bald ganz heimisch fühlen sollte und das ich neun Monate später, bereichert an freundlichen Erinnerungen, dankbar verließ.

Das „Hotel" der Seehandlung ist ein zweistöckiges Steinhaus mit den landesüblichen, die Zimmer umgebenden Veranden. Als ich dort Quartier nahm, wohnten etwa acht junge „Eisenbahner" daselbst, Bautechniker, Lokomotivführer, Maurer, Schlosser, Maschinisten. Diese jungen Leute, die hier ein ungewohntes Herrenleben führten und den Durst in geistigen Getränken stillen mußten, hatten sich vor meiner Ankunft etwas lärmend verhalten und dadurch das Haus in Verruf gebracht. Allein in meiner Nähe legten sie sich aus eigenem Antrieb Zwang auf, so daß ich mich nie zu beklagen hatte. Diese anerkennenswerte Rücksichtnahme ist ihnen selbst gewiß ebenso wohl bekommen, wie dem Hause.

Viel störender als die jungen Eisenbahner hausten die Ratten, die allnächtlich ihre Orgien feierten. Ihretwegen schlief man im ganzen Hause bei brennenden Petroleumlampen. Dennoch begnügten sie sich nicht, auf den Waschtischen Seifengelage zu veranstalten, sondern fraßen sich Löcher durch die Muskitieren, um auf des arglos Schlummernden Brust und Gesicht herumzuhüpfen. Zuweilen fingen wir im Speisezimmer ohne Falle drei Stück auf einmal. Die Rattenplage ist freilich an der Küste allgemein. Selbst aus dem Gouvernementspalast in Dar-es-Salaam hörte ich dieselbe Klage. Man findet sich eben, wie man kann, damit ab.

Mir war das beste Zimmer eingeräumt worden, mit einem Fenster auf der Giebelseite und zwei Fensterthüren nach der Veranda, alle jedoch ohne Glasscheiben und unverschließbar. Bei heftigem Gewitterregen stand mein Zimmer ziemlich unter Wasser, doch nimmt man dergleichen in Afrika leicht. Nässe ist ja nicht schlimm, wenn man nicht dabei zu frieren hat. Nur darf man sein Herz nicht an seine Habe hängen, denn was nicht verrostet, das verschimmelt oder wird von Ratten zernagt, oder die Sonne zieht alle Farbe aus.

Dicht vor meinem Giebelfenster befand sich ein einstöckiges Häuschen mit Palmstroh gedeckt. Das war die deutsche Schule, in der ein schwäbischer Lehrer, Namens Barth, morgens und nachmittags mit engelgleicher Geduld überlebendige kleine Inder- und Negerknaben unterrichtete. Es wurde in Suaheli gerechnet, gelesen und geschrieben. Nachmittags fand auch deutscher Unterricht statt, mit Hilfe schöner, farbiger Bilder, wie sie in der Heimat für den Anschauungsunterricht gefertigt werden. Bei der Offenheit sämtlicher Räume konnte ich von dem, was in der Schule gesprochen wurde, jeden Ton hören, hatte also die beste Gelegenheit von meinem Zimmer aus zu hospitieren. Das Liebste war den schwarzen, braunen und gelben Schülern die Singstunde. Ließ sich die quecksilberne Bande gar nicht mehr bändigen, so holte der Schulmeister seine Geige, und alle waren aufmerksam. Als ich nach Europa zurückkehrte, sangen die Kinder in den Gassen Tangas „Ich hatt' einen Kameraden" und „Heil dir im Siegerkranz" ganz richtig; aber welche Mühe hatte es gekostet, die kleinen Ohren an die ihnen so sehr fremde Tonfolge deutscher Weisen zu gewöhnen!

Die erste Sorge des nach der Kolonie kommenden Europäers ist das Mieten eines Dieners. Mir wurde ein schwarzer Jüngling, Namens Hamis, empfohlen, der sich nachher als großer Komödiant und Taugenichts erwies. Aber selbst in ihren Umtrieben sind die Neger so kindlich naiv, daß man immer wieder lacht, anstatt sich zu ärgern. Hamis war ein Simulant, der mir mit kläglicher Miene allerhand Leiden vorlog, um Extra-Urlaub zu erlangen. Faul war er über die Maßen, langsam im Reden, im Gehen, in jeder Bewegung, als sei er beständig im Begriff einzuschlafen. Aber essen konnte er für zehn, und wenn es zur Palmweinschenke oder zum Tanzfest ging, kam auf einmal Leben in ihn.

Digitized by Google

Der schwarze Diener des Europäers, „Boy" genannt, hat das behaglichste Dasein, das sich ein Mensch wünschen kann. Er tritt morgens an und bringt das Schlafzimmer in Ordnung. Er hält sich im Laufe des Vormittags seinem Herrn, falls dieser es verlangt, zur Verfügung. Ich war häufig vormittags mit Schreiben beschäftigt und dachte nicht an meinen Salé (Hamis' Nachfolger). Wollte ich ihn dann auf einen Botengang schicken, so war er nicht zu finden. Ärgerlich stellte ich ihn bei seinem Wiederauftauchen zur Rede. Mit der Miene gekränkter Unschuld erklärte Salé, der übrigens ein guter Junge war: „Weil du gerade nichts für mich zu thun hattest, Bibi, bin ich nach der Kneipe des Griechen gegangen und habe eine Tasse Thee getrunken. Die anderen Boys kommen auch dorthin. Es ist Sitte."

Dies „ni dasturi" (es ist Brauch oder Sitte) ist stets ihr letztes Argument dem Europäer gegenüber.

Also in Tanga war es Brauch, daß die Herren Diener (die die „jeunesse dorée" unter den Schwarzen repräsentierten) sich vormittags zum Frühschoppen zusammenfanden! —

Die Essenszeit des Europäers versäumt der Schwarze nie; er übernimmt bei Tisch stets die persönliche Bedienung seines Herrn, auch wenn derselbe in fremden Häusern als Gast speist. Das Aufwarten bei Tisch ist der Schwarzen Lieblingsdienst, und sie zeigen sich dabei äußerst anstellig. Alles Zeremonielle imponiert den Schwarzen. Das umständliche Dinieren der Menschen von Uleia (Europa) ist ihnen ein Beweis von deren Vornehmheit, und sie sehen es mit ehrfürchtigem Staunen an. Auch nehmen sie das korrekte Umwechseln von Messern, Gabeln und Tellern so wichtig wie Vorschriften der Religion. In Reihen stehen sie, mit den wallenden schneeweißen Kanzu bekleidet, an den Wänden, und ein jeder späht wie ein Argus nach etwaigen Wünschen seines Herrn. Kaum ist die Gabel niedergelegt, so gleitet mein Schwarzer auf den nackten Füßen geräuschlos hinter meinen Stuhl und nimmt den Teller fort; kaum ist das Glas geleert, so ergreift er die Flasche, um es wieder zu füllen.

Ist der Nachtisch abgetragen und der Diener hat eine Tasse Kaffee vor seinen Herrn gestellt, so bittet er um „Ruksa" (d. h. Urlaub) und erhält ihn.

Nun schlendert er seiner Wohnung zu oder der Wohnung von Bekannten, deren Kostgänger er ist, und nimmt eine reichliche Mahlzeit von Reis und getrocknetem Fisch ein, worauf er Bethel kaut und Siesta hält. Diese dauert bis vier, oder, wenn irgend der Herr es gestattet, auch bis fünf und halb sechs Uhr nachmittags. Dann stellt er sich wieder zu Dienstleistungen ein, besorgt Gänge, macht das Zimmer für die Nacht zurecht und zündet die Lampen an. Um sieben Uhr nehmen die Europäer die Hauptmahlzeit ein. Der Boy bedient wie am Mittag, und damit ist dann seine anstrengende Tagesarbeit beendet. Er erbittet „Ruksa" und verschwindet. Gesang, Instrumentalkonzerte auf Kuhhorn, Trommel und Pfeife, Tanz und Palmwein machen die Nacht zum Fest.

Ist freilich der Herr einmal ernsthaft krank, so bleibt der Diener auch nachts bei ihm und bewacht und pflegt ihn oft mit rührender Hingebung.

Sein für Negerverhältnisse hohes Einkommen legt der Boy vorwiegend in Kleidungsstücken an, denn putzsüchtig und auf neue Moden erpicht ist der gut situierte Neger über die Maßen. Fast durchweg findet man bei ihm ein heiteres, liebenswürdiges Naturell.

Die schwarzen Frauen nehmen eine untergeordnete Stellung ein; das hindert sie jedoch nicht, mutwillig, eitel und heiter zu sein. Zu persönlicher Bedienung werden sie auch von Europäerinnen nicht verwendet, da man sie allgemein für zu unintelligent hält. Natürlich sind sie durchweg fleißiger und tüchtiger als die Männer und schwingen deshalb oft über letztere einen recht energischen Pantoffel.

In unserem Hotel verrichtete die Frau eines der „Baharia" (Seeleute, bezw. Bootsleute) Küchenmagddienste. Sie bewohnte mit ihrem Manne eine dem Haupthaus gegenüber malerisch unter Palmen und baumhohen Bananen gelegene Hütte, und das gesamte Hausgetier war ihrer Sorge anvertraut. Wenn Suahibu mit der Futterschüssel über den Hof ging, umschwirrt und umtrippelt von Enten und Hühnern, begleitet von

Digitized by Google

fünf hungrigen Madagaskar-Schweinchen, dann bot sie trotz ihrer dreißig Jahre (und das ist viel für eine Negerin) einen hübschen Anblick. Sie hatte die aufrechte Haltung, die davon kommt, daß die Frauen von Kind auf alles, was sie tragen, auf dem Kopf balancieren; ihre Bewegungen waren ruhig und sicher, ihr Gang, ja, ihr ganzes Auftreten drückte Selbstgefühl aus.

Wenn ihr Gatte sich leichtfertiger Weise mit anderen Weibern amüsierte und dann nach Hause kam, um sein Mittagsessen einzunehmen, erklärte Suahibu bündig: „es giebt heute nichts." Der an der verwundbarsten Stelle angegriffene Eheherr lief dann weinend und klagend zum Chef des Hauses:

„Bana, meine Frau will mir kein Essen kochen!"

Die renitente Gattin wurde gerufen und zur Rede gestellt.

„Wenn er sich mit anderen Weibern abgiebt," erklärte sie sehr entschieden, „dann mag er auch andere Weiber für sich kochen lassen."

Suahibu war Sklavin gewesen, und ihr Mann hatte sie freigekauft, wozu er die für ihn nicht unerhebliche Summe von seinem Herrn sich hatte vorstrecken lassen. Das Ehepaar mußte nun dieses Geld nach und nach abdienen. Dem Mann wurde regelmäßig etwa die Hälfte des Monatslohns abgezogen. Trotz dieser Aufopferung seinerseits waren die beiden beständig entzweit, und immer zog der Mann den kürzeren.

Als einst der Hotelkoch, ein verbummeltes Genie von einem Dänen, mehrere Tage wegen schwerer Berauschtheit dienstunfähig war, übernahm ich (in meinem eigenen Interesse) das Kommando in der Küche und staunte über die Flinkheit, Ruhe und Aufmerksamkeit, mit der mir Suahibu an die Hand ging. Sie erriet oft meine Wünsche, ehe ich Zeit hatte, sie zu äußern. Dabei war sie still und von bescheidenster Zurückhaltung und erschien dadurch viel verständiger als die kindisch eitlen, koketten und spielerigen männlichen Diener.

Ich hatte zeitweise außer meinem persönlichen Diener sechs und sechzig Schwarze in meinem Dienst. Dreißig arbeiteten auf der kaum eine Wegstunde von Tanga entfernten Palmenpflanzung unter einem arabischen Aufseher. Dreißig brachen auf meines Bruders Insel Yambe Kalk und brannten ihn. Sie hatten gleichfalls einen Aufseher. Mein Bruder hatte ein arabisches Segelboot besessen, in welchem er den Yambe-Kalk nach Tanga hinüberfahren ließ. Diese Dhau fand ich verfault im Sumpf am Strande liegen. Da ich eine größere Kalklieferung für die Eisenbahn übernommen hatte, mußte ich eine neue Dhau kaufen. Zur Bemannung brauchte ich einen Kapitän „Nahosa" und drei Matrosen, „Baharia."

Die Dhau-Kapitäne müssen eine arabische Seemannsschule durchmachen und ein Examen ablegen, worauf sie ihr Patent und damit die Erlaubnis, ein Segelfahrzeug zu führen, bekommen.

Da weder Dhau noch Kapitän noch Bootsleute in Tanga zu haben waren, mußte ich mir erstere aus Zanzibar, die anderen aus Bagamoyo und Pangani verschreiben. Das alles war ziemlich umständlich. Als endlich alles bei einander war, fuhren wir nach meiner Insel hinüber, ich im Ruderboot am Steuer sitzend, mit vier Baharia voran, die neue Dhau, die bei ungünstigem Wind kreuzen mußte, langsam nach.

Auf der Insel Yambe, deren noch zu Tage liegender Korallenboden außer einigen uralten, riesigen Affenbrotbäumen nur ziemlich öden Busch aufweist, herrschte ein Greis, Namens Schefatuma, als Patriarch unter seinen Sklaven, Weibern, Kindern und Kindeskindern. Schefatuma hatte einst seine Insel gegen Geschenke meinem Bruder überlassen und begrüßte mich, als ich ihm die Antrittsvisite machte, als eine Art Lehnsherrin. Man fährt von Tanga nach der Insel Yambe im Ruderboot zwei bis drei Stunden, und da eigentlich dort nichts zu holen oder zu sehen ist, so wird sie selten von Europäern besucht. Obwohl es auf der ganzen Insel kein Süßwasser giebt, so daß Schefatuma täglich in seinen Segelbooten Wasser von der Küste herüberholen lassen muß, besitzt er eine schöne Herde von Rindern, Schafen, Hühnern u. s. w. Womit dieses Getier in der regenlosen Zeit seinen Durst stillt, ist ein Rätsel.

Digitized by Google

Als ich die Insel betrat, ließ ich mich mit meinen Schwarzen unter einem Affenbrotbaum nieder. Schefatuma, dessen Dorf hinterm Busch etwa zehn Minuten vom Inselhafen entfernt lag, wurde benachrichtigt und erschien gleichfalls mit einigen seiner Sklaven unter dem Affenbrotbaum.

Die Schwarzen hockten und lagen im Kreis auf der Erde, ich saß auf einer mächtigen Baumwurzel; so hielten wir Schauri (d. i. Besprechung). Gewöhnlich ließ Schefatuma ein großes Thongefäß mit Milch hinter sich hertragen und setzte es mir vor. Die Milch, an deren unheimlichen Beigeschmack ich mich nicht gewöhnen konnte, wurde, nachdem ich den Höflichkeitsschluck hinuntergezwungen, meinen Bootsleuten und dem Diener überlassen. Die stürzten in freudiger Gier darüber her und ließen nichts übrig. Der Inselgreis sah dem mit souveräner Nichtachtung zu. Ich lernte den alten Herrn bald als größten Spitzbuben und schmutzigsten Geizhals kennen, aber in Gewährung der Gastfreundschaft blieb er Gentleman. Bei meinem ersten Besuch schenkte er mir ein schönes, weißes Hammelchen und zwei Hühner. Vierzehn Tage ließ er Anstandsfrist verstreichen; dann reiste er nach Tanga hinüber, um sich gleichwertige Gegengeschenke zu holen.

Ich war bei solchen Yambe-Besuchen, die ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nahmen, ganz auf meine beschränkten Kenntnisse der Suahelisprache angewiesen, denn, von aller zivilisierten Welt abgeschnitten, konnte ich keine Seele erreichen, die das geringste von einer europäischen Sprache verstanden hätte.

Wie schon erwähnt, mußten dreißig Sklaven und Sklavinnen des Schefatuma täglich für mich Steine brechen, Mangrovenholz schneiden, Kalkhaufen bauen und brennen. Meine Dhau schaffte dafür alle zwei Tage Trinkwasser nach der Insel, und ich zahlte dem Schefatuma Tagelohn. Von diesem Lohn durfte der Alte, als Besitzer der Sklaven, die Hälfte für sich behalten, die andere Hälfte hatte er unter seine Leute auszuteilen. Der Zahlungstag war für mich stets eine schwere Geduldsprobe, denn Schefatuma, der seine Schätze in eigener Person abholte, war ebenso habgierig als unwissend und mißtrauisch. Natürlich konnte er weder lesen noch schreiben noch rechnen, also die schönsten schriftlichen Aufstellungen wären hier verlorene Liebesmüh gewesen. Von sich auf andere schließend, vielleicht auch auf Grund langjähriger Erfahrungen, glaubte er sich stets übervorteilt. Ich mußte ihm so oft das nämliche versichern und vorrechnen, bis ich ganz ermattet war und den alten Geizhals ans Ende der Welt wünschte.

Seinen Leuten gab er auch nicht das ihnen Zukommende, so daß einmal unter ihnen eine kleine Revolte ausbrach. Die verwilderten, vielfach einäugigen Insulaner belagerten mich einige Tage lang in Tanga, beschwerten sich über Schefatuma, der böse und hart sei und ihnen nichts zu essen gebe, und erklärten, daß sie lieber meine Sklaven sein wollten.

Wenn das angegangen wäre, hätte ich nichts dagegen gehabt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wie nennen Sie diesen Stil?

Von

Hans Schlikmann.

Nachdruck verboten.

Wenn bildungsbedürftige Laien mit einem Architekten oder Kunstgelehrten vor einem besonders merkwürdigen Bauwerk stehen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß aller Wissensdrang schließlich in der Frage gipfelt: „Wie nennen Sie nun eigentlich den Stil dieses Hauses?“ — offen gestanden eine von den Fragen, die zehn Weise — — in halbe Verzweiflung bringen können. Ich müßte mich selbst wiederholen, wenn ich alles das, was sich gegen diese oder eine ähnliche Frage einwenden läßt, hier nochmals erörtern wollte. Ich habe mir vor Jahren — man verzeihe, daß ich von mir selbst rede, aber anderes als Persönliches kann und sollte man doch eigentlich auch gar nicht geben! — die Verzweiflung über diese beständige Frage von der Seele geschrieben; nicht nur halbe Verzweiflung, denn ich bin weit von einem „Weisen“ entfernt, nur etwa als Fachmann ein „Wissender“ und deshalb den Erschütterungen der Selbstbeherrschung leider noch unterworfen. Aber es hat natürlich auch nicht geholfen. Es würde also auch schwerlich richtig sein, wollte ich mit anderen Worten hier dasselbe sagen, was ich in meinem, für Laienkreise berechneten Buche „Betrachtungen über Baukunst“ bereits ausgesprochen. Ich bin vielmehr zu der Überzeugung gelangt, daß man den wissensbegierigen Laien am besten zunächst über diese seine Lieblingsfrage aufklärt, ehe man ihn über sie hinweg und in das eigentliche Wesen baukünstlerischen Denkens und Empfindens hineinführen kann.

Das freilich muß von vornherein betont werden, daß man über den künstlerischen Wert eines Bauwerkes, über seinen ästhetischen Sinn auch um keinen Deut besser unterrichtet ist, wenn man den Stil anzugeben weiß, in dem es errichtet ist, daß diese Stilfrage, wie sie landläufig verstanden wird, vielmehr lediglich eine kunstgeschichtliche ist, die nur über äußere Merkmale einer bestimmten Zeitauffassung Aufschlüsse giebt, die aber, besonders bei einem modernen Gebäude, für das Wesen des Kunstwerkes vollständig unerheblich ist. Ja, man darf nicht anstehen auszusprechen, daß ein modernes Bauwerk um so bedeutsamer ist, je weniger es möglich ist, seinen „Stil“ mit einem der beliebten Begriffe „Frühgotisch, Romanisch, Rokoko, Empire“ oder dergleichen festzulegen, mag auch durch diese Behauptung der Ruhmeskranz um das Schild mancher „renommierten Architekturfirma“ zerrissen werden. Ein Künstler, der nichts als gotisch oder barock baut, so daß man seine Werke von denen jener Stilperiode gar nicht unterscheiden kann, ist kein vollwichtiger Künstler, das heißt, keine eigene Gedanken prägende Persönlichkeit, sondern ein Nachahmer, wenn nicht ein Plagiator, um nichts besser als ein Litteraturjüngling, der Heines Buch der Lieder zum einundneunzigstenmale nachdichtet.

Der „Stil“ in der Architektur, wie das Wort in Laienkreisen verstanden wird, d. h. also nach Maßgabe der Kunstgeschichten für höhere Töchter: die geschichtlichen Wandlungen in der Ausdrucksweise der Baukünstler, ist mit der Mode sehr nahe verwandt. So wenig „Mode“ mit „Geschmack“ identisch ist, kann Stil, oder genauer gesagt „Stiltreue“, im geschichtlichen Sinne als ein Vorzug an sich betrachtet werden. Mit der Kenntnis der Stile hat man wenig mehr als eine — Kostümgeschichte

Digitized by Google

der Bauwerke. Aber gewiß: auch eine Kostümgeschichte, höhere Gesichtspunkte vorausgesetzt, ist keineswegs ohne Reiz. Und so ist auch das Studium der Kunstgeschichte, ausgehend von der, immerhin nur mehr die Oberfläche berührenden Frage nach den allgemeinen Kennzeichen der Geschmacksrichtung jeder Entwickelungsphase — eben dem geschichtlichen Stile — doch noch wohlgeeignet, auf die tieferen Fragen des architektonischen Schaffens hinzuleiten.

Mit diesen Beschränkungen und in der Hoffnung, daß die wirklich wißbegierigen meiner geneigten Leserinnen sich durch meine Ausführungen nur in den Sattel gehoben, nicht ans Ziel des Architekturverständnisses getragen glauben, möchte ich versuchen, die Hauptmerkmale der „Moderichtungen" in der Baukunst seit den Tagen der Gotik zu umschreiben, soweit dies ohne Beifügung von Abbildungen möglich ist.

So lange es Architekten gab, deren naive Schaffenslust nicht durch die Weisheit der Archäologen angekränkelt war, hat kein Baukünstler je versucht, sklavisch genau in der Stilweise einer früheren Zeit zu bauen. Selbst bei der gewaltigen „Wiedergeburt" der Antike im XV. Jahrhundert hat man die neu aufgefundenen oder mit neuem Verständnis betrachteten Formen der griechischen und römischen Bauweise nicht einfach wieder aufgenommen, sondern man hat sie für die neu hervortretenden Aufgaben *weitergebildet*. So wurde die Antike so zu sagen nur der Generalbaß, über dem sich eine ganz neue Symphonie von Formen aufbaute. Als einen solchen Generalbaß, die Grundstimmung einer Zeitepoche, muß man das auffassen, was wir unter den geschichtlichen Stilarten verstehen. Überall sucht der echte Künstler seine ureigenste Ausdrucksweise; aber die Ideen der Zeit, der ganze Grundzug des Fühlens und Denkens einer Epoche spricht sich *unbewußt* auch in der Formensprache des Künstlers aus, so daß alle Werke derselben Zeit trotz ihrer individuellen Eigenart ein gemeinsames Gepräge erhalten. Dieses Gemeinsame kann ich hier nur andeuten; seine *Gründe* darzulegen und damit eine *wirkliche* Kunstgeschichte, d. h. eine Geschichte der *Kunstentwickelung* zu schreiben, ist natürlich innerhalb des Rahmens eines Aufsatzes nicht möglich, so sehr viel fesselnder das auch sein mag. —

Es ist bekannt, daß die Gotik aus fast allen Kulturländern — nur in England erloschen ihre Anschauungen niemals vollständig — durch die „Renaissance", das Wiederaufleben der Antike, verdrängt wurde. Ebenso ist der Formenschatz der Antike einerseits durch die Anfangsgründe der Kunstgeschichte, wie sie in höheren Töchterschulen gelehrt werden, andererseits durch die Bauten der „zweiten Renaissance" unter Schinkel, Klenze u. a. in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts gebildeten Frauen hinreichend vertraut.

Und so erscheint denn eine Charakteristik der italienischen Renaissance, die sich der römischen Bauweise immerhin sehr nahe anschließt, nicht erforderlich. Anders aber als in Italien, wo die Gotik nie festen Fuß gefaßt hatte, vollzog sich das Eindringen antiker Kunstformen in Deutschland und Frankreich. Hier wurde die alte Bauweise, die sich den Lebensbedingungen unter einem härteren Klima weit besser anschloß, nicht vollständig über Bord geworfen, sondern es fand zunächst eine Verschmelzung statt, bei der im wesentlichsten nur die neuen Schmuckformen aufgenommen wurden, während der Kern der Bauweise, die Konstruktion, gotisch blieb, in Frankreich noch mehr als in Deutschland. Bezeichnend für beide ist in erster Linie die Beibehaltung des steilen Daches und der Giebel. Letztere bilden besonders in der deutschen Renaissance ein Hauptschmuckmotiv, bei dem es besonders darauf ankam, möglichst großen Reiz in die Umrißlinie zu legen. Bekannt sind die vielfach geschwungenen Schnecken, die Hörner und Obelisken, welche — man denke nur an das Heidelberger Schloß — immer krauser und verwegener zur Erzielung möglichst phantastischer Aufbauten herangezogen wurden. Im übrigen benutzt die deutsche Renaissance zur Ausgestaltung der Fronten die aus dem Altertum übernommenen Säulenordnungen mit ihren Gesimsen und Verdachungen, unter geringen Abänderungen in deren Proportionen und mit (reizvollere Schattenwirkungen beabsichtigenden) Vergröberungen in den Einzelheiten.

Ganz besonders beliebt ist im Ornament eine aus Holland stammende Nachahmung von schmiedeeisernen Verzierungen in Stein oder Stuck, aus bandartigem

Digitized by Google

Rahmen- oder Linienwerk bestehend, das vielfältig ausgeschnitzt, aufgerollt, zu Voluten zusammengedreht, mit verzierten Ösen oder spitzen, edelsteinartigen Quaderchen besetzt und gelegentlich mit freierem Blütenrankenwerk durchzogen ist. Interessant ist es zu verfolgen, daß diese Ornamentweise mit der Neigung zusammenhängt, die in allem Schmuckwerk ungemein oft auftretende Wellenlinie nicht in einem Zuge wie ein liegendes ∝ auszuführen, sondern sie in der Mitte zu brechen, so daß eine etwa so gestaltete Form entsteht: ↄ-c

In Frankreich hat diese Liebhaberei weit weniger Eingang gefunden, obwohl sie sich auch hier zuweilen nachweisen läßt. Auch die Voluten und Schnörkel an den Giebeln fehlen fast immer, weil die gotische Tradition noch viel länger lebendig bleibt. So wird denn vor allem das neu aufgenommene System der Antike, aus Stütze mit Architrav und Gebälk darüber bestehend, sehr stark verändert. Meistens wird nur eine Pilasterarchitektur gewählt, bei der die Proportionen der Antike vollständig vernachlässigt werden, um die Architektur den gotischen schlanken Verhältnissen anzunähern. Die Pilaster werden ganz schmal, die Gesimse laden nur wenig aus, und bei mehrstöckigen Gebäuden werden die durch die Pilaster betonten senkrechten Teilungen auch über den zwischenliegenden Etagengesimsen fortgesetzt, indem die vortretenden Teile der letzteren um besondere zwischengestellte Pilasterchen herumgeführt („herumgekröpft") werden. So entsteht ein an Tischlerarbeit erinnerndes dünnes Rahmenwerk, welches die Fenster umschließt. Bei letzterem sind die oberen Ecken — auch noch eine Erinnerung an den spätgotischen Bogenschluß — häufig ausgerundet. Auch das Ornament zeigt noch in der Verwendung heimischer Laubformen statt der Idealform des Akanthus deutliche Anklänge an die Gotik.

Dieser, in den Loireschlössern zu ganz unvergleichlicher Originalität und Schönheit gelangte Baustil, vielleicht die reizvollste Verschmelzung zweier ganz entgegengesetzter baulicher Ausdrucksweisen, wird jedoch, bevor er in seinem ganzen Reichtum erschöpft ist — ähnlich wie im XII. Jahrhundert der romanische Baustil in Deutschland — mehr und mehr der italienischen Renaissance angenähert und schließlich seines malerisch-intimen Reizes vollständig entblößt, seitdem in Italien das Barock mit seiner wuchtigen Pracht zur Herrschaft gelangt war. Dies zu erklären, möge es genügen anzuführen, daß einerseits durch fremde, italienische Künstler, die überall im XVI. und XVII. Jahrhundert sehr gesucht waren, ein beständiger Zufluß von italischen Kunstideen stattfand und daß andererseits, seit in Frankreich das Königtum sich zu pomphaftester Machtfülle entwickelte, der Ausdruck volltönender monumentaler Größe, der im Barock liegt, dem Zeitgeschmack besser entsprach als das reizvoll Zierliche, Malerische. Zeigt sich doch sogar im Kostüm ein gleicher Wechsel. Dem zierlichen, gepufften Hofkleide Heinrichs IV. folgt der gestickte Rock Louis XIV., über dem stolz der gigantische Lockenbau einer Allongenperücke emporragt.

Da nun aber Frankreich mit Louis XIV. in Geschmackssachen für ganz Europa tonangebend wurde, so ward auch dem Vordringen des Barockstiles in allen Ländern in weitem Umfange Vorschub geleistet. Immerhin zeigen sich auch hier noch nationale Unterschiede; die allgemeinen Gesichtspunkte aber sind überall erkennbar, und diese würden etwa folgendermaßen zu kennzeichnen sein: das Streben nach monumentaler Größe und Ruhe führt zur Betonung der horizontalen Linien des Baues; die Gesimse treten demnach stark und kräftig hervor, das Hauptgesims wird mit Vorliebe durch eine Balluſtrade oder Figuren und Gruppen gekrönt, das Dach aber verschwindet oder nimmt wenigstens (in Frankreich besonders) bei geringerer Höhe einen mehr dekorativen Charakter an. Giebel treten nur noch in der aus der Antike bekannten Proportion, breit und flach, allerdings dann vornehmlich im Flachbogen nach oben geschlossen, auf. Oft wird auch das Dach in der Umrißlinie gekrümmt gehalten, um an die außerordentlich beliebte Kuppelform anzuklingen. Die Fronten werden, wenn irgend möglich, durch eine riesige, mehrere Stockwerke vereinigende Säulen- oder Pilasterordnung monumental hervorgehoben, die Fenster meist mit reichen Umrahmungen und geschwungenen oder durchbrochenen Giebelverdachungen ausgestattet. Bezeichnend ist dabei ein Streben, die Gliederungen zu verdoppeln; man ordnet z. B. hinter einem

Digitized by Google

Pilaster jederseits noch zwei halbe Pilaster vor der Wand an, legt eine Fensterumrahmung über die andere und bringt an allen Ecken mannigfache Verkröpfungen an.

Sehr bezeichnend ist der Unterschied zwischen Barock und deutscher und französischer Renaissance in den Einzelformen. Während letztere, besonders in Deutschland, eine gewisse phantastische Zackigkeit, energische Konturen zeigen, bevorzugt das Barock weiche, rundliche, schwellende Formen. Die Kartusche, ein bereits in der früheren Stilperiode sehr beliebtes Verzierungsmittel, aus einem schild- oder medaillonartigen, frei an der Wand oder vor einem anderen Architekturteil schwebenden Mittelstück mit reicher, phantastisch ausgeschnitzter und volutenversehener Umrahmung bestehend, zeigt nicht mehr die an Schmiedetechnik oder Lederschnitzerei erinnernden lappenartigen Formen, sondern nähert sich dem Oval, umrahmt das Mittelfeld mit weicheren, runden Linien, Perlenschnüren, Blatt- und Blütenfestons und nimmt mit besonderer Vorliebe Muschelformen und Palmenwedel auf. Letztere, in sehr schematischer Weise gezeichnet, sodaß sie mehr an geschweifte Mais- oder Kalmusstauden erinnern, sind besonders charakteristisch.

Die Innenräume, gern in satten, prächtigen Farbentönungen mit reicher Vergoldung auf den weißgelassenen Architekturteilen gehalten, zeigen die gleiche Vorliebe für weiche Formen, namentlich in der großen, Wand und Decke fast überall vermittelnden Voute. Das Mobiliar ist schwer und üppig; starke, knaufartige Füße oder Greife statt derselben sind neben der schon bei der Architektur berührten Verdoppelung der Formen (diese namentlich bei Schränken) beliebt.

Obwohl nun das Rokoko sich aus dem Barock entwickelt hat, geht es doch von ganz anderen Bildungsgesetzen aus. Wie die etwas steifleinene Majestät Ludwigs XIV. der Verwegenheit und Genußsucht der „Régence“, der leichtsinnigen Frivolität Ludwigs XV. und der koketten, wienerisch beweglichen Grazie der jugendlichen Marie Antoinette wich, so folgte der pomphaften Ruhe des Barock die prickelnde Lebendigkeit des Rokoko, des sinnlich schelmischen „Märchens der Architektur“. Leicht, luftig, spielend, verwegen, phantastisch sollte alles sein. Die strengen Formen der Architektur lösen sich auf, alle Linien und Flächen werden lebendig und schwingen sich in kecken Kurven, die Stützen verschwinden oder werden doch wenigstens zu einem Spiel; wie im Aufknospen begriffene Pflanzenkelche öffnen und krümmen sich die Giebelverdachungen der Fenster und lassen ein krauses Gemisch von Pflanzenformen, Bändern, Muscheln, Masken, Musikinstrumenten hervorquellen. Lebhaft bewegte Figuren treten an die Stelle der Stützen (was freilich auch schon im Barock, nur in maßvolleren Stellungen, vorkommt); in Stein nachgeahmte Stoffbehänge an Pfeilern, Fensterbrüstungen, Gesimsen deuten das Unbeständige, Flatterhafte, jedoch reizvoll Fröhliche an; die Gesimse häufen sich oder fehlen an anderen Stellen, namentlich bei Innenräumen ganz. An Stelle einer Stützenarchitektur tritt, namentlich wieder im Inneren der Gebäude, jenes so ungemein bezeichnende luftige Rahmenwerk aus ganz verschnörkelten Palmenstäben und -Wedeln, mit Muscheln, kotelettartigen, in Netzwerk hergestellten Anhängseln in den abenteuerlichsten, jedoch stets reizvollsten, graziösesten unsymmetrischen Umrißlinien. Zwischen diese phantastischen Formen wird naturalistisches Blumenwerk eingestreut, dem sich die Symbole der Komödie und des Schäferspieles gesellen — denn das ganze Leben sollte die Komödie eines Schäferspieles sein.

Das Mobiliar im Inneren der Räume, die in zartesten lichten Farbentönen gehalten waren, zeigte dieses Streben nach phantastischer Lebendigkeit womöglich noch deutlicher als die Architektur. Alle geraden Linien waren verpönt; wie elastisches Pflanzenwerk krümmten sich Stuhl- und Tischfüße; die Wandungen der Schränke, die Flächen der Polsterungen blähten sich in kühnen Krümmungen; ein feines, spielendes, regelloses Gemisch von Schnörkeln und leise an chinesische Karrikaturformen anklingende Naturdarstellungen bedeckten diese Flächen.

Mag der Verstand auch über die tolle Ausgelassenheit dieser Karnevalskunst ernsthaft das Haupt schütteln: niemals hat die Laune mit größerer Genialität geschaffen, niemals hat sie der Natur graziöser ein Schnippchen geschlagen, niemals wieder so vollkommen erreicht, eine ganz neue, von prickelnder Sinnlichkeit und holdester Lebens-

Digitized by Google

freude erfüllte unwirkliche, zur Wirklichkeit gewordene Feenwelt innerhalb der Welt des harten Daseinskampfes zu errichten. Nur noch die Wunder der Alhambra oder der mohammedanisch-indischen Bauten am Ganges bieten ähnlichen Märchenzauber.

Man weiß, wie furchtbar die Gesellschaft des Rokoko aus dem Traume eines ewig lustvollen Daseins durch die dumpfen Schläge der Guillotine erweckt wurde.

Aber noch vor der Revolution zeigte sich die Reaktion gegen die schwindelnde Phantastik in der Kunst, hervorgehend einerseits aus dem Rationalismus des „Aufklärungszeitalters", andererseits aus dem puritanischen Geist des Protestantismus und des Gamaschentums, wie es sich im Militärstaat Friedrich Wilhelms I. am bezeichnendsten entwickelt hatte.

So stellt sich bereits neben das üppige Rokoko, den „Perückenstil", der nüchterne Zopfstil.

Man suchte wieder monumentale Ruhe statt der geschwungenen, unsymmetrischen Formen des Rokoko und ging deshalb auf die einfachen Formen der Antike zurück. Aber man beherrschte diese nicht frei, sondern benutzte sie ledern und schablonenhaft; zum erstenmale taucht ein antiquarischer Geist auf, der mit Rezepten aus Vitruv, den Säulenordnungen des Serlio, Palladio u. a. Neues zusammenzupappen suchte, sodaß nur selten noch wirkliche Kunstwerke — wie das Kammergerichtsgebäude und die Bauten Knobelsdorffs in Berlin — entstanden.

Vom Barock übernahm der Zopfstil die Vorliebe, den Hauptteil der Front durch eine große antike Säulenordnung auszuzeichnen, über der selten ein römischer Giebel fehlt, bei dem aber nicht mehr die gerade Begrenzung durch Bogenformen ersetzt wird. Sehr bezeichnend sind einfache rechteckige, wenig vertiefte Füllungen in den Fronten, teils senkrecht zwischen den Fenstern mehrerer Stockwerke angebracht („lisenen"-artig), als ein billiger Ersatz für Pilasterstellungen, teils unter den Fenstern als Brüstungen oder im Friese angebracht. Das Ornament wird ungemein spärlich und beschränkt sich nur noch auf Rosetten, Medaillons mit Flachreliefs meist ohne Umrahmung, spärliche Blumen- und Stoffgehänge und zuweilen riesenhafte Mäanderbänder (Borten à la Grecque), endlich auf Vasen, die in trockenster Nachahmung antiker Urnen, Mischkrüge u. dergl. an allen irgend möglichen Stellen angebracht werden.

Während in Deutschland dieser Zopfstil ohne neuen Aufschwung mehr und mehr in Nüchternheit und Erstarrung dahinsiechte, bis durch die Wiederaufnahme der reingriechischen Formen seit Schinkel die neue Architekturepoche anhob, die sich gegenwärtig — als eine riesige Repetitionsstunde der Kunstgeschichte — ihrem Ende nähert, erlebte Frankreich noch eine neue Blüte in der Formensprache.

Dem prunksüchtigen Parvenütum des ersten Napoleon genügten die strengen Formen des Zopfes nicht, während das Rokoko mit seiner Erinnerung an das legitime Königstum für die Bauten des Kaiserreiches nicht wohl in Frage kommen konnte. Diese Formen waren aber unter den talentvollen Meistern Frankreichs noch keineswegs vergessen; andererseits zeigt sich bereits im Klein-Trianon Marie Antoinette's das Streben, diese Formen mit denen der ernsteren Antike zu verschmelzen, und so entstand der style néoclassique, oder, wie wir ihn gemeinhin nach der Höhezeit seiner Entwickelung benennen, das Empire.

Wenngleich ihm die kecke Ursprünglichkeit des ersten Verschmelzungsstiles französischer Kunst (der besprochenen französischen Renaissance) fehlt, so ist das Empire doch nicht ohne eigenartigen Reiz. Man könnte es die ausgesprochen weibliche Abart der Renaissance nennen, denn alles geht hier auf das Zierliche, Niedliche, Geschmückte; wo aber monumentale Größe verlangt werden muß, da versagt die Kraft, und statt der Wucht bemerkt man hohle Gespreiztheit oder Tändelei, die über diese Mängel hinwegläcHeLn möchte. Für intime Wirkungen aber werden die Formen des Empire immer ihren graziösen Reiz geltend machen.

Am bezeichnendsten ist die Verbindung von Stützen- und Rahmenwerk. Erstere, in zarten Verhältnissen, meist als wenig vortretende Pilaster gehalten, zeigen römische, mit Vorliebe römisch-ionische Formen und sind in der Vorderfläche häufig auch noch mit Rahmenwerk versehen. Die Rahmen, in welche die Wände zwischen den Stützen

Digitized by Google

geteilt sind, haben nicht mehr die krause Form des Rokoko, sondern sind rechteckig, höchstens mit viertelkreisförmig einspringenden Ecken. Dazu tritt das runde oder ovale Medaillon. Die Rahmenleisten sind schmal und zierlich, mit Vorliebe als feste, mit Bändern umwickelte Blattfestons ausgebildet. Im übrigen geht der Formenschatz kaum über den des Zopfstiles hinaus. Die Innenräume sind hell wie beim Rokoko gehalten, meist weiß mit Gold; nur ein reiches Purpurrot bildet einen beliebten, nicht gerade feinsinnigen Prunkeffekt. Das Mobiliär ist äußerst zierlich; die Füße der Tische und Stühle ahmen Hermen oder Balluster in graziöser Verkleinerung nach; gleichzeitig wird, wie an vielen anderen Stellen und wie beim Zopfstil, die Vasenform in jeder Größe wiederholt. Goldene Leisten und aufgelegte Metallfestons sind ein ungemein beliebter Schmuck, bei dem, wie im großen, so auch hier im kleinen, an fast geometrischer Regelmäßigkeit festgehalten wird.

Die völlige Versimpelung und Verknöcherung, welche in den Jahren nach den Freiheitskriegen als Ausläufer des Zopfes und Empires herrschte, brauche ich nicht erst zu charakterisieren; wir kennen sie aus den Ausstattungsstücken unserer Großmütter noch alle gut genug.

Eins aber muß als Allgemeines hinzugefügt werden: die Kunstgeschichte ist Entwickelung, d. h. Übergang aus einem ins andere. Es ist daher nicht möglich, feste Schubladen herzurichten, in die man jedes Baudenkmal nach seinem geschichtlichen Stile einordnen kann. Ich konnte daher nur die allgemeinsten Kennzeichen geben, damit das Auge des noch nicht ganz Bewanderten erst einmal diese beachten lerne. Eine genauere Charakterisierung eines Monumentalwerkes ist nur durch größere Umschreibungen möglich, und hat man es mit einem ganz eigenartigen Werk zu thun, besonders einem, das Schule macht, so sollte man seinen „Stil" getrost nur nach seinem Erbauer bezeichnen. So ist der Reichstagsbau entschieden Wallotstil, so bezeichnender für die Nachgeborenen, als wenn man ihn etwa als neudeutsches Barock mit modern französischen und einigen Deutschrenaissance-Anklängen nennen wollte. Versagt also einmal meine Charakteristik — so frage man den persönlichen Geschmack, und gefällt's dem, so hoffe man getrost, es mit einem Werke eines tüchtigen, rechten Künstlers zu thun zu haben!

Aphorismen.

Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten, seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun.
(Marie von Ebner-Eschenbach).

*

Es ist ein sehr trügerischer Satz, daß das „wahrhaft Schöne" in der Musik ewige Dauer habe. Das „wahrhaft Schöne" — wer ist Richter über diese Eigenschaft? Jede Periode hat andere Ideale von „wahrhaft Schönem" in der Musik verehrt und auf die Unsterblichkeit von Tondichtungen geschworen, die nach fünfzig Jahren vergessen waren. Insbesondere gilt dies von der Oper, als dem zusammengesetztesten aller Kunstwerke. (Professor Dr. Ed. Hanslick.)

*

Vollkommene Pflichterfüllung schließt jedes „Wenn" und „Aber" aus.

*

An fremden Kindern erkennen wir, wie wir die eigenen haben möchten.

*

Der eine setzt sein Leben ein, um dem Glück auf die Spur zu kommen und kann es nicht finden. Der andere wird vom Glücke aufgesucht, aber er erkennt es nicht und hält es nicht bei sich zurück.

Digitized by Google

Ein Schritt zurück.

Novelle

von

K. Stellmacher.

Nachdruck verboten.

Der Frühstückstisch im kleinen Salon der Anckerschen Wohnung sah so einladend wie möglich aus. Heinz Ancker, der junge Rechtsanwalt und noch jüngere Ehemann, hatte allen Grund, ihm und seiner Umgebung ein freundliches Gesicht zu machen. Da war alles elegant, hübsch, vornehm! Ein wenig überfüllt vielleicht mit jenen Überflüssigkeiten aus zartem Material, deren Frische kaum zwölf Monate der Vergänglichkeit widersteht. Aber vorläufig glänzte noch alles neu und blank im Morgensonnenschein.

„Kommst du bald, Frauchen?" rief der junge Gatte. Die Seidenmaßliebchen um einen zierlichen Bilderrahmen zitterten unter dem Hauch der kräftigen Stimme.

„In fünf Minuten, Lieber," antwortete es aus einer hellen kleinen Kehle. „Ich will Minna nur noch Bescheid sagen."

Im Nebenzimmer klirrte ein Schlüsselkörbchen. Heinz seufzte — ein ganz klein wenig — und setzte sich an den Tisch. Da wetterleuchtete es plötzlich freudig über sein schönes, ehrliches Gesicht: „Hallo, wirklich! ein Brief von Georg!" Zwischen den blinkenden Tassen zu oberst auf dem Päckchen Postsachen lag das Kouvert mit der unverkennbaren Handschrift des Freundes. Er öffnete es. Der Inhalt des Briefes war so voll Frische und Lebensheiterkeit wie der kleine Salon voll Luft und Sonnenschein. Aber Heinz sah ungewöhnlich ernst aus, als er das Blatt zusammenfaltete.

„Armes Männi! hast so lange warten müssen!" rief das glockenhelle Stimmchen, und die kleine Frau im hübschen, rotbunten Morgenkleid mit dem rasselnden Schlüsselkörbchen schwirrte in das Zimmer wie ein riesiges Herrgottskäferchen. „Da bin ich endlich. Mein Himmel, wie dumm diese Mädchen sind! Der Kaffee wird doch nicht kalt geworden sein? Nein, nein. Gieb deine Tasse, Heinzchen!"

Er reichte das Verlangte so gedankenlos hin, daß ihr Gesichtchen ganz verwundert wurde. „Männi — du! was machst du für eine feierliche Miene?"

„Feierlich — ich?" lachte er. „Nicht im geringsten, Kindchen — im Gegenteil! Was meinst du wohl, was ich hier habe?" Er hielt den Brief in die Höhe.

„Ach, böses Männi, sag' schnell!"

„Kleine Neugier! — Eine Hochzeitseinladung!"

„Hochzeits — aber ich kann mich doch nicht besinnen —"

„Wär' auch nicht gut möglich. Rate einmal! Du kennst sie alle beide nicht. Hast aber von ihm soviel durch dein Ehgemahl gehört, daß es dich, arme Maus — geht's gar nicht? — riesig gelangweilt hat. — Immer noch nicht? — Mein alter —"

„Freund Georg!" rief die kleine Frau.

„Du hast's!" lachte der Gatte und küßte die rosige Wange, die gerade verführerisch nahe war. Sie guckte über seine Schulter, um den Brief zu lesen. Er hielt ihn ihr hin.

Löwitz, den 4. 3. 1893.

Alter Junge! Es war eine Arbeit auszukundschaften, wo Du jetzt steckst. Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief als wohlbestallten Rechtsanwalt in Berlin W., wie die Chronik meldet.

Heinz, ich bin so glücklich, daß — na, laß mich's gestehen! — beim Denken daran richtig eine von jenen seltenen Thränen auf den Fleck hier fiel. In vierzehn Tagen ist meine Hochzeit!

Digitized by Google

Du weißt, wir versprachen uns, dieses Lebensereignis unter allen Umständen einander mitzuteilen, und — falls nicht Tod oder ähnliche Hindernisse einträten — gegenseitig der Feier beizuwohnen. Daran sei hiermit gemahnt, mein Junge! — Ich weiß, Du wirst nicht weniger gern kommen, wenn Du hörst, daß die Hochzeit bei meinen eigenen Alten, in unserem Löwitz, stattfindet; denn meine liebe Braut ist — hast Du's erraten? — Liesbeth, unsere Jugendgespielin, — seit einem Jahr Waise — mein armer Liebling! — und jetzt der Meinigen Pflegetochter.

Die Eltern werden sich freuen, Dich endlich einmal wiederzusehen, und Gertrud auch! — Du mußt ein paar Tage früher kommen, mein guter Kerl, mit mir zusammen am 15. d. Mts., schon wegen der alten Füchse, die dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Nein — ernsthaft: es gilt einen langen Abschied, länger als selbst unsere Schreibfaulheit uns bisher getrennt hat. Meine Hochzeitsreise wird weit: Deutsch-Afrika! — Sie brauchen dort Eisenbahnen, und ich — darüber mündlich! — Zehn Jahre haben sie mich festgemacht; eine lange Zeit für die armen Alten; nicht für mich, nein, nein, ich nehme ja meinen Kameraden mit, mein Mädchen! O Heinz, komm' und sieh, wie glücklich wir sind!

Richte Dich so ein, daß Du am 15. gegen Abend in D.... bist. Ich treffe nachmittags dort ein. Laß uns bis zum 9 Uhr-Zuge warten, falls wir nicht früher zusammentreffen. Gieb mir Nachricht unter obiger Adresse, wenn Du Lust hast, wenn nicht, laß es bleiben, aber — komm! Natürlich kommst Du — gieb mir die Hand darauf, mein Junge! Auf Wiedersehen!

Georg.

„Und ich bin gar nicht eingeladen!" rief die kleine Frau.

„Mein Dummchen! Der Arme weiß ja so wenig von dir wie der Taubgeborene von der Nachtigall. Besinnst du dich nicht, daß mein unglücklicher Einladungsbrief drei Tage nach unserer Hochzeit zurückkam, und wie du dich über die Handschriftensammlung der englischen, amerikanischen und deutschen Briefträger freutest?"

„Ach richtig!" lachte sie. „Aber — es ist ja auch ganz gleich — du fährst doch nicht, Männchen?"

„Natürlich fahre ich! Und du kommst mit, Maus!"

„Aber Männi, was für eine Idee! Solche weite Reise — und gar für uns alle beide! Das kostet wieder —"

„Lottchen!" rief der junge Gatte ziemlich erregt. Sie errötete über und über.

„Nein, nein — wie du meinst, Heinzchen — aber — weißt du — das käme mir gerade in das Reinmachen vor Ostern! Diesmal auch die Bodenkammern! Es ist die höchste Zeit —"

Er hielt sich in komischer Verzweiflung die Ohren zu. „Ja — die Bodenkammern — das ist freilich —"

„Die Hauptsache" wollte er sagen. Aber in diesem Moment flatterte ihr Kleidchen hinaus. Die junge Hausfrau besann sich, eine wichtige Anordnung in der Küche vergessen zu haben.

Er saß noch am Frühstückstisch, als sie zurückkehrte. Sie trat hinter seinen Stuhl und legte die Arme zärtlich um seinen Hals: „Heinzchen, über vierzehn Tage hatte ich auch gerade Mama eingeladen!"

„Kann das nicht rückgängig gemacht werden, Liebchen?"

„Aber einziges Männi, wegen so einer langweiligen Landhochzeit! Ach was — bleib' doch hier!"

Sie küßte ihn, und er ließ es gern geschehen. Wie hätte er anders können! Sie war so reizend in ihrem zärtlichen Schmollen.

„Es ist wegen des Versprechens," sagte er — geduldig wie zu einem Kinde — „nicht wegen der Hochzeit. Aber wenn sie dir zu langweilig ist, muß ich allein reisen, Lottchen."

* * *

Die kleine Frau ließ die Werkzeuge zum großen Reinmachen hervorholen, korrespondierte mit der Mama wegen des versprochenen Besuchs, und Heinz fuhr am Morgen des 15. zum Bahnhof.

Er stieg in das Coupé mit der Absicht, das Beste aus der Reisegesellschaft zu machen, wie seine Gewohnheit war. Er plauderte gern mit fremden Leuten. ‚Schweigen und Denken' war ziemlich selten bei Heinz Ancker geworden, seit — ja seit die Gesellschaft seine hübschen Unterhaltungsgaben so außerordentlich anerkannte.

Digitized by Google

Aber diesmal blieb er allein. Seine Gedanken hatten ihn — fast wider Willen — ganz für sich.

„Es wäre in der That eine Tortur für sie gewesen," dachte er, „die kleine Großstädterin und meine guten alten Löwitzer! Freilich gentlefolk vom reinsten Wasser, aber — ‚so altmodisch!' würde Lottchen sagen. Meine — leider! — ein wenig zimperliche Maus und — Gertrud! Der kein Weg zu weit und kein Baum zu hoch war, unser dritter ‚boy', wie Georg — wie wir sie nannten! Das heißt —" Er mußte plötzlich über sich selbst lachen — das war damals. Acht Jahre hatte er die Jugendgefährtin, seinen und Georgs ‚guten Kameraden' nicht gesehen. Wie mochte sie jetzt sein? — Damals! — Da flogen ihre langen dunklen Zöpfe, wenn sie den beiden Studenten übermütig voran sprang, den Braunen satteln zu helfen. Verwundert dachte er in diesem Augenblick daran, was für ein Kind sie für ihre siebzehn Jahre gewesen sein mußte. Freilich nicht immer. Plötzlich leuchtete ein Paar tief-ernster Augen vor ihm auf, und er sah das wilde Mädchen still eifrig über ihren Büchern sitzen. „Was liebst du eigentlich am meisten auf der Welt, Gertrud," hatte er sie damals lachend gefragt, „deinen Braunen oder deine Bücher?" — „Ich liebe alles, was gut und wahr ist," hatte sie geantwortet. —

Wie mächtig eine einmal wieder in das Bewußtsein gerufene Erinnerung wächst und schwillt. — Jahre — Jahre lang liegt sie in tiefem Schlaf, und, plötzlich geweckt, schlägt sie die Augen auf wie ein Kind nach einer einzigen erquickenden Nacht, lächelt und langt nach uns. —

Die Fahrt war zu Ende. Der Freund erwartete Heinz schon am Bahnhof in D .... Sie hatten sich viel zu erzählen nach fünfjähriger Trennung; ihr Briefwechsel war karg und unregelmäßig genug gewesen. Dörfchen und Gutshaus Löwitz lagen zwei Meilen von der Station. Sie hatten Zeit zum Plaudern. Der bärtige Ingenieur mit der Riesengestalt und dem weichen Herzen war ausgelassen glücklich. Erst nachdem er seine Verlobungsgeschichte, die wichtigsten Erlebnisse und Zukunftspläne erzählt hatte, sprach Heinz von seiner kleinen Frau.

Der Freund war zuerst starr, dann außer sich. „Aber Heinz, ist es denn möglich — ohne mir ein Wort zu sagen!"

„Liebster Alter, beruhige dich doch," bat Heinz halb lachend, halb seufzend.

Er holte den Einladungsbrief aus der Tasche, und sie besahen beim Schein der Wagenlaterne das über und über mit Adressen bedeckte Kouvert.

„Also wahrhaftig meine Schuld!" rief der Ingenieur. „O Schreibfaulheit, böseste aller Laster! Das heißt," fügte er mit treuherzigem Vorwurf hinzu, „ich muß schon in Deutschland gewesen sein, als du heiratetest — an die Alten hättest du doch schreiben können!"

Heinz widersprach nicht; er entschuldigte sich nicht. „Du hast recht," sagte er, „ich fürchte, ich war in den letzten Jahren ein abscheulicher Kerl."

„Laß gut sein," lachte der andere, „ein Windbeutel in solchen Dingen warst du immer. Im übrigen —"

Sie schüttelten sich ernsthaft die Hände und saßen dann eine Weile schweigend, während die Pferde trabten.

„Wie geht es Gertrud?" fragte Heinz plötzlich.

Die Antwort ließ einen Moment auf sich warten.

„Gut — sie ist die tüchtigste kleine Landwirtin, die man sich denken kann."

„Landwirtin?"

„Das heißt, sie ist Vaters rechte Hand, manchmal die linke dazu. Er ist glückselig darüber, denn da ich nun einmal aus der Art geschlagen bin — nein, es ist besser, wie es ist, siehst du! So hat Gertrud das wenige, was das Gut heutzutage noch bringt, einmal für sich."

„Aber sie wird doch heiraten?"

„Möglich — Auswahl genug ist da. Aber man kann es nicht wissen." Die Augen des Ingenieurs suchten einen Moment die des Freundes. Aber Heinz sah seitwärts in die Dunkelheit. —

Es gab einen fröhlichen, herzlichen Empfang. Da standen sie alle auf dem Platz vor dem Hause unter den schier ewigen Kastanien, den alten Freunden der Kinderzeit — das Licht aus dem festlich erleuchteten Flur und den Fenstern stieg bis zu den mächtig aus ihrer

Digitized by Google

glänzenden, braunen Hülle schwellenden Frühlingsknospen — im hellsten Scheine standen sie, Georgs Eltern, Rittergutsbesitzer Hartwig und seine Frau. Ein wenig gebeugter war die hohe Männergestalt geworden, die Züge, wenn möglich, noch milder, herzgewinnender. Die stattliche Dame mit der etwas steifen Haltung und den klugen Augen schien unverändert. Wie gut kannte Heinz diese Augen! Wie hatte er sie nach manchem dummen Jungenstreich gefürchtet — einst! — Da stand ein herrliches blondes Mädchen ... So also war sie geworden, Georgs Braut. Sie streckte beide Hände aus: „Georg, lieber Georg!" Und dort — im Hintergrunde — zur Seite des Vaters die schlanke, vornehme Gestalt, kein wildes Kind mehr, fast schüchtern in diesem Augenblick und doch in Blick, in Ton so ganz wie einst, das war Gertrud.

Bräutigam und Braut standen Arm in Arm.

Ein seltsames Gefühl kam plötzlich über Heinz, als er diese beiden Menschen, wunderbar gut wie in der Form so auch im Wesen zusammen passend, bei einander sah. Nur einen Moment. Dann stand er selbst neben dem alten Paar, freute sich wie ein Kind, daß der Vater des Freundes mit seinem: „Heinz, mein Junge," wie einst die Rechte auf seine Schulter legte, beugte sich über die Hand der alten Dame und ließ sich — wie einst — die Stirn zum Willkomm küssen. „Lockt dich endlich wieder etwas her, du Ausreißer?" lachte der alte Herr. Gertrud trat näher und sah fröhlich zu ihm auf: „Es ist ein altes Versprechen zwischen Heinz und Georg, Väterchen, weißt du das nicht?" — Er faßte die Hände des schlanken Mädchens: „Gertrud, liebe Gertrud." Es war alles wie einst — fast alles.

Sie gingen hinein. Der Freund ließ seine Braut im Gespräch mit Heinz, trat zu der Schwester und ging Hand in Hand wieder mit ihr hinaus. Als er zurückkam, stellte er Heinz als jungen Ehemann vor. Man wunderte sich, schalt, lachte und begnadigte ihn wegen der „heimlichen" Heirat, wie der alte Herr es scherzend nannte. Dann kam Gertrud und beglückwünschte ihn mit herzlichem Händedruck. Sie sah ihn mit ihren klaren Augen freundlich an, wie sonst. Er wußte nicht, weshalb der Blick ihm weh that.

Man saß bis gegen Mitternacht beisammen. Es war ein froher Abend. Aber Heinz hatte eine unbehagliche Nacht. Er beneidete fast den schlafenden Freund im Nebenzimmer. Der mochte süß genug träumen! Ihm schwirrten die Gedanken wie Fledermäuse durch den Kopf. In dieser Stube hatte er — wie oft — als Knabe, dann als Student, mit dem Freund, zuweilen auch ohne ihn, jene wonnigen Feriennächte halb durchplaudert, halb durchschwärmt. Schwärmen — Unsinn! Der gesuchte Rechtsanwalt, der noch gesuchtere Gesellschafter hatte solche Thorheiten längst ad acta gelegt. Und er hatte doch nur geschwärmt! — Was für verrückte Gedanken solche schlaflose Nacht hervorbringt. Sie kommen wie wahrhafte Gespenster und sind es auch. Was that er eigentlich hier — an dieser alten, trauten, — ach, so wohlvertrauten! — Stelle? Er gehörte — nein, er gehörte durchaus nicht mehr hierher. Thorheit auch das! Da ist der Freund — das Freundeswort — die Alten sind lieb und gut wie sonst zu dem Freund des Sohnes, dem Sohn des Freundes. — Gott im Himmel, diese elenden, dunklen Stunden.

Er drückte den Kopf fest in die Kissen und versuchte das vielversprechende Schlafmittel des Zählens. Er murmelte einem zärtlichen Versprechen gemäß: „Gute Nacht, Lottchen!" Aber als er sich sein Frauchen vorstellte, sah er sie mit ihrer Staubhülle um Kopf und Schultern eifrig auf der Bodenkammer hantierend, und deutlich hörte er sie sagen: „Geh, liebes Heinzchen, hier ist kein Ort für dich. Ich habe auch schrecklich viel zu thun!"

Es war ein anderes Bild, das während des kurzen Morgenschlafes durch seine Träume ging. — Der unruhige Gast hatte nicht allein gewacht in dieser Nacht im alten Herrenhause von Löwitz. Aus dem Giebelfenster schien eine kleine Lampe bis zum Morgengrauen in das Dunkel hinaus. Ein müde gewachter Mädchenkopf legte sich erst spät auf das Kissen, und in einem sonst sonnig lichten Mädchenherzen war schmerzlich tiefe Nacht.

* * *

Aber am andern Tage hatten beide ihre Gründe heiter zu erscheinen, und sie thaten es.

Man plauderte und lachte.

Digitized by Google

Nur zuweilen sah der alte Herr still vor sich nieder; zuweilen blinkte eine heimliche Thräne in den sonst so klaren Augen der Mutter. Zuweilen ruhten Georgs Blicke traurig auf den Eltern, der Schwester — auf ihr ganz besonders — wohl auch auf dem Freunde. Dann war es fast ein Wunder, wie selbstverständlich die Augen der Braut den Ausdruck der seinigen wiederspiegelten — wie sie einander wortlos verstanden. Hoffnung, Glaube an das Allerbeste in der Welt mußte in jedem Herzen wach werden bei Betrachtung dieser beiden Menschen. Nicht nur ein liebender Mann, ein zärtliches Weib waren sie, — auch, wie der Glückliche gesagt hatte, ein paar gute Kameraden, zwei mit Wurzel und Krone ineinander verschlungene Bäume. Ihre Verbindung war ein heiliges Glück. Das wußten und fühlten sie alle an der kleinen Tafelrunde. Jeder bemühte sich, die andern nur seine hellen Gedanken sehen zu lassen. Aber über all der Heiterkeit lag ein Schatten: das Vorgefühl des Abschieds.

Auch der Gast war unbewußt still und nachdenklich geworden. „Was träumst du, lieber Junge?" fragte der Bräutigam.

Heinz fuhr auf. Er hatte an seine kleine Frau gedacht, und was wohl geworden wäre, wenn er *sie* in jene deutsch-afrikanischen Einöden hätte mitnehmen wollen. —

Die vier jungen Leute gingen in den sonnigen Nachmittag hinaus, durch den Garten, über die Höfe, in die Ställe.

Es war ein besonders früher Frühling. Die weißen Glöckchen standen schon voll in Blüte, die Hyacinthen streckten üppige grüne Spitzen hervor.

Gertrud zeigte Heinz die neuen Anlagen inmitten der wohlbekannten Rasenplätze, dann längs der Mauer an der geschützten Seite die lange Reihe ihrer Bienenstöcke.

„Sie machen viel Mühe", sagte sie, „aber noch mehr Freude. Man kann Welt und Leben an dem Leben der Tierchen studieren."

„Aber ist es Ihnen nicht doch oft gar zu einsam und weltabgeschieden hier, liebe Gertrud?" fragte Heinz.

Sie sprachen zum erstenmal wieder unter vier Augen miteinander. Noch beim letzten Zusammensein hatten sie sich geduzt. Wer zuerst das „Sie" ausgesprochen hatte, wußten sie nicht. Es war nun da und blieb. Ihm schien die Jugendgespielin dadurch fremder. Sie selbst gab sich so unbefangen wie damals als halberwachsenes Kind dem Studenten gegenüber.

Wohl konnte sie unbefangen sein. Wenn ihr Herz einen Kummer hatte seit dem Augenblick, in dem sie von den Lippen des Bruders die Nachricht von der Heirat des Freundes hörte, so war es einer, der niemand betrübte und niemand anging, als sie und das thränennasse Kissen in ihrer einsamen Stube. Das ist das Glück eines völlig reinen Schmerzes, daß wir ihn, nachdem wir seinen Jammer einsam durchkämpft haben, in den letzten Winkel der Seele verbergen und — mit dem vollen Bewußtsein seines Daseins, aber ohne von ihm erdrückt zu werden — klar und heiter in jedermanns Auge blicken können.

Mit jenem klaren Blick, den er so gut kannte, sah das Mädchen den Jugendfreund an.

„Zuweilen wohl", gab sie auf seine Frage zurück, „aber selten. Den ganzen Sommer ist auch soviel Arbeit da, daß man zu solchem Gefühl nicht kommt; wissen Sie das nicht mehr, lieber Heinz?"

Ob er es wußte! — Er sah sich als Knabe mit Heugabel und Hacke, als Student auf dem kleinen Wagen des Inspektors — auf einem glücklich eroberten Pferd über die Felder reiten, mit dem sehnlichen Wunsch im Herzen: auch Landwirt sein! Der Erde ihr kostbares Gut abringen! Ein Stückchen Welt sein eigen nennen! Nicht um des Herrenrechtes willen, nein, um diesen vielgeplagten Untergebenen ein verständig führender Leiter zu sein, wie der hochverehrte Vater des Freundes. Und wenn nicht auf diesem Gebiet, wie wollte er auf einem anderen den armen Parias der Erde ein Helfer, ein Überbringer besserer, gesünderer Zustände werden. — Träume! — Aber wie deutlich sie in diesem Augenblick vor ihm standen. — Ja, es gab viel Arbeit um ein Herrenhaus auf dem Lande und darin, wenn die Herrschaft Pflicht und Leben ernst nahm — er wußte es.

„Georg sagte mir, wie fleißig Sie Ihren Herrn Vater unterstützen, wie tapfer Sie sich mühen."

Digitized by Google

„Ich vermute es", sagte sie einfach. „Sie müssen in den nächsten Tagen mit dem Kindchen und unserem Freunde vorlieb nehmen, und" — ihre Stimme wurde ein wenig — „wenn die Eltern einmal mehr Ruhe gefunden sind, will ich das Weitere ordnen. Es ist schon geworden von der Schwiegermutter und Sie müssen, wie es hier Gesetz ist, ins Amt; er ist verfolgt. Es muß so schnell gehen, daß sie schwanken, der Kinder, eine Familie zu gründen. Nun schicken sich der Hausherr zu guten Dingen und ein wenig Glück, dann ist, der Gott allen Bräuten" — wie kam nur sie in diesen Augenblick zu Spielereien von früher? — „mit Hoffnung und Ruhe an andere denken — „kann es auch für sich selbst finden, wenn es will bestimmen."

Der junge Offizier sah sie voll Ehrfurcht an. Er wußte nicht, ob er sie verstehen sollte. Er mußte nicht, ob er es für Ernst oder Scherz nehmen sollte. Das Gesicht ist unverändert weiter zu sprechen, das stand es im Saal unter den Kameraden seinen Namen sagte.

„Aber wo wohnen?"

Er sah ihr ganz erstaunt an. Nicht der Frau wegen, aber weil er sie in diesem Moment nicht.

„Ich weiß jetzt für einige Wochen in Ihres Vaters Haus nach Dresden. Und dann" — sie sagte das mit unsicherem Gesicht — „die Eltern brauchen mich ein wenig. Im nächsten Winter machen Sie und ich — ich, arbeitsame Frau, für die Verschönerung der Landschaftsgemeinschaft. Sie müssen sie nur immer aufsuchen — Sie kann auch meine Freundin sein, wenn Sie wollen —"

Der junge Herr wurde rot und blaß. Dann kam das Wort „Soldat" in den Sinn, und er sah sie wieder an seinem Arme, seinem Leben — in der Kleider Schönheit und Vornehmheit. Die Hände in der Hand — sie sprach in der armen Gefangenschaft die Eltern — das wilde Kind in stets so nachdenklich — damals nun verstand er es — damals sind sie an in meinem Haus sie heute war —

Sie schaut der alten Zeit nach den geschlossenen Lid nach dem Fensterchen. Gertrud trauert manchmal wieder den Kopf von seiner Schulter. Es war nicht Glück, Leid, daß sie ist über seine Hand hinweg beklagen hatte; auf das er ihr damals half, als sie ihr erstes regelrechtes Kleidchen zum siebenten Geburtstag bekommen hatte und nun den beiden „Jungen" — „sah wie eine Spanierin", so nachdem sie damals — in den Wald gerissen war. Der feine Kameras, dessen prachtvolle braune Kleiden bei dem wilden Ritt immer wieder über die Schulter zurück geworfen werden mußten!

Er sah auf den schweren Knoten im Nacken des feinerformten dunklen Haupte, das von ihm abgewandt war — während er des Pferdes Zügel faßte, und das Tier sachlich seinen Kopf an des Mädchens ausgestrecktem Arme rieb.

„Wir werden nun beide alte Leute, der Braune und ich", sagte sie, eine Hand voll Heu in die Krippe streuend, „mein armer Hansel fühlt es leider mehr als ich."

„Ich denke, Sie können nie anderes werden, als — als damals, Gertrud; — bis auf die Jahre."

Es war das erste Mal, daß die alten Namen zwischen ihnen erwähnt wurden. Er fühlte, daß er es unglücklich genug that.

Sie wendete den Kopf nicht.

In diesem Augenblick rief Gertrud draußen seinen Namen. Er ging hinaus.

Als er nach wenigen Minuten wieder in die nächtige Dämmerung trat, sah er die Arme des Mädchens um den Hals des Pferdes geschlungen, den Kopf an seinem braunen Fell. Ein leises Zittern überlief sie manchmal. Und er sah hinaus, schluchzend, wie er empfunden war. Das Herz that ihm so weh, er hätte aufschreien mögen vor Qual. Was machte sie daheim? Er hatte hinsehen mögen, er wußte es hätte hinsehen — dürfen und ihr sagen — sie möchte dann, es in diesem Augenblick alle Jahre wieder, und — welcher Wahnsinn wäre es gewesen!

* * *

Es war am Abend des nächsten Tages. Gertrud hatte bei Braun im kleinen Kreise der Gäste, die bereits zur Vorfeier der Hochzeit angekommen waren, Kranz und Schleier übergeben. Sie saßen schon wieder fröhlich mit den anderen. Heute aber brannte noch

Digitized by Google

etwas in den Augen, was der leise bebende Ton ihrer Stimme heiß aus dem Herzen heraufgetrieben hatte.

Er ging durch die Reihe der verschiedenen Räume nach dem kleinen Eckzimmer. Wie grüßte ihn hier alles wohlvertraut! Da stand Gertruds Bücherschrank, ein altmodisches kleines Möbel mit Glasthüren, die blauseidene Gardinchen verhüllten. Sie hatte den Jungen immer lachend versichert, daß sie ihre ‚Heiligtümer' darin verwahre; und sie liebten es damals, heimlich hineinzugucken. Der Schlüssel steckte heute im Schloß. Aber er hätte ihn um die Welt nicht umdrehen mögen.

Hier das alte geschnitzte Nippesbrett an der Wand! Alles darauf geordnet wie vor Jahren, merkwürdig unverändert. Da war, was er suchte: das Hündchen, aus braunem Porzellan, der Gegenstand beständiger Neckerei zwischen ihm und Gertrud. Mindestens einmal an jedem Ferientage hatte er diesen ihren Liebling auf Kopf und Schwanz gestellt. Den Urheber der ‚Tierquälerei', wie sie es nannte, erraten und ihm irgend einen schelmischen Streich zur Revanche spielen, war eins bei dem lachenden kleinen Mädchen gewesen. Später hatte sie es stillschweigend hingenommen. Und er vergaß die kleine Unthat niemals. Diese sonderbare Art Zeichensprache gehörte zu seinem Dortsein; wenn er fort war, zu seinen Gedanken an Löwitz.

Schon streckte er die Hand nach dem winzigen Ding — da bellte es mit seiner stummen Schnauze ganz deutlich zu ihm hinauf: „Was willst du hier? Wir beide haben doch nichts mehr miteinander zu schaffen!" Nein, der Kleine war nun sicher vor ihm.

Mit einem dumpfen Gefühl im Kopf trat er aus der Stube in den kühlen Flur hinaus und preßte die Stirn an eine Fensterscheibe, gegen welche die tiefhängenden Äste der alten Kastanie im Abendwind sich neigten und leise klopften. Das konnte er nicht lange ertragen. Er ging wieder hinein.

Da fand er Georg mit seiner blonden Braut auf dem kleinen Sofa sitzend; Gertrud stand ihnen gegenüber, und auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch mit weißen Blättern nebst Schreibgerät.

„Meine kleine Schwester will, daß wir ihr ins Album schreiben!" lachte der Freund. Er hielt schon die Feder in der Hand.

Über Gertruds Gesicht flog eine leichte Röte. Aber sie sah freundlich zu Heinz hinüber. „Ja, man lacht über die Schulkinder mit ihren Erinnerungsversen. Doch hinterher sehen sie zuweilen ernsthaft und rührend genug aus. Mir ist immer, als hielte man mit solchem geschriebenen Wort die Stunde fest."

Ein Mädchen kam und rief das Fräulein eilig hinaus. Georg und Liesbeth fügten Datum und Abschiedsworte unter die vor Jahren geschriebenen Verse. Heinz sah ihnen schweigend zu. Als sie fertig waren, schob der Freund ihm das Buch hin: „Willst du nicht auch ein paar Worte schreiben?" — Dann gingen die beiden hinaus.

Heinz wendete die Blätter. Da stand sein Name und einige Zeilen, die er damals geschrieben hatte:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat" —

Eine Glutwelle schoß ihm in die Schläfen: hatte er das denn ganz vergessen? — Nein, nicht vergessen. Nur — lange, lange nicht daran gedacht!

In Seidenpapier lag ein kleines Blatt daneben. Halb gedankenlos entfernte er die Hülle. Und — das Blatt erkennend — legte er, aufstöhnend, den Kopf in die darüber gefalteten Hände.

Das war es gewesen an jenem letzten Abend, ihrem letzten Beisammensein — damals: Sie wurde hinausgerufen, wie heute, und er — er hatte eilig aus dem auf dem Tische liegenden Album ihr Bild, das ihm stets neckend verweigert worden, herausgezogen; halb scheu, halb lachend hatte er es in der Brusttasche verborgen, und auf das weiße Blatt, das als Unterlage leer in dem Buch zurückblieb, hatte er mit seinem Namenszug geschrieben: „Vergieb."

Dies war das Blatt. Sorglich verwahrt unter ihren kleinen Reliquien alle die Jahre! Während das Bildchen — —

War es ihm denn nicht Ernst gewesen, tiefinnerster Ernst, trotz des jugendlichen Übermutes? Hatte es damals etwas auf der Welt gegeben, das ihm lieber war als — sie?

Digitized by Google

Und das Mädchen, der lustige, ernste, der mitlachende, mitweinende, der stets bereite ‚gute Kamerad' — wem hätte er je wieder diesen Namen geben können? — Das Blatt — und er sah sie, weinend die Arme um den Hals des Pferdes geschlungen: — eine Stimme stammelte in ihm verworrene Laute. Alles was gut, was edel in ihm war, was aus begeisterten jungen Tagen eingeschlafen in seinem Innern lag, flammte auf, schmerzlich, qualvoll. Mit zitternder Hand schrieb er zum zweiten Mal auf das kleine Blatt: „Vergieb!"

Er bereute es im nächsten Moment. Was gab ihm ein Recht zu fürchten, zu — hoffen, ach, mit welchem Schmerz zu hoffen —?

Schon zerknitterte er das Blatt. Nein — das war häßlich — Diebstahl! Mit bebenden Fingern glättete er es wieder. Wo hatte es gelegen? — Hier!

Er schlug das Buch zu und stürzte hinaus, hastig, scheu — nur niemand begegnen! Durch den kalten, hellen Mondschein, über den feuchten, weichen Rasen im Garten, über das kahle Stück Feld bis zu den ersten dunkeln Bäumen des Wäldchens!

Wie der Schatten vergangener Tage, der Schatten des Heinz Ancker von früher mit ihm lief!

Ein wilder, offenherziger Junge — ein Student mit ostpreußischen Bärenmanieren und unzureichendem ‚Wechsel' in der Einsamkeit sitzend, Grillen fangend, überflüssige Lieder reimend! — Ein junger Referendar mit mancherlei Sorgen im Kopf, und — in der Brust jenes wundersame Ahnen, als sei er mitberufen, dieser Welt einen über das Alltägliche reichenden Dienst zu leisten. Träumerisch, weltverbessernde Pläne schmiedend, nach großen Gedanken suchend. — Wie lange, lange war das her! —

Wenn man mit dem Assessorexamen zugleich eine unerwartete, reiche Erbschaft macht, — ist es da ein Wunder, wenn man plötzlich sein Leben und seine Weise ändert? Darf man sich da nicht für mancherlei Entbehrungen vergangener Jahre entschädigen? Reisen, — sich amüsieren — alle Grübeleien bei Seite legen — im schönsten Teil der Hauptstadt Hütten bauen — und endlich — Hals über Kopf, mitten aus dem gesellschaftlichen Trubel heraus — ein reizendes kleines Frauchen heiraten, in das man außerordentlich verliebt ist? Darf man das nicht?

Der einsame Mann lachte laut auf, in einem Ton, der andern wehe gethan hätte: Sicherlich! es hält uns kein Gesetz zurück, kein äußeres und — ach, ihn hatte auch kein inneres gehalten.

Es half nichts, daß er die Zähne zusammenbiß und die Stirn gegen den Stamm der Birke schlug — Herz und Hirn zersprang ihm fast.

Als er nach einer langen Stunde in das Herrenhaus zurückkehrte, stand der Freund in der Thür, nach ihm ausschauend.

„Heinz, liebster Junge, wie siehst du aus, und wo kommst du her?"

Da umschlang er den blonden Riesen, drückte den Kopf an seine Schulter und schluchzte laut auf. Aber als Georg noch spät am Abend in sein Zimmer trat, nahm er ihn bei beiden Händen und sagte: „Geh' schlafen, mein lieber Alter, es ist nichts, es wird vorübergehen!" —

Es ging nicht vorüber. Zu mächtig war es aufgewacht. Zu fest hatte es ihn gepackt.

Hätte er nur damals abgeschlossen mit dem alten Leben! Beim Beginn des neuen die Rechnung gemacht: dies giebst du auf, und dies gewinnst du. Er hatte eben nicht daran — gedacht! Geschäftige Hände, rauhe und zarte, gruben ein kleines Grab für das junge, nur halb verstandene Heiligtum seiner Seele. Er ließ es gedankenlos geschehen. Gedankenlos ließ er den Staub der Alltäglichkeit darüber rollen, graue und vergoldete Körner. Und auf dem allmählich entstandenen Hügel bauten sich glänzende kleine Herrlichkeiten auf, reizende Nippes von Glück und Lebensheiterkeit, so lieblich anzusehen, so süß zu besitzen! Bis der Sturm über die Stätte wehte. Nein — bis ein leiser Schicksalshauch, ein einziger kleiner Schritt zurück die luftigen Figürchen durcheinander warf, den Staub in alle Winde wehte, und das versunkene Stück wahrhaftigen Glückes zu ihm emporsah, glanzlos mit erstorbenen Augen. — — —

Er war bleich und still am andern Morgen, dem Hochzeitstage des Freundes. Aber in seinen Adern glühte es. Hatte Gertrud das

Digitized by Google

Blatt gefunden? — Auch sie war blaß und sprach wenig zu ihm. Gegen die andern schien sie heiter wie sonst.

Es gab eine große Hochzeitsfeier nach der alten, auf westpreußischen Gütern üblichen Art. Um zwei Uhr fand die Trauung statt. Die kleine Dorfkirche war überfüllt. Die ganze bessere Gesellschaft der Umgegend stand um den Altar. Der Prediger sprach lang und bilderreich. Heinz hörte nichts als den Schall der Worte. Er sah auf Gertrud in ihrem rosa Seidenkleide mit der weißen Blüte am Gürtel. Wie einfach und vornehm der weiche Stoff die schlanke Gestalt umschloß! Und er sah sie im Geiste in ihrem Alltagskleide, das Hauswesen ordnend, in den großen Büchern schreibend; er hörte sie über die gegenwärtigen und zukünftigen Pflichten ihres Lebens sprechen, so ruhig, so natürlich, als wären Ackerbau und Aufbesserung der Tagelöhnerwohnungen von jeher Frauenarbeit gewesen. —

Mitten in den wirren Bildern stand fest mit erschreckender Deutlichkeit ein warnender Gedanke: Nur nicht vergleichen! Aber es half nichts. Seine ganze zierliche, wichtigthuende kleine Nußschalenwelt stand neben diesem Ernst und dieser Selbstverständlichkeit. Er sah alles: was er aus sich hatte werden lassen — was er hätte werden sollen — was aus ihm hätte werden können, wenn — er wollte es nicht denken und dachte es doch! — wenn — sie Hand in Hand gegangen wären. Liebe hatte er es nie genannt, nie mit dem Wort. Sie aber war es gewesen. Dichter singen und Weise sagen, daß wahre Liebe nie vergißt. Sie lügen: er hatte sie vergessen; nein — nein — nein — vergessen nicht, nur lange, lange nicht an sie gedacht! Und unterdessen — — Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er hatte Angst vor sich selber; ihm war, als müßte er plötzlich in all die Stille und Feierlichkeit hinausschreien, irgend etwas Verzweifeltes thun.

Sie stand ihm gegenüber zur Seite ihres Brautherrn, eines stattlichen Mannes, der ihm als einer der Nachbargutsbesitzer vorgestellt worden war. Sie blickte kaum auf. Unverändert blaß und ernst blieb das schöne Gesicht, während der Pfarrer von Glück und Liebe sprach. Aber Heinz sah, wie der Mann an ihrer Seite mit langen, heißen Blicken auf das Mädchen niederschaute. Er sah, was sie bedeuteten. Er hatte von einer Verlobung flüstern gehört. Alles Blut erstarrte in ihm zu Eis und schoß dann wieder siedend heiß nach Kopf und Herzen.

Endlich — endlich war es zu Ende.

Ausgelassen lustig wie nie zuvor in diesen Tagen sprach, toastete er beim Diner.

Aber nach aufgehobener Tafel entwich er in das kleine Eckzimmer, das niemand suchte. Er preßte den glühenden Kopf in die Hände, er setzte sich und sprang wieder auf; seine Augen blickten fast wie die eines Trunkenen, starr, zuweilen wild verzweifelt. Niemand hätte den lustigen Gesellschafter wieder erkannt.

Endlich kam sie, die er ohne Berechtigung, aber mit seltsam ahnender Bestimmtheit erwartete. Sie erschrak bei seinem Anblick und wollte sogleich wieder gehen.

Er rief sie an: „Gertrud!"

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, Heinz?"

Er war außer sich: die schlaflosen Nächte, die von Stunde zu Stunde gesteigerte Erregung der letzten Tage, die Ueberanspannung der künstlich erzwungenen Lustigkeit rächten sich.

„Gertrud — wirst du — den Mann dort — heiraten?"

Sie wich zurück. Zorn, stolze Scham malten sich in dem marmorblaß gewordenen Gesicht. Sie sprach es nicht aus, aber es lag in den weitaufgeschlagenen Augen: „Wie kannst du es wagen, mich das zu fragen und — so?" Und sie wandte den Fuß zum Gehen. Vielleicht dachte sie, er wäre berauscht.

„Gertrud, um Gottes Barmherzigkeit willen, bleib'!"

Da blieb sie an der Thür stehen.

„Gertrud, ich weiß, daß du mich in diesem Augenblick verachtest. Der Himmel weiß, wie ich es seit — wie ich es selber thue. Aber — geh' nicht in kleinlichem Zorn um dieses Wort! Du weißt nicht, was ich in diesen Tagen gelitten habe!"

Sie wußte es — in dieser Minute. Nicht umsonst hatten die jugendlichen Herzen einst offen vor einander gelegen. Nicht umsonst standen hier zwei Menschen sich gegenüber, die

Digitized by Google

im tiefsten Innern zusammen gehörten — hätten zusammen gehören sollen! — „Gott, Gott!“ Er stammelte in abgerissenen Sätzen.

Sie war nicht grausam genug, um zu gehen. Nur abwehrend, bittend hob sie die Hand: „Schweige, schweige!“

„Ich weiß, daß ich dir nichts zu sagen habe, dich nichts fragen darf, nicht — dürfte, wenn du nur um einen halben Grad kleiner wärst, als du groß bist, Gertrud! Wie es ist — um unserer Kinderjahre willen laß heute noch ein einziges Mal Klarheit zwischen uns sein — Gertrud, liebst du — den Mann?“

Er hatte recht: wenn sie nur um ein Kleines geringer gewesen wäre, als sie war, sie hätte jenes in den letzten Nächten beweinte, einst so süße, heute unselige Gefühl mit einem „Ja“ verleugnet, vielleicht mit einem stolzen „Was kümmert es dich?“ verhüllt.

Aber es gab für sie nichts anderes als die Wahrheit. Sie wußte, was sie jetzt sagen würde, gab ihm volle Gewißheit über ihr Empfinden. Sie schämte sich dessen nicht. Nur ein wenig zog sich die hohe Gestalt zurück, tiefer in den Rahmen der Thür, weiter von ihm — so daß selbst sein ausgestreckter Arm sie nicht hätte erreichen können: „Nein, Heinz“. —

Seine Hände umklammerten krampfhaft irgend einen nahen Gegenstand, seine brennenden Augen suchten vergeblich die ihrigen, die am Boden hingen — „Ich fand gestern das Blatt, Heinz. Mein Stolz zürnte dir bitter deswegen. Das ist nun vorbei. Gott helfe uns beiden!“ —

Gedankenloses In-den-Tag-hinein-leben über die Tiefe unseres eigenen Wesens hinweg steht nicht als eine der Todsünden verzeichnet. An der Seele dieses Mannes wurde es in dieser Stunde gerächt, als wäre es eine.

„Gertrud — Gertrud!“

Sie schüttelte leise den Kopf. Ein ernster, trauriger Blick begegnete seinen heißen Augen. Dann war sie verschwunden. — —

* * *

Es war vorbei. Das junge Paar hatte Abschied genommen. Heinz hatte Löwitz verlassen. Für immer — er fühlte es.

Er kam blaß und angegriffen nach Hause. Seine kleine Frau streichelte und pflegte ihn. Sie behauptete, daß er sich erkältet und auf „der dummen Landhochzeit“ den Magen verdorben habe. Was konnte er thun, als sie dabei lassen? Hundertmal schwebte ihm das Geständnis auf den Lippen, aber mit einem bitteren Gefühl fragte er sich: „wozu?“ Sie hätte ihn nie und nimmer verstanden; sie würde lachen über die „Jugendschwärmerei“ des bösen Männi und ihm zur Revanche ein halbes Dutzend ihrer kleinen Backfischstreiche erzählen.

Und war es nicht gut so? Unzählige Male stellte er sich diese Frage und beantwortete sie mit „ja“! Aber das Ja that ihm weh.

„Wenn nur der Frühling vorüber wäre!“ dachte er. Der Frühling ging vorüber — der Sommer, der Herbst und der Winter — und Jahre folgten. Er war kein unglücklicher Mann, sicher nicht. Sein Leben floß heiter, leicht und ruhig. Sein Heim war behaglich und reich. Sein Kindchen wuchs und gedieh. Und seine Frau? — Er empfand es mit der Zeit als ein Glück, daß das, was den Schatten in seine Seele warf, ihr keinen, nicht den leisesten Kummer machte. Es war sein Schmerz, und nur der seine.

Wenn jene bösen Stunden kamen, in denen er sich in sein Zimmer verschloß, um mit der heißen Sehnsucht nach einem „guten Kameraden“ zu kämpfen, wenn er verzweifelt sich wehrte gegen die Übermacht jenes starken Gefühls, dann stand sie wohl draußen und sagte zu sich selbst, ein wenig unbehaglich in ihrer hellen kleinen Schmetterlingsseele: „Er hat sich geärgert. Man muß warten, bis es vorübergeht!“ — Die kleine Frau! Sie war mit dem Grundsatz auferzogen worden: „man muß den Herren der Schöpfung ihre Launen lassen!“ Und wirklich — sie sagten es alle, und Hejnz sah es selber ein — sie war ein richtiges „Musterfrauchen.“

Es kamen Zeiten, in denen er dachte, wieviel reicher er sei, als das Mädchen in ihrer Einsamkeit; — denn noch immer war sie einsam, er wußte es — kein liebliches Kind umspielte sie: das schien ihm das Schmerzlichste, und wie hatte er recht! Aber — schwebte ihr nicht jenes hohe Ziel vor Augen, von dem er

Digitized by Google

selber einst geträumt hatte? Während er — nun ja, er hatte sein Amt! Und füllte er es nicht aus? Sicherlich; man konnte ihm keine Nachlässigkeit vorwerfen. Nur von jenen Träumen — nein, von ihnen war nichts erfüllt und würde nichts erfüllt werden, war nichts geblieben, als dann und wann eine schmerzlich aufwallende, unfruchtbare Erinnerung. Sie mochte in ihrem stillen Leben jenen über das Alltägliche reichenden Dienst an der Menschheit üben — und sie war schuldlos — sie war frei!

Es half nichts, darüber nachzudenken, wer ärmer wäre. Sie waren beide arm im tiefsten Innern. Und hätten so reich sein können!

Ein Unterschied.

Das war einmal: ich liebe dich!
Wie Jugend wohl zu Jugend sagt,
Die sich in ihrem Überschwang
An alle großen Worte wagt.

Jetzt fragst auch du nicht: liebst du mich?
Du fragst nur schlicht: hast du mich lieb?
Und lächelst, daß nach Lust und Blust
Die reife Frucht am Stengel blieb.

Ich hab dich lieb. Das klingt so süß,
Und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
Wenn rings der Blick im Vollbesitz
Auf segenschwere Felder schaut.

Gieb deine Hand, und keinen Kuß,
Mein Weib, nur Blick in Blick so. Gieb.
Und hör' das Sommersegenswort,
Das reife Wort: ich hab dich lieb.

Gustav Falke.

Digitized by Google

Einfluß alkoholhaltiger Getränke auf Kinder.

Von

Dr. **Karl Spiro.**

Nachdruck verboten.

Man hat der Medizin oft den Vorwurf gemacht, und man kann ihn, wenn man will, noch täglich auch von scheinbar berufener Seite hören, daß in ihr die Mode wie nur irgendwo herrsche. Es ist hier nicht der Ort, diesen Vorwurf, der die wissenschaftliche Medizin fast gar nicht, die praktische nur zum geringsten Teile trifft, zurück — resp. in die gehörigen Schranken zu weisen; es möge genügen, wenn wir für den Wechsel der Ansichten und Anschauungen als Erklärung anführen, daß eine Reihe von Problemen gerade in der Medizin so schwierig ist, daß sie erst allmählich von der wissenschaftlichen Forschung bewältigt werden können, so daß auch nur allmählich der Übergang von der rohen Empirie zu wissenschaftlich begründetem Handeln stattfinden kann. Auch in der Frage nach dem Werte des Alkohols läßt sich der wie modisch aussehende Wechsel der Ansichten in dieser Weise erklären. Daß ein Wechsel der Ansichten stattgefunden hat, ist gerade bei diesem Mittel für jedermann leicht festzustellen, denn die Zeit, in welcher der Alkohol als Nahrungsmittel (für Kinder) verpönt war, ist noch nicht eben lange her, dann kam die Zeit der medizinischen („hygienischen") Weine und Biere, und neuerdings macht sich hiergegen wiederum eine mächtige, immer lebhafter werdende Bewegung geltend. Immer wieder kommt man namentlich in der Frage, ob man Kindern alkoholische Getränke gelegentlich oder gar täglich als Nahrungs- oder Genußmittel reichen darf, zu einer negierenden Antwort, und das alte und so vernünftige Wort, daß „die Milch der Wein der Kinder" sei, kommt gottlob wieder zur Geltung. Auch in diesem Falle liegen dem Wechsel der Anschauungen langsam reifende Resultate wissenschaftlicher Forschung zu Grunde.

Die Frage nach der Wirkungsweise des Alkohols, ein Problem fast so alt wie die Menschheit selbst, wurde in richtiger Weise mit scharfer Präzision erst in neuerer Zeit beantwortet, und wir können insbesondere dem Straßburger Forscher O. Schmiedeberg dankbar das große Verdienst zuerkennen, in klaren und kurzen Worten, die Wirkungsweise des Alkohols einheitlich erläutert zu haben. Auch die physiologische Chemie wandte sich dann mit neuen Gesichtspunkten und neuen Methoden dem alten Probleme zu und bestätigte das Urteil der Pharmakologen; und als auch die Klinik sich der Frage von neuem näherte, da wurden auch von dieser Seite Urteile laut, die mit den aus Experimenten gewonnenen vollkommen übereinstimmten. Es mag genügen, hier auf die Rede von Strümpell hinzuweisen, die, letzten Herbst auf der Nürnberger Naturforscherversammlung in öffentlicher Sitzung gehalten, allgemeines Aufsehen erregte.

Wenn sich der Laie fragt, wie der Alkohol auf ihn wirke, so wird die Antwort lauten, daß er das Müdigkeitsgefühl betäube und zu neuer Arbeit und Anstrengung zu stärken vermöge. Wir wollen zunächst nun aber an dieser Stelle nicht untersuchen, ob uns mit einem solchen Stärkungsmittel gedient wäre; es mag nur darauf hingewiesen werden, daß derselbe in absolut entgegengesetzter Weise wirkt, als es den Anschein hat. Wie man auf Grund wissenschaftlicher Ueberlegungen zu dem unzweideutigen Resultat gekommen ist, in alledem, was dem Laien als erregende Wirkungen des Alkohols erscheint, nur Lähmungserscheinungen zu sehen, soll hier nicht auseinandergesetzt werden. Besser als durch alle wissenschaftlichen Deduktionen und Experimente wird es durch die tausendfachen Massenexperimente bewiesen, welche bei der Verpflegung

Digitized by Google

der Heere gemacht worden sind und welche bereits festgestellt haben, daß die Soldaten in Kriegs- und Friedenszeiten, in allen Klimaten, bei Hitze, Kälte und Regen alle Strapazen der angestrengtesten Märsche am besten ertragen, wenn man ihnen vollständig alle alkoholischen Getränke entzieht. (Baer-Bunge.)

Wir müssen also mit der Auffassung, daß der Alkohol nur lähmende Eigenschaften hat, als mit einer unumstößlichen rechnen, und müssen uns die Frage vorlegen, welche Folgerungen daraus für das Problem zu ziehen sind, ob Kindern alkoholische Getränke als Nahrungs- oder auch nur als Genußmittel zu reichen seien.

Der kindliche Organismus unterscheidet sich, wie leicht einzusehen, von dem des Erwachsenen dadurch, daß in ihm die Fähigkeiten, welche in ihrer Gesamtheit die Leistungen des Menschen bedingen, nur zum kleinsten Teil wirklich in Aktion treten können, daß dieselben zwar in ihrer Anlage bereits vorhanden sind, daß aber erst noch äußere Reize hinzutreten müssen, jene scheinbar verborgenen Fähigkeiten zu erwecken. Das Gehirn des Kindes kann mit einer photographischen Platte verglichen werden, die bereits belichtet ist, aber noch der chemischen Einwirkung, der „Entwicklung" harrt. Langsam und durch eine planmäßige Methodik geleitet, müssen die vorhandenen „Zeichnungen" vorsichtig zum Vorschein gebracht werden, und es bedarf der ganzen Sorgfalt, wie sie nur eine tiefere Pädagogik lehrt, die höchsten geistigen Kräfte, die Intelligenz, die Anschauungs- und Urteilskraft und vor allem die sittlichen Kräfte in der richtigen Weise zu wecken und zu beleben. Wenn wir nun wissen, daß der Alkohol auf die Fähigkeit des Gehirns gerade lähmend einwirkt, können wir es da noch verantworten, wenn wir einem Kinde alkoholische Getränke reichen? Ich glaube, wer auch nur einmal recht sorgfältig beobachtet hat, wie gerade die höchsten Fähigkeiten des menschlichen Gehirns (auch bei Erwachsenen) durch geistige Getränke, die ein Betäubungsmittel in des Wortes wahrster Bedeutung sind, in der empfindlichsten Weise gelähmt werden, der wird den Mut nicht mehr haben, bei einem Kinde eine Lähmung dieser noch in der Entwickelung begriffenen Fähigkeiten herbeizuführen. Als erschwerender Umstand kommt aber noch hinzu, daß Kinder zwar im allgemeinen auf betäubende Gifte schon äußerst prompt reagieren, daß der Alkohol aber auf jugendliche Organismen ganz besonders heftig, viel giftiger als auf Erwachsene einwirkt.

Der jüngste Fall, den ich erlebt, mag hierfür sprechen: In einer befreundeten Familie wurde durch einen Zufall das älteste Kind, ein kräftig entwickelter Knabe von ungefähr 7 Jahren für ganz kurze Zeit von der Mutter, die nach den jüngeren Kindern Umschau hielt, allein gelassen. Als sie ins Zimmer zurückkam, fiel ihr an dem Jungen auf, wie das Gesicht „verstört" war, eigentümliche Zuckungen auftraten, wie das Kind immer lebhafter wurde, aufsprang, im Zimmer umherlief, zu tanzen anfing und in immer wilderen Kreisen um die Mutter herumtoste. Als ich kurz darauf das Kind zu sehen bekam, war die „Reaktion" bereits eingetreten: das Kind lag wie tot in einem tiefen, dumpfen Schlaf da, auf geringe Reize erwiderte es gar nicht, auf gröbere nur in minimaler Weise; dabei war es trotz noch vorhandener vereinzelter Zuckungen kalt, die Temperatur des Körpers nur 35,8° C. — ein schreckliches, ängstigendes Bild. Erst nach 16 Stunden erwachte das Kind aus diesem dumpfen Schlafe; von dem was vorgegangen war, hatte es nicht die geringste Ahnung, aber wir konnten mit absoluter Sicherheit feststellen, daß der Grund zu dieser plötzlichen und wahrhaftig nicht leichten Erkrankung der war, daß das Kind eine Flasche Nordhäuserkorn, in der nach Angabe der Eltern höchstens noch 3—4 Schnapsgläser gewesen waren, ausgeleert hatte.

Diese Erfahrung ist durchaus keine vereinzelt dastehende, im Gegenteil: der bekannte, leider schon verstorbene Berner Kinderarzt Professor Demme hat in einem äußerst interessanten Buche, „Über den Einfluß des Alkohols auf den Organismus des Kindes" ein großes ähnliches Material herbeigeschafft. Nicht nur, daß wir hier eine Reihe von exorbitanten Fällen finden (bei einem Kinde von 3 Jahren trat nach 5 Löffeln Alkohol der Tod ein; 7 Kinder, darunter eins von $1^1/_2$ Jahren wurden im Zustande schwerster Trunkenheit, unter den Symptomen heftiger Gehirnkongestion ins Krankenhaus gebracht), sondern wir erfahren auch, wie häufig bei Sektionen von kind-

Digitized by Google

lichen Leichen — und andere Anatomen haben das bestätigt — Organveränderungen (Verfettungen lebenswichtiger Organe, Leberschrumpfungen) haben konstatiert werden können, die erwiesenermaßen nur auf Alkoholvergiftung zurückzuführen waren.

Wir müssen daher auf diesen Umstand, daß die geistigen Getränke auf den Körper des Kindes einen so direkt schädigenden Einfluß haben, ganz besonderen Wert legen. Eine umfangreiche Statistik, die auch wieder durch Experimente ihre Verificierung erfahren hat, hat dargethan, daß unter dem Einflusse des Weingeistes die körperliche Entwickelung direkt leidet. Zwei Punkte mögen besonders hervorgehoben werden, das Kleinbleiben der Kinder und das leichte Auftreten von Krämpfen. Welche junge Mutter wird bei dieser letzten Erfahrung noch den Mut haben, der manchen Orts leider landesüblichen Sitte zu folgen, Kindern Bier oder Wein zu reichen? Wird doch von Müttern für Kinder in der Zeit der Zahnentwickelung nichts, mit Recht, so gefürchtet, wie das Auftreten von Krämpfen.

Wir können jedoch noch weiter gehen und sagen, alle Gefahren, die dem jugendlichen Organismus drohen, werden größer bei Kindern, die an Alkohol gewöhnt sind. Die schlimmste Gefahr für Kinder bilden bekanntlich die Infektionskrankheiten. Dem Umstande, daß wir die Erreger dieser Krankheiten mit neuen Methoden seit einigen Jahren besser zu studieren in der Lage sind, danken wir es, wenn wir jetzt wissen, wie groß und von welcher Bedeutung die Schutzkraft ist, über die der Organismus verfügt: wie dem Körper selbst eine ganze Reihe von Mitteln, namentlich durch die Beschaffenheit seines Blutes zu Gebote steht, durch die er über die eindringenden Feinde Herr zu werden in der Lage ist. Wer diese Thatsachen, für die eine Erklärung auf mechanischem Wege zur Zeit noch nicht vorhanden ist, bedenkt, muß schon aus diesen Ergebnissen ein Mittel geradezu verpönen, das im Körper lähmend wirkt und ihn seiner schützenden, wehrenden Thätigkeit beraubt. In der That hat auch der oben genannte Professor Demme beobachten können, daß Kinder, denen viel geistige Getränke gereicht waren, viel häufiger erkranken (auch an Diphtherie) als die nicht trinkenden, und wenn sie erkranken, so werden sie schwerer befallen und erliegen der Krankheit in viel größerer Zahl.

Aber das Sündenregister des Alkohols ist noch viel, viel größer! Wie schwere nervöse Zustände werden nicht durch ihn auch bei Kindern schon hervorgerufen! Nervöse Schwäche, Schlaflosigkeit, Gedächtnißschwäche, Flüchtigkeit und Mangel an jenen höheren geistigen Fähigkeiten, die gerade zu wecken und zu heben der vornehmste Zweck der Erziehung ist. Und setzen wir selbst den Fall, das Lebensschiffchen des Kindes sei an all jenen Klippen, die wir schilderten, glücklich vorbeigesteuert; in das stürmische Lebensmeer nimmt es noch genug schweren Ballast mit: denn die Angewöhnung an den Alkohol ist der Gefahren vielleicht schlimmste. Jahre lang befinden sich diese Unglücklichen, die sich an immer größere Dosen Alkohol gewöhnt haben, vielleicht wohl und tragen scheinbar mit Behagen die selbst geschmiedete Kette, selbst wenn sie von Tag zu Tag immer größere Quantitäten nehmen müssen; sie ahnen nicht, was für ein Damoklesschwert über ihrem Haupte schwebt. Denn tritt bei ihnen irgend eine Krankheit auf (Lungenentzündung, Cholera 2c.), so hat ihr Körper nicht nur eine ganz außerordentlich viel geringere Widerstandsfähigkeit, sondern dann droht plötzlich die geistige Umnachtung, der Säuferwahnsinn, mit elementarer Gewalt hervorzutreten.

Ich will diese düsteren Bilder, die alle die Wirkungen des Alkohols zeigen, nicht noch weiter vorführen, ihre Reihe wäre unendlich. Das Gesagte wird genügen und darthun, daß geistige Getränke, die, wie wir ausdrücklich hervorheben, als Arzneimittel in der Hand des Arztes, aber auch nur des Arztes, vielleicht Ausgezeichnetes zu leisten imstande sind, Kindern und jungen Leuten vor dem 16. bis 18. Jahre als Nahrungs- und Genußmittel durchaus nicht, auch nicht in kleinen Dosen, gereicht werden dürfen. Im Gegenteil, sie sind aufs strengste zu verpönen.

Wir dürfen hier vielleicht noch weiter gehen, indem wir an dieser Stelle einen Appell an unsere Leserinnen richten, den Kampf gegen diesen Feind auf der ganzen Linie aufzunehmen. Denn in dem Kampfe gegen „das mörderischste aller Gifte" ist für uns Ärzte die trefflichste Bundesgenossin nur und einzig und allein — die Frau.

Digitized by Google

Rechtspflege.

Nachdruck verboten.

1. Nach gemeinem protestantischen Eherechte ist es für das Vorliegen einer die Ehescheidung rechtfertigenden böslichen Verlassung an sich unerheblich, was für ein Bewußtsein der die Scheidung begehrende Ehegatte in Beziehung auf seine Schuld oder Unschuld im Verhältnis zum anderen Ehegatten hat; nur als Indicium für oder gegen irgend eine andere Thatsache, die ihrerseits in den Bereich der Merkmale der böslichen Verlassung oder der Fundamente einer hier einschlagenden Einrede fiele, könnte jene Thatsache des Bewußtseins möglicher Weise von Bedeutung sein. (Entsch. des Reichsgerichts vom 19. April 1894, VI 41/94. J. W. S. 320.)

* * *

2. Für das gemeine Recht kann heute in Theorie und Praxis die Auffassung als feststehend bezeichnet werden, daß das Erziehungsrecht der Kinder als ein gemeinschaftliches Recht beider Eltern anzusehen ist, jedoch mit bevorzugter und in der Regel ausschlaggebender Stellung des Vaters, wonach dieser insbesondere auch der ihm die Kinder vorenthaltenden Ehefrau gegenüber sein Recht auf die Erziehung der Kinder und Herausgabe derselben zu diesem Zwecke gerichtlich verfolgen kann. Dies gilt nach der Ansicht des Reichsgerichts (Entsch. vom 28. Mai 1894, VI 48/94. J. W. S. 371.) selbstverständlich gerade in dem Falle, wenn die Ehefrau gegen den Willen des Ehemannes mit den Kindern getrennt von ihm lebt. Das Recht des Vaters muß in diesem Falle gegenüber demjenigen der Mutter nur dann zurücktreten, wenn sehr erhebliche Gründe dies rechtfertigen. Solche Gründe sollen nicht ausschließlich der Rücksicht auf das Wohl der Kinder zu entnehmen sein, wenn diese Rücksicht selbstverständlich auch mitzureden hat. Das Gericht hätte daher die Frage prüfen müssen, ob der auf Herausgabe der Kinder klagende Ehemann persönlich nicht fähig und würdig zur Erziehung der Kinder sei, und ob die faktische Trennung der Beklagten von ihrem Ehemann gerechtfertigt ist. Die Unfähigkeit des Vaters folgt noch nicht aus dem Umstande, daß er ohne seine Frau, die Beklagte, nicht in der Lage sei, seinen Töchtern die nötige Pflege und Erziehung angedeihen zu lassen. Denn daran, daß der Kläger ohne seine Frau lebt, trägt doch nur der Umstand die Schuld, daß diese sich gegen seinen Willen von ihm getrennt hält.

* * *

3. Das preußische Landrecht (Th. II Tit. 1 §§ 185, 186) bestimmt, daß der Ehemann verbunden ist, der Frau standesgemäßen Unterhalt zu gewähren, die Frau aber mit dem notdürftigen Unterhalte sich begnügen müsse, wenn der Mann ihr den standesgemäßen nicht gewähren kann. Das Gesetz geht bei dieser Bestimmung, nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts vom 24. Mai 1894 (IV 438/93. J. W. S. 377), allerdings von einer Gleichstellung beider Eheleute aus; es hat aber den dem Wesen der Ehe entsprechenden Zustand im Auge, daß die Eheleute vereint mit einander leben. Wenn dieser Fall nicht zutrifft und der Ehemann das Getrenntleben durch seine Schuld herbeigeführt hat, so hat er der Frau außerhalb des Hauses standesgemäßen Unterhalt zu verabreichen, sollten für ihn alsdann auch nur die Mittel zur Bestreitung des notdürftigen Unterhalts übrig bleiben. Nur wenn dem Mann durch Verabreichung des standesgemäßen Unterhalts an die Frau die Mittel für den eigenen notdürftigen Unterhalt entzogen werden würden, muß sich die Frau auch außerhalb des Hauses mit dem notdürftigen Unterhalt begnügen.

* * *

4. Eine Ehefrau kann nach Art. 7 des Handelsgesetzbuchs nicht ohne Einwilligung ihres Ehemanns gewerbsmäßig Handelsgeschäfte betreiben. Der Konsens ist ein absolutes Erfordernis, und kann, auch wenn er willkürlich verweigert oder durch bösliche Verlassung oder sonstige Abwesenheit des Mannes unmöglich wird, nicht durch Klage und Richterspruch ersetzt werden. Die Ehefrau darf auch nicht den Handelsbetrieb weiter fortsetzen, wenn der Mann den Konsens zurückzieht. Dies letztere steht ihm jederzeit und, nach früherer und neuerdings bestätigter Ansicht des Reichsgerichts, selbst dann zu, wenn er den Konsens durch Heiratsvertrag erteilt oder gar auf den Widerruf verzichtet hat. Um Wirkung gegen dritte zu erlangen, muß die Zurückziehung in offenkundiger Weise geschehen. Auch kann der Mann sich nicht durch den Widerruf allein ohne Einverständnis der Frau an ihre Stelle setzen und das Geschäft an sich reißen.

Digitized by Google

Frauenarbeit in der Keramik.

Von Emmi Luthmer.

Nachdruck verboten.

Unter Keramik versteht man im eigentlichen Sinne die Töpfer- und Hafner-Kunst, die Thonbildnerei; denn Kerameikos hießen in Athen, welches durch das mächtige Lager feiner Thonerde in dem nahen Vorgebirge Kolias zu einer Hauptstätte der Thonbildnerei gemacht worden war, zwei ausschließlich von Töpfern bewohnte Stadtteile. Es ist indessen üblich, den Sinn des Wortes zu erweitern und darunter alle diejenigen Künste zu fassen, deren Produkte zu ihrer Vollendung das Feuer zu passieren haben; — „les arts du feu," wie sie der Franzose nennt.

Es gehören hierzu: die Malerei auf Thon, die wir nach dem Vorgang der Italiener „Majolikamalerei" nennen, — die Malerei auf Porzellan, auf Glas, und endlich möchte ich noch die Emaillemalerei auf Metall hinzurechnen.

Es wird wohl nicht viele malende Dilettantinnen geben, die nicht zur Freude ihrer Tanten und Großmütter eine Anzahl Porzellanteller oder -Tassen bemalt hätten. Als gar vor etwa 10 Jahren das Zauberwort „Majolika" erklang, und große und kleine Teller, Vasen, Platten und anderes Gebrauchsgerät in unglasierter Thonware in jeder größeren Kunsthandlung auftauchte, da glaubten viele mit ungenügend beschäftigten Händen, ihr oft nur sehr dürftiges Zeichen- und Maltalent der neuen Muse nicht vorenthalten zu sollen, und manche knüpften daran die Hoffnung eines selbständigen und reichlichen Erwerbs. Die Technik war nicht schwer zu erlernen, zeichnen war gar nicht nötig, — die betreffenden Lehrerinnen gaben außer dem Unterricht auch noch die Pausen der Muster dazu, die Glasur floß schön und glänzend über die Farben, und ihre Unzerstörbarkeit half in den Augen vieler fröhlich über die Mängel der Darstellung hinweg.

Es war wie ein Rausch, der plötzlich die Welt mit Majolika überschwemmte, und wie jeder Rausch ist auch er verflogen, und andre Moden sind an seine Stelle getreten. Es wird auch heute noch Majolika gemalt, und es wäre traurig, wenn diese schöne und edle Technik, die seit so kurzer Zeit erst wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt wurde, so schnell untergegangen wäre, — aber es glaubt heute nicht jedes junge Mädchen, das nichts zu thun hat, durchaus Irdenware bemalen zu müssen.

Wenn ich vorhin sagte, das Erlernen der Technik der Majolika- und ebenso der Porzellanmalerei sei nicht schwer, so möchte ich dabei nicht mißverstanden werden. Sie ist leicht für den Dilettanten, der eben nur das rein Äußerliche, Handwerksmäßige der Technik lernt, der den Farbenauftrag so handhabt, wie es ihm der Lehrer zeigt, und es bei einiger Handgeschicklichkeit dabei zu recht hübschen Resultaten bringen kann. Aber derjenige, der selbständig und künstlerisch schaffen will, der muß das Wesen der Technik, in der er arbeitet, durchdringen, der muß die Fabrikation und die Bedingungen kennen, unter denen Thon, Farben und Glasuren hergestellt werden, — der muß, mit einem Wort, begreifen, daß eben aus der Beschaffenheit des Materials und gewissen Beschränkungen, die es dem Künstler auferlegt, — der künstlerische „Stil" entsteht; denn jeder der keramischen Techniken liegt eine andere Eigenheit des Materials zu Grunde, und darum muß auch die Art der malerischen Behandlung grundverschieden sein.

Nur wer Gelegenheit hat, in einer Fabrik die Herstellung zu sehen, wer die chemische Zusammensetzung der Farben, der Glasuren und Flüsse kennt und die Art, wie die Gegenstände gebrannt werden, — wer die verschiedenen Wirkungen der Farben unter einander zu beurteilen weiß und genügend Material zur Verfügung hat, um selbständig Proben und Versuche machen zu können, wer sich nicht abschrecken läßt durch vieles Mißlingen — nur der wird an der Hand künstlerischen Könnens wirklich Gutes leisten.

Wer sich aber den einzelnen Gegenstand im ersten besten Laden kauft, dazu die Farben, die er nach einem gegebenen Rezept aufstreicht, wer dann sein Kunstwerk in den Laden zurückbringt und es dem guten Willen des Ladeninhabers und der Barmherzigkeit des

Digitized by Google

Brenners anheimgiebt, — der wird es nur dem Zufall zu danken haben, wenn ihm einmal eine Arbeit leidlich gelingt. —

Am einfachsten und bequemsten auch für den Dilettanten ist und bleibt die Porzellanmalerei. Der Teller, die Tasse stehen fertig da, die Palette enthält so ziemlich alle Farben, man malt mit Öl, wie ein Staffeleibild, wischt fort, was einem nicht gefällt, läßt die Malerei brennen und übermalt sie dann wieder und wieder, bis sie ungefähr der Vorlage entspricht, — hier ein dickes Rosenbouquet, dort eine Landschaft oder auch ein figurenreiches Gemälde, — der Ausführung der gewagtesten Dinge stehen offenbar technisch keine Hindernisse entgegen. Und doch, — man nehme sich einmal die Mühe, die Porzellane des vorigen Jahrhunderts, des eigentlichen Porzellan-Jahrhunderts zu studieren! Man wird dann sehen, daß nur eine ganz bestimmte Behandlungsweise dem Charakter des Porzellans entspricht. Die edle kristallinische Masse mit der schönen, glänzenden Glasur ist die Hauptsache, die Fläche muß belebt, aber nicht zerschnitten werden Professor Julius Lessing sagt darüber in einem Aufsatz in Schorer's Familienblatt bei Gelegenheit der von dem Blatte ausgeschriebenen Majolika-Konkurrenz: „Die Blumen dürfen nicht als schwere plastische Masse den Grund bedecken, es kommt nicht auf die körperliche Natürlichkeit an, sondern der schöne, weiße Porzellangrund muß überall durchscheinen, die Blumen müssen bunt und glänzend, aber sie müssen halb durchsichtig sein, leicht verteilt auf dem Grund, ohne steife Symmetrie, wie hingestreut, aber doch gleichmäßig abgewogen, so daß auf dem Teller kein entschiedenes Oben und Unten entsteht."

Natürlich kann letzteres nur von solchen Tellern gelten, die zum Gebrauch bestimmt sind; bei Dekorationsstücken wird der Schwerpunkt wohl meist in der Mitte liegen müssen, immerhin aber wird sich auch bei figürlichen Darstellungen das leichte, skizzenhafte Genre, die kokette Art des Watteau und anderer Maler des vorigen Jahrhunderts empfehlen; jedes ernsthafte Gemälde auf schwerem Hintergrunde ist verwerflich, weil es dem Charakter des Porzellans nicht entspricht. Ebenso wenig eignen sich dafür strenge ornamentale oder architektonische Formen.

Wenn nun sogar für den Dilettanten die Porzellan-Malerei die einfachste der keramischen Techniken ist, so wäre daraus logisch der Schluß zu ziehen, daß für den künstlerisch vorgebildeten Menschen, der alle die oben erwähnten Bedingungen gewissenhaft erfüllt, kein Grund vorläge, um, bei dem großen Bedarf an Porzellan, in der Porzellan-Malerei nicht eine Quelle reichlicher und sicherer Einnahmen zu finden.

Und doch ist dieser Schluß nicht so unbedingt zu ziehen.

Erstens ist der Bedarf an künstlerisch gemaltem Porzellan ein sehr geringer, und man muß unterscheiden zwischen diesem und der Dutzendware, die oft auch von fast künstlerischer Wirkung ist, namentlich wenn, wie dies seit einiger Zeit häufig geschieht, vorgedruckte Konturen mit guter Zeichnung benutzt werden; Bauernmädchen, mit 50 Pf. und 75 Pf. Tagelohn, sind im stande, die weitere Ausführung zu besorgen.

Wer sich damit begnügt, hin und wieder auf einer Weihnachtsmesse oder einem Bazar ein Stück zu verkaufen, wobei die Mühe und das Risiko des Mißlingens keineswegs bezahlt wird; wer im übrigen Unterricht an Dilettanten erteilt, kann immerhin seinen Lebensunterhalt mit der Porzellan-Malerei bestreiten, — nimmermehr aber ist es möglich, durch den Verkauf allein genügenden Gewinn zu erzielen! Nur an der Hand einer großen Fabrikation, wo das Material nichts kostet, wo der mißratene Teller einfach wieder als Masse zermahlen wird, wo man in steter Übung, in stetem Zusammenhang mit der Herstellung bleibt, wo man selbst den Brand überwachen kann, Fehler unmittelbar zu Tage treten sieht, — nur da lohnt es sich, diese Technik zu betreiben.

Aber wie viele Fabriken giebt es überhaupt, deren Ehrgeiz es ist, wirklich künstlerische Ware zu liefern?

Den wenigen voran steht in Deutschland die Königliche Porzellan-Manufaktur Berlin-Charlottenburg, die in den letzten zehn Jahren die Priorität Meißens aus dem Felde geschlagen hat.

Von dieser Fabrik gehen nur ganz vollendete Arbeiten in den Handel über; Künstler stehen an ihrer Spitze; sie braucht sich nicht aus eigenen Mitteln zu erhalten, denn Zuschüsse aus der Staatskasse stehen ihr zur Verfügung, — sie kann sich also auch den Luxus künstlerisch gebildeter Arbeiter gestatten. Sie ist meines Wissens die einzige der mit solchen Mitteln arbeitenden Fabriken, die seit einiger Zeit auch Damen unter ihre vornehmsten Arbeiter zählt. Es sind nur wenige, 5 oder 6, welche Professor Kips aus den Schülerinnen des Kunst-Gewerbe-Museums ausgewählt hat, und die, nachdem sie eine ½—1jährige Lehr- und Probezeit durchgemacht haben, an der Manufaktur angestellt worden sind. Einige haben festes Gehalt, andere erhalten die Arbeit stückweise bezahlt, müssen aber auf mindestens 100 Mark monatlich kommen. Die Arbeitszeit beträgt 8 Stunden täglich, und ein Tag der Woche ist den Damen und Herren zu Naturstudien freigegeben, die sie im Interesse der Anstalt unter Leitung des Direktors machen. So günstige

Digitized by Google

Bedingungen werden so leicht wohl nicht wieder gefunden, denn wenn auch die Lehrzeit zu keinem Engagement führt, so ist sie doch keineswegs verloren, denn das ganz kostenlos Erlernte läßt sich ja überall verwerten.

Aber wie klein ist das Häuflein derer, die Chance haben, hier anzukommen!

Ganz anders als bei der Porzellan-Malerei sind die Bedingungen der Majolika-Malerei.

Es ist nicht Willkür oder Liebhaberlaune, die den oft flüchtig und unfertig erscheinenden Ornamenten und Figurengruppen auf alten italienischen Majoliken überlegenen Kunstwert über die fein ausgeführten Porzellane des vorigen Jahrhunderts verleiht.

Während der Porzellan-Maler den festen weißen Grund hat, auf dem er nach Belieben aufzeichnen und fortwischen, breit und spitz malen kann, während er fast alle Farben zur Verfügung hat, deren Wirkung nach dem Brande er mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen kann, arbeitet der Majolika-Maler mit wesentlich beschränkteren Mitteln, und in dieser Beschränktheit der Mittel und deren richtiger künstlerischer Verwendung beruht der Hauptreiz, der eigentliche „Stil" der Majolika. Der Maler hat nur den rohen, irdenen Scherben, entweder aus weißem oder gelbrötlichem Thon, der in letzterem Falle mit einer weißen Kreideschicht bedeckt ist. Der Brenner übergießt die fertige Malerei vor dem Brennen mit der Glasurmasse, oder aber (und das ist die Technik der alten Italiener) die Glasur ist vorher auf den Teller aufgetragen, und der Maler malt auf die pulverartig darauf liegende Masse, — jedenfalls aber hat er einen porösen Grund, der wie ein Schwamm das Wasser schluckt, mit dem die Farben aufgetragen werden. Jeder Strich sitzt unwiderruflich fest, ein Korrigieren und Übermalen ist fast ausgeschlossen. Die Farbe, als unscheinbare gräuliche Masse aufgetragen, schmilzt beim Brennen mit der Glasur zusammen und erhält dadurch den eigentümlichen Schmelz und die Schönheit, welcher keine andere kalt aufgestrichene Farbe und kein Firnis gleichsteht.

Es kommt bei der Majolika-Malerei alles darauf an, mit sicherer Hand und flottem Pinsel den Strich hinzusetzen, — nur darin beruht der Reiz der alten Stücke, die oft, trotz großer Verzeichnungen und scheinbarer Unregelmäßigkeiten, den Stempel einer Künstlerhand tragen.

Nicht darauf kommt es an, daß ein Ornament auf allen vier Seiten hübsch gleichmäßig und korrekt gezeichnet sei, — das thut die Maschine ebenso gut, — auch darauf nicht, daß mit einer Figur oder dergleichen eine sogenannte natürliche Wirkung erzielt werde, — die Farben sind beschränkt, und wenn die moderne Chemie auch manche Farben hinzuerfunden hat, welche die alten Italiener nicht kannten, so beruht die künstlerische Wirkung doch nur auf dem harmonischen Zusammengehen weniger Farben.

Nun glaube aber keiner, dessen stümperhaftes Können oder vielmehr *Nicht*können ihm verbietet, ein korrektes Ornament oder eine richtige Figur zu zeichnen, seine Fehler könnten allenfalls für die genialen Ausflüsse einer flotten Pinselführung genommen werden. Man muß eben sehr *viel* können, um sich derartige Inkorrektheiten erlauben zu dürfen, und wer auf Papier nicht zeichnen kann, der kann es auf Majolika gewiß nicht!

Der Bedarf an Fayence und Majolikawaren ist ein ungeheurer, noch viel größer, als der an Porzellan, aus dem einfachen Grunde, weil es als Material viel billiger ist. Für unsere Besprechung kann indessen nicht die dem täglichen Gebrauch dienende Ware in Betracht kommen, die, in den großen Fabriken nach Tausenden angefertigt, meist durch mechanisches Druckverfahren dekoriert wird.

Da, wo die Dekoration mit der Hand geschieht, wird die Arbeit doch so schlecht bezahlt, daß sie, ob von Männern oder Frauen ausgeführt, kaum mehr als einen geringen Tagelöhner-Verdienst abwirft. Wenn man einen ganz gut gemalten, in Delffter Manier dekorierten Teller für wenige Mark im Laden kaufen kann, so ist unschwer zu erraten, daß der Arbeiter nicht sehr viel dafür bekommen hat.

Ich will noch kurz erwähnen, daß solche Fabriken zuweilen Damen als Zeichnerinnen anstellen, welche die Entwürfe für die vorgedruckten, nachher von Fabrikmädchen ausgeführten Muster zu machen haben.

In der Fabrik von Sir Henry Doulton in Lambeth in England sind einige hundert junge Mädchen als Dekorateurinnen beschäftigt in den verschiedensten Zweigen technischer und künstlerischer Thätigkeit.

Mehrfache Versuche haben ergeben, daß von den Zöglingen der „Lambeth School of Art" es ganz besonders die Damen waren, deren geschickte und fleißige Finger sich für diese delikate Arbeit eigneten.

Das Etablissement ist auf das glänzendste ausgestattet und birgt für das Wohl und die Behaglichkeit der dort arbeitenden Damen und Herren Einrichtungen, von denen wir uns in Deutschland kaum einen Begriff machen können.

Riesige Speisesäle, deren Wände mit den besten keramischen Erzeugnissen aller Zeiten und Länder ausgestattet sind und den jungen Künstlern auch während ihrer Mußestunden Anregung und Genuß

Digitized by Google

verschaffen, ein Musik- und Lesezimmer sowie eine vorzüglich ausgestattete Bibliothek geben Gelegenheit, neben der Arbeit auch das allgemein menschliche Interesse rege zu halten. Aber eine derartige Anstalt wird gewiß auch im Auslande zu den Seltenheiten gehören.

Auch die Fabrik der berühmten Rockwood-Pottery in Amerika, die ihre Gründung einer Frau, Mrs. Storer, verdankt, beschäftigt einige, wenn auch nur wenige Damen, mit einem Wochenlohn von durchschnittlich 10 Dollars bei täglich 9stündiger Arbeit, was für amerikanische Verhältnisse keineswegs eine glänzende Bezahlung bedeutet.

Unsere größte deutsche Fabrik, Villeroy und Boch, hat nicht Damen in ihrem Betrieb angestellt.

Was uns indessen an dieser Stelle wesentlich interessiert, ist die Frage, ob es sich für eine Künstlerin lohne, dekorative Malereien auf Majolika auszuführen. Ein in Bezug auf Erfindung und Darstellung gut gemalter Majolika-Teller hat ohne Zweifel den Wert eines Kunstwerkes, das beweisen die alten Stücke unserer Museen, für die unter Umständen Tausende bezahlt worden sind. Es kann sich eine künstlerische Individualität grade so gut auf einem gebrannten Thonscherben aussprechen, wie auf Leinwand — indessen im allgemeinen giebt es in Deutschland nicht viele, deren Urteil gebildet genug ist, um nicht ein mittelmäßig gemaltes Ölbild einem guten Majolika-Teller vorzuziehen, besonders wenn letzterer teurer ist.

Leider giebt es viele Malerinnen, die immer wieder dem Publikum die Konzession machen und Makartsche Köpfe oder Genrebilder nach Defregger und Grützner auf Majolika malen und damit den Geschmack verderben; es sind dies unter allen Umständen schlechte Kopien an einer falschen Stelle, aber nimmermehr Arbeiten, die auf künstlerischen Wert Anspruch erheben dürfen.

Letzteres können nur solche, wie z. B. diejenigen von Marie von Olfers, die in ihrer klaren Linienführung, der leichten, wenn auch konventionellen Behandlung der Farbe und der durchaus originellen Zeichnung den Stempel einer Individualität tragen. Ferner die leichten und anmutigen Blumen-Dekorationen von Margarete Ludolff, die, liebevoll nach der Natur gemalt, in immer neuen und gefälligen Zusammenstellungen das Auge erfreuen. Eine der ersten, welche hier selbständige Versuche mit Majolika machte, war Marie Drews. Da ihr Bruder eine Thonwaren-Fabrik besaß, konnte sie sich eine seltene Kenntnis des Materials aneignen, um das sie sich große Verdienste erworben hat. Leider ist die Fabrik eingegangen.

Auch die Königliche Porzellanmanufaktur fertigt Majolikaware an und hat den Vertrieb derselben in die Hände von Martha Wundahl gelegt, welche ein Privat-Atelier für Majolika-Malerei besitzt, aus dem viele Schülerinnen hervorgegangen sind. Indessen, wie ich schon erwähnte, das Interesse des Publikums für bemalte Irdenware hat erheblich nachgelassen, und den Bedarf decken die wenigen vorhandenen Ateliers vollständig. Wer im stande ist, Kunstwerke zu schaffen, der möge sie immerhin auch in Majolika ausführen, wenn er daran Freude hat, — sie werden wie jedes wirklich Gute schließlich Anerkennung und vielleicht auch Abnehmer finden.

Wenn Porzellan- und Majolikamalereien nun so beschaffen sind oder sein können, daß sie, je nach ihrer Ausführung und dem darin beruhenden Wert das Schmuckstück eines fürstlichen Palastes vorstellen oder das bescheidene Gerät eines Bauernhauses, — so wird man bemalte Glasscheiben wohl nur an solchen Orten finden, die mit einem gewissen Luxus und in der Absicht einer monumentalen Wirkung ausgestattet sind. Zwar findet man heutzutage auch in manchem Bürgerhause kleine Glasbilder, doch machen diesen die billigen Imitationen bei unserem Publikum mit Erfolg Konkurrenz, und ernsthaft in Betracht kommen da wohl hauptsächlich die großen Fenster in Kirchen, Treppenhäusern und anderen Monumentalbauten.

Das Fenster steht immer gegen die helle Luft, und deshalb müssen die darauf zur Darstellung gebrachten Gemälde, um zu wirken, mit sehr kräftigen Konturen gezeichnet sein. Diese Konturen werden zum Teil mit schwarzer Farbe, dem sogenannten Schwarzlot, gemalt, zum Teil aber ergeben sie sich aus den Verbleiungen, welche die einzelnen Glasteile zusammenhalten. Die verschiedenfarbigen Teile des Gemäldes werden in der Regel aus verschieden gefärbten Gläsern zusammengesetzt und nur die Gesichter, Hände, Falten und Ornamente hineingemalt; wenigstens ist das die alte, schönste und kostbarste Technik der Glasmalerei, wie sie bei den alten Kirchenfenstern zur Anwendung kam. Die Chemie hat auch hier, nicht eigentlich zum Vorteil der Glasmalerei, viele Farben erfunden, die es früher nicht gab, so daß man jetzt ganze Bilder in verschiedenen Farben ohne irgend eine Verbleiung herstellen kann. Es geht aber dadurch der eigentliche Stil der Glasmalerei verloren, denn die Tiefe und den Schmelz des farbigen Glases haben die aufgemalten Farben natürlich nicht.

An den Glasmaler werden große Anforderungen in technischer Übung und Fertigkeit gestellt, doch

Digitized by Google

werden die Entwürfe da, wo es sich um Ausführung großer, figurenreicher Gemälde handelt, wohl immer von Historienmalern angefertigt. Indessen sollte die Erfindung der in bürgerlichen Häusern gebräuchlichen Fenster den Glasmalern überlassen sein, da sie ihr Material genau kennen und es innerhalb der Beschränkungen, die es ihnen auferlegt, am besten auszunutzen verstehen.

Aus dem eben Gesagten erklärt es sich wohl zur Genüge, daß die großen Aufträge für Kirchenfenster und dergl. immer an die großen Institute für Glasmalerei gehen, die eine Reihe handwerksmäßig eingeübter Arbeiter beschäftigen. Durch das Prinzip der Arbeitsteilung wird dabei die denkbar größte Ausnutzung der Kräfte und verschiedenen Fähigkeiten und zugleich eine so billige Herstellung erzielt, wie sie dem einzelnen nicht möglich wäre. Daraus erhellt auch, daß die Gehälter nicht sehr hoch sein können. Das Königliche Institut für Glasmalerei beschäftigt seit Jahren einige Damen mit einem Tagelohn von 2,50 Mark (!) bei 8 stündiger Arbeitszeit.

Wir haben in Berlin auch einige Privat-Ateliers für Glasmalerei, z. B. das von Luise Menzel, aus dem vorzügliche und mustergiltige Arbeiten hervorgegangen sind; sie hat mit viel Mühe und Ausdauer technische Schwierigkeiten überwunden. Auch Hildegard Lehnert hat i. J. vortreffliche Glasmalereien geliefert, ebenso Elsbeth Großmann. Diese Damen sind natürlich hauptsächlich auf Aufträge von Privatpersonen angewiesen, die sie teils nach eigenen Entwürfen, teils nach alten Vorbildern ausführen. Sie sind damit und besonders wohl mit dem Erteilen von Unterricht ausreichend beschäftigt. Aber ich glaube nicht, daß einer sehr großen Anzahl von Glasmalerinnen ein genügender Verdienst aus der Ausübung ihrer Kunst erwachsen würde — die Nachfrage ist verhältnismäßig gering, und wer seine Existenz darauf gründen wollte, der müßte schon eine Anzahl von Mäcenen hinter sich haben.

Endlich noch ein Wort über die schönste, edelste, aber leider hier in Deutschland zur Zeit noch unausgiebigste der Künste, welche dem Feuer ihre Vollendung danken — der Emailmalerei auf Metall. Es ist dies eine so zarte und intime Technik, der Künstler tritt dem Kunstwerk dadurch, daß er den Gegenstand vom rohen Metallplättchen bis zur letzten, höchsten Vollendung ganz allein unter den Händen hat, so innerlich nahe, — sie erfordert ein so liebevolles Vertiefen, eine so eingehende Geduld, daß sie so recht eine Kunst für zarte Frauenhände ist.

Die Email- oder Schmelzmalerei besteht in einem Glasüberzug über Metall (Gold, Silber oder Kupfer), mit dem es zu einer festen Masse verschmolzen wird. Auf die hierdurch entstandene glatte Oberfläche wird mit Farben, die gleichfalls aus einem feingeriebenen Glasfluß bestehen und im Feuer schmelzbar sind, gemalt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich eine eingehende Schilderung der Technik geben wollte — genügen möge die Versicherung, daß sie recht mühsam ist und eine ziemlich große künstlerische Fertigkeit voraussetzt.*) Das Klopfen der Kupferplatte, das Emaillieren und endlich das Malen und Brennen erfordern viel Zeit und Geduld, und die Auslagen an Material sind keineswegs geringe. Daraus erhellt, daß die Emailmalereien recht teuer werden und sich außerdem dem Verständnis der großen Masse gänzlich entziehen.

In Frankreich bildet die Emailmalerei einen großen und wichtigen Zweig der modernen Kunstindustrie, und es giebt in Paris viele Damen, die entweder selbständig oder in großen Ateliers, wie dem von Soyer, in dieser vornehmen Technik ein dankbares Feld der Thätigkeit gefunden haben. Auch in Wien findet das Email eine lebhafte Pflege, und das österreichische Museum hat den besten Schülerinnen des Professors Hans Macht ein Meister-Atelier eingerichtet, in welchem dieselben jetzt ganz selbständig die ihnen zukommenden Aufträge ausführen.

Hier in Berlin ist seit kurzem ebenfalls eine Klasse für Emailmalerei am Kunstgewerbe-Museum eingerichtet, unter Leitung des Malers Bastanier, und es ist zu hoffen, daß diese, vom preußischen Staate eingeleitete Pflege der Schmelzmalerei auch der deutschen Kunstindustrie Veranlassung zu lebhafterer Aufnahme dieser vornehmsten aller keramischen Techniken geben möge.

Alsdann möchte ich ihre Ausübung den kunstbeflissenen Frauen besonders warm empfehlen.

Anleitung zur Porzellanmalerei: „Häusliche Kunst", Lief. 3, „Porzellan-Malerei" von Olga Altmann. Lief. 3 u. 4. Über „Majolika-Malerei" von Marie v. Olfers. Anleitung zur „Kabinet-Glas-Malerei" von H. Lehnert, Verlag von Claesen & Co.

*) Weiteres in: „Häusliche Kunst", Verlag von Lipperheide 1892, Lief. 4, „Email-Malerei" von Emmi Luthmer.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Ein sehr praktischer Handwebeapparat** „Textil-Eugenia" ist von Frau Professor Wernicke, Berlin, Köthenerstraße 41, erfunden worden. Man kann mit demselben sowohl aus alten Sachen mit wenig Zeitaufwand neue herstellen als auch aus neuem Material Gardinen, Teppiche, Läufer, Röcke, Shawls 2c. fertigen. Der Apparat ist in drei verschiedenen Ausstattungen zum Preise von 30, 20 und 13 M. mit Gebrauchsanweisung und Musterbuch von Frau Professor Wernicke direkt zu beziehen. Von seiner praktischen Einrichtung kann man sich in der Verkaufsstelle des Vereins „Bienenkorb", Köthenerstraße 11 überzeugen.

* **An evangelischen Diakonissen** waren nach einer Zusammenstellung des evangelischen Ober-Kirchenrates im Jahre 1892 in den 9 älteren Provinzen Preußens vorhanden: in Schlesien 646 Schwestern, Westfalen 554, Brandenburg 496, Rheinprovinz 454, Sachsen 327, Pommern 226, Ostpreußen 179, Posen 159 und Westpreußen 143 Schwestern. Eine Vermehrung der Zahl der Schwestern wäre dringend erwünscht, da sämtliche Mutterhäuser den Anforderungen nach Schwestern nicht entsprechen können.

* **In Dresden** soll demnächst auch eine Volks-Koch- und Haushaltungsschule und zwar für konfirmierte Mädchen der minder bemittelten Klassen errichtet werden. Der Unterricht, der von einer geprüften Kochlehrerin erteilt werden wird, soll sich auf das Kochen einfacher, für Arbeiterkreise berechneter Kost, wie auch auf die Erlernung der nötigsten weiblichen Haus- und Handarbeiten (Nähen, Flicken, Waschen u. s. w.) erstrecken. Die Schule wird am 1. Januar 1895 eröffnet werden. Auskunft erteilt Herr Buchhändler Heinze, Seestr. 3.

* **Fräulein Amalie Buchheim,** Aufseherin des Kabinets für vaterländische Altertümer in Schwerin, die als hohe Siebzigerin noch heute ihres Amtes waltet, erhielt von der „Abendgesellschaft der Anthropologischen Versammlung" zu Innsbruck ein Schreiben, unterzeichnet von einer Anzahl Gelehrter ersten Ranges, die der „hochverdienten Kustodin des Schweriner Museums" ihre Grüße sandten. Zu den Unterzeichnern gehörten u. a. Rudolf Virchow, Hans Hildebrand, (Stockholm), Ferdinand Lindemann und Johannes Ranke.

* **Das Frauenheim in Hirschberg** (Schlesien) will unbemittelten Waisen sowie unversorgten alleinstehenden arbeitsunfähigen Frauen gegen ermäßigte Pension (600 Mark jährlich) eine gemütliche Heimstätte gewähren. Die Begründerin des Unternehmens und Vorsteherin des Heims ist Fräulein Marie Brückner (Hirschberg, Gartenstraße 4). Da an dieselbe vielfache Gesuche um Freistellen ergehen, so bittet sie, da sie aus eigenen Mitteln solche Stellen nicht einzurichten vermag, um Zusendung von einmaligen oder Jahresbeiträgen an obige Adresse. Wie groß die Not unter den alleinstehenden Frauen ist, geht daraus hervor, daß bereits 200 Gesuche um Freistellen (das Unternehmen besteht erst seit 1893) eingelaufen sind, von denen nur eins berücksichtigt werden konnte.

* **Auf der dritten internationalen Kunstausstellung in Wien** sind in diesem Jahre 52 Künstlerinnen vertreten, davon sind 5 Bildhauerinnen und 47 Malerinnen mit insgesamt 63 Werken. 22 von den Ausstellerinnen sind Oesterreicherinnen.

* **Das Frauencomité Bern** hat dem Schweizer Juristenverein eine Eingabe, das eheliche Güterrecht betreffend, überreicht, in der folgende Wünsche ausgesprochen werden: 1) Der Arbeitserwerb der Ehefrau soll ihr als persönliches Eigentum zukommen. 2) Wo nichts anderes durch Übereinkunft festgesetzt wurde, soll der Ehefrau die Verwaltung ihres Vermögens zur freien Verfügung anheimstehen; immerhin mit der Verpflichtung, ihresteils zu den Kosten der ehelichen Gemeinschaft beizusteuern. 3) Die Ehekandidaten sollen zur Kenntnisnahme der Gesetze, denen sie sich durch die Eheschließung unterstellen, verpflichtet werden.

* **Uhrmacherinnen.** In Genf soll an der Uhrmacherschule nun auch eine Abteilung für junge Mädchen errichtet werden.

* **Das Frauenstudium in Schottland** hat dieser Tage auf dem Gebiete der Medizin seinen ersten großen Erfolg errungen. Im Jahre 1883 wurde das Anna-Margaret-College in Glasgow gegründet, das Frauen den Zutritt zu der altehrwürdigen schottischen Universität ermöglichte; 1890 wurde es durch eine medizinische Fakultät erweitert. Jetzt hat die öffentliche Prüfung zum ersten Mal die Leistungen des neuen College dargethan. Sie sind über Erwarten günstige gewesen. Das Wort, das Professor Max Müller vor kurzem öffentlich ausgesprochen, daß die Studentinnen den Studenten im allgemeinen an Willenskraft und Energie überlegen sind und sie deshalb auch in ihren Fortschritten überflügeln, scheint nun auch für Schottland zur Wahrheit werden zu sollen.

* **Miß Macpherson in London** übt in einer Weise Wohlthätigkeit, die in allen Großstädten Nachahmung finden sollte, um der „Zwangserziehung" und dem Gefängnis möglichst viele Opfer zu entreißen. In der Riesenstadt giebt es Quartiere, wo kaum die Polizei sich hinwagt, und wo die Eltern ihre Kinder förmlich zu Verbrechern heranziehen. Diese Quartiere werden von der Dame aufgesucht. Sie erbittet sich von den Eltern ihre Kinder, welche ihr meistens

Digitized by Google

gerne überlassen werden, da die Eltern dieselben als eine Last ansehen. Mit den Kindern geht sie nach Canada. Dort besitzt sie einige „Homes", in welchen die Kinder mit Liebe auferzogen und geschult werden. Später kommen sie meistens zu Farmern, wo sie ihr Brot ehrlich verdienen können. Viele sind schon zu Wohlstand gelangt. Mit dem Mutterhause bleiben sie stets in Verbindung und können auch im Falle von Erkrankung und anderen Schicksalsschlägen dahin zurückkehren. Von den Reise- und Erziehungskosten haben sie nichts zurückzuzahlen. Geschieht es hie und da freiwillig, so wird das Geld dem Werke zugewandt.

* **Die Konzession zur Errichtung einer Apotheke,** an der nur weibliches Personal angestellt werden soll, ist von einer in Petersburg praktizierenden Ärztin nachgesucht worden. In dem Gesuch wird auch die Erlaubnis erbeten, in Verbindung mit der Apotheke ein pharmazeutisches Institut zu errichten, in dem junge Mädchen und Frauen die Ausbildung für das Apothekerfach erhalten sollen.

* **Während man sich im Deutschen Reiche noch immer besinnt,** ob man endlich das medizinische Studium der Frauen gestatten soll, geht man in Rußland, wo bekanntlich dieses Studium eine Zeitlang inhibiert war, mit der Wiedereröffnung der weiblichen ärztlichen Kurse vor. Sie sollen unter dem Namen „weibliches medizinisches Institut" wiedererstehen. Nach dem nunmehr endgiltig ausgearbeiteten Projekt des Instituts wird es dem Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung unterstellt werden und unter der unmittelbaren Aufsicht des Kurators des St. Petersburger Lehrbezirks stehen. In das Institut werden weibliche Personen im Alter von 18 bis 35 Jahren aufgenommen; Aufnahme-Bedingung ist die Vorweisung eines Maturitätszeugnisses eines klassischen Gymnasiums. Der allgemeine Kursus des Instituts wird 4 Jahre dauern, worauf die Zuhörerinnen 2 Jahre lang noch in geburtshilflichen Anstalten und speziellen Hospitälern und Kliniken für weibliche und Kinderkrankheiten unter Leitung von Professoren arbeiten werden. Nach absolviertem vollen Kursus des Instituts, der 6 Jahre umfaßt, erhalten die Abiturientinnen das Diplom einer Ärztin, welches folgende Rechte involviert: a) das Recht der freien ärztlichen Praxis auf Grund der dafür bestehenden Gesetzbestimmungen; b) das Recht, als Spezialisten für weibliche und Kinderkrankheiten ärztliche Posten in weiblichen Instituten, Gymnasien, Pensionen, Schulen und anderen weiblichen Erziehungs-, Wohlthätigkeits- und Lehranstalten, sowie in Frauen- und Kinderhospitälern, geburtshilflichen Anstalten und Institutionen für die Beaufsichtigung der Prostitution zu bekleiden, wobei jedoch dieser Dienst nicht die Rechte des Staatsdienstes einträgt; c) das Recht, auf Ansuchen landschaftlicher Institutionen mit Genehmigung der ärztlichen Gouvernementsbehörden landschaftliche medizinische Bezirke mit Landschaftshospitälern, Krankenstationen und anderen landschaftlichen Heilanstalten zu verwalten. Beim Institut soll ein Internat, vornehmlich für Zuhörerinnen aus dem Innern des Reiches gegründet werden. Die St. Petersburger Stadtverwaltung stellt dem Institut unentgeltlich ein Gebäude und — für praktische Beschäftigungen — die städtischen Hospitalkliniken zur Verfügung. Der jährliche Unterhalt des Instituts ist mit 63 000 Rbl. etatsmäßig berechnet; die Summen, welche bereits für das Institut hinterlegt sind, sichern vorläufig eine jährliche Einnahme von 42 200 Rbl. Die fehlenden 20 800 Rbl. sollen durch Beleggelder der Studierenden und durch Zinsen etwaiger weiterer Spenden und Stiftungen gedeckt werden.

* **In Bosnien** wirken gegenwärtig zwei weibliche Ärzte: Dr. med. Reck in Mostar und Dr. med. Krajevska in Dolnja-Tuzla. Frau Dr. med. Krajevska hat über ihre Wirksamkeit folgende statistische Daten zusammengestellt: Es wurden von ihr im Jahre 1893 343 Frauen, 180 Kinder und 30 Männer, zusammen 553 Personen behandelt. Es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß durch die Erweiterung der Institution der weiblichen Ärzte eine wesentliche Besserung der Sanitätsverhältnisse der mohammedanischen Frauen herbeigeführt werden wird.

* **Deutsche Lehrerinnen in Australien.** Die Auswanderung gebildeter junger Mädchen, die ihr Glück als Lehrerin in Australien suchen, nimmt fortwährend zu. Unter ihnen finden sich auch vielfach Deutsche. Meistens sind diese jungen Mädchen nicht pädagogisch durchgebildet, sondern glauben mit ihrer Muttersprache und einigem Schulwissen in Australien recht gute Stellen zu finden. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Es geschieht in Australien mehr für das Schulwesen, als man in Europa glaubt, und es herrscht dort durchaus kein Mangel an Lehrerinnen. Es sind neuerdings dort gute High schools errichtet; auch für die Lehrerbildung geschieht alljährlich mehr, so daß für Ausländerinnen die Aussichten, an Schulen angestellt zu werden, immer geringer werden. Für die Stellen in den Familien gilt aber dasselbe wie in England; man verlangt sehr viel, besonders sogenannte accomplishments. Wer außer den Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch) Musik, Zeichnen, Malen, Singen und Tanzen, womöglich auch noch Gymnastik und feine Handarbeiten aufzuweisen hat, kann auf eine gute Stelle rechnen; im ganzen sind aber die Aussichten für Ausländerinnen in Australien durchaus nicht mehr so verlockend als früher.

* **Totenschau.** 62 Jahre alt, ist dieser Tage zu Arnstadt in Thüringen die durch ihre gemütvollen Erzählungen bekannt gewordene Schriftstellerin Fräulein Julie Ludwig gestorben. Geboren zu Gräfenthal in Thüringen, ist sie 1866 mit ihren in Gemeinschaft mit El. Grube und Kath. Diez veröffentlichten „Bildern aus dem Krieg" in die Litteratur eingetreten und hat seitdem eine Reihe von Geschichten, Novellen und Erzählungen (in Zeitschriften sowohl wie in Buchform) veröffentlicht. — In London starb die gefeierte englische Schriftstellerin Auguste Webster. Geboren als Tochter des Admirals G. Davis, erhielt sie eine gediegene wissenschaftliche Bildung, die sie späterhin befähigte, Aeschyleische und Euripideische Tragödien ausgezeichnet zu übersetzen. Sie war mit dem damaligen Fellow des Trinity College Thomas Webster verheiratet und von 1879—1885 Mitglied des Londoner Erziehungsrates. Schriftstellerisch trat sie zuerst Anfang der 60er Jahre mit Romanen auf. Später hat sie außer den erwähnten Übersetzungen unter dem Titel „Dramatic studies" (1865) und „Portraits" eine Reihe von Essays ꝛc. veröffentlicht, denen es an Anerkennung nicht gefehlt hat.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine

hat folgende Erklärung erlassen:

„Da trotz wiederholter Berichtigung fortdauernd in der Presse die Nachricht verbreitet wird, daß aus dem neugegründeten Bunde deutscher Frauenvereine die Arbeiterinnenvereine ausgeschlossen worden seien, so erklären wir hiermit nochmals ausdrücklich diese Nachricht für unwahr. In dem Bunde gemeinnütziger deutscher Frauenvereine sind die Arbeiterinnenvereine, die auf dem Boden gemeinnütziger Thätigkeit stehen, ebenso willkommen wie jeder andere Frauenverein. Dagegen ist der Bund nach Lage der Vereinsgesetze in Deutschland außer stande, Vereine zuzulassen, die ihre Aufgabe thatsächlich in politischer Agitation suchen, mögen diese Vereine aus Arbeiterinnen bestehen oder nicht."

Im Berliner Frauenverein

hielt am 20. September Herr Geheimer Regierungsrat Krohne einen höchst interessanten Vortrag über die Behandlung der kriminellen und verwahrlosten Jugendlichen in Preußen. Unter „Jugendlichen" im strafrechtlichen Sinne sind die zwischen dem 12. und 20. Lebensjahr stehenden Verbrecher zu verstehen, während die unter 12 Jahre alten Kinder noch strafunmündig sind. Aus den Darlegungen des Vortragenden ging klar hervor, daß diese Altersgrenze sehr unglücklich gewählt ist und daß die Bewegung, die sich in juristischen und pädagogischen Kreisen zu Gunsten der späteren Altersgrenze für die Strafmündigkeit geltend macht, eine durchaus berechtigte ist. Die Verschiebung der Strafmündigkeit auf das 14. Jahr, die in diesen Kreisen befürwortet wird, hat insofern viel für sich, als gerade dieses Jahr einen bedeutsamen Abschnitt bringt: das Kind verläßt die Schule, tritt in das Leben hinaus und hat vielfach schon für sich selbst einzustehen. Daß das jetzige System, nach welchem die Strafe als ein Sühneakt der beleidigten Gerechtigkeit gegenüber betrachtet wird, sehr schlechte Erfolge hat, zeigt sich an der großen und jährlich wachsenden Zahl rückfälliger Jugendlicher. In dem Zeitraum von 1883—1892 hat sich die Zahl derselben in Preußen um etwa 10 000 vermehrt. Es erklärt sich das leicht, wenn man bedenkt, daß solche „Verbrecher" in einem Alter, wo sie Erziehungsobjekte sein sollten, als Strafobjekte betrachtet und in die Gefängnisse gesperrt werden, wo sie häufig mit ergrauten Verbrechern zusammenkommen und für ihr Leben verdorben werden. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist nur möglich, wenn in großem Umfange an die Stelle der Strafe die vom Staate beaufsichtigte Erziehung tritt. Hier aber ist vor allem die Mithilfe der Frauen notwendig, sowohl als Pflegerinnen für die in Zwangserziehung befindlichen Kinder wie in den Gefängnissen. — An die Ausführungen des Vortragenden schloß sich eine sehr lebhafte Debatte, die das allgemeine Interesse zeigte, daß die Anwesenden an dem Gegenstande nahmen. Der Verein beschloß, sich eingehend mit der Angelegenheit zu beschäftigen, um den wertvollen Anregungen des Vortragenden möglichst weitere Folge zu geben.

M. M.

Der Sanitätsverein für Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin und Umgegend

hat den Zweck, den in Berlin und Umgegend wohnenden Lehrerinnen ärztlichen Beistand in Krankheitsfällen zu gewähren. Die Mitglieder erhalten gegen einen Jahresbeitrag von 7 Mark frei: ärztliche Hilfe in und außer dem Hause, Medizin, Bäder, Brunnen, Brillen, Bandagen und Stärkungsmittel. Mit dem Verein verbunden ist die Archerstiftung. Sie hat den Zweck, kranken und bedürftigen Mitgliedern Beihilfen zu Badereisen zu geben sowie Extraunterstützungen bei schweren Krankheitsfällen. Die Einnahmen des Sanitätsvereins an Mitgliederbeiträgen für das Jahr 1893/94 betrugen 3 667 Mark, die Ausgaben 4 297 Mark. Aus der Archerstiftung wurden als Beihilfen zu Badereisen und Kuren verausgabt 2 150 Mark. Schriftführerin des Vereins ist Fräulein Therese Salomon, Berlin, Magdeburgerstraße 13.

Der Badische Frauenverein

giebt in seinem 34. Jahresbericht ein Bild seiner umfassenden Thätigkeit während des Jahres 1893. Es sind während des Jahres sämtlichen (195) Zweigvereinen die Körperschaftsrechte verliehen worden. Die Gesamtzahl der Mitglieder des Vereins beträgt 26 632. Einen breiten Raum nimmt in der Vereinsthätigkeit fortgesetzt die Fürsorge für die Ausbildung der weiblichen Jugend in den weiblichen Handarbeiten und der Hauswirtschaft ein. Der Verein zählt 18 Frauenarbeitsschulen, die sehr gut besucht sind. Es wurden im Laufe des Jahres 10 Nähkurse, 3 Kleidermachkurse, 36 Flickkurse, 4 Bügelkurse, 2 Strickkurse und 2 Spinnkurse abgehalten. — In sehr erfreulicher Weise hat der Umfang der Fürsorge für Krankenpflege zugenommen. Sowohl die Zahl der Pflegestationen

Digitized by Google

wie die der Pflegekurse hat sich bedeutend vermehrt. Bezüglich der Armenfürsorge wird berichtet, daß die Zahl der Unterstützten von 4 961 auf 6 204 und die Summe des Aufwands von 38 798 Mark auf 40 601 Mark gestiegen ist. — Der Verein steht unter dem Protektorat J. K. H. der Großherzogin von Baden; das Zentralkomitee bestand am Jahresschlusse aus dem Generalsekretär Geheimrat Sachs, den Damen Freifrau von Kettner, Excellenz, Frau Geheimrat Platz, Frau Hofstallmeister Sachs, Frau Geheimrat Ullmann und den Herren Rentner Bartning, Kriegsrat a. D. Krummel, Geheimrat Hebting und Geheimer Regierungsrat Rasina.

Der Dresdner Rechtsschutzverein für Frauen ist in der kurzen Zeit seines Bestehens (seit Januar d. Js.) von mehr als 500 Frauen in Anspruch genommen, was wohl zur Genüge beweist, wie sehr solche Vereine dem Bedürfnisse der Zeit entsprechen. Viele Fälle konnten in den Sprechstunden (Mittwoch und Sonnabend von 6—8, Winkelmannstr. 1 II) von den zu diesem Zwecke anwesenden Frauen erledigt werden, da meist nur Auskunft und Rat gewünscht wird; andere schwierigere wurden den Rechtsanwälten überwiesen, die sich dem Verein zur Verfügung gestellt haben. Unter den zur Behandlung gekommenen Fällen beziehen sich 25 Prozent auf Ehescheidungen, 22 Prozent auf Erbschafts- und Vormundschaftsangelegenheiten, Schuldforderungen ꝛc., 10 Prozent auf Alimentationsklagen. Es steckt ein großes Stück sozialen Elends in diesen Zahlen. Fräulein Dose, Vorsitzende der Sprechstunden, hielt vor einigen Monaten in Leipzig einen Vortrag über die „Aufgaben der Rechtsschutzvereine", der in den „Schriften für Volkswohl", herausgegeben in Dresden von Herrn Geheimrat Dr. Böhmert, erscheinen wird. Es wäre zu wünschen, daß dieser Vortrag die weiteste Verbreitung fände, damit das bei den Frauen im allgemeinen noch sehr schwache Rechtsbewußtsein dadurch geklärt und gehoben würde. N. S.

Der Vaterländische Frauenzweigverein Nizza hat vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet, in welchem deutsche Reichsangehörige, die erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigem Preis finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau v. Zelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern. Im vergangenen Winter hatten sich 70 Personen zur Aufnahme in das Pflegehaus gemeldet, während nur 21 Platz finden konnten.

Der Isländische Frauenverein zu Reikjavik hat einen Aufruf erlassen, in welchem er die Frauen Islands auffordert mitthätig zu sein für die Beschaffung von Geldmitteln zur Errichtung einer Universität auf Island. Höchst interessant ist die Begründung: „Gegenwärtig ist hier zu Lande mit der Besserung der allgemeinen Lage auch ziemliches Interesse für die Erweiterung der Rechte der Frauen erwacht. Wir wollen die allgemeinen Rechte erlangen, aber wir wollen auch die allgemeinen Pflichten auf uns nehmen. Es ist deshalb wohl geraten, daß wir Frauen zeigen, daß wir ein Interesse an den Dingen haben, die zu oberst auf der Tagesordnung unseres Volkes stehen und versuchen mit unseren schwachen Kräften alles zu unterstützen, was einen Fortschritt zum Ziele hat." Nachdem sodann die Dringlichkeit des Unternehmens nachgewiesen ist und den Frauen Mittel und Wege zur Herbeischaffung von Geldmitteln gezeigt sind, schließt der Aufruf: „Wie wir damit fortfahren werden, nach Maßgabe unserer Kräfte auf verschiedene Weise Geld zur Hochschule zu sammeln, wollen wir besonders unser Augenmerk auf die Dinge richten, die das weibliche Geschlecht am meisten angehen, die Dinge, welche besonders dazu dienen, dasselbe auf eine höhere Stufe des Wachstums und der Bildung zu erheben, und hoffen, daß unser Bestreben heilsame Früchte trage, wenn es uns nicht an Interesse und Eintracht fehlt."

Bücherschau.

„Marcella" by Mrs. Humphry Ward. 3 Bände (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 4 Mark 80 Pf.). Mrs. Humphry Ward behandelt in ihren Romanen die größten Probleme, die die gegenwärtige Gesellschaft bewegen; wie früher die religiöse, so jetzt die soziale Frage. Man muß sagen, daß sie sich dem einen Teil ihrer Aufgabe, der Zergliederung dieser Probleme, völlig gewachsen zeigt. Den anderen, die Lösung, kann überhaupt ein Buch nicht leisten; das hat zur Genüge Bellamy bewiesen; das tritt auch in Mrs. Wards bedeutungsvollem Werk: Robert Elsmere, hervor, bei dem der dritte Teil, der eine Lösung bieten soll, entschieden der schwächste ist. Fragen, die nur die ganze Menschheit in ihrer Entwickelung lösen kann, lassen sich eben nicht durch einen Kopf lösen, der die Welt doch schließlich nur durch seine Brille sieht. Diese Klippe ist in den vorliegenden Bänden mit mehr Glück vermieden. Die Verfasserin stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, wie sich die soziale Frage in dem Kopf eines reichbegabten, leidenschaftlich nach Gerechtigkeit dürstenden jungen Mädchens spiegelt, die trotz privilegierter Stellung die krassesten Theorien des Sozialismus durchführen helfen möchte. Im Verkehr mit den Armen selbst, in der Arbeit unter und mit ihnen ändern sich ihre Ueberzeugungen. Ohne im geringsten mit dem jetzigen Zustand der Dinge zufrieden zu sein, ohne es aufzugeben, an seiner Verbesserung zu arbeiten, kommt sie doch zu der Erkenntnis, daß keinerlei mechanische Arbeits- und Güterteilung, keinerlei äußere Einrichtungen eine neue Gesellschaftsordnung herbeiführen können, sondern daß eine solche nur beruhen kann auf dem gereinigten Willen des Menschen. Diese Reinigung setzt Anstrengung voraus, die Anstrengung Freiheit, welche aber der Sozialismus ausschließt: „So weit der Sozialismus ein politisches System bedeutet", so lautet ihr Glaubensbekenntnis, „die Vernichtung privater Unternehmungen und des Wettbewerbes u. s. w.,

Digitized by Google

entferne ich mich täglich weiter davon. Nein! Je mehr ich unter den Lohnarbeitern lebe, je weniger finde ich — ob ich mich auch dagegen sträuben mag — daß der Nachdruck auf dem Besitz liegt — mehr und mehr aber auf dem Charakter. Ich gehe in zwei Wohnungen in demselben Gebäude. Die eine ist die Hölle, die andere der Himmel. Warum? Beide gehören gutbezahlten Handwerkern mit gleich guten Chancen an. Beide könnten, so weit ich es zu beurteilen vermag, ein ordentliches und angenehmes Leben führen. Aber der eine ist ein Mann, der andere, mit allem, was zu ihm gehört, wird bald ein Vagabund sein." — Aber wenn der Sozialismus die Hauptarbeit nicht thun kann, so doch eine Hilfsarbeit. „Er spricht von einer neuen Ordnung der Dinge; was er thun wird, ist — helfen die alte gesund zu machen." Wieweit der einzelne mit solcher gereinigten Gesinnung in seinem Bereich und nach seinen Kräften zur Gesundung der Dinge, zur Hebung der wirtschaftlichen Lage und des Charakters seiner Mitmenschen beizutragen vermag, das ist der Inhalt der letzten Kapitel des überaus spannenden und gedankentiefen Werkes.

„Gedichte von Hermann v. Gilm." 1 Bd. geh. 1,50 M. (Leipzig 1894. Verlag von A. G. Liebeskind.) Hermann v. Gilm, dessen Gedichte in einem kleinen Bändchen gesammelt hier vorliegen, ist eine wenig gekannte, kennenswerte Dichtergestalt. Und doch ist sein Lied „Stell' auf den Tisch die blühenden Reseden" in allen Salons gesungen worden. Aber er wollte ein Tiroler Sänger sein, er wollte in seiner Heimat wurzeln und für seine Landsleute singen. Diese Beschränkung ist der Verbreitung seiner Gedichte vielleicht hinderlich gewesen: die Stoffe seiner Dichtungen haften vielleicht allzusehr in dem Tiroler Boden. Aber aus dieser Beschränkung ist ihm auch ein Vorzug erwachsen, dessen sich wenige in unserer Zeit zu rühmen haben: er ist ein volkstümlicher Dichter geworden. Er hat sich nicht krampfhaft dem Verständnis des Volkes anpassen müssen, das was die Massen bewegte, hat in ihm sofort Wiederklang geweckt. In geharnischten Sonetten hat er seinem Tiroler Vaterlandsgefühl und seiner Freiheitsliebe Ausdruck geliehen. Aber Hermann v. Gilm giebt sein weiches Selbst am schönsten, wenn er träumerisch des Himmels Bläue im Veilchen wiederfindet.

„Caligula und Claudius, Messalina und Agrippina" in Wort und Bild von Viktor Duruy, Mitglied der Académie française, früher Unterrichtsminister ꝛc. Nach dem Französischen frei übertragen von Prof. Dr. G. Hertzberg. Mit 53 Illustrationen. (Heinrich Schmidt und Carl Günther, Leipzig. Preis Mark 1,50.) Die Verlagshandlung beabsichtigt, das bei ihr erschienene Werk: Geschichte der römischen Kaiserzeit von Victor Duruy in einzelnen Bändchen à 10—12 Bg. herauszugeben. Mit vorliegendem Bändchen ist der Anfang gemacht worden. Die Darstellung ist eine durchaus objektive; die Illustrationen sind authentisch und vorzüglich ausgeführt, so daß sich das Unternehmen voraussichtlich die Gunst des Publikums erwerben wird.

„Demokrit der Jüngere." Aus den Papieren eines lachenden Philosophen von D. Haek. 2 Bde. geh. à 4 M., eleg. geb. à 5 M. (Leipzig, Adalbert Fischer 1894.) Zu den gelesensten Büchern gehörte um die Mitte unseres Jahrhunderts Webers Demokritos, der sich auch heute unter der älteren Generation noch manches warmen Freundes erfreut. Die Jüngeren stehen ihm ziemlich fremd gegenüber. Teils ist die behagliche Beschaulichkeit der dreißiger Jahre unserem nervösen Geschlecht zu sehr abhanden gekommen, um recht verstanden zu werden, teils ist vieles Thatsächliche in dem Buche veraltet. Das vorliegende Werk macht den dankenswerten Versuch, aus Webers Demokritos das zu retten, was unveraltbar ist, bringt aber auch als selbständige Leistung des Verfassers eine Anzahl neuer Kapitel, die Weber noch nicht haben konnte, da sie ganz moderne Erscheinungen behandeln. Ganz auffallend schwach und unmodern ist das Kapitel über „das Weib". Der Verfasser scheint es, wie so viele Deutsche, die über die Frauenfrage schreiben, nicht für der Mühe wert gehalten zu haben, diese Frage erst zu studieren; er macht sie mit denselben abgedroschenen, von völliger Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse zeugenden Bemerkungen ab, die man zu Beginn der Bewegung bis zum Überdruß hören konnte.

„Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit." Von Richard Wulckow. (Gießen, Emil Roth. 1894. Preis 1,50 Mark, geb. 2 Mark.) In einer Reihe von Abhandlungen giebt der auf pädagogischem Gebiet wohlbekannte Verfasser seine aus vielfachen Lebenserfahrungen geschöpften Ansichten über die Weltlage und die sich für die Erziehung daraus ergebenden Konsequenzen. Die Blätter sind keineswegs nur für Lehrer und Erzieher geschrieben, sie wenden sich vielmehr an alle Kreise des Volkes, denen die Kräftigung unseres sittlichen Lebens und eine segensreiche Zukunft unseres Vaterlandes Herzenssache ist. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf die Volksbildung durch gute Lektüre, für die gerade bei uns wenig geschieht. Während London für seine Volksbibliotheken jährlich 660 000 Mark, Paris 200 000 Mark, Chicago 470 000 Mark ausgiebt, bewilligt Berlin nur 27 600 Mark für seine 27 Volksbibliotheken. Diese Zahlen sind charakteristisch genug. — Das kleine Buch ist warm zu empfehlen.

„Ratgeber für Anfänger im Photographieren" von Ludwig David (Halle, Wilhelm Knapp. 1,50 M.). Freunde der Amateurphotographie finden in diesem Buch in der That einen sehr nützlichen Ratgeber. Es giebt eine so klare und eingehende Anleitung zum Photographieren, daß es dem Neuling möglich gemacht ist, sich ohne praktische Unterweisung rasch einzuarbeiten. 65 Holzschnitte und 2 Tafeln sind dem Werkchen beigegeben.

„Parzival von Berlin." Von Erdmann Graeser. (Berlin 1894, Bibliographisches Bureau.) Der noch jugendliche Verfasser hat in seinem Roman das uralte Problem aufgegriffen, wie sich ein junges Herz durch Zweifelsqualen und Verirrungen zu seinem Gott und den schlichten Idealen der Kinderzeit zurückkämpft. Er hat zu dem alten Problem nicht allzuviel neue Gedanken gehabt, und gegen den Schluß überstürzt sich die sonst folgerichtige Entwickelung. Aber die Innerlichkeit seines Problems ist in seine Gestalten übergegangen, und die lieben alten Leute, in denen er seine stillen Ideale verkörpert hat, sind ihm in Lebendigkeit und Charakterfülle aufgegangen. Graeser hat sich allermodernster, streng naturalistischer Form unbequemt: die Innerlichkeit seines Empfindens hat diese Form geadelt.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin eröffnen zum Herbst dieses Jahres ihre zweite Klasse. Meldungen sowohl für die untere wie für die zweite Klasse sind bis zum 4. Oktober an die Leiterin der Kurse, Fräulein Helene Lange, Berlin W., Derfflingerstraße 23, zu richten. (Sprechstunde mit Ausnahme des Dienstags wochentäglich von ½3—½4 Uhr nachmittags.) Die Aufnahmeprüfung findet am 5. und 6. Oktober statt. Für die untere Klasse erstreckt sich die schriftliche Prüfung auf Aufsatz, moderne Sprachen und Rechnen, die mündliche auch auf die übrigen in der höheren Mädchenschule gelehrten Fächer. Eine Aufnahme in die zweite Klasse kann nur stattfinden, wenn nachgewiesen wird, daß das Pensum der unteren (insbesondere in Latein, Griechisch und Mathematik) erledigt ist. Das Wintersemester beginnt am 11. Oktober. Die Kurse finden in der Charlottenschule, Berlin W., Steglitzerstraße 29, in den Nachmittagsstunden statt. Das (vorauszuzahlende) Honorar beträgt Mark 125.— für das Semester.

Die Handelsschule und kaufmännische Fortbildungsanstalt für Mädchen Georgenstraße 30/31 unter Leitung des Realgymnasialdirektor Prof. Dr. B. Schwalbe, welche im vorigen Semester von 400 Schülerinnen besucht wurde, die insgesamt 1193 Kurse belegten, eröffnet am 1. Oktober ihr Wintersemester. Der Unterricht der Handelsschule ist hauptsächlich dazu bestimmt, jungen Mädchen, welche in das Geschäftsleben eintreten wollen, eine gründliche Vorbildung zu geben, die kaufmännische Fortbildungsanstalt dagegen bietet den bereits in Stellung befindlichen Damen Gelegenheit, ihre kaufmännischen Kenntnisse zu erweitern. Ausführliche Prospekte sind im Büreau des Hilfsvereins für weibliche Angestellte, C. Oberwasserstr. 10, sowie bei den Herren Theodor Blume, C. Neue Promenade 2, J. M. Spaeth, C. Königstraße 52 und den sämtlichen Annahmestellen der Firma W. Spindler erhältlich. Anmeldungen zu beiden Schulen werden nur im Vereinsbüreau C. Oberwasserstraße 10 entgegengenommen.

Die kaufmännische Fortbildungsanstalt ist ferner noch durch Gewerbliche Fortbildungs-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 28.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Berlin.
Angenehm. Aufenth. find. Dam. u. Famil. f. belieb. lange od. kurze Zeit mit vorzügl. vollst. od. teilw. Verpfleg. bei mäßig. Preisen in d. seit Jahren bestehend.
Familien-Pension von Frl. **Fanny Beck,**
38] Hallesche Straße 20, Berlin S.W.
Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

Neu! In allen Buchhdlgn. zu haben:
Die Frauenbewegung
als Ergebnis d. Kulturfortschritts
nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität
von **S. Rennreiter.**
Vrlg. d. Bibliograph. Bureaus, Berlin.
— Preis 50 Pfg. — [54

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. alische Universal-Bibliothek. 800 N. u.
Jede Nr. 20 Pf. Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik.
Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

W. SPINDLER
Berlin C. und
Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei
und Reinigung [22
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

25 Goldene Medaillen und Ehrendiplome
KEMMERICH's
Vor Ärzten empfohlen
Fleisch-Pepton,
Fleisch-Extract.
Das beste **Geschenk** für **Hausfrauen** ist das wegen seiner **praktischen Einrichtung**, sowie seines anerkannt gediegenen **Inhalts** halber vielbeliebte
Kochbuch
für
junge Hausfrauen
nebst vollständigem Küchenzettel für jeden Tag des Jahres
von
Henriette von Wächter.
2. Auflage. 26 Bogen 8°. Preis **brochirt Mk. 3.—** Elegant in Ganzleinwand **gebunden Mk. 3.75.**
Dieses Kochbuch, obwohl zunächst für **angehende Hausfrauen** geschrieben, bietet aber auch **Erfahrenen** eine sorgsame Anleitung zur **sparsamen** Führung der **einfachen** sowohl, wie der **feineren** Küche.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franco Einsendung des Betrages an die unterzeichnete Verlagshandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**
Berlin, S. 14., Stallschreiberstr. 34/35.
W. Moeser Hofbuchhandlung.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maismehl. Zu **Milchspeisen, Puddings, Sandtorten,** zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** vortrefflich. In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. in Pack. à 60 u. 30 Pfg. [39

Digitized by Google

(Fachzeichnen) Kurse für Mädchen und Frauen erweitert worden. Die Kurse umfassen: 1. Zeichnen moderner Damen-Kostüme. 2. Zeichnen von Damen-Mänteln. 3. Zeichnen von Wäsche-Gegenständen. 4. Zeichnen von Weißwaren. 5. Schnittmuster-Zeichnen von Wäsche-Gegenständen im Zusammenhang mit Zuschneiden und Zusammensetzen derselben und sind sowohl zur Ausbildung für einen gewerblichen Beruf in der Kostüme-, Mäntel-, Wäsche- und Weißwaren-Branche wie zur Fortbildung von Mädchen und Frauen, welche als Direktricen, Zuschneiderinnen, Besitzerinnen von Ateliers, Schneiderinnen u. s. w. thätig sind, berechnet. Der Lehrgang schließt sich eng an die Praxis an. Der Unterricht findet in der Friedrich Werderschen Ober-Realschule, Niederwallstr. 12, abends von 8—10 Uhr statt, das Honorar beträgt pro Quartal Mark 8,50 für 4 Stunden wöchentlich. Anmeldungen wie oben.

Die Kinderpflegerinnenschule des Berliner Fröbelvereins wird Ende September wieder eine Anzahl Mädchen entlassen, welche die Schule ein Jahr besucht haben. Sie sind zur Unterstützung der Hausfrauen in der Wartung und Beschäftigung der jüngeren Kinder und in der wirtschaftlichen Thätigkeit vorbereitet. Das Vorstandsmitglied Frau Unglaube, Bülowstraße 55 (Sprechstunde 2—3 Uhr, außer Sonntag und Mittwoch) ist zu näherer Auskunft gern bereit. — Anfangs Oktober beginnt in der Schule ein neuer einjähriger Kursus. Das Schulgeld beträgt 42 Mark für das Jahr und wird monatlich im Voraus bezahlt. Außerdem sind 1 Mark Aufnahmegebühren zu entrichten. Mädchen, welche beim Eintritt wenigstens 15 Jahr alt sind, erhalten, wenn sie durch Führung und Fleiß befriedigen, nach einem Jahr ein Entlassungszeugnis als Fröbelsche Kinderpflegerin. Mädchen, welche mit 14 Jahren eintreten, müssen, um ein Entlassungszeugnis zu erhalten, die Schule drei Halbjahre besuchen; doch kann ihnen das Schulgeld für das dritte Halbjahr erlassen werden, wenn sie dessen bedürftig sind. Anmeldungen neuer Schülerinnen nehmen der Leiter der Schule, Prof. Dr. Pappenheim, Alexandrinenstr. 70 (1—2 Uhr) und die übrigen Vorstandsmitglieder an.

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.

Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

I. Offene Schulstellen.

1. in Hessen-Nassau an Priv.-Sch. 1 gepr. evang. Ln.; 2. in Ostpreußen an Fam.-Sch. 1 ev. gepr. Ln; 3. in Mitteldeutschland an Priv.-Sch. 1 tüchtige Französin; 4. in Westpr. an Fam.-Sch. 1 evang. gepr. Ln., Geh. 800—900 M.; 5. in der Prov. Brandenburg 1 evang. gepr. Ln., hauptsächlich fremde Spr. in Oberkl., Geh. 500 M.; 6. In Hessen-Nassau an Fam.-Sch. 1 erfahrene, evang., gepr. Ln., Geh. 600 M.; 7. in Thüringen 1 junge, evang. gepr. Ln. an Fam.-Sch.; 8. in der Nähe einer großen Stadt in der Mark 1 evang. gepr. Ln. f. Unter- u. Mittelst., Geh. 800 M.; 9. in Westpr. an Priv.-Sch. eine evang. gepr. Ln., die Befähigung für Gesang- und Turnunterr. hat, Geh. 800 M.; 10. in Pommern an Priv.-Sch. 1 evang. gepr. Ln, Geh. 900 M. und Wohnung; 11. in der Prov. Posen an Priv.-Sch. 1 evang. gepr. Ln., die womöglich auch in Zeichnen und Turnen unterrichten kann, Anfangsgeh. 750 M.; 12. nach der Prov. Sachsen an eine mit Pensionat verbundene Sch. eine evang. gepr. Französin oder eine für Sprachen gepr. Ln., welche die franz. Sprache jahrelang im Ausland geübt hat, Anfangsgeh. 600 M.

II. Offene Stellen in Familien.

1. in Rumänien in eine israelitische Familie eine christl. musik. Erzieherin, die in Frankreich gew. ist, für 2 Mädch. von 14 u. 10 J. u. für 1 Knaben von 7 J., Geh. 1040 M; 2. in d. Rheinpr. e. evang., gepr. musik. Erz. für 3 Mädch. v. 14, 11 u. 10 J., Geh. 720 M.; 3. in gr. Stadt d. Prov. Sachsen sehr musik., franz. sprechende Erz. f. 2 Mädch. v. 12 u. 10 J. u. f. 2 Knaben v. 9 u. 7 J., welche d. Schule besuchen; 4. in gr. Stadt d. Prov. Brandenburg eine erfahrene, sehr gebildete Französin zur Konversation mit einer 15jähr. Tochter u. 3 erwachsenen Söhnen; 5. in Ostpr. auf 1 Gut evang., gepr. musik. Erz. f. 2 Mädch. v. 13 u. 15 J., Geh. 500 M.; 6. in Ostpr. in d. Familie e. Arztes eine gebildete Französin, die mit 4 Kindern Konversation üben soll, au pair oder geringes Geh.; 7. in Russisch Polen e. evang., gepr. musik. Erz., die in Frankr. war, für 2 Mädch. v. 11 u. 9 J. u. f. 1 Knaben v. 7 J., Gehalt 800 M.; 8. in Hessen-Nassau auf 1 Rittergut zum 1. Januar 1895 eine junge Französin; 9. in Westpr. auf 1 Gut 1 evang., gepr. musik. Erz. für 3 Mädch. v. 6—10 J.; 10. in Ostpr. auf's Land 1 einfache, gepr. Erz. f. 2 Mädch. v. 9 u. 6 J.; 11. in Podolien eine evang., musik. Erz. f. 2 Mädch. v. 9 u. 5 J. u. f. 1 Knaben v. 7 J. Latein erwünscht, Geh. 500—700 M.; 12. in Thüringen auf 1 Rittergut 1 evang., gepr. Erz. für 2 Mädch. v. 8 u. 10 J.; 13. in d. Schweiz 1 erfahrene, evang., musik. Erz. f. 2 Mädch. v. 13 u. 14 J. und f. 1 Knaben v. 7 J. im Ausland erlernte franz. u. engl. Konversation Bed., Italienisch erwünscht, Geh. 1000 M.; 14. in kl. Garnisonstadt Mitteldeutschlands 1 evang., gepr. musik. Erz. für 1 Mädch. v. 13 J., Geh. 600 M.; 15. in Spanien eine kath., gepr. Erz. f. 1 Mädch. v. 12 J. aller Unterricht, 1 Knabe v. 13 J. nur Sprachunterricht. Perfekte franz. u. engl. Konversation Beding., Geh. 960 M.; 16. in d. Neumark auf's Land 1 junge, evang., gepr. Erz. für 2 Mädch. v. 11 u. 8 J. u. f. 1 Knaben von 7 J.; 17. in Brandenburg 1 junge, evang., gepr. musik. Erz. f. 2 Mädch. v. 13 u. 7 J. u. f. 1 Knaben v. 8 J.; 18. in Schlesien in 1 israel. Fam. eine christl., gepr. musik. Erz., d. eine fremde Sprache im Ausland erlernt hat, für 2 Mädch. v. 13 u. 16 J., Geh. 500—600 M.; 19. auf ein Gut eine junge, evang., gepr. musik. Erz. für 2 Mdch. von 12 u. 8 J.; 20. in Westpr. aufs Land eine erfahrene, evang., gepr. musik. Erz. für 2 Mdch. von 9 u. 11 J.; 21. in Ostpr. auf 1 Rittergut zum 1. Jan. 95 1 evang. gepr. Erz., die 1 Knaben im Pensum von Quinta und Quarta, inkl. Latein, unterrichten soll, 2 kl. Kind. in den Anfangsgründen; 22. in Sachsen aufs Land eine erfahrene, evang., gepr. musik. Erz., die fertig Franz. spricht für 1 Mdch. von 10½ J., Geh. 500 M.; 23. in Böhmen in 1 kath. Fam. eine tüchtige musik. Erz, die 1 Mdch. von 12 J. ganz zu unterrichten und 2 Kind. von 8 u. 7 J. mit zu beaufsichtigen hat. Franz. Konversation Bed., Geh. 400 bis 600 M.; 24. in Westfalen eine evang., gepr. musik. Erz. für 2 Mdch. von 10 und 8 J. und für 2 Knaben von 7 J.; 25. in Portugal 1 kath musik. sehr tüchtige Erz. für 1 Mdch. von 13 J, Geh. 1000 M.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine 29jähr. ev. Ln. mit 9jähr. Schulerfahrung u. im Ausland erlerntem Englisch in Süddeutschl.; 2. e. erf. mus. Erz., die 9 J. in Engl. war u. auch Franz. im Ausl. erl. hat; 3. eine 22jähr. ev. Ln. mit vorzügl. Prüfungszeugnis, die Engl. u. Franz. im Ausl. erl. hat; 4. e. 28jähr. gp. Ln., die Franz. u. Engl. im Ausl. erl. u. das Spracheramen vorzügl. bestanden hat; 5. e. 26jähr. ev. gepr. Ln. m. vorzügl. Prüfungszeugn. v. Ostern 95 an städt. Schule; 6. e. ev. gepr. Ln., die in Frankr. war; 7. 4 junge, gepr. musik. Ln.; 8. e. ev. gepr. Ln., d. bish. privatim unterr. hat; 9. e. junge, für Turnen u. Handarbeit gepr. Ln.; 10. eine gepr. Engländerin, die Franz. spricht u. schon an Schule thätig war.

Meldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Centralleitung Frl. J. von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

Berlin W., Kleist-Straße 26.

Pensionat für junge Damen aus gebildeten Ständen.

Luftige, schöne Räume, gute Verbindung. Tiergarten und Zoologischer Garten in nächster Nähe. — Mein Bestreben ist, bei den jungen Damen Herzens- und Geistesbildung in gleicher Weise zu pflegen und ihnen neben wirkl. Familienleben und gutem Verkehr Gelegenheit zu allseitiger und gründlicher Ausbildung zu bieten. — Auf Wunsch für einige immer auch Ausbildung im Haushalte. Näheres durch Prospekte.

47] **Pauline Lange.**

Bad Homburg am Taunus.

Familien-Pensionat

für Töchter gebildeter Stände.

In gesunder schöner Gegend bieten die Unterzeichneten jungen Mädchen im eigenen geräumigen Haus mit (Garten) angenehmes Familienleben, verbunden mit gepflegtem gründlichen Unterricht in Wissenschaften, Ausbildung in Musik, Gesang, Malen, Handarbeiten und häuslichen Beschäftigungen. Fremde Sprachen werden theoretisch und praktisch sehr berücksichtigt. Gute Referenzen durch Eltern ehemaliger und jetziger Schülerinnen. Näheres durch Prospekte. [50

Emilie Droescher und Schwestern.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Der Montblanc. Studien im Hochgebirge von Paul Güßfeldt. (Berlin. Gebr. Paetel.) Geh. 12 Mark, geb. 14 Mark.

Elina. Zwischen Kirche und Pastorat. Novellen von Mite Kremnitz. (Schlesische Buchdruckerei und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer-Breslau.) Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Die Frauen in der Heilkunde. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Dr. med. K. Langert. (Wiesbaden. Heinr. Lutzenkirchen.) Geh. 60 Pf.

Eine geheime Sendung. Roman von E. Gerard. (Köln, J. P. Bachem.) Preis broch. 3 Mark.

Urania. Von Camille Flammarion. (Pforzheim, Otto Rieckers Verlag.) Preis broch. 3,50, geb. 4,50 Mark.

Emanzipiert. Von Eugen Raspi. (Zürich. Verlags-Magazin, J. Schabelitz.) Preis broch. 1 Mark.

Es tagt! Roman von Anny Wothe. (Chemnitz, B. Richters Verlag.) Preis 4 Mark.

Für Mußestunden. Allerlei aus Welt und Leben. Gesammelte Aufsätze aus der Kölnischen Volkszeitung. (Köln J. P. Bachem). Preis geb. 4 Mark.

Schwester Seele. Roman von Ernst von Wildenbruch. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf.)

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Roman von L. Westkirch. (Berlin. Schall & Grund.) Preis geh. 6 Mark, geb. 7 Mark.

Berlin, Brücken-Allee 6.

Höhere Töchterschule

Selekta.

Vorsteherin:
Frau Professor **Helene Aubert**, geb. Metzler.

Lehrkräfte der Anstalt:

Herr Prediger	**Hagenau,**
„ Oberlehrer	**Dr. Liebheit,**
„ „	**Dr. Lange,**
„ „	**Dr. Steinhäuser,**
Monsieur	**Forel,**
Herr	**Grabert,**
„	**Dr. Winkler,**
Fräulein	**Wilm,**
„	**de Grahl,**
„	**Schöne,**
„	**Müller,**
Mademoiselle	**Bouchet,**
Fräulein	**von Szymonski,**
„	**Rohde,**
„	**von Reichenbach,**
Frau	**Karp,** geb. Hollaender,
Signora	**Hummel-Flor.** [55

Aussicht der Klassenzimmer in den Schloß-Belle vue-Park. Gute Luft und Stille! Anmeldungen täglich 1—3 Uhr zum Wintersemester.

Eine erfahrene, geprüfte **Lehrerin**, tüchtig in Sprachen und Musik, die 9 Jahre in **einer** Familie als Erzieherin thätig war, **sucht Stellung als Erzieherin oder Gesellschafterin.** Gefl. Offerten erbittet Fräulein Nölcke, **Perleberg**, Prov. Brandenburg.

Eberswalde bei Berlin.

— Badeort. — [34

Unterr.-, Fortbild.-, Wirtschaftsinstitut u. Kochschule f. Töcht. gut. Famil. Vorzgl. Körperpfl., gemütl. Familienleb. Engländ. u. Franz. im Hause. Preis 700 Mk. inkl. Unterricht. Vorsteherin **Fran Laacke.**

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40 **Luise Otto** u. **Auguste Schmidt.**

Das Blatt steht bereits im 29. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen. —

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Musik-Schule und Seminar

zur Ausbildung von Gesang- und Klavierlehrerinnen.

Erfurt, Neuwerkstraße 19.

Besondere Kurse unter günstigen Bedingungen für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

19] Direktorin Frl. **A. Hesse.**

Erfahr, geprüfte **Kindergärtnerin** (Uckermärkerin), w. d. Elem.-Unterr. ert., a. der Hausfrau e. Stütze sein k., **f. sof.** o. **1. Okt. Stell.** a. e. Gut bevorz Gef Off. an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Halle a/S.** unt. **U. L. 6420.**

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. **Hübner**, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule verbunden mit Pensionat

Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [19

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen**, weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **H. Ridder.**

Ich suche für eine diplomierte engl. **Lehrerin**, 22 Jahre alt, welche französpricht, musikalisch ist und etwas deutsch versteht, **Stellung** als Lehrerin oder Gesellschafterin. Pastorin **Monnerich**, Villa Sévigné, **Lausanne**, Schweiz.

Suche eine anspruchslose **Lehrerin** zum Unterrichten meiner jüngeren und Beaufsichtigung der Schularbeiten meiner älteren Kinder. Musikalisch erwünscht, Norddeutsche bevorzugt.

P. Vehrs.
Döse bei Cuxhaven.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 **Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,50 Mark.

Die besondere

Beliebtheit der Pianos

von TH. MANN & Co. in Bielefeld ist veranlasst durch die Noblesse des Tones und vorzügliche Spielart, verbunden mit künstlerischer Ausstattung bei mässiger Preisstellung. — Die Fabrikate erfreuen sich eines Weltrufs und sind u. A. empfohlen von

Carl Reinecke, **Xaver Scharwenka,**
Bernh. Stavenhagen, **Paul Eckhoff,**
Eugen d'Albert,

von vielen Professoren der Konservatorien und von den bedeutendsten Pianisten.

TH. MANN & Co. PIANOS sind erhältlich an allen grösseren Plätzen, wo nicht, verlange man Katalog und Preisliste direkt.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 2. November 1894.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Lehrerinnenseminar und Frauengymnasium.

Von

Professor Dr. **Theobald Ziegler.**

Nachdruck verboten.

Daß die Männer zu allen Berufen geeignet seien, die Frauen dagegen zu gar keinem als zu dem der Mutter und Hausfrau, das war Jahrhunderte lang ein zum Rang eines Dogmas erhobenes Vorurteil. So blieb den Frauen nur zu unterst das Dienen und allerdings auch — seit Semiramis — zu oberst das Herrschen. Neuerdings hat uns die Kritik gelehrt, auch diesem Dogma wie so manchem anderen den Glauben zu versagen, und die Praxis, dieses Kind des Bedürfnisses und der Not, straft den zweiten Teil desselben von Tag zu Tag mehr Lügen. Zu einer Reihe von liberalen Berufen haben sich gebildete Frauen den Zugang erkämpft, der der Krankenpflegerin und der Lehrerin steht dabei oben an. Doch ist es bezeichnend, daß man zwar den ersteren auch in solchen Kreisen gelten läßt, die der Frauenbewegung im ganzen ohne sonderliche Sympathie gegenüberstehen; aber wie viele von denen, die diesen Krankenpflegerinnenberuf so hoch stellen und für den wahrhaft weiblichen erklären, lassen ihre Töchter auch wirklich Krankenpflegerinnen werden? Läßt sich nicht gerade der Notschrei, daß so wenige gebildete Mädchen sich dazu bereit erklären, immer aufs neue vernehmen, wenn die letzten Jahre auch darin Besserung und Fortschritt gebracht haben? und wenn auch die Broschüre der Frau Mathilde Weber gezeigt hat, daß diese Zurückhaltung in der That nicht so ganz unberechtigt ist? Bleibt also doch in erster Linie der Beruf der Lehrerin; und massenhaft drängen sich denn auch junge Mädchen in die Seminarien und zu den Prüfungen für das höhere Lehramt. Dabei besteht

Digitized by Google

gewiß bei der Mehrzahl die Absicht, auch wirklich Lehrerin zu werden, und deshalb ist jener große Zudrang sehr zu bedauern. Allein es ist doch nicht so, daß beim Aufsuchen eines Seminars und bei der Ablegung der Prüfung von allen an die künftige Ausübung des Berufes gedacht wird, sondern es hat sich allmählich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die dabei zu gewinnende Schulung und Bildung auch um ihrer selbst willen wertvoll sei. Oder noch vorher eine andere Überzeugung: was soll, so frägt man sich, mit den Mädchen geschehen, wenn sie so früh schon, künftighin bereits mit 15 Jahren, die Schule verlassen? Was die meisten — bis vor kurzem wenigstens sicher die meisten dieser „höheren Töchter" — thatsächlich thun und treiben, das wissen wir alle: Dilettieren, nichts als Dilettieren; in aller Polypragmosyne der englischen und französischen, der Klavier- und Singstunden, der Lese- und Arbeitskränzchen ein geschäftiger Müßiggang!

Ueber diese Periode des privilegierten Müßigganges unserer jungen Mädchen ließe sich ja vieles sagen. Er ist doppelt schädlich — einmal für sie selbst, da sie es nun gewissermaßen als ihr gutes Recht ansehen lernen, so pflichtenlos durchs Dasein zu flattern und von dem Ernst des Lebens in den wichtigsten Jahren beginnender Charakterbildung und Selbständigkeit nichts erfahren und erleben. Er ist aber auch sozial schädlich. Diese jungen Mädchen sind nicht zum wenigsten die, welche die Kluft zwischen den oberen und den unteren Ständen beständig offen halten und erweitern. Die Fabrikarbeiterin desselben Alters geht ihre 9—11 Stunden täglich zur Arbeit, das Landmädchen schafft von morgens früh bis abends, die Ladenmamsell hat 10—12 Stunden Dienst; die Kommerzienrats- und die Professors- und die Ministerialrats-Tochter dagegen verlernt in dieser Zeit das Arbeiten oder lernt die Arbeit geradezu als eine unangenehme Unterbrechung ihres Vergnügens ansehen. Das bewirkt in den anderen notwendig Neid und Klassenhaß, und in ihnen selbst bildet sich aus dem Gefühl des Besserhabens das völlig unberechtigte Gefühl des Besserseins heraus. Ich weiß nun wohl, daß das Leben sorgt, daß die Kluft sich auch wieder vermindert, wenn es der verheirateten Frau den Kampf mit Not und Sorge auferlegt und an ihr hereinholt, was ihre Erziehung sie zu lehren versäumt hat. Aber ich weiß auch, daß die brutalste und verständnisloseste Ablehnung der sozialen Forderungen und Ansprüche unseres hart arbeitenden Volkes bei sogenannten gebildeten Frauen zu finden ist. Und wir alle wissen, wie viele Ehen eben dadurch unglücklich werden, daß die Frau als Mädchen nicht an pflichtmäßige Arbeit gewöhnt worden ist und nun in der Ehe jenes Leben des leichten Genießens und Sich-Amüsierens fortsetzen möchte.

Übrigens wäre es ungerecht, wenn ich nicht konstatieren wollte, daß doch unter den Müttern immer mehr bemüht sind, ihren heranwachsenden Töchtern im Haus einen Pflichtenkreis zu schaffen und anzuweisen, was freilich nur in kinderreichen Familien und nur einer ganz konsequenten Mutter wirklich zu gelingen pflegt. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß die neuen preußischen Lehrpläne für Mädchenschulen an diese nicht mehr schulpflichtigen Mädchen gedacht haben, indem sie „wahlfreie Lehrkurse" vorsehen, worin dieselben „in freierer, vielleicht auch in mehr wissenschaftlicher Form weiteren Unterricht erhalten und, ohne Schulmädchen zu bleiben, doch ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften weiter fortsetzen" können. Aber so günstig das wirken mag, wo geistvolle Tüchtigkeit eines Lehrers und besondere Energie eines Mädchens zusammentreffen, im Durchschnitt werden gerade solche wahlfreien Kurse über jene dilettierende Vielgeschäftigkeit, von der oben die Rede war, doch nicht hinausführen.

Digitized by Google

Und daher schiebt sich nun eben hier die Arbeit des Seminars und die Vorbereitung auf das Examen in eine thatsächlich vorhandene große Lücke ganz naturgemäß und richtig ein; die Zeit vom 16.—19. Jahr wird damit eine Zeit ernsthaften Lernens und Studierens. Freilich erhebt sich sofort die Frage: muß es denn Lehrerinnenseminar und Lehrerinprüfung sein? Wäre es nicht richtiger, für diejenigen Mädchen, welche nur pflichtmäßige Arbeit und eine höhere Bildung suchen, Schulen einzurichten, die ihnen den Examensdrill und die Examensangst ersparten und ihnen überdies eine bessere, d. h. nicht die auf einen besonderen Beruf zugespitzte seminaristische, sondern eine wirklich allgemeine Bildung zu geben imstande wären? „Richtiger" wäre das gewiß; aber das Richtigere ist nicht immer das Richtige und Richtigste. Wir wissen von den Knabenschulen her, wie hier nachgerade der ganze Bildungserwerb beherrscht ist vom Berechtigungswesen. Das hängt ja mit dem büreaukratischen und militärischen Zuschnitt unseres preußisch-deutschen Staates zusammen; er hat den Knabenschulen den utilitaristischen oder wenn man lieber will: den teleologischen Charakter aufgedrückt. Und es ist auch psychologisch richtig kalkuliert. Ein greifbar praktisches Ziel muß der Mensch vor Augen haben; ein solches Ziel ist aber die allgemeine Bildung nicht. Und so werden denn unsere Jungen fast in allen Fällen nur um irgend eines Berechtigungsscheins willen in die höheren Schulen geschickt, und es bedarf geradezu etwas wie Täuschung und List seitens der Schulverwaltungen, um ihnen nebenbei auch noch die „nötige" allgemeine Bildung beizubringen; der Kampf um die Schulreform hat gezeigt, wie man davon immer mehr abdingen möchte. Sollte es nun bei den Mädchen anders sein? Wäre es billig, ihnen den Idealismus und die reine Begeisterung für Wissenschaft und höhere Bildung zuzumuten, die die Männerwelt, wenigstens bei uns in Deutschland, notorisch nur noch in spärlichen Ausnahmefällen hat? Nein, auch bei ihnen muß die Schule einen Nutzen und einen Zweck haben, und das ist in diesem Fall der Berechtigungsschein zum Lehrerinberuf, das Lehrerinnenzeugnis.

Fraglos wird nun auf diese Weise — auch so nebenbei — ein Doppeltes mit erreicht: die Ausfüllung jener müßigen Zeit zwischen 16 und 19 Jahren und die Erziehung zur Arbeit, zu pflichtmäßiger Leistung in den dafür empfänglichsten Jahren. Zweifelhaft ist dagegen ein anderes, ob auch jenes Maß von allgemeiner Bildung, das in weitem Umfang wünschenswert wäre, hier zu finden und zu gewinnen ist? ob namentlich nicht zuviel Gedächtnisarbeit mit unterläuft und allzuviel Nachdruck auf die theoretische und praktische Pädagogik gelegt wird? Man hat für die männlichen Kandidaten des höheren Lehramts die ganze pädagogische Vorbereitung von der Hochschule weg auf das darauf folgende Gymnasialseminar verlegt, um die wissenschaftliche Bildung und Ausbildung während der Universitätsjahre nicht zu beeinträchtigen. Im Lehrerinnenseminar dagegen wird beides mit einander verquickt und gleichzeitig mit den anderen Fächern, und zwar mit ganz besonderem Nachdruck, Pädagogik traktiert. Wenn man sich dafür auf die Vorbereitung unserer Volksschullehrer beruft, so ist diese Analogie nur für den ganz richtig und beweiskräftig, der die Volksschullehrerseminarien für perfekt hält. Wer dagegen mit mir der Ansicht ist, daß dieselben gerade nach der Seite der allgemeinen Bildung hin einer entschiedenen Hebung bedürftig sind, und nicht einsieht, warum der pädagogische Volkserzieher an Bildung und Wissen soweit zurückstehen soll hinter dem theologischen, der wird auch für die Lehrerin eine höhere Bildung und festere Grundlage fordern, ehe sie pädagogisch geschult werden soll. Doch über diese Frage der Seminarbildung unserer Lehrerinnen und den neuesten Versuch, durch ein

Digitized by Google

weiteres Examen derselben nachträglich aufzuhelfen, statt „die wissenschaftliche Vertiefung ihrer Bildung" direkt zu fördern, darf ich wohl ein ander Mal in der „Frau" einiges sagen. Hier sollte ja nur davon die Rede sein, ob die Lehrerinnenseminare nebenbei auch jenen idealen Zweck erfüllen und ihren Schülerinnen eine auch für das Leben brauchbare allgemeine Bildung vermitteln oder wenigstens — denn mehr kann eine Schule überhaupt nicht leisten — den Grund zu einer solchen in richtiger und ausgiebiger Weise legen. Diese Frage wäre um so mehr zu verneinen, wenn selbst für ihre nächste und eigentliche Aufgabe, die pädagogische Durchbildung, der Unterbau zu wenig tragfähig und haltbar sein sollte.

Nun sind in neuester Zeit zu den Lehrerinnenseminarien, und wie diese im Anschluß an die höhere Töchterschule, die Mädchengymnasien hinzugetreten. Auch sie haben das Berechtigungswesen zum Ausgangspunkt: die Erwerbung des Abiturientenzeugnisses zum Behuf der Zulassung zum Studium der Medizin oder der in der philosophischen Fakultät vereinigten Wissenschaften ist das Motiv ihrer Entstehung und der Zweck ihrer Einrichtung. Ich bin nun zwar auch hier nicht ganz ohne Sorgen gegenüber diesem praktischen Ziele selbst. Der Staat verlangt von der Studentin eine der männlichen gleichwertige Vorbildung: wird diese von den Gymnasialkursen, wie sie geplant und neuerdings an verschiedenen Orten ins Leben gerufen sind, wirklich erreicht werden? Ich will von dem Mißgriff in Karlsruhe nicht reden, wo man so nebenbei auch die gymnasiale Schulreform nach einem schweizerischen Rezept von recht zweifelhaftem Werte lösen und fördern zu können glaubte. Auch darf gewiß in sichere Aussicht genommen werden, daß ebensogut, wie einzelne junge Männer, welche sich erst später zum Studium entschließen, auch die Besucherinnen dieser Kurse, welche durch alle ihnen heute noch entgegenstehenden Hindernisse sich nicht abschrecken lassen, sondern mit ernstem Wollen an die Arbeit gehen, ihr Abiturientenexamen werden bestehen können, auch ohne daß besondere Nachsicht von seiten des Prüfungskommissars geübt würde. Und damit ist ja der nächste Zweck wirklich erreicht. Allein ein Bedenken bleibt mir darum doch; und ich will es gerade hier aussprechen, um den Gegnern aller solcher Bestrebungen die Waffe einer naheliegenden Einwendung von vorn herein aus der Hand zu winden. Unsere Knaben lernen ihr Latein vom 9. Jahre an 9 Jahre lang, das Griechische vom 12. Jahre ab 6 Jahre lang; und ähnlich ist es mit der Mathematik. Unsere Mädchen dagegen sollen in ihren Gymnasien Lateinisch und Griechisch nur $3\frac{1}{2}$ bis 4, Mathematik nur 3 bis $3\frac{1}{2}$ Jahre lang treiben; und überdies wird der Sprung von der vielfach etwas weichlich ästhetisierenden Bildung unserer höheren Töchterschulen, auf die sich ja die Gymnasialkurse aufbauen sollen, zu der vorwiegend verstandesmäßigen sprachlich-historischen und mathematischen Schulung durch den Gymnasial-Unterricht ein sehr unvermittelter und großer sein. Werden nun unter diesen Umständen bei den Mädchen die Resultate im ganzen dennoch dieselben sein, wird namentlich in der so viel kürzeren Zeit die auf den höheren Knabenschulen angestrebte Übung und Gewöhnung an wissenschaftliches Arbeiten erzielt werden können? Und wenn sich darin ein Defizit herausstellen sollte, werden dann nicht von seiten der Hochschullehrer aufs neue Klagen über weibliche Inferiorität sich vernehmen lassen, wie wir sie lange Jahre bis zum Überdruß haben hören müssen? (Sollte der Unterschied zwischen der bewußten Arbeit freiwillig Strebender und der Mußarbeit der Gymnasiasten den Zeitunterschied nicht aufwiegen? Die Red.)

Dieses Bedenken würde ich noch weit mehr haben, wenn nicht inzwischen das Experiment mit den sogenannten Frankfurter Lehrplänen auch für höhere Knaben-

Digitized by Google

schulen gestattet worden wäre. Auch hier beginnt ja der fremdsprachliche Unterricht statt mit dem Lateinischen in Sexta mit dem Französischen; jenes setzt erst in Untertertia ein und bringt es in sechs Jahren auf 52, das Griechische in Untersekunda und bringt es in vier Jahren auf 32 Stunden. Das entspricht ja annähernd den Gymnasialkursen für Frauen, nur daß die so eingerichteten Knabenschulen immer noch die Einheitlichkeit der Schulung durch 9 Jahre hindurch und den solideren Unterbau voraus haben werden.

Allein ich sehe den Wert der Sache auch nicht einzig und allein in dem augenblicklichen Dienst, den solche Gymnasialkurse dem Frauenstudium leisten, sondern in dem Versuch als solchem, der wie ich glaube über diesen nächsten Zweck und über das unmittelbar dringende Bedürfnis ganz von selbst hinausführen und hinaustreiben wird. Das Mädchengymnasium ist gegründet worden, um die fehlende und geforderte Berechtigung zum medizinischen und philosophischen Studium zu schaffen. Es wird mit der Zeit ein weit Wertvolleres herausarbeiten — die richtige Schulung der Mädchen zur Erlangung einer ihnen und ihrer Natur angepaßten höheren Bildung überhaupt. Denn das ist durchaus richtig, daß das Muster der Knabenschule nicht so ohne weiteres auf die Mädchenschule übertragen werden kann und soll; gleichwertige Bildung heißt nicht identische Bildung.

Ibsens Nora erwartet „das Wunderbare"; so romantisch bin ich nicht, aber etwas Neues, Höheres, Besseres, einen gewaltigen Fortschritt in der höheren Mädchenbildung erwarte ich doch von diesen Frauengymnasien — gerade in einer Übergangszeit wie der unsrigen, wo auch in den Fragen der Bildung kein Dogma mehr gilt, nichts mehr ganz feststeht. Und darum begrüße ich das Mädchengymnasium — nicht als das Ende und Ziel, sondern als den Ausgangspunkt einer wirklichen Mädchenschul-, — nein Mädchenerziehungsreform. Sie steht auch nach den Lehrplänen von 1894, wie die der höheren Knabenschulen nach denen von 1892, fortgesetzt auf der Tagesordnung der Zeit; und sie ist, sollte ich meinen, weil von Traditionen weniger beengt, schließlich leichter und schneller, gründlicher und befriedigender zu finden und durchzuführen als jene.

Allerseelen.

Blumenhügel, trübe, feuchte,
Lämpchen drauf in schwarzen Flören
Nur ein paar sind ohne Leuchte,
Und ich weiß, wem sie gehören.

Herz, und ob in bleichem Schimmer
Rings auch all die Grüfte funkeln,
Deine Gräber — laß sie immer
Tief im Dunkeln, tief im Dunkeln ...

Carl Busse.

Digitized by Google

Das warme Nest.

Novelle

von

Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.

Es war richtig die Justizrätin, die von dem Besuch bei ihrem Sohne Hubert zurückkam. Sie begrüßte Resi mit der gewohnten Freundlichkeit, aber es war so etwas Zerstreutes, Gleichgiltiges daneben in ihrem Gesicht. So, als ob ihre Gedanken ganz wo anders seien, als bei der kleinen Resi.

Das konnte doch nicht sein, wenn Hubert wirklich mit der Mama gesprochen. Resi begriff gar nicht — —

„Mein liebes Kind," sagte die Justizrätin, während Resi ihr den Mantel abnahm, „ich habe mit meinem Sohn zu sprechen. Sorgen Sie, daß das Essen pünktlich fertig ist."

Das hieß so viel als: ich will ungestört bleiben.

Resi schlich in die Küche. Anderthalb bange Stunden vergingen. Dann deckte Resi den Tisch. Die Thür nach dem Wohnzimmer stand auf. Und sie hörte Reinhard sagen:

„Alles in allem sieht ihm das ganz ähnlich. Fünfmalhunderttausend Mark Mitgift! Das deckt viel zu."

„Still," mahnte die Stimme der Justizrätin.

Resi erschien mit ihrem sauberen weißen Latzschürzchen über dem grauen Kleide und bat zu Tisch.

Man aß schweigend.

Resi kämpfte einen Riesenkampf mit sich, und endlich ward ihre Schüchternheit besiegt von dem brennenden Wunsch, etwas über Hubert zu hören.

„Darf ich fragen, gnädige Frau," begann sie leise, „wie Ihnen das Bureau des Herrn Rechtsanwalts gefallen hat? Paßt die Decke vor dem Schreibtisch? Waren die Farben recht?"

Mamachen sah Reinhard an und fragte diesen, statt Resi zu antworten:

Fortsetzung von Seite 10 und Schluß.

„Meinst du nicht eigentlich, wir könnten Resi die Neuigkeit mitteilen? Das liebe Kind ist so teilnehmend."

Reinhard nickte gleichgültig. Die Justizrätin wandte sich an Resi.

„Denken Sie sich, liebes Kind, mein Sohn hatte mich zwar hinberufen, um mir seine Räume zu zeigen, in der Hauptsache aber, um mir eine Mitteilung zu machen, von der ich noch nicht weiß, ob ich mich ihrer freuen soll, denn für eine Mutter ist so etwas recht schwer und ernst. Und wenn Fräulein Simon auch eine halbe Million mitbekommt, so weiß ich damit doch noch nichts über ihren Charakter. Hubert hat sich nämlich mit der Tochter des Rechtsanwalts Simon verlobt."

Da ertönte ein Schrei; ein Stuhl fiel polternd zurück. Resi stand, den Oberkörper über den Tisch vorgebeugt, und sah mit großen Augen die Rätin an.

„Das ist nicht wahr," schrie sie, „nicht wahr — nicht wahr!"

Und plötzlich brach sie in herzerweichendes Schluchzen aus.

Schon war Mamachen bei ihr und nahm sie mütterlich in die Arme.

„Mein Gott," dachte sie gerührt, „das liebe kleine Ding hat sich in Hubert verliebt, und diese grausame Enttäuschung entreißt ihr das Geheimnis."

Reinhard stand neben dem Tisch, die Serviette noch in der Hand, und sah in atemloser Spannung auf das weinende Mädchen.

Endlich konnte Resi einige Worte hervorstammeln.

„Sagen Sie, daß es nicht wahr ist. Es kann ja gar nicht sein. Wir lieben uns doch so sehr."

Digitized by Google

„Sie — Sie lieben sich so — sehr —“ wiederholte die Mama und sah sich hilfeflehend nach Reinhard um. „Hat Hubert Ihnen von Liebe gesprochen?“

„O — seit Monaten. Ich war so glücklich. Ich sollte nur schweigen. Es drückte mich, Sie zu hintergehn. Aber ich dachte, er wollte erst selbständig sein.“

Die Justizrätin war leichenblaß geworden. Sie wollte sprechen, aber ihre zitternden Lippen brachten keinen Laut mehr hervor.

Da sprach Reinhard. Hart und kalt fragte er:

„Hat mein Bruder Ihnen denn je mündlich oder schriftlich in bindender Form erklärt, daß er Sie heiraten wolle?“

Plötzlich stockten Resis Thränen. Sie hob das Gesicht, sah Reinhard fast dumm an — aber mit einer rührenden Dummheit, die ihm die Augen feuchtete, und sagte:

„Aber das ist doch selbstverständlich, wenn man sich so liebt.“

„Also er hat es Ihnen nicht versprochen,“ sagte Reinhard bitter, „das dachte ich mir.“

In Resis Kopf entstand plötzlich eine romantische Idee. Sie faltete die Hände und flehte zur Justizrätin:

„Erklären Sie es mir! Hubert ist das Opfer irgend eines Zwanges? Er ist tief unglücklich? O Gott, ich wollte ihm ja entsagen, falls es zu seinem Glück notwendig wäre, oder zu seiner Rettung, wenn ich noch könnte — wenn ich noch könnte — —“

Sie fing wieder an zu weinen.

„Mein armes Kind,“ sprach die Mutter leise und nahm das weinende Gesichtchen liebevoll zwischen ihre Hände. „Hubert handelt da ganz nach seiner eigenen, freien Entschließung. Und so muß ich denn fürchten, daß — daß mein Sohn — nicht ehren . . .“

Aber das wollte nicht über ihre Lippen. Die Stimme brach. Sie bedurfte einer Pause, ehe sie fortfuhr:

„Legen Sie sich auf Ihr Bett, armes Kind. Versuchen Sie sich zu fassen. Dies muß und wird sich aufklären. Ich werde meinen Sohn kommen lassen. Weinen Sie nicht so schrecklich. Gern, liebe Resi, hätte ich Sie als Töchterchen in meine Arme genommen. Wenn der Gedanke Sie trösten kann, halten Sie sich daran.“

Selbst weinend, führte sie die Jammernde in ihr Zimmer und kehrte dann zu Reinhard zurück, der heftig im Zimmer auf und ab ging.

„Was denkst du davon? Sollte das arme Kind nicht einigen harmlosen Freundlichkeiten Huberts zu weitgehende Deutung untergelegt haben?“ fragte sie, von dem Wunsch beseelt, den Glauben an ihren Sohn festhalten zu können.

„Ich denke, daß Hubert wie ein Schurke an dem armen Kind gehandelt haben wird,“ sagte Reinhard finster.

„Weißt du,“ sprach Mamachen weinend, „das versteh ich nun nicht! Wenn man ein so hübsches, braves, gemütvolles Ding wie Resi liebt, wie man sie dann freiwillig verlassen kann, um einer koketten, blasierten Adele Simon willen, von der jedermann weiß, daß sie gern Gräfin zur Flühe geworden wäre. Hubert muß sich doch sagen, daß sie ihn nur aus Degout nimmt, weil der Graf seine lange Courmacherei plötzlich abbrach, um seine Cousine zur Flühe zu heiraten.“

„Mama,“ sagte Reinhard, „Hubert heiratet ja die fünfmal hunderttausend Mark. Ach Mama, du kennst deinen Sohn gar nicht, sonst würdest du nicht überrascht sein. Es muß wohl eine schwere Wissenschaft sein für Mütter, ihre Söhne zu kennen und von Kindheit an ihre Charaktere zu beeinflussen.“

„Reinhard,“ rief sie, „bin ich nicht schon traurig genug? Willst du mir Vorwürfe machen? Mir? Ach ja, nachher kriegt immer die Erziehung Schuld.“

Reinhard umarmte seine Mutter und tröstete sie, wie man zärtlich ein Kind tröstet.

„Keine Vorwürfe, Mamachen! Du thatest, was du konntest. Du hast versucht uns zu lehren, daß man weder lügen noch stehlen darf, daß man sich mit seinen Geschwistern vertragen soll und immer brav und fleißig sein muß. — Auch Reinlichkeit und höfliches Betragen gehörte zum Erziehungsprogramm. Nein, keine Vorwürfe. Dein Herz ist immer meine Zuflucht und meine Ruhestätte, und oft ist mir noch, als möchte ich den Kopf in deinen Schoß legen. Es giebt Mütter für die kleinen

Digitized by Google

Kinderseelen, und es giebt Mütter, selten, selten für die reifenden und kämpfenden Seelen."

Die Justizrätin verstand nur, daß er ihr keine Vorwürfe machte.

Nein, die hätten sie auch zu ungerecht getroffen. Vom ersten Schrei ihrer Kinder an war sie ihnen Wärterin und Pflegerin gewesen. Keiner fremden, bezahlten Hand hatte sie ihre teuren Kleinode anvertraut gehabt.

„Ich werde Hubert sofort herbeirufen," sagte sie, ihre Thränen trocknend.

Sie schrieb einen Rohrpostbrief an Hubert, worin sie ihm das Vorgefallene mitteilte.

Zwei bange Stunden vergingen. Dann kam anstatt Huberts ein Brief von ihm. Reinhard mußte ihn seiner Mutter vorlesen, die schwach und einer Ohnmacht nahe in einer Sophaecke saß.

„Meine liebe Mama, ein Todfeind aller dramatischen Scenen, der ich bin, ziehe ich es vor, Dich brieflich zu bitten, der kleinen Resi Schenk ein bischen vernünftig zuzureden. Mir selbst ist es ja nicht ganz leicht geworden, dem lieben Kinde zu entsagen. Aber wer im Leben vorwärts will, kann nicht immer nach seinen Gefühlen fragen. Und als Herr Simon mir zu verstehen gab, daß seine Adele mir, falls ich mich bewerbe, keinen Korb geben werde, konnte ich doch nicht blind gegen die außerordentlichen Vorteile dieser Verbindung bleiben. Übrigens habe ich immer gedacht, daß Resi unser Sommeridyll auch nur als ein herzerquickendes Intermezzo im Einerlei des Lebens ansehe und keine weiteren Hoffnungen daran knüpfe. Zu meiner peinlichen Überraschung ist dies doch der Fall. Bitte, stelle ihr vor, daß dergleichen Enttäuschungen leider das Alltäglichste von der Welt sind.

Vielleicht gelingt es Dir, für Resi irgendwo bei netten Leuten eine angenehme Stellung ausfindig zu machen. Es sollte mich wirklich freuen, wenn es dem liebenswürdigen Mädchen gut ginge, und wenn es davor bewahrt bliebe auf die schiefe Ebene zu kommen.

Noch bemerke ich, daß ich Dir morgen um zwölf Uhr Adele als meine Braut vorstellen werde.

Mit herzlichem Gruß Dein Hubert."

Als Reinhard den Brief zu Ende gelesen, wiederholte er den Satz von dem „Sommeridyll" noch einmal.

Seine Mutter stand auf. Sie sah so bleich und gealtert aus, daß es Reinhard erbarmte.

Mit langsamen Schritten ging sie in Resis Zimmer. Ihr war zu Mut, als sei ihr Sohn zur Hinrichtung verurteilt und als solle sie selbst das Henkeramt vollziehen.

Resi lag auf dem Bett, den Kopf in den Kissen vergraben. Sie hatte immerfort geweint, bis ihr Gesicht aufgedunsen und ihre Augen verschwollen waren.

Ihr war noch keinen Augenblick der Gedanke gekommen, daß sie ihr Leid hätte verbergen können oder jetzt beherrschen müßte, daß ihre untergeordnete Stellung ihr dergleichen gebot. Ganz naiv und ganz unmittelbar empfand sie ihr Unglück als das Wichtigste auf der ganzen Welt.

Die Justizrätin setzte sich auf das Bett und streichelte das arme Mädchen. Resi drehte die kopfwehschwere Stirn herum und sah aus kleinen Augen die gütige Frau an.

Die sprach stockend: „Meine liebe Resi, weinen Sie nicht, er ist Ihrer Thränen nicht wert. Möge Gott nie an ihm rächen, was er an Ihrem Herzen verbrach."

Hieraus konnte Resi entnehmen, daß Hubert ihr wirklich verloren sei.

„Mehr als Sie ahnen — mehr — mehr," jammerte sie und brach in krampfartiges Weinen aus. Allerlei Worte, die sie hervorstieß, ließen die Justizrätin tödlich erschrecken. Noch mehr, in das Mitleid schlich sich dämpfend ein Kältegefühl. —

Die gute Frau war als einzige Tochter wohlhabender Eltern nie hinter dem Ofen ihrer väterlichen Behausung hervorgekommen und nur von einem Hafen in den anderen übergesiedelt, als sie Gräfe heiratete. Sie wußte nicht, wie das ist für ein junges Ding: allein und schutzlos in die Fremde hinausziehen, in ein fremdes Haus treten, wo hundert Gefahren sie umlauern; sie wußte nicht, wie bald eine scheue Taube von scharfen Geierkrallen gefangen wird. Für sie war das Leben einer Frau immer gewesen wie eine glatte, etwas eingeengte Straße, darauf man in friedlichster Sicherheit hinwandelt.

Es folgten peinliche Tage. Die Begegnung mit der unsympathischen und etwas hochmütigen Braut des Sohnes, die Sorge für Resi, die

Digitized by Google

nicht nach Haus wollte und doch ein anderes Unterkommen finden mußte, und daneben noch die Angst, ob Reinhard auch seinen Assessor machen werde.

Als alles überstanden war, dachte die Justizrätin, ihr sei ein Stück vom Leben mit hinweggenommen, so gealtert kam sie sich vor.

Resi schrieb aus ihrer neuen Stellung, bei einer alten Dame in der Provinz, würdige, ja etwas kalte Briefe. Das junge Wesen mochte schnell gereift sein, und ihr Stolz mochte ihr gebieten, langsam die Beziehungen zur Justizrätin abzubrechen. Schließlich war das am bequemsten auch für die Justizrätin, welche so heiß wünschte, die häßliche Handlung ihres Sohnes zu vergessen, und sich alle Tage einredete, durch die Pflichten der Ehe werde er ein anderer werden.

Assessor Reinhard trat bei seines Bruders Schwiegervater praktizierend ein, und es war davon die Rede, daß er sich eine eigene Wohnung nehmen solle. Er konnte aber nicht zum Entschluß kommen.

„Mamachen," sagte er, „ich denke manchmal, ich hätte ein Mädel werden müssen. Mir ist oft so bang in der Welt. Und da kommt mirs vor, als ob ich nur bei dir Frieden fände."

Sie war selig über das Geständnis. Hubert war ihr fremd geworden, aber Reinhard blieb ihr Kind, immer und immer. Sie selbst mochte auch gar nicht mehr in die Welt gehen. Ihr schien es, als begegne man ihr manchmal unfrei. Die befreundeten Kollegen ihres verstorbenen Mannes nahmen immer einen so schonungsvollen Ton ihr gegenüber an. Man sprach auch so wenig von Hubert, während es doch nahe gelegen hätte, sie zu beglückwünschen, denn Hubert hatte viel zu thun und ein sehr großes Jahreseinkommen.

Einmal deutete Reinhard ihr es denn an, was die Zurückhaltung bedeute: Hubert nahm alles an, was großen Gewinn verhieß, selbst Sachen, die für etwas anrüchig galten, und einmal habe man sogar schon von einem Fall gemunkelt, der eigentlich vor den Ehrenrat der Anwaltskammer gehöre.

So klammerten sich nach und nach ihre Hoffnungen, ihre Liebe, ihr Stolz an Reinhard. Der Rechtsanwalt Simon lobte ihn; er sei zwar kein rascher Arbeiter, auch etwas träumerisch, aber ein liebenswürdiger, guter Mensch.

Reinhard selbst verbarg seiner Mutter die Qual, die ihm sein Leben bereitete. In der dumpfen Hinterstube sitzend, zwischen den Akten arbeitend, versuchte er immer vergebens, irgend ein lebendiges Interesse an den „Fällen" zu gewinnen, die er bearbeiten mußte. Es war ihm ganz egal, ob Simons Klient X. oder des Klienten Gegner Y. recht hatte oder recht bekam. Er fand auch nicht ein geistiges Vergnügen daran, die verschiedenen Gestalten, die durch das Bureau gingen, zu beobachten und seine Menschenkenntnis zu erweitern. Er ließ alles über sich ergehen mit der Resignation, die ein Mensch zuletzt gewinnt, der sein Leben rettungslos in falsche Bahnen gedrängt sieht. Wenn Simon verreist war oder Termin hatte, mußte er mit den Klienten verhandeln, und dann gab er sich innerlich einen gewaltsamen Ruck, um Aufmerksamkeit zu zeigen.

An einem Wintermorgen, wo alle Gaslampen im Bureau brannten, denn der Nebel draußen hielt das Tageslicht fern, meldete man ihm ein Fräulein Aline von Winterberg.

Eine mittelgroße junge Dame erschien, die ihn aus braunen, wundervollen Augen etwas ängstlich ansah. Sie trug ein Pelzmützchen auf den blonden Haaren und ein schwarzes Jacket zu einem schwarzen Kleide. Der bescheidene Anzug konnte ebensowohl durch Dürftigkeit als durch vornehme Zurückhaltung bestimmt sein.

Sie wünschte Herrn Rechtsanwalt Simon zu sprechen. Ihr Papa sei krank und habe nun keine Ruhe, wie es um seine Sache stehe. Reinhard hatte natürlich keine Ahnung.

Dann kam sie mit dem Geständnis hervor, daß Herr Rechtsanwalt Simon der Advokat von des Papas Gegner sei, und daß sie, die Tochter, heimlich hergekommen sei, um zu hören, wie die Aussichten seien, denn ihr Papa martere sich in Unruhe zu Tode.

Diese rührende Geschäftsunkundigkeit erweckte Reinhards Interesse, das schon durch die schönen Augen lebendig geworden. Er fand den Einfall, bei dem Anwalt des Gegners vorzufragen, lächerlich und reizend zugleich.

Er ließ die junge Dame niedersitzen, stellte sich vor und suchte in den registrierten Akten

Digitized by Google

umher. Da fand sich ein Fall „Winterberg contra Winterberg."

„Ich weiß nichts von der Sache. Herr Simon hat die Akten selbst durchgesehen. Er dürfte aber, wenn er hier wäre, doch kaum Ihrem Wunsche entsprechen," sagte Reinhard. „Um was für einen Streitfall handelt es sich denn?"

Aline schlug die schönen Augen auf und begann eine sehr verwickelte Geschichte zu erzählen. Ihr Vater, einst ein wohlhabender Gutsbesitzer, sei nach und nach ganz verarmt. Seine letzte Hoffnung im Leben sei die Anwartschaft auf ein Gut, das sich in der weitverzweigten Familie Winterberg nach besonderen Bestimmungen forterbe, und an welches ihr Vater die nächsten Anrechte habe, was ihm aber ein anderer Winterberg, eben Simons Klient, bestreite. Derselbe habe aus einem alten Archiv Gott weiß was für Dokumente herbei zu schaffen versprochen, und sie — Aline — sei nun gekommen um zu hören, ob sich unter diesen Dokumenten der Beweis gefunden habe. Wenn ja, so solle man es ihr um der Barmherzigkeit willen sagen. Dann würde sie den Vater bestimmen, nicht weiter zu prozessieren, denn der Prozeß habe schon ihre letzten silbernen Gabeln und Löffel, ihren letzten Schmuck aufgefressen.

Dabei brach Aline in Thränen aus. Reinhard gehörte zu den Männern, die selbst noch auf unechte Thränen hineinfallen, wie sollten ihn dann nicht die echten sehr erschüttern.

Er setzte dem Fräulein fast liebevoll auseinander, daß ihr Verlangen ein Unsinn sei. Wären die Dokumente schon eingeliefert und durchgesehen, und der Beweis, daß ihr Vater der rechtmäßige Besitzer sei, habe sich darunter befunden, so würde ja Simon sofort seinen Klienten benachrichtigt und den Prozeß aufgegeben haben. Also sei offenbar noch keinerlei Beweis erbracht.

Aline sah das ein. Aber was sie nicht einzusehen schien, war der Umstand, daß der gegnerische Advokat sie nicht präzis vom Stand der Dinge unterrichten könne.

„Nicht wahr," bat sie und sah Reinhard beweglich an, „wenn Herr Simon nicht darüber sprechen darf, werden Sie mir alles sagen? Ich verstehe nichts von Prozessen und Geschäften, aber ich weiß, daß Menschlichkeit geböte, meinen armen Papa und mich vor dem äußersten Elend zu bewahren."

„Leider, mein gnädiges Fräulein, darf die Gerechtigkeit nicht immer auf die Stimme der Menschlichkeit hören," sagte er, seine Blicke in ihre Augen versenkend. Aline errötete. Und in der Pause, die entstand, errötete auch Reinhard. Sie waren beide verlegen.

Aline erhob sich.

„Kann ich wiederkommen?" fragte sie unsicher.

Reinhard dachte nach. Seine Hand, die mit einem Falzbein spielte, zitterte.

„Es würde Ihnen nichts nützen. Simon würde Ihnen gar keine Unterredung gewähren. Er darf es seinem Klienten Winterberg gegenüber garnicht. Aber das einzige, was ich thun kann, soll geschehen. Ich werde Herrn Simon bitten, die Dokumente, falls sie schon da sind, oder sobald sie kommen, sofort bearbeiten zu lassen."

„O, ich danke Ihnen!" rief sie lebhaft. „Und wann werde ich erfahren, ob Simon die Dokumente hat? Bitte, bitte, nur das! Nichts von ihrem Inhalt. Nur die äußere Thatsache."

„Ich — ich werde — — kann ich zu Ihnen kommen?" fragte er.

„Nein, um Himmelswillen nicht. Papa darf nichts merken — und wir wohnen so dürftig. Schreiben Sie es mir postlagernd."

Er sah sie an, mit aufflammendem Blick.

„Das kann ich nicht. Schreiben! Sagen Sie mir einen Ort, wo ich Sie treffen kann," sagte er leise.

Sie schlug die Augen nieder.

„Um Papas willen," murmelte sie, sich selbst belügend. „Morgen abend sieben Uhr. An der Ecke der —"

Ihr fiel nichts Praktisches ein.

„Sagen wir an der Apostelkirche. Dort ist es still und doch nicht so still, daß ein Wartender auffällt."

Sie gaben sich die Hand. Reinhard fühlte durch den Handschuh die feine Form.

Als sie fort war, erwartete er voll Ungeduld Simons Heimkehr, um seinem Chef die Sache vorzutragen. Unwillkürlich verschwieg er dabei, daß Aline von Winterberg ein so wunderschönes und junges Fräulein sei, er legte mehr Gewicht

Digitized by Google

auf den thörichten und doch von rührender Kindesliebe eingegebenen Einfall des Fräuleins, hierherzukommen. Von Simon freilich hörte Reinhard nun den Herrn von Winterberg mit anderen Farben schildern, als die Tochter gebraucht, um sein Bild zu malen. Ein Lebemann, ein Spieler, hatte er die Seinen ruiniert und sich jahrelang durch allerlei dunkle Manipulationen gehalten. Das umstrittene Gut betreffend, hatte Herr Simon die feste Meinung, daß es seinem Klienten zufallen müsse. Zwar wären bis jetzt alle beigebrachten Beweise von scheinbar besseren der Gegenpartei übertrumpft worden, aber der Klient hoffte, in einem Archiv des Schlosses eines anderen Zweiges der Winterberge ein Dokument zu finden, welches dem Streit zu seinen Gunsten ein Ende mache. Doch war es sicher, daß die Ankunft dieser Dokumente nicht vor acht oder vierzehn Tagen zu erwarten sei.

Als Reinhard, bebende Ungeduld im Herzen, am andern Abend vor der Apostelkirche hin und her ging, fragte er sich, ob er auch im Begriff sei, eine Ehrlosigkeit zu begehen. Er verneinte es sich klar und entschieden. Die Pflichten Simons waren selbstredend auch die seinen, aber es war doch keine Pflichtverletzung, kein Verrat, wenn man einem Gegner mitteilt: die Entscheidung kann fürs erste noch nicht fallen.

Ein friedliches Schneegestöber kam von dem nächtlichen Himmel hernieder und gab allen Geräuschen, die auf der vorbeiziehenden Straße laut wurden, gedämpfte Töne.

Endlich tauchte, von weißen Flocken überwirbelt, Aline vor dem Wartenden auf. Er wurde bleich und bekam rasendes Herzklopfen. Auch sie konnte vor Erregung kein Wort sprechen.

„Geben Sie mir den Arm, und erlauben Sie mir, daß ich Sie bis in die Nähe Ihrer Wohnung zurückgeleite," bat er leise. Sie nickte stumm. Und dann sagte er mit knappen Worten, daß die Dokumente erst in ein oder zwei Wochen eingeliefert werden würden.

„Aber wenn sie kommen, werden Sie sie dann durchsehen?"

„Gewiß, die Angelegenheit interessiert mich auf das Höchste."

Dann fragte er nach ihrem Leben. Sie sagte nur, daß es traurig sei, aber sie begann von ihrer Jugend zu sprechen. Von dem herrlichen Leben auf dem Gut, von Ritten durch den schweigenden, taufrischen Morgenwald, von dem wunderbaren Gefühl über eigenen Grund und Boden zu wandeln. Wie sie als Kind in einem Ziegenfuhrwerk neben dem alten Schäfer herkutschiert sei, der die Schafe auf das Vorwerk trieb, beschrieb sie so genau, daß Reinhard förmlich die grauweißen, wolligen Schafrücken eng aneinander gedrängt zu sehen glaubte, und all die schmalhufigen, durcheinander trampelnden Beine, und wie die Herde zwischen Knicken dahinzog, die von Brombeergestrüpp durchrankt waren. Und er sah das feine, vornehme Kind mit seinem Goldhaar und daneben den langsam und groß ausschreitenden Schäfer im langen Rock.

Aline wurde ganz freudig erregt in den Erinnerungen an eine Art des Daseins, die Reinhard nicht kannte, von der er aber immer sehnsüchtig geträumt. Und Aline sprach davon, daß alles wieder sein würde wie einst, wenn sie nur Besitzer von Wintershorst werden würden.

Man war viel zu schnell an den Punkt gekommen, wo es hieß sich trennen.

Reinhard drängte:

„Wann sehe ich Sie morgen?"

„Morgen?" fragte sie mit einem Schreck, der im voraus „nein" sagte.

„Es könnte sich doch plötzlich etwas ereignen," murmelte Reinhard.

Sie wurde nachdenklich. Ihre Stimme zitterte, als sie leise sagte:

„Nun denn: ja. Wie heute."

Reinhard sah nichts mehr als das holde, etwas traurige Gesichtchen, er hörte nichts mehr als die liebe Stimme, die so lebendig plaudern konnte.

Am nächsten Abend sprach er ihr von seiner Mutter, welch' eine liebende, aufopfernde, herzensgute Frau das sei. Aline hatte ihre Mutter kaum noch gekannt. Es war ein melancholisches und inniges Gespräch.

Zu einem Mann, der seine Mutter liebt und ehrt, faßt ein Frauenherz völliges Vertrauen. Aline fühlte und gestand, daß Reinhard der erste und einzige freundliche Mensch sei, den sie hier gefunden.

Sie trafen sich jeden Abend. Von dem Prozeß war nicht mehr die Rede. Desto mehr

Digitized by Google

aber von der traurigen Gegenwart und der wundervollen Zukunft. Reinhard hörte nach und nach heraus, daß Aline nicht einmal eine Magd halten konnte, sondern in dem ärmlichen Chambregarni, welches sie bewohnten, die Bedienung selbst besorgte und auf einem Petroleumkocher ein karges Mahl bereitete. Daß der Vater immer böse und heftig sei, und daß sie werde in Dienst gehen müssen, wenn sie nicht bald den Besitz von Wintershorst anträten. Aber das würde bald sein, gewiß. Aline glaubte so fest daran, wie an die Güte Gottes. O, und dann müßte Reinhard sie besuchen und mit ihr in den Wäldern reiten und kutschieren.

Ein Schicksal, so auf die Entscheidung gestellt, morgen das elendeste oder das glänzendste zu sein, hätte auch einen kaltblütigeren Mann gerührt. Reinhard aber war davon so ergriffen, daß er mit heißer Inbrunst hoffte, jenes verwünschte Dokument möge ein Hirngespinst des andern Prätendenten sein.

Er begann seiner Mutter von dem lieben Mädchen zu sprechen.

Er war von einer Freudigkeit bei der Arbeit erfüllt, wie noch nie, so daß Simon zu seinem Schwiegersohn Hubert äußerte, Reinhard scheine endlich Geschmack an der Juristerei zu finden.

Sein ganzes Wesen war wie in Wonne gebadet. Er glaubte zum erstenmal wirklich zu lieben und konnte garnicht glauben, daß er schon so oft Liebesleid und Lust erfahren haben sollte. Er bestritt seinem eigenen Gedächtnis manches vergangene Abenteuer.

Das Interesse an dem Fall Winterberg contra Winterberg, welches er den einen Tag geäußert, bewog Simon, ihm das ganze Material zu überweisen. Reinhard arbeitete sich hinein und gewann die Überzeugung, daß Alinens Vater, wie die erste Instanz auch entschieden hatte, Besitzer von Wintershorst werden müsse, wenn nicht neue Beweise herbeigebracht würden.

Eines Tages zeigte Simon ihm ein Schreiben. Herr von Winterberg, sein Klient, teilte mit, daß morgen ein ganzes Bündel uralter Papiere eintreffen werde; er selber sei nicht im stande gewesen, die Schriften zu entziffern, die zum Teil aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stammten. Es handle sich darum, zwischen den Papieren eine Urkunde zu finden, welche besage, daß Wintershorst, falls der Zweig des Joachim von Winterberg ausgestorben, was ja seit einem Jahr der Fall war, das Gut zuerst an die Nachkommen des Cord von Winterberg, und dann erst, falls auch diese ausgestorben, an die Nachkommen des Hans von Winterberg fallen solle.

Reinhard hatte die Fähigkeit, alte Handschriften zu lesen, ein wenig zu seiner Spezialität gemacht; er fand etwas Romantik dabei, in halbzerfetzten, vergilbten Papieren zu stöbern und die Willensmeinung längst vermoderter Generationen kennen zu lernen.

Nun freute ihn diese seine Fähigkeit ganz besonders, denn Simon bat ihn, die erste Durchsicht zu übernehmen, alles offenbar Unwichtige auszusondern und jedes auch nur möglicherweise in Betracht kommende Blättchen mit einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche zu versehen.

Vor Erregung konnte er den Abend kaum erwarten. Er traf Aline immer um dieselbe Zeit — es war die Stunde, wo sie ausgehen mußte, um ihre kleinen Hausstandsbesorgungen zu machen.

An seinem Händedruck fühlte sie, an seiner Stimme hörte sie, daß etwas bevorstehe.

„Die Entscheidung ist vor der Thür?“ stammelte sie.

„Ja!“ sagte er mit unklarem Ton.

Sie stand wie erstarrt. Die nahe Gewißheit, so glühend herbeigesehnt, schien etwas Vernichtendes zu haben.

Reinhard legte ihren Arm in den seinen. Sie gingen lange schweigend zusammen. Anstatt ihrer Behausung zu, schritt Reinhard mit ihr dem nahen Stadtpark entgegen, der in abendlicher Winterruhe, schwarz und schweigend dastand. Auf den taunassen Wegen war es menschenleer. In den blätterlosen Kronen ging ein leises Sausen um.

„Wie wird Vater es ertragen, wenn die Sache verloren geht,“ murmelte sie. „Er wird sich töten!“

Reinhard legte den Arm um sie.

„Und ich,“ rief sie aufweinend, „ich werde irgendwo kleine Kinder warten oder hinter einem Ladentisch stehen! O Gott, es ist kein Hochmut, keine Sucht nach Glanz. Aber ich möchte hinaus aus der schrecklichen Stadt.

Digitized by Google

Wieder die Vögel möchte ich singen hören vor meinem Fenster. Wieder den Erdgeruch der Ackerscholle atmen, nicht mehr die Dünste einer Hinterhauswohnung."

„Aline," flüsterte er, „es wird ja gut werden. Es muß!"

Sie weinte weiter.

„Aline — Aline."

Sie schwieg.

„Aline!" raunte er noch einmal und zog sie an sich. Er küßte ihren Mund.

Sie waren beide unaussprechlich erschüttert.

„Ich habe dich lieb!" sagte er einfach.

Sie trocknete die Thränen und lachte und fiel ihm wieder um den Hals.

„Das Glück kommt, das Glück kommt," rief sie beseligt. „Ich hab' einen Aberglauben bekommen in dieser letzten Zeit. Entweder werde ich ganz glücklich oder ganz elend. Das Schicksal giebt Papa das Gut und mir deine Liebe, oder uns wird beides nicht. Du liebst mich, du liebst mich! Ich glaube an unsern Stern."

Er ward wie ein Kind, so fröhlich, so selig. Sie versäumten sich sehr. Aber Aline war diesmal nicht besorgt; sie wollte ihrem Vater gestehen, daß sie mit Simons Praktikanten gesprochen, daß die Entscheidung nahe sei. So würde er nicht zürnen.

Und Reinhard sprach zu seiner Mutter von seiner Liebe.

Mamachen war gerührt und dankbar für das Vertrauen. Ja, Reinhard war ihr doch immer ein wahrer Sohn geblieben, während Hubert fremd und kalt that.

Auch Mamachen wünschte heiß, daß sich ein so schicksalsschweres Dokument nicht finden möge, das der armen Aline alle Hoffnungen vernichte.

Ihre Muttereitelkeit und Liebe baute einen ganzen Zukunftsplan aus; nebenher ging immer der Gedanke, daß Hubert daran erkennen werde, wie man auch ohne kalten Streberverstand vornehm, reich und noch obendrein aus Liebe heiraten könne.

Der rührende Aberglaube Alinens, daß mit Reinhards Liebe das Glück in ihr Haus und Leben komme, gewann ihr im voraus das Herz der Mutter.

„Ach," sagte sie zuletzt, als sie sich stundenlang ausgesprochen, „ich möchte, daß der Postwagen verbrennte, in dem die dummen Papiere unterwegs sind. Dann wäre auch das Dokument hin, wenn wirklich ein solches dabei ist. Weißt du, Reinhard, ich teile den Glauben des Fräuleins. Mir ist, als komme durch diese deine Liebe wieder so rechtes Glück auch in mein Leben."

Reinhard umarmte seine Mutter. Am andern Tag saß er in einem besonderen Arbeitskabinett. In dem fensterlosen Raum brannte eine Gaslampe; die Luft war heiß und trocken. Aus den alten Papieren, die auf dem Tisch lagen, stieg ein häßlicher Geruch auf.

An den Wänden rings standen verschlossene Aktenschränke, deren nüchterne Form und eintönige Farbe dem Gemach etwas Gefängnismäßiges gaben; in der einen Ecke stand ein eiserner Ofen, der am Morgen eine abscheuliche Hitze verbreitete. Seit dem frühen Morgen arbeitete Reinhard. Die Stirn brannte ihm, die Lippen waren trocken, und mehr als einmal hatte er nach frischem Wasser gerufen, das der Bureaudiener dann geräuschlos brachte. Während der Mittagspause verschloß Reinhard das Kabinett mit größter Sorgfalt. Er gönnte sich nur eine halbe Stunde Zeit zu einem hastigen Imbiß.

Simon selbst war an diesem Tage sehr beschäftigt. Das raunende Geräusch von Stimmen drang zuweilen zu Reinhard hinein, wenn Simon eine Konsultation erteilte. Sonst hörte man im Kabinett nur das singende Summen der Gasflammen.

Wohl an vierzig Urkunden, gesiegelt und ungesiegelt, hatte Reinhard schon teils durchgesehn, teils nach Entzifferung der ersten Zeilen als nicht in Betracht kommend zurückgelegt. Und noch immer keine Spur von einem Schriftstück, welches besagte, daß die Nachkommen des Cord Winterberg denen des Hans Winterberg im Genuß des Gutes vorangehen sollten.

Wenn es sich nicht fände! Dann wäre der Prozeß schnell zu Gunsten von Alinens Vater entschieden!

Reinhards Hände zitterten schon vor Erregung, seine Spannung wuchs bis zur Unerträglichkeit.

Da — der Name Cord von Winterberg. Reinhard atmete auf: es war nur ein ganz

Digitized by Google

gewöhnlicher Ehekontrakt, in dem ein Cord Winterberg einer Ursula von Bönnitz aus dem Hause Melzin ein Wittum verschrieb.

Und dann einmal der Name Hans Winterberg. Reinhard fiel in lähmende Enttäuschung: es war nur ein ceremonielles Glückwunschschreiben zur Geburt irgend eines Stammhalters und gehörte also zu dem unnützen Ballast zwischen diesen Papieren.

Die Stunden schlichen dahin. Reinhard fühlte sich unfähig, weiter zu arbeiten. Nur dieses halbe Dutzend loser Blätter noch durchsehn und dann morgen mit frischer Kraft von vorn beginnen. Zu andern Zeiten hätten ihn die kunstvollen und nur wenig abgebröckelten Wachssiegel interessiert, die auf einigen dieser großen, gelblichen, an den Bruchstellen schon zerlöcherten Papiere klebten. Immerhin waren sie doch auch jetzt noch im stande, seine abgespannten Nerven neu zu beleben. Denn sie waren alle von gleicher Prägung. Und neben ihnen stand die Unterschrift des Joachim von Winterberg und die Jahreszahl 1589. Also die Unterschrift des Mannes, der das Fideikommiß errichtet.

Das erste Blatt war, wie Reinhard aus dem aufgeführten Frauennamen erriet, wohl wieder eine Wittumverschreibung. Also ungelesen erst einmal bei Seite.

Aber da — was war das? — all die Namen, auf die es ankam, beisammen auf einem Blatt?

Reinhard konnte nichts weiter entziffern als nur die Namen. Er trank erst Wasser und benetzte sein Taschentuch aus dem Glase, um sich mit dem nassen Batist die Stirn zu kühlen.

Und langsam that sich ihm der Inhalt kund; langsam enträtselte er den Sinn der großen, verschnörkelten Anfangsbuchstaben und der fast gleichförmig anzuschauenden, durch wenig Merkmale von einander unterschiedenen kleinen Buchstaben der alten Handschrift.

Er las, daß Joachim von Winterberg, Herr auf Bohenhagen, Walddorf, Melzin, Hüttendorf und Wintershorst, dieses letztere Gut zum Familienfideikommiß bestimme. Daß der jeweilige Inhaber des Besitzrechtes verlustig gehe, falls er Schulden auf den Grund und Boden eintragen lasse. Daß, falls der Stamm des Stifters aussterben solle, die Nachkommen des Cord und nach diesen die Nachkommen des Hans von Winterberg die Genießer sein sollten.

Reinhard saß regungslos und starrte das Blatt an, welches für Aline, für die süße Geliebte einem Todesurteil gleichkam.

Der enge, heiße Raum um ihn schien sich zu drehn; Schwindel erfaßte ihn.

Alle Besinnung schwand ihm. Er vergaß, daß er ein Mann war, der für die verarmte Geliebte arbeiten konnte und ihr mit seiner Liebe Trost zu geben vermochte für alles. Er wußte und empfand nichts als die fürchterliche Entscheidung.

„Er wird sich töten!" hatte Aline von ihrem Vater gesagt.

Bettler waren sie geworden, während der andere Winterberg, ohnehin ein schwer reicher Mann, kaum das Gut bewohnen würde, nach dessen Besitz Aline sich so gesehnt. Ja, dessen sie in holdem Aberglauben schon ganz sicher gewesen. Wie hatte sie sich das Leben in Wald und Feld ausgemalt! Wie erstrahlten ihr die schönen Augen dabei in reinster Freude! Und dieser Traum war nun für immer und ewig vernichtet.

Er malte sich den Augenblick aus, wo er vor sie hintreten müßte und sagen: es ist alles aus. O, sie würde weinen, weinen, weinen. Und nachts würde sie ängstlich horchen, ob nicht ihr Vater zu einer Verzweiflungsthat sich hinreißen ließe. Und wenn er das nicht that, sondern das Leben weitertrug, wie würde er seine Tochter quälen mit bösen Launen und roher Heftigkeit.

Reinhard hatte die Fäuste vor die Augen gedrückt, um zu verhindern, daß ihm Thränen die Wange herabrannen.

Nichts regte sich. Traulich sang die Gasflamme.

Niemand störte Reinhard. Niemand wußte von dem schrecklichen Fund. Nur diese vier stummen Wände waren die Zeugen.

Wenn doch ein Wunder geschähe oder ein Unglück! Wenn die Flamme, die da so ruhig in ihrem Glascylinder stand, herauslodern wollte und alles in Brand setzen: die Papiere, die hölzernen Schränke, das ganze Haus. Dann erführe kein Sterblicher, daß doch das entscheidende Dokument gefunden worden sei.

Digitized by Google

Aber es geschah kein Wunder, die Flamme brannte im weißlich gemaserten Lampenglas still weiter.

Reinhard hielt das Dokument in seiner Hand. — Wer konnte beweisen, daß es sich zwischen dem Haufen ungezählter Aktenstücke befunden habe? Wer, außer Reinhard? Er selbst, er allein hielt die Waffe in der Hand, das Leben der Geliebten zu zerstören.

Er stand auf, das brüchige Dokument mit dem schweren Siegel in der zitternden Rechten haltend.

Eine sonderbare Vorstellung kam ihm. Wenn er die Hand erhöbe — und er erhob sie — wenn er das Blatt nahe über den Cylinder hielte — und er hielt es so — wenn es Feuer finge — und es fing Feuer — — Aus der Vorstellung war zugleich durch inneren Zwang Wirklichkeit geworden.

Das Papier schwälte mit einem Funkenrand und rauchte blau.

Ein energischer Griff, und die herausgefressene Ecke wäre ein nebensächlicher Schaden geblieben, der den Inhalt nicht berührte.

Aber die Muskeln waren wie gelähmt, die Hände wie erstarrt.

Da verdichteten sich die Funken. Eine Flamme schlug empor.

Im ganz naiven Instinkt, das Feuer nicht auf den Tisch voller Papiere herabfallen zu lassen, noch sich selbst die Hand zu verbrennen, schleuderte Reinhard den flammenden Papierfetzen in den Ofen, wo er rasch zwischen den verglühenden Kohlenresten verging.

Reinhard setzte sich wieder an den Tisch.

„Ich will weiter suchen", murmelte er vor sich hin und wußte dabei ganz genau, daß dies ein Wahnsinn sei, daß er das Dokument verbrannt habe.

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte in ein Aktenstück.

„Ich will weiter suchen — weiter suchen", murmelte er und wußte doch, daß er nichts finden würde.

Die Thür öffnete sich. Reinhard schrak bei dem Geräusch schlotternd zusammen.

Simon trat wohlgelaunt herein. „Schon irgend ein Resultat?" fragte er.

Reinhard schüttelte den Kopf.

„Um Gotteswillen, wie sehn Sie denn aus!" rief der Rechtsanwalt.

Reinhard war leichenblaß und hatte Schweißtropfen auf der Stirn.

Simon begriff das völlig. So ein ganzer Tag in dem luftlosen Kabinett, und dabei mit Anspannung aller Kräfte über alten Handschriften brütend — das mußte ja auch gestähltere Nerven angreifen.

Gutmütig plaudernd räumte er die Akten in seinen eisernen Geldschrank, während Reinhard, mit dem Rücken an eine Thür gelehnt, dabei stand und sonderbar vor sich hin lächelte — fast blöde.

Das Bureau wurde geschlossen, auf der Straße trennte Reinhard sich von dem Anwalt. Langsam ging er heim. Es pfiff ein starker Nordwest durch die Straßen, wie brausender Frühlingsvorbote.

Oft stand Reinhard still und besann sich.

Was war denn geschehen? Niemand wußte etwas. Alinens Vater würde den Prozeß gewinnen, und jubelnd würden sie einziehen in Schloß Wintershorst. Und er würde mit der Süßen herumstreifen in den tauigen, morgenfrischen Wäldern.

Hier erschrak er tödlich. Er mußte sich an der Messingstange vor einem Ladenfenster festhalten.

Nein, er, er durfte seinen Fuß nicht nach Wintershorst setzen. Denn er wußte, daß es kein rechtmäßiger Besitz war. Er durfte nicht um Aline werben. Denn er konnte ihren Reichtum nicht teilen, weil er durch Betrug erschlichen war, er konnte ihn aber auch nicht zurückweisen, denn dann hätte er sich verraten und ihr wieder alles geraubt.

Verloren! Verloren! schrie es in ihm.

Er wankte weiter. Nur zur Mutter, zur Mutter! An ihrem treuen Herzen sich ausweinen, Rat von ihr holen.

Rat! Er lachte auf. Das arme Mamachen konnte lieben, trösten, weinen, leiden. Aber raten und helfen — nein, das konnte sie nicht.

War doch einst ihre sanfte Hand nicht einmal imstande gewesen, ihn auf den rechten Weg zu weisen, da er noch ein Jüngling war und zaudernd an der Schwelle des Lebens stand. Aus Hilflosigkeit hatte sie ihn just den einen Beruf ergreifen lassen, zu welchem ihm

Digitized by Google

Gaben, Neigung und Charakter fehlte. Nur, weil ihr zufällig dieser Beruf bekannt und am vertrautesten war.

Aber aussprechen! Wieder erschrak er bis ins tiefste Herz.

Er hatte eine Ehrlosigkeit begangen. Und er sollte der reinsten, besten Mutter den Todesstreich geben, indem er ihr gestand: dein Sohn hat seine Ehre verloren?

Wenn es einen Mitwissenden auf Erden gab, und war dieser Mitwissende selbst die Mutter, so mußte er seine That bekennen, sich dem Gericht stellen, sich schimpflich seinen Beruf absprechen lassen.

Mechanisch trat er in das Haus und ging die Treppen empor. Stufe um Stufe, die Hand an das Geländer klammernd.

Er zitterte vor dem Glockenton, der an sein Ohr dringen würde, wenn er auf die elektrische Klingel drückte.

Er wartete wohl fünf Minuten. Erst als aus der Nachbarwohnung lachend einige Menschen kamen und laut scherzend treppab gingen, faßte er den Mut.

Schrill und durchdringend kam der gefürchtete Ton.

Die Thür öffnete sich. Es war nicht die Mama, die vor ihm stand, sondern die „Stütze".

Er ging in sein Zimmer. Ein schmales, einfenstriges Zimmer, nach der Straße hinaus gelegen. Aber der Lärm von unten scholl nur dumpf bis hier herauf. Er machte Licht und sah sich im Spiegel an.

Ein fremdes, todblasses, verzerrtes Gesicht sah ihm aus dem Glas entgegen.

Das Gesicht eines Ehrlosen. Er staunte seine eigenen Augen an. Er fragte sich, ob er bereue, was er gethan? Er wußte es nicht. Nur das eine dumpfe Gefühl war in ihm, daß er nicht anders gekonnt hatte. Es war ganz mechanisch, wie unter einer Zwangsvorstellung geschehen.

Er dachte über sein ganzes Leben nach: ja, schon seit seiner Knabenzeit hatte immer der Augenblick Gewalt über ihn gehabt.

Das Licht, welches er so lange in der Hand gehalten, setzte er nun vor den Spiegel nieder.

Drüben an der Wand hingen seine Waffen, Schläger und Pistolen; alle blank geputzt. Das Metall der Läufe und Schneiden blinkte im Reflex des unruhigen Kerzenscheines auf.

Er nahm einen kleinen Revolver herunter. Es war eine zierliche Waffe, sein Freund Helms hatte sie ihm einmal geschenkt. Und in diesem Augenblick, wo Todesstarrheit sein Wesen umfing, sah er doch plötzlich das dicke Gesicht, die kleinen Schweinsaugen und die wenigen blonden Bartstoppeln seines Freundes Helms vor sich, und ihm war, als höre er dessen knödelnden Tenor singen: krim-krambambuli, krambambuli.

Langsam lud er. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

„Kam nicht eben mein Sohn?" fragte die Justizrätin und sah von ihrer Stickerei auf.

„Der Herr Assessor sind in sein Zimmer gegangen," antwortete die „Stütze" und warf das Tischtuch über den Tisch wie ein sich blähendes Segel.

Als der Abendtisch fertig gedeckt war, wartete die Justizrätin noch fünf Minuten.

Dann stand sie auf und ging in ihres Sohnes Zimmer.

Was war das? Reinhard lag auf dem Bett!

Sie stürzte hinzu.

„Fehlt dir etwas?" rief sie bang.

Ihr Fuß stieß an einen harten Gegenstand, der vor dem Bett lag. Sie beachtete es nicht.

Sie neigte sich über den Sohn, der sein Gesicht in die Kissen gebohrt hatte.

„Reinhard, Reinhard," schrie sie. Er lag manchmal so, wenn er Kopfweh hatte. Aber Frauen sind wie Tiere: sie wittern die Gefahr, das Außerordentliche, auch wenn es sich noch nicht verrät. Die Gewalt der Liebe macht hellseherisch.

„Reinhard," schrie sie.

Er wandte mühsam die Stirn, so daß sein Gesicht frei kam.

„Mamachen," stammelte er.

„Was hast Du?" jammerte sie.

„Keine Last mehr!"

„Zum Arzt, zum Arzt," rief sie, halb sich zurückwendend, wo in der Thür auf ihr Geschrei hin die Stütze und das Mädchen sich zeigten.

Die stoben davon.

„Mein Sohn," sagte die Mutter bebend vor Angst, „was ist dir?"

Digitized by Google

Er antwortete nicht, und sie sah nicht, daß sein schwarzer Rock in der Herzgegend blutdurchtränkt war, denn das flackernde Licht stand hinter dem Kopfende des Bettes und ließ es im Schatten.

Durch das Hirn der Mutter stürzten allerlei Schreckgedanken: Typhus, Diphtherie, Schlaganfall, — — nur die Wahrheit nicht. Wie sollte ihr der Gedanke auch kommen?

Er hob den rechten Arm, schwerfällig, mühevoll und legte ihn um den Hals der Mutter, die sich tief zu ihm beugte.

„Mamachen," flüsterte er, „ein warmes Nest hast du uns gemacht."

„Ja, ja," stammelte sie.

„Aber fliegen konntest du uns nicht lehren, und das war doch die Hauptsache!"

Das letzte Wort erstarb im Flüstern, und zugleich fühlte die Mutter etwas — — sie hatte, um sich herabzubeugen, ihre Hand in die Kissen neben Reinhard gestemmt, und nun war die Hand naß — — und rot. —

Ein entsetzlicher Schrei ertönte.

„Verzeih mir," stöhnte Reinhard.

„Warum, warum?" schrie sie.

Er aber schwieg. Denn ewige Stummheit hatte sich auf seinen Mund gelegt.

* * *

Die arme Justizrätin, sagte man, sei seit dem Tode ihres Reinhard ganz kindisch geworden. Sie langweilte alle ihre Bekannten mit der ängstlichen Frage:

„Nicht wahr, was kann eine Mutter mehr thun, als ihren Kindern ein warmes Nest machen? Und das that ich, ja, gewiß. Reinhard sagte es noch auf seinem Sterbebett."

Jeden Tag ging sie an sein Grab und war getröstet, ging freudig, wichtig heim, wenn sie dort Blumen von unbekannter Hand fand.

Es war ihr wie eine persönlich empfangene Schmeichelei, daß ihr Reinhard noch über das Grab hinaus geliebt wurde.

Eines Tages fuhr eine fremde, schöne Dame vor und gab sich als Aline von Winterberg zu erkennen. Beide Frauen weinten viel zusammen. Aline wollte wissen, ob die Mutter eine Ahnung habe, was Reinhard zu der That getrieben.

Ach nein. Sie war und blieb ein Rätsel. Denn was für Gründe sollte ihr charaktervoller, ehrenhafter, guter, treuer und fleißiger Sohn Reinhard gehabt haben, sich zu erschießen? Man müsse ein amerikanisches Duell annehmen.

Sie war immer eine treue und aufopfernde Mutter gewesen, die nur für ihre Söhne gelebt hatte, und mehr konnte man doch nicht thun.

„Nein, gewiß nicht," sagte Aline und tröstete die Frau mit dem Bericht von Reinhards Liebe zu ihr, und wie diese Sohnestreue sie — Aline — zuerst vertraulich zu Reinhard gezogen hätte.

„Ja," sagte die Frau unter wohlthuenden Thränen, „das darf ich wohl aussprechen, ich habe nur für meine Kinder gelebt! Ich habe sie selber gewaschen, angezogen und gefüttert, nie hab' ich sie bezahlten Wärterinnen anvertraut. Ihre Hemdchen und Kittelchen habe ich genäht, so lange es ging, und auch als sie in die Jahre des Wachsens kamen, habe ich sie gut gepflegt. Sie haben von mir nur Pflichtgefühl und Rechtlichkeit gesehen."

Hier seufzte sie schwer und dachte daran, daß trotzdem ihr Hubert so ganz, ganz anders geworden sei, als man erwarten durfte, und daß sie immer noch nicht begreifen könne, wie sie, die Warmherzige, zu einem so harten, berechnenden Sohn käme.

„Nur, wissen Sie, liebes Fräulein," sprach sie weiter, „es waren eben Söhne. Die entwachsen einem so schnell. Man versteht nichts mit ihnen anzufangen. Wie soll man sie zu einem Beruf hinleiten? Das ist doch zu viel verlangt. Wie können wir Frauen wissen, welcher Mensch und welcher Beruf recht zusammen passen! Wir wissen doch so wenig vom Leben, und mein Mann sagte immer, dazu seien wir auch nicht da. Freilich, wenn dann der Mann stirbt . . . ."

Und während sie das kläglich sagte, war ihr, als höre sie ihres sterbenden Sohnes Stimme sagen, noch liebevoll, um seinem Wort den Stachel zu nehmen:

„Ein warmes Nest konntest du uns bereiten, aber fliegen konntest du uns nicht lehren."

Digitized by Google

Dr. Henriette Tiburtius-Hirschfeld.

Von

Mary Muchall.

Nachdruck verboten.

Anfang Oktober durften wir einen Gedenktag begehen, der bis jetzt nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamten Frauenwelt einzig dasteht: das 25jährige Berufsjubiläum der Zahnärztin Dr. Henriette Tiburtius-Hirschfeld, geb. Pagelsen, der ersten Frau, welche Zahnheilkunde studiert hat. Ist sie dadurch zur Bahnbrecherin für viele ihres Geschlechtes geworden, so hat sie ferner durch ihr Leben den Beweis geführt, daß Willenskraft Wege schafft, auch für die Frauen, und zeigt uns schließlich, daß eine Frau nicht in den Alltäglichkeiten des Lebens unterzugehen braucht, um Hausfrau, Gattin und Mutter in der Worte bester Bedeutung zu sein.

Henriette Pagelsen wurde im Jahre 1834 in Westerland auf der Insel Sylt geboren, wo ihr Vater als Prediger wirkte. Mütterlicherseits stammt sie aus einer altfriesischen Familie. Sie war ein überaus kleines Kind, jedoch ganz gesund und von großer Lebhaftigkeit. Kaum neun Monate alt, lief sie durch das ganze Haus, zum nicht geringen Erstaunen ihrer Familie und der Nachbarn. Der Zug ist zu typisch für ihr ganzes Leben, als daß wir uns versagen möchten, ihn hier zu erwähnen. Der Unterschied zwischen Mädchen und Knaben drängte sich ihr zuerst in unliebsamer Weise auf, als sie ganz unvermutet einen ihrer Spielgefährten, in demselben Alter wie sie, in den ersten Hosen erblickte. Mit dem Ausruf: „Mutter, Mutter, Paul ist ein Junge geworden, ich will auch ein Junge werden!“ stürzte sie nach Hause. Das mußte freilich ein frommer Wunsch bleiben. Später — sie zählte damals sechs Jahre — wurde ihr Vater nach dem südlichen Holstein versetzt, und dort, in einem stillen, aber gastfreien Pfarrhause, verlebte Henriette die übrige Jugendzeit. Ihr einziger Lehrer war ihr hervorragend pädagogisch begabter Vater, dessen vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, ebenso viele Klassen bildeten, je nach dem Unterschiede des Alters. Wie damals, als „Paul ein Junge geworden“ war, regten sich auch jetzt unbotmäßige Wünsche: Henriette hätte gar zu gern mit den älteren Brüdern Lateinisch gelernt. Aber die Brüder lehnten sich nachdrücklich gegen solche Übergriffe eines Mädchens auf, und auch der Vater wies sie mit dem Bemerken ab, das sei durchaus unpassend, ein Mädchen, von dem bekannt werde, daß es Latein könne, bekomme sicherlich nie einen Mann. So verlebte denn Henriette ihre Jugend wie andere Mädchen ihres Alters und Standes. „Ich machte mich im Hause nützlich,“ sagt sie von sich selbst, „las Romane, glücklicherweise ohne Schaden davon zu haben, und verwendete viel zu viel Zeit auf feine Weißstickereien. Aber mit meinem Können auf eigenen Füßen zu stehen, dazu wäre ich nicht imstande gewesen.“ Was die Erziehung nicht gethan, holte das Leben nach. Sie heiratete einen Gutsbesitzer namens Hirschfeld und sah sich nun, im neunzehnten Jahre, urplötzlich an der Spitze eines großen Hauswesens all den Pflichten gegenüber, deren Erfüllung selbst an erfahrene Hausfrauen bedeutende Anforderungen stellt. Wenn es ihr auch bald gelang, diese Aufgaben zu bewältigen, so

Digitized by Google

gestaltete sich andrerseits ihre Ehe zu einer einzigen schweren Prüfungszeit für sie, und als Henriette nach sieben Jahren Witwe wurde, war sie geistig und körperlich schwer leidend. Erst allmählich, im Hause ihrer Schwester, die einen

Dr. Henriette Tiburtius-Hirschfeld.

Arzt auf dem Lande geheiratet hatte, kehrten ihre Kräfte wieder. Mit der Kraft kam auch das Verlangen und wurde immer lebhafter, sich selbst eine Lebensstellung zu gründen. Sie nahm daher im Jahre 1865 die Einladung einer Freundin in Berlin um so lieber an, als beide glaubten, in der großen Stadt werde es einer Witwe nicht schwer fallen, eine Stelle zur Führung des Haushaltes zu finden. Erst als sie zu suchen begann, wurde ihr das Verhältnis von Angebot und Nachfrage hinsichtlich der Arbeit gebildeter Frauen klar. Es fiel ihr wie Schuppen

Digitized by Google

von den Augen, daß den Frauen, deren Begabung doch auch höchst verschiedenartig sei, noch manche Berufsarten erschlossen werden müßten. Zum Unterrichten, der einzigen Erwerbsthätigkeit, welche gebildeten Frauen damals zugänglich war und als „anständig" galt, taugt bei weitem nicht jede. Was thun? Langandauernde heftige Zahnschmerzen, die sie stets aufs neue quälten, hatten sie überall in die Hände der Zahnärzte getrieben. Was das bedeuten wollte, werden ihre Altersgenossen verstehen, denn zu jener Zeit waren die Zahnärzte wissenschaftlich noch ganz ungeschult. Schon oft war Henriette der Stoßseufzer entfahren: „Ich wollte, ich könnte irgendwo Zahnheilkunde studieren!" Jetzt machte sich der Wunsch in verstärktem Maße geltend; aber wie sollte er verwirklicht werden? Nach manchen vergeblichen Bemühungen fand die entschlossene Frau endlich einen Berliner Zahnarzt, der sie im Technischen unterwies, ihr jedoch gleichzeitig eröffnete, in Berlin sei an ein Studium nicht zu denken. Auf den Rat eines amerikanischen Zahnarztes wandte Henriette sich an die Regierung und erhielt wider Erwarten aller Sachverständigen die Erlaubnis, hier zu praktizieren, nachdem sie in Amerika studiert haben würde.

Mit diesem für sie so wichtigen Dokument begab sie sich im Herbste 1867 nach Philadelphia, meldete sich zur Aufnahme in das Pennsylvania Dental College und brachte dadurch die ganze Fakultät in Aufruhr. Es hatte ja bisher noch keine Frau dort studiert. Nur durch das energische Auftreten des Professor Truman, der die Rechte der Frauen bis zum heutigen Tage als treuer Freund und Ritter verficht, gelang es, Henriette mit einer Stimme Mehrheit ins College zu bringen. Nachdem sie einmal aufgenommen war, ließen weder Professoren noch Studenten es an Freundlichkeit und Höflichkeit fehlen. Da sie zudem noch das Glück hatte, als Pensionärin in das Haus des Professor Truman zu kommen, mit dessen kluger Frau sie herzliche Freundschaft schloß, so verlebte sie nunmehr zwei in jeder Beziehung lehrreiche und angenehme Jahre.

Nachdem sie ihre Studien beendigt, ihr Examen bestanden hatte, wurde sie von verschiedenen Seiten aufgefordert, sich in Philadelphia niederzulassen; aber Henriette hatte anderes im Sinn. „Nun ich eingesehen habe, daß eine Frau diesen Beruf ausfüllen kann, ist es meine Pflicht, zurückzukehren und auf dem neuen Arbeitsfelde einen Platz für meine Mitschwestern zu erobern," entgegnete sie. Gesagt, gethan. Im Herbst 1869 ließ „Dr. Henriette Hirschfeld" sich als Zahnarzt für Frauen und Kinder in Berlin nieder; mit ihrem Rat und ihren Empfehlungen ausgerüstet, gingen 2 Jahre später die ersten Damen hinüber, um gleich ihr Zahnheilkunde zu studieren, und heute hat sie die Freude, ungefähr dreißig wissenschaftlich gebildete Zahnärztinnen in Deutschland praktizieren zu sehen. In Amerika, das nur zögernd nachkam, giebt es deren schon über 200, die von ihren männlichen Kollegen dort entschieden besser behandelt werden, als die deutschen Zahnärztinnen hier von den ihrigen.

Ende 1872 trat Henriette in eine zweite Ehe mit dem Oberstabsarzt a. D. Dr. Tiburtius, welcher seitdem gleichfalls in Berlin praktiziert. Das Erscheinen der beiden Söhne — die erste Ehe war kinderlos geblieben — hat die Berufsarbeit nur auf wenige Wochen gestört, die Knaben sind kräftig herangewachsen, haben ihre Dienstzeit beendigt und wenden sich ihren Berufsstudien zu. Seit dem Herbst 1876 wohnt auch die Schwester des Mannes, Dr. med. Franziska Tiburtius, als Familienmitglied bei dem Paare. Wer einmal einen Blick in diese Häuslichkeit gethan hat, in der das Familienleben, vereint mit edler Geselligkeit, in schönster Weise gepflegt wird, dem ist sicher warm ums Herz geworden, und wer aus der Fremde kam, mußte sich hier heimisch fühlen.

Einer so umfangreichen Praxis Henriette Tiburtius auch vorsteht, findet sie dennoch Muße, sich durch eine ausgebreitete Vereinsthätigkeit dem Gemeinwohl zu widmen. Wo es sich darum handelt, den Frauen neue Erwerbsquellen zu erschließen, Kranken und Bedürftigen Pflege und Unterstützung zu gewähren, Kindern und jungen Mädchen Schutz angedeihen zu lassen, da greift sie überall mit klarem Kopf und warmem Herzen ein, und wirkt auf diesem Gebiete nicht weniger segensreich, als in ihrem Beruf. Sie ist in dem Vorstande des „Heimathauses für Stellung suchende

Digitized by Google

Mädchen," das der „Deutsche Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit" wesentlich auf ihre Anregung 1884 im Stadtbahnhof „Börse" einrichtete; sie gehört dem Vorstande der „Heimstätte in Berlin" an, die im Jahre 1889 in der Sandstraße 19 eröffnet worden ist und die Bestimmung hat, einmal gefallenen Mädchen mit ihren Kindern eine sichere Zuflucht und damit die Möglichkeit zu bieten, auf den rechten Weg zurückzukehren, wie das Versorgungshaus des Frl. Lungstras in Bonn. Als 1880 auf Anregung von Frau Lina Morgenstern der „Frauenverein zur Rettung und Erziehung minorenner strafentlassener und verwahrloster Mädchen" zusammentrat, wurde Henriette Tiburtius gebeten, das Amt der stellvertretenden Vorsitzenden zu übernehmen. 1887 verwandelte dieser Verein sich in den „Frauenverein zur Erziehung minorenner Mädchen für die Hauswirtschaft" und nahm in seiner Anstalt (Schulstraße 67) demgemäß nicht mehr aus dem Gefängnis entlassene, sondern eben eingesegnete Mädchen auf, um dieselben zu brauchbaren Dienstmädchen auszubilden. Die zweite Vorsitzende war eine der eifrigsten Förderinnen dieser Umwandlung, da sie von dem Gedanken ausging, es sei richtiger, vorbeugend zu wirken, als erst den Gefallenen die rettende Hand zu reichen.

Frau Dr. Tiburtius' eigenste und großartigste Schöpfung aber ist die „Poliklinik für Frauen", die 1877 eröffnet und 1881 mit einer „Pflegestation für Frauen" verbunden wurde. Die Mittel brachte die unermüdliche Frau in nie rastender Thatkraft ohne Beihilfe eines Vereins lediglich durch freiwillige Beiträge sowie Veranstaltung einiger Konzerte zusammen; die unentgeltliche Behandlung der Kranken übernahmen unsere ersten beiden Ärztinnen, Dr. med. Franziska Tiburtius und Dr. med. Emilie Lehmus. 18 870 Frauen haben seit dem Bestehen der Poliklinik dort ärztlichen Rat und Beistand erhalten, während in der Pflegestation im ganzen 528 Kranke behandelt worden sind. Solche Zahlen reden.

1893 wurde Frau Tiburtius in das Hauptkomitee für die deutsche Frauenabteilung auf der Weltausstellung in Chicago berufen und ihr die Berichterstattung über Krankenpflege und Diakonissenwesen übertragen. So natürlich die Berufung, so umfangreich war die Arbeit, die ihr damit zufiel, so trefflich wußte sie ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Ein erschöpfendes Bild ihrer Thätigkeit geben die vorstehenden Daten nicht; denn, wie schon bemerkt, Henriette Tiburtius tritt überall mit Rat und That ein, wo es die Förderung ihres Geschlechtes, die Linderung der Not gilt. Dem Wahlspruch ihrer friesischen Heimat: Rüm Hart, klar Kimming! (großes Herz, klarer Gesichtskreis!) ist sie treu geblieben durch ihr ganzes Leben. Da verstand es sich denn von selbst, daß ihr Jubiläum von dem ganzen, großen Kreise ihrer Freunde und Bekannten mit inniger Freude begangen wurde und sich dadurch zu einer herzerquickenden Feier gestaltete. Wenn wir die kleine, zierliche Frau noch heute in staunenswerter Frische ihres Amtes walten sehen, sei es im Hause, im Beruf oder in Vereinen, so ist es uns wie eine Mahnung, hinzugehen und desgleichen zu thun. Möge Henriette Tiburtius noch lange unter uns wirken und schaffen, den Altersgefährten zur Freude, der Jugend zur Nacheiferung!

Digitized by Google

Armut und Armenpflege.

Von

Jeannette Schwerin.

Nachdruck verboten.

Von Zeit zu Zeit geht durch die Tagespresse eine Notiz, daß ein alter Mann oder eine Witwe an Entkräftung gestorben sei, und daß die zuständige Armendirektion sie wahrscheinlich nicht in genügender Weise unterstützt habe. Mancher liest es und sagt mit bedauerndem Achselzucken: „Ja, es wird doch aber so viel für die Armen in unserer Stadt gethan! Unsere öffentliche Armenpflege, die wohlthätigen Vereine, die Hauslisten — bei mir liegen noch drei auf dem Korridor! Dergleichen wird eben immer passieren! Wer weiß, was das für Leute waren; ohne Schuld sind sie gewiß nicht!“ — Viele andere wird die Zeitungsnachricht mit einem leisen Schauer erfüllen und sie vielleicht veranlassen, rasch in die Tasche zu greifen, wenn ihnen ein Gesicht mit hungrigem Ausdruck begegnet. Nur wenige werden fragen: „Wie konnte solches Unglück geschehen? Und wie ist es zu verhüten?“

Noch immer ist mit dem Begriff des Armen der Begriff des Rechtlosen verbunden; das Sprichwort „Armut schändet nicht“ tritt in seiner schlichten Form gerade diesem eingewurzelten, durch Tradition und Gesetzgebung geheiligten Vorurteil entgegen. Wie man in alten Zeiten Krankheiten als eine göttliche Strafe ansah und den davon Befallenen ängstlich mied, um durch die Berührung mit ihm nicht den Zorn der Unsterblichen auf sich selbst herabzuziehen, so nahm auch der Arme eine gesonderte Stellung ein, bis milde Religions- und Sittenlehren den Menschen auf die heilige Pflicht hinwiesen, den Schwachen, Bedürftigen und Armen zu stützen. Nach der Bildungsstufe eines Volkes, nach dem Grade seiner sittlichen und intellektuellen Entwicklung richtet sich auch die Auffassung dieser Pflicht; die äußersten Grenzpunkte bilden auf der einen Seite die rauhen spartanischen Gesetze, welche die für die Gemeinde Untauglichen vernichteten, auf der anderen die verheißungsvollen Worte: „Was ihr thut dem Geringsten eurer Brüder, das thut ihr mir.“

Wer ist nun aber arm, und aus welchem Grunde ist er arm? Die Beantwortung dieser beiden Fragen würde die Lösung manches sozialen Problems in sich schließen, wenn man sich nicht etwa mit der tiefsinnigen Antwort Onkel Bräsigs zufrieden geben wollte: „Die große Armut kommt von der großen pauvreté!“ Und doch liegt ein tiefer Sinn in dieser kindlichen Antwort, denn die „Armseligkeit“ der *Gesinnung* ist es sehr oft, die der wirklichen Armut Vorschub leistet, eine Armseligkeit, die in der Selbstsucht, als der Wurzel allen Übels, ihre Ursache findet. Sich um die Verhältnisse anderer zu kümmern, für sie zu sorgen, zu denken, mit ihnen zu fühlen, das reißt den Menschen aus dem ruhigen Kreis der Betrachtungen, in dem sein persönliches Wohlergehen den Mittelpunkt bildet. Der Arme bedarf aber dieses thätigen, flüssig gemachten Mitgefühls, denn oft genug ertöten Not und Kummer alle aktiven Kräfte in ihm, und eine Unterstützung kommt zu spät, wenn die Möglichkeit fehlt, sie nutzbar zu machen. *Helfen* heißt *zur rechten Zeit*, *am rechten Platz* und mit den *rechten Mitteln* eingreifen. Diese drei Momente recht zu erfassen, bedarf es praktischer Erfahrung, theoretischen Wissens und warmer Gesinnung. *Arm* wollen wir jeden nennen, der, aus welchen Gründen sei dahingestellt, entweder überhaupt nicht imstande ist, seinen und der Seinigen Lebensunterhalt zu erarbeiten, oder

Digitized by Google

doch nur soviel, als gerade ausreicht, um notdürftig von Tag zu Tag das Leben zu fristen, ohne daß für Zeiten der Not etwas erübrigt werden kann.

Was aber ist zum Lebensunterhalt durchaus nötig? Eine erschöpfende Antwort auf diese verwickelte Frage steht noch aus; selbst Behörden wie die Armenverwaltung von Berlin vermeiden es in ihren Publikationen ängstlich, eine Definition zu geben. In der Geschäftsanweisung für die Armenkommissionen der Stadt Berlin (s. § 42, 47 Nr. 5) finden sich die Worte „Notstand", „Maß des Notwendigen", ohne irgendwie erläutert oder präzisiert zu werden. Vielmehr bleibt es dem Armenvorsteher überlassen, jeden einzelnen Fall nach seiner individuellen Auffassung zu beurteilen. Halten wir an den unterschiedlichen Begriffen von „selbstverschuldetem" und „schuldlosem" Elend fest — obgleich es immerhin ungerecht ist, die so mannigfach in- und auseinanderfließenden Erscheinungsformen auf diesem Gebiet in starre Begriffe zu kristallisieren — so müssen wir zugeben, daß gerade die wichtigsten Zweige des öffentlichen Armenwesens noch erhebliche organisatorische und ethische Mängel aufweisen. Noch immer geht die Armenpflege von der im modernen Wirtschaftsleben durchaus nicht begründeten Voraussetzung aus, daß Arbeitslose, wenn sie nur willig und fähig sind, Beschäftigung finden; daher springt sie der gesunden, aber arbeitslosen Person nicht bei und befördert damit oft genug ihren und ihrer Familie Untergang, während eine rechtzeitig gewährte Unterstützung über die Zeit der Krise hinweggeholfen haben würde. Und doch ist der Arbeitslose arm in dem oben definierten Sinne, und insofern hat er Anspruch auf „Armenpflege"; er soll ihr nur nicht, wie der Sprachgebrauch treffend sagt „verfallen", d. h. zugleich mit der Annahme öffentlicher Unterstützung gewisse Rechte einbüßen, die ihm als Bürger, als dem Gliede einer Gesamtheit, unzweifelhaft gebühren; denn wirtschaftliche Verhältnisse sind eine force majeure, die den einzelnen für den Augenblick beugen kann, aber ihn nicht ehrlos zu machen braucht.

Eine andere Kategorie der Armenpflege, mit der es noch recht traurig bei uns aussieht, ist die Fürsorge für Witwen und Waisen. Münsterberg, der gewiegteste Kenner der deutschen Armenpflege, sagt darüber:

> „Die Berichte der Armenverwaltungen ergeben, daß der weitaus größte Teil der Unterstützten überall aus Witwen besteht, zugleich lassen aber jene Berichte keinen Zweifel darüber, daß vielfach die Unterstützung dieser Witwen, namentlich wenn sie mehrere Kinder haben, durchaus unzulänglich ist. Und doch sollte man die Beihilfe gerade hier nicht zu karg bemessen, damit die Witwe nicht ihre ganze freie Zeit und ihre vollen Kräfte dem Erwerb zu widmen brauche, sondern imstande bleibe, ihren Haushalt zu führen, ihre Kinder zu beaufsichtigen und, wenn auch etwas bescheidener, im wesentlichen doch so zu ernähren und zu erziehen, als ob der Vater noch lebte. Wenn viele Armenverwaltungen gerade hierin fehlen, so liegt das eben an der unklaren Erkenntnis ihrer Aufgabe; es handelt sich nicht blos darum, die Hilflosen vor dem leiblichen Verhungern zu schützen; viel wichtiger ist es noch, neben der körperlichen Lebensfähigkeit auch eine gewisse geistige Freudigkeit und Frische zu erhalten. Ohne diese kann selbst die sorgsamste Mutter ihre Kinder nicht ausreichend pflegen. Wird aber die körperliche und geistige Entwicklung und die sittliche Zucht der Kinder vernachlässigt, so wird damit ihre ganze Zukunft von vornherein im traurigsten Sinne entschieden; körperliche Verkümmerung, geistige und sittliche Verwahrlosung sind hier die notwendigen, über den Kreis der unmittelbar geschädigten Personen hinaus das ganze Gemeinwesen treffenden Folgen."

Wie zutreffend diese Worte sind, mag ein Beispiel erläutern, eins von den vielen, die sich in Berlin jedem aufdrängen, der sehen und hören will. Eine Witwe mit sechs Kindern erhält von der städtischen Armendirektion monatlich 25 Mark, d. h. auf fünf Kinder je 5 Mark; das sechste Kind muß sie selber ernähren können, sagt die Armendirektion. Von diesem Gelde kann die Frau natürlich den gesamten Lebensunterhalt nicht bestreiten, und sie arbeitet daher Knopflöcher in Kragen, wofür sie pro Dutzend 30 Pf. erhält. Die Wirtschaft will besorgt sein, die Kinder sollen gewaschen, das

Digitized by Google

Essen bereitet, alles geflickt und in Ordnung gehalten werden. Wie oft muß sie die Arbeit unterbrechen und aus der Hand legen, eine Arbeit, die größte Sauberkeit erfordert, und wie wenig kann sie damit verdienen? Ist es nicht begreiflich, daß eine solche Frau die Kinder hausieren gehen läßt, sie schon früh auf die Straße wirft, oder im günstigeren Fall gleich nach Beendigung der Schulzeit in irgend eine Stellung bringt, die etwas Verdienst abwirft? An eine Fachausbildung des heranwachsenden Knaben kann ja nicht gedacht werden, denn während einer Lehrlingszeit geht die Erwerbskraft des Kleinen für die Familie verloren. So wächst der Knabe heran, ohne etwas gelernt zu haben, vermehrt die Masse der „ungelernten" Arbeiter, um ein Leben zu führen, das im Elend beginnt und im Elend oder auch in Laster und Verbrechen endet. Das Mädchen dagegen wird, kaum der Schule entwachsen, unreif an Körper und Seele, in die Fabrik gesteckt, um dort entweder ganz unterzugehen, oder durch ihre Arbeit den Lohn ihrer männlichen Arbeitsgenossen herabzudrücken und untauglich zu werden für ihren natürlichen Beruf als Frau und Mutter; denn ein verkommener Körper und gänzliche Unwissenheit der für diesen Beruf notwendigsten Dinge sind ihre traurige Mitgift.

Solchen Erfahrungen gegenüber erscheint die Summe von 5 286 321 Mark, welche beispielsweise im Jahre 1892 von der Berliner Armendirektion für „öffentliche Armenpflege" verausgabt wurde, unverhältnismäßig groß. Unter öffentlicher Armenpflege versteht man die Unterstützung der Armen im Hause aus öffentlichen Mitteln, so daß die Unterhaltungskosten der für die Armen außerdem noch eingerichteten Asyle, Siechenhäuser, Hospitäler u. s. w. hier nicht einbegriffen sind. Die obige Summe erscheint um so größer, als 1892 bereits die reichsgesetzlichen Arbeiterversicherungs-Ordnungen in Kraft getreten waren, welche die Armenverwaltung bedeutend entlasten sollten, bei ihrer etwas schwerfälligen Organisation es aber noch wenig gethan haben. Trotzdem ist diese Gesetzgebung als ein erfreulicher Anfang zu bezeichnen, dem Gebiete der Armenpflege diejenigen Elemente zu entziehen, die wohl der Fürsorge des Staates oder der Gemeinde zu empfehlen sind, nicht aber durch ein Almosen sich gebrandmarkt zu fühlen brauchen. Der Begriff des „Almosens" ist es ja eben, der unserer Überzeugung nach immer mehr verschwinden und der Auffassung Platz machen soll, die im Sprachgebrauch eines alten Kulturvolkes seinen Ausdruck findet, welcher „Gerechtigkeit" und „Wohlthun" mit ein und demselben Wort bezeichnet. — Was uns not thut, ist eine Individualisierung der Armenpflege, wie sie ja in vielen deutschen Städten bereits besteht und in dem sogenannten „Elberfelder System" bis jetzt seinen vollkommensten Ausdruck gefunden hat. Aber besonders in Berlin ist man dieser Auffassung sehr abgeneigt, und doch kann eine organisierte Armenpflege nur dann Ersprießliches leisten, wenn sie mit persönlicher, von freiwilligen Armenpflegern beiderlei Geschlechts ausgeübter Fürsorge Hand in Hand geht. Diese soll darauf gerichtet sein, außer der gewährten materiellen Hilfe durch Rat, Belehrung und Hebung des moralischen Sinnes in jedem einzelnen Falle die Quellen des Elends zu verstopfen und so die Zahl der Unterstützungsfälle allmählich zu verringern. Dazu gehört auch, daß in jedem einzelnen Falle nicht allein die Person des Hilfesuchenden bedacht, sondern von den freiwilligen Armenpflegern auch dafür gesorgt wird, die Erwerbsfähigkeit der Familie zu heben. Die Familie ist ein Organismus, welcher leidet, wenn das einzelne Glied schwach oder krank wird. Daher ist jedesmal bei aller Fürsorge für den einzelnen auch die wirtschaftliche Lage sämtlicher Familienglieder zu berücksichtigen und, je nach Bedürfnis, durch Inanspruchnahme gemeinnütziger Wohlfahrtseinrichtungen (z. B. zur unentgeltlichen Ausbildung befähigter Kinder) oder durch organisiertes Zusammenwirken mit privater Wohlthätigkeit auch ihnen zu Hilfe zu kommen. Diese letztere, die wir durch gesetzgeberische Maßregeln gern nach mancher Richtung eingeschränkt sähen, kann in keinem Falle ganz entbehrt werden. Eine gesunde Armenpflege sollte darauf bedacht sein, nicht nur das Notwendigste zu geben, so daß die Unterstützten mühsam weiter vegetieren können, sondern soviel, daß sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten resp. wieder gewinnen können, wenn sie vorher gänzlich Schiffbruch litten. Die Armenpflege sollte vor allem schnell eingreifen, und

Digitized by Google

den Instanzenweg, der oft genug ein Passionsweg ist, verkürzen. Zur Verwirklichung dieser Wünsche gehört allerdings eine größere Schar von Bereitwilligen, als sich bis jetzt, wenigstens in Berlin, zu dieser Thätigkeit gefunden haben. Große Kreise der Bevölkerung gehen an diesen Fragen, die sie täglich mit dem Ellenbogen streifen, achtlos vorüber. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie einen Beitrag zu einem oder gar mehreren Wohlthätigkeitsvereinen gegeben haben, oder wenn sie ihren Frauen und Töchtern gestatten, Bazare zu besuchen und bei sonstigem amüsanten Wohlthun mitzuwirken. Sonst kümmern sie sich nicht um die innere Arbeit der Vereine und würden vielleicht auch bei den oben genannten Gelegenheiten nicht in die Tasche greifen, wenn sie sich nicht an die laufende Ausgabe gewöhnt hätten. Andere geben wieder, ohne zu fragen, und sind dann erschreckt und ernüchtert, wenn ihnen Undank oder Lüge entgegentritt. Sie wissen eben nicht, daß alles, was man thut, nach dem Maß von Arbeit und gründlicher Vorbereitung geschätzt wird, das man in sein Thun hineinträgt, und daß es wenige so schwierige Aufgaben giebt, als gerade die Armenpflege, die einerseits große soziale Fragen berührt, andererseits ein eingehendes Studium der so komplizierten menschlichen Einzel-Charaktere erfordert. Ohne sich über diese Schwierigkeiten klar zu werden, hält sich recht häufig der unintelligente und bezüglich dieser Dinge unerzogene Mensch für befähigt, Gutes zu thun. Nein, sagen wir, Böses wird er thun, und wieviel, das ist gar nicht abzusehen. Wie kann man wirksam arbeiten, wenn man nicht die Logik der Thatsachen kennt? Diese lernt man nur kennen, wenn man ohne Vorurteil, geduldig und unparteiisch das Leben des Volkes beobachtet und lange Zeit objektive Eindrücke sammelt, in dem Gedanken, sie gegebenen Falls zum Nutzen eben dieses Volkes zu verwerten. Mit dieser beobachtenden Thätigkeit muß sich Kenntnis der Armengesetzgebung und der sie ergänzenden gemeinnützigen Institutionen verbinden. Je reicher das Leben des Armenpflegers an Kenntnis und Erfahrung ist, je höher sein sittlicher Standpunkt, desto befähigter wird er zu seinem schweren Amte sein. Daher ist es sehr zu beklagen, daß die Armenkommissions-Vorsteher zum Teil Kreisen entstammen, welche diesen Ansprüchen nicht immer gerecht werden können. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die fähigsten und zugleich opferfreudigsten Elemente unter diesen Beamten nicht überwiegen — es ist ja ein unbesoldetes Ehrenamt, von dem wir sprechen —, es wäre aber sehr zu wünschen, daß auch Stände, deren Vertreter wir bis jetzt in der Armenpflege vermissen, zur Mitarbeit herangezogen würden. Unter den Armenkommissions-Vorstehern Berlins z. B. finden wir Juristen, Gelehrte, Großkaufleute so gut wie gar nicht, und doch ist wohl anzunehmen, daß durch Einführung dieses mehr theoretisch gebildeten Elementes manche Unbill vermieden werden könnte, die auf eine rein mechanische Ausführung der Gesetzesvorschriften zurückzuführen ist.

Vor allem aber fehlt eins: die Frau als Mitarbeiterin. Nach berühmtem französischen Muster möchte man fragen: Où est la femme? Aber eine Antwort wird man in den seltensten Fällen erhalten. Warum soll die Frau nicht zur pflichtmäßigen Hilfeleistung für andere herangezogen werden? Auch die eifrigsten Gegner der Frauenemanzipation gestatten ihr ja, heimlich und im verborgenen „Gutes" zu thun; sobald sie aber ihre Thätigkeit in den geregelten Dienst für ihre Mitmenschen mit einstellen möchte, wird sie zurückgewiesen. Freilich, in vielen deutschen Städten arbeitet die Frau mit Männern gemeinsam auf diesem ihrem eigensten Gebiete, z. B. in Kassel, Elberfeld, Breslau und anderen Orten; aber der Berlinerin wird noch immer die Fähigkeit abgesprochen, „die Hüterin ihres Bruders zu sein".

Die rasche Kombinationsgabe der Frau, ihr großes Anpassungsvermögen, die Fähigkeit, mit ihren armen Schwestern ganz anders zu sprechen als der klügste Mann, der gemeinsame Boden, auf dem sie als Frau und Mutter mit ihnen steht, befähigen sie, ganz abgesehen von der Wärme ihrer Empfindung, in hohem Grade dieses Amtes zu walten. Mag der Einwurf, daß sie sich zu sehr von ihrem Gefühl leiten lasse, berechtigt sein oder nicht, ein Übermaß des Empfindens wird weniger schaden als ein Mangel — jedenfalls wird niemand dabei verhungern. Natürlich muß sie durch Kenntnis und Erkenntnis lernen, das rechte Maß für ihre Bethätigung zu finden.

Digitized by Google

Die Frau wird oft versöhnender und verständnisvoller wirken können als der Mann, wenn es sich um Familiendramen handelt, die sich aus Elend und Laster aufbauen; in allen hauswirtschaftlichen und erziehlichen Fragen ist ihre Erfahrung keinesfalls zu entbehren.

Ausreichende Unterstützung bei unverschuldeter Armut ohne jede entehrende Bedingung, zu denen wir u. a. auch das viel gefürchtete Armenbegräbnis rechnen, das selbst den großen Demokraten Tod zu verspotten scheint, Zuziehung der Frau zur Mitarbeit in der behördlich organisierten Armenpflege, von seiten der Besitzenden aber ein thätigeres und verständnisvolleres Interesse für die offenen Wunden, aus denen ihre Brüder bluten — diese Faktoren würden das bittere Wort eines Engländers unwirksam machen:

„Wenn Gott den Menschen für Verbrechen so bestraft, wie der Mensch den Menschen für die Armut, dann wehe den Söhnen Adams!"

Sprüche.

I.

Erprobte Freunde, wem sind sie eigen?
Wir lernen den Freund erst ganz verstehn,
Wenn wir ihn um eine Wohlthat flehn,
Oder ihm eine Wohlthat erzeigen.

II.

Der schweren Sache frisch ins Antlitz lachen, —
Dann wird gewiß ihr düstres Aussehn lichter.
Wenn wir sie heitren Auges grüßen, machen
Selbst Regentage freundliche Gesichter.

III.

Nur gegen eitles Hasten
Kehrt sich mein Widerwille,
Ich möchte drum kein Rasten,
Nicht Ruhe, aber — Stille!

IV.

Nicht nur immer das Erträgliche,
Wollt ich, möge Gott mir geben.
Etwas mehr als das alltägliche,
Glatte Glück möcht ich vom Leben!

V.

Nagt je ein Groll uns die Seele wund,
Dann wissen wir sicher, warum wir hassen.
Für Neigungen aber, die uns erfassen,
Hat der Verstand meistens keinen Grund.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Totensonntag.

Von

E. Liß-Blanc.

Nachdruck verboten.

Warm, goldig lacht die Sonne über der schon halb erstarrten Erde. November! — Die Natur liegt im Sterben. Warum machen ihr die Sonnenstrahlen das Entschlafen so schwer? Wie eine glühende, liebewarme Umarmung legen sie sich schmeichelnd noch einmal um Wiesen und Fluren, daß die armen sich ihrer Blumenlosigkeit schämen. Im trostlosen Gefühl des Verwelkt-, des Abgeblühtseins neigen sich die gelben Gräser.

Der entlaubte, nackte Wald seufzt nach seinen Blättern; der Wind hat sie abgerissen. Ein großes, wehmütiges Sehnen geht durch die gealterte Natur. O, daß sie hätte blühen und grünen können in warmer Sonne! Aufflackernde Lebensfreude ringt mit dem Todeszwang. Solch verspäteter, warmer Novembertag hat etwas Herausfordernd-Grausames.

Und der schmeichelnde Sonnenschein wärmt die Hügel und ihre Lusthäuser und Schlößchen; — umsonst! Die Hügel bleiben kahl, und seelenlos die einst belebten Häuschen. Mit dicht verhangenen Fenstern, wie in tiefem Schlaf geschlossenen Augen, harren sie apathisch des Wintertraumes. Waldrebe und wilder Wein, die im Sommer mit grüner Guirlande freiwillig Haus und Veranda umwanden, hängen als dürre, nackte Ranken, wie verworrenes Haar. Die Sperlinge wühlen darin und erzählen sich mit plebejischer Skandalsucht die neuesten Dorfgeschichten.

Der Strom fließt gedankenvoll den alten Weg und läßt seinen Rücken von der Sonne streicheln. Sie erwärmt ihn nicht, den alten, skeptischen Gesellen, aber die Funken tanzen so gern auf seinen Wellen, und er liebt das Spiel. Gefällig trägt er Dampfboote und Fähren mit scheinbar vergnügten Menschen von einem Ufer zum andern — es ist eine lautlose, gedrückte Fröhlichkeit; etwas, das an einen Leichenschmaus erinnert. Wo sind die Vögel mit ihrem Jauchzen? Die Schmetterlinge, die, wie verkörperte, glückliche Illusionen den Sommer idealisierten?

Die Wiesen kranken am ersten Frost, und die Brombeerranken tragen braunrot-erfrorene Blätter. Nur die Disteln recken ihre steifen, dummen, roten Köpfe anmutlos, wie im Sommer; — etwas Häßliches verändert sich schwer zum Nachteil; darin beruht sein Vorzug.

Und so stehen die roten Disteln auf ihren silbergrauen, stachligen Stielen kerzengrade, stramm, wie muskulöse Athleten; sie thun sehr mutig. Dem ersten Frost wichen sie noch lange nicht! Nein — das thaten nur sentimentale Glocken- und weiße Sternblumen. Die hingen beim ersten Reif die Köpfchen und starben an gebrochenem Herzen, vor Sehnsucht nach dem Sommer.

Disteln und Brombeeren beherrschten mit ihren Stacheln das sanft abfallende Ufer; dann kamen Weiden, die unzertrennlichen Freunde des Wassers. Sie standen ihm seit Menschengedenken am nächsten. Im dichten Gestrüpp lärmten Rohrsperlinge und Finken, die von den Landgärten herüberkamen. Wie laut ihre Stimmen in dem durchsichtig klaren Novembertag klangen!

Am andern Ufer sprachen zwei Fischer. Deutlich verstand man jedes Wort, als wäre die Luft in ihrer Duftleere klangtragender geworden.

An der Ecke einer Gartenmauer, dort, wo die Dorfstraße hinunterführt, lehnt ein Bauernbursche im Sonntagsrock. Eine gedrungene, kernige Gestalt; blauäugig, blondhaarig, mit treuherzigem, verbranntem Gesicht, das ein runder Strohhut beschattet. Neben ihm auf der Mauer liegt ein kleines Häuflein gepflückter Gräser und letzter Blumen, und des Mannes plumpe, ungeschickte Finger sind beschäftigt, sie zu einem Strauß zu fügen. Sein Gesicht wird rot von der zierlichen, anstrengenden Arbeit, zu der ihn die Liebe verführt. Ob sie sich über den Strauß freuen wird? Es ist

Digitized by Google

der letzte in diesem Jahr . . . vielleicht für lange Jahre . . . Ein tiefer Seufzer hebt die Brust des Burschen — morgen muß er in die Stadt zu den Soldaten.

Und so hat er heut nochmal seine und Resis Lieblingsplätze aufgesucht; Gänseblümchen, bunte Blätter, an sonniger Stelle halb verdorrte, aber noch rote Nelken gefunden. Es wird ein kleiner, farbenprächtiger Strauß. Ein verwöhntes Auge hieße ihn geschmacklos — das Naturkind findet ihn wunderschön: es ist soviel Rot darin, und das bedeutet Liebe!

Und immer schneller winden seine Hände den Strauß. Von Zeit zu Zeit sieht er sehnend die Dorfstraße hinauf: ob Resi kommen wird? Noch ist die Straße menschenleer; niemand ist zu sehen. Nur sonnt sich gemächlich ein Dorfhund. Hin und wieder huscht eine scheue Schwarzamsel hinüber in den Nachbargarten — Sonntagsstille!

Der Strauß in des Mannes Hand ist groß geworden; befriedigt, mit wohlgefälligem Lächeln sieht er darauf nieder. Liebkosend führt er ihn an sein Gesicht, doch enttäuscht läßt er ihn sinken: was ist das? Er hat in seinem Frühlingsdrange vergessen, daß Herbstblumen nicht mehr duften können. Aber die Resi wird sich doch darüber freuen! Er will ihr sagen, wo er die Nelken, die Gänseblumen, die roten Blätter gefunden — an jeder Blüte hängen liebe Erinnerungen: an ihr erstes Stelldichein, den ersten Kuß, an ihr Glück und ihre Liebe! Und das alles soll jetzt zu Ende sein? Ihm ist, als gehe er hinaus in Nacht und Dunkel, und die Sonne bliebe mit Resi in seinem Heimatsdorfe.

Traurig sieht er in das fließende Wasser. Die kleinen Wellen laufen geschäftig am Ufer hinunter und verschwinden im weichen, feuchten Sande. Langsam gleitet ein Segelboot mit weißem Flügel an ihm vorüber, wie eine große, unfaßliche Sehnsucht. Wohin — wonach? . . .

Lachende Stimmen! Wie ein Lockton reißen sie ihn aus seinen traurigen Gedanken — erwartungsvoll sieht er auf. Dann verfinstert sich sein Gesicht; es nimmt einen drohenden Ausdruck an.

Und doch — das ist seine Resi! Seine lachende, übermütige Resi! Noch ist sie hochoben in der Dorfstraße. Ja, aber denkt sie denn nicht daran, daß heut ihr letztes gemeinsames Stündchen vor langer Trennung schlägt? Ihr Lachen thut ihm weh, wie ein Schlag. Und neben ihr geht der reiche Müllerssohn; er schäkert mit ihr und sieht sie mit verliebten Blicken schmachtend an.

Ein jähes Schmerzgefühl schnürt dem armen Burschen das Herz zusammen. Dann wallt es zornig in ihm auf. Er beißt die Zähne aufeinander, als unterdrücke er einen Fluch, faßt den mühsam gepflückten und gebundenen Strauß und schleudert ihn weit hinein in den Fluß. Tanzend nimmt ihn die Strömung auf und trägt ihn pfeilschnell, als leichtes Spielzeug dahin.

Einen Augenblick starrt der Bursche den roten Blumen nach mit düsterem, finsterem Gesicht: ihm ist, als sähe er seine Liebe mit dem Strauß versinken. Dann wendet er sich und geht den Kommenden entgegen.

Erst jetzt erkennt ihn das hübsche Bauernmädchen. Errötend, verlegen sucht sie sich von ihrem Begleiter freizumachen. „Nun Hans, wie steht's?" fragt sie den Burschen leichthin, scheinbar unbefangen und sieht ihm zärtlich, schelmisch in die Augen, „kommst du mit in den Dorfkrug?"

„Nein," versetzt er barsch, mit zorniger Erregung kämpfend und wendet ihr und ihrem Begleiter den Rücken.

Da lacht Resi spöttisch auf. Das unfreundliche Benehmen ärgert sie des Müllers wegen, der schadenfroh dabei steht. Nun mag der andere bleiben, wo er Lust hat; sie will sich deshalb ihr Sonntagsvergnügen nicht rauben lassen! Und sie geht mit dem Müllerssohn ins Wirtshaus.

Noch von weitem tönt ihr helles Lachen herüber zu ihm, der traurig und verlassen am Ufer steht. Lacht sie absichtlich so laut? Oder nimmt die klare, durchsichtige Luft die Frauenstimme so melodisch auf? . . .

Der Bursche starrt ins Wasser und sucht die Stelle, wo der Strauß versunken ist, als müßten die roten Blumen grüßend wieder emporsteigen . . . Leis murmelt die Strömung, gleichgiltig gleitet der Strom darüber, wie die Zeit über herbe Schmerzen.

Wasser und Zeit — sie scheinen so erbarmungslos gleichgiltig gegen alles Lebende, und doch können beide so barmherzig trösten!

Digitized by Google

Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika.

Von

Frieda Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 30 und Schluß.)

Alles in allem machen sich die schwarzen Landsleute das Leben beneidenswert leicht. Unter Essen und Trinken (ihr Champagner ist, wie sie selbst sagen, der moussierende und stark berauschende Palmwein), unter Tanzen und Gesang werden ihnen besonders die Nächte zu Festen. Und man glaubt es gar nicht, mit wie wenig Arbeit diese Leutchen auskommen können! Auch die ernsteren Lebensfragen erledigen sie spielend. Meinen Dhau-Kapitän, den ich mir aus dem eine Tagereise entfernten Pangani verschrieben hatte, fand ich eines Abends bekümmert und zornig. Auf meine Fragen erzählte er mir, seine in Pangani lebende Frau habe ihm durch einen Schiffer sagen lassen: „Ich lebe in Pangani, also will ich auch einen Mann haben, der in Pangani lebt. Wenn du an einem anderen Orte bleibst, muß ich mich nach einem neuen Mann umsehen, der hier ist. Punktum."

Ach, dachte ich erschrocken, sollte ich durch mein eigennütziges Eingreifen hier ein Familienglück zerstört haben? Das sei ferne! Und ich bot dem Seehelden an, seine Frau kommen zu lassen.

Allein dies fand keinen Anklang. „Wenn sie sich dort einen anderen Mann suchen will, gut," erklärte der Verlassene philosophisch.

„Du willst dir wohl auch hier eine neue Frau suchen?"

„Ja, Bibi."

„Hast du schon eine gefunden?

Er, mit strahlendem Gesicht: „Ja, Bibi."

„Da soll ich dir wohl Vorschuß geben, damit du sie heiraten kannst?"

„Ja, Bibi."

„Was verlangt sie?"

„Fünfundzwanzig Rupien."

Der Wackere erhielt das Geld und die Frau. Auch hat er, beiläufig gesagt, das Entlehnte alles wieder abverdient. Seine Erkorene war billig. Hübsche Suahelifrauen kosten den Freiern 50, 75, ja, wenn sie aus guten Häusern sind, bis zu 200 und 300 Rupien.

„Ni dasturi," — es ist Sitte. Denke ich an die Heiratsgesuche in deutschen Zeitungen, so will es mir scheinen, als werde das Kaufen der Ehehälften in Europa fast so umstandslos betrieben, wie in Afrika. Nur daß in Europa die Frau der zahlende Teil zu sein pflegt, der Mann also das Kaufobjekt. Man muß nur das Kind beim rechten Namen nennen. —

Um endlich auch der Tierwelt zu gedenken, so sei gleich gesagt, daß Schlangen, Tiger und Löwen, so viel ihrer auch vorhanden sein mögen, dem Europäer in Ostafrika selten eine bange Stunde machen. Während ich in Tanga lebte, hauste ein Löwenpaar in der Umgegend, nichtsdestoweniger machte ich meinen täglichen Spaziergang zwischen vier Uhr nachmittags und Sonnenuntergang, meist nur von meinem schwarzen Diener begleitet, ohne irgend eine Waffe bei mir zu führen. Ich trug den Sonnenschirm, der Diener den Stock, das war alles. Einmal, als wir gegen Sonnenuntergang ein enges, wildes Sumpfthal betraten, machte mein Schwarzer plötzlich Halt

Digitized by Google

und erklärte, hier könnten wir nicht weiter gehen, hier seien Löwen. Wäre ich allein gewesen, ich wäre wohl umgekehrt, aber die beiden Marineoffiziere, die mich an jenem Abend begleiteten, lachten nur, obwohl auch sie nichts als Spazierstöcke bei sich hatten, und wir gingen weiter: Hamis zitternd, ich etwas neugierig der Dinge wartend, die da kommen mochten, die Herren völlig unbekümmert, — kein Löwe ließ sich blicken.

Nachts hörte man sie zuweilen kurz aufbrüllen. Dem seltsamen Getön folgt eine kurze, auffallende Stille, die bekannte Schreckenspause der gewarnten Tierwelt, dann bricht ein wahnsinniges Wut- und Angstgeheul seitens der halbwilden Hunde los.

Auf den provisorischen Hüttenlagern der Eisenbahnstrecke landeinwärts machten sich die Bestien unliebsam bemerkbar; man fand mehrmals des Morgens in der Frühe neben anderen Spuren Überbleibsel aufgefressener Schwarzer.

Sehr begreiflicher Weise ist die Angst der halb nackt und schlecht, oder gar nicht bewaffnet einhergehenden Schwarzen vor dem „simba" (Löwen), dem „Töter der Menschen" groß. Wenn ein Europäer zufällig einem Löwen begegnet, so versteckt er sich natürlich auch, statt anzugreifen; aber im allgemeinen überwiegt doch bei dem weißen Manne, der ja hundertmal besser, vor allem auch mit Waffen besser ausgerüstet ist, als der Schwarze, die Jagdpassion jedes andere Empfinden. Auch die deutschen Herren von Tanga brannten darauf, die beiden Löwen zu erlegen; diese aber waren schlau und ließen sich nicht beikommen.

Weit zahlreicher als die Löwen sind die Hyänen, die allnächtlich in den Straßen der Küstenplätze und dicht unter den Fenstern der Europäer ihre Stimme ertönen lassen. Es ist ein unheimliches, eigentümliches Geheul, das man nie vergessen wird: mit einer tieferen gezogenen Note beginnend, überspringt es plötzlich drei Intervalle, um auf dem hohen Ton staккato zu enden.

Der schlimmste Feind der Haustiere, vor dem man sich wenig schützen kann, da er mit unerhörter Keckheit vorgeht, ist der Panther. Fast jede Nacht hat er irgendwo ein Schaf, eine Ziege, ein paar Hühner fortgeholt, — zuweilen versucht er's auch bei hellem Tage vor den Augen des Europäers; ehe jener das Gewehr herbeigeholt hat, ist der Räuber mit seiner Beute auf und davon.

Unser Bezirksamtmann, Herr von St. Paul, dessen Haus etwas abseits von der Stadt liegt, hatte zum Schutz gegen das vierbeinige Raubgesindel einen starken, großen Schäferhund, Fritz genannt. Nachts lag Fritz auf der die Wohnräume umgebenden Veranda. Eines Nachts hört die Haushälterin ein eigentümliches Geräusch auf der Veranda. Kurz entschlossen tritt sie heraus und sieht mit Entsetzen und Staunen gerade noch, wie der Panther mit Fritz über das Gitter setzt.

Das Raubtier war auf die ziemlich hohe Veranda geklettert, hatte den Hund im Schlaf angefallen und gewürgt, ehe das stattliche Tier nur einen Ton hatte von sich geben können.

Trotz seiner Keckheit greift aber doch der Panther Menschen nicht an.

Ein in großen Herden die Wälder bevölkernder Küstenbewohner ist der Hundsaffe. Dieser ungeheuer häßliche, unendlich komische, flinke und starke Geselle wird so groß wie ein großer Hund. Das alte Männchen trägt eine helle Mähne und ist darum schon oft von weitem für einen Löwen gehalten worden. Sehr beruhigend ist es alsdann für den Schreckerstarrten, wenn der „Löwe" plötzlich mit der bekannten Affengeschwindigkeit den nächsten hohen Baum erklettert.

Der Angriff eines Hundsaffen soll nicht ungefährlich sein. Das glaube ich gern, denn gegen die Kraft und unheimliche Geschwindigkeit dieser Tiere ist ja gar kein Aufkommen. Freilich sind sie so scheu, daß sie gewöhnlich Hals über Kopf das Weite suchen, kaum daß man etwas von ihnen erblickt hat. So mag wohl der „Angriff" der Hundsaffen zu den afrikanischen Sagen gehören. Die Schwarzen fangen die jungen Tiere mittelst einer List und verkaufen sie dem Europäer. Dieser befestigt dem Tier einen Ledergurt um den Leib und legt es an die Kette, was durchaus erforderlich ist, da ein frei herumlaufender Affe in einer Stunde mehr Unfug und Schaden anrichtet, als zehn ungezogene Kinder in einem Jahr. Auch in unserem Hof hauste ein junger Hundsaffe, Klara genannt, der ungemein drollig war und sehr freundschaftlich

Digitized by Google

mit meinem kleinen Terrier-Hund August spielte, auf den er freilich herabsah, wie ein Weltweiser auf einen Gassenjungen. Ich hatte in der Vorhalle eine Kiste stehen, und zwar offen, in welcher sich etwa zwanzig Flaschen Naumannscher Extrakte befanden. Eines Tages macht sich Klara los, beschäftigt sich eine kleine Weile stillvergnügt im Vorraum und wird wieder eingefangen und angebunden. Kurz darauf sehe ich zufällig nach meiner Kiste, und was finde ich? Die sämtlichen gut verschlossenen Flaschen sind entsiegelt und entkorkt, — von den Korken keine Spur. Herr Klara (er war trotz des Namens ein Männchen) hatte seine kurze Freiheit sinnig benutzt, die sämtlichen Flaschen zu öffnen und die Korke verschwinden zu lassen! —

Dergleichen Geniestreiche wiederholten sich beständig, und es ließe sich seitenlang davon erzählen.

Was endlich die Schlangen betrifft, so habe ich während meiner beiden, je neun Monate umfassenden Aufenthalte in der Kolonie lebendig jedesmal nur eine einzige angetroffen, und das war beide Male ein kleines Tier, das eiligst die Flucht ergriff.

Bei einem Besuch, den ich von Tanga aus in Bagamoyo machte, begegnete ich im Hofe des von Gräfin Lilly Pückler geleiteten deutschen Hospitals unserem Forstassessor; zwei Schwarze trugen einen großen Palmstrohmattenkorb hinter ihm her.

„Eine hübsche kleine Jagdbeute," sagte der Forstassessor, „wollen Sie mal sehen?"

Die Schwarzen legten den Mattenkorb nieder, und ich öffnete ihn arglos, fuhr aber doch gehörig zurück. Da lag vielfach zusammengerollt, baumstammdick eine wirkliche Riesenschlange!

Die Patres von der katholischen Mission in Bagamoyo hatten das liebe Tierchen in irgend einem vergessenen Zimmerwinkel beim Abrücken eines Möbels aufgestöbert, und Bruder Oskar, der lustige rheinländische Nimrod, hatte es totgeschlagen. —

Gefährlicher als die Tiere des festen Landes sind die des Wassers. Das Meer wimmelt von Haifischen, die sich mitunter bis in den Hafen verirren, und die in den Hafen von Tanga einmündenden Flüsse Sigé und Mkulumusi beherbergen zahlreiche Krokodile und Flußpferde.

Eine Bootfahrt den Sigé hinauf gehört zu den wenigen Vergnügungen, die dem Tanga-Europäer erreichbar sind.

Einst holten mich Herr und Frau von St. Paul zu einer solchen Spazierfahrt ab. Wir verließen Tanga noch in der heißen, blendenden Sonne des Frühnachmittags, durchquerten den Hafen in etwa dreiviertel Stunden und suchten zwischen Sandbänken und Mangrove-Inselchen den Weg in die Flußmündung.

Der hier ziemlich breite Strom ist eingefaßt von ausgedehntem, sumpfigem, unzugänglichem Mangrovenwald.

Die Mangrove ist ein interessanter Baum von „vorsintflutlichem Charakter" (wie der Forstassessor sagte), an dessen zahlreichen, vielverzweigten, ein netzartiges Gewirr bildenden Luftwurzeln Schlamm, Zweige, Pflanzenüberreste und was sonst die Strömung mit sich führt, hängen bleibt. Der Baum wächst im Wasser, und sein Holz ist hart wie Eisen, gleich widerstandsfähig gegen Wasser und Feuer. Es wird daher allgemein zum Bauen verwendet. Bei den Europäern steht die Mangrove in üblem Ruf, weil der Schlammsumpf, der sich um ihre Luftwurzeln bildet, Fieberdünste emporschickt. Allein für die Küstenentwicklung ist sie nichtsdestoweniger der eigentliche Pionier, indem sie das Wasser frei hält und zurückdämmt und so einer allgemeinen Versumpfung vorbeugt.

Die Flußlandschaft zwischen diesen einförmig grünen Mangrovesümpfen ist von einer großartigen Einsamkeit und Unberührtheit. Der Schrei eines Seeadlers, das Rascheln eines durch die Wipfel flüchtenden Affen, das taktmäßige Aufschlagen der Ruder, das ist alles, was die Scenerie belebt.

Nach etwa einer halben Stunde Bootfahrt stromaufwärts verschwindet die düstere Einförmigkeit der Mangrovenwildnis, und es zeigen sich an beiden Ufern die viel anmutigeren Formen der Mimosen. Rechts liegt ein Negerdörfchen, in dessen kleinem Flußhafen einige Kanoes (ausgehöhlte Stämme) schaukeln. Die Büsche am Wasser sind dicht besetzt mit den kugelförmigen Nestern der gelben Reisvögelchen; die reizenden

Digitized by Google

Insassen hüpfen auf den Zweigen umher und schaukeln sich. Am Ufer stehen schneeweiße Reiher; hier und da erscheint einmal ein schwarzer Storch. Aus den Wipfeln ertönt der melancholische Ruf der wilden Taube. Auch Papageien sieht man.

„Mamba!" ruft einer unserer Baharia (Bootsleute) und weist mit ausgestrecktem Arm auf eine kleine Sandbank. Er hat ein sich sonnendes Krokodil erspäht.

Allein ehe der Bana im Boote die Flinte hat anlegen können, ist das Reptil schon niedergetaucht.

Einst fuhr ich hier im Boot mit einem italienischen Marine-Offizier, einem munteren, liebenswürdigen braunen Burschen, der mich nur dadurch ärgerte, daß er beständig auf die niedlichen kleinen Vögel schoß, bis ich ihn dringend bat, seiner Jagdlust Zügel anzulegen. Vier Wochen später hörte ich, daß der arme junge Mann von den Somali ermordet worden war. „C'est l'Afrique!" sagen die Franzosen resigniert.

Der Fluß verengert sich; romantisch zerklüftete Kalkfelsen türmen sich an den Ufern auf, immer mit Wald besetzt. Majestätische Baumriesen mit leuchtend weißen, geraden, schlanken Stämmen, von den Wipfeln herniederhängende, schwebende Wände bildende Lianen, seltsame Blumen und Gräser!

Jetzt passieren wir den Marktflecken Amboni, ein unter Bananen, Ricinus und Zuckerrohr verstecktes größeres Negerdorf. Hier befindet sich eine Art Fähre.

Etwas oberhalb von Amboni entspringt aus dem Kalkgestein am Fluß eine starke Schwefelquelle, durch den an faule Eier erinnernden Geruch schon von weitem bemerkbar. Hier pflegen wir uns in Spekulationen über einen zukünftigen Kurort zu ergehen.

Immer enger drängt sich nun der Fluß durch immer wilder übereinandergetürmte Felsmassen. Oft hängen die Felsen so stark über, daß wir uns im Boot bücken müssen.

Ungern entschließt man sich zur Umkehr, aber es ist die höchste Zeit, denn bei Ebbe ist es schwer, über die Sandbänke der Mündung fortzukommen. Also zurück!

Wir haben uns natürlich verspätet. Die Sonne steht tief, — es ist die schönste und angenehmste Stunde des kurzen Tropentages. Aber sie ist flüchtig! Schon bricht unaufhaltsam die Dunkelheit herein, und noch sind wir weit vom Meere.

Die Dämmerung ist sehr kurz am Äquator. Eh wir's gedacht, sind die Uferwaldungen zu einem massigen Schwarz herabgedunkelt. Und nun blitzen Tausende und Tausende von Lichtfünkchen auf und tanzen und schweben. Es sind die Leuchtkäferchen. Fast geräuschlos gleitet unser Boot dahin, ringsum abendliches Schweigen.

Auf einmal ein Getöse wie fernes Wogenbrausen! — Sind wir dem Meer so nah? Und steht draußen eine solche Brandung?

Ich äußere es erstaunt; im selben Moment springt Herr von St. Paul, das Steuer loslassend, auf die Füße.

„Ein Kiboko!" (Flußpferd.)

Das Rauschen und Tosen ist hinter uns und nähert sich schnell; jetzt hör' ichs genau: ein riesiges Etwas rast durch die Fluten hinter uns her. Schon ist es ganz nah. Wir halten den Atem an. Herr von St. Paul hat das Gewehr, das am Boden des Bootes gelegen, zu ergreifen, zu laden und zu richten. Versieht er sich, versagt der Schuß? — wir denken es in der Spannung zum Glück nicht zu Ende.

Von Zielen kann natürlich in der Finsternis kaum die Rede sein, wenn man auch jetzt auf dem dunklen Strom den noch dunkleren Körper unterscheidet.

Der Schuß hallt durch die Nacht, ein Aufschlagen im Wasser, dann tiefe Stille, nichts mehr zu sehen.

Wir wissen nicht, ist das Ungetüm getroffen oder nicht? Taucht es im nächsten Moment vielleicht dicht neben uns auf, oder unter dem Boot?

„Rudert, was ihr könnt!" ruft Herr von St. Paul den Bootsleuten zu. Er hat gut sagen! Während er das Steuer sich selbst überlassen mußte, sind wir in die Mangroven geraten, die uns mit ihren weitausgestreckten Greifästen festhalten. Es kostet große Mühe, loszukommen, und noch viel größere, die jetzt in den Mündungsarmen zu Tage liegenden Sandbänke zu umschiffen.

Aber das Flußpferd meldet sich nicht.

Digitized by Google

„Es ist gestorben," sagen die Baharia zufrieden.

„Was wäre denn nun geschehen, wenn es nicht gestorben wäre?" fragen wir Damen.

„Dann hätte es uns gefressen," antworten gelassen die Schwarzen.

Nun frißt das Flußpferd zwar keine Menschen, greift sogar höchst selten zuerst an, wenn es aber gereizt worden ist, taucht es unter das Boot, wirft es um, oder zerbricht es und trampelt auf den Insassen herum. Den Rest besorgen dann die Krokodile.

Was unser Kiboko heute so gegen unser friedliches Fahrzeug aufgebracht hatte, war schwer zu sagen. Vielleicht hatten wir es im Vorübergleiten unsanft aus dem Schlaf gestört.

Es ist dies fast das einzige Mal, daß ich mich in Ostafrika einer wirklichen Gefahr gegenüber gefühlt habe.

Aber es giebt ein wildes Tier, vor dem wir alle viel mehr auf der Flucht gewesen sind, als vor Nilpferden, Krokodilen, Löwen und Schlangen zusammen; das ist die Beißameise.

Dieses Ameisenvolk ist ein Nomadenvolk und unternimmt fortwährend Wanderzüge; dabei kreuzt es häufig die Wege der Menschen. Die Schwarzen, die von Kindheit an gewohnt sind, auf diese Peiniger aufzupassen, haben ein scharfes und wachsames Auge. Ich ließ meinen Diener stets ein paar Schritte vor mir hergehen. Erspähte er den verhängnisvollen schwarzen Streifen, so blieb er stehen und rief mir zu: „Angalia, Bibi! Siafu!" d. h. „nimm dich in Acht, Herrin, Beißameisen!"

Zogen die Siafu in geschlossener Kolonne (die Arbeiter in der Mitte und zu beiden Seiten die mit Kneifzangen versehenen größeren Soldaten), so machte ich einen großen Schritt oder Sprung über sie hinweg, und mein Hund August, der den schwarzen Streifen gleichfalls kennen und fürchten gelernt hatte, ebenso. Hatten sie sich aber ausgebreitet, so machte ich einen weiten Umweg oder kehrte, wenn das nicht ging, auf dem Fleck um, sonst wäre kein Entrinnen gewesen. In der Dunkelheit ist es nicht gut möglich, den Siafu auszuweichen, weil man sie eben nicht sieht. Dann überfallen sie den Nichtsahnenden, dessen Fuß sie gestört, die „Soldaten" beißen sich ganz fest mit ihren Zangen in die Haut ein, und die Nichtsoldaten stechen gleichfalls recht empfindlich. Das ist besonders peinlich, wenn man sich auf der Straße und in Gesellschaft befindet, die grimmigen Angreifer wüten lassen muß und äußerlich noch stoischen Gleichmut zur Schau zu tragen hat.

Zu den Haustieren Tangas gehörten zu meiner Zeit zwei indische Elefanten und drei Strauße. Die Elefanten, die man als Zugtiere bei den Eisenbahnbauten verwendete, wurden täglich nach dem kleinen Fluß Mkulumusi zur Schwemme geführt; Sonntags dienten sie den erholungsbedürftigen deutschen Kaufleuten als Reitpferde.

Die Strauße liefen umher wie Hühner. Sehr drollig war es anzusehen, wenn eins der zwerghaften Terrierhündchen mutwillig die Riesenvögel jagte. Ein schwacher Schlag des kolossalen Straußenfußes hätte das Hündchen zu Brei zermalmt, doch suchten die dummen, furchtsamen Vögel stets ihr Heil in der Flucht, und dadurch wurde das Hündchen immer dreister.

Wir waren in Tanga etwa fünfzig Deutsche, darunter sieben Frauen, aber obwohl das ungewohnte Klima und die anstrengenden Erdarbeiten häufig Fiebererkrankungen hervorriefen, besaß Tanga weder einen Arzt, noch ein Hospital, noch eine Krankenpflegerin. Die Behandlung des einfachen Malariafiebers kennt ja der „Afrikaner" aus reichlicher Erfahrung; traten jedoch Komplikationen ein, so waren wir eben auch unserer Laienweisheit überlassen, wenn nicht zufällig eins der Kriegsschiffe vor Tanga lag und uns mit seinem Arzt aushalf. (Neuerdings ist ein deutscher Arzt in Tanga stationiert worden.)

Da ich einige Erfahrung auf dem Gebiet der Krankenpflege besitze, nahm ich mich von vornherein der sich selbst überlassenen Kranken nach Kräften an, wobei mich einige männliche Hausgenossen (weibliche waren nicht vorhanden) sehr brav unterstützten. In mancher schweren Nachtwache standen wir einander bei oder lösten einander ab.

Digitized by Google

Ging es irgendwo schlecht, so wurde ich wohl mitten in der Nacht gerufen, denn ich hatte ja vielfach auch den Arzt zu vertreten. Das Vertrauen, das mir die Kranken durchweg erwiesen, war mir eine große Freude. Glücklicherweise ist, solange ich in Tanga war, kein Todesfall unter den Deutschen vorgekommen.

Recht fühlbar machte sich oft der Mangel einer Apotheke, sowie bei hitzigen Fiebern die Unmöglichkeit, Eis zu beschaffen; Umschläge oder Getränke ließen sich trotz aller Mühe nicht in dem erforderlichen Maße kühlen. Auch frische Milch, dies Lebenselixir der Malaria-Rekonvaleszenten, war meist weder für Geld noch für gute Worte zu erlangen.

Ich könnte in der Aufzählung des Nichtvorhandenen lange fortfahren, indessen will es mir scheinen, als ob gerade in diesem überall Unvollständigen, noch im Keime Steckenden, der geheimnisvolle Reiz des Lebens in einer jungen Kolonie liege. Es giebt ja für den Aktionsmenschen kein höheres Lebensgefühl, als das des Schaffens; kein höheres für den Beschaulichen als das des Wachsen- und Entstehensehens.

Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England.

Von

Helene Adelmann.

Vorsitzende des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 24 und Schluß.)

III.

Viele Erzieherinnen wollen nicht ohne eine feste Stelle „in der Tasche" nach England kommen. Wenn ihnen zuverlässige Freunde bei ihnen bekannten Familien eine solche besorgen können, so ist das ja sehr angenehm; in Bezug auf die Stellen, die durch Agenten nach Deutschland vermittelt oder in deutschen Zeitungen angezeigt werden, ist aber die äußerste Vorsicht anzuraten.

Es liegt ja auf der Hand, daß Schulen und Familien, die gute Stellen zu bieten haben, sich in England selbst versorgen können und nicht nötig haben, sich nach Deutschland zu wenden. Ueberdies engagiert kein gebildeter Engländer eine Erzieherin ohne sie zu sehen; darum ist unerläßliche Bedingung in unserem Verein: die Erzieherin, die eine Stelle haben will, muß drüben sein. Es giebt aber Stellen, die gekennzeichnet sind, und für die sich in England nicht leicht mehr Lehrkräfte finden. Sie bilden die fetteste Weide schlechter Agenten, weil sie alle Vierteljahre und noch öfter neu zu besetzen sind, wobei dann jedesmal 10 Prozent des Jahresgehalts bezahlt werden müssen, ehe die Stelle angetreten, ja oft, ehe die genaue Adresse der Familie gegeben wird. Der Agent bestellt die frisch aus Deutschland ankommende Erzieherin zunächst zu sich, und es ist schon vorgekommen, daß er ihr Gepäck zurückhielt, bis seine Forderungen befriedigt waren. An unseren Verein wenden sich derartige Familien und Winkelschulen nicht, weil sie wissen, daß sie von uns niemand bekommen, oder auch, weil es bekannt genug ist, daß wir unseren Mitgliedern Schutz verleihen. Aber der Verein hat schon häufig genug eingreifen müssen, um Lehrerinnen, die solche leichtsinnigen Engagements eingegangen waren, aus der übelsten Lage zu befreien. Es ist uns ein Institut in London bekannt, das oft in einem vielgelesenen deutschen Familienblatt anzeigt und alle drei Monate und noch öfter die unglückliche Erzieherin wechselt, weil sie unter aller Kritik genährt und stark überanstrengt wird. Das deutsche Konsulat mußte sich in einem Falle sogar ins Mittel legen. In einem

Digitized by Google

anderen kam die Erzieherin zu uns, um in ihrer verzweifelten Lage Hilfe zu erbitten. Von einem Halten der eingegangenen Bedingungen war keine Rede gewesen. Sie hatte als Lehrerin und als Hausmädchen zugleich fungieren müssen und gänzlich unzureichendes Essen erhalten. Das war zum Glück in London selbst, wo ja die Hilfe des deutschen Konsulats leicht zu erlangen ist. Aber wie schwer ist diesem ein Eingreifen auf dem Lande möglich! Und dann, wohin mit solchen armen Geschöpfen, wenn sie nicht die Ausbildung haben, die zu ihrem Fortkommen als Erzieherin nötig ist, oder nicht genügende Geldmittel besitzen um heimzukehren? Es bleibt ihnen manchmal nichts anderes übrig als Dienstmädchen zu werden.

Lehrerinnen, die nur um der Sprache willen herüber kommen, nehmen wohl Stellen au pair (zum Austausch der Sprachen, ohne Gehalt) an. Auch hierbei ist Vorsicht sehr ratsam, da häufig die eingegangenen Verpflichtungen in Bezug auf Unterricht ꝛc. nicht gehalten werden und somit der Zweck des Aufenthalts verfehlt ist. Wir verweisen Damen, die nur um Englisch zu lernen herüberkommen, auf St. Albans College, 19 Lansdown Crescent, West Kensington Park, London W. Sie erhalten dort für 25—35 Schillinge wöchentlich (je nach den Ansprüchen in Bezug auf das Zimmer) volle Pension und täglich vier Stunden Unterricht. Die Erfolge sind vorzügliche. Allerdings ist das eine Ausgabe, aber es wird dabei auch der Zweck erreicht.

Wer den in England gestellten Anforderungen thatsächlich genügen kann, dem dürfen wir nach bester Überzeugung raten, sich in erster Linie an den Deutschen Lehrerinnenverein, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. zu wenden, der lediglich zu dem Zwecke gegründet worden ist, die deutsche Erzieherin in England nach jeder Richtung hin zu fördern. Sie wird von da hören, ob das Kommen ratsam ist, welche Zeugnisse einzusenden sind u. s. w. Im „Daheim" des Lehrerinnenvereins oder bei englischen Freunden angekommen, darf sie nicht, wie das so oft geschieht, gleich mit ihren Empfehlungsbriefen bewaffnet, die Adressaten aufsuchen, sondern sie muß schreiben und fragen, ob und wann sie empfangen werden kann. Geht sie gar noch in die City, Kaufherren aufzusuchen, so wird sie sehr verwundert angesehen. Solche Besuche sind ganz gegen englische Sitte. Hat die Erzieherin Meldebriefe zu schreiben, so darf sie nicht vergessen, obenan ihre Adresse zu setzen; im Brief selbst ist kurz anzugeben, was sie leistet und was sie beansprucht. Daß sie beim Suchen in einem guten Stadtviertel wohnt, ist wichtig. Von Bloomsbury oder Russel-Square, Brixton ꝛc. aus, wird sie weit schwerer eine Stelle finden, als von Westend aus, wo sogar die meisten Agenten wohnen. Diese Gründe haben uns ja auch veranlaßt, das Daheim des Vereins im Westend zu gründen, obwohl die Mieten da viel teurer als z. B. im Norden Londons sind. Dorthin würden die englischen Damen sich schwerlich bemühen, um eine Erzieherin aufzusuchen, und doch legen wir gerade darauf ein Hauptgewicht, daß unsere Mitglieder nicht wie früher genötigt sind, die Prinzipalinnen aufzusuchen und reihenweise im Vorzimmer oder dem Zimmer eines Hôtels zu sitzen, den Bemerkungen der Dienerschaft preisgegeben, bis sie vorgelassen werden. Heute können sie mit wenig Ausnahmen im Schutz des eigenen Heims die Prinzipalinnen empfangen.

Beim Abschluß eines Engagements ist zu merken, daß das englische Gesetz drei Monate Kündigungsfrist von beiden Seiten verlangt, falls nicht anderes ausgemacht worden ist. In jedem Falle sichere man sich, daß das Engagement nicht gerade zu Beginn der Ferien abläuft, und man somit am Anfang der Ferien stellenlos ist. Leider giebt es Leute genug in England, die es so einzurichten suchen und dabei noch nicht einmal ein Unrecht finden. Ferien giebt es in Familien und Schulen zu Weihnachten, Ostern und im Sommer; sie dauern eine Woche bis zwei Monate, je nach Verabredung. Es wird fast durchweg erwartet, daß die Lehrerin während derselben fortgeht. Wenn auch das Gehalt fortläuft, so sind doch die Ferien ein bedeutender Ausfall im Budget der Erzieherinnen. Im Verein suchen wir mehr und mehr darauf hinzuwirken, daß die Weihnachts- und Osterferien auf 8 bis 10 Tage beschränkt werden, welche die Erzieherin in der Familie verleben kann; für die Sommerferien aber muß jede für sich selbst sorgen. Es darf die Erzieherin nicht verdrießen, daß in ihrer Abwesenheit ihr Zimmer ganz selbstverständlich für Gäste benutzt wird.

Digitized by Google

Viele Erzieherinnen suchen auch für die Ferien eine Stelle zu bekommen. Bei solchen Stellen wird gewöhnlich freie Reise hin und zurück gegeben (man darf niemals vergessen, diese, sowie freie Wäsche [laundry expenses] auszubedingen), daneben je nach der Arbeit 10 Schillinge bis 2 Pfund Sterling wöchentlich, häufig aber auch gar kein Gehalt. Fortdauernd in dieser Weise auch noch die Ferien durchzuarbeiten, hält aber keine Erzieherin aus; die kräftigsten Naturen habe ich schon im dritten Jahre bei solcher rastlosen Arbeit zusammenbrechen sehen. Es kann also nicht dringend genug Vorsicht in dieser Beziehung anempfohlen werden.

In Schulen wird termweise bezahlt, und man sollte sich auf kein anderes Übereinkommen einlassen. Nur arme Privatschulen oder geizige Vorsteherinnen suchen ein anderes Arrangement zu machen, und schon das Anerbieten eines solchen ist verdächtig. Das Schuljahr wird gewöhnlich in 3 terms geteilt. Die Kündigung kann im halben oder im ganzen term stattfinden.

Es liegt im Charakter dieser Ratschläge, daß vorzugsweise auf das hingewiesen werden muß, was mangelhaft in England ist. Hat man, wie das ja auch Gottlob häufig der Fall ist, mit feinfühlenden Menschen zu thun, die wissen, was sie der Erzieherin bieten dürfen und was nicht, so bedarf diese eben keiner Ratschläge; sie wird sich schnell mit ihrer Familie einleben und braucht sich nicht fortwährend auf dem Verteidigungsstandpunkt zu befinden. Im allgemeinen ist der Engländer gerecht und verständig in seinen Anforderungen. Aber natürlich giebt es — wie in Deutschland auch — Familien, die die Erzieherin ausnutzen und ihr Arbeiten ansinnen, die ihr nicht zukommen. So sehr im allgemeinen der Erzieherin Bescheidenheit und freundliches Entgegenkommen anzuraten ist, so hat sie doch derartige Zumutungen entschieden abzuweisen; ein anderes Verhalten würde sie in eine ganz schiefe Stellung bringen und sie überdies in den Augen solcher Leute nur herabsetzen. So kommt es hier und da vor, daß der Erzieherin zugemutet wird, die Flickarbeit für die Familie zu übernehmen. Beim Engagement wird wohl gefragt: „Do you undertake needlework?“ Das kann ebensowohl heißen: „Lehren Sie das Nähen?“ als „Wollen Sie die Näharbeit für das Haus übernehmen?“ Da mache man auf das Bestimmteste klar, daß man gern den Schülerinnen Handarbeitsunterricht geben, Näharbeit für das Haus aber nicht übernehmen wolle. Eine gelegentliche freiwillige Hilfeleistung aus Freundlichkeit bleibt einem ja immer unbenommen.

Was das Gehalt betrifft, so muß sich die Anfängerin im Lande, selbst wenn sie Tüchtiges leistet und Lehrerfahrung besitzt, mit £ 40—50 als resident governess begnügen, kann sie nicht in Musik unterrichten, mit etwa £ 30. Ist die Lehrerin 4—5 Jahre im Lande, so kann sie, vorausgesetzt, daß sie neben den Schulfächern gute Sprachkenntnisse hat, musikalisch ist und womöglich noch zeichnet und malt, £ 100—120 beanspruchen. Schulen zahlen etwa ein Drittel weniger als Familien. Bei daily engagements wird etwa £ 30—40 mehr gezahlt als bei resident; ein Betrag, der freilich auch bei größter Sparsamkeit nicht ausreicht, um Kost, Wohnung und Nebenausgaben zu decken.

Bei den daily engagements ist man in der Regel von morgens 9 Uhr bis 5 oder 6 Uhr nachmittags beschäftigt. Gewöhnlich, aber durchaus nicht immer, wird Mittagessen (luncheon) und eine Tasse Thee gegeben. Gut bezahlte daily engagements werden in London übrigens immer seltener, weil die Familien ihre Töchter mehr und mehr am Unterricht in Kursen teilnehmen lassen.

Vielfach bin ich in Deutschland nach „Oberlehrerinnenstellen“ gefragt worden. Gemeint waren damit in der Regel Stellen an den high schools, d. h. den höheren Mädchenschulen, die eine Gymnasialbildung gewähren. Ich bemerke daher ausdrücklich, daß Deutsche an solchen Mädchenschulen mit ganz seltenen Ausnahmen nur für Deutsch (bei Internaten auch für Musik) angestellt werden. Es wird dann verlangt, daß sie eine wirklich gründliche Kenntnis ihrer eigenen Sprache haben und z. B. ihre Schülerinnen auch in das Altdeutsche einführen können. Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß man sehr tief in dieses Gebiet einzudringen beabsichtige; in England giebt man viel auf volltönende Namen in den Schulprogrammen. In den

Digitized by Google

anderen Fächern und als head mistress (Leiterin der Schule) stellt man Engländerinnen an, die bei größeren Anstalten in der Regel eine akademische Bildung haben. Einzelne Deutsche, die ihr tripos (das höchste englische Universitätsexamen) bestanden haben, nehmen Ausnahmestellungen in England ein; so Fräulein Therese Dabis als Lecturer für Griechisch und Lateinisch in Royal Holloway College. Auch in Newnham College bekleidet eine Deutsche einen Posten als Lecturer. Das aber sind, wie erwähnt, Ausnahmestellungen, die nur durch ganz besondere Energie und die fleißigste Ausnutzung all der Bildungsgelegenheiten errungen werden konnten, die England seinen Töchtern und gastlich auch den Ausländerinnen so reichlich bietet. Die für solche Posten nötige wissenschaftliche Bildung würde ja auch beim besten Willen die deutsche Erzieherin leider aus ihrem Vaterlande nicht mitbringen können; um so fleißiger gilt es mit den Mitteln, die die Fremde bietet, an der eigenen wissenschaftlichen Ausbildung weiter zu arbeiten. Das kann garnicht genug betont werden.

Gewarnt muß noch vor der Annahme von Schulstellen werden, in denen von der deutschen Lehrerin neben ihrer eigenen Sprache noch Musik, Französisch, Englisch, vielleicht auch noch Handarbeit und Zeichnen verlangt wird; sie ist dann einzige Lehrerin dort, und die ganze Schule taugt nichts. Manchmal wird in solchen Fällen auch hohes Gehalt versprochen; aus dem Zahlen wird aber in der Regel nichts. Vielfach ist das Mobiliar nicht einmal Eigentum der Schulvorsteherin. Wir haben schon unglaubliche Dinge in dieser Beziehung erlebt. Vor kurzem suchte eine Deutsche unsere Hilfe nach, die auf ein Inserat hin eine Stelle in Brighton angenommen und ihr Gehalt in Gestalt eines Cheques von 80 Pfund erhalten hatte. Als sie ihn auf der Bank einlösen wollte, wurde er nicht angenommen, da die Schulvorsteherin nicht einmal 80 Schillinge in der Bank hatte. Kurz darauf brach die ganze Schule zusammen.

IV.

Und nun begleiten wir eine Angestellte in ihre erste Stelle in England. „Kopf oben, ruhig und klar," ermahne ich immer die liebe Jugend, die durchs Daheim geht, „nichts von Nervosität oder gar Heimweh gezeigt." „Unsere neue Erzieherin brach bei ihrer Ankunft in Thränen aus," sagte mir einmal eine sonst ganz gutmütige Engländerin, „ich hätte sie am liebsten gleich mit dem nächsten Zug wieder fortgeschickt, denn ich dachte, das ist mir eine schöne Gesellschafterin für meine Mädchen." Die Engländer wollen keine Melancholie, kein Heimweh, keine Thränen bei ihrer Umgebung.

In der Familie angekommen, wahre man seine Würde und verberge man seine Bürde. Man halte die Engländer nicht für herzlos, weil sie einem vielleicht erst nach langer Bekanntschaft Interesse für die Angehörigen zeigen; ihre Zurückhaltung ist häufig auf ein gewisses Zartgefühl zurückzuführen, das jede Einmischung in Familienangelegenheiten scheut. Erst nach langer Bekanntschaft kommt man den Engländern wirklich näher; dann aber hat man auch zuverlässige Freunde an ihnen. Der kühle Norddeutsche ist ihnen in dieser Beziehung verwandter als der warmherzige Süddeutsche.

Die neu eintretende Erzieherin prüfe im Schulzimmer erst die vorhandenen Bücher und Lehrmittel auf ihre Verwendbarkeit, ehe sie Neues verlangt. Nichts ist den Engländern unsympathischer, als wenn eine Amtseifrige von vornherein das ganze System ihrer Vorgängerin für falsch erklärt und lauter neue Lehrmittel verlangt. Sind diese wirklich untauglich, so gehe man lieber langsam mit Neuerungen vor. Unser Verein wirkt dahin, allmählich eine gewisse Einheit in den Lehrmitteln herzustellen. Verzeichnisse der besten Lehrbücher für die verschiedenen Altersstufen sowie Probeexemplare zur Ansicht finden sich in unserer Bibliothek. Auch bringt unser Vereinsorgan Besprechungen des Nützlichsten aus dem Neuen. Besonders legen wir viel Gewicht auf Einheitlichkeit in der Wahl einer guten Grammatik und empfehlen durchweg die vor 8 Jahren erschienene Sachssche Grammatik, Verlag Kolckmann, 2 Langham Place, London W.

Man sei nicht zu pedantisch, wenn die Eltern da und dort die Kinder lieber im Freien als im Schulzimmer wissen, wenn man auch natürlich Vorstellungen macht,

Digitized by Google

falls der Unterricht stark darunter leidet. Man erwarte auch nicht, daß die Zöglinge der Lehrerin denselben Respekt entgegen bringen wie in Deutschland. Sie erwarten nach dem Unterricht einen älteren guten Kameraden in der Erzieherin zu finden, der mit ihnen spielt und ihre Interessen teilt. Wünschenswert wäre es ja, wenn die englische Jugend mehr Respekt vor dem Alter hätte, aber den eigenen Eltern geht es nicht besser; selbst an diese legen die Kinder eine Kritik an, die manche deutsche Lehrerin entsetzt. Und nur, wenn die Lehrerin sich selbst beherrscht, dann beherrscht sie ihre Zöglinge. Zeigt sie Ärger, Zorn, dann ist sie verloren. „She looses her temper," und: „get a rise out of her" (versuchen wir sie in Zorn zu bringen) ist dann das Feldgeschrei der kleinen nichtswürdigen Gesellschaft. Im Zaum hält man sie nur, wenn man ihnen imponiert. Disziplinarmittel hat man ja auch so gut wie keine. Die beliebten Strafen, daß man die Kinder früher zu Bett schickt, ihnen das Dessert entzieht oder sie Strafarbeiten machen läßt, verfangen wenig, und die Eltern mögen nichts davon wissen. Sie sind, in noch höherem Grade vielleicht als deutsche Eltern, geneigt, den Grund der Ungezogenheiten ihrer Kinder in der verkehrten Behandlung der Lehrerin zu suchen. Sie wollen auch nicht mit Klagen behelligt werden; die Erzieherin soll allein fertig werden. Am härtesten trifft man die Kinder, wenn man sich weigert, in gewohnter Weise an ihren Spielen und Vergnügungen teilzunehmen, sobald sie ungezogen waren.

Schläge gehören durchaus nicht zu den Erziehungsprinzipien der englischen Familie, obwohl sie in den großen öffentlichen Erziehungsanstalten für Knaben allgemein angewendet werden. Muß von solchen extremen Mitteln in Ausnahmefällen Gebrauch gemacht werden, so darf das unter keinen Umständen ohne die spezielle Erlaubnis der Mutter geschehen.

Die Tageseinteilung der Privatlehrerin richtet sich nach den häuslichen Verhältnissen. Man verteilt 5 bis 6 Stunden Unterricht so, wie es den Eltern genehm ist. Zwei Spaziergänge fallen gewöhnlich dazwischen, falls die Schüler nicht reiten oder fahren.

Die Erzieherin nimmt fast immer mit ihren Schülern allein das Frühstück, luncheon mit der Familie, den Thee wieder mit ihren Schülern. Abendbrot (welches das dinner ersetzt) wird ihr im Schulzimmer serviert, und die größeren Zöglinge teilen auch das häufig mit ihr. Diese Einrichtung trägt sehr viel zur Regelmäßigkeit des Unterrichts bei. Wenn der Unterricht sich nach unregelmäßigen Mahlzeiten des Hauses richten muß, so wirkt das sehr störend. Zum dinner, das die Erwachsenen gewöhnlich um 7 oder 8 Uhr des Abends einnehmen, wird die Erzieherin selten zugezogen, und das ist ein Segen für sie, wenn auch diese Einrichtung von Neulingen im Lande und Unverständigen in Deutschland oft sehr falsch beurteilt wird. Jede vernünftig denkende Erzieherin, die ihre Erfahrungen in England gemacht hat, freut sich derselben. Woher würde sie denn sonst die Zeit nehmen, weiter zu arbeiten und sich auf ihren Unterricht vorzubereiten? Und was würden die täglichen Toiletten kosten, abgesehen davon, daß man zu spät ins Bett kommt, um morgens frisch zu sein. Selbst da, wo die Erzieherin mit zum dinner gezogen wird, thut sie gut daran, sich sobald als möglich zurückzuziehen, statt im drawing room ihre Zeit zu verlieren. Überdies muß sie die Empfindung dafür haben, daß die Familie auch das Bedürfnis hat, unter sich zu sein, besonders wenn der Hausherr nur des Abends zu Hause ist. Nimmt die Erzieherin hier und da eine Einladung zum dinner an, so kann sie überzeugt sein, daß sie dann ein um so willkommenerer Gast ist.

Beim Abgang aus einer Stelle lasse man sich ein Zeugnis ausstellen. Es ist das zwar kein englischer Gebrauch, aber unser Verein bürgert ihn ein, wo es irgend angeht. Die Leute, auf deren Empfehlung man angewiesen ist, können sterben. Zerstreute Leute können einen (wir haben einen solchen Fall erlebt) mit einer der Vorgängerinnen oder Nachfolgerinnen verwechseln, da sich leider die schlechte Sitte eingebürgert hat, die deutschen Erzieherinnen einfach Fräulein zu nennen. Eines unserer Vereinsmitglieder wurde dadurch zu dem poetischen Erguß veranlaßt:

„Fräulein, die nach England kamen,
Haben leider keine Namen,
Heißen eben ‚Fräulein.' Amen."

Digitized by Google

V.

Die Erzieherinnen, denen die Aufnahmebedingungen unseres Vereins nicht passen, oder die aus sonstigen Gründen anderweitige Unterkunft suchen, können solche, wenn Platz ist, in 45 Harley Street, London W. finden. Es befindet sich dort ein von der Königin Viktoria gegründetes, sehr reiches englisches Lehrerinnenheim, dem noch fortwährend Stiftungen zufließen. Es werden hier statutengemäß zwei Deutsche zur Zeit aufgenommen, weil deutsche Regierungen bei der Gründung zu diesem Zweck Beiträge gegeben haben. Die Pensionspreise stellen sich hier wie in fast allen Lehrerinnenheims (das unsere eingeschlossen) durchschnittlich auf 16—24 Schillinge wöchentlich, je nachdem man ein geteiltes Schlafzimmer oder ein Zimmer für sich allein wünscht. Ein anderes, allen Nationen zugängliches Heim ist das sogenannte französische, von einem schweizer Pastor, Monsieur de la Harpe, gegründet und geleitet. Vorsteherin ist Mlle. Ryffel, 3 Coleville Houses, Talbot Road, London W. Ein anderes Schweizer Heim befindet sich in Mecklenburgh House, Mecklenburgh Square. Außer den genannten giebt es noch einige andere in London, in Manchester, Glasgow und Dublin. Keines der anderen Heims ist so streng mit den Aufnahmen wie unseres. Sie sind eben alle keine geschlossenen Gesellschaften, die das Mitgliedrecht von einer bestimmt begrenzten Leistungsfähigkeit abhängig machen, sondern Wohlthätigkeitsanstalten, von hochgestellten oder reichen Leuten für jede Klasse von Erzieherinnen gegründet, während unser Verein von den deutschen Erzieherinnen ins Leben gerufen wurde, die selbst große Beiträge dazu leisteten und darum auch neben den Gönnern und Protektoren Sitz und Stimme im Vorstand haben. In unserem Vereinsheim dürfen statutengemäß nur Mitglieder wohnen, und um Mitglied werden zu können, muß die Erzieherin, wie schon gesagt, nachweisen können, daß sie etwas Tüchtiges leistet. Der Verein verwahrt sich entschieden dagegen, eine Pflegeanstalt für ungenügend vorgebildete Lehrerinnen zu sein. Wer aber etwas gelernt hat und nicht übertrieben in seinen Ansprüchen ist, der findet bei uns jederzeit Rat, Auskunft und Hilfe, und ein wirkliches deutsches Heim in der Fremde.

Aphorismen.

Aus einer großen Leidenschaft zieht jede Faser unserer Seele Nahrung; darum können wir so lange aushalten, ohne an etwas anderes als an sie zu denken.

*

Das Leben ist ein Blitzstrahl zwischen zwei Finsternissen.

*

Fleiß und Arbeit sind der Preis, um den man den Ruhm erkauft; was wenig kostet, ist wenig wert.

*

Die Trennung ist für die Liebe, was der Wind für die Flamme; er löscht die kleine aus, aber er entfacht die große.

*

Wir würden mit der Weltverbesserung viel schneller weiterkommen, wenn wir zuerst bei uns selbst anfingen.

*

Mit dem Augenblick, wo der Mann eine Frau zu lieben anfängt, beginnt er auch, sich die Frau so zu „erziehen", wie er sie gern haben will; diese Neigung zur Dressur ist das erste Symptom seiner „Liebe".

Digitized by Google

Konstantinopeler Frauentypen.

Von

Eduard Schaar.

Nachdruck verboten

Konstantinopel, die Centrale des weiten osmanischen Reiches, ist der Rendezvous-Ort der Völker dreier Erdteile. Ein schier babylonisches Sprachgewirr umschwirrt unser Ohr; alle Trachten des Abend- und Morgenlandes, von der nüchternen Mode des Europäers bis zu den phantastischen Gewändern der Asiaten und dem weißen Burnus des Beduinen drängen sich hier auf kleinem Raume zusammen, und ebensoviele Sitten und Gebräuche vollenden das farbenreiche, wechselvolle Bild — eine wahre Völkermosaik in Sprachen, Trachten und Gewohnheiten. Doch aus dem unerschöpflichen Charivari, aus der reichen Fülle interessanter Figuren, wie sie besonders des Freitags, d. h. am türkischen Sonntag, die Straßen der türkischen Metropole beleben, nehme ich zunächst diejenige heraus, deren Leben und Treiben ein gewisser Nimbus des Rätselhaften und somit Begehrenswerten umgiebt und die bei den abendländischen Frauen am meisten Interesse und Mitleid erregt — die türkische Frau. Wie sich dem gefangenen Vögelchen von Zeit zu Zeit die Thüren des Bauers öffnen, damit es einmal lustig im Zimmer umherflattern kann, so gestattet auch das strenge Zeremoniell des Harem seinen Damen des Freitags eine größere Freiheit der Bewegung, und so gehört denn auch an diesem Tage — dem offiziellen „Ausgehetag" der Türkinnen — die Hälfte aller Passanten dem schönen Geschlechte an. Bietet schon das Straßenleben an und für sich des Interessanten die Fülle, so verleiht der Freitag, der Tag des Selamlik, an dem der Sultan in der Hamidiemoschee öffentlich sein Gebet verrichtet, demselben insofern ein anderes Gepräge, als der dem Europäer besonders fühlbare Mangel weiblicher Passanten an diesem Tage vollständig ausgeglichen wird; wenn nur nicht der neidische Schleier das Beste verbergen wollte.

Wir befinden uns in der großen Perastraße. Wie immer am Selamlik ist festlich geflaggt, und mit nur wenigen Ausnahmen weht überall die rote Fahne mit dem gelben Halbmond. Ein dichter Menschenstrom flutet vom Taximplatz bis zum Galataserai auf der rechten Seite der Grand' rue auf und nieder — just wie bei uns auf der Palaisseite Unter den Linden. Man beschaut sich, grüßt sich oder kritisiert mit Worten und Mienen die Vorübergehenden, ein Gebaren, das nichts weniger als eine Eigentümlichkeit Konstantinopels ist. Und wenn nicht der Fez der vorübertänzelnden Herren uns ihre türkische Unterthänigkeit dokumentierte, so würden wir glauben, den unverfälschten Typus eines Wiener Gigerl vor uns zu haben.

Infolge des hohen Prozentsatzes fränkischer Bewohner in Pera ist natürlich der echte Muselmann auch auf der Straße in verschwindender Minorität vorhanden, eine Erscheinung, die sich nur am Selamlik etwas zu gunsten des türkischen Elementes verschiebt. Mit besonderer Vorliebe promenieren die Türkinnen zu Fuß und zu Wagen auf der breiten Hauptstraße, und die eleganten Gefährte vornehmer Haremsdamen, von zwei schwarzen oder weißen Sklaven zu Pferde eskortiert, geben den Straßen, wo sonst Büffelwagen und Eseltreiber die üblichen Tageserscheinungen sind, ein mehr abendländisches Aussehen. Leider wird die Neugier des Fremden beim Nahen einer Hofkutsche in Bezug auf ihren Inhalt nie gestillt; denn feste Holzjalousien an Stelle der Fenster verschließen profanen Blicken das Innere des Wagens, während

Digitized by Google

es den Insassen vergönnt ist, soweit es die breiten Rücken der auf dem Bock sitzenden Bedienten zulassen, durch die kleinen Vorderfenster sich das Straßenleben zu betrachten. Diese fahrbaren Käfige, so möchte man die ängstlich verschlossenen Wagen nennen, sind die weitere Konsequenz der gesellschaftlichen Isolierhaft, welche die türkische Frau in ständiger Unmündigkeit und Unfreiheit erhält. In den unteren Volksschichten haben sich die strengen Vorschriften über die Stellung der Frau mit der Zeit und infolge des durch mancherlei gemeinschaftliche Interessen bedingten Einflusses der christlichen Bevölkerung wohl ein wenig gelockert, und viele Frauen haben trotz strengen Polizeiverbots sogar des lästigen Schleiers sich entledigt. Unter den vornehmeren Türkinnen erfreut sich der europäische Gesichtsschleier großer Beliebtheit, der je nach dem Grade vorhandener Schönheit mehr oder weniger durchsichtig getragen wird. Hoffähig ist indessen nur der Jaschmak, ein mehrfach zusammengelegtes Stück weißen Mousselins oder Seidenbatists, das derartig um den Kopf geschlungen wird, daß nur die Augen sichtbar bleiben. Die übrige Straßenkleidung ist ebenso einfach wie unschön, und die Gestalten, die an uns vorüberwandeln, bringen unsere überhitzte Fantasie, die uns allerhand liebliche Märchengestalten aus „Tausend und eine Nacht" vorgegaukelt, schnell wieder ins Gleichgewicht. Alle Frauen tragen den sogenannten Feredsche, einen weiten, ärmellosen Mantel, der sackartig den ganzen Körper umhüllt und um die Hüften fest angezogen wird. Derselbe besteht bei wohlhabenden Frauen aus gemustertem schwarzen Seidenstoff, bei den ärmeren aus hellem Kattun oder Baumwollenzeug, während man bei den schwarzen Sklavinnen meist blau- oder grünseidene Gewänder bewundern kann. Der unvermeidliche Schirm endlich, der bei jeder Witterung aufgespannt getragen wird, vollendet die Straßentoilette einer Türkin. Eine derartige Bekleidung verunziert auch die beste Figur und giebt ihr, von hinten gesehen, ein ballonartiges Aussehen. Erwägt man noch den Mangel jeglicher Grazie in der Haltung der meisten Frauen — die geringe Bewegung und ihre meist hockende Stellung verleihen ihnen einen schwerfälligen, wiegenden Gang — so verliert bei längerem Aufenthalt in Konstantinopel die Türkin sehr bald unser anfängliches Interesse.

Das Charakteristikum des häuslichen Lebens ist die räumliche Trennung der „Ehegatten", wodurch die Stellung der Frau als erste Dienerin des Mannes bedingt ist. Das Gemach oder der Teil des Hauses, den die Frau mit ihren Dienerinnen bewohnt, heißt Haremlik und ist von dem Selamlik, den Gemächern der männlichen Hausgenossen, vollständig abgesondert. Und wo es sich nicht um ein Mit- sondern nur um ein Nebeneinanderleben handelt, kann von einer inneren Gemeinschaft nicht die Rede sein. Obgleich der vornehme Türke gesellschaftlich dem gebildeten Abendländer wenig nachsteht, so wird er zum Despoten, sobald er die Schwelle seines Hauses betritt. Unfreiheit ist die Signatur der Stellung der Türkinnen, von den Kadynen des Großherrn bis zur Frau des gemeinen Mannes. Und dieser Mangel jeglicher Selbstbestimmung, diese Unmündigkeit in allen Angelegenheiten, die den Rahmen der persönlichen Bedürfnisse überschreiten, sichern ihnen andererseits von „Koran wegen" den Schutz zu, den man Kindern und Waisen zu teil werden läßt. Doch trotz der sozialen und gesellschaftlichen Minderwertigkeit der Frauen, begegnet man ihnen persönlich mit großer Achtung. Man grüßt sie zuvorkommend und höflich, und kein wohlerzogener Moslem wagt, vorübergehende Türkinnen mit Blicken zu fixieren oder sich nach ihnen umzusehen.

Die Langeweile des Haremslebens wird auf jede mögliche Weise zu vertreiben gesucht. Man spielt, putzt sich oder fertigt allerhand kleine Arbeiten an, die später der Fremde im Bazar für teures Geld ersteht. Gegenseitiger Besuch, sowie der Aufenthalt in Moscheen und Bädern — Reinlichkeit ist ja eine Vorschrift des Koran — ist ihnen arglos gestattet und giebt ihnen Stoff und Gelegenheit zum Klatschen, ihrer Lieblingsbeschäftigung. Hier sind sie ungestört und frei von dem Joche strenger Observanz. Und da häusliche Rücksichten ihre Anwesenheit im Harem kaum erheischen, so verbringen sie hier lange Stunden in nichtigen Gesprächen mit ihresgleichen. Natürlich ist ihnen auch in der Moschee nur ein bestimmter Raum im Chor, das

Digitized by Google

Harem genannt, zur Gebetsverrichtung angewiesen, während den männlichen Besuchern ein unbeschränkter Aufenthalt im Gotteshause freisteht.

Diese Abgeschlossenheit, soweit sie sich im Rahmen rein türkischer Verhältnisse bewegt, ergiebt sich eben aus der den Türkinnen zugewiesenen Stellung von selbst; wo sie indessen diese Grenzen überschreitet und auf internationale, öffentliche Verkehrsmittel sich erstreckt, ist sie nur als ein Akt der Kourtoisie zu betrachten. So ist ihnen auf allen Lokaldampfern, die Konstantinopel mit den Ortschaften am Bosporus, mit Kleinasien und den Prinzeninseln verbinden, ein besonderer Teil auf dem Hinterdeck eingeräumt; die Wagen der Pferdebahn enthalten einen separaten Raum für die Verschleierten, eine Anordnung, die bei starkem Verkehr nicht immer respektiert wird; während in den offenen Waggons der unterirdischen Drahtseilbahn, die Galata mit Pera verbindet, die Türkinnen durch das Vorziehen einer Gardine vor zudringlichen Blicken sich schützen können.

Dem aufmerksameren Beobachter wird es nicht entgehen, daß die Mohammedaner beiderlei Geschlechts mit einer dem katholischen Rosenkranz ähnlichen Kette scheinbar nachlässig hantieren. In den Straßen, den Cafés, auf den Dampfern — kurz überall und bei jedem sieht man diese Schnur aneinander gereihter blauer Steinchen, oder Kügelchen aus Sandelholz. Diese Ketten, die überall für einige Piaster käuflich sind, bestehen aus dreimal 33 Perlen und haben den Zweck, bei der frommen Pflicht, den Namen Allahs in Verbindung mit seinen drei Kardinaleigenschaften — allmächtig, allmilde und allgerecht — je dreiunddreißig Mal anzurufen, das Gedächtnis der Gläubigen rechnerisch zu unterstützen. Die Ketten vornehmer Türkinnen, die meist aus wertvolleren Steinen oder aus den schwarzen, im trockenen Zustande steinharten Beeren eines südländischen Strauches bestehen, sind noch mit Rosenöl oder anderen wohlriechenden Essenzen parfürmiert.

Bei dem religiösen Indifferentismus, der besonders unter den gebildeteren Ständen Platz gegriffen hat, ist diese Hantierung mit der Gebetskette wohl nichts weiter, als eine fromme Spielerei; denn selbst im Gespräche mit anderen, wo die Gedanken unzweifelhaft eine Ablenkung erfahren, werden die Kügelchen mechanisch weitergedreht.

Die Dienerinnen vornehmer Türkinnen sind meist Schwarze, die, wie schon gesagt, sich gern in recht grelle Farben kleiden. Sie tragen ein dem Feredsche ähnliches Gewand, sind jedoch unverschleiert. Ihre Herrin begleiten sie überall, und bei den beliebten Kaikfahrten nach den Süßen Wassern sieht man sie ihre besondere Fürsorge auf die wohlgefüllten Körbe richten, die uns lebhaft an die heimatlichen Landpartiefreuden erinnern. Nur ihr Inhalt ist weniger kompakt: Cigaretten, auch wohl eine zierliche Wasserpfeife und vielerlei Süßigkeiten, in deren Bereitung der Türke Großes leistet, kommen zum Vorschein. Für ein Schälchen Mokka endlich sorgt irgend ein fliegender Kaffeesieder, und die Bedürfnisse der immer fröhlichen, laut lachenden Türkin sind gestillt.

Die Zigeunerin ist eine Erscheinung, die man überall sieht und hört. Fast alle widmen sich der Wahrsagekunst und durchwandern mit dem Rufe: Mira, Mira! die Straßen der Stadt. Bei dem Aberglauben der Orientalen lohnt der Beruf, und manche Schöne setzt ihre Hoffnung auf den Ausspruch der weisen Frau. Die Weissagung geschieht aus der Gruppierung kleiner Muscheln, die mit der Hand geworfen werden, oder, wie aus den Märchen in „Tausend und Eine Nacht" bekannt sein dürfte, aus Sand. Die schlauen Prophetinnen, alte, vielgereiste Weiber in malerischer Tracht, mit großen, messingnen Ohrgehängen und blauen Perlenschnüren um den Hals, verstehen ihre Sache und wissen je nach der Höhe des Bakschisch das Schicksal gefügig zu machen. Das ruhe- und heimatlose Völkchen der Zigeuner, das mit staunenswerter Zähigkeit an seinen Sitten und Gebräuchen festhält, haust in Konstantinopel zwischen den wildromantischen, byzantinischen Mauern unter Zelten in Gemeinschaft mit ihren Büffeln, Kamelen und Pferden, wo man sie ungestört im Rahmen ihrer Gewohnheiten beobachten kann. —

Das Leben einer Türkin vollzieht sich geräuschlos, ungesehen, hinter den vergitterten Fenstern des Harem. Sie bewahrt sich daher auch eine gewisse Kindlichkeit,

Digitized by Google

die sich in tausend kleinen Zügen und vor allem da offenbart, wo mehr oder weniger fremde Erscheinungen und Neuheiten, besonders aber abendländische Mode in ihren Gesichtskreis treten.

Wie ganz anders spielt sich dagegen das Leben der Griechinnen ab! Sie sind stets im Vordergrunde und bilden das Hauptkontingent der weiblichen Straßenpassanten. Die Griechin ist überall: auf der Grand' rue, im Petit champ und im Taximgarten, den beiden öffentlichen Konzertgärten von Pera, wo sich die vornehme und vornehm sein wollende Welt gern ein Rendezvous giebt. Griechinnen und Levantinerinnen sprechen mit Vorliebe französisch, zumal wenn sie sich beobachtet wähnen. A la Parisienne gekleidet zu gehen, nimmt ihr ganzes Dichten und Trachten in Anspruch, wie sie denn überhaupt in der Pariserin, die sie überall mit Geschick kopieren, die Vollendung aller Weiblichkeit erblicken. Von geistiger Bildung ist dagegen wenig, von gesellschaftlicher nicht viel vorhanden. Sie plaudern kaum angenehm, sie schwatzen nur über die neuesten Moden und Tagesereignisse und haben besonders für die Chronique scandaleuse ein williges Ohr. Sie sind kokett vom Kopf bis zur Zehe, und kaum anders läßt sich auch die Frömmigkeit bezeichnen, die sie an den Tag legen. Doch sie sind schön, und der Schönheit wird ja manches verziehen. Häusliche Tugenden sind ihnen unbekannte Begriffe; die Arbeit im Hause liegt den Dienerinnen oder — der Mutter ob, die in kleinen Haushaltungen das Aschenbrödel ist und sich von morgens bis abends quält, indes die Töchter nur auf Putz und Vergnügen bedacht sind. Ihr Lieblingsplatz im Hause ist der kleine, dreieckige Erker, der fast an keinem Hause fehlt. Sein Name Schachnischin, d. i. Königssitz, deutet auf persischen Ursprung hin. Hier thronen sie stundenlang in eleganter Toilette und in einer für sie und für die Passanten vorteilhaften Stellung, während die Frau Mama in stiller Ergebenheit und getröstet mit der Erinnerung an eine ähnlich verlebte Jugend die häuslichen Arbeiten verrichtet. Diesen entarteten Enkeln eines kunstsinnigen Volkes ist keiner der griechischen Götter treu geblieben, und selbst die Grazie verkümmert unter der Tortur einer sich abhastenden Mode.

Das sind die Griechinnen Konstantinopels, die der Puderquaste und dem Schminktopfe unterworfen sind. Um vieles mehr Klassizität haben sich die Griechinnen jenseits des Bosporus bewahrt. Die leichten, dem altgriechischen Peplon ähnlichen Gewänder umhüllen nicht selten eine solche Fülle von Anmut und Schönheit, wie sie nur die Göttergestalten eines Phidias aufzuweisen haben. Und diese ganze, durch Jahrtausende vererbte Anmut kommt so recht bei dem reizenden Maifest zur Geltung, das überall von den Griechinnen Kleinasiens begangen wird. In der Frühe des Tages, wenn Eos ihre Rosenfinger über das asiatische Hügelland emporstreckt, eilen die jungen Mädchen hinaus auf den duftenden Wiesenplan und sammeln die vom ersten Maientau triefenden Primeln, die Verkünderinnen des jungen Lenzes. Später, in der Johannisnacht, findet noch eine zweite Frühlingsfeier statt. Auf den Uferbergen Anatoliens und Bythiniens werden große Feuer angezündet, die weithin die stillen Wasser des Weißen Meeres beleuchten. Überall läuten muntere Gesänge das schöne Fest ein, und in bunten Reigentänzen fordert Terpsichore ihr göttliches Recht. —

Schließlich sei hier noch der hübschen Sage gedacht, die sich an den sogenannten Mädchenturm, oder wie ihn der Franke fälschlich bezeichnet, Leanderturm knüpft. Da, wo der Bosporus seine blauen Fluten in das Marmara-Meer ergießt, erhebt sich zwischen Stambul und Scutari, und zwar nahe dem asiatischen Ufer, ein kleiner Fels, auf dem sich heut ein Signalfeuerturm für die vielen in den Hafen einlaufenden Schiffe befindet. Man nennt ihn allgemein den Leanderturm, obwohl er nichts mit der bekanntlich am Hellespont sich abspielenden, rührenden Liebesgeschichte Heros und Leanders gemeinsam hat. Auf diesem Felsen, der einst durch eine Art Isthmus mit dem asiatischen Festlande zusammenhing, hielt im 8. Jahrhundert ein byzantinischer Kaiser seine einzige Tochter verborgen, erschreckt durch den Spruch eines Orakels, daß der Jungfrau durch giftige Schlangen Gefahr drohe. Kaum hatte ihr Geliebter, der arabische Feldherr Sid, der ihr heimlich mittels der Blumensprache seine Liebe erklärt

Digitized by Google

hatte, von ihrer Internierung gehört, als er beschloß, durch List in den Turm zu gelangen. Er fand denn auch als Blumenverkäufer Eingang und wurde auf seine wiederholten Bitten, den kostbaren Inhalt seines Korbes vor der Prinzessin selbst ausbreiten zu dürfen, vor diese geführt. Die schöne Gefangene, die in dem alten Manne den kühnen Liebhaber nicht erkannte, beugte sich harmlos über die Blumen, als plötzlich eine Natter aus dem Korbe schoß und sie an der Brust verletzte. Der erschreckte Sid, der unbewußt die Erfüllung des Orakels herbeigeführt, gab sich zu erkennen und saugte schnell entschlossen das Gift aus der Wunde. Aus Dankbarkeit für die Rettung seiner Tochter gab ihm der Kaiser die Hand der Prinzessin. Der tapfere Muselmann fiel später im Kampfe gegen Byzanz. —

Geschichten aus Norwegen.

Von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von L. von Burg.

I.

Schlachter Tobias.

Nachdruck verboten.

Um acht Uhr morgens, als der Krämer seinen Laden öffnete, stand Schlachter Tobias vor der Thür.

„Du willst wohl bezahlen! Hast du Fische?"

„Nein, liebes Väterchen, dies Mal nicht."

„Dann thust du am besten dich rasch aus dem Staube zu machen. Alles nimmt ein Ende, mein lieber Tobias."

„Ich wollte nur um etwas Mehl bitten, Väterchen — wir können ja eine neue Rechnung anfangen, die ich dann mit Fischen bezahle, sobald sie sich nur im Hafen sehen lassen."

„Auf neue Rechnung! hi — hi — hi — auf neue Rechnung!"

Er spuckte verächtlich über den Tisch hinüber. Er war noch in seiner verdrießlichen Morgenlaune, und Tobias fiel ihr zum Opfer.

„Rechnung, so — so — ja — ich werde dir eine neue Rechnung gestatten, dir, du Lump! Nein, du sollst jetzt den Alten kennen lernen! — Ich werde wohl für eine Null gehalten? Ja, in deinen Wänden soll es Spektakel geben, du betrügerischer Hund und Spitzbube! So viel will ich dir nur sagen, ich lasse bald Auktion über all dein Hab und Gut halten! —"

„Aber, liebes Väterchen, hat es damit nicht Zeit, bis ich das Fischen im Winter probiert? Dann werde ich abzahlen können."

„Wie oft hast du das schon gesagt, Tobias, besinn dich einmal!"

„Ich will bezahlen, liebes Väterchen, wenn Sie nur Geduld haben wollen! Ich habe doch manchen Korb mit Fischen hier auf den Tisch gesetzt — und viel Gutes von Ihnen erfahren, das kann ich nicht leugnen, aber um von dem Mehl zu sprechen — —"

„Du glaubst wohl, daß ich dein ganzes Nest voll Kinder füttern soll? Wende dich an die Armenkasse!"

Wie ein jäher Schrecken durchfuhr es Tobias. Seine Augen funkelten, und mit einer gewissen Würde zog er sein Messer mit dem messingnen Griff hervor.

„Sehen Sie her, Väterchen! Hier übergebe ich Ihnen mein Messer. Wollen Sie um Weihnacht schlachten lassen, so komme ich und hole es, und Sie können für das Schlachten geben, was Sie wollen — wenn ich nur jetzt ein Viertel Mehl und etwas Hering — und etwas Salz und dann . . ." —

„Keinen Deut mehr! Aber dies Mal sollst du das Mehl noch haben — aber lügst du und kommst nicht, wenn ich dich zum Schlachten rufen lasse, so hast du dieses Schlachtmesser zum letzten Male gesehen!" Er warf es in die Schublade, daß es knallte.

Als Tobias in dem regnerischen Wetter mit seinem Vorrat im Boote längs der Küste

Digitized by Google

nach Hause fuhr, klangen ihm des Krämers Worte über Auktion und Armenkasse noch immer in den Ohren.

Er hatte diese Worte freilich schon oft gehört und es war doch immer beim alten geblieben. Auch wenn der Krämer ihn Spitzbube und Lump schalt, — es glich das einem Hagelschauer, der allemal erfolgte, wenn er keinen Fisch mitbrachte, um damit seine Rechnung abzuzahlen. Es war gerade wie der Peitschenknall über einem abgejagten Gaul; der weiß auch, daß die meisten Hiebe über seinen Kopf weggehen.

Anstatt daran zu denken, wie er sich plagen müsse und doch den Kosten der Exekution und dann der Auktion unterliegen werde, zog er es vor, sich die Seinen vorzustellen, wenn er nun mit seinen Vorräten anlangen würde. Deutlich stand ihm das Gesicht jedes einzelnen vor Augen, als er mühsam die Ruder hob und senkte und oft gar inne halten mußte, weil es ihm im Schlick zu schwer ward. Aber köstlich dünkte es ihn, einige Tage in Ruhe zu verleben, alles im Bootschuppen zu ordnen oder des Abends am Herd zu sitzen, das Schuhzeug für Martha Malwina und all die Kleinen zu flicken und mit Thran einzuschmieren, während sie um ihn herum spielten und halb finnisch und halb nordisch schwatzten.

Tobias Stellung in seinem heimatlichen Kirchspiel war eine Zwitterstellung, aus der nicht recht klug zu werden war, und diese Lage war auch für andere sehr wichtig. Er schwebte immer in der Luft wie ein Vogel, von dem man nicht sagen kann, ob er sich oben halten oder ermattet fallen werde — geradeswegs in die Armenkasse des Kirchspiels. Mit dem interessanten Problem, ob diese elende, ausgesogene Kasse ihn und seine zahlreiche Familie unterstützen solle, hatte er seine dabei interessierten Mitbürger schon eine Reihe von Jahren unterhalten.

Daß sie gerade die zartfühlendsten Zuschauer sein sollten, konnte man eigentlich nicht erwarten. Jedes Kind, das ihm geboren wurde, erblickte das Licht der Welt unter gemeinsamer Klage des ganzen Kirchspiels. Jedes Kleine war nur ein Zusatz zum Drama, das Ärgernis und Spannung hervorrief, wie es nun wohl Tobias auf der Klippe ergehen werde.

Zwischen ihm und der Armenkasse war nur eines Haares Breite, aber dieses Haar, das ihn noch davon trennte, war trotz der düstern Prophezeiungen noch immer bestehen geblieben. Es lag so künstlich zwischen widerstreitenden Interessen, daß es beinahe zu einer elastischen Planke wurde, die ihn von dem Abgrund trennte; denn wenn der Lehnsmann ihn seiner Schulden halber pfänden wollte, so fiel Tobias mit seiner Frau und seinen acht Kleinen der Armenkasse sofort zur Last — und dann mußten jene das, was die eine Hand genommen, mit der andern bezahlen.

* * *

Wie war er überhaupt in diese Gemeinde gekommen? In diese verarmte Gemeinde, in die er hineingefallen war, als wenn er der Mond selbst wäre!

Das Unglück schrieb sich von dem Unfall her, daß Hans Harstads gelbes Pferd das Bein am steinigen Abhang brach. Es wollte sich niemand auf dem Hofe noch sonst woher zu der Landstreicherarbeit hergeben, es abzudecken. Aber die Haut mußte doch abgezogen werden, und da waren sie froh, als Tobias die Arbeit übernahm.

Er war gerade tags vorher dort angelangt, ohne weiteres Eigentum als eine Büchse aus Birkenholz mit etwas Handwerkszeug und eine Decke von Fellen, die an einer Schnur über dem Rücken hing. Er hatte keine Verwandte am Ort, die seinetwegen ob solcher Arbeit errötet wären, dagegen die Kost eines Tages und ein blankes Zwölfschillingsstück zu gewinnen.

Aber aus dieser Handlung entsprangen Konsequenzen.

Er machte alles so geschickt und behende, daß es ihnen gleich klar wurde, welch gute Dienste er ihnen leisten könne. Die Haut hatte kein Loch, nicht einmal eine dünne Stelle aufzuweisen! Als er schließlich das Tier für eigne Rechnung öffnete und mit ebenso elegantem als raschem Schnitt die Gedärme herausnahm, wurde er gleich von Harstads gebeten, die beiden Schweine zu Weihnachten zu schlachten.

Und damit war der Spund aus dem Fasse geschlagen!

Von allen Leuten auf den Höfen wurde er jetzt zum Schlachten bestellt.

Damit hatte man dem Fremden den Eingang gestattet. Er ward förmlich zum Kirchspiel-Schlachter ernannt, gleich den Schuhmachern und den Schneidern.

Vier für ein Schwein, acht für eine Kuh, sechs für eine Starke und die Kost obendrein! Das Geld steckte er in die Tasche — und dann seinen Anteil an den Gedärmen, aus denen er Angelschnüre machte, die er dann wieder verkaufte. Überdies verstand er es, sich aller Orten nützlich zu machen, Rattenfallen zu stellen, die Böte zu teeren und die Fischgerätschaften zu flicken.

Ab und zu verschwand er auf einige Monate, und dann schauten sie ängstlich nach ihm aus, wenn die Schlachttage festgesetzt waren! —

Aber so sicher wie der Schlachtmonat im Almanach nicht fehlt, war er auch zur bestimmten Zeit da und ging von Hof zu [illegible]

Digitized by Google

Er pflegte dann einige Dutzend Schneehühner mitzubringen, die er im Gebirge in Schlingen gefangen hatte. Er war sehr beliebt, und jedermann bewunderte sein geschicktes Zerlegen der geschlachteten Tiere.

Aber die glücklichen Tage, die Tobias in der Volksgunst genoß, sollten nur allzubald ein Ende nehmen. Der Lehnsmann wurde plötzlich von einem wahren Jagdeifer nach Landstreichern und heimatlosen Personen ergriffen, die angehalten und in ihre Heimat befördert werden sollten.

Er gab dem Tobias bei dieser Gelegenheit eine Wohnung auf seinem eignen Grund und Boden mit allen möglichen Klauseln und Formeln in betreff der überlebenden Witwe und des Zubehörs.

Etwas anders sah der Lehnsmann die Sache an, als er das Jahr darauf Tobias auf der Klippe besuchte und ihn dort mit Martha Malwina und zwei Kindern im Nest fand.

Er drohte mit des Gesetzes Strenge, wenn sie nicht sofort auseinander zögen. Martha Malwina sollte nach ihrem Heimatsdorf geschickt werden, wo auch Tobias gewohnt hatte, bis der Lehnsmann ihm den Aufenthalt auf seinem Grund und Boden gestattet hatte. Tobias hatte ihre Bekanntschaft zuerst auf dem Robbenfang gemacht und seitdem den Weg zu ihr durchs Gebirge bei gutem und schlechtem Wetter oft zurückgelegt.

Aber Tobias leistete wirksamen Widerstand. Er ging zum Küster und verlangte Aufgebot, Trauung und Taufe, alles auf einmal.

Da mußte der Prediger trauen und taufen und der Küster Amen dazu sagen, obgleich er in der Armenkommission saß.

Der Prediger sprach von Leichtsinn und Armut, und Martha Malwina weinte. Sie verstand eigentlich nichts davon, aber sie fand es doch so schön, wirklich verheiratet zu sein, und daß ihre beiden Knaben jetzt wirklich Andres und Johannes heißen sollten und die Namen nicht mehr so lose saßen, wie bei Hunden und Schweinen.

Als sie nach Hause fuhren und die Kleinen mit den Resten ihrer Kringel hinten im Boot lagen, sah sie sich übermütig nach ihnen um und rief halb finnisch:

„Wie viele Kinder hast du mit deiner Frau, Tobias?"

Aber für kleine Leute ist es nicht ganz leicht, einen Lehnsmann zu überlisten! Das erfuhr Tobias, sobald die Miete rückständig war oder der Krämer seine Rechnung bezahlt haben wollte, und wäre nicht die Armenkasse gewesen, von der der Lehnsmann die Last fern halten wollte, so — —

Tobias Himmel hing immer voll gewitterschwarzer Wolken, aber ein Unwetter vertrieb das andere, so daß er sich trotz seines zerrissenen Segels und seines durchlöcherten Bootes noch immer über Wasser hielt.

Aber bei so künstlichen Verhältnissen kann oft eine kleine Ursache eine Katastrophe herbeiführen, die das Ganze über Bord wirft.

An einem Sonntage, als Tobias im Bootsschuppen saß und über einen Kuhmagen nachsann, dessen Naht aufgegangen war, hatte er eine unheimliche Vorahnung drohender Ereignisse.

Der Lehnsmann hatte ihn auf Dienstag über acht Tage zum Schlachten bestellt und ebenso der Krämer. Wie sollte er sich nun einrichten? Er zerbrach sich den Kopf darüber, daß ihm die Haare zu Berge standen! Beide hatten in den Kalender geguckt, beide wollten im Beginn des Neumonds schlachten, weil das Fleisch sich dann am besten hält.

Welchem Rufe sollte er nun folgen? Mit dieser Frage im Kopfe stieg Tobias langsam den Berg hinauf und trat endlich in die Stube, in der Martha Malwina auf finnische Art am Herde hockte, während das jüngste Kind nach den Reisern griff, die sie eben anzünden wollte.

Er stand eine Weile und schob seine Zipfelmütze auf dem Kopfe hin und her, dann setzte er sich auf den Bettrand und begann von neuem daran zu zupfen.

Die Zipfelmütze war wohl zweimal rund um den Kopf geschoben, als er es geraten fand, sich seiner gelbbraunen, schiefäugigen Frau anzuvertrauen.

„So", brauste sie auf, „sie wollen wohl, daß du an zwei Stellen zugleich sein sollst?" — Dann lachte sie: „Ja, so verrückt sind sie heutzutage."

Sie sah einen Augenblick ins Feuer, dann sagte sie entscheidend:

„Du mußt zuerst zum Krämer gehen."

„Aber der Lehnsmann! Wenn der böse wird — der bellt nicht bloß, der schnappt nach uns, der Kerl!"

„Ach, der frißt die Leute nicht gleich."

„Nein, aber er kann uns und den Kleinen das Dach über dem Kopf nehmen."

„Darf er das thun? — Ja, so mögen sie sehen, was sie mit uns anfangen!"

„Ich halte es doch fürs Beste zum Lehnsmann zu gehen," sagte Tobias nachdenklich. „Ihm gehört der Grund und Boden und diese Stube."

Aber da ward Martha Malwina heftig: „Hör', Tobias, von wem bekommst du Mehl und Heringe für all diese aufgesperrten Mäuler? Vom Krämer oder vom Lehnsmann? Du wirst recht fett werden von dem, was der Lehnsmann dir giebt! Oder können wir vielleicht in dieser Stube in die nackten Wände beißen?"

Sie stand so gerade wie eine Kerze vor ihm und focht mit dem einen freien Arm — auf dem andern hatte sie das Kind — in der

Digitized by Google

Luft. „Nein, laß ihn bellen samt dem Schwein und der Schlachtkuh, bis du bei dem fertig bist, der dir das Essen borgt, sonst wird es nur ein Abtrag auf Schulden, wie das letzte Mal. Es wäre eine Schande, einen so guten Mann, wie den Krämer, im Stich zu lassen! Er hat ja auch dein Messer und dein erstes Versprechen!"

Das waren einleuchtende Argumente. Tobias saß noch eine Weile und blickte grübelnd zur Erde.

Martha Malwina siegte. Er ging zum Krämer. Aber in seinem Innern fühlte er einen Stachel — dem Lehnsmann gehörte doch die Stube!

Hätte Tobias die heiklen Verhältnisse zwischen dem Lehnsmann und dem Krämer gekannt und gewußt, was es sagen wollte, wenn des Krämers Frau früher mit dem Schlachten fertig würde als die Frau des Lehnsmannes, so hätte er seinen guten Instinkt seiner Frau nicht zum Opfer gebracht. Aber es ist nicht leicht, auf nebliger See zu sehen.

* * *

Zweimal des Tages rauschten Ebbe und Flut aus und ein in der Meerenge von Kjewigen. Tobias lag mit seinem Boote am Ausgang der Bucht; sein zehnjähriger Sohn saß neben ihm im Boote, das schon tüchtig mit Fischen beladen war. Sie zogen die Angeln um die Wette auf, die Fische bissen sofort an, sobald sie den Köder gewahr wurden.

Tobias saß mit der Hand am Rande des Bootes, aber mit einem Male stutzte er und zog die Angeln so hastig hinaus, als ob er einen großen Fisch gefangen hätte, der mit einem Ruck ins Boot sollte.

„Nimm die Angel in die Höhe, Junge!" rief er hastig, saß aber schon am Ruder und arbeitete mit aller Macht, ehe der Knabe noch seine Angel in die Höhe ziehen konnte.

Er hatte ein Boot im Hafen entdeckt, das ihm bekannt war. Es war das Boot des Lehnsmannes, das die Richtung nach Kjewigen nahm. Er sollte wohl gepfändet werden.

Es galt jetzt möglichst viel vor der Plünderung zu bergen.

Er legte das Boot an und ging mit so eiligen Schritten, als er es nur irgend vermochte.

Martha Malwina verlor nicht so leicht den Kopf. Bei der Nachricht vom Boote des Lehnsmannes legte sie rasch den Säugling aufs Bett und ergriff energisch mit beiden Händen, was ihr das Wichtigste für ihren Haushalt erschien. Bald lagen die guten Felle, die hölzerne Uhr, der Kaffeekessel, die Angelschnüre und andere Gerätschaften im Boot.

Einen Augenblick mußte man auf Martha Malwina warten, dann kam sie den Berg herunter, Matthias, das Schwein, am Ohre hinter sich herziehend. Das wehrte sich und schrie, als ob es gestochen werden sollte; aber ins Boot mußte es! Eine Hand am Ohre, in der andern Hand das Tauende schwingend, trieb sie es hinein — es ward nicht gefragt.

Tobias stieß nun vom Lande ab, und dank dem Strome, der so rasch die Meerenge hinunterlief, verschwand Tobias um eine Landspitze herum, als des Lehnsmanns Segel an der andern sichtbar wurde.

Jetzt galt es für Martha Malwina die Unbefangene zu spielen, als ob sie in der Stube überrascht würde. Den Kindern wurde bedeutet, zu sagen, daß der Vater in der vorigen Woche auf den Fischfang gefahren sei.

Sie hatte sich gerade, den Säugling an der Brust, auf die Bank gesetzt und ihre Näharbeit vorgenommen, als die Thür sich öffnete und ein langer, schwarzer, kahlköpfiger Mann mit krummer Nase und mit ein paar Augen, die sofort alles übersahen, den Kopf in die Thür steckte.

„Ist Tobias nicht zu Hause? Ich sehe sein Boot nicht."

„Vater ist . . ."

„Vater ist in der vorigen . . ."

„Vater ist in der vorigen Woche ausgesegelt." Nur der Älteste konnte den Satz vollenden, aber es hörte sich an, als ob alle auf einmal sprächen.

„Nein, mein Mann ist auf den Fischfang gefahren."

Der Mann, der in der Thür stehen geblieben war, trat nun hinein. Er hatte eine rote Schärpe um, trug eine Tasche von Fellen an einem Riemen über der Schulter und ein blaues Tintenfaß mit einem Kork in der Hand. Zwei Leute folgten ihm auf dem Fuße. Im Boote hießen die drei der Knecht und die Dienstjungen des Lehnsmannes. Hier aber hießen sie, wie Martha Malwina bald erfahren sollte: Exekutor nebst zwei Zeugen.

Das Protokoll wurde auf den fest an der Wand stehenden Tisch gelegt, und die drei Leute setzten sich auf die Bank an der Seite.

„Also dein Mann ist nicht zu Hause," sagte der mit dem langen Rock und der Schärpe. „Das ist ja schade." Er fing an zu schreiben.

„Ja, sehr schade," sagte sie.

„Aber deine Kuh ist wohl zu Hause?"

„Ach, du liebe Zeit, wir haben keine Kuh — die stürzte im Frühjahr."

Dies sagte sie mit bittrer Schadenfreude.

Er sah sie bedenklich und zweifelnd an, als ob er sagen wollte: aha, wollt ihr da hinaus? Aber da sagte Johannes rasch:

„Da können Sie noch das eine Horn von der Kuh sehen," und zeigte ihm das Horn, das an einem Bindfaden an der Thür

Digitized by Google

Das war eine Enttäuschung. Er hatte Ordre, alles zu pfänden, damit der Krämer nichts mehr vorfände, wenn er seine Rechte geltend machen wollte. Die Kuh sollte gleich mit ins Boot. Er hatte das erste Anrecht daran, sowie an die drei Ziegen und den kupfernen Kessel.

Der Exekutor sah sich in der Stube um; es war wenig genug vorhanden. Die meisten Gegenstände bestanden aus geflickten Decken und gänzlich wertlosem Holzgerät. Es sah sehr bedenklich aus, wie ausgeplündert!

„Ein sechsruderiges Boot mit Fischereigerätschaften" — schrieb er ins Protokoll —

„Tobias' Boot", hohnlachte sie mit funkelnden Augen, „womit er weit umherfährt; das bekommt ihr nicht so leicht."

„Der Arm des Gesetzes ist lang, Weib." Er schrieb und schrieb.

Endlich war das Exekutionsverfahren beendigt. Es war, als ob ihr ein Mühlstein von der Seele fiele.

Der Lange mit der wollenen Schärpe erhob sich räuspernd, und die beiden Zeugen folgten seinem Beispiel. Er nahm das Papier zur Hand und las.

So lange er vorlas, faltete sie andächtig die Hände, aber die Bedeutung seiner Worte begriff sie erst, als er zu größerer Deutlichkeit hinzusetzte: „das heißt so viel, daß ihr den Kontrakt gebrochen habt und zum nächsten Ziehtag die Wohnung räumen müßt, — weil ihr drei Jahre hindurch den Mietzins nicht bezahlt habt," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, als sie keine Antwort gab.

Ihre Kniee zitterten so, daß sie sich setzen mußte. Die Stube begann vor ihren Augen zu tanzen, es war ihr, als ob sie alle im nächsten Augenblick auf den Schneebergen sitzen würden. Das Herz klopfte so laut in der Brust, wie bei den Tieren, wenn sie das Schlachtmesser sehen.

Aber da leuchtete es in ihrem Auge auf. Sie biß die Zähne zusammen, um kein unbedachtes Wort zu sagen, denn es war noch unentschieden, ob sie die Ziegen mitnehmen würden.

Andres hatte sein Gesicht gegen die Wand gedrückt und weinte, und bald stimmten sämtliche Kinder mit ein.

Da erhob sie sich plötzlich. Sie stand mit fest geschlossenem Munde und schaute zu.

Als der Exekutor das Dintenfaß vom Tische nahm, brach sie in ein Hohngelächter aus.

„Worüber lachst du, Weib?"

Sie wolle nur wissen, rief sie, wie weit die Menschen es treiben wollten; ob Gesetz und Recht nur für den Lehnsmann und den Krämer existierten.

„Gesetz und Recht, Weib? Habt ihr vielleicht keine Schulden."

„Ha! — Ha — Schulden," schrie sie außer sich, „eine Eidergans rupfen sie nur dreimal. Nehmt unser Leben, unser armes Leben lieber auf einmal," schluchzte sie.

„Still, still, Weib! Du weißt nicht was du sprichst. Ihr hättet vor eurer Heirat bedenken sollen, daß ihr ins Elend gehen würdet."

Als das Boot vom Lande abstieß, standen zwei Ziegen hinten im Boot und meckerten gegen das Land an; die dritte, welche sie der Frau gelassen hatten, antwortete ihren Kameraden vom Gebirge.

* * *

Tobias sah dem Winter mit Grauen entgegen.

Es mußte ja Rat geschafft werden, das stand fest.

Aber gestern hatte kein Fisch angebissen. Sie mußten von Mehl und Salz leben und nur die beiden Kleinen bekamen Ziegenmilch.

Er lag im obern Wandbett mit einem dreijährigen, schwarzäugigen, unruhigen Mädchen im Arm. Er grübelte darüber, wie er nun die acht Kinder versorgen sollte, die unter etlichen Fellen und Kleidungsstücken rund umher in der Stube lagen, oben und unten, auf Tischen, unter den Dachsparren, die Frau mit dem Säugling hinter dem Herde.

Die Kleine streckte sich despotisch mit dem Rücken über seine Brust; aber wenn sie nun am Morgen erwachte samt der ganzen Schar, und sie nach Brod riefen, alle mit ihr, von Martha Malwina an, die halb im Traume ihr Kind stillte, bis zu den Größten — was war da zu machen?

Nur schwach beleuchteten die Kohlen noch den Blechtopf mit dem letzten Rest der Milch für die Kleine; bald verloschen sie ganz. Pechdunkel war es in der Stube, aber er kannte jedes einzelnen Atemzug und wußte, wer da stöhnte und wer im Schlafe sprach.

Oftmals war es ihm in so stillen Nachtstunden geglückt, einen Ausweg aus der Not zu ersinnen, aber heute Nacht strengte er sich vergebens an. Die gewohnten Hilfsquellen waren versiegt, er mußte einen Plan nach dem andern aufgeben und sah sich schon im Geiste zum Organisten gehen, ihn um einen Zuschuß aus der Armenkasse zu bitten — doch nein; so weit war es doch noch nicht gekommen! —

Wäre das Fischen nur nicht so plötzlich vorbei gewesen! Wenn er keine Fische nach Hause brachte, so blieb die Lebensfrage ungelöst, seitdem im Frühjahr die Kuh gestürzt war.

Sie hatten der Kuh das Leben so lange als möglich erhalten, hatten sie mit Seegras gefüttert und schließlich nur Seewasser und Blut gemolken. So schwer es ihnen wurde, so gaben sie doch ihr letztes Mehl ihr in den

Digitized by Google

Trog, und gerade in der Nacht stürzte sie. Das Mehl hätte für die ganze Familie gereicht, und nun war nichts mehr in der Tonne! Nun hofften sie, die großen Stücke Fleisch in der Stadt zu verkaufen; aber da fanden sie leider, daß es meist nur Knochen und Sehnen waren und das Fleisch so hart wie Holz. Aber sie führten mit dem schlechten Fleisch doch ein Herrenleben, so lange es für die acht kleinen Mäuler und Martha Malwina vorhielt.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit einem Schlachtmesser, das bald verschwand und dann wiederkehrte, gleich einem gefährlichen Schwert über einem Haupte schwebend, das sanft schnarchend seine Nase in die warme Asche gesteckt hatte. Es war Matthias, das Schwein.

Es war nur ein halbes Jahr alt und die Freude aller. Von allen Kindern verzogen und alle kennend, lief es da kahlköpfig und schwarz umher und drängte sich zwischen die Kinder, als ob es zu ihnen gehörte. Es jetzt zu schlachten war ein schwerer Entschluß. Vom ersten Augenblick seines Lebens an war es ausschließlich mit Fischen gefüttert, hatte daher natürlich auch nur Fischfleisch . . . Die augenblickliche Gefahr verschwand vom Haupte des sorglos schnarchenden Matthias.

Tobias lag ruhig und sann und sann. Es war fruchtloses Bemühen, Umschau in seiner Stube zu halten. Alles, was irgendwelchen Wert hatte, war bereits gepfändet.

Er legte das kleine Mädchen sorgfältig in die Decke von Fellen, stieg leise aus dem Bette und blickte aus dem Fenster. Es war pechschwarze Winternacht; da sagte einer der Kleinen, der vermutlich gewacht hatte, ganz leise:

„Vater, glaubst du, daß wir heute auch nichts zu essen bekommen?"

„Wir können wohl Rat schaffen. Wecke nur Mutter nicht auf." Er öffnete sachte die Thür zum Hofe und ging hinaus.

Da stand er eine Weile und blickte um sich. Der Himmel war pechschwarz. Der kleine Bootschuppen war nicht zu erkennen, kein Berg, nicht einmal die Steinplatte, auf der er stand. Nur ein Brausen von der See hörte man und einige dumpfe Töne von der Meerenge her, die von einem Felsblock herrührten, der tief auf dem Grunde lag, und an dem der Strom unabläßig rüttelte. Hin und wieder häßliches Vogelgeschrei aus dem Gebirge.

Er hoffte, daß es ein klein wenig heller würde, dann würde es auch wieder Fische geben.

Aber es blieb schwarz, und so wußte er keinen andern Ausweg, als dem Krämer das Schwein anzubieten.

Als es hell genug war, trug er Matthias ins Boot, band ihn mit einer Schnur an der Ruderbank fest, und füllte das Vorderteil des Bootes mit Schweinsblasen an. Die brachten vielleicht auch noch etwas Geld.

Die Kinder standen am Ufer, so lange sie Matthias noch sehen konnten.

Heute war schlechtes Fahrwetter. Man mußte auf Schneetreiben und Stoßwinde gefaßt sein. Aber in der Stube sah es noch schlimmer aus, weil der Hunger auf jedem Antlitz zu lesen war.

Aber — nicht einen Hering, nicht einen Löffel voll Mehl wollte der Krämer ihm borgen, seitdem der Lehnsmann ihm alles genommen hatte, selbst das Boot und die Fischereigerätschaften, und für das Fisch-Schwein wollte er keine Rolle Tabak geben.

Das war die Antwort, die er sich heute am Ladentisch des Krämers holte. Betrübt saß er im Boote und warf, während die Wellen gegen das Pfahlwerk des Packhauses schlugen, dem Matthias einen unheilverkündenden Blick zu. Der wühlte unverdrossen in einem Mehlsack und glotzte ab und zu seinen Herrn mit seinen milchblauen Augen an.

Der Blick traf Tobias ins Herz. Aber es gab keinen andern Rat — er mußte sonst gleich an die Armenkasse. Es war schlimm, daß der Krämer seine Hand ganz von ihm abzog. — Er hatte manches Mal der Not ins Gesicht gesehen, aber niemals so hoffnungslos. Es war alles aus! Am liebsten hätte er sich das Leben genommen, wäre es nicht um der Kinder willen gewesen. Über diese wollte er wachen, so lange noch Leben in ihm war.

Es war ein trauriges Leben! Das Haar stand ihm wie Borsten zu Berge vor der zurückgeschobenen Zipfelmütze — Matthias und er glichen einander . . . Er starrte trostlos ins Wasser.

„Leg' dein Boot besser vor! Siehst du denn nicht, daß das Mehl in die See fällt, — hörst du?" Es war des Krämers Bevollmächtigter, der oben vom Packhofsboden aus der Luke rief.

Über sich in der Luft sah Tobias einen Sack mit Mehl sich am Windeseile hin und her schwingen. Es galt, das Boot wagerecht darunter zu halten, damit der Sack nicht in die See fiele.

Tobias antwortete „hoch!" und stieß das Boot weiter vor.

„Hast du ihn jetzt?"

„Jawohl!"

„Gut, so rudere weg." — Die Winde ward wieder hinaufgezogen.

Da war ihm doch direkt vom Himmel eine Tonne Mehl ins Boot gefallen! Der Krämer mußte sich bedacht haben.

Tobias wußte kaum, wo er sich befand und blickte bald den Mehlsack an, bald schaute er der Winde nach.

Digitized by Google

Die Freude der Überraschung verlor sich ebenso rasch, wie sie gekommen war. An seiner Seite sah er drei andere Böte neben der Brücke schwanken, deren Mannschaften im Laden waren.

Es ging ihm die Ahnung auf, daß es sich um ein Mißverständnis handeln könnte. Aber das Mehl hatte er nun einmal im Boote, und der Gedanke, es wieder abgeben zu sollen, machte ihn ganz wild. Er hißte die Segel und verschwand.

Es war geschehen, ehe er noch zu ruhigem Nachdenken gekommen war.

Er segelte rasch und war schon ziemlich weit gekommen, als ihm seine Handlung, die er früher für unmöglich gehalten hätte, erst klar wurde. Jetzt winkte ihm nicht das Armen-, sondern das Zuchthaus. Da erblickte er ein Segel hinter sich und hegte auch nicht den leisesten Zweifel darüber, daß es das Boot von der Brücke sei mit dem Handlungsdiener, der ihn zur Rechenschaft ziehen wollte. Rasch ergriff er die Ruder und strich mit verstärkter Kraft durch die Wellen.

Aber das Boot war alt, leck und ohne Steuer. Tobias wußte, daß es sich einige Zeit über Vermögen antreiben ließe — aber dann würde es untergehen.

Das Segel des andern Schiffes wurde größer und größer — darüber konnte er sich nicht täuschen. Als Tobias an die Landzunge kam, die ihn unsichtbar machte, legte er das Segel um. Es galt den Augenblick zu benutzen, um sich zwischen den kleinen Inseln zu verbergen.

Es wäre auch gut gegangen, wenn nicht gerade vom Gebirge her ein heftiger Windstoß gekommen wäre, der Tobias Segel wie ein Kartenblatt fortriß.

Das Boot schlug um; Tobias hielt sich zwar daran fest, aber er war jeden Augenblick darauf gefaßt, in die Tiefe zu sinken. Es war ja unmöglich, daß das Boot sich über Wasser halten konnte. Was galt ihm auch sein Leben nach der Geschichte mit dem Mehlsack!

Seine Überraschung war groß, als das Boot fortfuhr, auf der Oberfläche zu treiben, und rasch entschlossen setzte er sich rittlings auf den Kiel.

Der Untergang des Mehlsacks nahm ihm eine schwere Last vom Herzen.

Als das verfolgende Boot um die Landspitze bog und die Insassen sahen, in welch traurigem Zustande Tobias sich befand, jubelten sie alle.

Aber die Fahrt war doch vergeblich gewesen — und gerettet mußte der arme Schelm auch werden.

Es wurde wieder einmal recht klar, daß Unkraut nicht vergeht, denn als sie das Boot wieder umkehrten, sahen sie, daß es nur durch die Schweinsblasen vom Untergang gerettet worden war, und das Schwein grunzte auch noch ganz vergnügt. Es war an die Ruderbank angebunden und hatte sich, so hoch es nur konnte, unter dem Boden des Schiffes emporgehoben. Tobias war es auch so vorgekommen, als ob er das Grunzen und Schnüffeln unter sich gehört habe.

Die Blasen wurden mit dem Ruder entzwei geschlagen und sprangen wie mit einem Schusse auf. Der Kommis, der für das Mehl verantwortlich war und es nun auf dem Meeresgrunde wußte, sagte Tobias zum Abschied: „Wenn es auch nichts nützen kann, Erstattung des Mehls von solch einem Lumpen, wie du bist, zu verlangen, so sollst du deiner Strafe doch nicht entgehen. Du mußt nicht glauben, daß man solche Gaunerstreiche ungestraft ausüben kann."

* * *

Die Zeit schritt vor und Tobias zurück. Er mußte Arbeit suchen, wo er sie nur immer finden konnte.

Aber es war schwer, an diesem Nachmittage dem Krämer auszuweichen, der Justiz halten würde. Tobias beschloß geradeswegs in den Laden zu gehen. Vor der Thür wimmelte es von seinen Kindern, und die Frau stand dahinter, auf jedem Arm ein Kind haltend.

„Wenn du dich nicht im Augenblick mit deiner ganzen Sippschaft packst, so will ich dir Gaudieb Beine machen. Im Augenblick aus der Thür!"

„Ich wollte Väterchen doch so herzlich bitten, ich bin ganz ratlos und habe nichts zu essen. Und — —"

„Da willst du dich wohl mit deiner ganzen Schar an meinen Tisch setzen? Auf die Art könnte ich das ganze Kirchspiel auf den Hals bekommen. Du hoffst wohl etwas in den Schubladen zu finden, was du aufessen könntest, Mehlsäcke willst du wohl vom Packboden holen! Du Schurke! Wenn du dich nun nicht augenblicklich fortpackst, so —"

„Ich habe nicht einmal ein Obdach, Väterchen!"

„Was geht mich das an? Geh zu dem, der dich aus dem Hause geworfen hat. Der wird schon dafür sorgen, daß du die Wohnung bekommst, die du für gestohlenes Mehl verdient hast."

„Dies Diebsgesindel! Da geht der Junge an die Fische!" rief der Kommis.

Es war Andres, der der Versuchung nicht widerstehen konnte.

„Hinaus mit Euch und das sofort!" Immer mehr Leute sammelten sich um sie herum; sogar „Fragan", der Hofhund. Er vergaß, daß er den Schlachter gekannt, und bellte die Bettlergesellschaft an. —

Digitized by Google

„Fort von der Brücke, ins Zuchthaus solltest du! — ins Zuchthaus solltest du!“ rief der Krämer wütend hinter ihnen her, „ins Zuchthaus solltest du!“

Jetzt gings die Brückentreppe hinunter ins Boot. Tobias war der letzte. Sich demütig verbeugend, deckte er den Rückweg und machte nur noch einen letzten schwachen Versuch:

„Keiner von uns hat heute einen Bissen gegessen!“

Das ganze Boot wurde von der kleinen Schar angefüllt. Die Menge auf der Brücke stieß Drohworte gegen sie aus. Martha Malwina warf finstere Blicke als Antwort hinüber, während sie zitternd vor Kälte alte Decken nahm, um sie über die beiden Kleinsten zu breiten.

Matthias fehlte noch.

Das Schwein war seine eigenen Wege gegangen, direkt in ein Haus hinein. Ausgehungert und dünn wie ein Schatten, ging es, an den Umgang mit Menschen gewöhnt, geradeswegs in die Küche.

Was Matthias dort ausrichtete, sollte bald an den Tag kommen.

Er war sofort in einen Eimer mit saurem Rahm gefahren, den die Hebamme Madame Sörwig dorthin gesetzt hatte.

Der Eimer hatte dort erst einen Augenblick gestanden. Da kam das halbverhungerte Schwein und steckte den Rüssel bis an die Ohren hinein.

Die Köchin kam wütend heraus. Matthias galoppierte vor ihr her; sie gab ihm Namen, unter denen auch nicht ein einziger schmeichelhafter war, und warf ihm alles nach, was sie nur in der Eile ergreifen konnte.

Ihr folgte Madame Sörwig, ganz rot im Gesicht. Sie arbeitete mit den Armen, ihre schwere Gestalt wackelte, und ein böses Unwetter stand zu erwarten.

Sie tauchte plötzlich aus der Menge an der Brücke hervor und folgte atemlos den Verhandlungen.

Ihre Gestalt war viereckig, das Gesicht sah gerade aus wie ein Würfel, mit dem man zwei Augen geworfen hatte, aber dies waren Augen, die strenge Umschau hielten, als ob sie gewohnt wären, zu kontrollieren und zu kommandieren. Sie war nicht umsonst volle achtzehn Jahre Hebamme gewesen.

Da stand sie plötzlich am äußersten Ende der Brücke.

„Gut, jetzt weiß ich Bescheid. Ist das recht, Menschenkinder wie junge Katzen zu ersäufen? Ja, ja, ich kann es an dem Gewinsel hören, ihr seid nicht weit davon entfernt. Ja, das ist eine gute Geschichte! Da sitzt Schlachter Tobias mit all seinen Kindern! Wie viele liegen da noch unter der Decke, Mutter?“

Die alte Decke wurde zurückgeschoben, und zwei Kinder kamen zum Vorschein.

„Mit allen acht Kindern ohne einen Bissen Brot! Im offenen Boot — und da steht ihr hier oben und glaubt eure Schuldigkeit gethan! Ja, entschuldigt — und Sie, Herr Krämer, auch, der Sie doch sonst ein Wohlthäter sind! Ja, ja! — Mach das Boot nicht los, Tobias! — Laßt sie nur in solchem Wetter auf die See fahren — und dann schlaft die Nacht recht gesund! Pfui, pfui! — Da, Martha Malwina“, sie beugte sich nieder und zeigte auf einen kleinen schwarzen Kopf — „die war es wohl, die ich in Empfang nahm. — Ihr seid doch in der Gesindestube gewesen, um die Kleine zu erwärmen?“

„Na, so — —“

„Ja, ich will sehen, ob jemand es Madame Sörwig abschlägt, wenn sie mitgeht. Ich nehme das Kind nicht mit der einen Hand in Empfang und drehe ihm mit der andern den Hals um. Das muß ein Mann einsehen, der so wohlthätig ist wie der Krämer, besonders wenn ich es seiner Frau sage.“ Sie war ganz rot im Gesicht.

Der Krämer näherte sich vertraulich. „Es ist ein großer Schurke, Madame Sörwig!“

„Ja, in mancher Beziehung sind wir alle Schurken, wenn wir auf die Probe gestellt werden. Nehmt den Jungen in die Höhe. Ihr könnt wohl Eure Finger damit besudeln ihn anzufassen, Kommis. — Hättet Ihr beständig ein so gutes Gewissen!“

Der Kommis erfüllte bereitwillig ihr Begehren und griff mit seinen frostkranken Fäusten rasch zu.

Sie selbst nahm das Kleinste. „Steh da nicht so, mein Mädchen, und gaffe; geh hinauf zur Madame, grüße von Madame Sörwig, ich ließe um Milch und Mehl zu einer Suppe bitten. Arme Kleine! Der kann wohl etwas Warmes not thun!“

Sie brachte sie in die Gesindestube, während sie Tobias unterwegs ausforschte.

Er hatte sich in der Stadt bei einem Schlachter Arbeit suchen wollen. Aber nun wollten sie ihn einstecken lassen. Und da mußten dann all diese Armen von Hof zu Hof gehen und um ihren Unterhalt bitten! —

Es verstand sich von selbst, daß sie für Madame Sörwig das Haus auf den Kopf stellten.

Es wurde Grütze gekocht und der Kaffeekessel aufgesetzt, um ihr die Zeit zu vertreiben.

Sie trank ihren Kaffee, der immer wieder von neuem eingeschenkt wurde, doch sie war ungewöhnlich nachdenklich und schweigsam. Aber auf einmal schlug sie mit der Hand auf den Tisch, sah der Krämersfrau in's Gesicht und sagte:

„Gevatterin! — Ich kann den Schlachter frei nach Amerika schaffen!“

Digitized by Google

Der alte Schiffer Monsen war herüber gekommen, und er und der Krämer saßen hinten im Sofa beim Spiel. Sie legten die Karten nieder.

„Das Freibillet, Krämer, wissen Sie wohl für Olaus und die Seinigen nach Chicago, das er jetzt nicht benutzen kann — das ist für eine Kleinigkeit zu haben."

Der alte Monsen schlug die Karten auf den Tisch und rief:

„Ja, Krämer, mit Madame Sörwig nimmst du es nicht auf! Die schafft der Armenkasse zehn auf einmal vom Halse!"

Daß die Stimmung eine andere geworden, zeigte sich deutlich, als Tobias den Hof verließ. Die Kinder hatten Weißbrod in den Händen, und ein Mädchen lief ihnen mit einem Tuche nach, das sie der kleinen Seimke umband.

Obendrein war der Urheber dieser Schicksalswendung, Matthias, aus Gnade und Barmherzigkeit vom Krämer gekauft und mit Mehl und Heringen ordentlich bezahlt worden. In anbetracht, daß er sich heute schon an gute Kost gewöhnt, wurde er in den Maststall gesetzt und lebte nun plötzlich im Überfluß — bis auf weiteres . . .

So wurde die Armenkasse das Steuer, das Tobias Lebensschifflein lenkte. Sie waren nun einmal Gegner. So lange Tobias arbeitete und alle Segel ausspannte, um ihr nicht anheim zu fallen, lag sie mit offenem Rachen da um ihn zu verschlingen — aber als er endlich hinein mußte, da spie sie ihn nach Amerika aus.

Schon Anfang Mai war Tobias als Auswanderer in die Stadt gekommen, um mit dem ersten Dampfschiff abzufahren.

Mit einem Sacke auf dem Rücken, einer Kiste in der einen und einem kleinen Mädchen an der andern Hand ging er die Seestraße hinunter, während Martha Malwina und die übrigen Kinder mit kleinen Bündeln und einem Blechgefäß in den Händen ihm folgten.

Ein ganzes Rudel Straßenjungen lärmte um sie herum wie die Möwen um einen Kohlfischschwarm.

Bei dem Prahm, der sie einschiffen sollte, fingen die Schneebälle an zu fliegen; die Frühjahrssonne hat im hohen Norden noch keine Kraft.

Tobias bückte sich und ließ ein Kind nach dem andern in den Prahm gleiten.

Welch eine Zielscheibe! dachten die Jungen, und ein Schneeball nach dem andern sauste hinüber. Tobias sah sich vorsichtig um mit raschem Blick und suchte die Kleinen zu schützen.

Ja, so kleine Gassenbuben zeigen viel Herz!

Knall! prallte es an den ledernen Beinkleidern ab. Knall, Knall!

Das war der letzte Gruß des Vaterlandes.

* * *

Wie es nun Schlachter Tobias drüben erging?

Es ward viel von ihm in der Heimat gesprochen, seitdem in einer Zeitung aus Chicago eine große Firma angezeigt stand, die das Schlachten von Schweinen mit Dampf betrieb und „Tobias und Söhne" hieß.

Die Fleischkonserven.

Ein hygienisch-volkswirtschaftlicher Rückblick.

Von

K. Falkenhorst.

Nachdruck verboten.

Dank dem hochentwickelten Verkehr der Neuzeit hat die Hungersnot für die zivilisierte Menschheit viel von ihren ursprünglichen Schrecken eingebüßt. Mögen auch weite Gebiete der Erde vom Mißwachs betroffen werden, die Dampferflotten und Eisenbahnen bringen dennoch in überraschend kurzer Zeit das goldene Korn aus fernen Weltteilen nach den heimgesuchten Gegenden. Der eine Weltteil kann sein Brot aus dem Kornüberfluß des anderen bereiten.

Aber die zivilisierte Menschheit begnügt sich nicht mit dieser Errungenschaft und stellt an den Weltverkehr weitere Ansprüche. Der Mensch lebt nicht von Brot allein; namentlich der fleißige Arbeiter, der die Kultur fördert und sich bei weitem mehr anstrengt als der sogenannte Wilde, verlangt mit Recht neben dem Brote auch billiges Fleisch, das ihn leistungsfähiger machen würde. Leider ist die Versorgung der Mittelpunkte, in denen die Menschen sich besonders stark angesiedelt haben, mit diesem Nahrungsmittel nicht so leicht, denn im Gegensatz zu Getreide und Mehl ist das Fleisch nur wenig haltbar.

Digitized by Google

Frühzeitig haben darum die Menschen Fleischkonserven bereitet, das Fleisch gepökelt, geräuchert und getrocknet; aber diese uralten Erfindungen haben ihre schwerwiegenden Mängel, und man ist eifrig bestrebt, neue, bessere Methoden der Fleischkonservierung zu ersinnen. Nach einer Zusammenstellung, die Dr. Trapp jüngst geliefert hat, sind im Laufe des letzten Jahrhunderts nicht weniger als 664 dieser Methoden patentiert worden, und diese Zusammenstellung ist sicher nicht vollständig! Blättern wir nur in dieser Rundschau, so müssen wir mit Staunen gewahr werden, welche Summe von Scharfsinn, Geld und Arbeitskraft der Herstellung haltbaren Fleisches bereits geopfert wurde. Erfolglos war dieser Aufwand an Mühe durchaus nicht. Die Fleischkonserven haben in der Verpflegung der Menschen eine wichtige Stellung errungen; in alter, neuer und neuester Form werden sie uns auf Schritt und Tritt angeboten; sie sind bedeutungsvoll für Krieg und Frieden; sie beanspruchen das Interesse der Hausfrau, selbst wenn sie dem kleinsten Hausstand vorsteht, und die besondere Aufmerksamkeit des Kriegsministers, der im Frieden Fleischvorräte für den Krieg der Neuzeit mit seinem furchtbaren Aufgebot von Millionen Streitern aufstapeln muß.

Bei der Fülle des Angebots ist aber für denjenigen, welcher der hygienischen Wissenschaft und der Technik ferner steht, die Wertschätzung der verschiedenen Fleischkonserven mit Schwierigkeiten verknüpft. Anpreisungen der Händler kann man ja nicht immer trauen, und wie oft verfallen durchaus ehrlich strebende Erfinder in schwerwiegende Irrtümer!

Was man beim Konservieren des Fleisches verhüten will, das ist die Fäulnis; denn das Fleisch verdirbt, indem es fault. Das Wesen der Fäulnis war lange Zeit unbekannt; bald führte man deren Entstehung auf Wärme und Feuchtigkeit, bald auf den „bösen Sauerstoff" der Luft zurück. Wir wissen heute, daß die Fäulnis das Ergebnis der Entwicklung der Fäulnisbakterien ist, die auf dem Fleische und im Fleische leben und es zersetzen. Das Leben dieser Bakterien ist aber wie alles Leben auf Erden an gewisse Bedingungen geknüpft. Damit sie sich entwickeln können, müssen eine gewisse Menge Feuchtigkeit und eine passende Temperatur vorhanden sein, und schließlich muß auch der Boden, auf dem sie sich entwickeln, eine geeignete chemische Zusammensetzung besitzen. Töten wir die Fäulnisbakterien und sorgen dafür, daß keine neuen von außen hinzukommen, so wird in dem Fleische keine Fäulnis eintreten; ebenso wird dieser Vorgang ruhen, wenn wir eine der drei oben erwähnten Lebensbedingungen der Bakterien ausschalten, denn deren Keime werden alsdann schlummern müssen, sich nicht entwickeln können. Wir ersehen daraus, daß wir auf vielen verschiedenen Wegen die Fäulnis verhüten und das Fleisch haltbar machen können. Aber die Haltbarkeit an sich macht noch keine Fleischkonserve aus. Die Haltbarkeit muß vielmehr mit Mitteln erreicht worden sein, die den Nährwert und die Bekömmlichkeit des frischen Fleisches möglichst wenig verändern oder beeinträchtigen; dabei darf die Konserve nicht erheblich teurer sein, als das frische Fleisch. Nach diesem Maßstab muß der Wert jeder einzelnen der vielen Fleischkonserven beurteilt werden.

Betrachten wir von diesen Gesichtspunkten aus zuvörderst die älteren Verfahren! Seit Jahrtausenden ist die konservierende Eigenschaft starker Salzlösung bekannt; es werden durch sie nur wenige Bakterien getötet, wohl aber alle in ihrer Entwicklung gehemmt. Das wußten bereits die alten Aegypter und die Griechen zu Homers Zeiten, und sie pökelten ihr Fleisch ein, wie wir es noch heute thun. Diese uralte Konservierungsmethode hat ihre Vorzüge; sie ist bequem und billig; sie kann selbst in kleineren Haushaltungen ausgeführt werden. Sie ist aber zugleich eine der schlechtesten. Die Lake entzieht dem Fleische sehr wertvolle Bestandteile, Eiweiß und die schmackhaften Extraktivstoffe; dadurch wird also der Nährwert des Fleisches herabgesetzt. Ferner wird die Fleischfaser selbst in einen derberen und zäheren Zustand übergeführt, also auch die Verdaulichkeit beeinträchtigt. Je länger das Fleisch in der Lake liegen bleibt, desto härter wird es und erreicht schließlich einen solchen Grad von Festigkeit, daß es zum Ausschneiden von Figuren verwendet werden kann. Ein weiterer Übelstand ist darin zu suchen, daß nicht alle Fleischarten sich zum Einpökeln eignen. Am besten

Digitized by Google

eignet sich Schweinefleisch dazu, da seine Faser an und für sich zarter ist, und das zwischenliegende Fettgewebe dem Eindringen der Lake erheblichen Widerstand entgegensetzt. In zweiter Linie kommt Rindfleisch in Betracht, obwohl es viel schneller lederhart wird. Pferdefleisch soll sich ganz gut einpökeln lassen, dagegen eignen sich Hammel- und Kalbfleisch zum Pökeln gar nicht, da sie rasch ausgelaugt und hart werden. Schließlich ist der Geschmackswert des Pökelfleisches ein sehr geringer. Wie trefflich es auch zur Abwechselung unter anderen Fleischgerichten mundet, auf die Dauer genossen erzeugt es Widerwillen. Die Erfahrungen, die man bei Schiffsverpflegung früher hat machen müssen, lassen diese Art der Fleischkonserve nicht in besonders günstigem hygienischen Lichte erscheinen.

Im Laufe der Jahrhunderte ist eine große Zahl von Rezepten für Pökellaken entstanden, in der Regel sind sie aus Kochsalz, Salpeter und verschiedenen Gewürzen zusammengesetzt; auch Zucker wird vielfach hinzugefügt, da er das Fleisch saftiger erhält und das Hartwerden einigermaßen verhütet. In der Neuzeit hat man auch Schnellpökelverfahren ersonnen, die einen maschinellen Betrieb erfordern. Die Lake wird mit Gewalt in das Fleisch hineingepreßt, oder das ganze Tier nach dem Ausbluten vom Herzen aus mit Lake vollgepumpt. Durch diese Verfahren wird die Einbuße an Nährwert und Wohlgeschmack bis zu gewissem Grade gemildert, aber das schnellgepökelte Fleisch ist weniger lange haltbar.

Ebenso alt wie das Pökeln ist das Räuchern des Fleisches; wenigstens hat man dieses Verfahren bei den Naturvölkern Amerikas und Australiens vorgefunden. Die Zahl der Vorschriften ist auch dafür ungemein groß, jedes Land weist darin seine besonderen Eigentümlichkeiten auf. Stets aber geht dem Räuchern ein Einsalzen oder Pökeln des Fleisches voraus, und das Endergebnis läßt sich dahin zusammenfassen, daß auch das Räuchern den Nährwert des Fleisches herabsetzt. Die Fleischfaser wird hart, weniger löslich und dadurch schwerer verdaulich. Was aber die Haltbarkeit anbelangt, so ist sie bekanntlich eine beschränkte. Durch die antiseptischen Stoffe des Rauches wird nur ein Teil der Fäulnisbakterien getötet. Der Fäulnisvorgang wird darum verzögert; wollte man alle Bakterien durch den Rauch töten, so müßte die Räucherungszeit derart verlängert werden, daß das Fleisch ungenießbar werden würde.

Was diese beiden Verfahren, das Pökeln und Räuchern, zur Aufbewahrung des Fleisches beitragen können, das ist bei uns längst ausgenutzt, und die Erfahrung lehrt, daß der Absatz für diese Konserven nur ein beschränkter ist, daß wir noch anderer Mittel zur Haltbarmachung des kostbaren Nahrungsmittels bedürfen.

Ein drittes, gleichfalls uraltes Verfahren besteht im Trocknen des Fleisches. Dieses wurde namentlich in heißen oder trockenen Ländern seit jeher gebraucht. Die Indianer Nordamerikas bereiteten, als die Europäer sie kennen lernten, längst ihr Pemmikan und die Südamerikaner das Charque oder Tassajo. Von dem letzteren Präparate erzeugt die Provinz Rio Grande do Sul allein jährlich gegen 20 Millionen Kilogramm. Zu seiner Herstellung wird das Fleisch von den Knochen gelöst und in lange Streifen geschnitten, die nunmehr auf Haufen geschichtet und durch Lagen Kochsalz von einander getrennt werden. Nach zwölf Stunden werden die Haufen umgesetzt und dabei aufs neue mit Salz behandelt. Alsdann breitet man die Fleischriemen flach aus und läßt sie an der Sonne und in der Luft trocknen. 100 Kilogramm frisches Fleisch liefern 50 bis 60 Kilogramm Charque. Das Kilogramm kostet am La Plata nur 30 Pfennig, aber das Präparat ist wegen seines Gehalts an Salz für den Europäer auf die Dauer ungenießbar. Man hat infolgedessen versucht, das Fleisch ohne Salzzusatz unter Zuhilfenahme von Dörröfen zu trocknen, und bereitete daraus die sogenannten Fleischmehle. Ein ähnliches Präparat ist die Carne pura; es ist haltbar und hat einen hohen Gehalt an Nährstoffen, aber sein Geschmack ist auf die Dauer nicht zuträglich. Es könnte höchstens als Konserve zur Aushilfe in Kriegszeiten Verwendung finden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geflügelzucht als Erwerb für die Frauenwelt.

Anleitungen von Dr. Karl Ruß.
(Siehe Heft XI u. XII des vor. Jahrgangs.)

Nachdruck verboten.

V.

Bevor ich zu den Anleitungen zu weiterer Ausnutzung des Haushuhns übergehe, muß ich einen kurzen Überblick auf seine Leistungsfähigkeit überhaupt werfen.

Es erscheint wohl erklärlich, daß der Eierertrag bei den überaus verschiedenen Hühnerrassen auch ein sehr wechselnder ist. Wir sehen, daß die Anzahl der Eier, die ein Huhn im Lauf des Jahres legt, im günstigen Fall 150, 200 und sogar 220 Stück beträgt, während sie im ungünstigen Fall bei 50 Stück bis höchstens 70 Stück verbleibt. Ebenso verschieden zeigen sich die Eier in Hinsicht der Größe und des Gewichts; die geringsten wiegen 38 bis 42 Gramm, bessere 50 bis 70 Gramm und die allerbesten 75 bis 80 Gramm. Diese Verschiedenheit ist zunächst in der Eigenart einer jeden Hühnerrasse begründet, dann in der Beschaffenheit, dem Alter u. s. w. der einzelnen Henne, weiter aber auch in der Art und Weise, wie man die Hühner halten, beherbergen und verpflegen kann.

Kann man über viel Raum verfügen, so hält man, wie aus den früheren Anleitungen hervorgeht, am besten das Italienerhuhn oder die von diesem gezüchteten Mischlinge. Bei engem Raum, zumal unter den schon geschilderten ungünstigen Verhältnissen der Großstadt, kommen hauptsächlich das Spanierhuhn, die drei französischen Rassen: Crève Coeur, La Flèche und Houdan und das Dorkinghuhn oder besser von ihnen (siehe Abschnitt II) gezüchtete Mischlinge in Betracht. Kommt es nur darauf an, so viele und so gute frische Eier wie möglich und zum angängig billigsten Preise zu bekommen, so läßt man auch den Hahn, als überflüssigen Fresser, ganz fort, hält also die entsprechende Anzahl Hennen allein. Zu beachten ist sodann, daß jede Henne im ganzen etwa 600 Eibläschen am Eierstock trägt, daß also das fruchtbarste Huhn, wenn es im Jahr 150 bis 200 Eier oder gar darüber bringt, sich erklärlicherweise in verhältnismäßig kurzer Zeit erschöpft. So kann man, zumal im engen Raum, die Legehenne nicht länger als höchstens drei Jahre in voller Fruchtbarkeit haben.

In den Legenestern muß ein „Legeei" liegen bleiben, um das „Fortlegen" der Hennen möglichst zu verhüten. Da das Hühnerei dabei aber binnen kurzer Frist faul wird, ist man darauf gekommen, das Legeei in irgend einer Form zu ersetzen. So nimmt man Porzellaneier oder Gipseier oder stellt ein solches Legeei selbst her, indem man eine ausgeblasene Eischale mit ziemlich großer Öffnung mit Sand oder anderem Material ausfüllt.

Keinesfalls darf man glauben, daß die reichlichste und kräftigste Fütterung mit Mais, Gerste, Weizen den reichsten Eierertrag bedinge. Im Gegenteil; frißt sich die Henne binnen kurzer Zeit zu fett, so verringert sich ihre Legefähigkeit ganz ebenso, als wenn sie zu mager, bezw. schlecht gefüttert wäre. Es ist also immer notwendig, das im Abschnitt IV hinsichtlich der Fütterung Gesagte sorgfältig zu befolgen und zugleich darauf zu achten, daß man, zumal bei wenig Legehennen, nicht einen unnützen Fresser mitfüttern muß. Sobald die einzelne Henne fett zu werden beginnt, ist sie entweder auszutauschen, oder sie muß vollends gemästet und geschlachtet werden. Die nach dem Abschnitt II herangezüchteten Mischlinge müssen schon im ersten Legejahr 120 bis 140 Stück Eier von mindestens 50 Gramm Gewicht bringen.

Für den Wert der Eier hat natürlich auch die Beschaffenheit eines jeden einzelnen Stückes Bedeutung. Wenn die Hausfrau beim Einschlagen einer größeren Anzahl darauf achtet, so wird sie bemerken, daß die Eier nicht allein in der Größe außerordentlich wechseln, sondern auch im Gehalt. In ersterer Hinsicht hat man bereits längst die Forderung aufgestellt, daß die Eier künftighin nicht

Digitized by Google

mehr nach der Stückzahl sondern nach dem Gewicht verkauft werden sollen. In Wien und anderswo geschieht dies bereits wenigstens nach dem Ring, indem die Eier, wie sie je nach der Größe durch verschiedene Ringe gehen, verschiedene Preise haben. Da die offenbar nicht unbillige Forderung des Verkaufs der Eier nach dem Gewicht bei uns bisher noch nicht hat durchgesetzt werden können, so ist hier und da ein Schlaukopf wohl auf die Idee gekommen, den Landwirten anzuraten, lieber Hühner zu züchten, die kleine Eier legen, weil diese viel weniger Futter brauchen, während die kleinen Eier nach dem Grundsatz „Ei ist Ei" ganz ebenso bezahlt werden wie die großen.

Welchen Einfluß die Ernährung auf die Beschaffenheit bezw. den Nahrungswert der Eier hat, kann die Hausfrau unschwer selber ermessen. Eine lediglich mit Körnern oder sonst unzureichend ernährte oder auch kranke Henne zeigt in ihren Eiern stets blassen, förmlich bleichsüchtigen Dotter, während die gesunde, kräftige, auch mit Fleischabfällen und Grünkraut reichlich ernährte Henne, besonders wenn sie weiten freien Auslauf hat, in ihren Eiern stets schönes, tiefgelbes und wohlschmeckendes Eigelb ergiebt.

Alljährlich im Sommer tritt der regelmäßige Federwechsel oder die Mauser der Hühner ein. Während dieser Zeit muß die Verpflegung eine besonders sorgfältige sein. Tritt während der Mauserzeit, wenn die Hühner ziemlich federlos geworden sind, plötzlich naßkaltes Wetter ein, so ist bei den empfindlichen Rassehühnern Aufenthalt im Stalle anzuraten.

Eine Henne, die als vorzügliches Legehuhn gelten darf, braucht keineswegs auch zugleich ein gutes Fleischhuhn zu sein. Die eigentlichen Geflügelzüchter machen auch zwischen Lege- und Fleischhühnern einen großen Unterschied. Um Schlachtgeflügel für den eigenen Gebrauch heranzuziehen, kommt dieser indessen kaum in Betracht. Da ist es sogar vorteilhaft, wenn man von den jungen Mischlingen, die man vom Italienerhuhn nach der Anleitung im Abschnitt II erzüchtet hat, eine Anzahl herauswählt, diese im Alter von acht Wochen in einen besondern Raum setzt und sie nun mit Maisschrot oder Gerstenschrot in Milch heranmästet. Für den Hausgebrauch werden sie dann die delikatesten Brathühnchen liefern. Zum Verkauf auf dem Wochenmarkt dürfte es am vorteilhaftesten sein, derartige Abkömmlinge von einer der französischen Rassen, besonders Houdan (weil die am wenigsten weichlich ist), die man aus Ersparnisrücksichten gleichfalls selbst erzüchten muß, in gleicher Weise im Alter von circa acht Wochen von den anderen abgesondert, heranzumästen. Bei diesen ist es auch notwendig, daß der Raum, in dem man sie zum Mästen hält, ein wenigstens verhältnismäßig enger sei.

Die schon erwähnten klimatischen, der Hühnerzucht in Deutschland ungünstigen Verhältnisse kommen bei der Züchtung von Fleischhühnern ganz ebenso, ja eigentlich noch mehr störend zur Geltung, als bei der Legehühnerzucht. Dies liegt daran, daß die besten Fleischhühnerrassen, eben die französischen Hühner, gegen rauhe Witterungseinflüsse noch empfindlicher sind, als alle anderen. So sehen wir denn, daß es in Deutschland nur in einer einzigen Gegend erfolgreiche Zucht von Hühnern als Mast- und Delikateßgeflügel giebt. Dies sind die sogenannten „Hamburger Kücken", die von einem Dorf an der Elbe nahe bei Hamburg den Namen erhalten haben, nämlich Ramelsloher Hühner, und die von hier auf den Markt kommen und gleich dem französischen Delikateßgeflügel zu einem Weltruf gelangt sind. Sie können aber nur dort in einer bestimmten Örtlichkeit gezüchtet werden, da sie in Ramelslohe und anderen Dörfern von den Bauern, Handwerkern, Tagelöhnern in der warmen Stube gehalten und schon in den Winter- und Frühlingsmonaten gezüchtet werden. Hier werden sie sodann vornehmlich und zeitweise sogar ausschließlich mit kleinen, in der Elbe massenhaft gefangenen, gekochten und zerstampften Fischen, zuweilen auch mit Froschfleisch ernährt, und die frühen Kücken werden dann mit einem Brei aus Buchweizen- und Bohnenschrot und saurer dicker Milch gemästet und zu hohen Preisen verwertet. Erklärlicherweise läßt sich diese Kückenzucht und die Erzeugung dieses Mastgeflügels nur in einer bestimmten Örtlichkeit erzielen.

Schwieriger noch wie jede andere Züchtung ist die, zu der wir uns jetzt schließlich wenden müssen, nämlich die Zucht von Rassehühnern zum Verkauf. Wer sie mit vollem Verständnis, vor allem aber mit entsprechenden gediegenen Kenntnissen betreiben kann, dem bringt sie zweifellos verhältnismäßig sehr hohen Ertrag; denn seit nahezu dreißig Jahren bis zum heutigen Tage sind die, wie man zu sagen pflegt, auf die Feder gezüchteten fremden Hühnerrassen, also das eigentliche Sportgeflügel, in Deutschland beliebt und begehrt, und alle diese Hühner werden mit hohen Preisen bezahlt, wenn sie rein sind und den Anforderungen der Kenner genügen.

Trotzdem wird es leider nur wenige Damen geben, die sich mit dieser einträglichen Hühnerzucht befassen können, denn die dazu gehörigen Kenntnisse und Erfahrungen sind schwer zu erlangen. Wohl haben wir Hühnerbücher in unglaublicher Anzahl und zu Preisen von 1 bis zu 20 Mk., auch solche

Digitized by Google

mit guten Abbildungen und mit Farbendruckbildern — aber auch aus diesen letzteren, dem Werk von Völschau in Hamburg, wird man schwerlich so viel lernen können, daß man mit voller Sicherheit die kennzeichnenden Merkmale der in Betracht kommenden Hühnerrassen zu erkennen vermag; daß man mit anderen Worten sich beim Einkauf der Zuchthühner und beim Verkauf der Nachzucht nicht übervorteilen lasse und im ersten Fall ihre ganze Züchtung überhaupt, im letztern wenigstens den Ertrag in Frage stellt. Wer es dennoch wagen will, ganz im kleinen beginnend und allmählich fortschreitend, diese Zucht zu betreiben, der soll es sich vor allem angelegen sein lassen, zuerst an der Hand des einen oder andern der kleinen Hühnerbücher, die alle Sportrassen enthalten und wenigstens zum Teil in guten Abbildungen bringen, so die Werke von Bungartz (mit vom Verfasser selbst gezeichneten vortrefflichen Bildern), von Baldamus, Martin Fries u. a., zunächst Studien zu machen, dann aber hauptsächlich, soweit es irgend möglich ist, auf den Höfen befreundeter und benachbarter bedeutender Hühnerzüchter und schließlich, wo irgend angängig, auf allen größeren Ausstellungen die verschiedenen Hühnerrassen durch Anschauung kennen zu lernen. Am vorteilhaftesten ist es, anfangs nur mit einer oder doch nur mit wenigen Rassen zu beginnen. Hat diese Rassezüchterei erst auf einer einzigen großen Geflügelausstellung mit ihren selbstgezüchteten Hühnern einige hohe Preise errungen, so kann sie ihre Nachzucht bereits gut verwerten und daraufhin ihre Züchtungen allmählich weiter ausdehnen.

Kann ich nun im Rahmen dieser Anleitungen auch selbstverständlich nicht vollständigen Unterricht in der Geflügelzüchtung selbst geben, so muß ich doch wenigstens noch einige praktische Hinweise anfügen, durch die solche Bestrebungen wesentlich erleichtert werden können und zugleich die Züchterin sich vor wesentlichem Schaden bewahren kann.

Zunächst handelt es sich um die Brutmaschinen. Leider giebt es bis jetzt noch keine einzige durchaus zuverlässige Brutmaschine. Im allgemeinen kann man nach den bisherigen Erfahrungen annehmen, daß die Leistungsfähigkeit der Brutmaschine im günstigsten Fall einen Erfolg von 50 bis höchstens 60 Prozent ergiebt. Mit diesem könnte sich der Züchter zunächst wohl zufrieden geben; einerseits aber hängt auch dieser bescheidene Erfolg noch immer vom Zufall ab, und andererseits haben wir trotz der verschiedenen künstlichen Glucken durchaus keine sichere Aufzucht der Küchel vor uns. Ich kann daher die Hausfrauen nur dringend warnen, ohne weiteres eine Brutmaschine anzuschaffen und auf die damit zu erzielenden Erfolge sich zu verlassen. Wenn jemand hoffnungsfroh 100 Eier in die Brutmaschine giebt, und es kommen dann nur 10—15 Stück, ja vielleicht nur 5 Kücken glücklich heraus, und auch diese kaum zur vollen Aufzucht, so ist der Versuch denn doch gar zu teuer bezahlt, zumal wenn es sich um Eier von Rassehühnern handelte — und die Liebe und Lust zur Sache, ja wohl gar der Mut zur Züchtung ist für immer dahin.

Dagegen giebt es andere, „lebende Brutmaschinen" und zwar die Kochinchinahenne und die Pute oder das Truthuhn. Bei der Heranzüchtung eines Nutzhühnerschlages, nach der im Abschnitt II gegebenen Anleitung, muß man von vornherein mit der Thatsache rechnen, daß die Hennen der genannten fremden Hühnerrassen (und vornehmlich das Italienerhuhn) bei uns niemals oder doch kaum brüten. So muß man also, obwohl die Kochinchinahenne an sich meistens nur einen Ertrag von 50 Stück verhältnismäßig kleiner rotgelber Eier liefert (der im günstigsten Fall allerhöchstens bis auf 120 Stück steigt), dennoch stets je nach der Anzahl der Legehennen wenigstens eine oder einige der gefräßigen Kochinchinahennen mit auf dem Hof, eben als Brüterinnen, halten. Ganz ebenso gut, meistens noch besser, eignet sich die Trute zum Brüten, denn ihr können viel mehr Eier untergelegt werden, und zugleich ist sie nicht so stürmisch wie die Kochinchinahenne, die ja leider nicht selten Küchel tottritt. Auch unter den gemeinen Landhennen giebt es manche, die sich als Brüterinnen recht gut und zuverlässig zeigen, und wo die Nutzhühnerzucht nur im kleinsten Maßstabe betrieben wird, sind eine oder einige solche Landhennen auch wohl ausreichend.

Zum Ausbrüten von Eiern sehr kostbarer Rassehühner, also in der Zucht von Sporthühnern überhaupt, darf man die Kochinchinahenne allerdings niemals verwenden, weil sie, wie schon erwähnt, die Küchel nur zu leicht tot tritt. Da man in solchem Fall übrigens in der Regel nur verhältnismäßig wenige Eier vor sich hat, so ist es jedenfalls ratsam, daß man dann zum Brüten sich noch eine andere, besondere Henne hält. Als besonders zuverlässig gelten für diesen Zweck die Mischlinge vom Seidenhuhn und vom Zwerghuhn. Man benutzt diese auch zum Erbrüten der Eier von kostbaren Fasanen und anderen Hühnervögeln.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Im Berliner Frauenverein

hielt am 18. Oktober Frl. Marie Mellien einen Vortrag über Elisabeth Fry, deren aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Gefängnisreform sie in sehr anschaulicher Weise darzustellen wußte. Der Vortrag bildete eine Art von Ergänzung zu dem im vorigen Monat von Geheimrat Krohne gegebenen Bericht über die Behandlung der kriminellen und verwahrlosten Jugendlichen in Preußen. Am Schluß des Vortrages kam der Verein auf die schon in der vorigen Sitzung gegebene Anregung zurück, sich mit diesen Gegenständen näher zu beschäftigen, insbesondere mit der Frage, ob nicht die Frau größere Verwendung als Pflegerin bei den in Zwangserziehung gegebenen Kindern finden könne. Es wurde eine Kommission gebildet, der Geheimrat Krohne, welcher anwesend war, seine Unterstützung zusicherte.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur hat seit dem 6. Mai 1893 eine Auskunftsstelle über Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin eingerichtet, die bis zum 1. September 1894 1 113 Mal in Anspruch genommen worden ist. Da aber von den Auskunft Suchenden nicht bloß alleinstehende Personen, sondern auch ganze Familien in den Akten je eine einzige Register-Nummer erhielten, so ist die Zahl 1 113 mehr ein kollektiver Ausdruck als ein numerisches Bild der gesamten Thätigkeit der Auskunftsstelle.

Ursprünglich ging man von dem Gedanken aus, eine Zentrale zu schaffen, welche die Berliner Wohlfahrtseinrichtungen zur Kenntnis derjenigen Menschen bringen könnte, die für sich oder andere Rat und Hilfe suchen; aber die Arbeit der Auskunftsstelle drängte sehr bald über das anfangs gesteckte Ziel hinaus. Es stellte sich bei den Hilfesuchenden beider Kategorien eine solche Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse heraus, eine so betrübende Energielosigkeit, die zum Teil auf Unwissenheit beruhte, zum Teil die natürliche Folge großen Elends war, daß die Mitarbeiter der Auskunftsstelle selbstthätig eingreifen mußten, wenn sie ihre Arbeit im Büreau nicht zu einer mechanischen und daher fruchtlosen herabdrücken wollten. Von Anfang an arbeitete die Auskunftsstelle ohne Geldmittel, und sie will keineswegs ein Unterstützungs-Verein in dem landläufigen Sinne sein. Es kommt ihr darauf an, die bestehenden Einrichtungen der privaten und öffentlichen Wohlthätigkeit für erwerbsfähige, aber augenblicklich durch Unglücksfälle oder sozialen Notstand heruntergekommene Familien in Anspruch zu nehmen, um denselben wieder zu einer wirtschaftlichen Selbständigkeit zu verhelfen. Erwerbsunfähigen dagegen, Kindern, Siechen, Alten sollen alle Hilfsmittel ideeller und materieller Art zu teil werden, die aus den vorhandenen Einrichtungen flüssig zu machen sind, und erst dann versucht die Auskunftsstelle selbst für den einzelnen Fall einzutreten, wenn diese Einrichtungen Lücken zeigen oder gänzlich versagen.

Die Auskunftsstelle befindet sich Berlin N., Ziegelstraße 10/11 und ist geöffnet: Montags, Mittwochs, Freitags 12—2, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends 5—7, Sonntags 11½—1.

Der Verein Frauenwohl zu Königsberg i. Pr. hat den 4. Jahresbericht über seine Handelslehranstalt herausgegeben. Es haben 41 Damen an dem Kursus 1893/94 teil genommen. Der Unterricht erstreckte sich auf Handels- und Verkehrskunde, Buchführung, Schönschreiben, russische, englische und deutsche Korrespondenz, Rechnen und Stenographie. Fakultativ wurde noch Unterricht auf der Schreibmaschine erteilt. Das Lebensalter der Teilnehmerinnen lag zwischen 15½ und 33 Jahren. Mehrere Teilnehmerinnen des Kursus haben schon jetzt in Berliner und Königsberger Geschäften Stellung gefunden. Vorsitzende des Komitees der Handelslehranstalt ist Frau Therese Simon, Leiter der Anstalt der Gymnasialdirektor Dr. Babucke.

Der Verein Frauenwohl in Danzig

befindet sich nach seinem Jahresbericht in erfreulicher Weiterentwicklung. Realkurse, Fortbildungskurse und Kochschule haben sich eines regen Besuchs zu erfreuen gehabt. Der Mädchenhort hat innerlich und äußerlich Fortschritte aufzuweisen. Die Zahl der Helferinnen ist auf 23 angewachsen. Die Wohlthat der Einrichtung ist namentlich bei den älteren Kindern deutlich erkennbar. Durch Vermittelung des Vereins sind im letzten Jahre auch sieben Krankenpflegerinnen im Danziger Stadtlazarett ausgebildet worden. Auch das Nachweisungsbureau hat sich als eine notwendige und nützliche Einrichtung bewährt. Zu den Fortbildungskursen mußten Parallelkurse eingerichtet werden, da der Zuspruch ein so lebhafter war. Die Sonntagsnachmittags-Unterhaltungen für die Schülerinnen fanden regen Anklang; sie brachten Vorträge und musikalische Aufführungen.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Frau Mathilde Mann,** den Leserinnen unserer Zeitschrift wohlbekannt durch ihre Übersetzung des Lie'schen Romans: „Die Familie auf Gilje" ist kürzlich am Gericht ihrer Vaterstadt Rostock als vereidigte Dolmetscherin für sechs Sprachen (Französisch, Englisch, Italienisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch) angestellt worden. Es ist das das zweite Mal, daß eine Frau in dieser Weise Verwendung findet; den ersten Posten dieser Art bekleidete Karoline Michaelis (s. Augustheft der „Frau"). Frau Mann hat sich mit staunenswerter Energie eine selbständige und hochgeachtete Stellung im Leben errungen; dieser neue und schöne Erfolg ist daher mit besonderer Freude zu begrüßen.

* **Im Sophienhaus zu Weimar** ist durch die Frau Großherzogin von Sachsen eine ähnliche Einrichtung wie die Ausbildung von sogenannten „Johanniter-Schwestern" getroffen worden. Junge Mädchen gebildeten Standes, die für Krankenpflege ein warmes Interesse haben, denen es aber durch besondere Verhältnisse augenblicklich, oder auch für immer unmöglich ist, als wirkliche Schwestern förmlich einzutreten, können im Sophienhaus für Krankenpflege ausgebildet werden. Dieser Unterricht wird unentgeltlich gewährt. Es ist nur ein geringes Kostgeld zu zahlen. Der Lehrkursus soll in der Regel zwölf Monate umfassen. In ihrer Heimat, oder sonstwo, können sie das im Sophienhaus Gelernte in Ausübung der Gemeindepflege praktisch verwerten und sich darin weiter vervollkommnen. Mindestens alle zwei Jahre müssen sie sich aber zu einem Übungskursus einberufen lassen, der etwa vier bis sechs Wochen dauern soll.

* **Schwester Anna Margarete Leue,** deren tapferes Verhalten beim Negeraufstande zu Kamerun allgemein anerkannt worden ist, hat sich am 13. Oktober in der Heiligengeistkirche zu Potsdam mit ihrem Lebensretter aus damaliger Gefahr, Herrn Kaufmann Hesse, vermählt. Eine Abordnung des deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, unter Führung der Vorsitzenden, Gräfin von Monts, wohnte der Trauung bei. Bekanntlich war Fräulein Leue von diesem segensreich wirkenden Vereine als Pflegeschwester für die Krankenstation Kamerun entsendet worden. Das junge Paar schifft sich im November wieder nach Kamerun ein.

* **Frl. Margarete Grünstein** ist ein Patent für einen sinnreich konstruierten Apparat verliehen worden, der das Spitzenklöppeln wesentlich erleichtert. Der Apparat weist jedem Klöppel seinen Platz an, ohne daß das Aufnehmen und Ablegen die leiseste Hinderung erfährt. Es können sich folglich die Fäden nicht mehr verwirren, was bei freiem Herunterhängen der Klöppel so oft geschah. Behufs Stellung des rotierenden runden Polsters ist außerdem eine Vorrichtung angebracht, durch welche das Umdrehen wesentlich erleichtert und die Lagerung des Musters verbessert wird. Die Erfindung des Fräulein Grünstein findet die Anerkennung der Sachverständigen, und ihr verbessertes Rundpolster wird der deutschen Spitzenindustrie sehr zu statten kommen.

* **In England und Amerika** findet der große Wert körperlicher Übung und Bewegung im Freien unter den Frauen weit mehr Anerkennung als bei uns. Eine der eifrigsten Vertreterinnen jedes körperlichen Sports, Mrs. Mary Sargent Hopkins spricht die verständige Ansicht aus: „Eine Frau kann geistig und sittlich nur vollkommen gesund sein, wenn sie es körperlich ist. Es erscheint beinahe wie eine Beleidigung, wenn von einer müden, überarbeiteten Frau, die vielleicht den ganzen Tag auf den Füßen war, behauptet wird, ihr fehle körperliche Bewegung; aber doch ist dies oft der Fall. Frauen vergessen häufig, daß Arbeit weniger ermüdet als Einförmigkeit, verbunden mit Mangel an Sonnenschein und frischer Luft. Die Frau, die Tag für Tag zu Hause bleibt, wird mit der Zeit geistig und körperlich eine Gefangene. Ihr Gesichtskreis verengert sich, und ihr geistiges Leben verarmt. „Nur Arbeit und keine Erholung" schadet Jacks Frau ebenso sehr wie Jack selbst."

* **Weibliche Apotheker** sind im Auslande schon ziemlich zahlreich vertreten. Ihre Begabung für dieses Fach findet dort immer mehr Anerkennung. Professor Depaire, der berühmte Toxikologe der Brüsseler Universität, konstatierte, daß die Frauen in der Mehrzahl glänzende Prüfungen machen; sie erzielen durchschnittlich mehr „Grade" als ihre männlichen Kollegen. „Als Mitglied der Medizinalkommission von Brabant," so äußerte der Professor ferner, „hatte ich oft Inspektionen in Apotheken vorzunehmen. Überall, wo die Apotheke wohl versorgt, gut im stande gehalten, in jeder Hinsicht rein war, erfuhr ich, daß der Apotheker in seinem Berufe von seiner Frau oder einer Tochter unterstützt wird." — Brüssel zählt fünf große Apotheken, die von Frauen geleitet werden, und in denen es nur weibliche Gehilfen und Praktikanten giebt. Gent hat gleichfalls fünf selbständige weibliche Apotheker; Lüttich, Verviers, Charleroi und andere belgische Städte je eine. In Frankreich sind die Frauen erst dabei, sich diesen Beruf zu erobern; in Paris und Toulose giebt es je eine von einer

Digitized by Google

Frau dirigierte Apotheke. England zählte im Jahre 1891 bereits 1340 weibliche „chemists", Holland hatte zur selben Zeit 313 weibliche und 414 männliche Apotheker, wobei nur die selbständig etablierten Magister der Pharmazie gezählt sind. Der Verein der weiblichen Apotheker in Nordamerika ist bei 523 aktiven und 186 Ehrenmitgliedern angelangt. — In Deutschland rückt auch diese Sache nicht aus der Stelle.

* **Weibliche Rechtshörer.** An der Rechtsakademie von Kecskemet sind nach einer Mitteilung des Pesther Journals zwei Frauen inskribiert, nämlich die Schwestern Valerie und Hermine Curtutin, Töchter eines Advokaten in Arad.

* **Die Bank of England** ist jetzt mit der Anstellung von Frauen vorgegangen. Die Direktoren der Bank hatten Prüfungen für weibliche Hilfskräfte eingerichtet. Die Ergebnisse der Prüfungen waren so gute, daß es prinzipiell festgesetzt wurde, eine Anzahl der Stellungen durch Frauen zu besetzen. Die bei der Bank angestellten Männer haben zwar dagegen Protest eingelegt, aber ohne Erfolg. Die Frauen haben damit ein neues Arbeitsfeld erkämpft.

* **Die London School of Medicine for Women** eröffnete ihr Wintersemester mit 160 Studentinnen, von denen 29 neu eingetreten sind. Die Studentinnen erhalten eine gleichmäßige, vorzügliche Ausbildung durch den systematischen Besuch des Royal Free Hospital, Gray's inn Road, dessen klinisches Hilfspersonal ganz aus Frauen besteht.

* **Eine Frau als Chefredakteur.** Mrs. Beer ist die Leitung der Sunday Times, eines der maßgebenden Blätter übertragen worden. Als Journalisten haben sich die Frauen in England in letzter Zeit vielfach ausgezeichnet. Der Pariser Korrespondent der Daily News und der belgische Korrespondent der Times sind Frauen. Und nicht nur die Stellungen dieser Frauen, auch ihre Leistungen sind maßgebende.

* **In England** beabsichtigt Miß Fawcett, die bekanntlich vor einigen Jahren ihre mathematischen Prüfungen mit großer Auszeichnung bestanden, sich als Civil-Ingenieur zu etablieren.

* **Miß E. Winifred Dixon** ist für das gynäkologische Fach an den drei staatlichen Krankenhäusern Dublins angestellt worden.

* **Das französische Unterrichtsministerium** macht bekannt: Jungen deutschen Lehrerinnen wird in den Ecoles normales d'Institutrices (Seminarien) für die geringe Summe von 40 Francs monatlich Unterricht, Wohnung und Beköstigung gewährt. Die Bewerberinnen müssen sich jedoch zur Übernahme von zehn bis zwölf deutschen Lehrstunden (Konversationsübungen) wöchentlich verpflichten. Remunerierten Privatunterricht zu erteilen wird nicht gestattet. Gesuche um Berücksichtigung sind unter Beifügung der Prüfungszeugnisse und besonderer Empfehlungen an das Ministère de l'Instruction publique, Direction de l'Enseignement primaire, Paris, rue de Grenelle, zu richten. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß die französische Unterrichtsbehörde in ihrer Mitteilung ausdrücklich den deutschen Lehrerinnen eine herzliche und liebevolle Aufnahme zusichert. — Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst Oberlehrer Dr. Wolter, Berlin, Belle-Alliancestraße 31.

* **Das Stimmrecht für Gewerbegerichtswahlen** ist den Frauen in Frankreich erteilt worden. Die französischen Frauen verdanken diesen Sieg Maria Desraismes, die seit 11 Jahren unermüdlich in dem Bestreben war, dies Stimmrecht durchzusetzen. Sie hat in diesen elf Jahren nicht zum wenigsten den Unverstand der Frauen zu bekämpfen gehabt. Aber sie hat nicht nur geworben, sie hat zuvor belehrt. So war es ihr gegönnt, jetzt, wenige Tage vor ihrem Tode, ihre Lebensaufgabe durchzusetzen.

* **In Frankreich** hat Leopold Goiraud den Gesetzentwurf eingebracht, daß, unter welcher Form auch ein Ehekontrakt abgeschlossen sei, die Frau den Besitz dessen beanspruchen dürfe, was sie selbst erwirbt. Seit 1870 ist bereits ein ähnliches Gesetz in England, in Schweden seit 1874, in Dänemark seit 1880, in Norwegen seit 1888 giltig.

* **Frl. Esther Carpentier,** eine junge Dame von 21 Jahren, hat bei der Brüsseler pharmazeutischen Prüfung den ersten Preis davon getragen. Dieser Sieg ist deshalb wichtig, weil sich in Belgien leider nur wenige Frauen dem Studium widmen. Wie aber kann man solchen Erfolgen gegenüber behaupten — wie man es doch offiziell in Deutschland thut! — Frauen seien für „gelehrte Studien" ungeeignet?

* **Miß Ida Platt** von Chicago, die jüngst das College daselbst absolvierte, hat eine Licenz zur Ausübung des Advokaten-Berufes und Zutritt zu den Gerichten des Staates erhalten. Als Negerin ist sie jedenfalls die erste ihres Stammes, die solche Privilegien errang.

* **Miß Anna L. Hawkins,** welche kürzlich von dem Maryland Institut graduiert hat, ist die erste Dame, die ein Diplom als Architekt erhielt; sie gedenkt die erworbenen Kenntnisse berufsmäßig auszuüben.

* **Miß Cora Dow** in Cincinnati ist Besitzerin dreier Apotheken, welche sich alle guten Zuspruchs erfreuen. Die Dame hat im Pharmaceutical Departement der Cincinnati Universität ihre Studien gemacht. Sie beschäftigt sechs registrierte Pharmazeuten und vier Assistenten.

* **Miß Emma Farnsworth** aus Albany, New-York, wurde mit einer Medaille für ihre im Pariser Salon ausgestellten photographischen Arbeiten ausgezeichnet. Schon früher errang sie zwei Medaillen in England, zwei in Toronto, eine in Indien und eine bei der letztjährigen Ausstellung in Philadelphia, wo sie die einzige Frau war, der eine solche Ehre erzeigt wurde.

* **Dr. Jessie M. Weston,** welche jüngst am „Women's Medical College" in Philadelphia graduiert ist, wurde als behandelnder Arzt für die staatliche Irrenanstalt in Connecticut erwählt.

* **Totenschau.** Am 16. Oktober starb in Würzburg eine der bedeutendsten Vertreterinnen des dramatischen Gesanges: Johanna Jachmann-Wagner. Unsere nächste Nummer wird ihr einen besonderen Artikel widmen.

Digitized by Google

„Tarantella." Roman von Annie Bock. 2 Bd. (Berlin 1894. Verlag des Bibliographischen Büreaus.) Eine Mädchenfreundschaft, beschworen aus reinem Herzen, ein leises Träumen von Künstlertum, das ist das Vorspiel zur Tarantella. Glänzend und über Erwarten kühn erfüllen sich die Träume von Künstlerglück und Künstlerkönnen für die Heldin des Romans, so setzt die Tarantella ihres Lebens ein. Aber in die tolle Tarantella äußerer Erfolge klingen disharmonisch grell die Töne innerer Qualen und Schmerzen. Aus der Mädchenfreundschaft wird bitteres Hassen: zwischen beide Freundinnen tritt ein Mann. Und die Freundschaft beschwört neue Qualen herauf: um aus krankhaftem Mißtrauen die Freundin zu erretten, heiratet die Heldin einen ungeliebten Anbeter. Doch gerade dieser verhängnisvolle Schritt führt sie innerlich dem Gatten ihrer Freundin näher. Beide aber entsagen, weil Pflichtgefühl in beiden siegt. In einem leisen aber reinen Akkorde klingt so die Tarantella aus. Annie Bocks Roman ist spannend und flott geschrieben. Der Stoff ist überall wirksam, stellenweise ganz dramatisch gestaltet.

„Zu Wasser und zu Lande." Novellen von Ilse Frapan. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1894, Preis 4 Mark). Der neue Novellenband von Ilse Frapan teilt die Vorzüge der alten: packende Anschaulichkeit und Naturwahrheit. Das kühle äußere Behaben, hinter dem so viel Herzenswärme steckt, der gesunde, derbe Humor, die zähe Energie, die stille Gemütsinnigkeit, alle diese charakteristischen Züge der niederdeutschen Rasse treten uns in den Personen der psychologisch fein durchgeführten Erzählungen lebendig entgegen. Wenn das äußere Gewand besonders den Norddeutschen anheimeln wird, so muß diese Kraft der Darstellung, die Phantasiegestalten mit so lebendigem Dasein zu begaben weiß, jeden packen, den echtes menschliches Leben interessiert. Am feinsten wirkt die letzte Geschichte, eine meisterhaft durchgeführte Satire auf moderne Schablonenwohlthätigkeit, der bei aller äußerlichen Pose das warme Gefühl von Mensch zu Menschen fehlt.

„Gedichte" von Wilhelm Müller. Gesamtausgabe. (Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig. Preis geh. 0,80 Mk. geb. 1,20 Mk.) Am 7. Oktober waren 100 Jahre seit dem Tage vergangen, an dem Wilhelm Müller geboren ist. Zur Feier des Tages ist diese neue Ausgabe, die eine Volksausgabe im besten Sinne des Wortes ist, erschienen. Sie ist vollständig, bescheiden, doch nicht übel ausgestattet und mit einer brauchbaren biographischen Einleitung versehen. Wilhelm Müller ist ganz ein Kind der Spätromantik. Was er gesungen hat, das hat Moritz von Schwind gemalt. Aber während Schwind's romantische Landschaften vergessen sind, sind seine Lieder jung und frisch geblieben. Und nicht nur weil Schubert ihnen seine unvergänglichen Weisen untergelegt hat! Sie sind jung geblieben, weil sie ganz einfach und ganz volkstümlich sind. Und nur die Gedichte, denen Wilhelm Müller seinen Dichterruhm recht eigentlich verdankt, seine Griechenlieder, sind heute veraltet, weil sie arm waren an poetischem Gehalt. Aber auch sie bleiben merkwürdig dafür, wie auch das politische Empfinden jener Zeit romantisch sich verklärte und — verflüchtigte.

„Frauen". Roman von Baleska Gräfin Bethusy-Huc. 3 Bände. (Dresden und Leipzig, Reißner 1894). Der Roman hat Tendenz im guten Sinne, d. h. er will nach einer bestimmten Richtung hin wirken, ohne aber die Dinge dieses Endzwecks wegen zu fälschen und verzeichnete Gestalten vorzuführen. Diesen Fehler weiß die Verfasserin mit großem Geschick zu vermeiden; sie schildert einfach die Wirklichkeit, die sie mit offenem Auge und ohne Vorurteil aufnimmt. Ihre Standesgenossinnen schont sie nicht. Eitel, hohl und frivol ist das Treiben der meisten dieser Frauen, weil ihre Männer nichts anderes von ihnen verlangen. Es heißt einer Auffassung entsprechen, zu welcher der Ernst unserer Tage immer entschiedener hintreibt, wenn diesem hohlen Gesellschaftstreiben gegenüber in einigen innerlich gefesteten Frauengestalten die sittliche Macht der Arbeit verkörpert wird. Nicht das selbstgefällige Dilettantentum hat die Macht zu reinigen und zu befreien: nur die wirkliche Arbeit, die die Verfasserin hier in der modernsten Form des Studiums vorführt, um auch dadurch mit Vorurteilen aufzuräumen, die unter ihren Standesgenossinnen aus Unkenntnis noch weit verbreitet sind. Möge das Buch seinen Zweck in weiten Kreisen erreichen.

„Die evolutionistische Ethik als Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik." Von Dr. Paul Bergemann. (Wiesbaden, Emil Behrend, 1894. Preis 1,20 Mark.) Das kleine Bändchen enthält eine streng wissenschaftliche Untersuchung über das Wesen der Ethik, in deren Verlauf wertvolle eigene Gedanken geboten werden. Der ethische Evolutionismus, für den der Verfasser eintritt, erblickt das Ziel der Moral weder in der Förderung des individuellen Glücks, noch in der Gesamtwohlfahrt (dem größtmöglichen Glück der größtmöglichen Anzahl) sondern erhebt das Prinzip der Kulturentwicklung zum obersten Moralprinzip. Eine Kritik, die der Verfasser an der Hand dieser Gedanken an der Hartmannschen und der Wundtschen Ethik übt, fällt zu gunsten der letzteren aus. Die Anwendung der

Digitized by Google

gewonnenen Leitgedanken erfolgt in einem Kapitel über „die evolutionistische Ethik als die Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik". Freunden einer ernsten Lektüre ist das kleine Buch warm zu empfehlen.

„Laienpredigten für das deutsche Haus". Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen von Otto von Leixner, 10.—12. Tausend. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde 1894. Preis geh. 4 Mark, geb. 4,75 Mark.) Die Laienpredigten für das deutsche Haus haben lebhaften Anklang gefunden und zum großen Teil mit Recht. Es werden bittere Wahrheiten gesagt, aber es sind eben Wahrheiten. Eine der bittersten steckt in der höchst anmutig erzählten kleinen Satire: „3,50 Mark. Eine Nach-Weihnachtsgeschichte zur Beherzigung vor Weihnachten." Sie sei gerade jetzt unsern Leserinnen und Lesern warm empfohlen. — Über die Frauenfrage ist der Verfasser, wie fast alle Männer der älteren Generation, die darüber schreiben, mangelhaft orientiert; er geht von falschen Voraussetzungen und unrichtigen Behauptungen aus (so soll beispielsweise auf den englischen Hochschulen kaum das erreicht werden, was von unseren Gymnasiasten verlangt wird!) und kommt so natürlich zu falschen Schlüssen. Immerhin fließen auch hier, wenn man von den Übertreibungen absieht, beherzigenswerte Bemerkungen mit ein.

„Fräulein Kunigunde". Bade-Novelle von Emil Roland. (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1894.) Die kleine Novelle variiert das Thema vom Ritter Delorges und Fräulein Kunigunde, indem sie das mittelalterliche Milieu mit einem ganz modernen vertauscht; den Löwengarten mit dem Seebade, den grimmen Ritter mit einem deutschen Professor. Die Darstellung ist, wie immer bei Emil Roland, fesselnd und anmutig.

„Kunstgeschichte im Grundriß." Von M. von Broecker. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1895. Preis 2 Mark 60 Pfennig.) Das Büchlein, das in erster Linie dem kunstgeschichtlichen Unterricht in Mädchenschulen dienen soll, giebt in anregender, leichtfaßlicher Darstellung einen Ueberblick über den Entwicklungsgang unserer Kunst. Die beigegebenen Illustrationen sind gut gewählt und vorzüglich ausgeführt.

„Souderheft für Möbel und Interieurs" ist das Oktober-Heft der Illustr. kunstgewerbl. „Zeitschrift für Innen-Dekoration", herausgegeben von Prof. Hermann Goetz und Alexander Koch. (Verlag von Alexander Koch, Darmstadt, Preis vierteljährlich 5 Mark.) — Auch dieses Heft zeigt wie seine Vorgänger einen sehr reichhaltigen und künstlerisch hervorragenden Inhalt, sowohl was den illustrativen Teil anlangt, als auch bezüglich der textlichen Beiträge. Das Heft bringt u. a. folgende Illustrationen: Schwarzwälder Standuhr — Entwürfe für

„Reise zu den Aussätzigen in Sibirien." Von Kate Marsden. Übersetzt von Marie Gräfin zu Erbach-Schönberg. 2. Auflage. (Leipzig, W. Friedrich, 1894. Preis geh. 6 M., geb. 8 M.). Daß Kate Marsdens Reisebericht schon in zweiter Auflage vorliegt, ist ein Beweis dafür, wie lebhaft auch in Deutschland das Interesse ist, das man sowohl an der aufopfernden Frau, als an den herzergreifenden Erlebnissen nimmt, die sie mit ungesuchter Einfachheit erzählt. Der entsetzliche Zustand, in dem Tausende von kranken, elenden Menschen dahinzuleben verurteilt sind, erfüllt ihr Herz mit so tiefem Mitgefühl, daß sie — und der Leser mit ihr — fast die übermenschlichen Strapazen vergißt, die sie durchgemacht hat. Eine Fülle interessanter Einzelheiten über Land und Leute zeigen, daß die Reisende sich bei aller Anspannung der Kräfte und aller Inanspruchnahme des inneren Menschen die Fähigkeit objektiver Aufnahme äußerer Eindrücke bewahrt hat.

„Die deutschen Frauen und der Bismarckkultus." Zeitgemäße Betrachtungen von Gräfin Gisela von Streitberg. (Leipzig, W. Friedrich.) Die kleine Schrift zeugt von gesundem, selbständigem Denken. Den übertriebenen Kultus, den deutsche Frauen mit dem ersten Reichskanzler treiben, bezeichnet die Verfasserin (Gräfin Bülow v. Dennewitz) als eine Verirrung des Patriotismus und weist nach, wie wenig Veranlassung gerade den Frauen, die unter Bismarck in ihrer sozialen Stellung nicht das geringste gewonnen haben, zu solchem Kultus gegeben ist. Wir bedauern, daß das Büchlein Unrichtigkeiten über den Bund deutscher Frauenvereine enthält, die leicht durch eine Erkundigung an Ort und Stelle zu vermeiden gewesen wären; im übrigen ist es allen denkenden Frauen warm zu empfehlen.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49
Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen**, weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.
Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **H. Ridder.**

Neu! In allen Buchhdlgn. zu haben:
Die Frauenbewegung als Ergebnis d. Kulturfortschritts
nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität
von **T. Neumeister.**
Verlg. d. Bibliograph. Bureaus, Berlin.
Preis 50 Pfg. — [54

Eberswalde bei Berlin.
Badeort. [34
Unterr.-, Fortbild.-, Wirtschaftsinstitut u. Hochschule f. Töchter, gut. Famil. Vorzügl. Körperpfl., gemütl. Familienleb. Englands. u. Franz. im Hause. Preis 700 Mk. inkl. Unterricht. Vorsteherin **Frau Laacke.**

Digitized by Google

gotische Schlafzimmer-Möbel — Büffet mit bemalten Füllungen — Mobiliar für ein Wohn- und Arbeitszimmer im Renaissancestil — Salonschrank im Renaissancestil — Gotisches Büffet — Salonschrank nach einem alten Prunkstück — Möbel für ein Herrenzimmer im gotischen Stil — Desgleichen für ein Speisezimmer — Bücherschrank mit Malerei — Gotischer Büffetschrank mit reichen Beschlägen. Kunstbeilagen: Wohnzimmer in altdeutschem Charakter aus einem Karlsruher Privathause — Gotisches Speisezimmer.

Kleine Mitteilungen.

Der Verlag der kunstgewerblichen Zeitschrift „Bienenkorb", offizielles Organ des gleichnamigen Vereins zur Pflege und Verwertung kunstgewerblicher Arbeiten, ladet alle Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu einem Wettbewerb ein. Die gestellte Aufgabe besteht in der Kopie einer im Kunstverlag von Schultz-Engelhard erschienenen Vorlage, einer Blumenstudie für Ölmalerei auf einem Holzpaneel. Ausgesetzt sind für die drei besten Arbeiten ein 1. Preis von 100 Mark, 2. Preis von 50 Mark, 3. Preis von 25 Mark. Das Preisgericht wird aus bekannten Berliner Künstlern bestehen. Die Einsendung der Konkurrenzarbeiten muß bis Mitte Dezember d. J. erfolgen. Die näheren Bedingungen für den Wettbewerb sind von dem Verlage des „Bienenkorb", Berlin, Lindenstraße 53, gegen Einsendung einer 5 Pfg.-Marke zu beziehen.

Frau Cläre Schubert-Feder, Dr. phil, hält im Viktoria-Klub des Lettehauses eine Reihe von zehn kunstgeschichtlichen Vorträgen, und zwar jeden Mittwoch Abend 6 Uhr. Dieselben haben bereits am 24. Oktober begonnen. Sie behandeln die Baukunst und die Bildhauerei der Renaissance. Mit ähnlichen Vorträgen — Kunstgeschichte ist das Spezialfach der Vortragenden — hat sie bereits außerhalb Berlins schöne Erfolge erzielt. Karten (zu 5 M. für die noch restierenden 8 Vorträge, zu 1 M. für den Einzelvortrag) sind in der Stellenvermittelung des Lettehauses, im Tapisseriegeschäft, Leipzigerstraße 6 und abends an der Kasse zu haben.

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.

Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

I. Offene Schulstellen.

Gesucht: 1. Im Fürstentum Schaumburg-Lippe für 1 zu errichtende Privatschule eine evang., gepr., erfahrene Lehrerin. Gehalt 1 000 Mk. 2. In d. Prov. Hessen-Nassau an eine mit Pensionat verbundene Schule eine evang., sehr tüchtige Engländerin, die bereits unterrichtet hat. 3. Im Großherzogtum Hessen an 1 Pensionat eine evang., gepr., erfahrene Lehrerin. Sehr gutes Französisch und Musik Bedingung. Malen erwünscht. Täglich 6 bis 7 Std. Etwas Aufsicht. Gehalt 500 bis 600 Mk. 4. In Pommern an eine zu eröffnende Privatschule eine evang., gepr., erfahrene Lehrerin. 5. In der Prov. Posen für eine mit Pensionat verbundene Schule eine gepr., sehr musikalische Lehrerin, oder eine Musiklehrerin, die eventuell die Stunden auf eigene Rechnung übernimmt und der Vorsteherin eine mäßige Pension zahlt. 6. In Schlesien an städt. Schule vorläufig zur Vertretung (Aussicht auf definit. Anstellung) eine evang., für Volks- oder höhere Mädchen-Schulen gepr. Lehrerin, die auch d. Handarbeitsexamen bestanden hat. Gehalt 900 Mk. 7. Im Großherzogtum Hessen eine evang., gepr., musik. Lehrerin, die befähigt ist, im Turnen zu unterrichten. (Examen nicht nötig.)

II. Offene Stellen in Familien.

Gesucht: 1. In d. Prov. Brandenburg in ein Forsthaus eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 2 Mädchen von 12½ u. 10½ J. 2. Eine erfahrene, evang., gepr., musik. Erzieherin für 2 Mädchen von 12 u. 10 J. Gehalt 500 M. 3. In Westpreußen auf 1 Rittergut eine evang., gepr. Erzieherin für 2 Mädchen von 8 u. 10 J., 2 erwachsene Mädchen sollen noch einige Stunden haben. 4. In der Prov. Posen auf 1 Rittergut eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 3 Mädchen von 13, 9 u. 6 J. 5. Auf ein Gut in Mitteldeutschland eine junge, evang., gepr., musik. Erzieherin für 2 Mädchen von 9 u 6 J. Gehalt bis 500 M. 6. In Schlesien eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 1 Mädchen von 14 J., 2 Mädchen von 10 J. u. für 1 Knaben von 10 J. 7. In Hessen-Nassau auf eine Domäne z. 1. 1. 95 eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 1 Mädchen von 12 J. u. für 1 Knaben von 6 J. 2 erwachsene Töchter sind in einigen Fächern zu unterrichten. 8. In Ostpreußen auf 1 Gut eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 3 Kinder von 6 bis 9 J. 9. In Böhmen in kath. Familie eine sehr tüchtige, musik. Französin für 2 Kinder. 10. In Ungarn in israel. Familie eine tüchtige, musik. Erzieherin mit perfektem Französisch für ein 9jähr. Mädchen. Gehalt 600 M. 11. In Rußland in israel. Familie eine christliche, tüchtige Erzieherin, die in Frankreich u. in England war für 2 Mädchen von 15 u. 11 J. u. f. 1 Knaben von 12 J. aller Unterricht, außer Religion, Rechnen u. Musik. Einem 17jähr. Sohn Sprachstunden. Israelit. Hauslehrer im Hause. Gehalt 800 M. 12. In Westpreußen auf 1 Gut eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 2 Mädchen u. 1 Knaben. 13. Auf 1 Gut eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 1 Mädchen von 10 J. u. für 2 Knaben von 9 u. 7 J. 14. In Ostpreußen eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 5 Kinder von 6—12 J., welche die Schule besuchen. Aufsicht bei den Schulaufgaben, selbständ. Musikunterricht. 15. Auf eine Domäne eine evang., gepr., musik. Erzieherin für 2 Mädchen von 10 J. 16. In Pommern auf 1 Rittergut eine evang., gepr. musik. Erzieherin für 2 Mädchen von 14 u. 12 J. u. f. 1 Kn. von 6½ J. 17. In Öster.-Schlesien eine tüchtige musik. Erzieherin, die Franz. u. Engl. im Auslande erlernt hat u. Malunterricht erteilt f. ein 12jähr. Mdch. bis zur Vollendung d. Erziehung. Anfangsgeh. 800 M. steigt bis 1000 M. 18. In Norddeutschland eine evang., gepr. musik. Erzieherin für 1 Mdch. von 11 J. u. für 2 Kn. von 8 u. 9 J. Am Unterrichte nehmen noch einige gleichaltrige Kinder teil. Geh. 500 M. 19. In der Mark in 1 Forsthaus eine evang., gepr. musik. Erzieherin f. 3 Mdch. von 11, 13 u. 16 J. Geh. 500 M. 20. In Schlesien auf 1 Rittergut sof. od. z. 1. 12. eine evang., gepr. Erzieherin, die Franz. im Ausland erlernt hat für 2 Mdch. von 7 u. 9 J. Konversation mit einem 16jähr. Mdch. Musik erwünscht. Geh. 600 M. 21. Auf ein Rittergut eine evang., gepr. erfahrene Erzieherin f. 1 Mdch. von 14 J. u. f. 1 Kn. von 10 J. Musik, Latein u. im Ausland erlerntes Franz. Bedingung. Geh. 500 M.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine 25jähr., evang wissensch. Lehrerin, die zu Ostern Handarbeits- und Turnexamen machen will. 2. Mehrere junge evang. wissensch. Lehrerinnen, die schon unterrichtet haben. 3. Zwei 27 jähr. evang. wissensch. Lehrerinnen, die in England u. Frankreich an städt. Sch. waren. 4. Eine erfahrene, evang., gepr. musik. Lehrerin, die in Frankreich u. England war, auch im Latein und Malen unterrichtet. 5. Eine 24jähr. evang., konservatoristisch gebildete Musiklehrerin, die in England war und auch in wissensch. Fächern unterrichtet. 6. Eine kath. musik. Elementarlehrerin, die bereits als Erz. thätig war. 7. Eine evang f. Turnen u. Handarbeit gepr. Lehrerin. 8. Eine evang. für Zeichnen, Turnen und Handarbeit gepr. Lehrerin. 9. Eine junge, evang. wissensch. Lehrerin, die auch die Turnprüf. bestanden hat. 10. Eine evang. wissensch. Lehrerin, die bereits 3½ J. thätig war. 11 Eine erf. gepr. evang. musik. Lehrerin, die in England u. Frankreich war. 12. Eine 31jähr. evang. musik. Lehrerin, die auch d. Vorsteherinnenexamen bestanden hat und in England war. 13. Eine evang. für Zeichnen u. Turnen gepr. Lehrerin in städt. Schule.

Meldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Zentralleitung Frl. J. von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,50 Mark.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Öffenbachstraße 60. [18]

KEMMERICH's
Fleisch Pepton
Fleisch Extract
Vor Aerzten empfohlen

Digitized by Google

Die Herstellung imitierter Smyrnateppiche. Der Firma Francke u. Co. in Gnadenfrei (Schlesien) ist es gelungen, durch ein neues, in den meisten Kulturstaaten patentiertes Verfahren die Herstellung imitierter Smyrnateppiche, Kissen u. s. w. in hohem Grade zu vereinfachen und zu verbilligen. Das bisherige mühsame Knüpfen der Smyrnaarbeiten kommt dabei ganz in Wegfall, und das Verfahren nimmt weit weniger Zeit in Anspruch als bisher. Dabei sind die Teppiche bedeutend haltbarer, da ein Ausziehen der Fäden ausgeschlossen ist. Der wesentlichste Vorteil aber liegt in der Kostenersparnis, die sich auf ca. 33⅓ Prozent stellt. Die obengenannte Firma versendet Muster und Preise von Teppichen und Kissen zur Selbstanfertigung direkt an Private. Wir weisen sowohl für den Erwerb als für das bevorstehende Weihnachtsfest auf die wertvolle Erfindung hin.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise (E. Liß-Blanc). (Berlin. Gebrüder Paetel.) Preis geh. 5,— M.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Herausgegeben von Eliza Wille geb. Salomon. (Berlin. Gebrüder Paetel.) Preis geh. 2,— M.

Daheim und draußen. Novellen von Wilhelm Berger. (Berlin. Gebrüder Paetel.) Preis geh. 5,— M.

Zigeuner der Großstadt. Roman von U. von Eck. (Berlin 1895. Otto Janke.) Preis broch. 4,— M.

Der Findling. Von Jules Verne (Coll. Verne. Bd. 63/4.) 2 Bände. (Wien. A. Hartleben's Verlag.) Preis broch. 1,50 M., geb. 2,— M.

„Deutsches Dichterheim." Herausgeber: Adalbert von Majersky. Erscheint monatlich 2 mal. Preis 5,— M. halbjährlich.

Boll's Musikalischer Haus- und Familienkalender für das Jahr 1895. (Berlin. R. Boll.) Preis 1,— M.

Lilith. Ein Gedicht in drei Gesängen von Marcellus Emants. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. (Berlin. Bibliograph. Bureau.)

Wider den Strom. Vermischte Gedichte ernsten Inhalts von Heinrich Meinhard. (Berlin. Bibliograph. Bureau.)

Mein Kinderkalender. Vätern und Müttern gewidmet. (Leipzig. Karl Fr. Pfau.) Preis 75 Pf.

Ein Buch für junge Mütter.

Lasset Eure Kinder gedeihen!

Von **E. Rudorff.** (80 Seiten, elegant brochirt. Preis 75 Pf.)

Dieses Buch enthält eine Fülle von vortrefflichen Ratschlägen für die körperliche und geistige Erziehung des Kindes in den ersten Lebensjahren. — Gegen Einsendung von 85 Pf. in Briefmarken versendet dieses Buch postfrei die

58] Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [22

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Das beste **Geschenk für Hausfrauen** ist das wegen seiner **praktischen Einrichtung**, sowie seines anerkannt **gediegenen Inhalts** halber vielbeliebte

Kochbuch

für

junge Hausfrauen

nebst vollständigem Küchenzettel für jeden Tag des Jahres

von

Henriette von Wächter.

2. Auflage. 26 Bogen 8°. Preis **brochirt Mk. 3.—** Elegant in Ganzleinwand **gebunden Mk. 3.75.**

Dieses Kochbuch, obwohl zunächst für **angehende Hausfrauen** geschrieben, bietet aber auch **Erfahrenen** eine sorgsame Anleitung zur **sparsamen** Führung der **einfachen** sowohl, wie der **feineren** Küche.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franco Einsendung des Betrages an die unterzeichnete Verlagshandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

Berlin, S. 14., Stallschreiberstr. 34/35.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

Für Hausfrauen!

31] Alte **Wollsachen** jeder Art und rohe Wolle werden zu sehr haltbaren **Kleider-, Unterrock-** und **Mantelstoffen, Buckskin, Teppichen, Schlafdecken** 2c. in schönen Mustern und zu billigen Preisen umgearbeitet. Muster sofort franko durch **R. Eichmann, Ballenstedt a. H.**

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40

Luise Otto u. Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. Moritz Schäfer.

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 Nrn.

Jede Nr. 20 Pf. Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik.

Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Berlin.

Angenehm. Aufenth. find. Dam. u. Famil. f. belieb. lange od. kurze Zeit mit vorzügl. vollst. od. teilw. Verpfleg. bei mäßig. Preisen in d. seit Jahren bestehend.

Familien-Pension von Frl. Fanny Beck,

38] Hallesche Straße 20, Berlin S.W.

Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maismehl. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und

42] Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 3. Dezember 1894.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Auf der Blankschmiede.

Novelle

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Es läutet zum erstenmale zur Kirche. Die roten Dächer von Wilsenstein und die Bergkuppen sind unter einer großen Schneedecke verschwunden, der Fluß starrt an den Rändern von Eis, und an dem Räderwerk auf der Blankschmiede hängen große Zapfen — das Gefälle ist abgestellt. Aber nicht darum, weil Sonntag ist. Die blasse, blonde Frau, welche eben durch das Fenster einen Blick darauf wirft, denkt, wie oft die Räder jetzt in der Woche stehen — die Aufträge fehlen und die Lust zur Arbeit. Es ist nach und nach so gekommen mit dem Anton. Erst war er freilich eifrig, da war das Wasserrauschen und das Klappern der Werke eine lustige Musik.

Das Zimmer ist freundlich; weiße Vorhänge an den Fenstern, nette helle Möbel, ein paar Bilder, auch ein Brautkranz unter Glas. Ein sechsjähriger Knabe sitzt vor einem Stuhl; auf den hat er eine Schiefertafel gelegt und malt die ersten Buchstaben, welche er gelernt hat. Seine Backen glühen. Unweit von ihm kauern zwei Mädchen mit einer kopflosen Puppe und einem Holzwägelchen, dem zwei Räder fehlen. Ein viertes Kind liegt krähend und die Ärmchen in die Luft reckend, in einem Korbe. Die Kleinen sind ärmlich angezogen. Die Frau hat über das blaue gedruckte Kattunkleid ein schwarzes Tuch kreuzweise geschlagen Ihr dichtes Haar ist in zwei Zöpfen um den Kopf gelegt.

„Horch, bimm — bamm, bimm — bamm!" sagt das eine Mädchen.

„Das sind Hassepaß seine Muhkühe!" meint das andere.

„Rakebrand is es, mit der Schelle! Und holt die bösen Kinder!" flüstert das erste wieder.

„Nein, Line und Mariechen," fällt die Mutter ein, „das ist dem lieben Gott seine Glocke; die Leute sollen artig und fromm sein, Große und Kleine — horcht, wie schön er mahnt, horcht nur! Die lieben Engel ziehen sie!"

Digitized by Google

Ein breitschultriger Mann kommt aus der nächsten Thür. Er ist in Hemdsärmeln und langt nach dem Rocke, welcher am Haken hängt.

„Die Engel! Ne, der schiefe Turmfritze, und man schlecht, man ganz unegal.“ Mit einem Arm fährt er in den Ärmel und lacht spöttisch, die grauen Augen zusammenkneifend. „Den Unsinn laß man! So was soll'n sie nich glauben!“

Die Frau preßt die Lippen zusammen und wischt mit dem Tuche über die Kommode.

„Willst du schon raus, Anton?“ fragt sie, als er auch nach dem Hute langt.

„Werde doch Sonntag nich im Hause sitzen.“ Etwas von „Füße vertreten“ kommt undeutlich hinterher.

Da faßt sie schnell nach dem Arm des Jungen. „Du, Fritzchen, du sollst mit Vater ausgehen. Nimm ihn man mit, es ist gesundes Wetter.“

Ein brummender Laut, ein Zusammenziehen der buschigen Brauen.

„Willst gewiß beim einen und andern von den Kaufleuten im Ort vorsprechen, da is Fritz ja nich im Wege. Mußt doch wieder Bestellungen haben, Anton — du weißt doch, sonst nehmen sie uns wirklich die paar Möbeln noch.“ — Sie spricht das alles rasch, zieht dem Knaben eine warme Jacke über und hilft ihm in die Fausthandschuhe.

„In die Kirche will ich freilich nich,“ antwortet der Blankschmied spöttisch, „da kannst du schon recht haben.“

„Wenn ich nur könnte. Ich habe aber kein anständiges Kleid mehr!“ Sie hebt das blasse Gesicht zu ihm auf.

„Na, dafür sollte ich dir auch wohl noch Staat kaufen? Ne, is nich!“ Mit dem Fuße stößt er nach dem Spielzeug der Kleinen, es schnellt weithin, und das dritte Rad fliegt ab.

Beide Mädchen verziehn die Gesichter zum Weinen. „Still, still,“ beschwichtigt die Mutter, „wir machen es wieder heil.“ Dann tritt sie dicht an den Mann heran, ein seltsames Blitzen ist in ihren großen braunen Augen. „Laß doch die unschuldigen Würmer in Ruh!“

Er ballt die Hand zur Faust, weicht aber wie furchtsam ihren Blicken aus. „Vorschriften lasse ich mir nicht machen, daß du's weißt!“

Sie lacht bitter. „Vorschriften! Wenn du vernünftigen Ratschlägen gefolgt wärst, sähe es nicht so aus mit uns.“ Und dann greift sie nach einem Knopf seines Rockes, als könne sie ihn an diesem schwachen Halt hindern, ihr zu entschlüpfen. „Anton, das Geld, was gestern von Meyers eingekommen ist, das hast du doch im Schranke drin liegen lassen? —“

„Freilich!“

Er macht sich los. „Komm, Junge!“ Dann schlägt die Thür ins Schloß; Mariechen ist gegen die Kommode gefallen, wird aufgenommen und mit „heile, heile“ beschwichtigt, und dann tritt die Frau wieder ans Fenster und sieht Mann und Kind über den Steg drüben gehn. Wie ein Hündchen trottet der Fritz neben ihm her — ein kleiner Schutz ist er immerhin. Den nimmt er nicht mit ins Wirtshaus, das ist ihr nun sicher, daß er den zu rechter Zeit nach Hause bringt — zu dem schmalen Sonntagsessen, welches sie heute ihrer Familie vorsetzen kann. Wie stattlich der Anton aussieht, wenn er sich ordentlich angezogen hat! Daß der immer noch in einem guten Rock steckt, ist ihre Hauptsorge geblieben. Die Leute haben ja schon den Mund voll genug in dem kleinen Nest, daß es so bergab mit ihnen geht. Von außen brauchen sie es ihrem Manne nicht anzusehn, und sie kann sich im Hause in ihrer gedruckten Fahne verstecken.

„Hannchen Voges,“ sie hört es die Leute sagen, „die könnte es besser haben! Hat's doch auch besser gekannt.“

Der Kleinste wird ungeduldig, sie nimmt ihn auf.

„Eia Popeia, was raschelt im Stroh,
Das sind die kleinen Gänschen,
Die haben kein' Schuh —“

singt sie und strickt dann. Ein Bild kommt ihr ins Gedächtnis. Sie ist wieder im Pfarrgarten unter dem großen Nußbaum auf dem Rasenplatz, und drüben auf den Beeten blüht es bunt durcheinander, und ein Duften weht zu ihr herüber von den Violen, und die „brennende Liebe“ leuchtet feurig, und die kleinen „thränenden Herzen“ schwanken an den Stengeln hin und her, und die Welt ist so schön! Unter dem Nußbaum liegt Pastors Kleinstes in einem Wagen, und der Franz spielt neben ihr.

Digitized by Google

„Sing' doch, Hannchen, sing' doch!" bittet er. Ein paar Gänse sitzen von den gelbstoppeligen Jungen umgeben drüben, darum singt sie das Liedchen:

„Der Schuster hat Leder,
Kein Leisten dazu."

„Eia Popeia!" jauchzt Franz und führt mit der Gerte einen Schlag, der die ganze Gänsegruppe aufscheucht, daß alles schreiend durcheinander das Weite sucht; dann sagt er herrisch: „Noch mal!"

„Nein, Franz, das war unartig. Die Gösselchen haben schlafen wollen, wie Schwesterchen! Schäme dich!" „Noch mal!" ruft er trotzig und hebt die Gerte gegen sie. Sie fängt sie und schleudert sie über die Mauer, welche den Garten nach der Wasserseite hin abschließt.

„So, nun schwimmt sie fort, weit, weithin nach Amerika, und Franz kann nicht mehr schlagen!"

Es zuckt wie verhaltenes Weinen um das rote Mündchen, die blauen Augen blinzeln scheu empor — aber wie sie ruhig weiter näht, als wäre gar nichts geschehn, giebt das Bürschchen den Versuch zu schreien auf, schleicht sich hinter dem Nußbaum durch und sucht seinen Ball, der zwischen die aufsprossenden Tausendschönchen gerollt ist.

„Hannchen, Sie sind doch von recht sanfter Gemütsart! Dem kleinen Schlingel hätte auch ein Klaps auf die Hand nicht geschadet."

„Ach —"

Der Pastor Linde spricht von dem Kiesweg herüber; er hält die Hände mit dem Konzept für die nächste Predigt auf dem Rücken. Sein bartloses, rundes Gesicht hat einen wohlwollenden Ausdruck und seine Stimme einen herzlichen Klang.

„Ja, ja! bei meiner Frau wäre er nicht so gelinde fortgekommen!"

„Mutter hat nie geduldet, daß ich die Hand zum Schlagen aufhöbe, auch nicht, wenn andre Kinder — wenn ich im Recht war — ich durfte mich nicht wehren."

„Hm! ja —" er kommt ein paar Schritte näher, sehr behäbig in seinem Hausrock, mit dem gestickten Käppchen auf dem Haupt, das ein Brautgeschenk seiner Frau ist. — „Hatte Ihre Mutter besonders fromme Grundsätze, die — ich meine, daß sie lieber Unrecht dulden als thun ließ — was ja freilich sehr christlich ist, aber, was man doch, so zu sagen, sehr selten findet?"

Sie fühlt, daß ihr eine Röte übers Gesicht läuft, und ihr Atem ist ein wenig stockend, als sie Antwort giebt: „Mir — mir stände das eben besser an, meinte Mutter, weil" — — fast eine Anstrengung: „Mein Vater ist doch so jähzornig gewesen — Sie wissen es wohl, Herr Pastor!" Dann muß sie die Blicke senken.

„Mutter, was essen, Mutter!" betteln die beiden Kinder, und da ist sie wieder daheim in ihren eigenen vier Wänden, mit ihren Kleinen und ihren Sorgen. Aus dem Wandschrank langt sie ein paar Stückchen Brot und bestreicht sie mit Mus. Die Fingerchen fassen eifrig darnach. Dann geht sie hin und her mit dem Jüngsten, sie hat ihn, dem Herrn Pastor zu Ehren, Emmerich genannt. Ihr Mann hat sie deswegen ausgelacht. „Wo die Pastorsleute jetzt sind, weiß man nicht einmal," meinte er, „nicht ein Patengeschenk fällt dabei ab — es ist zu dumm, und der Name so albern." Sie müsse immer ihre eigenen Wege haben, behauptet er.

So trug sie damals das kleine Mädchen. Sie wäre kinderlieb, pflegte die Pastorin zu sagen und würde gewiß selber einmal eine gute Mutter werden.

Sonderbar, der Garten ist wieder da — von dem Tage hat sie alles behalten.

. . . „St! Hannchen!" tönt eine Stimme vom Zaune her, der das benachbarte Grundstück abschließt, „so thun Sie doch nicht, als ob Sie einen nicht gewahrten!" Ein großer, breitschultriger Mensch lehnt drüben.

„Ach —" sagt sie mit leisem Erschrecken und dann: „Ich habe Sie wirklich nicht gesehn, Herr — Herr Klapprodt."

„Wir sind doch auf Hannchen und Anton," lacht der junge Mann. „Ich habe schon 'ne ganze Weile hier gestanden und gelauert. Einmal muß sie doch noch ran kommen, dachte ich. Na, sehn Sie! nämlich Hannchen, wegen dem Schützenhof, der nu doch nah is. Mit wem will ich denn da wohl tanzen — was? Das kann sich Fräulein Hannchen Voges gar nich denken, was?"

Digitized by Google

Sie glättet dem Kinde, das ruhig geworden ist, die wirren Haare und blickt lächelnd zu ihm hinüber.

„Nein, gar nicht."

„Alle Tänze, Hannchen, von Anfang bis zu Ende!" ruft er, und heftet die grauen Augen fest auf sie.

„Was sollten da wohl die Leute sagen?"

„Ja, was denn? Daß ich dem Hannchen gut bin, und daß Hannchen —"

„Es sind auch noch andere da, die einen Tanz haben wollen!" fällt sie rasch ein.

Er lacht übermütig. „Wenn ich es will, Hannchen, das kommt ganz drauf an!"

Er ist frisch, kraftvoll und hübsch, wie er so dasteht, in seiner grünberänderten Joppe, die Mütze schwenkt er in den Händen, die arbeitshart sind.

„Aber, Herr Klapprodt!"

„Wenn ich es leide, Hannchen — dabei bleibt es." Ein rascher Griff über den Zaun hin, und er hat ihre Finger erfaßt und drückt sie. „Au!" ruft sie, sich freimachend.

„Na, wenn mans nich fühlt, kommts auch nich von Herzen. Und hernach kanns schon sein, daß wir uns noch in den Weg laufen, so zufällig, was?"

Eine Stunde drauf hat ihr die Frau Pastorin ganz bedeutungsvoll von dem jungen Lehrer erzählt, der wäre ein sanfter, guter Mensch, freilich ein bischen schüchtern. Ein kluges, vorsichtiges Mädchen sähe auf den innern Wert, nicht auf die äußere Stattlichkeit.

Ja, als ob so etwas hülfe! Auch andre haben sie gewarnt: „Paß auf, Hannchen, mit deinen 3000 Thalern wird der bald fertig. Und bist 'ne Waise, kannst nirgends hingehn und dich ausklagen!" Sie hat ihn doch genommen, sie hat ihn lieb haben müssen. Kein blasser Lehrer und kein Aktuar hat den kraftvollen, frischen Menschen bei ihr ausstechen können. Und wenn ihr früherer Vormund das Bedenken gehabt hat, daß der junge Blankschmiedgeselle aus niederem Stande war, der Sohn eines Waldarbeiters, so sagte sich die Sattlermeisterstochter, daß er sich doch auch nicht daran stoße, daß ihr Vater infolge der Verwundung bei einem Streit gestorben war, und daß das noch ein Glück für ihn gewesen war, denn seinen einen Gegner hatte er auf der Stelle getötet. Anton Klapprodt konnte besser sprechen, als sie alle, die mit Ratschlägen und Warnungen kamen. Die Blankschmiede hier oben am Eingang zum Wilsethal wurde erstanden — sie waren Herr Meister und Frau Meisterin.

Ein tiefer, tiefer Seufzer. Sie weiß die Zeit gar nicht mehr, in der es ihr noch feucht in die Augen drang, wenn sie daran dachte, wie es alles so ganz anders gekommen war, als sie gehofft hatte.

Eine Schwere legt sich auf ihre Lider, sie hat jetzt immer das Gefühl, als müsse sie sie über den schmerzenden, brennenden Augäpfeln schließen. Das Köpfchen des Kleinen ist tiefer auf ihren Arm gesunken — er schläft. Sie bettet ihn wieder. Er hat es noch gut. Die drei andern zittern schon vor der barschen Stimme des Vaters. Die Mädchen sind ihm überhaupt im Wege. An dem Fritzchen hängt er — das kommt noch so von der ersten glücklichen Zeit her.

Sie holt aus der Kammer nebenan einen Korb mit Wäsche und setzt sich ans Fenster. Nochmals flicken und nochmals — nie kann sie daran denken, Neues anzuschaffen! Wenn die Frauen, die zu gleicher Zeit mit ihr im Ort geheiratet haben, wüßten, daß sie ihre eigene gute Leibwäsche für die Kleinen hat verschneiden müssen! Aber dann schüttelt sie den Kopf. Das ist ja nicht das Ärgste! Einschränken und entbehren? Gott bewahre! Nur der innere Friede müßte da sein, nur zusammen müßten sie die schlechten Zeiten tragen — dann ging's.

Ein klapperndes Geräusch an der Hofthür, schlürfende Schritte auf den Steinfliesen draußen und dann bis an die Thür. Ja so, die alte Piepern — es ist ja Sonntag.

„Herein!"

Am Krückstock wankt eine Weibergestalt über die Schwelle. Ein altes Gesicht mit vielen Runzeln und Falten und thränenden rotrandigen Augen, von einer weißen glatten Haube umschlossen; ein braunes dreizipfliges Wolltuch ist noch darüber gebunden; ein Kattunmantel mit großem Kragen verhüllt den hagern, gebeugten Körper.

„So 'ne Kälte!" sagt die zittrige Stimme. „Aber hier is warm!"

Digitized by Google

„Ja, Piepern, setz' Sie sich man an den Ofen!"

Die Alte thut es mit einem Grinsen. Sie lehnt den Stock neben sich und reibt die blauen Finger. „Der Weg wird immer weiter, immer weiter nach der Blankschmiede für meine stumpeligen Füße — aber nach Voges Hannchen geh ich doch gerne. Das is immer freundlich gegen mich gewesen."

Die junge Frau zieht einen braunen Topf aus dem Kochofen und schenkt eine große Tasse voll. Wie sie die vor den Gast gestellt hat, tappen die hagern Finger suchend, gewohnheitsgemäß umher.

„Ja so — bald hätt' ich das Brot vergessen," meint Hannchen und öffnet den Wandschrank. Einen Blick nach ihren Kindern — es ist knapp für heute. Aber die arme, alte Achtzigerin kann noch schwerer entbehren.

„Ich habe heute noch keinen Bissen im Munde gehabt," klagt die Piepern, „keinen warmen Tropfen. Meine Wirtsleute werden immer ekliger und sagen, sie wollen es nich mehr davor thun, was die Gemeinde giebt. Ach, du lieber Gott! An meiner Wiege is es mir auch nich gesungen, daß ich mal in der Gemeinde sollte ausgethan werden! Ne, lieber nich alt werden — lieber nich!"

Line und Mariechen ducken sich scheu aneinander, die runzelige Alte flößt ihnen Furcht ein.

Es ist ein mümmelndes, mühseliges Kauen mit den ungefügig gewordenen wackelnden Kinnbacken, und wenn die Piepern den Kaffee trinkt, ist es ein gurgelndes Schlürfen. Sie macht eine Pause jetzt, stöhnt vor Behagen und fragt: „Macht denn Klapprodts Anton noch immer so gute Messer? Un Sensen?" —

„Ja!" Hannes Blicke suchen einen Kasten mit Glasfenstern, in dem liegen Messer, große und kleine — Proben — sie sind lange nicht hervorgenommen.

„Nehmen Sie es mir mal nich übel, Frau Meisterin, die Leute sagen, es ginge nich mehr so mit dem Geschäft!"

„Es sind schlechte Zeiten jetzt — überall!"

Die Piepern läßt den Mantel fallen, denn sie ist nun durchwärmt. Sie steckt in einer Männerjoppe, die sie auf der Oberförsterei bekommen hat.

„Ih wo! Was die Leute auch immer wissen wollen," keucht sie aus der rasselnden Brust heraus. „Klapprodts Hannchen kann es gar nich schlecht gehn, sage ich! Wer so viel Geld mitgebracht hat." Sie faltet in Ehrfurcht die Hände. „Dreitausend Thaler! So viel sieht ja sonst kaum ein Mensch zusammen!"

Eine Pause. Die beiden Mädchen haben sich an die Knie der Mutter gedrängt und gucken mit den braunen, sanften Augen bald zu ihr auf, bald nach der Gestalt am Ofen.

„I je, die Zwillinge!" sagt die Pieper. Und dann streicht sie eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Die Leute, die Leute! Es sind so viele Neue im Ort. Von der Steintreppe von Katasterkontroleurs haben sie mich neulich weggewiesen. Ich wollte nach Wieschen Nesper und ruhte mich man blos aus. Als ob ich unrein wäre — als ob ich — Ne, ne, das hat noch keiner von der alten Piepern behaupten können. Un nu will ich weiter, nach Schlachter Nolten, da kriege ich mein Stück Wurst."

Sie bindet ihren Mantel wieder um und hält den Krückstock vor sich hin.

„Ja, nu will ich gehen!"

„Mach Sie die Hinterthür ordentlich zu, Piepern — ja?"

„Hm! ja! Versteht sich doch! Un nu will ich gehen —" sie schiebt die rechte Hand unter dem Mantel hervor und hält sie nach Hannchen herüber.

„Ich kriege ja erst meinen Groschen! Mein Deputat!"

Eine Röte fliegt über das Gesicht der Frau.

„Freilich, Piepern, gewiß! Wie kann ich nur so vergessen sein!"

„Junges Volk," kichert die, „junges Volk, das hat vielerlei Gedanken. Ich denke nur noch an 'ne warme Stelle und daß ich satt werde."

Hannchen faßt in ihre Tasche, geht an die Kommode und hebt eine kleine, leere Geldschwinge empor. Dann dreht sie sich rasch um:

„Piepern, es thut mir leid, es ist kein Groschen Kleingeld im Hause. Mein Mann brauchte — — ich bringe Ihr den Groschen — morgen — Piepern —"

„Hm!" die Alte schlägt ihren Mantel zusammen.

Digitized by Google

„Es kann einem ja ausgehn, das kleine Geld. Hier oben — unser Haus liegt so allein, man kann nicht immer wechseln!"

„Hm! Wo ich nichts mehr kriegen soll, da hat es immer damit angefangen, daß sie sagten, es wäre kein kleines Geld da!" Die roträndrigen Augen schweifen mißtrauisch forschend durch den Raum.

„Dann brauche ich woll nich wieder zu kommen?"

„Doch Piepern, doch, wie immer. Und morgen komme ich vor oder schicke Fritzchen."

„Na, wenn es man wahr wird!" Sie klapft nach der Thür; den Mund hat sie zusammen gezogen. Sie ist böse. „Morgen kann unsereiner schon tot sein. Die Leute sagen, Klapprodts Anton ginge der kleinen Buchbindersfrau zu Gefallen, der ihr Mann sitzt. Junge Frau Meistern, paß Achtung!"

„Ach, dummes Zeug!" Hanne zuckt die Achseln.

„Wie ich vorhin vorbei gekommen bin, hat er mit dem Jungen unterm Fenster gestanden, und sie hat rausgeguckt. Wenn's ihm nu zu kalt an den Füßen gewesen is, dann kann er ja auch rein gegangen sein und hat sich gewärmt."

„Piepern, Sie is eine boshafte Person!"

„Ich habe man bloß Augen, und denn habe ich Zeit, daß mir die Leute was erzählen können. Stine Steimann hat gesagt —"

„Wills nicht wissen!"

„Na, denn nehmen Sie mir es mal nich übel — gut'n Morgen!" Die Thür schlägt zu. Um ihren Groschen ist die Alte erregt. Hanne hat sich so sehr geschämt. Ein Groschen fehlt ihr; für die älteste arme Frau im Dorfe, zum ersten Male. Wenn Anton nach Hause kommt, muß er ihr den wenigstens von dem Gelde, das unangerührt im Schranke liegt, geben. —

Bimm—bamm! Bimm—bamm! Sie läuten den Gottesdienst schon aus; wie die Zeit hinfliegt. Da kommen auch Schritte über den Steg; bei dem harten Frost klingt alles schärfer herüber. Ihr Mann ist noch nicht dabei. Die Bohnensuppe mit dem kleinen Stück Schweinefleisch, das für ihn bestimmt ist, brodelt. Mariechen hebt plötzlich witternd das Näschen, läßt ihr Spielzeug fallen und läuft an den Ofen: „Riecht gut, Mutter, riecht gut!" Und nach einer kleinen Überlegung: „Schmeckts auch gut?"

Line, die nie weiter als sechs Schritte vom Schwesterchen entfernt ist, troddelt ebenfalls hinüber: „Gut, sehr gut!" sagt sie altklug.

Hanne näht eifrig. Nun könnte er freilich kommen mit dem Jungen. Aber dieser und jener wird ihn aufgehalten haben. Nach der Kirche thun die Leute gern einen Schwatz. Vom Steg herüber grüßt der Lehrer Mitzlaff; das vergißt er nie. Pünktlich geht er jeden Sonntag mit Frau und Kind nach der alten Försterswitwe, der Schwiegermutter. Er ist ein guter Mensch, und er hat es verdient, daß er eine nette Frau gekriegt hat. — „Ja, ja!" Sie deckt den Tisch, die kleinen Mädchen müssen mühsam die Stühle heranschleppen, dann giebt sie dem Jüngsten seine Milch. Die Zwillinge stehn auf den Fußspitzen und gucken sehnsüchtig nach den leeren Tellern. Plötzlich reißt die Frau den Faden ab und springt auf.

„Ihr sollt essen, Kinder! kommt! Das ist ihm ja doch einerlei, und dann seid ihr aus dem Wege." Sie sieht zu, wie's mundet, dann wischt sie ihnen die rosigen Mäulchen ab, giebt jedem einen „gesegnete Mahlzeitkuß" und schickt sie ins Winkelchen an ihr Spielzeug.

Anton immer noch nicht! Und der Junge muß ja vor Müdigkeit beinah umfallen. Sie schlägt ein großes Tuch um und geht vor die Hausthür. Da stehn all die Bäume, die Sommers so schön grün sind und strecken ihre dürren Äste in die Luft, und der Reif liegt darauf. Dem Steg zu, ob von dort nichts zu sehen ist. Da kommt ihr der Förster Wille in den Weg; der und ihr Mann können einander nicht leiden.

„Sind beide Großmäuler!" sagen die Wilsensteiner.

„Frau Klapprodt, Sie scheinen auf wen zu warten?"

Sie wird ganz rot unter seinem Blick und dem hämischen Ton.

„Wenn's Ihr Mann ist, der sitzt im roten Ochsen. Da sind ein paar Fremde, mit denen unterhält er sich" — er macht die Bewegung des Kartenspiels.

„Herr Wille, Sie müssen doch immer Späße machen," antwortet sie kleinlaut, erschreckt.

Digitized by Google

„Meinen Sie?“ Er zuckt die Achseln und streicht über seinen roten Bart.

„Es ist mir auch nicht um meinen Mann! Wer in der Woche arbeitet, der kann sich am Sonntag auch mal 'n Plaisir machen, Herr Förster. Nur der Junge, den hat er mit, und auf den wart ich.“

„Hm! ja! Is auch nichts für den. Da fallen Witze! Und weil die Lotte plötzlich krank geworden ist, haben sie Buchbinders Regine zum Aufwarten geholt. Die nimmt es ja nun nicht genau, wenn sie einer in die Arme kneift. Schön rund sind sie, das is wahr. Morgen, Frau Klapprodt. Für Sie is es wohl noch nicht Mittag gewesen? Morgen!“

Sie hält sich an dem Holzgeländer, das an der einen Seite des Stegs herläuft, es ist eisig kalt. Dann wallt es wild in ihr auf. Wenn sie ihm im „Ochsen“ noch zu der alten Schuld ankreiden wollen, das ist denen ihre Sache, sie mögen zusehen, wenns mal zusammenbricht auf der Blankschmiede. Aber der Junge soll kein so schlechtes Beispiel sehen.

Eins der oberen Ortshäuser ist der „Ochse“; sie kann das spitze, weißbeschneite Giebeldach sehen. Zum Schicken hat sie niemand — also selber. Die Zwillinge sind verständig, und der Kleine schläft. Sie läuft trotz des glatten Bodens und der dünnen Schuhe, die sie anhat. Aus den niederen Schornsteinen steigt überall eine blaugekräuselte Rauchwolke — sie haben jetzt in jedem Hause den Kaffee auf dem Tisch, und bei ihnen ist noch nicht Mittag gewesen. Sie begegnet nur ein paar Waldarbeitern, die im Sonntagsrock sind, Pfeifen im Mund haben und ihrem Dorfe langsam wieder zugehen.

Vor dem hohen Steintritt vor dem Wirtshause mit dem großen Blechschilde, auf dem ein gewaltiger Ochse abkonterfeit ist, bleibt sie stehen und holt ein paarmal tief Atem. Daß sie da hinauf soll, die Thür zum Gastzimmer aufdrücken — es geht über ihre Kräfte. Sie lehnt sich eine Sekunde an die Wand. Aus dem Thorweg nebenan kommt der Hausknecht.

„Wilhelm, ruf doch mal meinen Mann und den Kleinen!“ bittet sie. Der junge Mensch ist früher oben bei ihnen im Dienst gewesen, als sie noch selber Pferde hielten.

„Das kann ich ja!“

„Sag nich —“ sie macht eine Bewegung mit der Hand und schließt sie dann krampfhaft wieder, „sag nur, es wollte ihn wer sprechen.“

„Das kann ich ja!“

Dann geht er schwerfällig und wichtig die Stufen hinauf. Er läßt die Hausthür offen, sie hört das Gastzimmer öffnen, sieht eine blaue Wolke herausdringen, der Tabacksqualm verbreitet sich bis zu ihr hin. Noch eine Pause. Dann klingt die Stimme ihres Mannes: „Wer is es denn?“

„Ich, Anton! Ich ängstige mich um den Fritz!“

Er guckt von der kleinen Vortreppe auf sie herunter: „So was — das is ja zu dumm! Der is gut aufgehoben.“

„Es ist aber weit über die Mittagsstunde!“ sagt sie.

„Na, zu deinem Geschmore werde ich wohl immer noch früh genug kommen.“

„Hol' das Kind, und dann geh' mit nach Hause,“ bittet sie sanft.

Sein Gesicht ist gerötet, er hält die Cigarre zwischen den Lippen.

„So, das meinst du wohl — meinst wohl, wenn du pfeifst, da tanze ich. Kennst mich aber schlecht, kennst mich noch gar nicht, wenn du das meinst. Ich soll mich blamieren und von 'nem Frauenzimmer aus der Kneipe holen lassen? Millionenschockschwerenot! Erst nich — den Jungen kannst du mitnehmen — ich komme, wenns mir beliebt. Erst recht will ich zeigen, wer Herr im Hause is!“

Mit einem Krach schlägt die Hausthür zu.

Sie taumelt gegen die Wand, als sei sie einem Streich ausgewichen.

„Hihihi!“ klingt es auf sie herunter. Aus dem Fenster der Hausflur schaut ein rundes Frauengesicht, milchweiß ist es, mit roten Backen, und ein keckes, braunes Haargekräusel hängt auf die Stirn.

„Ich sage doch, es geht überall gleich zu, wenn sich zwei heiraten, soll man wissen, was 'ne Sache is.“

Buchbinders Regine!

Hannchen holt ein paarmal Atem, dann sagt sie: „Wenn Sie so gut sein wollten und mir den Kleinen herausschicken!“

„Warum nich?“

Digitized by Google

Das junge Weib verschwindet, noch ein paar Sekunden, dann trippelt Fritz die Stufen herunter. Hanne faßt ihn an beiden Armen.

„Vater will noch nich —"

„Bist hungrig, mein Junge?"

Er schüttelt den Kopf.

„So gutes Bier habe ich gekriegt."

Dann zieht sie ihn mit sich, hastig.

„So viele Männer war'n im Wirtshaus, Mutter, und Karten haben sie gehabt. Der alte Steinhart auch —"

„Ja, ja, mein Junge! Aber zu Hause ist es besser, da sind die Schwesterchen und der kleine Bruder —"

„Vater sagt nein! Die Frau, Mutter, die immer lacht, die mich rausgeholt hat, meinte, er sollte auch nach Hause gehn. Er wollte nich — es wäre ja man 'n elendes Loch, hat er gesagt."

„Ach, Vater macht doch oft Witze, Kind!"

Sie nimmt dem Kleinen, als sie drin sind, die schneefeuchten Schuhe ab — nasse Füße, ein neues Loch, das er wohl beim Schurren bekommen hat. Und damit hat er stundenlang gesessen. Anton denkt eben an nichts — da ist der Lehrer ein ganz anderer Vater!

Nachdem Fritz gegessen hat, holt er sein Bilderbuch hervor und sagt die Verschen, die er selber noch nicht lesen kann, auswendig her. Bei einem Geldsack stockt er und blickt in die Höh:

„Mutter, Vater hat auch viele Markstücke!"

„Ach nein, mein Junge!"

„O doch!" nickt er beharrlich, „er hat sie auf den Tisch gelegt, neben die Karten."

„Was du wohl gesehn hast!" Aber eine Unruhe erfaßt sie doch, und sie geht ins Schlafzimmer, wo der Schrank steht, in dem sie ihre besten Sachen hat. Er stammt noch von der Mutter. Verschlossen — er hat den Schlüssel zum mittelsten Fach, worin die wichtigen Papiere sind, und wo sie sonst ihr Geld aufbewahrten, immer bei sich. Sie legt die Hand gegen das Holz aus gemaserten Eschen. Er wird doch nicht etwa? — Ach, wie kann sie das nur denken, er weiß recht gut, wozu das Geld dienen muß — als Abzahlung für den Gerichtsvollzieher. Die Siegel sind schon an den besten Möbeln, an dem alten lieben Schranke auch. Wenn das ihre Mutter wüßte — wenns die Leute einmal erfahren und sich zuraunen: Hats so haben woll'n — wie man sich bettet, so schläft man!

Der Essensgeruch widersteht ihr. O, das Warten, das Warten! Schritte auf dem Steg, nun kommt er endlich doch. Im Zimmer ist schon graue Dämmerung, sie zündet die Lampe an. Kein Wort, das unfreundlich ist, will sie ihm sagen. Wenn er nur da ist, soll alles gut sein. Da klopft es. Er will sie uzen, er kommt lustig nach Hause, na, um des lieben Friedens willen kann sie ja darauf eingehn:

„Herein, wenns kein Schneider is!"

„Der is es nu aber doch!" sagt eine fremde Stimme von der Schwelle her. Anton nicht, auch nicht hinter dem Eintretenden — sie schrickt zusammen — der lange Immelmann, der Onkel ihres Mannes, steht vor ihr.

„Un' je später der Tag, um so schöner die Gäste! Kommt Kinderchens, faßt mal an Onkeln seine Taschen, ne, man Kourage. Sitzen Maulschellen drin — aber welche mit Zucker und Zimmt bestreut." Und er lacht und wickelt sich, während der Junge keck herankommt und die Mädchen ihm scheu nachschleichen, aus seinem roten gestrickten Halsshawl, von dem die Leute sagen, daß er so lang sei, wie das weit hingestreckte, einstraßige Dorf Holtau, in dem er wohnt.

„Un wo steckt denn Anton? Soll raus kommen!" mit einer Bewegung nach der Kammer hin: „Bin doch um seinetwillen da — hm, nämlich."

„Gleich, Onkel, gleich. Er hat nur einen kleinen Gang thun müssen."

Sie faßt nach dem Kaffeetopf, schenkt für ihn ein, und der Höflichkeit halber auch etwas für sich.

„Erst wärm' dich man mal!"

„Unsereins," meint Immelmann, „ist so zu sagen für alle Temperaturen prädestiniert. Keine Hitze ficht uns an und keine Kälte — kommt von der Gleichmäßigkeit der Okkupation. Und denn auch warum? Unsereins hat Zeit, über alles nachzudenken und sich seine Konstellationen zu machen." Er zieht aus der rechten Rockschoßtasche ein Packet. „Nun kommen die Maulschellen! Riecht mal dran! Was, delikat? Der Junge kriegt 'ne ganze. Denn warum? Weil er von der Natur zum

Digitized by Google

Manne prädestiniert is, und das is vorzugsweise 'ne prägorative Sache. Die Zwillinge teilen die andre; was — sieht ja'n bischen verdrückt aus, kann bei Engelkens, wo ich 'ne Stippvisite gemacht habe, 'n bischen draufgesessen haben. Macht nichts, schief is englisch." Dann hält er den Fritz am Ohr von sich ab. „Was willst'n werden, Muschöh?"

„En Immelmann, Onkel!"

„Das ist famos, also en Schneider, oder wie sie in Berlin sagen, ein Bekleidungs-Akademiste. Laß mal untersuchen!"

Er hebt den Strampelnden, Jauchzenden in die Luft: „Hast du denn's Gewicht? Denn was 'n richtger Schneider is, der wieget sieben Pfund, und wenn er die nich wiegen thut, so is er nich gesund!" Auch die Mädchen lachen und klatschen in die dicken Händchen.

„Seht ihr wohl, wenn Immelmanns Onkel kommt, denn is Leben in der Bude. Aber wo bleibt denn der Anton?" fragt er nach einem Schluck Kaffee.

„Er muß ja gleich — da sein —" sagt die blasse Frau mühsam; der Schluck Kaffee, den sie nimmt, will nicht hinabgleiten.

„Nämlich lange is nich, denn ich habe 'ne Fahrgelegenheit präponiert, und so 'ne Gelegenheit estimiert man doch. Wegen dem Anton — nämlich, es is ganz wichtig. In Lauingen is einer, der sein Geld in ein Geschäft stecken will. Da habe ich hier an die Blankschmiede gedacht. Wenn da ordentlich Wasser wieder auf die Räder kommt," — er macht mit seinen langen Fingern die Bewegung des Geldzählens, „was, das wäre die richtige Rotation. Noo!" Und er reißt seine grauen Augen weit auf und zieht den breiten, bartlosen Mund hin und her, daß die gelben, großen Zähne sichtbar werden. „Denn Hannebase, daß es hier oben nicht zum Besten geht, davon quinquelieren und jubilieren und judizieren die lieben Mitbürger — was?"

„Ach Onkel!" aber dann faßt sie nach ihrem Tuche und hat den Drücker der Thür schon in der Hand. „Ich hole ihn, Onkel Immelmann, ich hole ihn ganz schnell!"

Sie fliegt über den Steg, sie fühlt die Kälte nicht und nicht die Glätte. Wenn dem Anton doch noch zu helfen wäre, wenn das schreckliche Wort Bankrott — ihre Brust keucht. Sie blickt zum Himmel auf, an dem die ersten Sterne glitzernd hervortreten. „O du da oben hab' Mitleid, hab' Erbarmen, um meiner armen kleinen Kinder willen!"

Aus den Fenstern des „Ochsen" schimmert Licht, der Dunst ist an den Scheiben fest gefroren. Diesmal eilt sie die Stufen hinauf, zögert nur eine Sekunde, die Hausthür aufzudrücken und tritt dann ein. Ein Gebrause von Stimmen in den Räumen rechts und links und blauer Tabaksdampf selbst hier außen. Eine Lampe schwankt an einer Kette von der Decke herab, die mit schwarzem Blak bedeckt ist. Ein paar leere Bierfässer liegen da, ein Tisch steht neben den Thüren, gebrauchte Bierschoppen sind darauf über einander getürmt, auch Schnapsgläser stehn dazwischen. Ein Geruch von Petroleum und Bier, ein so häßliches Gemenge.

In den Thüren sind kleine, runde Scheiben, so daß man von außen die Räume übersehen kann. Sie tritt rechts heran: Ein paar Honoratioren sitzen mit langen Pfeifen da, sie sind wohl einen Augenblick aus dem Klubzimmer oben herunter gekommen und wollen sich mit den ersten Bürgersleuten das Neueste erzählen. Links! Ihr erster Blick fällt auf Anton. Er sitzt zwischen zwei Männern mit runzlichen, roten Gesichtern, die sie nicht kennt, die Karten sind zurückgeschoben zwischen Seidel und Schnapsgläser. Sie lachen eben miteinander, und in das wilde Gewieher klingt eine schrille Frauenstimme — Buchbinders Regine schiebt ihre vollen Schultern zwischen die Männer: „recht habt Ihr, Mannsleute, immer recht!" Und Anton legt ihr den Arm um die Taille.

Mit einem Ruck macht Hanne die Thür auf, und ganz ruhig sagt sie: „Anton, komm nach Hause. Du hast Besuch!"

Die Köpfe wenden sich ihr zu und die von den Nebentischen auch.

„Haha, Blankschmied! Nu hat aber die Glocke geschlagen!"

„Nu wird Feierabend gemacht!"

„Nu man artig nach Hause gegangen!"

Antons Gesicht wird noch röter unter den Zurufen. Er steht auf, stützt sich mit beiden Händen gegen den Tischrand und schreit heiser herüber: „Wer hat dich verlangt? Kannst gehen, woher du gekommen bist!"

Digitized by Google

Sie macht ein paar Schritte nach dem Tisch zu: „Anton — um meinetwillen ja nich. Aber es ist so wichtig —"

„Hahaha!" lacht der eine, „die is schlau, die weiß ihre Worte zu machen!" Der andre reicht ihr sein Glas. „Trinken Sie mal, junge Frau, thun Sie uns Bescheid."

Sie macht eine Bewegung mit der Hand, ihre Augen sind mit ängstlichem Ausdruck auf ihren Mann geheftet. „Anton — ich bitte dich!"

„Es is auch Zeit!" fällt Regine ein, „er hat den vollen Tag hier gesessen! Wenn ich die Frau wäre, ich holte 'n auch."

„Sieh mal, Schatz, Frauensleute stehn einander doch immer bei!" sagt der eine Händler.

„Weil Ihr zu schlechte Bande seid," ruft die hübsche Person und schlägt ihm herausfordernd auf die Schulter.

„Das kost' 'n Kuß!"

Sie rettet sich um den Tisch und sagt zu Hanne:

„Sie sind ja nu da! Aber das is kein rechtes Mittel, das macht solche nur noch wilder und trotziger. Ich habe es bei meinem auch erlebt. Vom Wirtshaustisch lassen sie sich nich gerne holen. Das is allemal so."

Hannchen Klapprodt weicht vor der Vertraulichkeit zurück; es ist ihr widerlich, daß so eine sich auf gleichen Boden mit ihr stellt. Regine versteht die Bewegung, zuckt die Schultern und sagt frech: „Ach so! Na, so zu thun haben Sie als Frau von dem da auch nich nötig. Der is gar nich weit von da, wo meiner schon is — der is auf dem besten Wege!"

Sie fährt mit beiden Händen in ihr volles, krauses Haar, und Hanne sieht dabei an dem rechten Zeigefinger einen blauen Stein blitzen. Der große Ring, in den er gefaßt ist, kommt ihr seltsam bekannt vor — einen ähnlichen, ganz ähnlichen hat sie ab und an in ihren Händen gehalten und ehrfurchtsvoll betrachtet. Aber, es giebt ja so viele gleiche Dinge in der Welt, und jetzt hat sie vollends keine Zeit sich mit solchen Betrachtungen aufzuhalten. Sie gleitet um den Tisch, bis zu ihrem Manne, der sich wieder gesetzt hat und sie mit verglasten Augen anstiert.

„Anton — er wartet ja doch auf dich!"

„Wer?"

„Immelmanns Onkel!"

„Der Schneider soll warten, bis er schwarz wird, soll warten, bis er kugelrund wird, der alte Weisheitskrämer, der!"

Sie flüstert es dicht an seinem Ohr: „Es ist wichtig — Hilfe, Anton, Hilfe für uns!"

„Ach was, der schneidet auf!" schreit Klapprodt dagegen.

„Dafür hat er doch die Schere," ruft der Nachbar grinsend.

„Kurz und gut, ich will nicht!" Anton schüttelt die zupfende Hand seiner Frau ab. „Regine, noch'n Glas! Un warum will ich nich?" sein heißer Atem schlägt Hanne ins Gesicht. „Just, weil du hergekommen bist und mich zum Gespött vor den Leuten machst. Vor'n Schafskopf laß ich mich nich halten. Ich wollte grade weg — was, Mertens, wollte ich nich grade weg? Nu aber erst recht nich, erst recht nich!" Seine Faust fällt auf den Tisch. Eine Sekunde noch steht Hanne blaß und unentschlossen neben ihm, dann sagt sie: „So gieb mir wenigstens die Schlüssel zum Schrank."

„Zum Schrank —" er faßt in seine Tasche, zieht die Hand aber wieder leer heraus.

„Die kriegst du nich — ich bin Herr im Hause. So verkehrte Welt spielen wir nicht —" und er lacht laut auf.

Sie wankt vom Tisch zurück und der Thür zu. Ein brüllendes, schadenfrohes Gelächter folgt ihr. Aus dem Hintergrund der Hausflur kommt der alte Müller Sperner. „Das sind Sie ja, Frau Klapprodt! Auch mal Durst gehabt? Na, kann ja auch bei uns noch in die Mode kommen, daß die Frauen mit zu Bier gehn, wie in den großen Städten." Sie antwortet nichts und tappt den Steintritt hinunter.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jugendlitteratur.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer erinnerte sich nicht noch in späten Jahren mit Vergnügen der Stunden, wo man mit klopfendem Herzen und hochroten Backen, Coopers Lederstrumpf oder den Robinson oder ein Bändchen von Franz Hoffmann auf den Knien in einem möglichst entlegenen Winkel des Hauses saß, den kein spähendes Auge so leicht entdeckte und in dem man eine rufende Stimme so bequem überhören konnte? Wer dächte nicht der Weihnachtstage, in denen man ein geschenktes Buch verschlang, um es gleich darauf wieder von vorn anzufangen, Weihnachtsstimmung im Herzen und die Phantasie von einer fremden, wunderbaren Welt erfüllt?

In der Erinnerung an das Hochgefühl solcher Stunden wollen einem manchmal die Bedenken sorglicher Eltern und vorsichtiger Pädagogen in Bezug auf die Jugendlitteratur pedantisch erscheinen. Was kann es denn viel schaden, wenn ein Buch auch einmal unwahrscheinliche Ereignisse bringt? Schwelgt doch die Kindesphantasie gerade darin am meisten. Waren es doch die schönsten Augenblicke, wenn in den Erzählungen von Franz Hoffmann ein ganz unverhoffter Glücksfall aller Trauer ein Ende macht, wenn das verstoßene, in Armut und Elend aufgewachsene Kind sich plötzlich als Grafenkind entpuppt und von seinen Eltern mit Freuden auf ihr glänzendes Schloß geführt wird. Was kann das schaden?

Man könnte mit Lessing weiter fragen: „Was hilft es?“ Und gleich mit ihm fortfahren: „Allein es schadet, schadet allerdings.“ Solche Geschichten sind für Kinder dasselbe wie Sensationsromane für den Erwachsenen. Sie lenken das Interesse von der wirklichen Welt ab und unwirklichen Schemen zu; ja, mehr noch. Das Kind erwartet seine unwirkliche Welt in der wirklichen einmal auftauchen zu sehen und selbst den Mittelpunkt der wunderbaren Ereignisse zu bilden, die sich in seinen Geschichten so glatt und natürlich abwickeln. Eben das aber erschlafft für das wirkliche Leben und macht unzufrieden mit dem alltäglichen Verlauf der Dinge.

Man hat da wohl zu unterscheiden: nicht die Märchen rufen beim Kinde diese Wirkung hervor. Nur das allerfrüheste Kindesalter glaubt an Märchen, besonders in unserer realistischen Zeit. Das angehende Schulkind fühlt sich längst über solchen Glauben erhaben. Aber um so behaglicher ergeht sich seine Phantasie in der Ausschmückung einer Welt, die doch sein könnte, wenn sie leider auch nicht ist; es macht ihm Freude, sich auszumalen, wie es wäre, wenn die Heinzelmännchen wirklich einmal kämen, wenn es sich wirklich unsichtbar machen könnte oder das Tischchen deck dich oder Fortunatus Glückssäckel hätte; es will den Gespielen wohl einreden, daß ihm Feen und Elfen erschienen sind. Und mit demselben behaglichen Gefühl, wie schön doch solche Welt wäre, wird es angehört. Dergleichen spielt sich noch wohl ab zwischen

Digitized by Google

Kindern, die auf dem Lande oder in der Kleinstadt aufwachsen; im Straßenlärm der Großstadt haben auch solche Phantasien nicht einmal Raum.

So lasse man den Kindern getrost ihren Grimm und Bechstein und Andersen (bedenklicher sind schon die sittlich ganz gehaltlosen, aufregenderen Märchen aus Tausend und eine Nacht) und sei nicht ängstlich in Bezug auf die Wirkung, die diese und jene Geschichte, die unseren entwickelteren sittlichen Begriffen widerspricht, auf sie ausübt. Im Grunde ist die Volksmoral doch gesund. Und wenn sie die böse Königin in eine Tonne stecken läßt, die innen mit Nägeln ausgeschlagen ist, und so den Berg hinabrollen, so ist das eben ihre Art von poetischer Gerechtigkeit, die der Kindesnatur ganz passend erscheint. Das Kind macht sich ja keine Vorstellung von Folterqualen und Tod, und man braucht nicht gleich einen Hang zur Grausamkeit zu vermuten, wenn solch ein drastischer Schluß ihm eine entschiedene Befriedigung gewährt. Dasselbe Kind schluchzt vielleicht zur Gesellschaft mit, wenn sein kleiner Kamerad sich den Finger verletzt hat.

Märchen und Sagen! Wenn ein „pädagogischer" Vater seinem Kinde solche „Allotria" verbieten möchte, fällt mir immer das Wort Schleiermachers ein, von den Männern, die „den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie habens nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind." Wie die Beseelung der Natur, die Götterdichtung und Heroensage der Kindheit des Volkes entspricht, so auch der Kindheit des Individuums. Darum werden Stolls und Schwabs Sagen des klassischen Altertums, Beckers Erzählungen aus der alten Welt, Ilias und Odyssee in Prosabearbeitungen, die deutsche Göttersage u. a. immer zu den schönsten Weihnachtsbüchern gehören.

Für unsere Kleinsten ist durch die Märchenbücher allein schon zum großen Teil gesorgt. Und es fehlt durchaus nicht an ergänzender Lektüre aus der wirklichen Welt. Die erschreckende Talentlosigkeit, die sich auf dem Gebiet der Jugendlitteratur im allgemeinen breit macht, ist gerade in der Kleinkinderlitteratur weniger zu finden. Der Allerkleinsten haben sich verschiedene Dichter und Pädagogen von Gottes Gnaden angenommen. Ich erinnere nur an die unvergänglichen Heyschen Fabeln, an Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch, an A. Steins reizende Erzählungen für kleine Mädchen (Die kleine Anna; Anne Marie; Es war einmal; Zwölf kleine Mädchen u. a. Verlag von Winckelmann und Söhne, Berlin), an Helene Binders Kinderbücher, an Herzblättchens Zeitvertreib u. a. m. Wenn ich auch den Abscheu gegen den Struwelpeter beim besten Willen nicht zu teilen vermag, da er mir in meiner Kindheit zu viel vergnügte Stunden bereitet hat, so braucht doch jedenfalls niemand aus Mangel an guten Büchern für kleine Kinder zu Karikaturen zu greifen.

Bedenklicher steht es schon um die Lektüre im Alter von 8—12 Jahren. Zwar giebt es einige Bücher, die in keiner Kinderstube fehlen sollten, das sind die oben erwähnten Sagen aus dem Altertum und der Robinson, der auf Kinder nie seine Wirkung verfehlen wird, da er ihnen veranschaulicht, was ein Mensch, der in Bezug auf Erfahrung und Hilfsmittel ihnen gleichzustehen scheint, aus eigener Kraft zu schaffen vermag. Aber diese Bücher reichen natürlich nicht aus. Das Kind will auch Geschichten von Kindern lesen. Der Erwachsene hat diese Geschichten so zu wählen, daß dabei wertvolle Eindrücke gewonnen werden, die das sittliche Leben des Kindes bereichern. Da ist die Auswahl nicht übermäßig groß. Die sogenannten „moralischen Erzählungen" sind so ziemlich abgekommen und mit Recht. Diese moralisierende Ab-

Digitized by Google

sichtlichkeit hat in der Kinderstube so wenig Effekt, wie auf der Bühne; man kommt sehr bald dahinter, daß nur im Buche das Laster stets sofort bestraft, die Tugend stets belohnt wird. Die Verfasser solcher Geschichten können überdies dieselbe Erfahrung machen wie Richardson mit seinem Lovelace, dem er vergebens den tugendhaften Grandison gegenüberstellte: die Kinder interessieren sich für den unartigen Fritz stets mehr als für den braven Karl. Daß sie dem braven Karl abgeneigt sind, ist nicht ein Zug ihrer sündigen Natur, sondern liegt an unseren Kinderschriftstellern, die die Bravheit meistens nur als pedantische Tugendboldigkeit darzustellen verstehen.

Um so mehr sind Bücher zu empfehlen, in denen unangekränkelte, frische Herzensgüte, gepaart mit den bei Kindern unvermeidlichen Temperamentsfehlern an den kleinen Helden zur Darstellung kommt. Ein Buch dieser Art, das durch fast fünfzig Jahre seinen Zauber auf Kinderherzen ausgeübt hat, ist das Tagebuch dreier Kinder von A. Stein (1. Band: 52 Sonntage, 2. Band: Tagebuch dreier Kinder, 3. Band: Mariens Tagebuch. Verlag von Winckelmann und Söhne, Berlin.). Im Jahre 1846 erschien es zuerst; heute liegt es in der 26. Auflage in neuer Ausstattung vor. Die Verfasserin hat mit seltenem Geschick das Bild eines innigen, herzlichen Familienlebens zu zeichnen gewußt; frischer Humor und harmlose Fröhlichkeit kommen voll zur Geltung, und doch blickt ein heilsamer, nirgends aufdringlicher sittlicher Ernst und eine frische, warmherzige Religiosität überall durch. Unsere Kinderlitteratur hat wenig solche Bücher, die für Knaben und Mädchen gleich geeignet sind, aufzuweisen. Um eins derselben hat uns neuerdings Helene Adelmann bereichert. „Aus meiner Kinderzeit" (Berlin, Oehmigkes Verlag) führt uns ein echtes Kind von ursprünglichem Adel der Gesinnung, aber auch mit den Fehlern temperamentvoller, impulsiver Kinder inmitten eines höchst anschaulich dargestellten Familienkreises vor.

Einen reizenden Bunten Strauß von Märchen und Erzählungen hat uns Frida Schanz geboten (Leipzig, Adalbert Fischer). Lebendig und anschaulich geschrieben, machen sie den Kindern die guten Lehren lieb, die sie in unaufdringlicher Weise übermitteln. Volle Empfehlung verdienen auch: Was Ihr wollt von Helene Stökl, In traulichen Stunden von Elise Bake (Berlin, Herm. Meidinger), Tage des Glücks von B. Clément (Stuttgart, Gustav Weise) und die Erzählungen von Johanna Spyri.

Ausblicke in die weitere, über Familie und das Schulzimmer hinausliegende Welt gewähren bei gleicher Gediegenheit Bayard Taylor's Erzählungen für wackere Knaben (Berlin, Hans Lüstenöder). Besonders aber ist hier ein Buch zu nennen, von dem bereits 14 000 Exemplare in deutscher Übersetzung Absatz gefunden haben: Herz, von Edmondo de Amicis (Basel, Adolf Geering). In glücklichster Weise ist hier mit dem Prinzip gebrochen, daß bei Knaben nicht das Gemüt, sondern vor allen Dingen die kriegerischen und nach Abenteuern verlangenden Instinkte ausgebildet werden müßten, ein Prinzip, das ja besonders in den sittlich fast durchweg völlig wertlosen und pädagogisch bedenklichen Indianergeschichten seinen Ausdruck gefunden hat. Ein Knabe, der „Herz" hat, Herz für alles, was gut und menschlich ist, ist der kleine Held des Buches, das für die Jugend nicht warm genug zu empfehlen ist, um so mehr, als es den in der Theorie so trivialen, in der Praxis so überaus selten durchgeführten Grundsatz, daß alle Menschen Brüder sind, auf jeder Seite — nicht predigt, sondern zu anschaulicher Darstellung bringt.

Digitized by Google

Was aber soll man nun der „reiferen" Jugend in die Hand geben? Wenn man die für unsere heranwachsende Jugend, vor allem die für die Mädchen bestimmte Litteratur übersieht, so möchte man manchmal die Zeit zurückwünschen, wo es außer dem Kinderfreund keine Jugendlitteratur gab und die Jugend genötigt war, sich frühzeitig an die geistige Nahrung der Erwachsenen zu machen. Sie war herb, und viele versuchten sie lieber nicht. Man muß schon Goethe sein, um als Schulknabe Freude am Messias zu finden. Aber wenigstens ruinierte solche Kost nicht den Magen, wie das Konfekt von heute.

Unsere „reifere Jugend" steht unmittelbar vor ihrem Eintritt in die Welt der Erwachsenen. Von der Lektüre, die wir ihr in die Hand geben, müssen wir daher verlangen, daß sie sie in diese Welt allmählich einführt und somit den Unterricht wirksam unterstützt. Und zwar ist ihr zweierlei nötig: die Einführung in die Vergangenheit, aus der allein sie unsere jetzige Kulturwelt verstehen lernen kann, und die Einführung in die Gegenwart, und zwar einmal in ihre großen Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und dann in ihre spezielle Lebensaufgabe, ihr Berufsleben.

Dem ersten Bedürfnis fängt man jetzt an, durch eine Reihe kulturhistorischer Erzählungen zu genügen. Ich nenne hier die vorzüglichen Vaterländischen Jugendschriften (Karl Flemming, Glogau), von denen schon mehrere dreißig Bändchen erschienen sind, so daß reichliche Auswahl vorhanden ist. Wenn auch der Zug der Zeit noch insofern zu spüren ist, als Lebensbilder großer Feldherren einen sehr breiten Raum einnehmen, so sind doch auch Hans Sachs, Sebastian Bach, Körner, Albrecht Dürer, Rietschel u. a. vertreten, und auch in die Darstellung kriegerischer Ereignisse ist viel Lehrreiches aus der Kulturgeschichte verflochten. Sehr empfehlenswert sind ferner: Williram von Elsbeth Kühne (Wolfenbüttel, Julius Zwißler), das uns den Harz vom Jahre 1000 lebendig macht; Ziemßen, Schön Elslin (Flemming, Glogau), dann die im Hirt'schen Verlag in Leipzig erschienenen kulturgeschichtlichen Erzählungen von Brigitte Augusti, von denen bis jetzt 5 Bände erschienen sind: Edelfalk und Waldvöglein; Im Banne der freien Reichsstadt; Das Pfarrhaus in Tannenrode; Die letzten Maltheims und Die Erben von Scharfeneck. Der gleiche Verlag gab uns vorzügliche kulturgeschichtliche Bilder von Oskar Höcker unter dem Gesamttitel: Merksteine deutschen Bürgertums.

Da dieser Artikel keineswegs Anspruch darauf machen will, erschöpfend zu sein, so sei es an diesen Proben genug. Im allgemeinen ist noch zu bemerken, daß auch die besseren kulturhistorischen Erzählungen vielfach noch mit zu komplizierten Mitteln arbeiten. Die Darstellung einfachen Lebens tritt zu sehr zurück hinter die Schilderung bunter, spannender Abenteuer und — blutiger Ereignisse, welche die Kinderphantasie überreizen.

Die zweite Gruppe von Büchern, die unsere Jugend einführen soll in Wissen und Kunst der Gegenwart, ist bei uns noch recht schwach vertreten, da sich noch nicht, wie das in England so vielfach geschieht, Schriftsteller von wirklicher Bedeutung dazu herablassen, die Jugend in ihr Wissen einzuführen, so weit das eben möglich ist, und ihr dadurch Lust und Liebe dazu einzuflößen. Was man zuerst in einem „Geschichtenbuch" mit buntem Deckel kennen gelernt hat, mundet einem nachher im Schulbande weit besser. Einige der vorzüglichsten Sachen dieser Art haben wir daher auch aus England beziehen müssen. Ich nenne da zwei sehr empfehlenswerte Bücher: Das

Digitized by Google

Feenreich der Wissenschaft von Arabella Buckley (Deutsch von E. Kirchner, Altenburg, Stephan Geibel) und Sonne, Mond und Sterne von Agnes Giberne (Deutsch von E. Kirchner, Berlin, S. Cronbach). Für ganz Gereifte und schon ernst Arbeitende mag dann Diesterwegs Populäre Himmelskunde (Berlin, Emil Goldschmidt) folgen, ein Buch, das auch dem Erwachsenen als Handbuch ein guter Freund bleiben wird. Die Anführung dieser Bücher mag genügen, um die Richtung zu kennzeichnen.

Was nun die Einführung in die Kunst betrifft, so liegt der Jugend unstreitig die Dichtkunst am nächsten. Es ist eine gute Sitte, die in einigen Häusern herrscht, daß Knabe und Mädchen, wenn die Zeit gekommen ist, ihren eigenen Körner, Uhland, Schiller bekommen; leben sie sich doch in ihren Dichter ganz anders hinein als in den der väterlichen Bibliothek. Und noch immer kommt nichts der Wirkung gleich, welche die erste Lektüre dieser Dichter auf empfängliche jugendliche Gemüter hervorbringt; es ist eine neue Welt, die sich vor ihnen aufthut, und in der sie jetzt noch kritiklos und begeisterungsvoll das Knie beugen; diese Andacht der ersten Jugend findet der Erwachsene nie wieder. Sie ist ein Erziehungsmoment, das ich durch kein anderes zu ersetzen wüßte.

Bis hierher liegt kein Grund vor, die Lektüre der Knaben und Mädchen zu trennen, wie es bei uns leider häufig schon bei den Bilderbüchern geschieht. Erst die Vorbereitung auf den Lebensberuf wird, der Verschiedenheit dieses Berufs entsprechend, zum Teil auch eine Verschiedenheit der Mittel mit sich bringen.

Dem Knaben giebt schon die Lektüre kulturhistorischer Bücher mancherlei Anregung nach dieser oder jener bestimmten Richtung hin. Dann giebt es Bücher der Erfindungen, der technischen Gewerbe, Seemannsbücher, naturwissenschaftliche Werke, Kriegsbücher mehr als genug, kurz, der Knabe, dem die Welt offen steht, kann auch überall geistige Nahrung finden, die ihm in dieser Welt zu gute kommt. Überdies verlangt das hier in Betracht kommende Alter von ihm meistens schon so viel Arbeit, daß ein großer Konsum von Jugendschriften kaum mehr möglich ist.

Wie steht es nun um die Lektüre der jungen Mädchen?

Wenn man Umschau hält unter den Büchern, die ihnen vorzugsweise in die Hand gegeben werden, so findet man neben einer Reihe ganz wertloser und alberner Backfisch- und Kränzchengeschichten, in denen die Brüder der Kränzchenfreundinnen zum Schluß als Liebhaber und Heiratskandidaten auftreten, eine Reihe gehaltvollerer, die auch von ernsten Eltern geschenkt und von tüchtigen Pädagogen empfohlen werden. Da ist das Lebensbuch von A. Stein, Alte Bekannte (Berlin, Winkelmann & Sohn) und Felicia von derselben Verfasserin; da ist Der Trotzkopf von Emmy Rhoden (Stuttgart, Gustav Weise), unzweifelhaft frisch und flott geschrieben; das anmutige und fesselnde: Rottraut und Ilse von Frida Schanz (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing), Ruth von Agnes Hoffmann (Stuttgart, Gustav Weise), Wendshof von Elfriede Gärtner (Halle a. S., Waisenhaus). Von all diesen Büchern und einer Reihe ähnlicher muß man sagen, daß sie junge Mädchen fesseln und zum Teil von entschieden sittlichem Gehalt sind. Und dennoch bedeuten sie für die Entwicklung unserer jungen Mädchen eine nicht geringe Gefahr.

Wie kommt es, daß die Leiden und Freuden der Flegeljahre nicht Gegenstand einer umfassenden Litteratur geworden sind, wie die des Backfischchens?

Weil der Junge in den Flegeljahren nicht als Mittelpunkt eines Romans verwendbar ist. Da liegts, und da liegt der wunde Punkt unserer Mädchenlitteratur.

Digitized by Google

Alle obengenannten Bücher und noch eine schier unabsehbare Reihe anderer gehören einer Gattung an, die erst unsere Zeit hervorgebracht hat: dem Backfischroman. Schlägt man das letzte Kapitel in einem ganzen Stoß solcher Bücher auf, so findet man regelmäßig „die holde Braut" (diese Bräute sind immer hold) vor dem Altare. Die gebräuchlichste Art erfordert folgende Requisiten: ein blutjunges, den „besten Kreisen" angehörendes Mädchen (wo möglich adlig); etwas Pensionswesen und -Unwesen; Freundschafts- und Lehrerschwärmerei; einen jungen Mann, möglichst in guten Geldverhältnissen; ein paar Verwicklungen und den Altar. Nicht selten bringt das Backfischchen auch noch en passant fertig, was das Schwierigste auf der Welt ist und wohl kaum durch Backfischchen bewirkt worden ist: Umwandlungen fertiger Charaktere oder Lebensgewohnheiten in seiner Umgebung.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß der Massenkonsum solcher Bücher, mag auch jedes einzelne an und für sich garnicht übel sein, höchst ungünstig wirken muß.

Nicht das ist an und für sich falsch, daß in Kinderbüchern von Liebe und Hochzeit die Rede ist; das ausmerzen zu wollen, wäre sogar eine alberne und sinnlose Prüderie. In der Kinder Umgebung wird fortwährend geheiratet, und Hochzeiten sind die schönsten Familienfeste, die sie kennen. Im Volksmärchen heiratet das tapfere Schneiderlein die Prinzessin, unsere schönsten Sagen und Märchen handeln von Frauenliebe und Treue. Da liegt es also nicht. Das Bedenkliche liegt in drei Punkten: 1. Es fehlt diesen Geschichten jeder große Hintergrund. All die kleinen und großen Dummheiten und Nichtigkeiten, die Schwärmereien und Ballfreuden, die schon im Leben des Backfischchens zu viel Raum einnehmen, füllen nun auch noch seine Lektüre an. 2. Der Schwerpunkt im Frauenleben und Frauenberuf wird verschoben: er liegt nicht, wie man nach diesen Geschichten glauben sollte, im Verlieben und Verloben, sondern dahinter: im Familienleben. 3. Zu einer Zeit, in der das junge Mädchen seine Gedanken ganz darauf richten sollte, etwas Tüchtiges zu lernen, damit es dereinst seinen Mutterberuf oder einen anderen Beruf (denn auch der kann ihm werden) ausfüllen kann, wird es gewöhnt, sich selbst als Mittelpunkt einer Liebesgeschichte zu denken. Da die Geschichte stets mit der Heirat schließt (nicht selten wird auch noch ein oder der andere Korb vorher ausgeteilt), so bekommt es überdies ein ganz falsches Weltbild und wird höchst unbefriedigt und unglücklich sein, wenn ihm ein anderes Los fällt.

Das sind die schweren Bedenken, die sich gegen den Backfischroman als Gattung richten, und die durch gute Einzelleistungen nicht aufgewogen werden.

Daß sich diese Fehler sehr wohl vermeiden lassen, beweist die einzige Klassikerin, die wir auf dem betreffenden Gebiet haben: Ottilie Wildermuth. Ihre Geschichten drehen sich zum weitaus größten Teil auch um Liebe und Ehe, aber als Voraussetzung des Familienlebens. In der Schilderung dieses Familienlebens, der Entwicklung der Charaktere durch gegenseitige Beeinflussung, der Erziehung durch das Leben und der gesunden Enttäuschungen, die es für junge, phantastische Mädchenköpfe bringt, liegt ihre eigentliche Bedeutung. Auch sie kennt Backfischchens Leiden und Freuden, aber sie behandelt sie mit dem gutmütigen und warmen Humor, der hier allein am Platz ist und räumt ihnen niemals den Vordergrund ein. Den hat das Familienleben mit seinen Leiden und Freuden, und das eben macht ihre Geschichten so gesund, wenn auch das Milieu schon ein wenig altmodisch erscheint. Die Engländer sind

Digitized by Google

reich an ähnlicher Litteratur; wir haben leider nur allzuwenig derartiges aufzuweisen. Hier wäre ein breiter Platz für ein originelles Talent.

Anfänge in einer neuen Richtung liegen schon mehrfach vor. So zum Beispiel in einer Reihe von Bänden, die unter dem Gesamttitel: Thekla von Gumperts Bücherschatz für Deutschlands Töchter (Carl Flemming, Glogau) erschienen sind. Bis jetzt sind es 16 Bände; unter ihnen: v. Schwerin, Erinnerungen einer Großmutter; Petzel, Aus Vergangenheit und Gegenwart; v. Wasmer, Familiengeschichten; Gräfin Rittberg, Fügungen; Groner, Nordische Geschichten. Wenn auch noch manches Unwahrscheinliche und auch einiges Unpädagogische mit unterläuft (in dem Petzelschen Buch z. B. die Erscheinung einer lebendig begraben Gewesenen), so ist doch die Richtung dieser Bücher gesund: das Familienleben der verschiedensten Bevölkerungsschichten mit all seinen Wechselfällen soll den jungen Mädchen (Knaben, könnten die Bücher gleichfalls mit Vorteil lesen) vorgeführt, und zugleich eindringlich die Lehre gepredigt werden, daß das Glück nicht von äußeren Umständen abhängig ist. Zu wünschen wäre nur, daß man auch hier noch stärker auf die Wirkung des Wahren, Natürlichen, Alltäglichen rechnete, als auf die des Außergewöhnlichen und Abenteuerlichen. Die meisten von uns haben eben nur ein alltägliches Leben vor sich, und da ist es nicht gesund, die Phantasie von vornherein auf etwas anderes zu richten.

Auf das wärmste können wir hier ein soeben erschienenes Buch von Auguste Schmidt empfehlen: Aus schwerer Zeit (Leipzig, Ferd. Riehm). Auf dem ernsten Hintergrund, den die Zeit der Fremdherrschaft in Deutschland bildet, spielt sich ein Familienleben von gesunder Schlichtheit ab, das ein wertvolles Beispiel gegenseitiger Liebe und Aufopferung bietet.

In einigen wenigen Büchern fängt man jetzt an, auch der Möglichkeit Rechnung zu tragen, daß der Frau ihre Aufgabe nicht in der Familie, sondern im Berufsleben gestellt sei. Hierher gehören einige empfehlenswerte Schriften von Brigitte Augusti, wie Gertruds Wanderjahre (Leipzig, Hirt und Sohn), ferner M. v. Eschen, Pension und Leben (Frankfurt a./M., Diesterweg), das recht beherzigenswerte Wahrheiten enthält; Doris Mix, Wachsen und Werden (Danzig, Hinstorff) u. a. m. Aber freilich können sich die Verfasserinnen oder die — Verleger nicht entschließen, Ernst zu machen. Wenn wir wirklich anfangen wollen zu glauben, jetzt werde einmal die Befriedigung zur Anschauung gebracht werden, die ein wohlausgefülltes Berufsleben auch der Frau zu geben vermag, so muß — wahrscheinlich zur Belohnung für die fleißige Vorbereitung — noch ein Bewerber auch hier die holde Braut zum Altar führen, damit die jungen Mädchen ja nicht denken, es könne einmal Ernst werden mit solchem Berufsleben. Das ist eine bedauernswerte Halbheit, besonders in einer Zeit, wo 30—40 Prozent der Frauen nicht heiraten. Auch hier ist wieder Ottilie Wildermuth mustergiltig, weil sie wahr ist; wie anschaulich schildert sie manches einsame, durch die Arbeit für andere befriedigte Frauenleben, obwohl ihre Zeit noch nicht einmal den Segen des Berufslebens kannte.

Ist dann das junge Mädchen der eigentlichen Kindheit entwachsen und „romanfähig" geworden, so ist es ihm weit gesunder, man giebt ihm einen gutgewählten wirklichen Roman. Walter Scott, Willibald Alexis, Immermanns Oberhof, Freytags Soll und Haben und ähnliches (die Tauchnitz-Edition bildet da eine reiche Hilfsquelle) oder eines jener neutralen Bücher, wie: Jugenderinnerungen eines alten Mannes von Kügelgen werden eine viel bessere Wirkung ausüben

Digitized by Google

als ein Backfischroman. Denn hier ist der große soziale Hintergrund, auf dem die Liebesgeschichte nur als Episode steht; hier liegt auch die Gefahr der unmittelbaren Beziehung auf das eigene kleine Ich nicht so nahe, die Gefahr, daß das Mädchen vom 15. Jahre ab keinen anderen Gedanken mehr hat als: „Wenn nur wer käme und mich mitnähme."

Ziehen wir nun das Facit, so ergiebt sich, daß es auf dem Gebiet der Kinderlitteratur noch vielfach an dem fehlt, was allein auf die Dauer wirkt: an der Wahrheit. Was aus dem Gebiet der Lebensdarstellungen für Erwachsene ein gebildeter Geschmack mehr und mehr verbannt: das Haschen nach Unwahrscheinlichem, Abenteuerlichem und die Wirkung durch unwahre Effekte, das bietet man dem unkritischen Geschmack der Kinder Seite für Seite, ohne zu bedenken, daß man dadurch die Neigung zum Sensationellen weckt, die Phantasie irre leitet und die Unzufriedenheit mit dem wirklichen Leben großzieht.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß sich ein Verein gebildet hat, der sich die Sichtung und Hebung der Jugendschriften als Aufgabe gestellt hat. Es ist die „Vereinigung deutscher Prüfungsausschüsse für Jugendschriften," deren Organ, die Jugendschriften-Warte (Redakteur Paul Ziegler, Berlin, Hagelsbergerstr. 11) einschlägige Erörterungen und Bücherbesprechungen bringt. Gemeinsam mit diesem Verein wirkt seit kurzem der „Verein zur Reform der Litteratur für die weibliche Jugend" (Vorsitzende Frau Pastor Klapp, Hamburg, Münzplatz 11). Sicher werden diese Vereine durch strenge Kritik an der breitwuchernden Schundlitteratur segensreich wirken. Vor allen Dingen aber ist eins zu wünschen: daß sich bald einige starke Talente der Jugendlitteratur zuwenden, die ihr geben können, was ihr zum großen Teil fehlt: Wahrheit und Innerlichkeit.

Heilige Nacht.

Die Straßen hastig durcheilen,
Nach allen Schätzen spähn,
In allen Läden verweilen,
So hab ich euch oft gesehn. —

Doch all euer sorgendes Denken
Galt euch nur, und euch nur allein,
Ihr wolltet nur euch beschenken;
Der Kreis eurer Liebe ist klein.

Wohl schmückt ihr den eigenen Kindern
Den leuchtenden Weihnachtsbaum,
Doch fremdes Elend zu lindern,
O, daran denkt ihr kaum.

O sagt mir, könnt ihr genießen
In jauchzender Seligkeit,
Wenn so viele Thränen fließen,
Wenn ringsum flehendes Leid?

Kann euer Herz nicht erwarmen?
Seid ihr so stumpf und kalt,
Daß niemals ein Erbarmen
Euch glühend überwallt?

O laßt sie nicht verzagen,
Sie alle, die elend und bleich —
Ans Herz will ich euch schlagen:
Ihr Herzen, werdet weich!

Felix Dörmann.

Digitized by Google

Johanna Jachmann-Wagner.

Eine Lebensskizze.

Von

Ernst Eduard Taubert.

Nachdruck verboten.

Mit der großen Künstlerin, die am 16. Oktober dieses Jahres in Würzburg verstorben ist, hat ein reiches Leben seinen Abschluß gefunden, auf das nun alle, die sie ehemals auf der Bühne oder im Konzertsaal gehört und gesehen, noch mehr aber die ihr außerdem auch persönlich nahe gestanden haben, mit dem Gefühl wehmütiger Verehrung zurückblicken. Denn verehrungswürdig war sie nicht nur als Künstlerin, welche die reinen Idealgestalten eines Gluck, Beethoven, Wagner und anderer in meisterlicher Vollkommenheit verkörperte: vor ihr neigten sich auch die Herzen aller, denen es vergönnt war, mit ihr im Leben in Berührung zu kommen, sie in ihrem eigenen Heim als Gattin, Mutter und Hausfrau kennen zu lernen. Als erste dramatische Sängerin der Berliner Hofbühne, wo sich ihre Kunst am vollsten und reifsten entfaltet hat, dermaleinst von der Mitwelt auf Händen getragen, man kann sagen, auf den Höhen der Menschheit schreitend, hatte sie sich, nachdem sie frühzeitig der Öffentlichkeit entsagt, ganz in das Privatleben und zumal in den letzten Jahren auf einen engeren Freundeskreis zurückgezogen; in unserer schnell lebenden und schnell vergessenden Zeit wurde ihr Name immer seltener genannt, und erst als die Trauerkunde ihres Todes durch die Zeitungen ging, erinnerten sich viele, daß seit dem Abgange Johanna Wagners von der Bühne doch eigentlich Glucks Orpheus oder Klytämnestra, Wagners Elisabeth, Beethovens Fidelio nicht wieder mit solcher inneren Wahrheit, mit solchem Adel des Ausdrucks gestaltet worden sind. Wer ihren Weheruf als Orpheus gleich im ersten Trauerchor am Grabmal der Eurydike, den Klagegesang: „Ach, ich habe sie verloren", — die Verse der Goetheschen Iphigenie aus ihrem Munde gehört hat; wer sie als Romeo, das Haupt mit dem Helm bedeckt, als Brünhild mit zerbrochener Brünne auf die Bühne stürmend, als Sophokleische Antigone den Krug tragend, als Elisabeth in den Wartburgsaal schreitend und die Gäste empfangend gesehen hat, wird die Erinnerung daran als unverlierbares geistiges Besitztum zeitlebens in sich festhalten. Von wunderbarer Ausdrucksfähigkeit war der Klang ihres Organs, das für den durch Mark und Bein gehenden Racheschrei der Ortrud, für das Grausen erweckende Flüstern der nachtwandelnden Lady Macbeth, für das in jungfräulicher Scham sich nur widerwillig über die Lippen drängende Liebesgeständnis der Elisabeth, für das Gehorsam heischende Herrschergebot einer königlichen Frau den entsprechenden Ton traf. Nie habe ich jemals wieder das kurze Schumannsche Lied „alte Laute", diese leise Klage eines todwunden Herzens, so überzeugend, so das eigene Empfinden aufwühlend wie aus Johanna Wagners Munde vernommen. Alles, was sie im Gesang und in der Darstellung gab, kam bei ihr von innen heraus; für das, was sie innerlich in der Phantasie angeschaut und empfunden hatte, fand sie den äußern Ausdruck, der den Hörer sofort in Mitleidenschaft zog. Nichts Kleinliches, nichts Ausgeklügeltes haftete ihrer Kunst an; stets schöpfte diese großartig angelegte Natur so recht aus dem Vollen. Den darzustellenden Charakter erfaßte sie in dem Kern seines Wesens und verstand es, eine Person zu einer typischen Gestalt zu erheben und dabei durchaus individuell auszuarbeiten. Mag sie auch in dieser oder jener der zahlreichen Rollen, die sie gespielt hat, manche glückliche Nach-

Digitized by Google

folgerin gefunden haben, unerreicht ist sie geblieben in der Belebung der Idealgestalten des klassischen Altertums. Ihre hochaufgerichtete edle Gestalt, die Art, wie sie das griechische Faltengewand zu tragen, sich darin zu bewegen verstand, das Vermögen, groß, einfach und wahr zu empfinden und dafür den kraftvollen, stets die Schönheitslinie innehaltenden Ausdruck zu treffen, lassen sie in der Geschichte der Schauspielkunst als letzte Vertreterin jenes großen Stiles erscheinen, dessen Tradition mit ihrem Tode erloschen ist. Das beigefügte Bild zeigt die Künstlerin in der Gestalt der Phädra aus dem Trauerspiel des Prinzen Georg und mag dazu helfen, eine Anschauung der königlichen, wahrhaft klassischen Erscheinung zu geben.

Johanna Wagner ist am 13. Oktober 1826 zu Hannover geboren. Ihr Vater, ein Bruder Richard Wagners, ein tüchtiger Schauspieler und Sänger, nahm später ein Engagement in Würzburg an, wo er eine längere Reihe von Jahren blieb und das kleine Mädchen schon mehrfach in Kinderrollen die Bühne betreten ließ. Von da gingen die Eltern an das Hoftheater zu Bernburg, und hier trat das junge Mädchen zum ersten Mal in einer größeren Rolle, als Abigail im Glas Wasser auf, sang auch als Aushilfe sogar den Pagen in Meyerbeers Hugenotten auf der Hofbühne zu Ballenstedt, wo sich der Hof den Winter über aufhielt. Auf Veranlassung ihres Onkels Richard, der inzwischen Hofkapellmeister in Dresden geworden war, sang Johanna als achtzehnjähriges Mädchen hier als Proberolle die Irma in Aubers Maurer und Schlosser, wurde infolgedessen engagiert und blieb daselbst bis zum Jahr 1849. Nachdem sie hier in der großen Schröder-Devrient ihr künstlerisches Vorbild gefunden hatte und inzwischen auch auf Kosten der königlich sächsischen Intendanz nach Paris zu dem weitberühmten Gesangsmeister Garcia gesandt worden war, reifte das junge Mädchen unter der Obhut des Onkels zu einer selbständigen Künstlerin heran; ja, Richard Wagner konzipierte die lichten Mädchengestalten seiner Dresdner Werke, die Elisabeth im Tannhäuser (welche Rolle Johanna in der ersten Aufführung kreierte und für die sie die unabänderliche Norm hinstellte), die Elsa im Lohengrin ganz für die Eigenart seiner von ihm bis an sein Lebensende stets hoch in Ehren gehaltenen Nichte. 1849, als die Revolution in Dresden ausbrach und der Onkel flüchtig wurde, ging Johanna nach Hamburg, und von da aus verbreitete sich der Ruf der Künstlerin derartig, daß Meyerbeer, als sein Prophet in Berlin einstudiert wurde, sie zur Vertreterin der Fidespartie vorschlug und ihr Engagement an der preußischen Hofbühne durchsetzte. König Friedrich Wilhelm IV. nahm die Sängerin, die schnell der allgemeine Liebling des Berliner Publikums wurde, alsbald in ganz besondere Affektion. Nicht nur in den großen Hofkonzerten bildete die neue Kammersängerin den vielbewunderten Mittelpunkt; auch zu den intimeren Gesellschaften im kleinen Kreise zog man sie, sobald musiziert wurde, und sie errang sich eine ganz exzeptionelle Stellung bei Hofe, zumal auch der Thronfolger, der nachmalige Kaiser Friedrich und seine junge Gemahlin Victoria sie aufrichtig bewunderten und ihr ihre Gunst zuwendeten. Nicht nur der Hof, auch die hohen Beamten und militärischen Kreise bewahrten ein stetiges Interesse für sie; die ersten Häuser der verschiedensten Berufsklassen rechneten es sich zur Ehre an, Johanna Wagner bei sich zu sehen, auch nachdem sie von der Oper zum Schauspiel übergesiedelt, und später noch, als sie ganz von der Öffentlichkeit geschieden war. Niemals hat sie mit ihrer Kunst gegeizt; als sie auf der Höhe ihres Ruhmes stand, hat sie zahllosen Wohlthätigkeits-Aufführungen zu glänzenden Einnahmen verholfen und so manchem Musiker den Weg zur Künstlerlaufbahn geebnet. Das Interesse für die Kunst ihres Onkels, für das richtige Verständnis dessen, was er wollte, war stets lebendig in ihr, und als Richard Wagner sich anschickte, die gewaltigste Arbeit seines Lebens zu beenden und den Ring des Nibelungen in dem glücklich zustande gekommenen Festspielhaus ganz nach seinen Wünschen zur Aufführung zu bringen, ließ sie es sich nicht nehmen, ihre Kräfte ihm zur Verfügung zu stellen. Jeder Besucher des ersten Bayreuther Festspieles 1876 wird sich gewiß der gewaltigen Erscheinung als Walküre, als ernster Norne erinnern, die das Seil mit sicherer Hand warf.

In den mancherlei Wechselfällen des Lebens, unter den schweren Schicksalsschlägen, die ihr nicht erspart geblieben sind, hat sie nie den Mut verloren, sondern besonnen

Digitized by Google

ihr Leben neu ordnen helfen. In dem letzten Abschnitt desselben hat sie ihre reiche künstlerische Erfahrung dazu verwertet, junge Talente zu unterrichten, sie für die Bühne oder das Konzert zu schulen. Bis zu dem letzten Augenblick nahm sie den lebhaftesten Anteil an den öffentlichen politischen wie künstlerischen Ereignissen unseres Volkes, ist auch stets mit vielen auf irgendwelchem geistigen Gebiet hervorragenden Persönlichkeiten

Johanna Jachmann-Wagner.

in enger Beziehung gewesen. Wer sie in ihrem traulichen Heim an der Seite ihres Gatten, mit dem sie nahezu vierzig Jahre in glücklicher Ehe verlebt hat, als Mutter von fünf blühenden Kindern, als gastliche Hausfrau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kann nicht anders, nun sie von uns gegangen ist, als in herzlicher Freundschaft und aufrichtiger Verehrung ihrer gedenken, der großartigen, einzigen Künstlerin, die zugleich das Musterbild einer echt deutschen Frau gewesen.

Digitized by Google

Die Fürsorge für verwahrloste Kinder.

Von

Staatsanwalt Dr. **H. Appelius.**

Nachdruck verboten.

I.

Die erschreckende Zunahme der jugendlichen Verbrecher und die immer mehr hervortretende Verrohung der Jugend haben allmählich in weite Kreise die Erkenntnis getragen, daß dagegen in irgend einer Weise eingeschritten werden muß. Es ist hier nicht der Ort, und es würde auch zu weit führen, auf die Ursachen jener Erscheinung einzugehen, es genügt, die Thatsache zu erwähnen, deren Richtigkeit heute kaum noch von jemand bezweifelt oder bestritten wird.

Große Meinungsverschiedenheit herrscht noch über die Mittel zur Bekämpfung der von den jugendlichen Verbrechern und der verwahrlosten Jugend drohenden Gefahren; und doch kann wohl nur ein Mittel wirklich Erfolg versprechen, wenn es richtig angewendet wird: Erziehung für die, deren Erziehung vernachlässigt wurde, oder denen Erziehung überhaupt nicht zu teil geworden ist.

Wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, kann ausreichende Hilfe nicht ohne Mitwirkung der Gesetzgebung beschafft werden; aber umgekehrt kann gerade auf diesem Gebiet selbst die beste Gesetzgebung nicht auf Erfolge rechnen, wenn sie nicht opferfreudige und kraftvolle Unterstützung in allen Schichten der Bevölkerung findet. Bis jedoch die Gesetzgebung die Wege beschreitet, die begangen werden müssen, wenn etwas Positives erreicht werden soll, wird, darüber gebe ich mich keiner Illusion hin, noch recht lange Zeit vergehen. Allerdings hat ja die Kommission, die mit der zweiten Lesung des Entwurfs zum Zivilgesetzbuch betraut ist, durch die Annahme eines Paragraphen des Inhalts, daß verwahrloste Kinder, auch wenn dieselben noch keine strafbare Handlung begangen haben, und auch ohne daß den Eltern ein Verschulden an der eingetretenen Verwahrlosung nachzuweisen ist, der Zwangserziehung des Staates überwiesen werden können, einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts gethan. Der Entwurf ist jedoch noch nicht Gesetz, und bis dahin vergeht noch viel Zeit. Wenn aber der Entwurf auch Gesetz geworden sein sollte, dann bleibt immer noch die Frage, wie die Erziehung der Verwahrlosten sich dann in den einzelnen Staaten gestalten wird, eine offene.

Gerüchtweise verlautet auch, daß man an maßgebender Stelle damit umgehe, eine Änderung der Strafbestimmungen gegen jugendliche Verbrecher vorzubereiten; — auch das wäre ein Schritt von großer Bedeutung. —

Damit ist jedoch noch lange nicht alles gethan, was auf dem Wege der Gesetzgebung geschehen kann und geschehen muß.

Einstweilen müssen wir uns aber noch mit dem bestehenden Zustand abfinden und dankbar sein, wenn von privater Seite geholfen wird, soviel eben geholfen werden kann.

Ehe ich jedoch auf die Frage, was Privathilfe auf diesem Gebiet leisten kann, näher eingehe, möchte ich einem Einwand begegnen, der gegen die ganze Idee zur Bekämpfung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend im äußersten Fall die öffentliche Erziehung derselben, — ich gebrauche hier absichtlich den etwas ungewöhnlichen Ausdruck, — zur Anwendung zu bringen, erhoben wird, dem Einwand nämlich, es werde dadurch in unzulässiger Weise ins Familienleben eingegriffen, ja dasselbe

Digitized by Google

zerstört. Ich gehe davon aus, daß nicht in das Familienleben eingegriffen werden darf, wo nicht eine zwingende Notwendigkeit dazu vorhanden ist; aber ich scheue vor einem solchen Eingriff da nicht zurück, wo er zur Rettung einzelner und zum Schutze der Gesamtheit notwendig erscheint. Gewiß ist es richtig, daß auf der Familie und auf der Erhaltung derselben der Staat in seiner gegenwärtigen Gestaltung beruht und daß die Zerstörung der Familie deshalb einen Angriff auf die Grundlagen unseres Staatslebens darstellt. Diese Sätze verflachen sich aber zur hohlen Phrase, wenn man damit den Kampf gegen die öffentliche Erziehung verbrecherischer und verwahrloster Kinder führen will, in der Beschränkung, wie ich und meine gleichgesinnten Freunde sie anstreben.

Den Verbrecher reißen wir, um an ihm eine Strafe zu vollziehen, aus dem Kreise seiner Familie, unbedenklich, ob wir die letztere vielleicht damit zerstören, einerlei, ob es der Vater oder die Mutter oder vielleicht ein Sohn oder eine Tochter, die seither vielleicht der wirtschaftliche Halt der Ihrigen waren, — weil der Schutz der Rechtsordnung gegen das Verbrechen, oder, wenn man es lieber hört, der Gedanke der Vergeltung für die begangene Strafthat, die Notwendigkeit der Sühne für die Schuld es so verlangt. Wie oft treffen wir mit unseren Strafen sogar die schuldlose Familie härter, als den schuldigen Verbrecher, leider, aber es kann nicht anders sein. Niemand möchte wohl das Recht der Strafe preisgeben, um der Familie des Verbrechers willen; denn das größere Interesse der Gesamtheit steht himmelhoch über dem kleineren, dem Interesse der Familie. Genau ebenso aber liegen die Dinge in unserem Fall: das Wohl des Staates verlangt es, daß die verwahrloste und verkommene Jugend, die dereinst eine Gefahr für die Gesamtheit zu werden droht, rechtzeitig den Kreisen, in denen sie verwahrlost und verkommen ist, entrissen und zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werde, damit sie nicht dem Verbrechen verfällt und nicht selbst wieder als Gründer einer Familie oder als Gattin und Mutter in einer solchen die Verderbnis und das Verbrechen, in deren Gemeinschaft sie aufgewachsen, auf eine weitere, zahlreichere Generation überträgt. Dem größeren Interesse muß das kleinere weichen! Aber in den meisten Fällen zerstören wir überhaupt keine Familienbande, wenn wir ein verwahrlostes Kind der Familie nehmen. Man bemühe sich doch einmal das Familienleben kennen zu lernen, das man so eifrig zu schützen und zu verteidigen sucht!

Auf der anderen Seite darf allerdings nicht vergessen werden, daß das Schicksal, verwahrloste Kinder zu haben, viele Familien unverschuldet trifft. Bei diesem letzterem Punkte muß ich länger verweilen, da er mich unmittelbar zu dem eigentlichen Zweck dieses Aufsatzes hinführt.

Der Kampf ums Dasein ist hart und schwer; nicht jeder hat die Lust und die Neigung, oder aber die Fähigkeit und die Kraft, ihn mit Energie aufzunehmen und zu bestehen; vielen fehlt es auch am Glück, das zum Sieg im Kampfe notwendig ist. Je geringer die Mittel einer Familie in diesem Kampfe sind, desto mehr werden Vater und Mutter und alle erwachsenen Kinder von früh bis spät zur erwerbenden Thätigkeit gezwungen, und zwar meistens außer dem Hause, da auf andere Weise der Lebensunterhalt nicht erworben werden kann. Und die Unerwachsenen, die kleinen und kleinsten Kinder? Sie sind sich dann selbst überlassen, sie verbringen ihre Tage, soweit nicht die Schulzeit sie in der Schule festhält, in der Gemeinschaft mit anderen, gleichaltrigen Kindern auf dem Lande in der Dorfstraße, in der Großstadt auf den Höfen der Häuser oder auf den Gassen, oder sie müssen wohl stundenlang auch schon hinaus, um kargen Verdienst durch Verkauf kleiner Gegenstände, Schwefelhölzer, Blumen u. dgl. zu werben. Wer unterweist sie, wer hält sie an zum Guten, wer schützt sie vor Verführung? Man sagt, sie haben ja den Unterricht in der Schule! Es wäre zuviel verlangt, wollte man von der Schule alles erwarten; die Schule schmähen, wenn sie ihre Schüler nicht vor dem moralischen Untergang zu schützen vermag, heißt eine bedauerliche Unkenntnis der Verhältnisse verraten. Möglich, daß in manchen Fällen den in der Schule empfangenen Eindrücken allein die Kraft innewohnt, der Halt und die feste Stütze für das ganze Leben zu werden; für die große Menge kann aber die Schule nur als ein Faktor in der Erziehung in Betracht kommen, die Erziehung im Eltern-

Digitized by Google

haus außerhalb der Schulzeit muß das beste thun. Und Erziehung im Elternhaus wird der großen Zahl von Kindern der unteren Volksschichten nicht zu teil, die tags über auf sich selbst angewiesen oder dem ausschließlichen Verkehr mit der Kinderwelt der Nachbarschaft überlassen sind. Wenn die Eltern von der Arbeit des Tages abends nach Hause zurückkehren, fehlt ihnen, den Müden, die Lust und auch wohl die Fähigkeit, sich noch mit den Kindern abzugeben, den Kindern aber, für die es bald Schlafenszeit geworden, selbst bei dem besten Willen der Eltern, die Empfänglichkeit, aus den Worten dieser noch einen Eindruck in sich aufzunehmen.

Was sie draußen auf dem Straßenpflaster der Großstadt oder auf den Höfen der Mietskasernen gesehen und gehört haben, das ist nicht geeignet, erziehend, wohl aber häufig genug, verderbend zu wirken.

So entwickelt sich das Großstadtkind, wie wir es in Tausenden von Exemplaren finden können, fast zu einem Typus. Geistig regsam, gewandt und schlau, oft von überraschend klarem Verstand, jedoch ohne jedes Gefühls- und Gemütsleben. Sie wissen alle, was gut und böse, was recht und unrecht ist; aber in ihrem Herzen spricht keine Stimme, sie vom Bösen abzuhalten.

Es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn das so verwahrloste Kind demnächst zum Verbrecher wird.

Man könnte vielleicht trotzdem fragen, ob es nicht ein Unrecht sei, auch den Eltern, welche an der Verwahrlosung ihrer Kinder keine Schuld tragen, die Kinder zu nehmen und sie bei anderen Familien unterzubringen oder in eine Erziehungsanstalt zu stecken. Diese Meinung kann jedoch ernstlich nur von solchen geäußert werden, die von dem Zweck der Zwangserziehung keine richtige Vorstellung haben. Sie soll keine Strafe für die Eltern oder für die verwahrlosten Kinder sein; deshalb ist auch *für die Entscheidung, ob die öffentliche Erziehung notwendig ist*, die Erörterung des Verschuldens eine ganz unnütze und zwecklose. Das sittlich verwahrloste Kind muß, *wenn es im einzelnen Fall kein anderes Mittel zur Rettung desselben giebt*, der öffentlichen Erziehung zugeführt werden, einerlei ob die Eltern eine Schuld trifft oder nicht. Im letzteren Fall ist jedoch ganz besonders dahin zu wirken, daß zunächst vorbeugend alles geschieht, was geeignet ist, diesen äußersten Schritt zu vermeiden. Bei schuldhaftem Verhalten der Eltern werden vorbeugende Maßregeln dagegen nur sehr selten etwas nützen.

Man spricht allerdings zuweilen davon, ein Verschulden der Eltern liege schon darin, daß sie einander überhaupt geheiratet haben, während sie sich doch sagen mußten, daß sie nicht in der Lage sein würden, eine größere Familie zu ernähren und zu erziehn. Sei dem wie ihm wolle, ich fasse jedenfalls den Begriff der Verschuldung der Eltern an der Verwahrlosung der Kinder hier in einem andern Sinn. Von schuldhafter Verwahrlosung spreche ich nur da, wo liederlicher oder verbrecherischer Lebenswandel der Eltern die Ursache zu der Verderbnis der Kinder ist, nicht aber da, wo der gute Wille der Eltern wohl vorhanden, aber gegenüber ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage machtlos ist. Was vielleicht weiter zurückliegt, darf dabei nicht in Betracht kommen, und es ist zwar leicht, aber wohl nicht so ganz gerecht und nicht liebevoll, vom Sammetfauteuil oder dem seidenen Diwan oder dem gepolsterten Betschemel aus die zu verdammen, die schlechte Rechner waren, als sie den Ehebund der freien Liebe vorgezogen haben.

Daß die Unterscheidung zwischen Eltern, welche ihre Kinder schuldhaft verwahrlosen lassen, und solchen, welche daran keine Schuld tragen, gemacht wird, hat seinen guten Grund; nicht etwa als wollte man die Kinder der ersteren das Verschulden der Eltern entgelten lassen, sondern deshalb, weil die Mittel der Abhilfe in dem ersten Falle meist andere sein müssen, als in dem zweiten.

Wo die Eltern an der Verwahrlosung ihrer Kinder die Schuld tragen, da ist gewöhnlich der einzige noch gangbare Weg zur Rettung die Trennung des Kindes von seiner Familie, die Unterbringung in einer anderen Familie oder in einer Erziehungsanstalt. Um das zu erreichen, wird, soweit die gegenwärtige Gesetzgebung das Einschreiten der Staatsgewalt in solchen Fällen zuläßt, diese auch regelmäßig einschreiten müssen.

Digitized by Google

Private Einmischung in die häuslichen Verhältnisse wird von solchen Eltern, welche schuldhaft ihre Kinder bis zur Verwahrlosung vernachlässigen, gerade am häufigsten und schroffsten zurückgewiesen, namentlich dann, wenn die Kinder selbst schon eine Kleinigkeit auf redliche oder unredliche Weise verdienen, oder wenn die Eltern hoffen, daß sie demnächst aus deren Verdienst Vorteil ziehen können. Dagegen pflegen sie gern bereit zu sein, die Kinder einem Erziehungsverein zu überlassen, wenn sie das Vorhandensein derselben lediglich als eine Last empfinden, der sie sich je eher, desto lieber ledig sehn. Auch das kommt vor, und häufiger, als man gewöhnlich denkt.

Jede andere Art der Einwirkung auf die Erziehung seitens Privater erntet aber fast immer Trotz, Roheit und Grobheit. Eine erfolgreiche Thätigkeit der Erziehungsvereine wird auch an den ihnen überlassenen Kindern häufig dadurch wieder in Frage gestellt, daß die Eltern ihre Kinder unter heuchlerischen Versicherungen ihrer Liebe dann wiederverlangen, wenn dieselben zum erwerbsfähigen Alter herangewachsen sind; und solchem Verlangen muß regelmäßig entsprochen werden.

Bei den Familien aber, welche trotz des besten Willens nicht gegen die Macht der Verhältnisse anzukämpfen imstande sind, kann häufig schon mit anderen Mitteln, als die Trennung des Kindes von den Eltern, geholfen, der Verwahrlosung vorgebeugt werden. Denn hier sind nicht entsittlichende Einflüsse der Familie zu fürchten; die Eltern sind nur nicht imstande, für die Erziehung der Kinder das Erforderliche zu thun. Es ist deshalb gegen das aufsichtlose Umherlaufen der Kinder, gegen die Gefahren der Straße anzukämpfen. Dabei eröffnet sich für die besser situierte Frauenwelt ein reiches Feld helfender Thätigkeit. In den meisten größeren Städten bestehen heute schon Einrichtungen, daß Mütter, welche am Tage, des Erwerbes wegen, von Haus abwesend sind, während dieser Zeit ihre kleineren, noch nicht schulpflichtigen Kinder in einer Anstalt unterbringen können, wo sie Wartung und Pflege finden. Abends, wenn die Eltern von der Arbeit nach Hause gehn, nehmen sie die Kinder wieder in Empfang. Diese Einrichtungen haben sich, wo sie vorhanden sind, im allgemeinen vorzüglich bewährt. Die Wärterinnen und Pflegerinnen sind ausschließlich Damen, die meist von Vereinen, seltener von Kommunen, die solche Einrichtungen ins Leben gerufen haben, angenommen sind und bezahlt werden.

Man müßte zur Vorbeugung der Verwahrlosung einen Schritt weiter gehn und solche Kinderhorte auch für die schulpflichtige Jugend errichten, in denen sie außerhalb der Schulstunden, bis zum Schlusse der Arbeitszeit der Eltern, Aufnahme und Wartung finden kann. Großartige erziehliche Einrichtungen wären gar nicht erforderlich, es würde ausreichend sein, wenn dafür Sorge getragen wäre, daß schädliche Einflüsse fern blieben. Es ist neben dem großen und mannigfachen Elend soviel Reichtum in der Welt, daß bei gutem Willen der vermögenden Kreise die Errichtung solcher Anstalten möglich wäre.*)

Damit muß allerdings gerechnet werden, daß auch eine derartige Einrichtung werkthätiger Liebe anfangs bei denen, für deren Kinder sie bestimmt ist, vielfach mit Mißtrauen angesehen werden wird; es wird sich aber doch alsbald eine große Anzahl Familien finden, die gern und dankbar davon Gebrauch zu machen bereit sind, und allmählich folgen sicherlich noch viele nach.

Es ist unmöglich, über irgend eine Frage des modernen sozialen Lebens sich zu verbreiten, ohne der scharfen sozialen Gegensätze zu gedenken, die gegenwärtig bestehn. Die maßlose Verhetzung der unteren Volksschichten und die daraus hervorgegangene, immermehr wachsende Erbitterung wird es naturgemäß mit sich bringen, daß eine Einrichtung, wie die empfohlene, auch mancherlei Anfeindungen ausgesetzt ist. Das darf aber das Werk nicht hindern, nicht verhindern, daß trotzdem der Versuch gemacht wird, den

*) In geringer Anzahl sind solche Horte bereits vorhanden. Im Jahre 1890 bestanden 92 Knaben- und 35 Mädchenhorte in Deutschland. Die Zahl hat sich inzwischen bedeutend vermehrt, ohne daß das Bedürfnis auch nur im entferntesten gedeckt wäre. Der Bund Deutscher Frauenvereine hat daher beschlossen, sich mit einer Petition an die Magistrate der deutschen Städte zu wenden, in der Hoffnung, bei diesen ein lebhafteres Interesse für die Sache zu wecken. Obige Anregung von so kompetenter Seite ist daher doppelt willkommen. Die Red.

Digitized by Google

der Verwahrlosung anheimfallenden Kindern Stätten zu schaffen, in denen sie, ohne Trennung von ihrer Familie, in christlicher Liebe vor dem Verderben bewahrt werden sollen. Der Erfolg kann nicht fehlen; der Erfolg wird der schönste Lohn derer sein, die ihre Hand geboten haben, daß solche Einrichtungen geschaffen werden können.

Mit Geldspenden allein ist jedoch noch nicht alles gethan, es muß mehr geschehn. Bei einer solchen Gründung muß Personal vorhanden sein, welches fortwährend Aufsicht über die Insassen ausübt, und das Personal muß selbst wieder beaufsichtigt werden. Soweit es sich um die Beaufsichtigung von Mädchen und kleinen Knaben — die letzteren etwa vom sechsten bis zum achten Jahre — handelt, sind Elementarlehrerinnen, eventuell wohl auch Kindergärtnerinnen oder sonstige zu der Thätigkeit bereite und geeignete Damen, und außerdem ein oder mehrere Dienstmädchen erforderlich. Zur Beaufsichtigung größerer Knaben dürfen nur Männer genommen werden, schon deshalb, damit die hier notwendige feste Zucht nicht fehle.

Werden solche Einrichtungen ins Leben gerufen, so wird zugleich namentlich für eine größere Anzahl von alleinstehenden weiblichen Personen ein angemessener Wirkungskreis geschaffen, so daß die Ausführung des Gedankens in doppelter Weise segensreich werden kann.

Die Oberaufsicht einer jeden derartigen Gründung wird am besten in der Hand von einer oder mehreren Damen liegen, denen, soweit die älteren Knaben in Frage kommen, eine männliche Person zur Seite stehen muß. Ich wiederhole hier, was ich schon oben gesagt habe, mit Geldspenden ist nicht genug gethan. — Ich kenne nun zwar eine große Anzahl von Damen, die über der schier erdrückenden Menge von Vereinspflichten vergessen, daß sie im eigenen Heim Pflichten zu erfüllen haben, die in erster Linie erfüllt werden müssen, und ich bin weit davon entfernt, diesen mit meinen Vorschlägen neue Vereinspflichten aufbürden zu wollen, die sich vielleicht noch schwerer mit denen gegen die eigene Familie vereinigen lassen würden; das würde, möchten meine Gegner hier mit einem gewissen Schein von Recht sagen, die eigene Familie im Interesse der fremden zerstören heißen. Andererseits ist aber auch eine so große Anzahl von Damen vorhanden, die bei richtiger Zeiteinteilung neben der Pflichterfüllung im eigenen Hause wirklich ab und zu ein Stündchen übrig haben, welches sie fremden Interessen schenken können, und es giebt außerdem so viele, welche keine eigene Familie zu versorgen haben, oder deren Herz so leer scheint, daß sie sich nach einem Wirkungskreis, sei er auch außer dem Hause, sehnen; diese mögen die Überwachung jener neuen Gründungen übernehmen und dort Liebe säen; sie werden sicherlich — Täuschungen bleiben zwar niemals aus und werden auch hier nicht ausbleiben — auch ihren Lohn in dieser Arbeit der Liebe finden. Vielleicht tragen solche Einrichtungen allmählich auch dazu bei, die sozialen Gegensätze mit ihrem Haß und ihrer Erbitterung in etwas abzuschwächen, so daß dieselben auch nach dieser Richtung hin von Wert sein würden.

Die Anstalten sind nicht als Fortsetzung der Schule gedacht; wir wollen die Kinder nicht um ihre Freistunden schädigen. Es soll aber ein Ort geschaffen werden, der ihnen Ersatz gewährt für die fehlende häusliche Aufsicht, ein Ort, an dem sie sowohl ihre Schularbeiten machen, als auch spielen können, an dem sie aber auch durch das Aufsichtspersonal mancherlei andere Anregung empfangen können und sollen: Unterweisung in leichten und einfachen Handarbeiten, Unterhaltung und Belehrung durch Erzählungen und Vorlesen aus der biblischen und der vaterländischen Geschichte u. s. w.

Auch die Thätigkeit der Volksschule wird damit eine erfolgreichere werden, und es wird deshalb voraussichtlich an wohlwollender Unterstützung seitens der Lehrer und Lehrerinnen gewiß nicht fehlen.

Ich zweifle nicht daran, daß eine solche Schöpfung allmählich gute Erfolge haben und wesentlich dazu mitwirken wird, der Verwahrlosung vieler Kinder vorzubeugen, ohne daß die Unterbringung derselben in fremden Familien oder in Erziehungsanstalten erforderlich wird. Diese bleibt dann nur als letztes Mittel.

Noch besser als durch solche Kinderhorte würde jedoch, unter Erhaltung der Familie, der Verwahrlosung der Kinder der ärmeren Volksklassen vorgebeugt werden, wenn den Müttern, welche die erforderlichen Fähigkeiten haben, durch Zuweisung

Digitized by Google

geeigneter Handarbeiten Gelegenheit zu einem Erwerb in der eigenen Wohnung geboten werden könnte, der wenigstens annähernd dem gleichkommt, den sie außer dem Hause finden. Die Mutter würde dann selbst imstande sein, die Aufsicht über ihre Kinder zu führen und dabei ihr Hauswesen zu besorgen. Der gebotene Verdienst dürfte geringer sein, als der durch Arbeit außer dem Hause zu erwartende, denn der Vorteil, welcher durch die Erhaltung der Hausfrau und Mutter im Hause dem ganzen Hauswesen erwächst, gleicht auch einen Ausfall an der baren Einnahme wieder aus. Hier bietet sich für Frauenvereine und einzelne Damen ein weiteres reiches Feld der Thätigkeit, wenn es mit Klugheit bearbeitet wird. Da an derartigen geeigneten Arbeiten durchaus kein Überfluß vorhanden ist, so muß bei der Vergebung derselben die größte Vorsicht obwalten, namentlich muß auch auf die Würdigkeit, d. h. den Fleiß, den häuslichen Sinn, die Zuverlässigkeit der Arbeiterin Rücksicht genommen werden, damit nicht hinter dem Rücken der Arbeitgeberin sich die Fälle vermehren, die schon jetzt in den Großstädten nichts Seltenes sind, daß die Frauen die ihnen aufgetragene Arbeit an andere, für geringeren Lohn, weiter vergeben, während sie selbst, Haushalt, Mann und Kinder vernachlässigend, sich faul oder liederlich umhertreiben.

Der Mangel an häuslichem Sinn bei der modernen Frau ist überhaupt ein Krebsschaden der modernen Gesellschaft; aber auch gerade in den unteren Volksschichten ist bei den Frauen der Sinn für Häuslichkeit, Ordnung und Reinlichkeit, die Kunst, auch mit den geringsten Mitteln eine gewisse Gemütlichkeit zu schaffen, fast gänzlich geschwunden. Die Arbeiterfrau hat diese Tugenden als Kind und Jungfrau in der eigenen Familie nicht kennen gelernt, und der Aufenthalt als Arbeiterin in der Fabrik hat nicht dazu beigetragen sie darin zu unterweisen. Man gründet ja allerdings jetzt Haushaltungsschulen für Arbeiterinnen, ob mit Glück, mag hier dahingestellt bleiben; die Fähigkeit, eine Speise billig zuzubereiten, macht noch keine gute Hausfrau für einen Arbeiterhaushalt.

Ein weiteres Eingehn auf diese Punkte ist hier nicht am Platz.

Mit den gemachten Vorschlägen ist der Gegenstand noch lange nicht erschöpft, aber der Raum für einen kurzen Aufsatz schon überschritten. Namentlich auf die im Wege der Gesetzgebung angestrebten Änderungen in der Behandlung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend jetzt noch einzugehn, muß ich mir versagen.

Nur eines noch möchte ich nicht unerwähnt lassen. Mancher unserer Gegner spricht davon, alle diese Bestrebungen würden nur dazu dienen, frivole Eheschließungen zu begünstigen, da die Gatten der Fürsorge für die Kinder überhoben würden; vielleicht teilt auch manche Leserin diese Gedanken.

Mit welchem Leichtsinn heute Ehen geschlossen werden, ist allerdings manchmal unglaublich; die Frage, was aus den Kindern werden soll, beantworten sich solche Ehestandskandidaten wohl niemals. Gesetzt aber, es würden, nachdem alles, was für verwahrloste Kinder geschehen kann, auf dem Wege der Gesetzgebung und durch Privathilfe vorgesehn und eingerichtet ist, daraufhin noch einige frivole Eheschließungen mehr vorkommen, kann diese mögliche Folge Maßregeln zu discreditieren imstande sein, die bestimmt sind, an Tausenden von Kindern, welche dem Verderben preisgegeben scheinen, den Versuch der Rettung zu machen? Es fragt sich nur, was mehr wert ist, ein paar leichtfertige Eheschließungen verhindern, oder jene Tausende vor dem Verderben, vor dem Untergang, und die Gesellschaft vor ihnen bewahren. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein.

Daß, wenn unsere Bestrebungen als richtig anerkannt sind, auch der Erfolg nicht fehlen kann, lehrt ein Blick auf England, wo das seit langen Jahren eingeführt ist, was wir für unser Vaterland erstreben. Und ich meine, was England vermocht hat, das muß Deutschland auch können.

Digitized by Google

Ein Weihnachtsdiner.

Von

Hans Arnold.

Nachdruck verboten.

Daß ein Tag, an dem man des Morgens früh eine Spinne sieht, von Natur dazu ausersehen ist, als ein „Pechtag" zu gelten, wird mir nur der bestreiten, der sich ganz unnötiger Weise schämt, den Besitz eines Aberglaubens einzugestehen. Aber daß es auch Tage giebt, an denen man keine Spinne sieht und trotzdem Pech hat — Tage, an denen alle kleinen Niederträchtigkeiten der belebten und leblosen Gegenstände sich ein fröhliches Stelldichein zu geben scheinen — und daß solche Tage sich öfters sogar eben dann einfinden, wenn man auf recht sonniges Wetter draußen und drinnen gerechnet hat — das wird mir gewiß jeder zugeben.

Der erste Weihnachtsfeiertag hat doch vor allen Tagen im Jahr ganz unleugbar die moralische Verpflichtung, als ein von allen häuslichen Sorgen, Schattenseiten und Fatalitäten unbehelligter Gesell in die Thür zu treten — ein Tannenreis mit Rauschgold im Knopfloch und mit einem strahlenden Gesicht! Ja, dieser erste Feiertag soll das Hochgefühl des heiligen Abends noch so verlängern, daß es sich über die Festzeit hinaus in das graue Alltagsleben erstreckt und es wie der goldene Streifen der untergegangenen Sonne noch eine ganze Weile mit seinem Licht umsäumt.

Im allgemeinen kommt der erste Feiertag dieser seiner Obliegenheit auch nach. Das Gefühl der Übersättigung, das „zu viel des Guten" pflegt sich gewöhnlich erst am zweiten oder dritten Festtag einzustellen — wo es einem Quartaner aus unserer Familie einmal den tiefsinnigen Ausspruch entlockte: „ich weiß nicht, wie es kommt, aber am dritten Weihnachtsfeiertag habe ich immer solchen Appetit auf einen Hering und eine Ohrfeige!" Dies namenlose Sehnen erklärt sich übrigens als Sträuben der menschlichen Natur gegen zuviel Süßes und Erfreuliches ganz normal und findet in mehr oder weniger zarter Form sein Echo in fast jeder Menschenbrust!

Aber, wie gesagt, der erste Feiertag kennt dergleichen noch nicht! Die Stollen sind frisch, das Spielzeug — unzerbrochen! — hat noch den Reiz der Neuheit, der Schmöker mit Goldschnitt verheißt eine anregende Nachmittagsruhe! Die Kinder „tauschen" noch nicht mit ihren gegenseitigen Geschenken, ein Zug des menschlichen Herzens, der zwar in der großen Welt der Urgrund von Handel und Kultur — in der Kinderstube aber gewöhnlich das Signal zu wütenden Prügeleien ist.

Jetzt aber herrscht Friede — alles genießt der behaglichsten Ruhe und Feststimmung — nur eine nicht — die Hausfrau!

Noch immer findet das bekannte Gedicht, in dem Urahne, Großmutter, Mutter und Kind sich in seltener Einmütigkeit a tempo vom Blitz erschlagen lassen, und in dem es heißt: „Großmutter hat keinen Feiertag!" seine berechtigte Anwendung auf die Mutter — sie hat am ersten Feiertag ein Familiendiner zu bedenken, zu besorgen und zuzurichten.

Auch bei dem Direktor Müller galt dieser an und für sich ja sehr schätzenswerte und gemütliche Brauch. Der Bruder des Hausherrn, Amtmann seines Zeichens, nebst Gattin und zwei Kindern, speisten regelmäßig am Tage nach dem Weihnachtsabend bei Direktors — in schweren Fällen blieb die ganze Gesellschaft sogar den Abend über da! Direktors rächten sich am zweiten Feiertag an Amtmanns, indem sie mit vier Kindern antraten und so Gutes mit Bösem vergalten!

Digitized by Google

Heute, an einem dieser „ersten" Weihnachtsfeiertage, saß der Direktor Müller mit seiner Gattin am reichbesetzten Frühstückstisch, den zwar herrlich duftende Weihnachtsstollen, aber dafür nicht die gewohnte Morgenzeitung zierte — ein Umstand, den der Hausherr jedesmal als persönliche Beleidigung und ihm speziell angethane Niedertracht aufzufassen geneigt war. Diese etwas gereizte Stimmung äußerte sich heute auch darin, daß er, als es draußen klingelte, zornig auffuhr und rief: „Ewig reißt jemand an unserer Klingel!" — ein kühner Ausspruch, der insofern wohl unberechtigt war, als es das erste Mal an diesem Tage läutete. —

Die Hausfrau sprang elektrisiert auf. „Ach das sind gewiß meine Puten aus Galizien!" rief sie entzückt, „die ich schon gestern erwartete — nun habe ich meinen Feiertagsbraten! Ich war schon in größter Angst!"

„Puten aus Galizien!" wiederholte der Hausherr mit emporgezogenen Augenbrauen, „was das für ein Blödsinn ist! Ihr Frauen müßt doch immer was Verdrehtes anstellen! Wärst du hier auf den Markt gegangen und hättest Puten gekauft, da war die Geschichte in Ordnung, und so mußt du lauern und warten! Aus Galizien! Nächstens sehe ich es kommen, daß du dir die Frühstückssemmel aus der Türkei bestellst und sehr erstaunt bist, wenn sie nicht rechtzeitig hier ist!"

Damit erhob sich der Hausherr und ging in das Entree, den deutlichen Beweis liefernd, daß nicht nur die Frauen neugierig sind. — Nach einigen Minuten kam er wieder ins Wohnzimmer, mit erhellter Miene.

„Denke dir, ein Packträger bringt zwei Hasen — ‚ein Herr' hätte sie ihm für uns gegeben — ich habe sie gleich in die Küche geschickt!"

„Sehr erfreulich!" meinte die Hausfrau, „wenn da wirklich meine Galizierinnen ausbleiben, kann ich noch immer die Hasen braten — mir fällt ein Stein vom Herzen!"

Der Hausherr nickte und nahm die gestrige Zeitung vor, während Frau Josephine sich anschickte, in die Küche zu gehen.

„Was denkst du?" frug sie im Hinausgehen, „von wem mögen die Hasen sein?"

„Der Dienstmann beschrieb den Herrn, der sie ihm gegeben hatte, so genau, daß ich sicher glaube, sie kommen von Doktor Bellmann," erwiderte der Hausvater, „eigentlich müßte man ihn dazu einladen! Er wird ohnehin heut allein sein, so ein alter Junggesell!"

„Wenn er nur nicht so entsetzlich langweilig wäre," seufzte die Hausfrau, „er wirkt auf die ganze Gesellschaft wie Gelatine! Aber wenn du meinst" ....

„Er erwartet es doch sicher!" sagte der Direktor und stand auf, „wenn er den Braten schenkt, will er ihn auch mitessen! Sei gut, Josephine — zu Weihnachten muß man nicht bloß an die denken, die uns amüsieren, sondern auch an die, denen man eine Freundlichkeit erzeigen kann. Ich will ihm gleich ein paar Zeilen schreiben!"

Frau Josephine nickte zustimmend, sah aber ihrem wohlwollenden Gatten bedenklich nach. Sie teilte im Geist ihre zwei Hasen in Portionen, und hoffte von Herzen, daß einige der erwarteten Gäste sich den Appetit am Weihnachtszuckerwerk verdorben haben möchten, — besonders ihr Schwager, der sich vermöge seiner Riesenleistung auf kulinarischem Gebiet schon eines weit und breit ins Sagenhafte gehenden Renommees erfreute.

Mit dem bekannten Ausspruch: „es muß eben reichen!" der in goldnen Buchstaben über jeder Küchenthür stehen sollte, tröstete sich die Frau Direktorin und begab sich in die Küchenräume.

Die Köchin empfing sie mit nicht eben holdseliger Miene — sie hatte sich ein „Jackett" zu Weihnachten gewünscht und war statt dessen mit einem Kleide bedacht worden. Daher befand sie sich am heiligen Abend bereits in einem Zustand blinder und wortloser Erbitterung, stürzte wie ein Unwetter in der Küche umher, und antwortete keinem, der sie anredete. Diesen Gefühlen entsprechend war auch der gestrige Dank und der heutige Morgenkaffee ausgefallen, der, wie der Volksmund sagt, so schwach war, daß er nicht aus der Kanne laufen konnte! Als die Hausfrau jetzt errötend und schüchtern das Ansinnen an die gereizte Amalie stellte, den beiden geschenkten Hasen nicht nur ins Maul zu sehen, was bei geschenkten Bestien schon an und für sich nicht ratsam ist, sondern sie auch noch abzuziehen und zu braten, schwoll Amalie vor Empörung

Digitized by Google

förmlich sichtlich an und verwünschte halblaut den Tag, an dem sie geboren war, da sie zu solchen Prüfungen aufgewachsen sei.

Die Direktorin stellte sich taub und blind, das erprobteste Mittel in solchen Fällen, und schaltete mit unbefangener Heiterkeit neben der tobenden Köchin, die auf jede Frage nur ein unartikuliertes Brummen zur Antwort gab. Beim Anblick der ihr zum Hasenbraten gewährten Butter wurde die Küchenfee förmlich blitzblau und erklärte, damit könne sie keine Maus braten, geschweige denn zwei Hasen!

Es klingelte.

„Eine Empfehlung von Herrn Doktor Bellmann, und er würde sich die Ehre geben," meldete ein Bote. „Natürlich!" sagte die Hausfrau bitter, und warf einen Blick auf ihre Hasen, die, in unbekleidetem Zustand unbeschreiblich elend aussehend, dalagen und sich und andere vorwurfsvoll zu fragen schienen, wie zwölf Personen von ihnen satt werden sollten. Das übrige Menu sah aber desto vielversprechender aus. Die Pastete war ja natürlich schon fertig und stand in stolzer Würde in der Speisekammer, und der Plumpudding reifte auch in seiner Serviette der baldigen Vollendung entgegen.

Linchen, das elfjährige Töchterchen, wurde jetzt zu dem Ehrenamt kommandiert, die eingemachten Früchte auf die Glasschalen zu legen, ein Vertrauensposten, den sie wesentlich dem Umstand zu danken hatte, daß sie kein Eingekochtes aß. Da aber ihre Geschwister diesen lobenswerten Charakterzug nicht teilten, so wurde Linchen angewiesen, die gefüllten Schalen dann sofort in der Speisekammer zu verschließen, was sie mit der Wichtigkeit und Geschäftigkeit ihres Alters versprach und besorgte.

Die Hausfrau hoffte im stillen immer noch auf das Eintreffen des ausländischen Putenbratens, denn es kam noch eine Post vor Tisch, — kurz, die Sache konnte noch ganz charmant werden, und in jedem Fall beschloß Frau Josephine, sich Laune und Feiertag nicht verderben zu lassen — schlimmsten Falls waren es ja doch nur kleine Verdrießlichkeiten, mit denen man zu rechnen hatte, und man mußte dankbar und froh sein, daß alles gestern wieder einmal vergnügt und vollzählig um den Christbaum gesessen hatte.

Es klingelte.

„Vielleicht die Puten! Die sind nun wenigstens gut abgehangen!" rief Frau Josephine und flog hocherfreut hinaus.

Aber nicht die Puten, sondern ein Dienstmann stand vor der Thür — derselbe Dienstmann, der vorhin die Hasen gebracht hatte, und schon hoffte die Direktorin, daß er noch zwei nachzuliefern beabsichtigte. Der Dienstmann erwies sich aber nicht als Mädchen aus der Fremde — er hatte nur seine Mütze in der Hand und hielt eine längere Rede des Inhalts, daß er ein Versehen begangen habe — die Hasen seien nicht für den Herrn Direktor, sondern für den Herrn Inspektor Müller bestimmt gewesen, und er komme, um sie sich wieder abzuholen. Frau Anna stand sprachlos! Ihre einzige, wenn auch spärliche pièce de résistance, ihr unter Verwünschungen und Jammern von Amalie abgehäutetes Hasenpaar sollte sie hergeben! Ihr erstes Gefühl war ungefähr das einer Tigerin, der man ihre Jungen entreißen will, — ihr zweites das stumpfer Ergebung. Sie brachte nur das eine, ihren Empfindungen nicht sehr entsprechende Wort „schön!" über die Lippen und begab sich tief gekränkt in die Küche, wo sie die Hasen, mit einer Thräne im Auge, aus der Bratpfanne nahm, die Felle gewissenhaft mit dazu packte und sich nun dem Mittagessen mit dem Gefühl gegenüber sah: „ich aber stand, als einer, der nicht wüßte, wohin, gedankenlos an öder Küste!"

„Und zu *den* Hasen habe ich noch den Doktor Bellmann dazu laden müssen!" dachte sie mit dem Humor der Verzweiflung.

Der Hausherr war zum Glück ausgegangen, denn es war anzunehmen, daß er dieser Wendung der Dinge gegenüber sich furchtbar geberdet hätte.

Es klingelte.

„Der Postbote bringt ein Packet!" schrien alle Kinder gleichzeitig, indem sie fast übereinander in die Küche stürzten, „gewiß für uns!" Denn nie sind Kinder erfahrungsgemäß unersättlicher nach Geschenken, als wenn sie eben Tische voll bekommen haben und nicht wissen, womit sie zuerst spielen sollen.

„Nein, nicht für euch!" rief die Mutter erleichtert und glückstrahlend, „das werden gewiß

Digitized by Google

meine Puten sein! Amalie, hier schenke ich Ihnen zwei Mark — Sie müssen mir jetzt die Puten doppelt schön braten, nach der Angst! Wird es denn noch gehen?"

Amalie erzwang beim Anblick der zwei Mark ein säuerliches Lächeln und erklärte sich zu jeder Schandthat fähig — man könnte ja schlimmsten Falls etwas später essen. — Der Postbote, der es eilig haben mochte, zu seinem Weihnachtskarpfen zu kommen, schob ein großes Packet in die Küche und schrie ziemlich grob nach seinen 15 Pfennigen — dies hatte ein allgemeines Durcheinanderlaufen nach Kleingeld zur Folge, und der Postmann zog ab.

Die Hausfrau bückte sich, um das Packet — einen Korb, wie sie mit Verwunderung bemerkte — von der Erde aufzunehmen — prallte aber, wie vom Blitz getroffen, zurück — ein fröhliches, unzweifelhaftes Gegacker tönte ihr entgegen! — Die Puten waren weder „altgeschlachtet" noch „abgehangen", sondern lebenslustig und anscheinend gar nicht angegriffen von der Reise, denn sie vollführten einen wahren Mordspektakel.

Dieser gackernde Braten — der letzte Rettungsanker, den die Hausfrau für ihr Diner erwartet hatte, — setzte ihren Leiden die Krone auf — sie starrte stumm und trostlos auf die ihr soeben zugegangene Menagerie und fand kein Wort.

Die Kinder, denen alles zum Feste wird, hatten inzwischen mit Fingern, Küchenmessern und Scheren die Stricke der Umhüllung durchschnitten und brachen in stürmischen Jubel und Begeisterungsrufe über die Puten aus, die diese freundliche Bewillkommnung mit lautem Angstgekreisch erwiderten und vergebliche Versuche machten, ihrem Korbe zu entrinnen.

Der allgemeine betäubende Lärm, die verrinnende Zeit und die ja wirklich unleugbar große Schwierigkeit der Situation erwiesen sich gemeinsam als zu viel für die Nerven der Frau Josephine — und als Linchen, in falscher Auffassung der Verhältnisse, sentimental ausrief: „ach, wie entzückend, daß die armen Puten nicht geschlachtet worden sind!" stieß die Mutter gereizt hervor: „auch noch entzückend!" und machte ihrem übervollen Herzen durch einen Thränenstrom Luft.

Was war nun zu thun? Die Sonntagsruhe verbot jeden Gedanken an die Herbeischaffung eines Ersatzbratens — die Mutter konnte doch unmöglich eines ihrer Kinder schlachten und Amtmanns vorsetzen — es blieb nichts weiter übrig, wie mit möglichst eherner Stirn den Gästen alles zu beichten und sie mit Suppe, Pastete, eingemachten Früchten und Plumpudding zu beschwichtigen. Von all diesen Herrlichkeiten war ja eine genügende Menge vorhanden, um wenigstens den Hunger zu stillen, und im übrigen mußte man das Unvermeidliche mit Würde tragen. Die Hausfrau verfügte sich in trübseligster Stimmung auf ihr Zimmer, trocknete die Thränen und kühlte ihre Augen. Sie war mit ihrer Toilette eben fertig, als der Amtmannsche Wagen vors Haus rollte, und ihr Schwager mit dem dröhnenden Ruf: „na, Kinder, ich bringe aber heut einen höllischen Hunger mit" — seiner am Fenster lauschenden Anverwandten ein bitteres Lächeln entlockte. Sie begrüßte aber mit Fassung ihre Gäste, denen sich auch der Doktor Bellmann anschloß — ein Mann von sträflicher Langweiligkeit, der nur mit der Silbe „hm", oder bei Anfällen besonderer Geschwätzigkeit „hm, hm!" Konversation machte.

Frau Josephine wartete feige, bis alles versammelt und auch ihr Gatte in festlichem Gewande erschienen war, ehe sie ihr Mißgeschick mit dem Braten verkündete. Der Hausherr begnügte sich mit einem langgedehnten Pfiff und einem besorgten Blick auf seinen Bruder, der, seiner späteren Versicherung nach, mit Mühe das Weinen unterdrückt hätte.

Die Amtmännin tröstete mit dem süßsauren Trost: „so etwas kann ja überall vorkommen," und dem beglückten Gefühl: „nur bei mir nicht!" das man ihr deutlich vom Gesicht ablas. Der Doktor Bellmann, dem man schonend den Grund der freundlichen Einladung und die ihm fälschlich zugeschobene Großmut verschwiegen hatte, stieß ein bedauerndes „hm!" aus und fühlte sich nun eine halbe Stunde lang von jeder Verpflichtung zu sprechen befreit.

Mit der besten Miene, die er zu diesem maliziösen Spiel des Zufalls auftreiben konnte, bot der Amtmann seiner Schwägerin den Arm, um sie zu Tische zu führen. Ein guter Teller Suppe nebst dem dazugehörigen Portwein wirkte belebend und besänftigend auf Magen

Digitized by Google

und Gemüter. Im Augenblick aber, als die Hausfrau den ersten Löffel zum Munde führen wollte, fiel ihr ein, daß sie ja über dem Schreck mit den Puten vergessen habe, die Pastete und das Kompot herauszugeben, und daß Linchen noch den Schlüssel habe.

Linchen, die den Wink der Mutter verstand, entfernte sich eilfertig und blieb bedenklich lange.

Die Hausfrau litt alle Qualen der Gerichteten an der Seite des Amtmanns, der ihr erst von allen Braten erzählte, deren er in seinem Leben verlustig gegangen war, und dann von allen, die er gegessen hatte. — Linchen kam nicht wieder!

„Karl!" rief die Mutter über den Tisch, „sieh doch einmal zu, wo Linchen bleibt!"

Karl entschwand, kam aber, wie im Märchen von der klugen Else, auch nicht wieder.

Mit einem gezwungen heitern: „ich muß wohl selbst zum Rechten sehen!" schlüpfte Frau Josephine in die Küche, wo sie alles auf der Erde kriechend und auf den Stühlen stehend fand — in unverkennbarster Suche begriffen. Linchen hatte den Speisekammerschlüssel verlegt, und er war nicht wiederzufinden. Eine wilde, atemlose Treibjagd durch alle Stuben, alle Kleidertaschen und alle Ecken begann — der Schlüssel war verschwunden und blieb verschwunden, als wenn er sich eine Tarnkappe aufgesetzt hätte.

Noch ein letzter Hoffnungsschimmer bot sich dar — das Fenster der Speisekammer ging auf die Haustreppe — vielleicht konnte Karl da hineinklettern und die Sachen hinausreichen.

Karl, zu diesem Feldzug gern bereit, kroch in seiner Weihnachtshose, die den Kalk der Hausmauer in reichlicher Weise mit sich nahm, an dem Fenster herauf.

„Das Fenster ist ja von innen zu!" rief er zur Mutter herab, die an allen Gliedern zitternd, auf der Treppe stand, um eventuell Sohn und Pastete aufzufangen.

„Schlag es ein!" sagte die Mutter dumpf — ihr war jetzt schon alles einerlei!

Bautz! klirrte die Scheibe unter Karls Faust — ja, was half das! In der Aufregung hatte keiner daran gedacht, daß das Fenster von innen vergittert war. Einen Schlosser durfte man am ersten Weihnachtsfeiertage nicht aufzutreiben hoffen. — Karl kroch, mit Staub und Glassplittern bedeckt, wieder herunter. — Die Pastete und das Eingemachte mußten vom Menu gestrichen werden.

Der Amtmann und der Hausherr, die der armen Frau Josephine ansahen, was sie unter dieser ausgesuchten Niedertracht der leblosen Gegenstände litt, versuchten die Sache mit Humor zu nehmen. — Männer sind ja in solchen Momenten stets gutmütiger als Frauen!

„Nun paßt mal auf, wie schön uns der Plumpudding schmecken wird!" sagte der Amtmann mit einem Lächeln, welches ihm angesichts seines Hungers die Märtyrerkrone hätte eintragen müssen.

Die Schwägerin tröstete wieder etwas boshaft: „Ihr eßt euch dafür morgen bei uns satt!" und Frau Josephine goß mit unbeschreiblichen Empfindungen den Arak über den Plumpudding, der als einziges Gericht dieses denkwürdigen Mittagessens in tadelloser Schöne vor sie hingestellt worden war.

Das Stubenmädchen nahm die große Schüssel, auf die sich aller Blicke richteten, mit dem Gefühl eines Menschen in Empfang, auf dem die Hoffnung von Generationen ruht, und präsentierte dem Amtmann.

„Bitte!" wehrte dieser ab, zum ersten und letzten Mal in seinem Leben ritterlich — „erst die Damen — lieber tot als ungalant!"

Das Mädchen, verwirrt durch diesen Fingerzeig für die gute Lebensart, trat zurück und zwar auf ein Stück Apfelschale, mit dem Karl unmittelbar vor Tisch nach altbewährtem Rezept der Mama seine Zukünftige hatte „werfen" wollen — glitt aus und stürzte der Länge nach hin. Die Schüssel krachte in tausend Trümmern, und der Plumpudding lag in und unter Scherben, die sein Genießen zum mindesten „pikant" gemacht hätten.

Ein allgemeiner Aufschrei der Tafelrunde folgte diesem Ende des Diners. Die Hausfrau warf einen einzigen Blick nach der Zimmerdecke, in der Empfindung, daß diese nunmehr die entschiedene Verpflichtung habe, auf sie herab zu stürzen und sie samt ihren häuslichen Mißgeschicken zu begraben. — Die Decke dachte aber gar nicht daran, und die gespannte Situation löste sich, wie sie sich lösen mußte, indem nämlich alle der ganzen Komik der Sache

Digitized by Google

sich erst in diesem Augenblick bewußt wurden und in wahrhaft homerisches Gelächter ausbrachen, das gar nicht enden zu wollen schien! Denn sowie eines das andere ansah, lachte es wieder los.

„Nun Kinder", sagte der Hausherr endlich, nachdem etwas Ruhe eingetreten war, „nun bleibt nur ein Ausweg. Wir ziehen alle, wie wir da sind, ins Restaurant und lassen uns dort ein gutes, ordentliches Mittagessen geben — denn wenn wir etwas hierher holen lassen, so fiele der Bote, nach unseren heutigen Erfahrungen, unfehlbar damit in den Schmutz, oder würde von wilden Tieren angefallen und zerrissen! Sicher ist sicher!"

Und so geschah es! Die ganze Gesellschaft wanderte, trotz oder wegen der mannigfachen Zwischenfälle höchst vergnügt ins Hotel, wo man bei einigen Flaschen Sekt bald die Festtagsstimmung wieder fand und schließlich durch die Ungewöhnlichkeit der Situation so fidel wurde, daß der Hausherr die Bemerkung machte: „Kinder, so gut hätten wir uns zu Hause gewiß nicht amüsiert!"

Zur Ehrenrettung der armen Frau Josephine sei nun aber gesagt, daß sie das Versäumte glänzend nachgeholt hat! Der Speisekammerschlüssel fand sich noch am Abend in der Arche Noäh, wo ihn Trudchen unter Sem, Ham und Japhet tief vergraben hatte. — Am Neujahrstage aber saß die ganze Gesellschaft vom ersten Weihnachtsfeiertag zum zweiten Mal bei Direktors zusammen und machte an einem ganz vorzüglichen Diner die praktische Erfahrung, daß auch der besten Hausfrau mal allerlei schief gehen kann, — aber daß sie's dafür auch wett zu machen versteht — wenn sie eben eine gute Hausfrau ist! Und das wird hoffentlich jeder Leser von meiner Frau Josephine glauben!

Über Spielzeug.

Von

Prof. Dr. **Max Haushofer.**

Nachdruck verboten.

I.

Unter den Gegenständen, welche von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden können, giebt es wohl kaum einen, der seinem ganzen Wesen nach so liebenswürdig und anmutig wäre, wie unsere Spielsachen, keinen, der eine so große Abstufung der technischen wie der künstlerischen Vollendung zuließe. Die ganze große Welt mit all ihren Gestaltungen spiegelt sich im Spielzeug wieder, so daß es als ein Mikrokosmos erscheint, welcher alles, was die große Welt an sinnenfälligen Erscheinungen zeigt, im kleinen wiedergiebt als naive, kindliche Nachbildung. Nichts Heiliges und nichts Profanes ist vor dieser Nachbildung sicher. Denn Sonne, Mond und Sterne hängen wir den Kindern an den Weihnachtsbaum; in den Krippen erscheinen das Christuskind, die Engel und die geheimnisvollen drei Könige aus Morgenland; und selbst der Teufel hat sein Recht im Spielzeug, indem er aus verschlossenem Kästchen springt, oder als kartesianischer Taucher unter dem Fingerdruck seinen grotesken Tanz aufführt.

Und für all die tausend und aber tausend Dinge, die uns rastlose Erfindung schafft, gelten Regeln; Regeln der Moral, der Ästhetik und der Technik; Regeln, die zwar unendliche Modifikationen zulassen, doch auch gewisse bleibende Grundlagen haben.

Digitized by Google

Unser Gegenstand läßt sich kaum umgrenzen. Wir können nicht einmal sagen, daß wir uns bloß mit jenem Spielzeug beschäftigen wollen, das den künstlerischen Blick interessiert; denn es giebt kein Spielzeug, das nicht vom Kunstgewerbe ergriffen werden könnte.

Der Gegenstand läßt sich auch nicht insofern umgrenzen, als man Spielzeug für Kinder und solches für Erwachsene streng auseinander halten könnte. Denn vieles von dem, was Kinder freut, kann, wenn es einen gewissen Grad von künstlerischer Vollendung erreicht, auch als Spielzeug für die Gedanken gereifter Menschen erscheinen, ohne deswegen als Kinderspielzeug seinen Wert zu verlieren.

So bleibt denn nichts übrig, als daß man Kinderspielzeug und Spielzeug für Erwachsene zusammen behandelt und dabei nur gelegentlich auf die Grenze zwischen beidem hinweist, wo sich diese Grenze deutlich erkennen läßt. Am sichtbarsten wird sie durch den Wert der Dinge bezeichnet. Dem wirklichen Kinde giebt ja nur die Unvernunft kostbares Spielzeug in die Hände; jedes Ding, das man beklagen muß, wenn es zerbricht oder verloren geht, ist schon zu gut zum eigentlichen Spielzeug.

Wenn wir aber einem erwachsenen Menschen ein Spielzeug schenken, etwa um es als Nippsache auf seinen Schreibtisch zu stellen, dann wird der Erwachsene nicht damit spielen, wie ein Kind spielt, sondern eben wie ein Erwachsener: er läßt seine Gedanken damit spielen.

Als Spielzeug für die schweifenden Gedanken braucht man allerdings nicht eigens konstruierte Gegenstände; dazu genügt alles. Der Gedanke kann bekanntlich mit jedem Tintenklecks spielen, mit jedem Spinnwebfaden, mit jedem Stäubchen, das in der Sonne tanzt. Aber er spielt auch ganz gern mit eigentlichem Spielzeug, wenn man es ihm hinstellt.

Was Kinderspielzeug sein soll, muß wohlfeil sein. Wohlfeil nicht nur an sich, wohlfeil auch im Verhältnis zu seiner Dauerhaftigkeit. Denn unsere lieben Kleinen erwerben ja in keinem Gebiete früher die Meisterschaft, als im Gebiete der Zerstörungskunst.

Die Wohlfeilheit bedingt eine Beschränkung auf gewisse Materialien. Holz, Papiermasse, Leder, Blech und Kautschuk werden immer die brauchbarsten Rohstoffe für Kinderspielzeug bilden. Gußeisen ist ja auch ein dauerhaftes Material; aber es ist gar zu dauerhaft und kann in den Händen der Kinder allzuleicht zur Waffe werden, mit der sie sich selbst und ihren Spielkameraden Löcher in die Köpfe werfen können.

Und ebenso bedingt die Wohlfeilheit auch eine gewisse Massenproduktion. Ein Spielzeug, welches als einzelnes individualisiertes Produkt hergestellt würde, käme zu teuer; es kann nicht Kinderspielzeug mehr sein, wenn es auch wegen seiner höheren künstlerischen Vollendung gereifte Menschen zu erfreuen vermag. Darum liegt es im Gange der Spielwarenindustrie, daß sie mehr und mehr der maschinenmäßigen, schablonenhaften Massenproduktion anheimfällt. So viel Spielsachen auch heute noch von der kleinen Hausindustrie, insbesondere von der Holzschnitzerei einzelner Gebirgsgegenden hergestellt werden, ungleich großartiger ist doch die Zunahme der maschinenmäßigen Massenfabrikation.

Und doch möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß die Massenproduktion nicht ganz Herrin der Spielwarenindustrie werden möge. Diese Hoffnung hat freilich eine ziemlich unsichere Grundlage; nämlich das Holz als Rohstoff. Vor einem halben Jahrhundert noch waren Holz und Leder so ziemlich die einzigen Rohstoffe, aus welchen Kinderspielwaren gefertigt wurden. Das Holz aber ist unter allen Rohstoffen derjenige, welcher der schablonenhaften Massenproduktion noch am allermeisten widerstrebt. Es ist aber auch zugleich das Material, welches sich für Kinderspielwaren immer noch am besten eignet. Keine Art von Gußmetall, kein Kautschuk, keine Papiermasse noch irgend eine sonstige Mischung, welche die moderne Chemie erfinden mag, fühlt sich so warm und menschenfreundlich an, als das Holz; kein anderes Material nimmt Farbe und Politur mit gleicher Willfährigkeit an; kein anderes hat, auch wenn die ihm künstlich aufgetragene Farbe abgewaschen und abgewetzt ist, noch als Ruine ein so angenehmes Ansehen; kein anderes endlich ist Reparaturen so leicht zugänglich. Wenn der Zinn-

Digitized by Google

soldat den Kopf verloren oder die Beine gebrochen hat, ist er eine abschreckende und wertlose Ruine; der hölzerne Soldat läßt sich ruhig jede Operation gefallen, die ihm den gebrochenen Kopf oder das gebrochene Bein wieder anleimt.

Technische Vollendung ist beim Kinderspielzeug eigentlich eine recht untergeordnete Eigenschaft, eine Eigenschaft, die das Spielzeug nur kostspieliger macht, ohne seinen pädagogischen und moralischen Wert zu erhöhen. Wenn man einem Kinde ein Dampfschiff schenkt, welches wirklich geheizt werden kann, so steht solch ein kostspieliges Spielzeug an innerem Werte doch dem schlichten Holzschiffchen gegenüber zurück, das sich irgend ein Fischerjunge selbst geschnitzt und mit einem Segel aus einem elenden Leinwandfetzen versehen hat. Es ist auch irrig zu behaupten, aus solchen technisch vollendeten Spielsachen lerne das Kind technisches Verständnis. Das ist nicht der Fall. Hat ein Kind technische Begabung, so bedarf es zu ihrer Ausbildung keiner Miniatur-Dampfmaschinen und Elektro-Motoren; ein guter Werkzeugkasten oder eine kleine Drechselbank ist ihm eine weit wertvollere Anregung. Ein Kind ohne technische Begabung aber wird dieselbe auch nicht gewinnen, wenn man ihm die größten Meisterwerke der Mechanik in Miniaturausgaben vor Augen stellt. Es wird aus der Lokomotive, die auf seinem Tisch umherläuft, nicht mehr lernen, als es von den großen Lokomotiven auf dem Bahnhofe draußen lernen kann; der kunstvolle Mechanismus bleibt ihm fremd und unverständlich, weil es nichts Ähnliches nachkonstruieren kann.

Die Sitte, daß Eltern ihren Kindern, oder daß ältere Geschwister ihren kleinen Brüdern und Schwestern selbst Spielsachen machen, kommt mehr und mehr ab. Alles wird im Laden gekauft, nachdem es schablonenmäßig hergestellt worden. Das ist wohlfeiler; es kostet keine Zeit und kein Nachdenken. Aber — und ich muß das allen Spielwarenfabrikanten zum Trotze sagen — es ist vom Übel.

Das unbeholfenste hausgemachte Spielzeug hat gegenüber dem technisch vollendetsten gekauften einen unendlichen Vorzug voraus: das Eingehen auf die Individualität des Kindes. Mit gekaufter Dutzendware erzieht man immer nur Durchschnittskinder. Das Kind, welches eine Individualität werden will, verlangt ein Spielzeug, welches auch einen gewissen Hauch von Individualität hat, und wenn es dieses Spielzeug nicht bekommt, macht es sich selbst welches.

Am wertvollsten aber wird solches individualisiertes Spielzeug dann, wenn es vor den Augen der Kinder gemacht wird. Denn dadurch weckt man schlummernde konstruktive Fähigkeiten; man weckt den Erfindungsgeist, die technische Spürkraft; man weckt die Achtung vor dem Fleiße und den Respekt vor der Arbeit in der Kinderseele. Die Berufsarbeit der Eltern können ja Kinder — wenn sie nicht etwa in der Werkstatt aufwachsen — sehr häufig nicht würdigen. Aber wenn sie die Spielsachen, die ihre Gebrauchsgegenstände sind, entstehen sehen, wenn sie beobachten, wie viel Mühe und Arbeit darin aufgeht, dann gewinnen sie eine ganz andere Art von Liebe dazu.

Wer das Glück hat, Kinder zu haben, kann diese Erfahrung machen. Alle gekauften Spielsachen, die unsere Kinder jemals besaßen, verschwinden spurlos aus ihrer Erinnerung. Das was die Eltern ihnen selbst gemacht haben, selbstgezeichnete Bilderbücher, selbstgebaute Ritterburgen oder Schiffchen, das erhält sich in ihrem Gedächtnis mit erstaunlicher Treue, umwoben vom lichten Glorienschein der Kinderzeit.

Man wird nun dagegen allerhand einzuwenden haben. Man wird vor allem sagen: die Spielwarenfabrikanten und ihre Arbeiter müssen auch leben. Sie sollen auch leben. Man wird und kann nicht verlangen, daß alles Spielzeug hausgemachtes sei. Wenn nur hie und da ein Stück vom Vater oder von der Mutter selbst gemacht ist, kann immerhin noch Dutzendware genug dazu gekauft werden. Und die Kinder sorgen schon dafür, daß es mit dieser Dutzendware ein rasches Ende nehme, daß immer wieder neue gekauft werden kann.

Man wird ferner geneigt sein zu behaupten: heutzutage haben viele Väter durch die Einseitigkeit ihres Berufslebens die Möglichkeit verloren, kunstfertige Finger zu erhalten. Das gilt jedenfalls für alle gelehrten Stände, auch für den Handelsstand. Da mag sich allerdings mancher Vater sagen, seine Hände seien so ungeschickt, daß er

Digitized by Google

sich vor seinem eigenen Kinde schämen müßte, einen Bohrer oder eine Säge in die Hand zu nehmen, ohne mit ihnen umgehen zu können. Ich kann diesen Einwand nicht gelten lassen. Mag die Hand des Vaters noch so ungeschickt sein, sie ist doch geschickter als die des Kindes, und sie ist vor allem geduldiger und mehr von überlegendem Verstande geleitet, so daß das Kind immer Respekt vor ihrer Thätigkeit haben und von ihr lernen wird.

Endlich wird man auch gegen das hausgemachte Spielzeug einwenden, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunders die Mütter noch hie und da, aber die Väter nicht mehr die Zeit haben, ihren Kindern Spielzeug zu machen. Das Berufsleben fordere zu viel Zeit, wird man sagen, als daß noch Zeit für solche Kindereien übrig bliebe. Diesen Einwand kann ich am wenigsten gelten lassen. Man hört so oft den Satz aussprechen: für unsere Kinder ist das Beste eben gut genug. Nun, das Beste, was wir unsern Kindern geben können, ist unsere Zeit, unsere Arbeit, unsere Gedanken — nicht das, was wir im Spielwarenladen kaufen. Und dann soll auch nicht daran gedacht werden, daß die Zeit, die wir etwa mit solchen Kleinigkeiten verbrauchen, der Berufsarbeit abgestohlen werde. Wenn jeder Vater, dem das Seelenleben seiner Kinder am Herzen liegt, nur hie und da einmal seine Zeitung etwas schneller liest oder seinen Wirtshausbesuch um eine halbe Stunde abkürzt, gewinnt er Zeit genug für solche Kleinigkeiten. Um so mehr, als die schöne Zeit, in welcher unsere Kinder Spielsachen brauchen, doch nur wenige Jahre währt.

Alles Spielzeug, sei es für Kinder oder für Erwachsene bestimmt, soll imstande sein, die Phantasie nach irgend einer Richtung hin anzuregen. Ein Spielzeug, welches der Phantasie gar keinen Spielraum zu einer Selbstthätigkeit läßt, ist wertlos und sinnlos, wird auch von dem, den es erfreuen soll, bald zur Seite geworfen.

Worin besteht nun aber die Thätigkeit der Phantasie am Spielzeug?

Sie kann sehr verschieden sein, verschieden nach dem Wesen des Spielzeugs und nach der Persönlichkeit des Spielenden.

Ist das Spielzeug eine Nachbildung irgend eines lebendigen Wesens, so wird die Phantasie ihm Thätigkeit und Lebensäußerungen ansinnen. Das Kind verlangt von seiner Puppe, daß sie sitzt, daß sie Bewegungen macht, die dem Gehen ähnlich sind, wenn sie auch dabei nur geschleppt wird. Es giebt der Puppe auch zu essen und zu trinken und legt sie ins Bett. Wenn man ihm ein hölzernes Pferdchen schenkt, so wird es dieses Pferdchen mit einer Schnur an irgend eine leere Schachtel binden und wird es diese Schachtel ziehen lassen, falls es keinen Wagen hat. Und wenn man dem Kinde einen Löwen von Papiermaché schenkt, so will es Löwengebrüll hören; weil aber der künstliche Löwe nicht brüllt, wird das Kind selbst brüllen und thun, als habe sein Löwe gebrüllt.

So ergänzt und belebt die Phantasie des Kindes das Spielzeug, indem sie ihm Leben verleiht. Sie ergänzt es aber auch nach der Seite der technischen Vollendung hin. Und es muß der Phantasie der Kinder nach dieser Seite eine Thätigkeit überlassen bleiben. Es hat gar keinen Zweck, ein hölzernes Pferd noch mit einem Tierfell zu überziehen, damit es täuschender einem wirklichen Pferde gleiche. Das soll die Phantasie des Kindes selbst besorgen. Die höchste technische Vollendung des Spielzeugs ist ein Luxus, welcher nicht bloß auf Kosten des elterlichen Geldbeutels geht, sondern auch auf Kosten der Gedankenwelt des Kindes. Das Kind soll mit seinen Gedanken an seinem Spielzeug arbeiten, wie es mit seinen Händen daran arbeitet.

Je höher die technische Vollkommenheit eines Spielzeugs ist, um so weniger wird das Kind durch solches Spielzeug zu Nachbildungen oder Neubildungen angeregt. Bescheidene und unvollkommene Dinge kann es am ehesten nachmachen; ihnen steht es daher von Haus aus viel vertrauter gegenüber, als den teuersten und vollendetsten Produkten, die ihm von vornherein etwas ungemütlich sind, weil sie ihm entweder überhaupt nicht in die Hand gegeben werden oder doch nur unter der Ermahnung, ja recht behutsam damit umzugehen. Diese Ermahnung schreckt ab; sie nimmt dem Kinde die Freude am Eigentum.

Digitized by Google

Mit dieser Forderung einer gewissen Einfachheit soll aber die Fähigkeit des Spielzeugs, das Schönheitsgefühl des Kindes anzuregen und zu erziehen, nicht ausgeschlossen sein. Es braucht nicht jedes Spielzeug das Schönheitsgefühl anzuregen. Nur wo es geschehen kann, ohne anderen notwendigen Eigenschaften des Spielzeugs Eintrag zu thun, soll es angestrebt werden. Absolute Geschmacklosigkeit ist am Kinderspielzeug ein ebenso schlimmer Fehler, wie an allen anderen Dingen.

Das Schönheitsgefühl des Kindes ist eine so unentwickelte Eigenschaft, daß es leicht durch eine Kleinigkeit angeregt, aber auch auf Abwege gebracht werden kann.

Leider muß ich behaupten, daß mit dem allmählichen Verdrängen des Holzes aus der Spielwarenindustrie eine gewisse Stillosigkeit in derselben einreißen will. Ein dürftiger und phantasieloser Realismus droht sich unseres Kinderspielzeugs zu bemächtigen. Spielsachen, die vor fünfzig Jahren gemacht wurden, sahen mitunter aus, als wären sie plastisch gewordene Märchen von Grimm oder von Andersen; die modernen Spielsachen schmecken alle mehr nach Schulbüchern, als nach Märchenbüchern. Es scheint eben, daß ein Spielzeug, das dem, der es geschaffen hat, keine Freude bereiten konnte, auch dem Kinde, das damit spielen soll, keine rechte Freude machen kann.

Wenn das Spielzeug berufen ist, das Schönheitsgefühl anzuregen, so muß doch auch die Frage berührt werden, wie weit denn die Karikatur im Spielzeug Berechtigung hat.

Daß sie Berechtigung hat, muß unbedingt behauptet werden. Einige der dem Kinderherzen am teuersten gewordenen Spielsachen sind uns gar nicht anders denkbar, als in der Erscheinung von Karikaturen. Ich möchte vor allem an den unsterblichen Nußknacker erinnern, ein Spielzeug, welches einen deutschen Dichter dazu begeistern konnte, eines der anmutigsten Märchen nicht nur der deutschen, sondern der ganzen Weltlitteratur zu schreiben. Der Nußknacker kann gar nicht anders gedacht werden, als in der liebgewordenen Form der vollendeten Karikatur; und er sollte in dieser Form erhalten bleiben und immer wieder ein lieber Gast auf dem Weihnachtstische sein — so lang auf deutschen Bäumen Nüsse wachsen. Aber auch andere Karikaturen gehören zu den ältesten und liebsten Weihnachtsgeschenken, wie etwa die kleinen Pelzmärtel oder die Zwetschenmännchen.

Die Karikatur soll nicht alles Spielzeug ergreifen, sonst würde sie das Schönheitsgefühl ersticken; aber sie soll auch nicht ausgeschlossen sein; denn sie ist ein plastisch gewordener Witz, der nicht nur die Kinder, sondern auch die Alten erfreuen kann.

Neben dem Erfindungsgeiste, der Phantasie und dem Schönheitsgefühl soll auch das Gemüt des Kindes durch sein Spielzeug angeregt werden. Auch diese Forderung kann nicht jedem Spielzeug gegenüber geltend gemacht werden; vieles aber muß sich ihr fügen.

Die Anregung des Kindergemüts durch Spielzeug wird um so wichtiger für das einzelne Kind, je weniger ihm eine solche Anregung von anderer Seite her zu teil wird. Ein Kind, das etwa die Mutterliebe oder den Umgang kleiner Geschwister entbehren muß, wird, so lang es überhaupt spielt, seine kleine freudenarme Seele mit innigster Hingebung an sein Spielzeug hängen, weil es etwas haben muß, dem es seine Liebe und Treue zuwenden kann. Und man kann in diesem Punkte die merkwürdigsten Beobachtungen machen; man kann beobachten, daß es fast niemals das kostbarste und schönste Spielzeug ist, dem ein Kind seine Liebe am innigsten zuwendet, sondern irgend ein unscheinbares altes Ding, an welchem das Kind mit einem unklaren, dunklen Gefühl festhält, mit einem Gefühl, das vielleicht durch Mitleid oder Dankbarkeit, durch irgendwelche verblichene und schwankende Erinnerung genährt wird.

So rein und reich ist die Seele des Kindes, daß ihm äußere Pracht am Spielzeug nur einen sehr flüchtigen und vorübergehenden Eindruck macht. Was zu dieser Kinderseele am eindringlichsten spricht, wird fast immer ein Gegenstand sein, der entweder von Anfang an keinen blendenden äußeren Aufputz besaß oder diesen Aufputz im Laufe der Zeit verlor. Oft ist es eine bloße Ruine.

Weil man niemals voraussehen kann, welches Spielzeug dem Kinderherzen der treueste Freund wird, könnte der Spielwarenfabrikant vielleicht zu der Einsicht k-

Digitized by Google

daß es ihm überhaupt unmöglich sei, mit dem Kindergemüt in Fühlung zu kommen, und daß er deshalb ganz darauf verzichten müsse. Dem ist aber doch nicht so. Es giebt eine Eigenschaft am Spielzeug, ohne welche dasselbe niemals dem Gemüt des Kindes vertraut werden kann. Und diese Eigenschaft kann ich nicht anders bezeichnen, als mit dem Ausdruck: Ehrlichkeit. Nur ein ehrliches Spielzeug wird die Seele des Kindes gewinnen, das heißt, ein Spielzeug, welches nicht auf Täuschung und Blendung ausgeht. Nur das ehrliche Spielzeug ist imstande, unter den zermalmenden Händen des Kindes eine gewisse Geschichte zu durchleben und durch diese Geschichte seinem kleinen Eigentümer ans Herz zu wachsen.

II.

Aber es ist an der Zeit, daß wir doch auch auf die einzelnen Gruppen von Spielsachen etwas näher eingehen, um zu sehen, wie weit jene allgemeinen Anforderungen, daß alles Spielzeug den Verstand, die Phantasie, das Schönheitsgefühl oder das Gemüt anregen soll, bei den einzelnen Hauptgruppen zur Geltung kommen.

Die sinnverwirrende Menge von Spielzeug, die man in einem großen Spielwarengeschäfte findet, läßt sich ohne Schwierigkeit in gewisse große Gruppen bringen.

Die erste und wichtigste Gruppe umfaßt das eigentliche Kinderspielzeug, welches den gemeinsamen Zug hat, daß seine tausendfältigen Dinge Nachahmungen der großen Welt im kleinen sind, wobei es der Phantasie und dem Gemüt des Kindes fast ganz überlassen bleibt, wie es mit diesen Dingen spielen will. Da giebt es keine Spielregeln, durch welche die Spielfreiheit eingeschränkt wäre, keine Muster und Schablonen, nach welchen gespielt werden muß, sondern das Ding ist da, und das Kind kann damit anfangen, was es will, was ihm seine freie Phantasie oder sein Nachahmungstrieb passend scheinen läßt.

Diese Hauptgruppe zerfällt wieder in einzelne Teilgruppen. Als beliebteste erscheinen die Nachahmungen menschlicher Wesen, schon dem graueſten Altertum bekannt als Spielzeug nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene. Kulturgeschichtlich ist diese Teilgruppe wohl am bedeutsamsten. Bei ihr tritt auch der wichtigste Gegensatz der menschlichen Gesellschaft, der Gegensatz der Geschlechter, am schärfsten zu Tage; denn ihre wichtigsten Gestaltungen sind ja bekanntlich die Puppen für die Mädchen und die Soldaten für die Buben.

Die Puppen und die Soldaten — sie allein böten eigentlich schon genug Stoff, um ein Langes und Breites über sie zu reden und zu schreiben. Aber ich möchte hier den ganzen sozialen und kulturhistorischen Gegensatz, der in den Puppen und Soldaten verkörpert wird, außer Betracht lassen und nur die ästhetische Seite berühren. Und in dieser Hinsicht kann nicht stark genug betont werden, um wie viel höher die Puppe auf der künstlerischen Stufenleiter steht, als der Soldat. Es ist das auch leicht erklärlich. Einerseits tritt die Puppe immer als einzelne Individualität auf, der Soldat dagegen als Angehöriger einer Kompagnie oder Eskadron; und er muß daher immer in einer schablonenmäßigen Kommißhaftigkeit erscheinen. Andrerseits ist ja auch in der Gesellschaft wirklicher Menschen die Dame immer mehr künstlerischer Gegenstand, als selbst der schmuckste Lieutenant — vom Gemeinen gar nicht zu reden. Daß aber in unserem Kinderspielzeug der Zivilist gegenüber dem Militär gar keine Rolle spielt, ist gewiß auffallend. Von männlichen Puppen findet man unter den Spielsachen höchstens einmal einen Kaminkehrer, einen Hanswurst oder einen Tiroler, während das Gigerl, welches einen so dankbaren Gegenstand darböte, nur als Spielzeug für Erwachsene vorkommt. Diese Dinge geben zu denken; sie weisen auf eine Verwandtschaft von sozialen und von künstlerischen Problemen hin, die ich hier nur gestreift haben möchte.

Eine sehr weit verbreitete Kategorie von Spielsachen sind kleine Tiergestalten. Wenn wir von denen absehen, die ein vollendetes künstlerisches Ziel verfolgen, können doch auch die bescheideneren nach mehrfacher Richtung hin anregend wirken. Sie sind imstande, den Blick des Kindes für die Naturgestaltungen zu schärfen; sie gestatten

Digitized by Google

sowohl eine realistische als auch eine stilisierte Darstellung; sie sind einem gesunden Humor nicht unzugänglich. Dabei sind sie charakteristisch durch die Mannigfaltigkeit des Materials, aus welchem sie hergestellt werden können. Daß der menschliche Erfindungsgeist dem Pferde eine ganz besondere Rolle im Kinderspielzeug zugedacht hat, indem er zwei ganz eigenartige Gestalten schuf, das Schaukelpferd und das Steckenpferd, ist nicht befremdlich und entspricht nur der Rolle, welche das Pferd im Kulturleben spielt. Das Schaukelpferd und das Steckenpferd bezeichnen das erste Eindringen des Sports in das Leben des kleinen Menschen, der leider allzuhäufig von diesem Pferde, das er in den Kinderjahren stolz bestiegen hat, auf kein andres Pferd mehr kommt, sondern nur noch herunter, auf den Esel.

Jedenfalls muß an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß es speziell die kleinen Nachahmungen von Tiergestalten sind, welche ganz unmerkliche Uebergänge vom Spielzeug zum Kunstwerke aufweisen.

Man war aber mit den Tieren allein nicht zufrieden, auch nicht mit ihrer gruppenweisen Zusammenstellung in kleinen Menagerien und in der Arche des Erzvaters Noah; man fand vielmehr, daß das Tier sich am hübschesten in Verbindung mit der Landschaft ausnimmt. So stellte man kleine Landschaften mit den dazu gehörigen Tieren zusammen, und gab auch die nötigen Menschenpüppchen dazu. Aus dem einzelnen Schaf ward eine Schäferei samt dem Hirten und dem Hunde; aus dem einzelnen Hirsche ein ganzer Wald voll Wild. Und um Landschaft und Bauwerk, Menschen und Tiere, Heiliges und Profanes in einem Gesamtbilde zu vereinigen, erfand frommer Weihnachtsbrauch die Krippe. Sie ist kein Spielzeug mehr wie anderes, sondern eine eigenartige Mischung von religiöser Kunst und Spielzeug, in ihrer Darstellung wie in ihrer Wirkung zurückerinnernd an die frühesten Kindheitszustände der Völker.

Von den Nachahmungen menschlicher und tierischer Gestalten ist nur ein ganz kleiner Schritt zur Nachahmung von sachlichen Gebrauchsgegenständen, zu wohl ausgestatteten Küchen und Puppenzimmern, Frachtwagen und Kaufläden, Festungen und Theatern, Schiffen, Eisenbahnzügen und Luftballons. Kunstgewerblich kommen alle diese Dinge kaum in Betracht; dafür spiegeln sie den rastlosen Zeitgeist und den technischen Fortschritt. Pädagogisch haben sie den größten Wert jedenfalls dann, wenn sie das Kind, welches mit ihnen spielen soll, zu Ergänzungen und Verbesserungen anregen. In dieser Hinsicht sind die einzelnen Gegenstände dieser Teilgruppe sehr ungleichwertig. Aber es kann gerade hier nicht genug vor einer übermäßigen technischen Vollkommenheit gewarnt werden. Mit einem prächtig ausgestatteten kleinen Panzerschiffe oder mit einem Eisenbahnzuge wird das Kind viel weniger anzufangen wissen, als wenn man ihm ein schlichtes Holzschiffchen oder ein Wägelchen unter den Weihnachtsbaum stellt. Diese schlichten Dinge kann es aus eigener Erfindung umgestalten, Verbesserungen, Erweiterungen, Verzierungen daran anbringen. Mit dem technisch Vollkommensten weiß es nichts anzufangen, weil seine eigene technische Fertigkeit hier einem Übermächtigen hilflos gegenübersteht.

Übrigens dürfen wir Europäer nicht stolz sein auf unsere Leistungen auf diesem Gebiete. Denn speziell diese Teilgruppe des Spielzeugs hat anderwärts, in China und Japan, eine weit höhere Vollkommenheit aufzuweisen, als bei uns. Was die Japaner an kleinen Schiffen, Wagen, Tempeln und Häusern samt ihren menschlichen Insassen herstellen, ist von einer geradezu bewunderungswürdigen Feinheit. Aber wenn auch diejenigen unter diesen Dingen, die sich als so vollendet darstellen, in ihrer Heimat wohl nicht als Kinderspielzeug, sondern als Nippsachen behandelt werden, hat man es dort doch auch in Bezug auf das eigentliche wohlfeile Kinderspielzeug zu einer Meisterschaft gebracht, von der Europa schon vieles gelernt hat.

Eine zweite Hauptgruppe von Spielsachen umfaßt die sogenannten Arbeitsspiele. Dieselben sind eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte und haben sich rasch große Beliebtheit erworben. Das Wesen aller Arbeitsspiele besteht darin, daß dem Kinde in einer liebenswürdigen, augenfälligen Form eine Arbeitsaufgabe gestellt wird, daß ihm zugleich die einfache Arbeitsmethode gelehrt und das bescheidene erforderliche Roh-

Digitized by Google

material nebst Werkzeug geliefert wird. Solcher Arbeitsspiele sind schon eine ganze Reihe erfunden worden. Sie beginnen mit den einfachen Flechtspielen und steigen zu immer verwickelteren und schwereren technischen Prozessen empor, bis sie in die zahllosen Probleme des kunstgewerblichen Dilettantismus ganz allmählich übergehen.

Spiele bleiben sie jedenfalls, so lange das Rohmaterial ganz geringwertig und die Arbeitsmethode dem Kinde verständlich ist. Die Grenze zwischen Spiel und dilettantischer Arbeit ist aber auf diesem Gebiete kaum mehr zu erkennen.

Über den erziehlichen Wert dieser Arbeitsspiele kann gestritten werden. Sie haben ihre Vorzüge und ihre Nachteile.

Als Vorzug muß jedenfalls an ihnen gerühmt werden, daß sie es gestatten, eine Menge von Kindern, die unter Aufsicht eines oder weniger Erwachsener stehen, gleichzeitig zu einer ruhigen, geordneten Thätigkeit anzuleiten. Für Kindergärten, Kinderbewahranstalten, Waisenhäuser und ähnliche Institute werden diese Spiele einen dauernden Wert haben; ebenso, wenigstens in unseren langen Wintern, für die Familien, in denen die Berufsstellung der Eltern diesen ausnahmsweise wenig Zeit zur Beschäftigung mit ihren Kindern freiläßt. Diese Arbeitsspiele gestatten insbesondere leicht eine Unterweisung der minder geschickten Kinder, der Anfänger, durch diejenigen, die sich schon eine gewisse Fertigkeit erworben haben. Es ist sicher, daß dadurch nicht allein die Handfertigkeit gepflegt, sondern auch der Sinn für freundschaftliche Hilfeleistung gehoben werden kann. Auch Sehen, Beobachten lernen die Kinder dabei.

Dagegen haben diese Spiele unleugbar den Nachteil, zu einem schablonenhaften Arbeiten zu veranlassen, die selbstthätige Erfindung, die Spürkraft, die Originalität lahmzulegen.

Dieser Nachteil äußert sich bei den verschiedenen Arbeitsspielen mit recht ungleicher Stärke. Je mehr Spielraum jede derartige Beschäftigung der Erfindungskraft und Geschicklichkeit des Kindes läßt, um so höher ist sie anzuschlagen. Es giebt einzelne Arbeitsspiele, bei denen überhaupt nur ein einziges Produkt geschaffen werden kann. Ist es fertig, so ist das Spiel erschöpft; es bietet keine weitere Anregung mehr. Diese Art von Beschäftigungsspielen steht jedenfalls am tiefsten. Man muß die Arbeitsspiele um so höher schätzen, je weniger sie durch Muster und Schablone die freie erfinderische Thätigkeit beeinträchtigen. Darum steht der einfache alte Holzbaukasten pädagogisch höher als alle seine verkünstelten Nachbildungen und Verbesserungen, als die Baukästen für Stäbchen- und Rohrbauten, für Stein- und Eisenbauten und dergleichen.

Und ebenso ist der einfache Werkzeugkasten, wenn er nicht in gar zu talentlose Hände gegeben wird, viel wertvoller, als all jene Anleitungen zu einzelnen technischen Fertigkeiten, welche jetzt jahrein jahraus auf den Markt der Kinderspielwaren gebracht werden. Was kann da das Kind nicht alles lernen! Flechten und Nähen, Sticken und Mosaikarbeit, Blumenmacherei und Buchdruckerei, Emailmalerei und Buchbinderei, Holzschnitzerei und Drechslerei, Putzmachen und Holzbrand, Bildhauerei und verschiedene Arten von Malerei, Schneiderei und Schiffbau, Tapisserie, Uhrmacherei, Wagenbau und selbst die edle Kunst der Zauberei!

Ich kann nur wiederholen: alle diese Handwerkskästen mit ihren gedruckten Anweisungen, ihren Schablonen und Mustern und ihrem Plunder von Rohmaterial sind zu einem großen Teile geringwertig; und ihre Erfolge reichen nicht entfernt hinan an das, was das Kind durch die Anweisung eines Geübten lernt, dem es hie und da eine Stunde lang zusehen kann, während es außerdem in seiner Erfindung unbeschränkt und nur mit gutem Werkzeug und Material ausgerüstet ist.

Rasch nur möchte ich eine dritte Hauptgruppe von Spielzeug streifen: die sogenannten Gesellschaftsspiele. Sie treten eigentlich schon aus dem Rahmen unserer Betrachtung heraus, weil eine Reihe von ihnen mehr für reifere Menschen, als für Kinder berechnet sind. Den Gesellschaftsspielen für Kinder gebührt wohl in Bezug auf Anregung des Gemütes, der Phantasie und der Erfindung nur ein sehr mäßiges Lob. Wo sie, wie das bei vielen von ihnen der Fall ist, zu einem Erwerb oder Verlust von Spielmarken oder ähnlichen Dingen führen, möchte ich sie geradezu verwerfen, weil sie in diesem Falle zu einer Nachahmung von Erwerbstrieb und Konkurrenzneid führen.

Digitized by Google

Als Kinderspiele kommen sie auch für Kunst und Kunstgewerbe gar nicht in Betracht, sondern sind Gegenstand einer sehr unkünstlerischen Massenproduktion.

Die Gesellschaftsspiele für Erwachsene aber möchte ich vollends verwerfen, sofern sie nicht einen Kampf des kombinierenden Verstandes oder der geschickten Hand gegen die Launen des Zufalls und gegen die Geschicklichkeit des Gegners enthalten. Das ist aber nur bei wenigen eigentlichen Gesellschaftsspielen der Fall. Ihr Erfolg wird meistens vom Zufall entschieden, vom Zufall in seiner geistlosesten Gestalt, nämlich in der Gestalt von Würfeln oder von gezogenen Lotterienummern. Das sind öde, geistesarme und erfindungslose Arten von Zeitvertreib. Glücklicherweise verschwinden sie mehr und mehr.

Zweierlei Arten von Spielzeug, die das Kunstgewerbe besonders interessieren, ragen aus der bunten Welt der Spielsachen besonders hervor, weil sie die Lieblingsspielzeuge erwachsener Menschen geworden sind: die Karten und das Schachspiel. Als Kinderspielzeug dagegen kommen sie kaum in Betracht.

Wir müssen einen flüchtigen Blick auf diese Spiele werfen, weil jedes einen besonderen Charakter in seiner sachlichen Erscheinung hat.

Wenn wir die Spielkarte als einen Gegenstand betrachten wollen, der von der künstlerischen Seite her aufgefaßt werden kann, so stellt sie sich uns dar als ein Buch mit losen Blättern, von welch letzteren jedes ein charakteristisches Zeichen trägt. Aber die Zeichen dieses Buches müssen vor allem in die Augen springen können, wenn die Karten fächerförmig in der Hand des Spielers liegen. Das ist das Moment, in welchem der Geist des Spiels sich am stärksten geltend machen muß. Und daß erfindungsreiche Künstler, welche sich mit der künstlerischen Veredlung des Kartenspiels beschäftigten, es bei allem Stilgefühl zu keinem durchschlagenden Erfolg bringen konnten, scheint mir hauptsächlich darin seinen Grund zu haben, daß dieses Moment nicht genügend berücksichtigt wurde. Unsere bisherigen Spielkarten können auf keinen Fall, so geschmacklos ihre Figuren auch sein mögen, auf einmal umgestaltet und stilvoller gemacht werden. Das könnte nur allmählich, im Laufe von Generationen geschehen, so daß das Auge der Spieler nicht plötzlich ganz neue und ungewohnte Kartenbilder erfassen müßte.

Das edelste aller Spiele, das Schachspiel, hat stets auch der Kunst und dem Kunstgewerbe das reichste Feld zur Bethätigung dargeboten. Seit Jahrhunderten haben Drechslerei, Schnitzerei und Bildhauerei reizende Leistungen in dieser Hinsicht hervorgebracht. Wie sehr aber überhaupt das Kunstgewerbe an den Spielen für Erwachsene beteiligt ist, dafür möchte ich als glänzendsten Beleg jenen Spielschrein anführen, den im Jahre 1882 der damalige Kronprinz Friedrich und seine Gemahlin vom Berliner Kunstgewerbe als Geschenk erhielten. Dieser Spielschrein, prachtvoll in seiner äußeren Ausstattung, reizend auch seinem Inhalte nach, enthält 10 Kartenspiele, 6 Brettspiele, 11 Gesellschaftsspiele und 3 Geduldspiele. Daß unter die Gesellschaftsspiele auch das öde Roulette und das ebenso öde Lotto aufgenommen wurden, mag man wohl mehr ihrer kulturhistorischen Mißwirkung, als dem Werte ihres Wesens verdanken.

So stellt sich uns das Spielzeug dar als eine bunte Welt von Kleinigkeiten, die doch ernsthaft zum Nachdenken reizt, weil sie sich vom pädagogischen und vom technischen, vom künstlerischen wie vom psychologischen Standpunkt aus betrachten läßt. Sie hat sogar ihre sozialpolitische Seite.

Jedenfalls ist sie reich an Tiefen. Ihre winzigen Gestalten sind durch zahllose Fäden verwebt mit der großen Welt; jede derselben hat ihre Beziehungen zum Treiben der lebensreifen Menschheit. Es hat einen eigentümlichen Reiz, mit diesen Dingen sich zu beschäftigen, von denen jedes der Embryo eines Kunstwerks oder eines technischen Meisterstücks ist oder der flüchtige Auszug aus einem Akte des großen Lebensdramas.

Digitized by Google

Die Frau in der Konfektion.

Von

Hans Grandke.

Nachdruck verboten.

I.

Geht man zu bestimmten Tageszeiten, namentlich in den ersten Stunden des Vormittags, in den Mittags- und den späten Nachmittags- und Abendstunden durch eine der Hauptverkehrsadern Berlins, die den Verkehr mit den peripherischen Vierteln der Stadt vermitteln, wie die beiden Fortsätze der Friedrichstraße, die Chaussee- und die Belle-Alliancestraße, durch die Rosenthaler-, Schönhauser-, die Greifswalder-, Frankfurter-, Landsberger-, Köpenicker- oder Oranienstraße, ja selbst die Schlagader des Westens, die Potsdamerstraße, so wird einem bald auffallen, daß der Verkehr fast ausschließlich in einer Richtung sich bewegt. Ist man selbst auf dem Wege zur Stadt, so wird einem in der Morgenstunde fast niemand begegnen, man schwimmt mit dem Strom; versucht man denselben Weg zwischen 12 und 1 Uhr zu machen, so kann man sich kaum Bahn brechen durch die andrängenden Massen, und noch ärger ist es am Abend. Zu allen Zeiten aber ist das Gepräge der wimmelnden Menge fast das nämliche, und beobachtet man nicht gar zu oberflächlich, so fällt einem auf, daß ein großer Teil der eilenden Menschenkinder dem weiblichen Geschlechte angehören, und von diesen wieder die weitaus meisten in der ersten Hälfte des biblischen Alters stehen. Es sind fast ausschließlich Frauen und Mädchen, die ihrem Beruf, ihrem Erwerb nachgehen, zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, und für den Berliner fallen sie alle zusammen unter dem Sammelnamen der Konfektioneusen, ganz gleich, ob sie in den modernsten Kostümen und Umhängen, eleganten Hüten und grellfarbigen Handschuhen einherstolzieren, oder im Gewand eines guten kleinstädtischen Mittelstandes geschäftig dahineilen, oder gar im dürftigen Gewande darbender Armut sich an den Häusern entlang drücken. Die letzteren sind die seltensten, aber auch die ehrenwertesten und besten.

Was treiben nun diese Mädchen? Womit verdienen sie ihr Brod? In allen jenen Funktionen, die das gewerbliche Leben der Großstadt den Frauen geöffnet hat: als Kontoristinnen und Kassiererinnen, als Verkäuferinnen und Empfangsdamen, als Schneiderinnen und Putzmacherinnen und schließlich als Glieder in der arbeitsteilenden Organisation moderner Großbetriebe, teils als Fabrikarbeiterinnen, teils als Hausindustrielle, und unter letzteren vor allem als Näherinnen. Ihren Namen aber haben sie alle erhalten von den Verkäuferinnen und Modelldamen — Probiermamsells sagte man früher — der Konfektionsgeschäfte. Wenn wir nun auch bei den „Frauen in der Konfektion“ in erster Linie wohl an diese denken, so sollen die folgenden Zeilen doch der anderen Frauengruppe jener Branche, den Arbeiterinnen, als dem weniger bekannten Teil, gewidmet sein.

Man könnte sie in viele Ober- und Unterabteilungen, je nach der speziellen Beschäftigung oder der Höhe des Verdienstes, nach Alter oder Zivilstand einteilen und eine erschöpfende wissenschaftliche Abhandlung über sie schreiben. Wir wollen hier zunächst einige einzelne Personen nach ihrem Erwerb und ihrem Lebensgang betrachten. Und wenn es auch viele, vielleicht Tausende in derselben Branche giebt, deren Verhältnisse wesentlich andere sind, so sind doch die ausgewählten Fälle typisch für die am zahlreichsten vertretenen Gruppen. Vorausgeschickt sei, daß allen Angaben die

Digitized by Google

Verhältnisse lebender Personen zu Grunde liegen und nicht die Spur von Konstruktion sich in ihnen befindet.

1) In der Skalitzerstraße hat sie auf dem Hof drei Treppen hoch ihre Schlafstelle; morgens um ½7 oder 7 steht sie auf, besorgt sich ihr erstes Frühstück, macht sich das zweite zurecht und den Kaffee, den sie sich mitnimmt. Um 8 muß sie in der Werkstelle des Meisters sein, die 15 Minuten entfernt liegt. Die Werkstelle liegt 4 Treppen hoch im Vorderhause. Ihrer acht sitzen sie da in einer zweifenstrigen Stube beisammen, die 3½ m breit und 4 m tief ist. Vor dem einen Fenster steht die Maschine der Stepperin, vor dem anderen der Vorrichtetisch, an dem die Frau des Meisters zeitweilig arbeitet. Dahinter sitzen nun die sieben Arbeiterinnen, ohne Tisch, jede auf ihren Stuhl angewiesen. Es ist Anfang März und viel zu thun. Der Meister steht nebenan in der Küche am Bügeltisch, treibend und scheltend, wenn die Arbeiterinnen den mitgebrachten Kaffee am glühenden Herd wärmen. Jede Minute ist ihm kostbar; denn je flotter die Arbeit geht, je schneller er sie seinem Konfektionsgeschäft abliefert, desto größer der Verdienst, desto gewisser die Aussicht auf neue größere Aufträge. Das Frühstück muß nebenbei verzehrt werden, zu einer Pause ist keine Zeit. Immer heißer wird es in dem Zimmer von dem glühenden Bügelherd, immer schwüler die Luft von dem Dunst der gebügelten Sachen, aber rastlos jagt die Nadel vorwärts. Endlich ist es 12 Uhr. Bei flauer Zeit ist jetzt eine Pause bis ½2 oder 2 Uhr. Dann geht die Arbeiterin nach Hause und nimmt an dem Mittagsmahl ihrer Wirtsleute teil; heute aber heißt es jede Minute nützen; schnell wird das Mittagsmahl gewärmt und verzehrt, das eine Arbeitsgenossin, die bei ihren Eltern wohnt, ihr mitgebracht hat. Die älteren Arbeiterinnen setzen sich zurecht, um zwischen Stoffballen und Flickenhaufen einen Augenblick zu ruhen. Die jüngeren leidets nicht in der dunstigen Stube, auf einige Minuten wenigstens wollen sie in die Luft, vor die Thür oder auf den Hof. Im Hinterhause ist eine Druckerei; männliches Personal von dort ist auch im Hofe; sie haben längere Mittagspause, bis ½2 oder 2 Uhr. In Plaudereien und häufig sehr unzarten Scherzen verfliegen die Minuten, bis plötzlich eine nahe Fabrikuhr 1 schlägt. Wie der Sturmwind schnurren die erschreckten Mädchen die Treppe hinauf, denn ein Donnerwetter rügt jede Unpünktlichkeit. Die Obengebliebenen sitzen schon wieder über ihre Arbeit gebeugt; sie sind schon um ¾1 aufgestört worden. Still und gedrückt sucht jede schnell ihren Stuhl auf. Für diesmal kommen sie mit einigen anzüglichen Redensarten, daß „die Fräuleins wohl ehrliche Arbeit nicht nötig haben" u. s. w. davon. Rastlos geht es nun wieder vorwärts; das Vesperbrot wird im Fluge nebenbei eingenommen. Die Luft im Zimmer wird immer unerträglicher; es wird immer hastiger, aber auch immer nervöser und unruhiger gearbeitet. Hier und da wird ein Seufzer laut, und die Uhr einer hübschen jungen „Kollegin" wird in immer kürzeren Pausen zu Rate gezogen. Das Mädchen sticht von den übrigen überhaupt ab, durch seine elegantere Kleidung, sein keckes, vorlautes Wesen, seine Unverfrorenheit dem Meister gegenüber; — sie hat es eigentlich nicht nötig, so zu arbeiten, sie könnte ganz gut „so" leben, sie hat eben noch eine andere Einnahmequelle, und für die mehr oder minder unverhohlene Verachtung der älteren Arbeitsgenossinnen sucht sie sich schadlos zu halten durch ein gönnerhaft renommistisches Wesen gegen die jüngeren, die, wenn sie gleich gern denselben Ton, wie die älteren anschlügen, doch einen gewissen Neid nicht verbergen können. — Endlich ist es 8 Uhr; der Meister möchte die Erkenntnis dieser Thatsache gern noch um einige Minuten hinausschieben, aber die ominöse Fabrikuhr macht jeden Betrug unmöglich. So sucht er denn wenigstens die Beendigung angefangener Teilarbeiten noch zu erzwingen; aber die Arbeiterinnen kennen seine Art, sie haben sich alle so eingerichtet, daß sie in wenigen Minuten einen Abschnitt erreicht haben. Am flinksten ist „die Schöne" fertig, sie packt ihre Arbeit zusammen, und ohne die Kritik des Meisters abzuwarten, schlüpft sie in einen modischen Umhang, zieht ihre Glacéhandschuhe aus der Tasche und saust die Treppe hinunter; wenige Minuten später sieht man sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite am Arme eines eleganten Jünglings ostentativ vorüberwandeln. Einige verheiratete Frauen, die auch nicht so ausschließlich auf ihren eigenen Arbeitsertrag angewiesen sind, die nur etwas „zuverdienen" wollen, sind die

Digitized by Google

nächsten, die sich auf den Heimweg machen. Unsere Freundin gehört zu den letzten, die fortgehen. Vorher hat der Meister ihre Arbeit durchgesehen, mancherlei getadelt, nichts gelobt. Fast jede der Abgehenden nimmt noch Arbeit mit nach Hause, teils angefangene Stücke, die fertig gemacht werden sollen, teils neue Sachen, um sie für morgen einzurichten. Auch unsere Freundin macht sich gegen ½9 Uhr mit einem Bündel auf den Heimweg. Gegen 9 Uhr kommt sie nun endlich zu ihrer Hauptmahlzeit, die ihr von ihren Wirtsleuten aufgehoben ist. Mit ihnen sitzt sie dann noch am Tisch, bis gegen zehn einer nach dem andern in der Küche oder auf dem Korridor seine Ruhestätte aufsucht, und sie schließlich allein in der Stube, in der ihr Lager aufgeschlagen ist, zurückbleibt, bis 11, ½12, ja vielleicht noch länger mit der mitgebrachten Arbeit beschäftigt. Endlich sucht auch sie ihr Lager auf, um am andern Tage müde und schlaff zu demselben Tagewerk zu erwachen.

Seit 9 Jahren geht sie nun schon unter diesem Joch, und ihre Hoffnung, ihr Wunsch ist, bis an ihr Lebensende nicht aus ihm herauszukommen. Ja, sie wäre froh, wenn sie es wirklich tagein, tagaus tragen dürfte; aber vom Mai bis Juli hat sie im vergangenen Jahr gar keine Arbeit gehabt, und im Spätherbst und Anfang Winters kommt sie auch nur auf ½ bis ⅔ ihres jetzigen Verdienstes. Immer kürzer wird die Zeit des vollen Verdienstes, und immer höher werden die Anforderungen, die in den Monaten, wo „mit Dampf" gearbeitet wird, an die Arbeitskraft gestellt werden. Die Ausbildung des Verkehrs, die jähen Wechsel der Mode im Verein mit der die Spekulation begünstigenden scharfen Konkurrenz heischen immer schnellere Bedienung, gestalten immer mehr das Wirtschaftsleben dieser Branche zu einem jähen Wechsel zwischen Baisse und Hausse. Und mit Schaudern und Angst sagt sie sich immer wieder, daß jede Arbeitsperiode mehr von ihrer Lebenskraft verzehrt, und daß die folgende Ruhezeit sie nicht kräftigt, sondern Sorge und Not an dem nagen, was die Tage der Mühe übrig gelassen haben. Wohl hat sie auch andere Tage gesehen. Nicht ärmer an Arbeit und Mühen, aber ärmer an Sorgen. Bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahre hat sie in Dienst gestanden, und wenn sie auch abends todmüde ihr Lager suchte, so wußte sie doch, daß sie es, solange sie wollte, immer finden konnte, und ihre Sorgen waren höchstens, ob sie auch an Königs Geburtstag zum Kompagnieball Urlaub bekommen würde, und ob die „Dora", die mit ihr auf dem gleichen Flur diente, nicht etwa mehr zu Weihnachten bekommen würde als sie, während ihre Herrschaft doch die größere Hälfte der Etage bewohnte und sie obendrein die Wäsche besorgte. Da wars denn gekommen, — sie war 24 Jahr inzwischen geworden — daß sie auch einen „ernsthaften" Schatz hatte, und ausgehen durfte sie gar so selten, und zu ihr kommen konnte er erst recht nicht, die Wohnung hatte ja keine Hintertreppe. Eine ihrer Freundinnen hatte auch einen Schatz, einen Maurer, der viel Geld verdiente und mit dem sie jeden Abend zusammen war, denn sie „arbeitete auf Mäntel" und war ihre und ihrer Zeit freie Herrin. Da hatte sie denn eines Tages kurz entschlossen aufgesagt, und 6 Wochen darauf hatte sie mit der Freundin eine Stube und arbeitete mit ihr auf derselben Werkstelle. Das war eine Freude und eine Seligkeit gewesen. Bis — nun bis sie gar zu ernsthaft mit den Heiratsgedanken hervorgetreten war, und bis die Ersparnisse ihrer Dienstmädchenzeit beinahe aufgebraucht waren. Da war der Bräutigam verschwunden und mit ihm zugleich die Zeit reichen Arbeitangebots. Die Freundin reiste nach Hause — und sie? — Nun, wars der eine nicht, so wars ein anderer, aber sie war klüger geworden, nicht er sollte von ihr, nein, sie wollte von ihm Vorteil ziehen, und war das Geldopfer für einen zu hoch, so konnten ja mehrere es bringen. Ihre Stube behielt sie bei, und so wurde die erste stille Zeit überwunden. Zum Glück hatte sie in der ersten, glücklichen Zeit für den künftigen Haushalt eine Nähmaschine erstanden. Das war ihr Glück, so verlor sie nicht ganz den Sinn für redliche Arbeit. Durch Vermittlung ihrer früheren Herrschaften erhielt sie hier und da kleine Aufträge, und endlich kam auch die Zeit wieder, wo es in der Konfektionsbranche Arbeit gab. Die nächste stille Zeit fand sie schon gewitzter; sie wußte, daß sie an ihrem hübschen Gesicht ein Kapital besaß, dessen Zinsen sie nur abzuheben brauchte, und ihre Geschicklichkeit, mit diesem Pfunde zu wuchern, wurde

Digitized by Google

immer größer. Auch wohl außer der stillen Zeit nutzte sie es, wenn irgend eine größere Ausgabe, ein Jackett, ein Mantel, ein neues Kleid nötig waren. Aber sie wurde auch von Jahr zu Jahr älter, und so kam allmählich eine Zeit, wo die Nebeneinnahmen sich nicht mehr so leicht finden ließen, wo aus der Stube eine Schlafstelle wurde, und jetzt? Ob sie sich wohl noch ein neues Jackett würde kaufen können? Oder ob sie suchte, vom Meister um ein Billiges ein Stück Stoff zu bekommen, den er beim Zuschneiden „Schmuh" gemacht hatte, und sich selbst eins zurecht schneiderte? Nun, Gott sei Dank, vorläufig ging es ja zum Sommer, also ein halbes Jahr ließ diese Sorge sich noch hinausschieben. —

Sie überrechnete oft im Geiste ihre Einnahmen und Ausgaben. Seit Anfang Januar hatte sie wieder volle Arbeit; freilich war sie nicht so gut untergekommen wie früher. 1,25—1,60 Mark erhielten sie für ein Jackett, und mehr als 6—7 bekam sie in einer Woche nicht fertig. Wenn sie am Montag, dem Zahltage, 9 Mark erhielt, wußte sie, daß sie für ihre Werkstatt einen hohen Verdienst hatte. Abzüge kamen, Gott sei Dank, selten vor; dafür hielt sich ja der Meister mit Schimpfen schadlos. Von diesen 9 Mark erhielt die Freundin, die ihr das Essen mitbrachte, gleich 1,80 Mark, für Schlafstelle und Kaffee am Morgen gingen auch 1,40 ab, für Frühstück und Vesper noch 2,10 und für das Abendbrot 1,40. Dabei war noch kein Sonntagsmittagbrot berechnet und die Flasche Bier des Abends, — die wollte sie sich ja schließlich auch noch abgewöhnen, wenn sie nur nicht immer so todmüde und durstig nach Hause käme und dann noch weiterarbeiten müßte. 2,30 Mark bleiben ihr also jetzt in der günstigen Zeit noch übrig für Kleidung und Nebenbedürfnisse, einschließlich des Sonntagmittags und des Biers. Und wie soll das nun erst vom April an werden, wo die Arbeit flau wird, der Verdienst auf 5—6 Mark sinkt? Hoffentlich werden der Juli und September wieder gut und besser als die augenblickliche Zeit. Wie aber, wenn sie vom Mai bis Juli wieder ganz arbeitslos ist? Freilich, kleine Privatarbeiten wird sie schon wieder finden, aber die reichen eben nur für das Aller-Allernotdürftigste. Werden ihre Wirtsleute sie wieder so halb mit durchfüttern, denen sie noch die Schulden aus der letzten stillen Zeit nicht bezahlt hat? Oder werden sie sie rausseßen? Und wenn das, werden sie dann nicht ihre Nähmaschine, ihr einziges Wertstück, aber auch ihr notwendigstes Handwerkszeug zurückbehalten und sie dadurch vollkommen hilflos machen? Was kann sie mit ihren 33 Jahren noch anfangen? Soll sie aufs neue jenen schimpflichen Nebenerwerb suchen, oder soll sie ihn gar zum Haupterwerb oder zum ausschließlichen Erwerb machen? Ist sie nicht auch dazu zu alt? Ja, wenn sie es gleich gethan hätte! Da hätte sie können Ersparnisse machen und sich jetzt eine sorgenfreie Existenz gründen; könnte sich eine Wohnung mieten, zu Hause arbeiten, noch Nähmädchen hinzunehmen, womöglich Lehrmädchen, die nichts bekommen, und so sorgenfrei leben, selbst eine kleine Zwischenmeisterin. Aber hat sie nicht Freundinnen gehabt, die ebenso gedacht haben? Und ist eine von diesen zu dem vorgesetzten Ziele gelangt? Hat sich nicht an allen das Wort bewahrheitet: „wie gewonnen, so zerronnen?" — Aber wenn auch, sie hätte dann wenigstens ihr Leben genossen, es nicht hingeschleppt in Dürftigkeit, und schließlich, wenn es aus gewesen wäre mit Schönheit und Lebensgenuß, — wäre ein Ende mit Schrecken nicht immer noch besser gewesen, als ein Schrecken ohne Ende?

Den Leserinnen mag das Bild und der Gedankengang zu dunkel erscheinen, — gewiß, es giebt viele auch in diesem Beruf, denen das Leben lichtere Seiten zeigt, und auch von den Begünstigteren, bei denen man zwei Gruppen unterscheiden kann, wird noch in einem weiteren Artikel die Rede sein. Aber eins möchte ich noch einmal betonen. Es ist kein besonders ungünstiger Fall, den ich geschildert habe, sondern er ist typisch für eine sehr große, nach meiner Schätzung ein Drittel aller umfassende Gruppe; er ist wahr, real in allen seinen Zügen. Es giebt viel traurigere Lagen, namentlich wo es sich um Mädchen mit alten oder kranken Angehörigen handelt oder um Witwen mit unselbständigen Kindern. Von diesen aber zu sprechen, könnte den Vorwurf der Eklatsucht heraufbeschwören.

Digitized by Google

Geschichten aus Norwegen.

Von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von L. von Burg.

II.

Auf dem Kirchhof.

Nachdruck verboten.

Der kleine Kirchhof mit seinen Monumenten, Kreuzen und Grabstätten, die von Gitterwerk oder Hecken umgeben waren, lehnte sich an den Felsen.

Man hatte eine schöne Aussicht über die See auf die Schiffe am fernen Horizont.

Die Stadt war stolz auf den Kirchhof; ihre Eitelkeit spielte auch wohl eine Rolle dabei, denn die Gräber waren besonders zierlich gehalten.

An diesem Abend saß niemand auf den Bänken, überhaupt war auf dem hübschen Teil des Kirchhofs nur der Aufseher anwesend, der die Blumen begoß und die Gänge harkte. Morgen war Sonntag, und am Sonnabend Abend pflegten immer einige Familien die Gräber zu schmücken.

Die minder Wohlhabenden hatten ihre Gräber hier wie anderwärts am äußersten Ende.

Dort, wo der graue Steinwall gleichsam mit dem Terrain allmählich gegen die Landstraße hinabsank, kletterten zwei kleine Mädchen umher, um eine Hagebutte auf der andern Seite zu pflücken, die noch mit einigen verkrüppelten Überbleibseln ihres Sommerflors dastand.

Sie schwatzten und strebten aus allen Kräften nach ihrem Ziel.

Die beiden waren große Freunde geworden, seitdem Andrine jetzt nach den Ferien in die Volksschule gekommen war. Erst hatte Andrine Maren zu Nickerts begleitet, um Leinöl zum Malen zu holen, und später hatte Maren Andrine geholfen Blumen zu pflücken, um ihres Vaters Grab damit zu schmücken.

„Aber," fing Andrine an, „wenn du nun das Unglück gehabt hättest, die Ölflasche entzwei zu schlagen — ich sage nur, wenn du das gethan hättest?"

„Wenn, ja — aber ich that es ja nicht."

„Aber ich frage nur, wenn du es gethan hättest, glaubst du, daß dein Vater dich geschlagen hätte?"

„Gewiß hätte er mich geschlagen."

„Mit der Rute?" fragte sie neugierig, mit großen, ernsten Augen.

„Ach, ich glaube, er wäre sehr böse geworden und hätte gar den Stock genommen."

„Ja, aber wenn du ihm dann in die Arme geflogen wärst?"

„Bist du verrückt, du?"

Maren stand ganz verdutzt mit offnem Munde . . .

„Ja das würde viel nützen!" Andrine hatte keine Vorstellung davon, wie ein Vater war. Sie hatte erzählt, daß der ihre gestorben wäre, als sie erst ein Jahr zählte, und der sei so gut gewesen, so gut! — Gewiß ihr Vater war auch gut, wenn er nicht böse wurde, sobald ihre Mutter Geld haben wollte oder ihr Bruder Adolf ihm beim Farbenreiben half. Aber was Andrine doch alles schwatzte! Des Vaters Uhr besehen, ihm, wenn er heimkehrte, entgegen gehen, ihm den Farbentopf tragen, jeden Sonntag mit ihm ausgehen und ihn an der Hand halten — wenn nun all ihre fünf Geschwister das auch thun wollten?

Andrine's blonder und Maren's roter Haarzopf bewegten sich auf der andern Seite des Steinwalls, da standen einige blaue Blumen, die sie gern pflücken wollten, mitten in den Nesseln; eine Arbeit, bei der Andrine einen bedenklichen Riß in ihr Kleid bekam.

Andrine wollte nun wieder wissen, was Maren's Vater wohl sagen würde, wenn sie ihr Kleid so beschädigt hätte? Dabei warf sie einen ängstlichen Blick nach dem kleinen Hause an der andern Seite der Landstraße, wo der Rasen und die Hecke mit Wäsche bedeckt waren. Wäre die Mutter jetzt auf der Bleiche gewesen, so hätte sie die Kleine da sehen können.

Andrine's Mutter, Lara Ohlsen, war eine hübsche, ehrenhafte Frau, die für die Honoratioren in der Stadt die feine Wäsche besorgte.

Digitized by Google

Dies war der Grund, weshalb sie so weit draußen am Strande bei Jungfer Mortensen wohnte, welche Gemüse aus ihrem Garten in die Stadt verkaufte. In der Quelle auf dem Acker war das weichste Wasser, ganz ohne Salpeter; das zeigte sich daran, daß die Seife so schäumte.

Bei dieser Jungfer Mortensen hatte Andrine buchstabieren, rechnen und schreiben gelernt; sie war draußen sehr vereinsamt aufgewachsen.

Jetzt erst im Herbst war sie in die Volksschule gekommen, welche all die andern Kinder am Strande besuchten. So oft sie mit einigen dieser Kinder gespielt hatte, legte sie der Mutter peinliche Fragen vor.

Alle ihre kleinen Gefährtinnen hatten einen Vater. Sie kannten ihn alle. — Martha's Vater war den ganzen Sommer in Kjevigen. Aber wo war ihrer? Hatte sie denn keinen?

Sie fragte desto mehr, je älter sie wurde. Diese Fragen machten die Mutter sehr traurig. Die kleine Andrine blieb dabei vor ihr stehen und sah sie so forschend an mit den Augen, die sich mit Thränen füllten.

Da sagte sie ihr eines Tages, daß er auf der See sei.

„Wohin fährt er?"

„Nach Amerika."

„Wann kommt er denn wieder?"

„Ich weiß es nicht, mein Liebling." Lara setzte sich nieder und weinte. „Wir bekommen wohl einmal einen Brief, einmal mit der Zeit."

Da erkundigte sich Andrine bei allen Seemannsfrauen in der Nachbarschaft, wann Briefe zu kommen pflegten, und wer sie wohl bringe?

„Das geht ja garnicht an," sagte Jungfer Mortensen. „Es muß jetzt ernst gemacht und der Kleinen die Wahrheit gesagt werden."

Lara hatte sich vorgenommen, der Kleinen alles zu sagen, so bald sie älter geworden und zur Vernunft gekommen sei. Andrine war so tiefen Gemüts, und ihre grübelnden Augen standen ihr so deutlich vor, wenn sie nun erführe, daß sie nicht so gut sei, als die andern Kinder am Strande . . . Sie würde auch über sie, die ihr das Leben gegeben, nachdenken — sie hatte so viele Gedanken in ihrem Kopfe.

Lara glaubte, sie würde nach dem Geständnis nicht wieder wagen, ihrem Kinde in die Augen zu sehen. Wie würde sie über alles sinnen und nachdenken. Und wie würde es dann um ihre Autorität stehen?

Sie hatte eine wahre Angst vor dem Augenblick und verschob die Mitteilung von einem Tage zum andern.

Wenn die Tochter so weit wäre, daß sie ihre Schande unter Fremden verbergen könnte, dann wollte sie es sagen.

Eines Tages teilte sie Andrine mit, sie habe sie nicht damit betrüben wollen, daß sie keinen Vater habe — er sei gestorben, als sie ganz klein gewesen, nur ein Jahr alt, und deshalb sei ihre Mutter ihr einziger Anhalt auf Erden.

Es schien, als ob Andrine sich dabei beruhigen würde, bis sie eines Tags mit Dine, der Tochter des Glasermeisters, auf dem Kirchhof gewesen war, und diese ihr gezeigt hatte, wo ihre Schwester lag.

Jetzt wollte Andrine wissen, wo ihr Vater begraben liege — ob auf der Seite, die ihnen zunächst war oder weiter entfernt nach der Kirche zu; ob ein Kreuz auf dem Grabe sei, oder nur eine Blume, oder nur Rasen?

Sie fragte die Mutter den ganzen Tag. Eines Morgens hatte sie von ihm geträumt und ihn ganz deutlich gesehen. Er hatte einen schönen weißen Bart und sah sie so freundlich an, und die Uhrkette war ganz grün geworden, weil sie so lange in der Erde gelegen hatte.

Jungfer Mortensen ward sehr unglücklich darüber; die Kleine dachte ja an nichts anderes.

Einmal, als die Kleine so bitterlich darüber weinte, daß all die kleinen Mädchen Erlaubnis hätten, die Gräber ihrer Lieben zu schmücken, nur sie nicht, versprach Lara zuletzt, ihr das Grab auf dem Kirchhof zu zeigen. Aber nicht heute — es müßte einmal sein, wenn sie Zeit habe und schlechtes Wetter sei, damit sie die Wäsche nicht versäume.

Aber der Tag, an dem die Mutter Zeit hatte, wollte nicht kommen; sie verschob es von einer Woche zur andern.

Da ging Andrine auf eigne Hand nach dem Kirchhof und suchte und suchte. — Wenn sie dann nach Hause kam, war sie überzeugt, daß es dieses oder jenes Grab sei — das sähe gerade so aus, wie sie es sich vorgestellt habe.

An einem Abend, der wieder nicht der rechte für die Mutter war, brachen die Thränen wie ein schwerer Regenschauer aus ihren Augen hervor; sie hatte ihre Blumen gerade dahin gelegt, wo sie die Brust ihres Vaters vermutete.

Es ging nicht länger; Lara nahm das Kind bei der Hand und führte es nach dem Kirchhof. Da, ganz in der Ecke, das dritte Grab am Steinwall, das halb niedergetreten, und wo der Rasen nur an der einen Seite zu sehen war — da lag er.

Und wenn Andrine den schönen Königshof bekommen hätte, von dem Jungfer Mortensen im Märchen erzählte, so hätte ihr Glück darüber der stillen Freude nicht das Wasser gereicht, die von ihrem Antlitz strahlte und in ihren Augen leuchtete, als ihr dieser kleine zertretene Erdhaufen als Eigentum übergeben wurde.

An jedem Sonnabend schmückte sie das Grab, denn öfter durfte sie nicht hinauf gehen — und dann lebte sie dort in ihrer eigenen Welt.

Digitized by Google

Drei Jahre hindurch war sie allein hinaufgegangen, bis jetzt Maren ihr Spielkamerad geworden. Sie führte ein vollständiges Traumleben mit ihrem Vater, liebte ihn sehr, sprach mit ihm und ließ ihn antworten.

Andrine saß jetzt auf dem Steinwall und schwatzte und hatte den Bindfaden im Munde, während sie den Kranz wand und die Stiele umwickelte. Das Haar fiel aufgelöst herunter; sie war damit in die Büsche geraten, und ihr gedrucktes Kattunkleid mußte an diesem Abend auch noch über mancherlei Risse Rede und Antwort stehen. Die Mienen und das Spiel um den Mund sagten deutlich, daß diese Anstrengung für des Vaters Grab sei.

Ihre Mutter wolle nie mit auf den Kirchhof gehen, erzählte sie, es mache sie zu traurig. Sie könnte sich nichts Schöneres denken, als wenn ihr Vater noch am Leben wäre. Dann würden sie wohl auch ein Boot haben, und sie würde mit ihrem Vater zum Fischen gehen wie Maren, und sie würde wohl auch ein Puppenhaus haben, das geschlossen werden könnte, — dann würde sie Reiser sammeln und die Holzabfälle, welche die Mutter von Davidsens Sägemühle kaufte, würde der Vater spalten, anstatt des langweiligen Martin, der immer betrunken war.

Aber am liebsten spielte sie, daß er auf Reisen sei und nach Hause schrieb; ja, sie schrieb selbst Briefe und that, als ob sie die hole; ihr Posthaus war unter der Brücke. Dann schrieb sie ihm alle ihre Wünsche und bat ihn, das alles zu kaufen. Nachdem sie das Stricken gelernt hatte, spielte sie, daß sie ihm eine Schärpe stricke, wie die Tochter des Lotsen es für ihren Vater that. Sie konnte sein Gesicht im Monde sehen, so oft sie wollte, wenn sie im Winter hinter dem Vorhang stand.

Sie hatte es sich genau gemerkt, wie die vornehmen Gräber geschmückt werden. Es lagen Blumen von Topfgewächsen darauf, und oft wurden auch die Pflanzen selbst daraufgesetzt. Sie sah immer genau zu, wie sie es machten, und einmal geschahs, daß eine Frau sie anfuhr, was sie da zu gaffen habe, weil sie befürchtete, sie würde die Blumen stehlen. Da erzählte Andrine, daß sie ein Grab an der anderen Seite habe, und die Frau schenkte ihr Aurikeln und andere Blumen und zeigte ihr, wie sie sie pflanzen solle. Die Blumen machten sich nichts aus dem Schnee, sondern wären vom vorigen Jahre noch frisch.

Nachdem sie die letzten Stiele zusammengebunden, zeigte sie Maren, wo sie den Holzspaten und die zerbrochene Schale, die als Wasserbehälter diente, aufbewahrt hatte. —

Es war schon gegen sieben Uhr, und lange Schatten lagen auf dem Kirchhof.

Aber jetzt waren sie auch fertig; zwei große Kränze hatten sie gewunden.

Vorsichtig kletterten sie mit ihren Schätzen über das Gitter und gingen zum Grabe.

Maren sollte ganz still stehen und zusehen, wie gut sie sich auf das Schmücken verstand. Erst mußte alles Welke vom Grabe entfernt, dann die Erde gelockert und geharkt werden, damit der Boden recht schwarz aussähe — dann legte sie beide Kränze darauf, den größten in die Mitte, Marens Kranz unten zu den Füßen.

„Nein, worauf Kinder doch verfallen!" ertönte eine Frauenstimme.

Zwei Frauen kamen mit dem Totengräber gegangen, der einen Spaten und ein Holzkreuz mit weißer Inschrift trug.

„Was macht ihr hier?" fragte die dicke Madam äußerst verwundert, als sie näher trat und das Grab mit zwei Kränzen geschmückt sah.

„Der Herr sei mir gnädig! Ist das nicht ein Zeichen, daß das Grab des alten Tron doch nicht vernachlässigt werden sollte? Du, Berentine," wandte sie sich an ihre jüngere und schlankere Begleiterin.

Der Totengräber setzte den Spaten an das obere Ende des Grabes.

„Laß unser Grab in Ruh!" schrie Andrine.

„Euer Grab? — Macht, daß ihr fortkommt, Mädchen, sonst" — drohend erhob er den Spaten.

„Es ist meines Vaters Grab," jammerte Andrine — „meine Mutter ist Lara dort am Strande."

„Haha!" lachte der Totengräber — „eine Tochter von Lara! — Und nun haben sie dir eingeredet, daß dein Vater hier läge?"

„Ich sage es Mutter — ich sage es Mutter!" schluchzte Andrine ganz außer sich.

„Still, Kind! Still doch, Kind; weißt du nicht, daß der Lärm eine Entweihung des heiligen Ortes ist?"

„Geh nun," beruhigte sie die Frau, „siehst du nicht hier den Namen auf dem Kreuz? — Der hier liegt, heißt Tron Disen, Schiffsbauer von Sörvigen" — las sie im Predigttone ab. „Sein Sohn ging nach Amerika, und in dem Jahre starb er."

„Ihr müßt jetzt gehen, Kinder," ertönte es streng, „nehmt die Kränze mit euch."

Maren verschwand. Sie kam atemlos zu Hause an und erzählte, daß sie von zwei Frauen und dem Totengräber fortgejagt wären.

Aber Andrine blieb stehen und machte sich mit dem Kranz zu schaffen, den sie in der Hand hielt.

„Ihr Vater liegt wohl nicht in der Erde, die arme Kleine! Das war eine schlimme Geschichte," erläuterte der Totengräber, der die Geheimnisse der Stadt kannte. „Es ist der Bevollmächtigte bei Kaufmann Knoff, der Lara betrog, als sie dort Haushälterin war. Er ist jetzt in einer anderen Stadt verheiratet — und

Digitized by Google

sie wohnt hier unten am Strande und ernährt sich und die Kleine durch Waschen."

An dem Abend gingen Andrine die Augen auf! —

Sie saß ganz verborgen hinter dem Steinwall und hörte zu, während sie das Grab zurecht machten.

Sie schluchzte dort lange hinter den Büschen, tief verwundet — untröstlich; dann ward es ganz still.

Andrine war eingeschlafen. Erschrocken wachte sie auf; es war schon spät und fast dunkel. Sie wußte nicht, wo sie war; aber es lag eine Bergeslast auf ihr.

Ihr Blick fiel auf die Kreuze und all die dunklen Figuren. Da sah sie einen großen weißen Bart — — es ward mehr und mehr ihres Vaters Gesicht — verzerrt — und der Ausdruck wie von Stein. — —

Da fiel ihr plötzlich alles wieder ein.

Zuruf.

O geh mit mir und lausch' auch du
Dem Klang der neuen Welt,
Du hauchst mir Licht und Wärme zu,
Wenn Reif und Rauhfrost fällt.

Ich bin der Lieb' und Freundschaft müd',
Die nicht mit stiller Kraft
Am Herde, drauf mein Feuer glüht,
Am Herd der Wahrheit schafft.

Ich wünsche, daß du zu mir senkst
Dein Haupt verständniskühn,
Und daß du die Gedanken denkst,
Die nur der Freiheit blühn.

Der Freiheit, die ein neu Gebild
Des Lebens rings gebiert,
Die schön wie du und gabenmild
Der Erde Garten ziert.

Zürich. Karl Henckell.

Digitized by Google

Die Frauen Finnlands.

Von

Elise Baranius-Molien.

Nachdruck verboten.

Weitab vom Weltverkehr liegt Suomi. Die nordische Lage scheint das Land zu bitterster Armut zu verdammen, und es ist nicht lange her, daß Hungersnot auf Hungersnot es heimsuchte. Der karge, felsige Boden und das nordische Klima machen dem Finnländer das Leben nicht leicht. Aber die Arbeit hat das Land in letzter Zeit so bedeutend gehoben, daß es in vielen Dingen den alten Kulturstaaten voraneilt. Das mag wohl daran liegen, daß man keine Vorurteile zu überwinden hat, wie in Mitteleuropa, wo man selbstverständlich die ererbte Kultur hochschätzt und nur langsam mit anerzogenen Überlieferungen bricht. In Finnland vollzieht sich der Fortschritt in der Form stetiger Entwicklung und wächst aus den Bedürfnissen heraus.

Für den Ausländer bietet ein wiederholter Besuch Finnlands viel Interesse. In wenigen Jahren haben sich immer wieder große Umwälzungen vollzogen, und die Neuerungen sind so zweckentsprechend, daß man das Verständnis für die alten Lebensbedingungen ganz verloren hat. Spricht man sein Erstaunen aus, so moderne Ideen, um die anderswo bittere Kämpfe ausgefochten werden, verwirklicht zu finden, so wird man verwundert angesehen. Erwähnt man unentwickeltere Bestrebungen oder erzählt man von speziellen Fällen, welche die zurückgebliebenen sozialen Verhältnisse anderer Staaten kennzeichnen, so kann man nicht selten einem mitleidigen, halb ungläubigen Lächeln begegnen.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich Finnland so gewaltig verändert, daß man ein Geschlecht mit ganz neuen Lebensidealen heranwachsen sieht. Die wichtigste Vorbedingung dazu liegt in der vollständig veränderten Schulerziehung. Man hat den Grundsatz aufgestellt, daß man nicht Männer oder Frauen zu bilden habe, sondern Menschen. Sonach überläßt man es der Natur, wie Knabe und Mädchen den gleichen Lehrstoff verarbeiten, und wie er zur Entwicklung ihrer Persönlichkeit beiträgt. Man unterrichtet demnach beide Geschlechter in gemeinsamen Schulen, und auch in der Familie macht sich ein neues Prinzip der häuslichen Erziehung geltend. Der männlichen Jugend wird keine Vergünstigung zu teil, und die Mädchen werden zur Selbständigkeit und zur Unabhängigkeit durch die Arbeit angeleitet. Diese soll nicht nur als Mittel zur Beschaffung des Lebensunterhaltes aufgefaßt werden, sondern vielmehr als Bethätigung der eigensten Persönlichkeit. Demnach hat sich allmählich die Mädchenerziehung ganz und gar verändert. Man hat es aufgegeben darüber zu spekulieren, wie man „echtweibliche Frauen" durch Schulunterricht heranziehen könne, und da man sich damit begnügt, ganze Menschen zu bilden, so ist viel Schminke und Puder abgeblasen, aber nicht zum Schaden der Finnländer, ihrer Frauen, ihres Familienlebens und ihrer bürgerlichen Tüchtigkeit.

Als die ersten jungen Mädchen zum Universitätsstudium drängten, ergab sich natürlich der Mangel der Vorbildung: Die Mädchenschule zeigte sich plötzlich in ihrer ganzen Unzulänglichkeit und ihrem hohlen Phrasentum. Man reformierte zunächst die Lehrerinnenbildung, und die gut gebildete Lehrerin erhielt rasch bevorzugte Stellung an der Knabenschule. Man schätzte die gebildete Frau als Mitarbeiterin am Gymnasium, als Schutz gegen den rohen Ton der männlichen Jugend und um ihres sittlichen Einflusses willen. Man meinte wohl nicht mit Unrecht,

Digitized by Google

daß der Mann mehr Hochachtung den Frauen gegenüber — wohl verstanden, nicht nur ritterliche Höflichkeit mit schönen Phrasen verziert — empfinden werde, wenn er seine Bildung, resp. seine Kenntnisse ebensowohl Frauen als Männern verdanke.

Die sehr günstigen Erfahrungen, welche die Knabenschulen mit der Anstellung von Lehrerinnen bis in die Oberklassen hinein machten, leiteten dann naturgemäß zum System der gemischten Schule, der Samskola, hinüber, die Knaben und Mädchen nun gemeinsam von der Vorschule bis zur Universität besuchen. Der Unterricht ist nur für Gymnastik getrennt; die Knaben nehmen sogar am Handarbeitunterricht teil, weil auch dieser erziehlich wirkt und es eigentlich nicht ersichtlich ist, warum es als unmännlich gilt, wenn ein Mann eine gut ausgebildete Handfertigkeit besitzt. Die jungen Mädchen dagegen müssen in der Schule lernen, ein dickes Brett selbständig zu verarbeiten und grobes Küchengerät herzustellen, um eine gewisse, den Charakter beeinflussende Unabhängigkeit zu gewinnen; das Bewußtsein eigener Kraft wird gestärkt im Gegensatz zu der von den Dichtern gerühmten holden Hilflosigkeit der Frauen.

Die finnischen Frauen, die nicht mit ähnlichen Dichterworten und mißverstandenen Idealen aufgezogen werden, dürfen sich daher ihrer Anlage gemäß frisch und fröhlich entwickeln, ihre Eigenart bethätigen und ihre Meinung vertreten, ohne Anstoß zu erregen. Im Gegenteil, die urteilsfähigen, thätigen Frauen werden hoch geachtet, und ihr Wort wird als maßgebend anerkannt. Da ja selbstverständlich ein Teil hochgebildeter Frauen die erweiterten Kenntnisse nicht anders als in Haus und Familie benutzt, so erhält auch das Familienleben mehr Weihe und Bedeutung. Die Frau geht nicht auf in den kleinlichen Tagessorgen, und der heranwachsende Sohn kann sich ihr nicht mit den Worten entziehen: Davon verstehst du nichts.

Das finnische Heim ist schlichter als dasjenige Mitteleuropas. Man schätzt große, helle Räume, viel Luft und Licht und nährt sich kräftig; aber jene hundert unnennbaren Luxusgegenstände, die den Salon überfüllen, Staub ansammeln, meist sinn- und zwecklos sind, viel Arbeit durch Putzen und Aufräumen machen, all diese Dinge schätzt man im ganzen sehr wenig. Die „gute Stube" existiert nicht, sondern alle Räume werden benutzt und gleichmäßig beheizt.

Die Zeit, die besonders in Deutschland kostbaren und unnützen Modehandarbeiten geopfert wird, verbringt die finnische Hausfrau mit der heranwachsenden Tochter am Salonwebstuhl, einem allgemein eingebürgerten Möbel, auf dem sie die mannigfaltigsten Kunstgewebe ausführen. Man fertigt aus dem Hausgewebe seine Kleidung, webt sich Möbelstoffe und Vorhänge, Teppiche und Decken, Tischzeug und Bettwäsche. Die Freude des Schaffens begleitet das Thun; mit Stolz arbeitet die Finnländerin für die Familie.

Da als Handarbeit auch die Holzschnitzerei sehr verbreitet ist, so greifen die Damen auch häufig zum Messer und schnitzen sich ganze Zimmereinrichtungen oder einzelne kostbare Stücke derselben. Aber selten klebt jenen Arbeiten das Dilettantische an, das bei uns so leicht derartige Frauenarbeiten charakterisiert; man hat eben arbeiten gelernt.

Es ist bezeichnend für Finnlands Frauen, daß sie sehr viel in und außer dem Hause zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes beitragen. Soeben arbeiten sie an einer wichtigen national-ökonomischen Aufgabe. Da das Land hauptsächlich Viehzucht treibt, so ist die Butterproduktion eine sehr große. Die Abfälle der Meierei rationell zu verwerten ist eine Aufgabe, die noch allerorts, wo die Milch centrifugiert wird, ungelöst ist. Nun haben die Finnländerinnen, in deren Händen auch das Meiereiwesen liegt, die sehr gesunde Idee, die Magermilch zur Hebung der Volksernährung zu verwenden. Die vollständig entrahmte Milch aber ist kein beliebtes und auch kein ausreichendes Nahrungsmittel, weil ihr alle Fettteile entzogen sind. Diese durch Zuthaten bei Bereitung der Speisen, oder durch ergänzende Gerichte zu ersetzen, heißt so viel als die Milch für den Küchenbedarf durchaus verwertbar machen. Es wird daher angestrebt, Küchenzettel zusammenzustellen, auf denen die Milch richtige Anwendung findet und der Abfall bei der Butterbereitung nicht verschwendet wird. Um nun die Kenntnis dieses Stückes Küchenchemie zum allgemeinen Volksbesitz zu machen, ist in

Digitized by Google

Helsingfors ein Kochseminar gegründet. Die Vorsteherin hat die jetzt so vielfach ventilierte Idee des Volksschulkochens aufgegriffen und bemüht sich nun, Volksschullehrerinnen zu Volkskochlehrerinnen auszubilden.

Nach all dem Gesagten ist es wohl selbstverständlich, daß den Frauen die verschiedenartigsten Berufsarten offen stehen, besonders wenn sie sich Universitätsbildung erworben, die Handelsschule oder irgend welche technischen Institute besucht haben. Die Finnländerinnen, und zwar „Damen der guten Gesellschaft", arbeiten an Banken, Kontoren, als Agenten, im Post- und Telegraphenwesen, im Lehrfach, als Ärzte, Masseusen, kurz überall. Es wird nicht nach dem Geschlecht, sondern nach der Tüchtigkeit zur Ausübung eines Berufs gefragt. Und die Männer in Finnland fürchten die Konkurrenz nicht und achten die Frauen nur höher um ihrer Energie und Tüchtigkeit willen.

Auch die „Wohlthätigkeit" trägt bei den finnischen Frauen einen praktischen Charakter. In der Nähe von Helsingfors unterhält eine Frau durch eigene Kraft ein Kleinkinderasyl, einen Kindergarten, Schulen, Arbeiterfortbildungsklassen, Volkslehrsäle, Singvereine, Vortragskurse u. s. w., indem sie — Dünnbier braut, ein in der Hauptstadt sehr beliebtes Getränk.

Das Bestreben der Finnländerinnen auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit geht dahin, den Armen zu heben und ihm die Fähigkeit wiederzugeben, sich selbst zu helfen. Darum unterstützen sie lebhaft die Mäßigkeitsbewegung, da sie im Alkoholgenuß eine der bedeutsamsten Ursachen der Armut sehen. Sie errichten Kosthäuser mit behaglichen Aufenthaltsräumen, in denen man zu niedrigem Preise essen und Thee, Kaffee, Milch und Dünnbier trinken kann. Durch heitere gesellige Abende suchen sie den Geschmack für edlere Freuden als die des Alkoholgenusses heranzubilden.

Man hört wohl behaupten, Suomi sei das Land der Frauenherrschaft. Nun, die Männer sehen nicht aus als wären sie geknechtet. Aber sie sind vorurteilslos den Frauen gegenüber. Daß die jungen Leute in der Samskola die Leitung ihres Konvents ebenso gern einer Präsidentin wie einem Präsidenten übertragen, ist charakteristisch. Daß aber die Jugend so handelt, dankt sie den Eltern, die sie zu vorurteilsloser Schätzung der Verhältnisse erziehen. Der Finnländer findet es nicht einmal „unweiblich", daß die Damen das scharfe, zweischneidige Dolchmesser im Gürtel tragen. Es ist das Zeichen großer Selbständigkeit und Tüchtigkeit, denn das Messer dient nicht zur Modespielerei, sondern wird in vielen praktischen Berufsarten fortwährend benutzt. Daher hat es sogar nichts Befremdendes, wenn der Bräutigam es der Braut schenkt.

In ihrer befriedigenden Thätigkeit gewinnen die Finnländerinnen natürlich an Anmut. Wer harmonisch gestimmt ist, wirkt wohlthuend auf andere. Ein berechtigtes Selbstgefühl, das nichts mit Selbstüberhebung und Eitelkeit zu thun hat, macht die Finnländerinnen unbefangen, offen, selbständig im Urteil, furchtlos im Reden und Thun. Daß die Frau zur Unabhängigkeit durch die eigene Arbeit erzogen ist, hat natürlich Einfluß auf die Art der Eheschließung. Als Versorgung wird keine die Heirat ansehen, die selbst reichlich erwirbt. Wenn die Finnländerin ihre Unabhängigkeit aufgiebt, so liebt sie den Mann, dessen Weib sie wird. Und der Mann, welcher weiß, daß seine Frau sich und ihren Kindern durch eigene Arbeit den Unterhalt erwerben kann, hält sie nur um so höher. Auch hält man es durchaus nicht für anstößig, wenn die Ehefrau einen Beruf ausübt, sobald dadurch ihre Pflichten als Gattin und Mutter nicht geschädigt werden. Beide Gatten finden bei dieser vollen Bethätigung ihres Ich ihre Befriedigung, ohne daß ein Teil den anderen unterdrückt. Unter diesem wohlthuenden Einfluß wächst die Jugend kräftig heran, ohne von veralteten Ideen gefesselt zu sein.

Daß Suomis Frauen sind wie sie sind, danken sie zum Teil dem Hochsinn ihrer Männer.

Digitized by Google

Die Fleischkonserven.

Ein hygienisch-volkswirtschaftlicher Rückblick.

Von

K. Falkenhorst.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 118 und Schluß.)

Die drei ältesten Verfahren der Fleischkonservierung haben je nach der Natur verschiedener Länder sicher vielfachen Nutzen gestiftet, aber von dem Ideal einer Fleischkonserve sind sie weit entfernt und nicht geeignet, einen regeren Fleischhandel zwischen fleischreichen und fleischarmen Ländern zu ermöglichen. Wenden wir uns nunmehr der Prüfung der wichtigsten Methoden der Neuzeit zu!

Im Jahre 1804 machte François Appert den Versuch, verschiedene Speisen dadurch haltbar zu machen, daß er sie längere Zeit in Glasflaschen kochte, diese darauf verkorkte und mit Pech luftdicht abschloß. Der Versuch gelang über Erwarten, und Appert machte im Jahre 1809 hiervon der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste in Paris Mitteilung. Eine zur Prüfung des neuen Verfahrens eingesetzte Kommission stellte fest, daß gekochtes Fleisch mit Brühe, starke Fleischbrühe, Milch, Molken, grüne Erbsen, Bohnen, Kirschen u. s. w. nach achtmonatlicher Aufbewahrung sich vollkommen gut erhalten hatten. Die französische Regierung erteilte dem Erfinder den Preis von 12 000 Franken unter der Bedingung, daß er seine Methode ausführlich veröffentliche. Dies that auch Appert im Jahre 1810 in einer Schrift, die auch alsbald in deutscher Übertragung „Die Kunst, alle tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel mehrere Jahre genießbar zu erhalten" (Koblenz 1810) erschien. Die Methode Apperts hatte sich glänzend bewährt, obwohl damals die Bedeutung der Fäulnisbakterien völlig unbekannt war und man meinte, daß das Austreiben der Luft durch Kochen und Fernhalten derselben durch den luftdichten Verschluß die Zersetzung verhüte. Auf der Londoner Ausstellung 1851 befand sich z. B. eine Sammlung von Fleischspeisen, die seit dem Jahre 1813 mittelst Appert'schen Verfahrens vollständig konserviert waren.

Die Methode wurde im Laufe der Zeit vielfach vervollkommnet, und für das Fleisch wählte man anstatt der Glasflaschen die dauerhafteren Blechbüchsen. Es bildete sich ein besonderer Industriezweig der Büchsenkonserven aus, und das Büchsenfleisch spielt heute im Welthandel eine sehr bedeutende Rolle.

Der Nährwert der Büchsenkonserven ist völlig gleich dem des frisch gekochten Fleisches; leider aber kann dies bei vielen Arten Büchsenfleisch von dessen Geschmackswert nicht behauptet werden. Der bekannte Hygieniker Franz Hofmann äußerte sich darüber: „Durch eine Eigenschaft vermag das amerikanische Büchsenfleisch dem frischen nicht gleichzukommen. In einzelnen Sorten besitzt es eine sehr derbe Faserung, die ihm das Gefüge eines Gespinnstes giebt. Der Grund ist zunächst in der Qualität des Fleisches zu suchen. Es stammt nicht von gemästeten und sorgfältig gepflegten Rassetieren, sondern von solchen, die meilenweit zusammengetrieben und vorher bei steter Bewegung im Freien wild aufgewachsen sind. Bei der zur Konservierung nötigen hohen Kochtemperatur verwandelt sich das Bindegewebe unter dem Einfluß des sauren Fleischsaftes sehr rasch in Leim, und die festgeronnenen Muskelfasern treten als lange und sehr derbe Stränge hervor, umgeben von gallertartiger Zwischensubstanz." In der That lehrt die Erfahrung, daß der Genuß von Büchsenfleisch auf die Dauer Widerwillen erregt, aber diese unliebsame Eigenschaft tritt in diesem Falle nicht so

Digitized by Google

rasch ein, wie bei den früher erwähnten Fleischkonserven, und darum ist das Büchsenfleisch von höchster Bedeutung für die Massenernährung des Heeres während des Krieges.

Es entsteht nun die Frage, ob diese Konserve als billiges Nahrungsmittel für die Massenernährung des Volkes in Betracht kommen kann? Die Entscheidung der Frage ist schwierig, da sie lediglich auf Grund einer sorgfältigen Analyse erfolgen kann. Vor einigen Jahren hat Franz Hofmann solche Analysen ausgeführt und ist damals zu dem Ergebnis gelangt, daß das deutsche Publikum, das auf Detailkauf angewiesen ist, für den gleichen Preis die besten Stücke frischen Mastochsenfleisches in größeren Mengen erhalten kann.

In neuester Zeit hat man die Zubereitungsmethoden des Büchsenfleisches wesentlich vervollkommnet und dadurch auch dessen Geschmackswert erhöht; selbstverständlich ist aber mit der sorgfältigeren Zubereitung auch eine Erhöhung der Herstellungskosten verbunden.

Wir glauben nicht, daß die Hitze als das geeignetste Konservierungsmittel bei der Fleischversorgung der Völker in regelrechten Friedensverhältnissen, aus dem Wettstreit siegreich hervorgehen wird. Dazu scheint vielmehr die Kälte berufen zu sein. Die Natur selbst hat uns das Beispiel geliefert, daß das Fleisch durch die Kälte unbeschränkte Zeit erhalten werden kann. Im Eise Sibiriens hat man ja Mammutleichen gefunden; diese vorsintflutlichen Tiere lebten vor — Jahrtausenden, und doch war ihr Fleisch nach so unfaßlicher Zeit noch genießbar. Die Bewohner kalter Gegenden machen denn auch von dem von der Natur in bequemster Weise ihnen gebotenen Konservierungsmittel ausgedehntesten Gebrauch. In Rußland werden in den Wintermonaten eine Menge von Lebensmitteln in gefrorenem Zustande Monate lang aufbewahrt, und der größte Teil von Fleisch und Fischen wird nach einem Transport von vielen hundert, ja tausend Werften in gefrorenem Zustand auf den Markt gebracht. In den Hauptstädten giebt es große Niederlagen, in denen Haselhühner, Birkhühner u. s. w. in Eis vergraben bis spät in den Sommer aufbewahrt werden.

Aber auch in der gemäßigten Zone wird die Kälte seit lange als Konservierungsmittel benutzt, und der Gebrauch von Eiskellern und Eisschränken ist ein allgemeiner. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß es oft nicht zweckmäßig ist, das Fleisch im Eisschrank aufzubewahren. Nimmt man solches Fleisch aus dem Eisbehälter heraus und setzt es auf nur kurze Zeit einer höheren Temperatur aus, so fault es ungemein rasch, aber selbst wenn man es sofort kocht, bemerkt man dennoch, daß der Geschmack erheblich gelitten hat. Erfahrene Hausfrauen wissen, daß es viel richtiger ist, das Fleisch an kühlem, trockenem Orte in bewegter Luft abhängen zu lassen, so daß seine Oberfläche eintrocknet. Die Gründe, warum Eiskeller und Eisschrank nur unzulängliche Konservierungsmittel in diesem Falle bilden, sind inzwischen erkannt worden.

Das Fleisch gesunder Schlachttiere ist an und für sich keimfrei; erst während des Ausschlachtens wird seine Oberfläche mit den allgegenwärtigen Fäulnisbakterien verunreinigt. Die Kälte tötet diese Bakterien nicht ab, sondern vermindert nur deren Lebensthätigkeit. Es giebt eine große Anzahl von Bakterien, die selbst bei einer Temperatur von 0° zu wachsen und sich zu vermehren vermögen. Forster fand, daß im Hackfleisch, das bei 0° Kälte 16 Tage lang aufbewahrt war, die Zahl der Bakterien ebenso groß war, als wäre es 2 Tage lang der Zimmertemperatur ausgesetzt worden. Außerdem zieht aber das abgekühlte Fleisch die Bakterien der Luft an sich. Jeder abgekühlte Gegenstand beschlägt sich in feuchter Luft mit Wasser. Aber dieser niederfallende Wassernebel reißt auch alle in der Luft schwebenden Staubteilchen nieder. Da nun die Luft im Eiskeller und Eisschrank stets feucht ist, so wird das darin aufbewahrte Fleisch mit einer oberflächlichen Wasserschicht benetzt und mit Bakterienkeimen aus der Luft überschüttet. Bedenken wir noch, daß die Temperatur im Eisschranke in der Regel 7 bis 12° C beträgt, so wird es uns klar, daß unter diesen Umständen für viele Bakterien die Lebensbedingungen der Feuchtigkeit und der Wärme in weitem Umfange geboten werden.

Digitized by Google

Noch unpraktischer ist das Einpacken des Fleisches in Eis, denn alsdann wird dessen ganze Oberfläche befeuchtet und mit den Keimen, die im Tauwasser vorhanden sind, verunreinigt. Kein Wunder darum, daß das Eisfleisch in früherer, noch nicht weit zurückliegender Zeit ungünstig beurteilt wurde.

Es ist aber inzwischen den Bemühungen der Technik gelungen, diese Übelstände, die der Benutzung der Kälte als Konservierungsmittel anhafteten, zu beseitigen. Man stellte sich die Aufgabe, das Fleisch durch kalte, möglichst trockene Luft abzukühlen. Dadurch wurde die Oberfläche des Fleisches nicht mehr benetzt, sondern vielmehr ausgetrocknet; den Bakterien wurden die Lebensbedingungen der Wärme und der Feuchtigkeit entzogen, und der Erfolg war in der That überraschend günstig.

In vielen unserer Großstädte sind die Schlachthöfe mit derartigen Fleischkühlanlagen ausgestattet. Bevor die Luft in den Kühlkeller eingelassen wird, wird sie zuerst abgekühlt und ihrer Feuchtigkeit beraubt. Dies geschieht in verschiedener Weise. Man läßt die Luft über kalte metallische Platten streichen; indem die Luft an ihnen vorübergeht, beschlagen sie sich mit Reif oder Schnee, in dem auch die in der Luft vorhandenen Bakterien gefangen sind. Erst diese gereinigte und getrocknete kühle Luft wird in den Keller eingelassen. Kommt sie nun hier mit dem Fleische in Berührung, so kühlt sie es ab, entzieht ihm aber zugleich Feuchtigkeit, sodaß es an der Oberfläche eintrocknet. Denselben Erfolg kann man erreichen, wenn man die Luft über Schalen mit stark abgekälteter Salzsole streichen läßt. Neuerdings wird die Luft auch durch Regenapparate gereinigt und getrocknet. Bevor sie in den Kühlkeller gelangt, passiert sie einen Raum, in dem ein künstlicher Regen aus überkälteter Salzsole erzeugt wird. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß in einer solchen reinen, relativ trockenen und auf 2 bis 3° C über Null abgekühlten Luft Fleisch, ohne Schaden zu erleiden, ohne am Geschmackswert und am Aussehen zu verlieren, sich leicht 6 bis 8 Wochen aufbewahren läßt. — Es giebt noch eine andere Methode der Fleischkonservierung durch Kälte. Man läßt das Fleisch bei Temperaturen von 5 bis 10° C unter Null festgefrieren und erhält es im gefrorenen Zustand. Auf diese Weise bleibt es nach den bisherigen Erfahrungen 6 bis 8 Monate gut.

An Stelle des mangelhaften Eisfleisches sind somit in der Neuzeit *gekühltes* und *gefrorenes* Fleisch getreten. Es sind dies aber Konserven, die zweifellos die besten sind, denn sie kommen dem frischen Fleisch an Geschmack am nächsten. Wenn sie auch eine Aufstapelung von Fleischvorräten für viele Jahre wie das Büchsenfleisch nicht zulassen, so sind diese Methoden für die regelrechte Fleischversorgung sowie den internationalen Fleischhandel von unermeßlichem Wert. Die Haltbarkeitsfristen, die sie bieten, sind lang genug, um alle Unterschiede zwischen der jeweiligen Zufuhr von Schlachttieren und Fleischverbrauch in zweckmäßigster Weise auszugleichen und Fleischtransporte auf weiteste Strecken zu ermöglichen; denn die Eisenbahnwagen und Dampfer für diesen Zweck werden auch nach dem obenerwähnten Prinzip gebaut.

In der That ist auch die Anwendung der Kälte zur Fleischkonservierung in verbesserter Gestalt gegenwärtig sehr in Aufnahme gekommen. Die rühmlichst bekannte „Gesellschaft für Linde's Eismaschinen" in Wiesbaden hat neuerdings, Anfang 1894, eine Denkschrift über „Fleischkühlanlagen" veröffentlicht, der wir nachfolgende interessante Mitteilung entnehmen. Die Gesellschaft allein hat bis jetzt 192 Anlagen mit zusammen 302 Linde'schen Kühlmaschinen ausgestattet. Die meisten waren für städtische Schlachthöfe bestimmt; 10 Maschinen wurden von dem preußischen Kriegsministerium für verschiedene Festungen bezogen; auch im Auslande, wie in England, Argentinien, Amerika, Australien und Neuseeland, sowie auf einer größeren Anzahl von Fleischtransportschiffen sind Linde'sche Kältemaschinen in Thätigkeit. In Deutschland besitzen bereits über 100 Städte zweckmäßige Kühlhäuser, und es befinden sich darunter solche, deren Einwohnerzahl weniger als 10 000 beträgt.

Dank den Fortschritten der Kältetechnik spielt das abgekühlte und gefrorene Fleisch in der Fleischversorgung Englands bereits eine hervorragende Rolle. Eine ganze Flotte von Schiffen, die mit Kältemaschinen ausgerüstet sind, schafft große Mengen gefrorenen Fleisches aus den viehreichen Ländern Südamerikas, Australiens und

Digitized by Google

Neuseelands nach England. In jenen viehausführenden Ländern werden in den großen Schlächtereien der Hafenplätze die Tiere, meist Hammel, dann auch Ochsen in großen Mengen geschlachtet, in Hälften oder Viertel zerlegt, mittelst Kältemaschinen in kurzer Frist in gefrorenen Zustand versetzt, durch die Schiffe weiter transportiert und in den gewaltigen, ebenfalls mit Kältemaschinen versehenen Fleischmagazinen der betreffenden englischen Häfen bis zum Verbrauche gelagert. Etwa 3½ Millionen gefrorener Hämmel im Gewichte von etwa 2 Millionen Zentner hat England auf diese Weise im Jahre 1891 importiert, außerdem auch Ochsenfleisch in sehr erheblichen Mengen eingeführt, teils nur gekühlt (von Amerika her), teils gefroren (von Australien oder Neuseeland). Außerdem sind in London die bedeutenderen Markthallen durchweg mit Gefrierräumen ausgerüstet, in denen Fische und andere Seetiere, Geflügel, Wild und sonstige Lebensmittel beliebig lange gelagert werden können.

Eine großartige Entwickelung zeigt die Versendung abgekühlten Fleisches auf Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Chicago ist der Riesenschlachthof des Landes. Wie Generalarzt Dr. C. Großheim in seiner Schrift „das Sanitätswesen auf der Weltausstellung in Chicago" berichtet, besitzt die berühmte Armour'sche Schlächterei allein einen Kühlraum, der 15 000 Rinder faßt. Hier hängen die Körper 40 bis 80 Stunden, dann kommen sie zur Verladungsplattform, werden in Vorder- und Hintertiertel geteilt, genau nachgesehen, in die Eisenbahnwagen mit Kühlvorrichtung (Refrigerator Cars) verladen und in die östlichen Großstädte New-York, Philadelphia, Boston u. s. w. geschickt, wo große Häuser mit Kühlkammern zur Aufnahme der Fleischstücke (Corned Beef Houses) errichtet sind. Die Firma Armour & Co. allein besitzt 3 200 solcher Kühlwaggons, deren Preis etwa 1 Million Dollar beträgt.

Die Versorgung Deutschlands mit überseeischem Fleische kann augenblicklich noch nicht in Frage kommen. Die Transportkosten sind im Vergleich zu den bei uns üblichen Fleischpreisen zu hoch. Wohl aber ist die Zeit nicht mehr fern, wo die viehreichen Länder Europas die viehharmen weit mehr, als dies bis jetzt der Fall ist, mit gekühltem oder gefrorenem Fleisch versorgen werden. Man darf nicht vergessen, daß ein einziger gut eingerichteter Kühlwaggon etwa 20 ausgeschlachtete Ochsen und mehr als 100 Stück Kleinvieh aufzunehmen vermag.

Der Übelstand, daß gekühltes und gefrorenes Fleisch, sobald es aus dem Kühlraum entfernt wurde, rascher dem Verderben anheimfällt als frisches, läßt sich nicht leugnen; aber unsere moderne Hauseinrichtung in den Städten bietet so wie so den Hausfrauen keine Räume zur zweckmäßigen Aufbewahrung des Fleisches. Es ist schon heute beinahe die Regel, daß das Fleisch unmittelbar aus dem Fleischladen in den Kochtopf oder die Bratpfanne wandert. Und wozu sollen wir auch die leicht verderbliche Ware im Hause aufbewahren, wenn bei Vorhandensein von zweckmäßigen städtischen Kühlanlagen eine große Auswahl guter Fleischstücke stets auf dem Markte vorhanden ist?

Man hat in letzter Zeit auch vielfach versucht, das Fleisch durch antiseptische chemische Mittel haltbar zu machen. Wir möchten uns aber in dieser Beziehung dem Urteil anschließen, das Stabsarzt Dr. Plagge und Dr. Trapp in den „Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militärsanitätwesens" abgegeben haben: „Bis jetzt ist noch kein Antiseptikum bekannt, das das Fleisch bei voller Beibehaltung des Nährwertes und der äußeren Eigenschaften, ohne durch dauernden Genuß schädlich zu wirken, mit Sicherheit konserviert."

Wir schließen hiermit unsere Rundschau. Das Ideal einer Fleischkonserve, wie es dem Hygieniker und Volkswirt vorschwebt, ist noch nicht erreicht worden. Aber dank dem unermüdlichen Schaffen und Erfinden der Techniker, dank den emsigen wissenschaftlichen Forschungen ist auf diesem Gebiete der Fortschritt gegen früher ein unverkennbar großer. Möge er weiter andauern, mögen die guten Errungenschaften weitere Verbreitung finden — zum Wohle der arbeitenden Menschheit.

Digitized by Google

Die Klavierstimmerin.

Nachdruck verboten.

Trotz der vielseitigen, erfolgreichen Bestrebungen, den alleinstehenden Frauen immer mehr Arbeitsgebiete zu erschließen, wächst die Zahl der Erwerbsuchenden in fast erschreckender Weise; hiermit also auch die Pflicht der Umschau nach weiterer Arbeit. Diese sollte nicht nur in der Sphäre rein geistigen Schaffens gesucht werden, sondern vor allem auch auf dem Gebiet, das von jeher den Frauen besonders angehörte: dem Gebiete der Kunstfertigkeit der Hand. Auf diesem Gebiet ist noch mancherlei für die Frauen zu finden; so würden sie sich vorzüglich eignen für die Thätigkeit einer Klavierstimmerin. Bisher wurde das Stimmen der Instrumente nur von Männern besorgt; es liegt aber durchaus kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß auch die Frau durch diese Thätigkeit sich eine ergiebige Erwerbsquelle verschaffen kann. Heute, wo das Klavierspiel sich durchaus nicht mehr auf die Kunstbegabten allein beschränkt, sondern in die Reihe der allgemeinen Bildungsmittel getreten, Gemeingut des Volkes geworden ist, befindet sich fast in jeder Häuslichkeit der gebildeten Stände ein Klavier. Alle diese Instrumente müssen jeden zweiten oder dritten Monat gestimmt werden. In Berlin zahlt man dafür 2,50—3 Mark; in kleineren Städten vielleicht nur 1—2 Mark. Wer gesund ist und kräftige Nerven hat, kann täglich sehr gut drei bis vier Instrumente stimmen. Dies macht schon ein Monatseinkommen von ca. 90 Mark. Die Bedingungen für diesen Beruf sind folgende: ein feines musikalisches Gehör, gesunde Nerven, möglichst starke Muskelkraft in den Händen und einige Kenntnis vom Klavierspiel. Ferner Bekanntschaft mit der inneren Einrichtung der Instrumente. Diese kann man sich nur durch fortgesetzte Besuche bei einem Instrumentenmacher, der eingehende Erläuterungen giebt, verschaffen. Man braucht sodann einen Klavierschlüssel (2 Mark), eine Stimmgabel (1,50 Mark) und ein Filzstäbchen. Am richtigsten ist es dann, sich im Stimmen unterweisen zu lassen. Das ist schon darum wünschenswert, um bei dieser Gelegenheit die mechanischen Arbeiten für eine etwaige Reparatur des Klaviers, sowie das Saitenaufziehen kennen zu lernen. Es giebt zwar auch gedruckte Anleitungen zum Stimmen; besser ist es aber immer, man betrachtet diese nur als Ergänzung. Ich nenne: 1. Armellino, Weimar b. Voigt, 4. Auflage, Preis 1,50 Mark; 2. Wohlfahrt, Leipzig b. Merseburger, Preis 0,90 Mark; 3. Kuhn-Kelly, Leipzig bei de Wit, Preis 1 Mark.

Das Stimmen besteht darin, daß man den Klavierschlüssel auf den Stimmstock, um welchen die Saiten geschlungen sind, aufdrückt, und damit die Saiten — je nachdem — straffer oder lockerer zieht, bis der Ton, den man mit der linken Hand anschlägt, völlig rein ausklingt. Natürlich muß man sich hüten, die Saiten zu straff anzuziehen, damit sie nicht platzen. Die einzelnen Saiten, die man durch ein Filzstäbchen von einander abschaltet, sind je von Oktave zu Oktave durch Buchstaben benannt. Man beginnt in der Mitte der Tastatur und stimmt dann erst die hohen Töne, die sich immer am leichtesten wieder ziehen, also wieder verstimmen, und dann den Baß. Dann nimmt man noch einmal die Oktaven, Quinten und Terzen durch.

In der ersten Zeit wird dies alles vielleicht drei Stunden beanspruchen. Die Gewandtheit kommt eben hier wie bei allen Fächern erst mit der Uebung.

In der Provinz wird jede Dame durch Empfehlung in ihrem Bekanntenkreise sehr leicht die betreffenden Instrumente zum Stimmen erhalten, wenn sie sich nur nicht scheut, ihre Kunstfertigkeit in dieser Hinsicht bekannt zu geben. Daß es in der Provinz an guten Klavierstimmern mangelt, beweist die Thatsache, daß z. B. Berliner Klavierstimmer in festgesetzten Zwischenräumen nach kleineren Städten und Ortschaften reisen, um dort die Instrumente in Ordnung zu bringen. In großen Städten wird es am geratensten sein,

Digitized by Google

mit den Vorständen der Konservatorien und musikalischen Bildungsanstalten in Verbindung zu setzen, deren zahlreiche Übungsinstrumente sehr oft des Stimmens bedürftig sind. Vor allem aber ist es geraten, sich an die Klavierhändler und Klavierfabrikanten zu wenden, die nicht nur selbst täglich Klaviere zu stimmen haben, sondern auch den Käufern ihrer Instrumente in den meisten Fällen gleich einen Stimmer empfehlen müssen.

Daß die Klavierfabrikanten den weiblichen Klavierstimmern nur wohlwollend gegenüber stehen werden, beweisen die Worte eines der größten Pianofortefabrikanten: „Ich begrüße diese Anregung um so mehr, als ich aus einundzwanzigjähriger Erfahrung weiß, wie unzuverlässig mancher Stimmer und wie überaus schwer ein guter, wirklich brauchbarer Stimmer dauernd zu interessieren ist.“ H. Oehmke.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Berliner Frauenverein.

In der letzten Sitzung kam ein wichtiger Antrag der Vorsitzenden Frl. Helene Lange zur Verhandlung. Mit der von Frl. Dr. Tiburtius und Frl. Dr. Lehmus geleiteten Poliklinik war eine kleine, von Frau Dr. Tiburtius gegründete Pflegeanstalt für unbemittelte Frauen verbunden. Nach einer Vereinbarung mit dem Vorstande der Anstalt soll diese nunmehr vom Berliner Frauenverein übernommen werden, um das Interesse dafür in weitere Kreise zu tragen und der Anstalt, in der bisher im Ganzen 528 kranke Frauen verpflegt wurden, eine dauernde Wirksamkeit zu sichern. Die ärztliche Behandlung wird nach wie vor Frl. Dr. Tiburtius leiten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. — Fräulein Mellien stellte hierauf im Anschluß an die in den beiden vorigen Sitzungen gepflogenen Verhandlungen über die Fürsorge für jugendliche Verbrecher den Antrag: „der Berliner Frauenverein möge dem seit 1828 bestehenden Verein zur Besserung Strafgefangener als Mitglied beitreten.“ Auch dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Die Aufnahme ist inzwischen bereits erfolgt.

Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke

hat auf seiner 11. Jahresversammlung zu Kassel folgende Resolution gefaßt: „Die Versammlung erklärt, daß es nach Einführung der Sonntagsruhe in ganz besonderem Maße eine Pflicht der Staatsregierung sei, auf Beseitigung aller schädlichen Elemente aus dem sonntäglichen Wirtshausleben auch durch die Gesetzgebung hinzuwirken, daß insbesondere die Beseitigung oder wenigstens Beschränkung des Branntweinausschankes als des schädlichsten Elements von Sonnabend Nachmittag bis Montag Morgen wünschenswert sei. Demgemäß wird der Vorstand ersucht, speziell diese Frage in ernste Erwägung zu nehmen und in geeigneter Weise darauf hinzuwirken.“ Der Beschluß ist mit Freuden zu begrüßen. Zu seiner Begründung wies u. a. Fräulein Ottilie Hoffmann-Bremen auf die vielfachen Klagen der Arbeiterfrauen hin, die aus dem Schenkenleben der Männer am Sonntag das meiste Unheil in ihren Familien herleiteten. Die Männer könnten am Sonntag Nachmittag Schnaps bekommen, die Frauen aber keine Milch für ihre Kleinen, ein Zustand, der sicher der Abhilfe bedarf.

Verein preußischer Volksschullehrerinnen.

Im Oktober fand zu Berlin die konstituierende Versammlung eines Vereins preußischer Volksschullehrerinnen statt, welcher sich die Pflege der Volksschule, die Unterstützung sozialer Bestrebungen, die in ihren Kreis fallen, und die Förderung der Interessen der Volksschullehrerinnen als Ziel gesteckt hat. Er besteht aus korporativen und direkten Mitgliedern. Korporative Mitglieder können werden Volksschullehrerinnen-Vereine und Volksschullehrerinnen-Gruppen innerhalb schon bestehender allgemeiner Lehrerinnenvereine. Direktes Mitglied kann jede an einer preußischen Volksschule wirkende Lehrerin, einschließlich der technischen und Fachlehrerinnen, werden. Erste Vorsitzende des Vereins ist Frl. Elisabeth Schneider, Berlin; erste Schriftführerin Frl. A. Blum, Spandau. Der Verein suchte den Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein nach, der ihm unter der Bedingung gewährt wurde, daß der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins von allen wichtigen Unternehmungen in Kenntnis gesetzt werde und eins seiner Mitglieder im Vorstand des Vereins preußischer Volksschullehrerinnen Sitz und Stimme habe. Die definitive Bestätigung dieses Abkommens liegt bei der zu Pfingsten 1895 in Darmstadt tagenden Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Der Grazer Frauen-Turnverein

hielt kürzlich seine fünfte Jahres-Hauptversammlung ab. Die Vorsitzende, Frau Emilie Augustin, eröffnete dieselbe mit einer kurzen Ansprache, in welcher sie betonte, daß der Verein mit Freude auf seine Thätigkeit zurückblicken und mit Zuversicht in die Zukunft sehen könne. Es gelang wieder, einen großen Schritt vorwärts zu thun und die Vorurteile gegen das Mädchenturnen mit Erfolg zu bekämpfen. Die Vorsitzende spricht die begründete Hoffnung aus, daß immer mehr Frauen und Mädchen Körper und Geist erfrischen und stärken werden, indem sie Frauen-Turnvereinen beitreten. Der bisherige Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. Er besteht aus folgenden Damen: Frau Emilie Augustin, Vorsitzende; Frau Dr. Betty Rauch, deren Stellvertreterin; Frau Notarswittwe Hermine Lötsch, Zahlmeisterin; Frau Professor Karoline Bank, deren Stellvertreterin; Frl. Wilhelmine Augustin, Vereinsturnlehrerin, und Frl. Anna Bank, deren Stellvertreterin.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Das Urteil der Disziplinarkammer** in Sachen des Kanzlers Leist hat auch in Frauenkreisen eine hochgradige Erregung hervorgerufen. Steht es schon im Widerspruch zu dem allgemeinen Rechtsbewußtsein in Männerkreisen, so erscheint selbstverständlich die „Milde" des Gerichtshofs den Frauen noch weit befremdlicher und bedenklicher. Werden sittliche Vergehen so beurteilt, so ist damit die Stellung der Frau gefährdet. Es ist lebhaft zu wünschen, daß die von der Regierung eingelegte Berufung eine Änderung des Urteils herbeiführe, da ein so entschiedener Widerspruch zwischen dem offiziellen Recht und dem öffentlichen Rechtsbewußtsein zu einer Schädigung der sittlichen Auffassung führen muß.

* **Aus Küstrin** wird gemeldet: „Die Frau des hiesigen Kaufmanns Emil Scharff, der hier ein bedeutendes Schuhwarengeschäft betreibt, hat sich in Wien in der Kaufnerschen Fachschule zum Schuhmacher ausbilden lassen. Sie hat dort ihre Meisterprüfung so gut bestanden, daß ihr ein Diplom und eine silberne Medaille zuerkannt wurde." — Es wäre lebhaft zu wünschen, wenn dieses Vorgehen auch in Bezug auf andere Handwerke in weiten Kreisen Nachahmung fände.

* **Die Kinderheilstätte „Emma-Heim" zu Bad Nauheim** wurde nach ihrem 2. Jahresbericht vom 15. März bis 1. November 1894 von 22 Knaben und 18 Mädchen besucht. Volle Pension zahlten 14 Knaben und 8 Mädchen. Von den Einnahmen dieser 22 zahlenden Kinder und dem Zuschuß aus eigenen Mitteln der Gründer und Leiter der Anstalt (Herr und Frau Sanitätsrat Dr. Müller) wurden in der Anstalt 18 Freibetten gegeben und 8 Knaben und 10 Mädchen vollständige Pension, körperliche Pflege, ärztliche Behandlung und Bäder frei gewährt. Außerdem wurden auf Kosten der Anstalt 4 Kinder außerhalb derselben verpflegt.

Die Anstalt soll dazu dienen, kranken Kindern (zahlenden und nichtzahlenden) den Aufenthalt in Bad Nauheim und den Gebrauch der dortigen Thermen ohne Begleitung Erwachsener zu ermöglichen. Ein pekuniärer Vorteil ist dabei nicht beabsichtigt, auch werden keine Geschenke für die Armen der Anstalt angenommen. Die Kinder finden hier in jeder Beziehung eine Pflege und eine Behandlung, wie sie in Privathäusern nicht zu ermöglichen wäre. Frau Sanitätsrat Dr. Müller hat während dreier Winter die praktischen Kurse des Geheimrats Professor Dr. von Bergmann in Berlin besucht, um sich theoretisch und praktisch als Krankenpflegerin auszubilden. Sie wird von zwei Pflegerinnen vom roten Kreuze aus Frankfurt a. M. in ihrer schwierigen Aufgabe unterstützt.

* **Die Ausbeutung der Frauen** in manchen Geschäften wird durch eine sehr beherzigenswerte Mitteilung der Täglichen Rundschau ins Licht gestellt. Es heißt dort (Nr. 265, 11. Nov.): Ein „Passementeriegeschäft en gros" im SO. sucht in einem Berliner Blatt Damen, welche sich durch Perlarbeiten „mit Leichtigkeit einen Nebenverdienst von zwölf bis fünfzehn Mark wöchentlich" erwerben können. Eine Dame aus guter Familie, die sich seit Anfang Oktober vergeblich um eine Stelle als Hausdame, Erzieherin oder Stütze bemüht hatte, trat diesem Angebot näher. Der Inhaber des Geschäftes erklärte sich bereit, nach Zahlung von acht Mark die Dame in die Geheimnisse der „Perlaufnäharbeit" einzuweihen. Da der Dame, sobald sie die Sache erfaßt haben würde, dauernde Arbeit zugesichert ward, entschloß sie sich, wenn auch schweren Herzens, die geforderte Summe zu zahlen. Und nun lernte sie das Kunststück kennen — zehn Minuten gebrauchte sie dazu, es abzusehen. Dann wurden ihr mehrere Meter wollener Litze eingehändigt, die sie zu Hause mit Perlen benähen sollte. Das Verfahren war das denkbar einfachste. Auf dem schmalen Band wurden, je einen halben Zentimeter von einander entfernt, kleine, geschliffene Glasperlen befestigt. Trotzdem verursachte es Mühe, denn das Oehr der Perlen war nicht immer weit genug für die Nadel, und die Nadel durfte nicht feiner sein, weil der starke Zwirn sich sonst nicht hineinführen ließ. Der Geschäftsinhaber hatte ein besonderes Maß; er nannte es den „Wiener Meter", welcher ungefähr 150 Zentimeter ausmacht. Für diesen „Wiener Meter" bezahlte der Herr 3 Pfennige. Nach acht Tagen war die Dame in voller Übung. Sie nähte mit größtem Fleiß und machte nur alle drei Stunden eine Pause. In neun Stunden Arbeitszeit gelang es ihr, achtzehn „Wiener Meter" fertig zu stellen; sie hatte somit einen Tagesverdienst von 54 Pfennigen erreicht!

* **Den deutschen Lehrerinnen** wird dringend abgeraten nach Rußland zu gehen, es sei denn, daß sie genügende Kenntnis des Russischen besitzen, um dort die vorgeschriebene Prüfung als Hauslehrerin zu machen. Ohne Diplom können sie nicht einmal ein Inserat in die Zeitung setzen, um ihre Dienste anzubieten.

* **Einen weiblichen Lehrer der Mathematik** hat zum zweiten Male die Universität Stockholm erhalten. (Bekanntlich bekleidete Frau Sonja Kowalewska, eine Schülerin von Professor Weierstraß, die Professur für Mathematik bis zu ihrem Tode im Jahre 1891.) Die Kandidatin der Mathematik Anna Bedel, die Tochter eines höheren Staats-

Digitized by Google

beamten ist zum „Amanuensis" für Mathematik an der Universität berufen worden. Damit erhält sie das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten.

* **In Stockholm** sind zur Zeit achtzehn Studentinnen der Medizin eingeschrieben, von denen acht bereits das „Rigorosum" bestanden haben. Eine derselben ist Assistent bei den pathologisch-anatomischen Übungen am Karolinischen Institut.

* **Fräulein Augustine Menleman**, eine Belgierin, hat an der Universität zu Brüssel ein vorzügliches Examen vor der medizinischen Fakultät bestanden; ebenso Fräulein Cécile Herpers in Lüttich.

* **In Frankreich** trafen kürzlich drei jugendliche Türkinnen ein, um an dortigen Universitäten einen regelrechten und vollkommenen Kursus der Medizin zu hören. Eine derselben ist die Tochter eines Pascha.

* **Durch die neue Parish Council Bill** sind jetzt in England auch Frauen in die ländlichen Gemeinderäte wählbar. Der Earl of Meath berief vor kurzem eine Konferenz, um das öffentliche Interesse auf diese Wahlen zu lenken und die besten Männer und Frauen zur Annahme einer Kandidatur zu veranlassen. Die Versammlung war sehr besucht, auch Prinzeß Christian war anwesend. Eine Anzahl Briefe von Staatsmännern in Bezug auf den Gegenstand wurde verlesen, die das lebhafte Interesse bekundeten, das man an der Sache und an der Mitwirkung der Frauen nimmt. Der Erzbischof von Canterbury schreibt, daß er lebendig fühle, wie wichtig es sei, daß den Frauen eine Möglichkeit gegeben sei, für das Beste des Volkes einzutreten; niemand sei besser dazu geeignet als tüchtige Frauen. Mr. Henry Fowler betont, daß ihm die Beteiligung fähiger Frauen an der Armenverwaltung von höchster Wichtigkeit scheine, da so viele der Insassen der Arbeitshäuser Frauen und Kinder sind. Mr. Huxley freut sich einerseits der Gelegenheit zur Schulung in öffentlichen Angelegenheiten, welche den Frauen durch das neue Gesetz geboten wird, andererseits sieht er durch ihre Beteiligung Vorteile für die öffentlichen Interessen. — Lord Meath hielt dann einen Vortrag über Frauen als Gemeinderäte. Er wies darauf hin, daß schon durch die Berufung der Frauen in Schulen und Armenverwaltungen wesentliche Verbesserungen erreicht worden seien, da die Frauen mehr als Männer von der Kindererziehung und Kinderpflege verständen und mehr praktische Erfahrungen in Bezug auf die Bedürfnisse der Armen hätten. Auch er erwartet von der neuen Einrichtung das Beste.

* **Gleichberechtigung der weiblichen Ärzte in England.** Die Jahresversammlung der „British Medical Association", welche am 30. Juli a. c. in Nottingham ihre Sitzungen beendete, hat den Antrag, den weiblichen Ärzten völlige Gleichberechtigung durch Aufnahme in die „Association" zu gewähren, nahezu einstimmig angenommen. — Es üben gegenwärtig 140 Frauen den ärztlichen Beruf in den vereinigten Königreichen aus, und die ausschließlich für Frauen bestimmten medizinischen Schulen in London, Edinburg, Glasgow und Dublin zählen zur Zeit 130 Studentinnen.

* **Dreizehn englische Damen** gingen in diesen Tagen mit der „Zenana Bible and Medical Mission" nach Indien, da sie den indischen Frauen nur im Anschluß an diese Mission ärztliche Hilfe bringen können.

* **In Australien** wurde die „Frauenabteilung" an der Universität in Sydney jüngst eröffnet und ihrem Zwecke übergeben. Nirgends, außer in Amerika, finden die weiblichen Studenten ein ähnliches Entgegenkommen wie dort; sie genießen den gleichen Unterricht und alle anderen Rechte der männlichen Kollegen und sind denselben überhaupt in jeder Weise gleichgestellt.

Bücherschau.

„Cottascher Musen-Almanach." Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. (Stuttgart 1895. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. Preis 6 Mark.) Ein vornehmer, liebenswürdiger Gast, stellt sich der Cottasche Musenalmanach Jahr für Jahr zu Weihnachten ein, wie damals vor hundert Jahren, als der Professor Friedrich Schiller die Redaktion des Büchleins leitete. Freilich, die litterarische Bedeutung, die er damals hatte, ist ihm verloren gegangen — die Zeit der Almanache für die elegante Welt ist vorüber; aber er ist ein Buch geblieben, das man gern in die Hand nimmt, und das in seinem grünseidenen Kleidchen zu den vornehmsten Repräsentanten der Weihnachts- und Geschenklitteratur gehört. Und der Jahrgang 1895 ist gut geraten! Die drei Novellen, die er bietet, zeugen von feinsinniger Empfindung, und Eckstein's Erzählung „Pastor Vigelius" behandelt sogar — leider ohne rechte Vertiefung — ein ganz eigenartiges psychologisches Problem. Die namhaftesten Schriftsteller der älteren Generation sind durch charakteristische Dichtungen vertreten, und auch ein ganz Junger, Karl Busse, ist diesmal zu Wort gekommen. Trotz der großen Anzahl der Autoren ist das Buch einheitlich in seinem Gesamteindruck: es sind vornehme Leute, die das Wort darin führen.

„Die Geisterseher". Humoristischer Roman von Fritz Mauthner. (Berlin 1894. Verein der Bücherfreunde. Preis 4 Mark.) Fritz Mauthner hat in seinem neuen Roman das Treiben der Spiritisten und die Glaubensseligkeit ihrer Opfer lustig geschildert und spottfroh karikiert. Es ist eine ganz alltägliche Geschichte, die dem Roman zu Grunde liegt, und es ist im Grunde derselbe Vorgang, den Molière in seinem Tartüffe gestaltet hat. Ein Spiritist lügt sich in das Haus eines gutmütigen alten Majors ein, um seine Tochter und vor allem ihre Mitgift zu erjagen; aber der Trug scheitert, und das Mädchen bekommt ihren Jüngling. Was Mauthners Roman intimen Reiz verleiht, ist aber auch nicht das Stoffliche. Es ist die eigenartige, spottlustige, liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers.

Digitized by Google

„Goethe." Preisgekrönte Arbeit von Richard M. Meyer. (Berlin, Ernst Hoffmann & Co. Preis Mark 7,20.) Trotz der unendlichen Litteratur über Goethe fehlte es an einer Biographie, die auf der Höhe der Wissenschaft stand und das gesamte, kritisch gesichtete Material in einem knappen Bande zusammenfaßte. Das Meisterwerk Hermann Grimms bietet Vorlesungen über Goethe und giebt nur die Hauptknotenpunkte seiner geistigen Existenz. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Meyer die ihm gestellte Aufgabe im ganzen vorzüglich gelöst hat, wenn auch im einzelnen noch unerfüllte Wünsche bleiben. Es ist immer mißlich, (wie der Verfasser ja auch selbst ausspricht) in solchem Werk an einen bestimmten Rahmen gebunden zu sein. Gerade die feineren Probleme leiden darunter. So ist das eigentliche Problem im Götz, das Hermann Grimm so fein auseinanderlegt, nur gestreift; so sind die seelischen Vorgänge bei Goethes Abschied von Wetzlar hier von einer Einfachheit der Konstruktion, die schwerlich der Wirklichkeit entspricht. Aber man darf besonders in der Goethelitteratur von einem Buch nicht alles wollen. Meisterhaft ist die Bewältigung der großen Massen, besonders in den Übergangsperioden, wo neue und alte Gestaltungen durcheinanderwirren; meisterhaft auch die Charakteristik Goethes in den verschiedenen Epochen. An Kleinigkeiten sei noch angemerkt, daß es doch eine starke Zumutung an den deutschen Leser ist, sich Wetzlar erst durch das Bild Canterburys, das von Hunderttausenden kaum einer kennt, zu vergegenwärtigen. Ein böser, dreimal wiederholter Druckfehler (S. 98 und 115) verlegt eine Reihe der Ereignisse von 1774 in das Jahr 1779. — Meyers Buch kann jedenfalls als eine sehr erwünschte Bereicherung der Goethelitteratur bezeichnet werden.

„Schwester-Seele". Roman von Ernst von Wildenbruch. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart 1894. Preis geh. M. 4; geb. M. 5). Wildenbruchs neuer Roman ist ein glänzend und blendend geschriebenes Buch, das seinen Weg machen wird. Aber daß es Erfolg haben wird, ist vielleicht zu bedauern. Denn es ist ein Buch ohne rechte künstlerische Liebe. Neben dem Motiv der Schwesterliebe hat Wildenbruch noch so manche andere Motive anklingen lassen. Aber keins ist recht zur Reife gekommen, alle sind sie theatralisch ausgenützt und dann achtlos bei Seite geworfen. Am fühlbarsten macht sich der Mangel an liebevoller Vertiefung da, wo Wildenbruch das Liebesmotiv behandelt, das das Motiv der Schwesterliebe ablöst. Die Heldin des Buches soll aus dem Bann der Schwesterliebe befreit werden und zu echter Liebe reifen: aber soviel Phasen sie durchmacht, soviel Gewänder sie abstreift — es bleibt immer noch ein Theatergewand darunter.

„Die Geschichte einer Trennung." Roman von J. Niemann. (Dresden, C. Reißner.) Die Heldin der Geschichte ist, ihrem Erleben nach, ein weiblicher Robert Elsmere. Was Mrs. Humphry Ward an lebendiger Gestaltungskraft voraus hat, ersetzt Johanna Niemann durch größere Gedankenschärfe und Wahrheit. — Luise Kramer, die Gattin eines liebenswürdigen und hochbegabten, aber starr am Buchstabenglauben haftenden Geistlichen gelangt durch eine Reihe täglicher Erfahrungen und Erlebnisse zu der Erkenntnis, daß ihre und ihres Gatten Ansichten über die wichtigsten Dinge weit auseinander gehen. In qualvollem Bemühen, Unversöhnbares zu versöhnen, setzt sie ihre ganze Kraft ein zu ernster Prüfung, und indem sie genötigt ist, der Wahrheit fest ins Angesicht zu sehen, erweitert sich nur die trennende Kluft. Luise ist ein Vollmensch, der es mit der Sünde gegen den heiligen Geist genau nimmt, wie die Ketzer und Märtyrer alter Zeiten. Für solche Menschen giebt es keine Kompromisse. Einmal Erkanntem müssen sie folgen, und wenn es in Not und Tod wäre. Sie verläßt den Gatten, neben dem ihr das Leben zu einer täglichen Lüge werden müßte, mit blutendem Herzen, aber ohne Zweifel. In Weltabgeschiedenheit widmet sie sich der Erziehung ihres etwas verwachsenen Töchterchens. — Bewundernswerte Feinheit der Beobachtung, großer Gedankenreichtum und strenger sittlicher Ernst machen auch diese Erzählung der leider noch viel zu wenig bekannten Dichterin zu etwas Hervorragendem. F. v. B.

„Daheim und Draußen." Novellen von Wilhelm Berger. (Berlin, Gebrüder Paetel, 1894, Preis 5 Mark.) Der Band enthält eine Reihe fein durchgeführter Erzählungen, die eine entschiedene Fähigkeit bekunden, sich in fremde Seelenzustände hineinzuversetzen. Am wirksamsten ist die erste Novelle, „Die Handschuhbraut", welche die feinen und häufig so perversen Äußerungen jener unleugbaren Anziehungskraft darlegt, die so oft eine nicht unedle Natur an einen moralischen Lumpen fesselt. Die Sprache Bergers ist gehaltvoll und edel; die Darstellung anschaulich.

„Bierblätter" und **„Aehrenlese".** Von Frida Schanz. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1895.) Zwei Bändchen Spruchstrophen in reizendem Festgewande, das erste nun schon in 3. Auflage, das zweite neu, bietet uns die beliebte Verfasserin gerade rechtzeitig dar. Die Leserinnen der „Frau" haben sich schon oft an den kernigen Sprüchen erfreuen können; wir können uns nicht versagen, einen der beherzigenswertesten herzusetzen:

„Des heut'gen Tages stiller Gram, — bedenkt:
Ist ers auch wert, daß wir uns drein versenken?
Was dich in einem Jahre nicht mehr kränkt,
Braucht dich auch heute nicht zu kränken."

„Gedichte" von Clotilde von Schwartzkoppen geb. von François. (Berlin, Vossische Buchhandlung.) Je mehr die Lyrik in neuerer Zeit zum Tummelplatz des Dilettantismus geworden ist, desto mehr ist es Pflicht der Kritik, ihres Amtes zu walten und aus der massenhaften Spreu das wahrhaft Wertvolle auszuscheiden. Das vorliegende Bändchen gehört zu diesem. Was es enthält, ist keine Dutzendware sondern der lyrische Ertrag eines Menschenlebens. Tiefes Gefühl und reiche Lebenserfahrung spricht aus diesen stimmungsvollen, den Stempel eines abgeklärten Empfindens, einer gereiften Persönlichkeit tragenden Liedern. Ein feiner Geist offenbart sich in ihnen, auch in der schönen, prägnanten, oft klassischen Form. Bei der Auswahl der Lieder ist die Dichterin sehr kritisch verfahren; aus einer älteren Sammlung von Jugendgedichten hat sie nur das Beste herübergenommen, und das Hinzugefügte ist fast durchweg von erster Güte. Gedichte wie: „Das Glück", „Die Jagd nach dem Glück", „Wald meiner Jugend", „Man lebt so hin" und andre gehören zu dem Besten, was die neuere deutsche Lyrik geschaffen. H. B.

„Haus Sachs." Zum 400jährigen Geburts-
jubiläum des Dichters. Im Auftrage der S

Digitized by Google

Nürnberg. Von Ernst Mummenhoff, Stadtarchivar. (Nürnberg 1894. Friedr. Korn'sche Buchhandlung. Preis 0,50 Mark.) Mit vielen trefflichen Abbildungen geschmückt, bietet das Buch von Mummenhoff ein charakteristisches Bild von der Persönlichkeit des Dichters und seiner Zeit. Freilich, das Bild wäre zu vertiefen gewesen, und der Verfasser ist manches — vielleicht das Beste — schuldig geblieben. Aber dafür ist sein Buch schlicht und volkstümlich geschrieben, wie Hans Sachs selbst ganz schlicht und ganz volkstümlich war. Und es ist ein Buch, das auf gründlichen Studien beruht und deshalb auch die fördert, die nicht alles darin finden, was sie suchten. Immerhin nimmt es unter den Publikationen zur Feier des Hans Sachs-Jubiläums ziemlich die erste Stellung ein.

„Flore und Blancheflur." Kulturhistorische Erzählung für die Jugend von Dr. Arthur Fränkel. (Halle a./S. Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. Preis Mark 2,70.) Die Sage von Flore und Blancheflur, die schon so oft im Laufe der Jahrhunderte Gegenstand der poetischen Darstellung gewesen ist, wird hier in neuem, anziehendem Gewande der Jugend geboten. Der Verfasser hat eine Reihe kulturhistorischer Schilderungen in seine Darstellung verflochten, so daß das Buch nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung auf dem Wege lebendiger Anschauung zu dienen vermag.

„Am Quell der Natur." Von Eduard Wolf-Harnier. Mit 70 Original-Handzeichnungen von dem Verfasser. (Berlin, R. Mickisch, Preis 3 Mark.) Das Buch bietet eine Sammlung von Märchen, Fabeln, Gedichten und Rätseln für die Jugend. Die Gedichte überwiegen vielleicht etwas zu sehr; der Verfasser rechnet augenscheinlich darauf, daß die erste Kindheit sich noch das Wohlgefallen an Reim und Tonfall bewahrt hat, das der älteren Generation mehr und mehr abhanden kommt.

„Boll's Musikalischer Haus- und Familien-Kalender" für 1895 ist soeben erschienen. Carmen Sylva, Ernst Pasqué, Robert Misch, Adolph Kohut u. a. haben Gedichte, Novellen, Erzählungen, biographische und litterarische Plaudereien 2c. beigesteuert; der musikalische Teil enthält Lieder und Klavierstücke von Vincenz Lachner, Felix Weingartner, Carl Lorenz, Robert Kutner.

„Die Leiden der Frauen, ihre Ursachen und ihre Verhütung." Von Dr. med. C. v. Wild. (Kassel, Brunnemann, 1894.) Für den jetzigen Stand der ärztlichen Thätigkeit ist es bezeichnend, daß mehr und mehr die Verhütung

„Goethes Frauengestalten." Von Dr. Louis Lewes. (Stuttgart, Karl Krabbe, Preis geb. 6 Mark.) Das Buch bildet ein Pendant zu „Shakespeares Frauengestalten" von demselben Verfasser. Ohne die Goethelitteratur durch selbständige Forschungen zu bereichern, giebt es eine dankenswerte Zusammenstellung der verschiedenen Frauengestalten, die der Dichter geschaffen, in Verbindung mit eingehenden Erörterungen der Beziehungen auf wirkliche Personen, deren Züge diese Phantasiegestalten mehr oder weniger tragen. Diese Beziehungen sind ja bei Goethe, der von sich selber sagte: „Meine Dichtungen sind Selbstbekenntnisse aus meinem Leben," besonders zahlreich. Zu einer ersten Orientirung ist das Buch wohl zu empfehlen; zu tieferem Eindringen führt es allerdings nicht.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Stollwerck's Herz Cacao
Ueberall käuflich!
Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig.
[60

Bei Beginn der langen Winterabende
versehe man sich mit Lesestoff aus:
Engelhorns
Allgemeine Romanbibliothek
Billiger als die Leihbibliothek.
Preis pro Band **50** Pf., geb. **75** Pf.
Vorrätig in allen Buchhandlungen und auf Bahnhöfen. Vollständiger Katalog mit kurzer Inhaltsangabe der bis jetzt erschienenen über 240 Bände **gratis** u. **franko** von **J. Engelhorn** in **Stuttgart.**

Digitized by Google

der Krankheiten durch angemessene Belehrung und vorbeugende Maßregeln in den Vordergrund tritt. Diesem Zweck dient auch das vorliegende Büchlein; es ist allgemein verständlich geschrieben und erleichtert das Verständnis durch eine Anzahl von Holzschnitten.

Kleine Mitteilungen.

Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin. Wie im Vorjahre, finden auch in diesem Winter eine Anzahl Vorlesungskurse über soziale Wohlfahrtseinrichtungen mit besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit der Frauen auf diesen Gebieten statt. Es werden zunächst lesen: Frau Sanitätsrat Schwerin über „Frauenpflicht im Haus und in der Gemeinde", drei Vorträge, jeden Montag von 11—12 Uhr; Dr. med. Freund, „Ausgewählte Kapitel der Volksgesundheitspflege", sechs Vorträge, jeden Montag von 12—1 Uhr; Dr. Hintze, „Über die sozialen Verhältnisse der Gegenwart", sechs Vorträge, jeden Freitag von 12—1 Uhr; Dr. Albrecht, „Ausgewählte Kapitel der Arbeiter-Wohlfahrt", sechs Vorträge mit Besichtigung von Wohlfahrtseinrichtungen 2c., jeden Freitag von 11—12 Uhr. — Karten sind bei der Vorsitzenden, Frau Bürgermeister Kirschner, NW., Alt-Moabit 90, sowie in den einzelnen Vorlesungen zu erhalten. Die sämtlichen Kurse werden in den Räumen des Viktoria-Lyceums, W., Potsdamerstraße Nr. 39, abgehalten.

Das Viktoria-Backpulver erspart der Hausfrau viel Zeit, Mühe und Aufregung, da es das so leicht mißratende „Hefenstück" völlig ersetzt. Es wird trocken mit dem Mehl vermischt und durchgesiebt. Leichtes Gebäck braucht wenig, und schweres Backwerk mehr Pulver; durchschnittschnittlich sind 15—20 Gramm auf 1 Pfund Mehl erforderlich. Der fertige Teig kann sofort gebacken werden, da das Aufgehen desselben erst im Ofen erfolgt. Die Firma M. Jaedicke giebt jeder Büchse ihres Backpulvers die Gebrauchsanweisung nebst einer Anzahl erprobter Rezepte bei. Das Pulver ist außer in der M. Jaedicke'schen Kroustaden-Fabrik, Berlin SW., Kochstraße 54a, in allen besseren Kolonial- und Delikatessenhandlungen zu haben.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule verbunden mit Pensionat
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerinnen-Examen**, weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **D. Ridder.**

Im Verlage von **Wilh. Rommel** in **Frankfurt a./M.** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mädchenbühne.
Zur Aufführung in Schulen und Instituten, herausgegeben von **L. Berg.**

I. **Rheinmärchen** in 4 Bildern mit drei Reigen. 90 Pf.
II. **Glück.** Lustspiel in 3 Akten. 70 Pf.
III. **Gänsehirtin.** Märchen in 6 Bildern mit 2 Reigen. 80 Pf.
IV. **Gute Freundschaft.** Lustspiel in 1 Akt. 60 Pf.
V. **Reigenspiele und Prologe.** a) Feldgeister, 3 Reigen. b) Waldmärchen, 2 Reigen. c) Blumenreigen, 2 Reigen. 4 Prologe. 70 Pf.

Prospekte gratis. Diese Stücke hatten bei ihrer ersten Aufführung großen Erfolg. [61

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel**, geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Lintstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar $2^1/_2$ % des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

25 Goldene Medaillen und Ehrendiplome
KEMMERICH'S
Fleisch-Pepton, Fleisch-Extract.
Von Ärzten empfohlen

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 Nn. **Jede Nr. 20 Pf.** Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik. Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,50 Mark.

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.
Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

I. Offene Schulstellen.

1. An eine mit Pensionat verbundene Schule in Schlesien wird 1. Januar 1895 eine geprüfte erfahrene Engländerin gesucht. Gelegenheit deutsch zu lernen.

2. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in Pommern wird zu Ostern 1895 eine evangelische, erfahrene, geprüfte Lehrerin für die Oberstufe gesucht, die Französisch und Englisch im Ausland erlernt hat. Gehalt 700 Mark.

3. Für dieselbe Schule wird zum gleichen Termin eine evangelische, geprüfte Lehrerin, die schon unterrichtet hat, für die Mittelstufe gesucht. Gehalt 500 Mark.

4. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in der Provinz Sachsen wird zum 1. Januar 1895 eine junge, evangelische, geprüfte Lehrerin, die Französisch auf der Oberstufe unterrichten kann, gesucht.

5. Für ein Pensionat in der Provinz Sachsen wird sofort eine evangelische, tüchtige Französin zur Konversation mit den Pensionärinnen gesucht.

6. Für ein Pensionat in der Provinz Sachsen wird sofort eine erfahrene Lehrerin, welche drei schwachbefähigte Knaben von $9^1/_2$, 14 und $14^1/_2$ Jahren und zwei desgleichen Mädchen von $15^1/_2$ und $16^1/_2$ Jahren zu unterrichten hat, gesucht. Unterrichtsfächer einer Bürgerschule. Dauernde Stellung. Gehalt 500 Mark.

7. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in der Provinz Posen wird zu Ostern 1895 eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht, welche auch das Turnexamen bestanden hat. Gehalt 480 Mark.

8. Für eine Privatschule in Holstein wird zum 1. Januar 1895 eine evangelische, geprüfte Vorsteherin gesucht. Anfangsgehalt 1200 Mark, steigt bis 1500 Mark.

9. Für eine kleine Privatschule in der Mark wird zum 1. Januar 1895 eine junge, evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht.

10. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in Pommern wird zum 1. Januar 1895 eine evangelische, geprüfte, erfahrene Lehrerin gesucht, die Qualifikation für Zeichnen, Turnen und Handarbeit hat.

11. Für eine Privat-Mädchenschule in Westfalen wird zu Ostern 1895 eine evangelische, geprüfte, erfahrene Lehrerin gesucht, die Französisch auf der Oberstufe unterrichten kann. Gehalt 1200 Mark.

12. Für eine Privatschule in Schlesien wird bald eine junge, evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht.

13. Für eine Privat-Töchterschule in Hessen-Nassau wird spätestens zum 1. Januar 1895 eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht, welche Qualifikation für Turnen und Handarbeit besitzt. Gehalt 900 Mark (später 1000 Mark).

II. Offene Stellen in Familien.

1. Auf ein Rittergut in Ostpreußen wird sofort eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 3 Mädchen von 10—13 Jahren und für 1 Knaben von 6 Jahren gesucht. Latein erwünscht. Gehalt 500 Mark

2. Nach Rumänien wird sofort eine sehr tüchtige Erzieherin mit perfektem Französisch und Englisch, im Ausland erlernt, und mit ausgezeichneter Musik für ein 13jähriges Mädchen gesucht. Gehalt 1440 Mark. Dauer des Engagements bis zur Vollendung der Erziehung des Mädchens.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Mädchenbühne. Bd. I. Rheinmärchen. Märchen in 4 Bildern von L. Berg. Preis 90 Pf. Bd. II. Glück. Lustspiel in 3 Akten von L. Berg. Preis 70 Pf. Bd. III. Gänsehirtin. Märchen in 6 Bildern und 2 Reigen von L. Berg. Preis 80 Pf. Bd. IV. Gute Freundschaft. Lustspiel in einem Akt von L. Berg. Preis 60 Pf. Bd. V. Reigenspiele und Prologe von L. Berg. Preis 70 Pf.

Die Frauenfrage. Von Adolf Philippi. (Bielefeld-Leipzig. Belhagen und Klasing.) Preis 80 Pf.

Ein Manuscript. Von Bertha v. Suttner, 3. Auflage. (Dresden, E. Pierson.) Preis broch. 3 Mark.

Erzählte Lustspiele. Von Bertha v. Suttner, 3. Auflage. (Dresden, E. Pierson.) Preis broch. 3 Mark.

Mademoiselle. Roman von J. M. Peard. (Engelhorns Romanbibl. XI, Bd. 4, Stuttgart, J. Engelhorn.) Preis broch. 50 Pf.

Innenschau und Ausblick. Von Carola Blacker. Mit einem Wort der Einführung von Moriz Carrière. (Heidelberg, Georg Weiß). Preis 2 Mark.

Am Quell der Natur. Märchen, Gedichte und Fabeln von E. Wolf-Harnier. (Berlin, R. Mickisch.) Preis geb. 3 Mark

Undine. Dramatisches Märchenspiel in 4 Akten von Margarethe v. Witten. (Leipzig, Georg Wigand.) geh. 80 Pf., geb. 1,50 Mark.

Goethes Frauengestalten. Von Dr. Louis Lewes. (Stuttgart, Karl Krabbe.) broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen von Rich. Nordhausen. (Leipzig, Karl Jakobsen.) Preis broch. 3,75 Mark, geb. 4,50 Mark.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowiek von Rich. Nordhausen. (Leipzig, Karl Jakobsen.) broch. 4,20 Mark, geb. 5 Mark.

Tot. 2 Novellen von Marcellus Emants, übersetzt aus dem Holländischen von Anna Crous. (Berlin, Bibliogr. Bureau.) Preis broch. 2 Mark.

Verführt — Verlassen — Verloren. Moderne Novelle von A. v. Villamosy. (Berlin, Bibliograph. Bureau.) Preis broch. 1,50 Mark.

Die Leiden der Frauen, ihre Ursachen und ihre Verhütung von Dr. med. C. von Wild-Kassel. (Kassel, Max Brunnemann.)

Das Waldhaus am Strande. Erzählung für die Jugend. (Altenburg, Stefan Geibel.) Preis geb. 3 Mark.

Die Spinnstube. Ein Volksbuch für das Jahr 1895 (fünfzigster Jahrgang). (Altenburg, Stefan Geibel.) Preis 1,60 Mark.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [22

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Eberswalde bei Berlin.

Badeort. [34

Unterr.-, Fortbild.-, Wirtschaftsinstitut u. Kochschule f. Töcht. gut. Famil. Vorzgl. Körperpfl., gemütl. Familienleb. Engländ. u. Franz. im Hause. Preis 700 Mk. inkl Unterricht. Vorsteherin **Frau Laacke.**

[59

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

3. Nach Griechenland wird sofort eine tüchtige deutsche Erzieherin mit gutem Französisch, womöglich für Musik geprüft, für 5 Kinder von 7—13 Jahren gesucht. Die Kinder besuchen die Schule. Gehalt 800—900 Mark.

4. Nach der Mark wird sofort eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 2 Mädchen von 10 und 11 Jahren, die zusammen unterrichtet werden, und für 1 Knaben von 6 Jahren gesucht.

5. Für eine vornehme Familie in Norddeutschland wird zum 1. Januar 1895 eine evangelische, sehr tüchtige Erzieherin, die längere Zeit in Paris war, für ein 15 jähriges Mädchen gesucht. Engagement auf 1½—2 Jahre.

6. Nach Schlesien wird sofort eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 2 Mädchen von 13 und 15 Jahren gesucht.

7. Nach der Provinz Hessen-Nassau wird eine evangelische, erfahrene Erzieherin mit perfektem Englisch, eventuell Engländerin, für 3 mutterlose Kinder gesucht. 2 Mädchen von 9 und 7 Jahren besuchen die Schule, 1 Knabe von fast 6 Jahren noch nicht. Die Erzieherin hat die Verantwortung für das geistige und körperliche Wohl der Zöglinge zu übernehmen.

8. Nach Mitteldeutschland wird sofort eine geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit ernst christlichem Sinn, für 3 Mädchen von 13, 12 und 9 Jahren gesucht. Die 12 jährige ist ganz, die andern in Sprachen und in Musik zu unterrichten. Gehalt 600 Mark.

9. Nach Holstein wird in die Familie eines Arztes eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für drei Mädchen von 12—13 Jahren gesucht. 1 Mädchen von 16 Jahren ist in Englisch, Französisch und in Musik zu fördern. Gehalt 600 Mark.

10. In eine israelitische Familie in Norddeutschland wird bald eine tüchtige Erzieherin für ein 13 jähriges Mädchen gesucht, das in den Elementarfächern und in den Sprachen zu unterrichten ist.

11. Eine vornehme katholische Familie in Schlesien sucht zum 1. Januar 1895 eine erfahrene, musikalische Erzieherin gleicher Konfession für ein 15 jähriges Mädchen, das in allen Fächern zu unterrichten ist. Die Erzieherin muß Französisch und Englisch im Ausland erlernt und schon ähnliche Stellung bekleidet haben.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine 35 jährige, reformierte, geprüfte Lehrerin, die in Frankreich und in Spanien war und auch im Italienisch, Malen und Violine unterrichtet.

2. Eine 20 jährige, israelitische, geprüfte Lehrerin, die sehr musikalisch ist, französisch spricht und auch die Anfangsgründe des Latein und Italienisch unterrichten kann.

3. Eine 23 jährige für Handarbeit und Turnen geprüfte, evangelische Lehrerin.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das II. Quartal (Januar-März 1895) noch im Monat Dezember zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 4. Januar 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

In der Neujahrsnacht.

Der Holzwurm nagt im alten Eichenschrein,
Der Zeiger geht; es ist die Nacht der Wende. —
Mir klingt kein Glas, kein Glückwunsch jubelt drein,
Mir ballt der Trotz die schaffensmüden Hände!
„Sink hin, sink hin — ich ruf' Dich nicht zurück,
Wie schrie mein Herz, und alles blieb beim alten!
Nur Trug und Täuschung war Dein lachend Glück,
Du altes Jahr, Du hast nicht Wort gehalten!"

*

„Einst kamst Du wohl in goldner Sterne Zier,
Und Kränze winkten, und Dein Schritt schien Segen.
O, tausend Stirnen hoben sich zu Dir,
Und tausend Lippen jauchzten Dir entgegen!
Und heut? — Tritt her, sieh Dich noch einmal um,
Eh' sich Dein Pfad verliert im ew'gen Schweigen:
Die tausend Lippen wurden blaß und stumm,
Die tausend Stirnen mußten tief sich neigen!"
— Vergrollend klingt's. Die Wanduhr tickt dazu,
Den Wurm im Schrein — hörst Du ihn heimlich bohren?
Ich aber bring' mein wildes Herz zur Ruh,
Das sich so tief in Trutz und Traum verloren.
Es hofft nichts mehr; ihm ist, als ob nun sacht
Sein Glück, sein Schmerz für alle Zeit entschliefe —
Da schwingt ein Ton sich mächtig durch die Nacht
Und braust empor und reißt es aus der Tiefe.

*

Hörst Du den Klang? Laß Gräber Gräber sein!
Brich Deinen Mut nicht an vergang'nen Stürmen!
Das Leben ruft — ein neues Jahr zieht ein,
Schon hallt sein Gruß von fernen Glockentürmen.
Empor die Stirn und mach Dich froh bereit,
Des jungen Jahres erstem Klang zu lauschen,
Und stolzen Flugs durch die verjüngte Zeit
Laß adlerschwingig Deine Träume rauschen!

Karl Busse.

Digitized by Google

Hysterie und Erziehung.

Von

Dr. med. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Eine hysterische Frau ist ein beklagenswertes Geschöpf, und was es bedeutet, eine solche sein eigen zu nennen, davon können die betreffenden Ehemänner ein Lied singen; nicht gerade ein erbauliches und erfreuliches. Nervosität, Neurasthenie, Hysterie — die Modekrankheiten unserer Tage — sind kein beglückendes Trio; namentlich dem Wort „Hysterie" haftet so etwas an, was niemand gern auf sich nehmen möchte. Manche Dame spricht mit einiger Vorliebe von ihren schwachen Nerven; auch die Neurasthenie läßt sie sich noch gefallen, es klingt vornehm und fordert Berücksichtigung; aber wehe dem Arzt, der ihr sagen würde: „Gnädige Frau, Sie sind hysterisch!" Natürlich versteht er den Fall nicht, und man geht zum nächsten Spezialisten, der dem Ding einen andern Namen giebt.

Die Hysterie ist eine Krankheit, die auf dem Boden einer angebornen oder erworbenen Nervosität erwächst. Es liegt wohl etwas Wahres in dem oft citierten Satz, daß wir in dem Zeitalter der Nervosität leben.

Dem Begriff der Nervosität begegnet man in medizinischen Schriften früherer Jahrhunderte kaum; unsere Vorfahren in der „guten alten Zeit" konnten in Handel und Wandel alle Dinge mit größerer Muße betreiben. Sie wurden durch große Ereignisse auch wohl gewaltig durchgeschüttelt, hatten dann aber auch wieder Zeit, sich nachträglich gehörig zu besinnen und aus den Ereignissen mit Ruhe das Facit zu ziehen. Anders steht es heutzutage. Das hastige Ringen um Brot und Lebensstellung, die Masse der Anregungen und Impulse, welche auf gesellschaftlichem, beruflichem und politischem Gebiet auf den Menschen, namentlich den Großstädter eindringen, — für den, der produktiv thätig ist, die Notwendigkeit, alles möglichst schnell in sich aufzunehmen und nutzbringend zu verarbeiten, um nicht von andern überflügelt zu werden — kurz, unser ganzes hastiges Leben und Treiben bringt es mit sich, daß unsere Nerven leichter erregbar, feinfühliger und oft übermüdet sind. In der Großstadt ist es außerdem noch in einigen Kreisen der hastige, sich überstürzende Geselligkeitsstrudel, der nervös macht; die Kinder der Großstadt, denen die Natur zum Teil schon durch Vererbung das zweifelhafte Geschenk des feiner und erregbarer angelegten Nervenlebens mit auf den Weg gab, wachsen unter dem Einfluß einer nervösen Mutter, eines überarbeiteten Vaters auf; was Wunder, daß auch bei ihnen die Anlage zur Entwicklung gelangt! — In andern Kreisen sind es der erschöpfende Kampf um das Dasein, traurige Lebensschicksale, Enttäuschungen, unter Umständen auch wohl körperliche Krankheiten, welche für längere Zeit die physische und psychische Resistenz vermindern und somit den Boden für die Krankheit bereiten.

Digitized by Google

Immerhin: „Die Stimmungen, welche zur Hysterie führen, hängen nicht nur von den äußern Ereignissen, sondern weit mehr von der individuellen Auffassung der äußern Ereignisse ab; dasselbe Schicksal, welches an dem einen Individuum spurlos vorübergeht, kann für ein anderes die Quelle der tiefsten und dauerndsten Verstimmung werden." (Niemeyer.)

Es ist uns nicht gegeben, den Jungen, die ins Leben hineingehen, den Weg zu ebnen, Enttäuschungen, Fehlschläge, Kränkungen ihnen fern zu halten; vielleicht aber wäre es doch möglich, ihnen eine solche Grundstimmung und Auffassung des Lebens beizubringen, daß jene krankhafte Verstimmung des Gefühlslebens nicht aus den unvermeidlichen Konflikten resultiert!

Es handelt sich also um folgende Fragen:

1. Wie zeigt sich die Hysterie im Gefühlsleben?

2. Ist es möglich, durch erziehliche Einwirkung in der Kindheit und Jugend dem Entstehen der Krankheit vorzubeugen?

Um nicht in den Verdacht zu kommen, eines der schwierigsten ärztlichen Probleme so obenhin behandeln zu wollen, erkläre ich von vorn herein, daß von den ungemein zahlreichen und wechselvollen Erscheinungen der Hysterie hier nur die das Gemütsleben betreffenden, und unter diesen auch nur die von jedermann als krankhaft oder eigentümlich erkennbaren, ins Auge gefaßt werden sollen; alles übrige gehört in das fachlich ärztliche Gebiet.

Was ist denn nun Hysterie, und weshalb will niemand für hysterisch gelten?

Früher half man sich kurzweg aus der Verlegenheit, indem man sagte: all die tausend Leiden und Kapricen der Hysterischen sind nichts als Verstellung, — und wer besonders wohlwollender Gemütsart war, plaidierte für Einbildung, Selbsttäuschung oder „sich gehen lassen". Diese Auffassung hat allerdings recht oft den Schein für sich; — der Arzt, und wer sonst noch tiefer zusieht, findet aber bald, daß all den kapriciösen Erscheinungen etwas wirklich Krankhaftes im Gemüts- oder Seelenleben zu Grunde liegt.

Sehen wir uns also einmal eine Dame an, von welcher die Welt und wir selbst die Ansicht haben, sie sei hysterisch — ich glaube, jedermann findet in seinem Bekanntenkreise eine oder die andere Persönlichkeit, für welche er das Epitheton passend hält — (durchaus nicht immer gehören dieselben den oberen Zehntausend an): welche Eigentümlichkeiten fallen uns da zunächst in die Augen?

Zunächst klagt die Hysterische gern; sie wird geplagt von tausenderlei Leiden, unangenehmen Erscheinungen, Schmerzen hie und da, — nirgends etwas recht Positives, Greifbares. Da wechseln Migräne, Beklemmungen, nervöses Herzklopfen, dem keine körperliche Anomalie zu Grunde liegt, ꝛc. — und wo ein greifbares körperliches Leiden vorliegt, scheint es uns wohl, als ob dasselbe in übertriebener Weise aufgebauscht würde, als ob die Intensität der Klagen in keinem Verhältnis zu dem Übel stände. Die Kranke wird von einem intensiven Krankheitsgefühl beherrscht, von der Vorstellung, schwer krank zu sein, und sucht unbewußt nach Erklärungen für dieses Krankheitsgefühl; ja, schon die Vorstellung eines möglicherweise kommenden Leidens giebt ihr die Empfindung lebhaften Schmerzes. In vielen Fällen besteht ganz im Hintergrunde der Gedanken, im Unterbewußtsein, die unbestimmte Furcht, man könnte doch am Ende all die Leiden nicht so recht ernsthaft nehmen, sie nicht wirklich für so krank halten, wie sie sich fühlt, und es kann bei Personen, welche sich und andern gegenüber der

Digitized by Google

Wahrheit nicht so ganz genau nehmen, wohl vorkommen, daß ein bischen Komödienspiel mit unterläuft; ich betone aber ausdrücklich, nur bei einer Minderzahl. — Nun sprechen wohl viele Menschen recht gern von ihren eigenen Leiden, — von den Krankheiten anderer aber hört niemand besonders gern. Die Hysterica wird den meisten ihrer Bekannten einfach langweilig. — „Bitte, nehmen Sie sich doch ein wenig zusammen," — wer es wagen darf, ist mit diesem Trost gar leicht bei der Hand, und ich kann mir wohl vorstellen, daß die armen Hysterischen mit ihrem intensiven Krankheitsgefühl ganz rabiat werden, wenn in solcher Weise implicite ein Zweifel an ihrem guten Willen geäußert wird.

Eine andere Klippe in dem täglichen Umgang mit Hysterischen ist der häufige und scheinbar unmotivierte Wechsel der Stimmung. „Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt," — letzteres zuweilen wirklich ohne äußere Veranlassung, manchmal auf ganz geringfügige Ursachen hin, die bei einem in normalem Gleichgewicht befindlichen Menschen nur ein Achselzucken hervorrufen würden. Diese tiefen Verstimmungen sind ein rechtes Kreuz für die Hausgenossen; die große Empfindlichkeit, das ewige Gekränktsein zwingt die Umgebung zu stetem Lavieren, zu dem „Umgehen wie mit einem rohen Ei." — Dabei kann man aber erleben, daß große Schicksalsschläge überraschend gut getragen werden; eine Frau, welche über eine vermeintliche oder wirkliche ehemännliche Rücksichtslosigkeit Krämpfe bekommt und bei einer kleinen Enttäuschung tief geknickt ist, findet vielleicht ruhig und sicher ihren Weg, wenn ihr der Gatte und Versorger genommen wird und sie allein der Welt gegenüber steht. Großes Unglück, sowie klar vor Augen liegende Pflichten, wirken eben als Stimulans und wecken die bei den Vorkommnissen des Alltagslebens schlummernde Energie — nota bene, nur wo solche überhaupt vorhanden ist. In solchen Fällen wird dann wohl die Frage laut: „Warum konnte die Frau nicht früher schon anders sein?" — Ja, warum?

Was aber am meisten der armen Hysterischen in der Achtung und Liebe ihrer Mitmenschen schadet, ist ein gewisser Egoismus auf psychischem Gebiet, — oft auch auf materiellem — welcher sich beinahe notwendigerweise bei ihr entwickeln muß. Ihre Umgebung weiß, daß schon geringe Anlässe bei ihr die Stimmung verderben; — lebt sie in einer Umgebung, welche eventuell unter diesen Stimmungen zu leiden hätte, so ist es völlig begreiflich und schon durch die Rücksicht auf das allgemeine Wohlbehagen gerechtfertigt, daß die kleinen Widerwärtigkeiten des Alltagslebens ihr möglichst fern gehalten werden; daraus resultiert allmählich der Anspruch, daß dies immer geschehe — und das geistige Sybaritentum ist fertig. Sehr gern spielt die Hysterische ein wenig Märtyrerin; sie ist geneigt sich als Opfer der Verhältnisse anzusehen; ihre ‚Nervosität' stammt daher, daß sie früher ihre Kräfte zu sehr angestrengt, Eltern oder Gatten gepflegt hat ꝛc. Daher ist sie jetzt berechtigt, größere Rücksicht zu erfahren; der leise Zweifel der Zuhörenden muß sich hinter gläubigen Mienen verstecken, soll nicht tödliches Gekränktsein die Folge sein.

Sehr eigentümlich und in hohem Maße zu Mißdeutungen Veranlassung gebend ist der häufige Wechsel in dem Befinden der Hysterischen. Die Dame, welche wir vielleicht morgens im elendesten Zustande, mit heftigen Nervenschmerzen, in verdunkeltem Zimmer auf dem Sofa fanden, zu jeder Anstrengung unfähig, nicht imstande einen vernünftigen Gedanken zu fassen oder zu äußern, treffen wir möglicherweise abends in großer Gesellschaft, angeregt, heiter, froher Laune, strahlend vor Gesundheit und in gewählter Toilette! Vielleicht fängt morgen wieder der alte Jammer an, — aber ein

Digitized by Google

Besuch kommt, irgend ein anregender Zwischenfall, ob fröhlicher oder erschütternder Art, spielt sich ab, und verschwunden sind die Schatten, die Migräne, die Hinfälligkeit, — die Energie erwacht; vor dem lebhaften Gedankeninhalt schwindet das Krankheitsgefühl, und die Leistungsfähigkeit kann, so lange die Anregung dauert, eine beträchtliche sein. Ein anderes Bild: die hysterisch Gelähmte ist vielleicht durch Jahre hindurch dem Rollstuhl verfallen; sie möchte, sie will sehr gern gehen, aber in ihrem Gehirn sitzt fest und durch alles Räsonnement unerschütterlich die Vorstellung, daß sie es nicht kann, — die Glieder versagen den Dienst, der Willensimpuls wird nicht bis zu ihnen hingeleitet; — da erscheint das „Stehe auf und wandle" in irgend einer Form, — durch eine große körperliche Gefahr, der nur durch schnelle Flucht zu entgehen ist, — durch das Wort des Hypnotiseurs, durch irgend eine andere Vorstellung von gewaltiger Intensität, die im stande ist, jene erste zu verdrängen, — und gebrochen ist der Bann, die Krücken sind abgethan, frei und sicher geht die Gelähmte ihres Weges.

Ist nun das Leiden vorher Verstellung, sind all die Ansprüche an die Geduld und Hilfe anderer böser Wille gewesen? Sicherlich nicht; es wäre auch gar zu dumm; denn die Hysterische leidet mindestens ebenso sehr wie ihre Umgebung. Sie ist wirklich krank, wenn auch nicht in der Weise, wie sie es zu sein glaubt; ihr Leiden besteht eben in jenem intensiven Krankheitsgefühl, in jener körperlichen und psychischen Überempfindlichkeit, die häufig wie absichtliche Übertreibung aussieht, und die Ursache ist, daß dieser Krankheit durchschnittlich nicht das ungetrübte Mitgefühl entgegengebracht wird wie anderen Krankheiten.

Das Charakteristische der Hysterie der Gemütssphäre besteht also in einer erhöhten Erregbarkeit und Verwundbarkeit. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen dem auf die Psyche einwirkenden Reiz und der resultierenden Wirkung; — letztere wächst übermäßig an, ohne daß — wie bei normal veranlagten Menschen — der Wille regulierend und ebnend eintritt. Wir haben also ein Recht, von einem Überwiegen der Reflexe bei den Hysterischen zu sprechen, und dem entsprechend von einer Schwäche des Willens dem eigenen Ich gegenüber, wenn es sich darum handelt, dem eigenen Empfinden, den Eindrücken, welche die Psyche getroffen, entgegenzutreten. Der Refleximpuls überwiegt gegenüber dem Willensimpuls. Von allgemeiner Willensschwäche kann jedoch nicht die Rede sein; der Außenwelt gegenüber wissen die betreffenden Kranken im Gegenteil ihren Willen oft sehr energisch geltend zu machen, und nicht nur durch die kläglichen Mittel der Migränen und Ohnmachten, sondern, wo es sich um Außendinge handelt, mit aller Ruhe und klaren Verstandesargumenten.

Nehmen wir zu dieser psychischen Hyperästhesie und der damit verbundenen Schwäche des Willens dem eigenen Ich gegenüber als drittes noch jenes Beherrschtwerden von vorgefaßten Meinungen und Vorstellungen, dessen schon Erwähnung gethan wurde, so lassen sich aus diesen Eigentümlichkeiten wohl die Mehrzahl der Erscheinungen der Hysterie auf dem Gebiet des Gemütslebens erklären.

Ist es nun möglich, durch Erziehung der Entstehung jener Eigentümlichkeiten vorzubeugen?

Ich glaube in der That, daß eine richtig geleitete Erziehung viel erreichen und auch bei sonst nervös veranlagten Kindern in hohem Grade vorbeugend wirken kann, so daß wenigstens die schlimmsten und das Individuum am meisten schädigenden Formen gemütlicher Hysterie nicht zur Entwicklung kommen, auch unter sonst ungünstigen

Digitized by Google

Lebensverhältnissen. Es wäre in der Erziehung anzustreben: 1. psychische Abhärtung (natürlich auch physische); 2. Übung in Selbstkontrolle und Selbststeuerung; Konsequenz im Denken und Handeln; 3. Wahrheitsbedürfnis nach außen hin und gegen das eigene Ich: Selbstkritik; 4. konkreter Gedankeninhalt; 5. Erweiterung des Horizontes von den Interessen des eigenen Ich zu denen der Allgemeinheit.

Wie steht es nun in der That mit jener psychischen Abhärtung in den sogenannten „guten Familien"? Nun, im allgemeinen sieht man jetzt schon mehr als früher ein, daß es nichts nützt und unthunlich ist, die Kindesseele vor unangenehmen und betrübenden Eindrücken allzu ängstlich zu schützen. Ist es denn überhaupt möglich, in unserer Zeit, wo Meinung und Widerspruch stetig aufeinander treffen, wo die Freiheit des einzelnen doch nur soweit geht — oder gehen sollte — daß die Freiheit des Nächsten nicht dadurch beeinträchtigt wird, den Friktionen zu entgehen? Und wenn das nicht möglich ist, ist es da nicht viel besser, die Kinder frühzeitig daran zu gewöhnen, daß sie Nichterfüllung ihrer Wünsche, Enttäuschungen, Widerspruch und Korrektion ertragen lernen? Je weniger die Kinder geübt werden sich zu beherrschen, je ungemessener ihre Wünsche erfüllt werden, je mehr man ihnen gestattet, sich wegen einer abgeschlagenen Erlaubnis, einer getäuschten Hoffnung ungeberdig zu zeigen, um so leichter werden sie später hysterisch (Niemeyer). Die Pflicht der Selbstbeherrschung muß dem Verständnis des Kindes nahe gebracht werden. Die Mittel dazu sind selbstverständlich nach dem Alter verschieden zu wählen; im frühsten Kindesalter ist die Gewöhnung an strikten Gehorsam erstes Erfordernis. Besser als durch Drohung und Strafen erreicht man diesen durch Appell an Einsicht und Ehrgefühl, und man kann damit kaum zu früh beginnen. „Do behave like a gentleman, — like a lady", — diese Worte, die man so oft in englischen Kinderstuben hört, erscheinen uns, an drei- und vierjährige Kinder gerichtet, wohl komisch, und doch verfehlen sie auf die Länge ihren Zweck nicht, den Kindern die Pflicht der Selbstkontrolle einzuprägen; zumeist allerdings nur die äußerliche Selbstkontrolle in Benehmen und Haltung; aber auch das wirkt erziehlich. — Freilich giebt es noch genug Mütter, die anders denken. Sie meinen nicht sorgfältig genug Temperament und Gemüt des Kindes oder des heranwachsenden Mädchens vor jedem aufregenden und unangenehmen Eindruck bewahren zu können, und da giebt es ein Wort, welches Müttern dieser Kategorie vortrefflich zu statten kommt. „Mein Kind ist hochgradig nervös veranlagt, es darf sich absolut nicht ärgern und aufregen," — heißt es da; die größte Ungezogenheit und Ungeberdigkeit heißt euphemistisch Nervosität! —

In der That wird mit dem Wort ein ungeheurer Mißbrauch getrieben und viel Unheil angerichtet. Es müßte eigentlich aus dem Sprachschatz des normalen Hauses gestrichen werden, denn es paralysiert das Gefühl der Pflicht zur Selbstkontrolle. In verschiedenen Häusern, in denen ich Hausarzt bin, ist es verpönt, und die jungen Mädchen wachsen auf in dem Gefühl, daß es eigentlich etwas Schimpfliches sei, nervös — und eine Ehre, gesund zu sein; und die Mütter sind gewarnt, das Wort weder in Bezug auf sich selbst gelten zu lassen, noch zu gestatten, daß es von Fremden in das Haus importiert werde. Sogar, wo notorische Nervosität vorhanden, sollte man nicht allzu bereit sein, sie zuzugestehen. Lasse man ein Kind, ein junges Mädchen hören, daß es „nervös" sei; liebevoll wird es das Wort aufnehmen und bewahren und vor sich selbst darin eine Entschuldigung finden für Launenhaftigkeit, Aufgeregtheit, Maßlosigkeit in Freude oder Ärger. Das Kind, das sich blau schreit, das junge Mädchen,

Digitized by Google

das einem ersten, halb eingebildeten Liebeskummer nachhängt, — läßt man sie hören, daß sie „nervös" sind, so ist jede Reaktion zu Ende: das Kind wird wieder und wieder schreien, um seinen Willen durchzusetzen, das junge Mädchen wird in Grübeleien und Wehleidigkeit versinken und sich für berechtigt halten, kränklichen Gefühlen nachzuhängen und darüber naheliegende Pflichten zu versäumen — bis die natürliche Jugendkraft von selbst wieder den Dunst vertreibt (was ja Gott sei Dank nach einiger Zeit meist als gesunde Reaktion noch eintritt), anstatt von vorn herein durch vernünftiges Nachdenken und scharfe Selbstkritik dem Seelenspuk kurzweg ein Ende zu machen!

Also man gestatte den Kindern nicht, nervös zu sein oder sich dafür zu halten; man gestatte ihnen aber auch nicht, vorgefaßte Meinungen zu haben und danach zu handeln. Dies Beherrschtsein von falschen Vorstellungen zeigt sich beim Kinde gewöhnlich zuerst in der Weise, daß dem „ich will nicht" oder „ich mag nicht" das „ich kann nicht" substituiert wird. Und zwar geschieht das in gutem Glauben. „Ich kann die Suppe nicht essen, ich kann die Lektion nicht lernen, ich kann diese oder jene Gewohnheit nicht ablegen" — wie oft schallt es so aus der Kinderstube! „Ich kann dies oder das nicht aushalten, kann nicht rechtzeitig aufstehen, habe keine Zeit diese Arbeit, jene Pflichten zu erfüllen," sagt das junge Mädchen, das bei einem interessanten Buch ein paar Stunden der Nacht zugebracht hat und am Morgen müde und schlaff und unlustig zu dem Alltagstagewerke ist. — Was ist nun da zu thun? Soll in der Kinderstube sofort der Zwang mit Drohen und Strafen eintreten, dem heranwachsenden jungen Mädchen gegenüber die volle Schale mütterlichen Zornes sich ergießen? Gewiß nicht, oder nur im äußersten Notfall; denn wie gesagt, in manchen Fällen sprechen die Kinder in gutem Glauben. Wenn ich jemand erziehen will, so muß ich ihn zur Einsicht bringen; immer wieder an Verstand und Ehrgefühl appellieren, immer wieder zu Versuchen ermuntern, und bringt man es auch nur soweit, daß das Kind statt des „ich kann nicht" das „ich mag nicht" setzt, — es weiß dann wenigstens, was es von sich zu halten hat.

Und damit wären wir denn zur Gewöhnung zur Wahrheit gelangt, zur Wahrheit gegen andere und zu jenem Wahrsein gegen sich selbst, das man zutreffender Selbstkritik nennen kann. Bekanntlich fällt es phantasievollen Kindern oft schwer, Wirkliches und in der Phantasie Geschautes auseinander zu halten. Sie haben hunderttausend Menschen gesehen, wo vielleicht nur zehn waren; sie haben Begegnungen mit Elfen und Feen gehabt u. s. w. Ein kleines fünfjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft erzählte die wunderbarsten Abenteuer, die ihr und ihrer kleinen Schwester im Storchteich begegnet sein sollten, bevor der Storch sie ihrer Mama gebracht, und glaubte selbst fest daran. Man hüte sich, solche Phantasien als Lügen zu behandeln. Allerdings wird es sehr notwendig und freilich auch sehr schwierig sein, Kindern dieser Art die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie klar zu machen, — keinesfalls darf man sie für solche Phantasien schelten oder strafen. Eine offenbare, zu einem bestimmten Zweck vorgebrachte Lüge möge man strafen; bei der Erziehung zur Wahrheit gegen sich selbst ist ein anderes Verfahren am Platz. Alle jene kleinen tricks, die halben Wahrheiten und kleinen Täuschungen, die Schmeicheleien, um bestimmte Zwecke zu erreichen, die in den Kinderstubengeschichten so niedlich erscheinen, führe man auf die Motive zurück; man lache nicht über die kleinen Schlauheiten, sondern wo immer der Weg nicht ganz gerade ist, decke man ihn erbarmungslos auf, sobald das Verständnis des Kindes soweit entwickelt ist, daß bloß instinktives Handeln ausgeschlossen erscheint. Ich habe

Digitized by Google

ein sehr unwahres Kind gekannt, das, bei dem Ausleeren einer Zuckerdose überrascht, über dieselbe hinkniete und mit erhobenen Händchen sein Abendgebet hersagte; — die List wurde entdeckt und der Vorgang als amüsante Anekdote und Beweis der Schlauheit des Kindes in der Familie kolportiert, auch wohl im Beisein des Kindes erzählt. Das Mädchen ist ihr ganzes trauriges Leben lang die Lüge gegen sich und andere nicht losgeworden.

Bei allen nicht ganz klaren Handlungen des Kindes frage man: weshalb hast du dies gethan? und wo das Kind die Antwort schuldig bleibt oder die Triebfedern seiner Handlung selbst nicht klar erkennt, suche man es ruhig und freundlich zur Einsicht zu bringen. Ja, die Erkenntnis der Motive! Wie manche Handlung bliebe auch im spätern Leben ungethan, wenn die Menschen sich stets über das, was sie dazu veranlaßt, klar wären; wie herzlich würden sie sich oft ihrer Triebfedern schämen! Wie manches niederdrückende Reuegefühl bleibt denen erspart, die als Kinder schon lernen, sich über sich selbst Rechenschaft abzulegen!

Es giebt genug erwachsene Menschen, die nie eine offenbare Lüge sagen und die doch durch und durch unwahr sind, — die nie die Gewohnheit verlieren, sich selbst etwas vorzumachen und stets vor sich selbst wie vor anderen mit geschminkten Gefühlen paradieren. Und dergleichen beginnt schon im Kindesalter. Es braucht eine Unwahrheit gegen andere gar nicht direkt hervorzutreten, und doch liegt in dem ganzen Gebahren, in den Motiven des Verhaltens gegen Spielgefährten und Erwachsene, in dem Begriff über die eigene Persönlichkeit etwas Unwahres, dessen das Kind sich gar nicht selbst bewußt wird und wofür es also nicht gestraft werden kann.

Wie es nun zu machen ist, dem Kinde das Bedürfnis der Wahrheit gegen sich selbst beizubringen, das kann in jedem einzelnen Fall nur der Takt und die Einsicht vernünftiger Eltern und Erzieher entscheiden. Freundliches, eingehendes Zureden — nicht Predigen — Klarlegung der Sachlage und der Triebfedern, vor allem ein Appell an Ehrgefühl, Rechtsbewußtsein, Einsicht werden es dem, der das Vertrauen des Kindes besitzt — aber auch nur diesem — endlich ermöglichen, — vielleicht nicht gleich und beim ersten Vorkommnis, aber doch allmählich — dem Kinde begreiflich zu machen, worin seine Unwahrhaftigkeit beruht, und daß es sich selbst die Wahrheit sagen muß. Was aber dem Kinde zur Gewohnheit geworden, wird auch der Heranwachsende weiter üben!

Selbstverständlich ist diese gesunde Selbstkritik, welche die Erziehung anstreben und dem Kinde als Hüterin mit auf den Lebensweg geben soll, etwas ganz anderes als die kränkliche selbstgefällige Reflexion über die eigenen Gefühle, der wir so häufig in den Tagebuchblättern einer früheren Epoche begegnen, — jener Reflexion, der stets das ungemein Interessante der eigenen Gefühle gegenwärtig war, auch wo sie scheinbar gegen dieselben kämpfte. Glücklicherweise ist unsere Zeit für diese Art Selbstbetrachtung nicht besonders veranlagt und die Gefahr des Abirrens nicht groß.

Ein anderes Vorbeugungsmittel gegen die Hysterie des Gemüts ist ein konkreter Gedankeninhalt, der von dem eigenen Ich, von der allzu großen Subjektivität ablenkt. Von größter Bedeutung ist dafür im Kindes- und Jugendalter die Auswahl der Lektüre. In der Dezembernummer dieses Blattes ist über dies Thema ein Aufsatz von Helene Lange erschienen. Die darin ausgesprochenen Grundsätze unterschreibe ich voll und ganz, kann mich also über diesen Punkt ganz kurz fassen, indem ich auf jenen Aufsatz verweise. Nach der negativen Seite möchte ich jedoch noch eine kleine Bemerkung beifügen. Wo

Digitized by Google

in einem Hause lesewütige Kinder und besonders, wo heranwachsende Mädchen sind, sei man ein wenig vorsichtig mit dem Herumliegenlassen der Zeitungen mit Feuilletonromanen! Jungdeutschland hat ja viel Kurioses, manches Interessante und auch einiges Großartige hervorgebracht, — daß aber diese Lektüre geeignet sei, 12- bis 16jährigen Mädchen richtige Begriffe vom Leben und von dem Recht des Individuums beizubringen, wird wohl niemand behaupten.

In der Kindheit wird ein konkreter Gedankeninhalt hauptsächlich durch Schule und Lektüre geliefert, dem heranwachsenden Mädchen ersteht er am ersten aus konkreten Pflichten. Und wie sich allmählich der moderne Haushalt in den mittleren und obern Klassen gestaltet hat, fehlt es unsern jungen Mädchen an solchen konkreten Pflichten. „Was hat Ihre Tochter im Haushalt zu thun?“ frage ich sehr häufig die Mütter von bleichsüchtigen, der Schule entwachsenen jungen Mädchen. „Ach, das geht bei uns nicht gut; die Köchin und das Hausmädchen besorgen alles; aber sie spielt Klavier, hört auch noch Vorlesungen, nimmt Privatunterricht und spielt mehrmals wöchentlich Lawn-tennis.“ Für einen jugendlichen Schmetterling geht das allenfalls für ein paar Wochen; aber welches einigermaßen ernst zu nehmende junge Mädchen kann damit auf die Länge zufrieden sein? Und welcher beschäftigte Arzt kennt sie nicht, all jene Krankheiten der unbeschäftigten jungen Mädchen! Die Bleichsucht, die Schlaffheit, das Unbefriedigtsein, das fast notwendigerweise zu all den Schiefheiten in Auffassung und Lebensansichten führt, die so charakteristisch für die Hysterie sind! Natürlich wissen die Betreffenden selbst nicht, wo es ihnen fehlt; im Gegenteil, sie vernachlässigen oft noch kleine Obliegenheiten, die sie erfüllen könnten, sind indolent und faul. In anderen Häusern haben die Töchter Kleinigkeiten im Haushalt zu thun, aber nicht als feststehende Pflicht und nicht unter absoluter Verantwortlichkeit, sondern in strikter Abhängigkeit von der Mutter oder sonst einer höheren Instanz; und auch damit kann der normale Selbständigkeitstrieb sich nicht zufrieden geben, und das Resultat ist jene leichte Verstimmung, jenes gegenseitige Sichetwasübelnehmen, das der Tieferblickende heutzutage in so manchen Familien zwischen Mutter und Tochter wahrnimmt! Es ist nicht zu leugnen, — so hart der eine Teil der Frauenwelt für die Existenz zu arbeiten hat, — für die Töchter des gut situierten Mittelstandes und der obern Zehntausend fehlt es heutzutage an Arbeit, und mit Dank sollten sie — um ihrer selbst willen — die in philanthropischen Vereinen ihnen heute gebotene Arbeit aufnehmen, die Arbeit für die Allgemeinheit im Samariterdienst. Wenn sie dieselbe nicht als Amateurarbeit, sondern als strikte Pflicht auffassen, — aber auch nur dann — wird sie ihnen volle Befriedigung geben und Geist und Gemüt gesund erhalten.

Diese Art der Arbeit wird auch unmittelbar dazu beitragen, eine Erweiterung der Ansichten, des geistigen Horizontes herbeizuführen, die ebenfalls der Entwicklung der Hysterie des Gemüts entgegenwirkt. Wir haben gesehen, wie bei den betreffenden Kranken das Ich im Weltraum einen ganz unverhältnismäßigen Platz einnimmt. Suche man nun die Bretter wegzuräumen, die für so viele Menschen ihre enge Welt zur ganzen Welt machen; lehre man das Kind, das junge Mädchen, verstehen, wie klein in der That ihr Platz, wie wenig bedeutend für das Wohl und Wehe des Ganzen ihr Dasein. Wenn auch naturgemäß für jeden Menschen das eigene Geschick wohl das wichtigste Erdenziel bleibt, — der Blick in die Weite wird sie davor bewahren, anzunehmen, daß auch andere sie für einen Mittelpunkt halten. Und so ein wenig Bescheidenheit giebt auch ein gutes Gegengewicht gegen die krankhafte Subjektivität der Hysterie.

Digitized by Google

Es ist meine Meinung, daß ein junges Mädchen, das als Kind Selbstkontrolle und Selbstkritik gelernt hat und sich stetig darin weiter erzieht, deren Leben durch Pflichten ausgefüllt und deren Geist weit genug ist, um sich über das eigne Ich zu erheben, nicht in Gefahr ist, der Hysterie anheimzufallen. Mag das Leben ihr Enttäuschungen, überharte Kämpfe um das Dasein, körperliche Leiden bringen, — sie kann dadurch körperlich und geistig niedergedrückt, sie kann in anderer Weise nervenkrank sein, — hysterisch in der Sphäre des Gemütslebens wird sie kaum werden.

Herr Philipp.

Von

Emmi Jansen.

Nachdruck verboten.

I.

Auf dem Grenzrain zwischen den Tyroler Dorfgemeinden Lins und Grans rasteten zwei bergfexmäßig gekleidete Städter. Unten im Thal brütete schwüle Mittagshitze über dem unbändigen Bergwasser, das einen melodischen Namen voll italienischer Klangfarbe von seinem fernen Heimatfelsen mit herabgebracht hatte. Wie ein lebendiges Schlänglein tanzte es hin und blitzte aus dem wechselnden Gewirr grüner Matten und blauschwarzer Tannengruppen lustig aufwärts.

Die beiden Dörfer sahen mit einer Art hochmütiger Sicherheit zu dem fernen Tänzer hinunter, mit dem ganzen Stolz ihrer überlegenen Stellung, die sie unnahbar machte für die Tücken und Gefahren, deren die wilde Trisana zur Frühlingstauzeit fähig war. Ihre Feinde lauerten höher, auf den schneeigen Gletscherfeldern des Arseier Gipfels, an den steil überhängenden Zacken des prachtvoll kühnen Gesteins, das jetzt grau und schroff gegen den lichtesten der Sommerhimmel stand. Ein frischer, duftloser Wind wehte von ihnen zu den beiden Rastenden hinab, jener Firnenwind, der die Herzen der Alpendichter so stark, ihre Lieder so brausend, ihre Gestalten so kraftvoll und lebendig macht.

„Ja, das ist noch Leben!“ begann der eine, „das ist noch Luft! Hier möchte ich tagelang träumen, nichts thun, als Wolkenschatten nachsehen, Glockengeläut anhören und die Welt vergessen!“

Der andere sah den Begeisterten lächelnd an. „Das wäre dir schon nach zwei Tagen langweilig, nach dreien odiös, und am vierten stiegst du wieder zur Welt hinunter!“ Der Sprecher holte sich ein Etui hervor und zündete sich eine Cigarette an.

„Profan!“ rief der erstere, den der überlegene Widerspruch gereizt hatte, „hier zu rauchen! in dieser Atmosphäre von Höhenwind, Feldnelken und Heuduft.“

„Und Kuhstall!“ unterbrach der Profane. „Ich vertreibe mir übrigens nur die Mücken, wenns dich tröstet, und der Naturgenuß marschiert für mich gelassen nebenher.“

„Du hast die Natur nie geliebt!“

„Oho!“

„Du kennst die Wonne überhaupt nicht, die unsereins empfindet, wenn er ihren Rätseln nachspürt, mit dem Blick des Philosophen an ihren Geheimnissen herumtastet!“

„Du und deine Philosophie!“ seufzte der andere. „Hör' auf, Philipp! Wenn du mit deiner Philosophie kommst, so schlüge ich immer

Digitized by Google

am liebsten ein Kreuz. Du hast mir ein zu furchtbares System."

Der Angegriffene sprang trotz der ermattenden Hitze mit anerkennenswerter Gliedergelenkigkeit auf. Da stand er, Tyroler nach Tracht, moderner Weltmensch nach der Blässe seines allzuschmalen Gesichts, der ein wenig beaumäßigen Pflege eines dunkelblonden, graziös geschweiften Schnurrbarts.

„Das sagst du?" rief er empört, „du, der nie ein philosophisches Buch ganz durchgelesen hat, du, der von der Sache spricht, wie ein Blinder vom Regenbogen?"

Der Freund hatte ihm soeben auf die Achillesferse getreten.

Herr Philipp war nämlich eins jener vielen Opfer des unstudierten Philosophentums unserer Tage, las einst bereits in Sekunda Kant und Hegel, korrespondierte als Student eifrig über die Regierung des Willens mit dem Philosophen Hartmann und geriet endlich, als er im übrigen das war, was man in äußerer Beziehung „fertig" nennt, auf Friedrich Nietzsche. Da begann erst recht das Unglück. Herr Philipp, der im Grunde eine ganz liebenswürdige, wohlwollende Natur war, verfiel plötzlich in die unberechtigtste Menschenverachtung.

Und was hatten ihm die armen Menschen gethan?

Sie hatten ihn verzogen, verwöhnt, oft über Verdienst gut behandelt, ja, stellenweise — im femininen Teil — angebetet; eine sogar geliebt.

Gleichviel! Er hielt sie allesamt für Schlangen, ja, er warf sich mit Wonne auf die große Verachtung des Zarathustra, grübelte stundenlang über die dunkle Seligkeit, „Pfeil der Sehnsucht nach dem andern Ufer" zu werden und citierte möglichst oft, zum jedesmaligen Schrecken seines Jugendfreundes, den schneidenden Satz: „Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!"

Dies traurige, gleichgiltige Vorübergehen wurde nach und nach so sehr seine Passion, daß er überall schleunigst zu lieben aufhörte, auch da, wo vielleicht Nietzsche ihm keine Berechtigung zugestanden hätte.

Vom medizinischen Standpunkt aus war Herr Philipp einfach nervös.

Da er zudem stellenweise an Kopfweh litt — winters tanzte er viel, und der Zwang, verachtete Wesen dabei anzufassen, vergrößerte diese Pein ins Ungeheure — verreiste er seinen Urlaub in den Bergen. Dort hatte nun die Menschheit das Unglück, ihm erst recht zu mißfallen. Im Hotel schnarchte zuweilen ein Nachbar; an der Table d'hote aß manchmal ein Nebenmann Fisch mit dem Messer; am Wasserfall von Ötz, dem blauen, tobenden Sturzbach, störte ihm ein Berliner mit seinem harmlosen „jottvoll" die Poesie, und als er einst, einem Sonnenaufgang zu Liebe, vor Hahnenkrähen auf einen leergeglaubten Gipfel stieg und harrend im Grase lag, da entpuppte sich mit einem Mal, zehn Schritt von ihm, in der aufwachenden Helligkeit ein sächsischer Provisor, der den zögernden Ball durch Melodien in heimatlicher Mundart zu beschleunigen suchte — die ganze Reise war eigentlich eine große Misere!

Zu alledem traf er im Hotel von Landers einen Jugendfreund und Korpsbruder. Anfangs war er entrüstet über die Rücksichtslosigkeit, ihm zu begegnen, ihn zum Reden zu veranlassen. Dieser Freund aber, an dem von der Universitätszeit her wegen seiner Vorliebe für Bergtouren der Spitzname „Fex" hängen geblieben war, gehörte zu den Menschen, deren Umgang auf die Dauer niemand lästig sein kann. Er hatte das normalste Seelengleichgewicht, die bequemste Philosophie und zwar eine ganz einfache, zu eigenem Bedarf zurechtgebaute, in der keine Schrulle war, sondern eine gesunde, nicht zu viel klügelnde Vernunft.

In seligen Korpstagen, als beide ihre ersten Terzen in der Saale bespiegelten, wenn sie rudernd das Paradies durchglitten, hatte Fex die philosophischen Tiraden des Freundes oft genug mit tolerantester Geduld angehört und dabei manchmal das stille Heldentum des Schweigens geübt. Inzwischen hatten verwickelte Schicksale und eine nicht immer günstige Fortuna ihn sarkastisch gemacht, ja, er galt schlechtweg für boshaft und trug dies Renommee gelassen, weil es irrig war. Sein Spott diente ihm nur als Waffe, die er den Tücken seines Daseins entgegenhielt, als Schild, mit dem er Schmerzen abwehrte, die sentimentale Menschen an seiner Statt unterjocht hätten.

Digitized by Google

Herrn Philipps unveränderte, ja im Grunde verschlimmerte Philosophie bespöttelte er schon deshalb, weil dieser blonde, günstig gebettete Glücksvogel überhaupt gar keine Berechtigung zum Pessimismus besaß — zudem war selbiger hier so unlogisch — weder Schicksal noch Temperament geboten ihn, ja, mitten in die jugendliche Verachtungswut, die mißverstandene Philosophie hier verschuldet hatte, brach oft genug der natürlichste Begeisterungsdrang. So sehr Herr Philipp die Menschen heruntermachte, die Natur hatte an ihm den innigsten Impresario, den schmeichelhaftesten Erklärer.

Fex hätte viel erwidern können, begnügte sich aber mit wenig. Während er gelassen seinen Kneifer putzte und dabei die Cigarette zwischen den Zähnen balancierte, sagte er näselnd: „Verlange von den Menschen nicht mehr, als sie leisten können, dann hast du den philosophischen Ballast überhaupt nicht nötig, und auf mein Wort! es lebt sich besser und einfacher ohne."

„Jetzt biegst du aus!" rief der andere. „Du willst keinen Disput anfangen, weil du deiner Partei nicht traust!"

Fex sah ihn von unten an. Er hätte jetzt sagen können: das glaubst du selber nicht! Da sein Blick das aber genugsam aussprach, schwieg er.

Nach einer Pause schloß er dann begütigend: „Weißt du, Philipp, zanken ist mir zuwider, schelten ebenso; wenn du Philosophie machst, schiltst du immer und zwar auf die Menschheit. Ich bin wahrlich kein übertriebener Philanthrop, aber doch höre ich es ungern, wenn jemand eine Gesellschaft schmäht, zu der ich selbst gehöre, noch dazu in schöner Gegend und bei sechsundzwanzig Grad Réaumur!"

Herrn Philipps weitere Angriffe glitten an dem rauchenden Fex gänzlich ab.

„Ein schrecklich indolenter Mensch!" dachte er — „der reine Idiot in diesem Punkt — na warte! morgen wandere ich nicht wieder mit dir; lieber laufe ich die Nacht über das Stilfser Joch davon — o, diese Menschen! in die schönste Natur tragen sie den schreiendsten Mißton!"

Wer diesen Gemeinplatz anführt, nimmt sich selbst stets davon aus — so auch Herr Philipp; und doch hätte er mit seinem Innsbrucker Lodenkostüm, dem gemusterten Flanellhemd und der tadellos gebundenen neuen Krawatte, vollends aber mit seinem großstädtischen Blaßgesicht viel eher für einen solchen Mißton gelten können, als der saloppere Fex, der schon mehr einen brünetten Defreggerkopf auf seinen breiteren Schultern trug.

Nun die Arfeier Gletscher in ihrer kalten, unnahbaren Hoheit schimmernd hinter ihm standen, war er wahrlich keine Staffage, die den Coulissen entsprach, vielmehr eine Bestätigung seines eigenen Satzes. Nur die Eingeborenen, die einfachen Naturburschen und langzöpfigen Schönen, Gestalten, denen die Mode nichts anhaben kann, passen in solchen gewaltigen Rahmen; jeder Stadtmensch, der gescheidteste selbst, der am glänzendsten gefirnißte — auf der Jacke jenes vorsintflutlichen Riesengebirges bekommt er meistens den Anstrich der Karrikatur.

Die Sonne stand jetzt gerade über dem Thal, als die beiden „Mißtöne" dem Dorfe Lins entgegenschlenderten. Ihr starker Schein trieb den kräftigsten Wohlgeruch aus den Tannen, jenen bekannten Ozon, den man sich heutzutage auch winters aus gläsernen Flaschen ins Zimmer spritzen kann, um dabei der Tannenwälder zu gedenken, die man sommerlich durchschritt — nur unverfälschter war er, kräftiger, schöner; dazwischen der feine Duft von Skabiosen und Krauseminze, von all den hundert Pflanzen, die an Alpenhängen wuchern, die ersten Herbstblumen, noch kaum bemerkbar zwischen die glühenden Dolden des Sommers gestreut und doch schon eine leise Ahnung kommenden Abschieds in das volle Blütenglück tragend; hier ein helles Wasser, mit jenem Schulbuben-Übermut zu Thale sausend, wie er Bergbächen eigen ist; dort eine abgemähte Wiese mit reichen Erntebüscheln, das satte Bild der Sommerhöhe, der langen Arbeit, die am Ziele ist — endlich das Dorf, ein echtes Tyroler Dorf, voll schwerer Obstbäume, Sonnenblumen und Malven, die Häuser im schmucken Landesstil mit breiten, steinbelasteten Dächern, wie man sie in jeder Kunstausstellung findet unter den „Motiven aus der Schweiz", der primitive Heilige über der Thür, oder eine schwertdurchbohrte Maria unter dem üppigen nelkenschweren Blumenfenster — fließende Brunnen, neugierige

Digitized by Google

Kinder, der Duft von Lawendel, Knoblauch und Reseda; Männer mit langen Pfeifen und bunten Westen, Frauen im hellen Kopftuch, ein „Grüß Gott" auf der Lippe — alles heiß und hell in der fast lähmenden Glut eines wolkenlosen Augusttages.

Etwas besaß das Dorf Lins, was die andern Schwesterdörfer nicht hatten, nämlich eine Vergangenheit, keine von jenen dutzendhaften, in denen eine Feuersbrunst oder ein übergetretener Bach die Hauptrolle spielt, sondern eine besondere, interessante, historisch verbriefte Vergangenheit.

Vor Jahrhunderten residierte hier eine Herzogin von Tyrol. Ein massives Schloß stand in der Mitte des Dorfes, dort, wo jetzt ein neues Kirchlein mit romanischen Fensterscheiben zwischen den Häusern aufblitzt, ein viereckiger Bau mit wenig Fenstern, riesigen Thüren und einem breiten Altan, auf dem abends zuweilen das brokatne Gewand der Herzogin knisterte, wenn sie die alte Bergstraße hinab nach Boten und reitenden Mannen spähte. Edelhöfe schossen ringsum auf; reiche Grafen ließen sich marmorne Portale meißeln, fremde Kaufleute kehrten bei ihnen ein, mit den Herrlichkeiten Venetiens hausierend. Die Geschichte teilte mit freigebigem Lächeln dem kleinen Dorf eine kurze Rolle zu, bis die Rolle zu Ende war, bis die Herzogin die Augen schloß, die Edelhöfe leer wurden, die Zerstörung an den Marmortreppen nagte und nichts übrig blieb als ein paar bröcklige Fassaden, ein italienischer Giebel, ein Brunnenheiliger, der dem verirrten Flügelschlag einer fernen, blühenden Kunst sein Dasein dankte — etliche Urkunden mit dem unleserlichen Namenszug der verblichenen Herzogin und — was eigentlich das Schönste war — jener leise, melancholische Schatten, der überall waltet, wo ein größeres Einst von einer ausdruckslosen Gegenwart verwischt wurde, jenes romantische Memento verdrängter, aber nicht ganz erstorbener Vergangenheit.

„Welch ein Idyll!" rief Herr Philipp begeistert, nachdem er in den ausgeschnittenen Bädekerblättern, die er in der Brieftasche trug, die betreffenden Notizen gelesen hatte — „könnte man sich doch eine Stunde aus jener Zeit heraufholen!"

„Glaubst du, die Menschen von damals hätten eher das Glück gehabt, dir zu gefallen?" fragte Fex.

„Ganz gewiß! wenigstens Spott und Ironie kannten sie noch nicht!" versetzte er anzüglich; dann, als plötzlich der frische, jauchzende Ton eines echten Jodlers aus irgend welchem dämmernden Hausflur herschallte, blieb er stehen, ergriff Fex am Arm und begann energisch: „Damit wir uns recht verstehn, laß mich einmal klarlegen, höre mir einmal zu, ohne gleich mit deiner Seciersehere dazwischen zu schneiden! Du weißt, ich hasse die Menschen, sie sind mir tief zuwider, all' die berechnenden, kalten, vertrauenslosen Ameisen des großen Haufens — diese aber —" und er wies auf eine sonntäglich bunte, leise schwatzende Gruppe am Brunnen — „diese naiven Naturkinder, denen die reine Harmlosigkeit stadtfremden Lebens aus dem Auge schaut, die rechne ich überhaupt nicht zu den Menschen in diesem Sinne —"

„Hör mal!" warf Fex ein, „für diese Rubrizierung wären sie am Ende nicht gerade dankbar —"

„Unterbrich nicht!" gebot Herr Philipp gereizt; „sie scheinen mir so anders als die Theaterpuppen von zu Hause, daß ich sie eher wandelnden Blumen vergleichen möchte, ähnlich jenen rätselvollen Meerpflanzen, die wie Blüten aussehen und wie Lebendige atmen."

„Ich danke meinem Schöpfer, daß ich kein Zoologe geworden bin!" rief Fex. „Diese Definition könnte einem Fachmann ja den ganzen Sommertag verderben!"

Herr Philipp aber fuhr unbeirrt fort: „Da stehen sie im Sonntagsschmuck, eben aus der Kirche herabgekommen, fromm und unschuldig, den letzten Gesangbuchvers noch auf der Lippe, die Männer ehrlich und treu, die Frauen braunäugig und gut, alle zusammen die lebendige Illustration zu dem hübschen Wort, ‚auf der Alm giebt's ka Sünd!'"

Und mit einer eleganten Handbewegung, derselben tadellosen Geste, mit der Herr Philipp in Winterzeiten als Festarrangeur die Mütter der Schönen ins Sofa lud, deutete er jetzt auf die malerische Schar, die unter dem berauschenden Atem eines Lindenbaumes flüsternd zusammenstand.

Digitized by Google

Wohl dir! dachte Fex. Ich will deine Illusionen nicht stören; daß die dort sich aber die Cour schneiden, genau so wie du deinen wechselnden Coeurdamen, darauf hackte ich mir die Finger ab! „Enfin! das Wirtshaus!" rief er dann — „zum Schäfle, ach, wie poetisch! das Symbol der Unschuld im Wappen und hoffentlich Tyroler im Keller!"

„Ja, durstig wird man," entgegnete Herr Philipp gedankenlos, und beide traten durch die Seitenpforte in den Wirtsgarten.

Er war sehr primitiv, dieser Wirtsgarten, schlechtgepflegter Rasen, eine hölzerne Laube, ein verkrüppelter Birnbaum und eine Kegelbahn mit rauchenden Defreggers darin — aber Sonne auf dem Ganzen und Gletscher darüber — er war eigentlich sehr hübsch, dieser Wirtsgarten!

„Das schönste auf der Wanderung, das ist die süße Rast!" citierte Herr Philipp und sank auf die Holzbank. „Etwas weicher könnte der Sitz zwar sein!" fügte er gleich mißbilligend hinzu.

„In Idyllen sitzt man leicht hart," bemerkte Fex.

Da kam eine behäbige, vertrauensvoll grinsende Gestalt vom Wirtshaus her, stellte sich am Eingang der Laube auf, sah die beiden Wanderer an und sagte langsam: „Ja, ja, ja!"

„Ein Original!" flüsterte Herr Philipp, „ein Naturmensch! o, wie das wohl thut!" Er bestellte einen Liter vom Faß, und bedächtig schlürfte der Wirt in seinen weiten Sonntagspantoffeln davon.

„Weshalb das Gasthaus zum ‚Schäfle' heißt, weiß ich nun," sagte Fex.

„Du thust mir leid," grollte Philipp, „daß du keinen Sinn für ländliche Einfalt hast. Moralisch steht diese Einfalt jedenfalls weit höher als die moderne Schlangenklugheit gewisser Vernunftsritter."

Fex lachte. „Von selber wär's mir allerdings nicht eingefallen, daß dieser Wirt vom ‚Schäfle' in irgend etwas über mir stehen soll; danke für den Avis!"

Der Besprochene kam zurück. „Die Stasi bringt's," sagte er und ließ sich ohne weiteres neben Herrn Philipp nieder. „Ja, ja!" monologisierte er noch einmal mit derselben Langsamkeit, derselben staunenswerten Beschränktheit im leidlich geformten Gesicht.

„Sie haben wohl viel Gäste des Sommers?" fragte Herr Philipp leutselig.

„O ja, das geht schon an," entgegnete das „Schäfle" nach Ablauf einer Minute; „diesen Sommer waren halt schon zwei oben."

„Wirklich?" wunderte sich Herr Philipp.

„Ja, ja — erst der Herr Schnabel — Sie kennen doch Herrn Schnabel?"

„Nein —"

„Nicht?" sagte der Wirt ungläubig. „Herrn Schnabel aus Kalifornien, den müssen Sie doch kennen!"

„Nein, wirklich nicht," beharrte Philipp.

Über die wunderbare Entdeckung, daß jemand auf dem Globus Herrn Schnabel aus Kalifornien nicht kannte, verfiel der Wirt in langes Schweigen.

„Ja, du hast recht; Einfalt ist etwas Köstliches!" flüsterte Fex dem Freunde zu.

Da erschien die Stasi mit dem Wein.

Leider war Stasi nicht die Tochter, wie der Mädchen verachtende Herr Philipp trotz allem gehofft hatte, sondern die Gattin des Schäflewirts, nicht gerade eine verblühte, aber doch zu sehr ins breite gegangene Schönheit.

„Aber den Lindenschmid, den kennen Sie doch?" fragte der Wirt.

„Nein," gestand Herr Philipp.

„I natürlich!" mischte sich Fex ins Gespräch; „den Lindenschmid, den kenn' ich, ein lieber Mensch das! So, also der Lindenschmid ist hier oben gewesen?"

Das Gesicht des Wirtes leuchtete. „Ei jawohl, und da oben hat er gewohnt über dem Nelkenbrett, und Fresgemälde hat er gemalt, zum Morgenfrühstück hat er Honig genommen, Brod, Butter, Eier — zuweilen auch a Käs —"

Langsam, als wäre jedes Wort von historischer Bedeutung, fielen die Silben von des Erzählers Lippen. „Diese Erzählung des Lindenschmidschen Frühstücks ist ja wirklich fabelhaft spannend!" flüsterte Fex. Philipp dagegen war ganz hingenommen von der einfachen Welt, die sich hier aufthat, von der biederen Redlichkeit der beiden Leute und jener Perspektive anspruchlosen Genügens. Er that Frage auf Frage. So kurz die Antworten

Digitized by Google

waren, so deutlich entrollte sich ihm doch das Bild des Alltagslebens dieser Leute, das einförmige und doch anmutende Gemälde, in das nur der Wechsel der Jahreszeiten Veränderung brachte. Die Mittagshitze wirkte dabei so angenehm einschläfernd. Er glaubte Schnitterlieder zu hören oder das klatschende Klippklapp des Schuhplattltanzes, das Surren des Spinnrades, das die Stasi an Winterabenden drehte, das Schwatzen der Mädchen, die zum Maisauskernen in die Gaststube kamen, wenn draußen der Wind heulte oder ferne Lawinen niederkrachten.

Ja, es war etwas recht Geeignetes für Herrn Philipps stadtmüde Phantasie!

Dabei aus der Kegelbahn das einförmige Geräusch sausender Kugeln, die Rufe des Kegeljungen, das Bravo der Spieler; über ihm eine schmetternde Drossel, und wenn er den Blick erhob, die blendende Zackenreihe des herrlichen Gletschergebirges, weiß und fleckenlos dem tiefen Himmelsblau enttauchend.

„Und im Winter kommen die jungen Leute aus der Fremde heim," erzählte die Stasi. „Und Spiele haben wir dann in Lins, der Kooperator studiert sie ein; das is ein ganz junger Mann, was der Kooperator is, und er hat viel gesehen in München, wo er herkommt; er sucht sich die Leute dazu aus, und die ganze Intelligenz spielt mit."

Dann hat der Wirt also nie zu spielen gebraucht! dachte Fex.

„Und im alten Schulhaus wird aufgeführt; dann kommen die Leute von weit her, sogar von Hochwies —" und Stasi zeigte auf einen schlanken Kirchturm an der anderen Seite des Flußthals, der aus riesigen Wäldern anmutig emporstieg. „Nur aus Grans kommt keiner; da gönnen sie uns nicht die Ehr."

„Warum nicht?" fragte Fex.

„Da hat's früher mehr Menschen gegeben als bei uns," versetzte Stasi; „jetzt giebt's bei uns mehr, und das können die Granser nicht verzeihen."

„Hm!" lachte Fex, „Piquagen giebts also auch hier."

„Da kommt Cyper!" sagte der Wirt.

Cyper war der einzige Sohn, des ‚Schäfles' einstmaliger Erbe; ein kräftiger, hochaufgeschossener Mensch, dem die Pfeife im Munde hing, ganz wie einem Modell jener glücklichen Maler, die ihre heimische Rasse berühmt gemacht haben über weite Meere hinaus. Der Verstand der Familie hatte nach der schönen Ausruhe, die er bei der Versorgung des Vaters gehalten, sich in Cyper wieder aufgenommen. „Ich geh' ins ‚Rößle'!" sagte er; „will sehen, ob's Bier dort schon wieder sauer ist."

Der Vater nickte; Cyper rückte ein wenig am Hut und schlenderte davon.

„Das ist 'ne Wirtschaft im ‚Rößle'!" sagte der Wirt; „immer saures Bier."

Fex, der den jungen Tyroler scharf beobachtet hatte, fragte obenhin: „Im Rößle sind wohl Töchter?"

„Ja wohl — eine schmucke Dirn — aber — aber —" und er schüttelte mißbilligend den Kopf.

Hm, hm, dachte Fex; nun weiß ich, warum der Cyper ins „Rößle" geht, um's saure Bier nicht — tout comme chez nous! —

Die Zeit ging wie im Traum hin, und der Tyrolerwein erhöhte noch das Traumgefühl. Fex mahnte schließlich zum Aufbruch.

„Es ist fast unrecht, sich gewaltsam aus einer so angenehmen Situation herauszureißen!" sagte Herr Philipp; „ich bliebe noch so gern."

„Ei, so bleiben Sie doch!" ermunterte der Wirt. „Das Stüble, worin der Herr Schnabel gewohnt hat, steht noch leer."

„Bleib doch!" redete Fex ihm zu. „Am Ende kommst du auch in des Lindenschmids Zimmer; wer weiß? Da sind vielleicht noch Fresgemälde an der Wand, und zum Frühstück fällt möglicherweise auch für dich Honig und „a Käs" ab."

„Bleiben Sie doch!" sagte nun auch Stasi. „Dreimal in der Woche giebt's Knödl, und wenn Sie wollen, können Sie alle Tage Geselchtes haben, und Sonntags machen wir Stauß."

Herr Philipp lächelte, dasselbe hübsche Theaterlächeln, das ihm während der Saison so vielen weiblichen Beifall einzutragen pflegte, und wehrte freundlich ab. „Aber ich komme wieder, gewiß, ich komme wieder!" und mit großer Herzlichkeit drückte er die dargebotenen Hände der Naturkinder.

Fex legte sein Dankesgefühl wesentlich in ein gutes Trinkgeld. „Und grüßen Sie den

Digitized by Google

Lindenschmid!" rief der Wirt ihnen nach. Die Gartenthür fiel ins Schloß. Die beiden Wandrer standen auf der Straße.

„Das wäre also gewesen!" sagte Fex.

Sie schritten in dem breiten Häuserschatten hin, den der Sonnenbrand über den Weg zeichnete. Die herabhangenden Nelkenstauden an den Fenstern streiften ihnen fast die Schulter. Riesige Sonnenblumen lugten über die bretternen Zäune, und sprudelnde Wasser schossen überall thalab. Am Ende des Weges blieben beide stehen und schauten sich noch einmal um. Links ragten die Reste eines hohen Portals, zwei mächtige Karyatiden mit jenem großen Verwunderungsblick, den man so oft an diesen steinernen Häuptern findet; Moos wucherte an ihren Schläfen; Kinderwäsche trocknete auf ihren schönen Schultern und um ihre Hüften schlang eine Spalierrebe den zarten Zweig. Rechts stand das Gasthaus zum „Rößle", ein plumper, weißer Bau mit einem ungeschickten Pferd über der offenen Thür, schlecht und pfuscherhaft gemalt; im Flur aber verschwamm das abgetönte Sonnenlicht in dämmerndes Blau. Dort stand Cyper, der Sohn vom „Schäfle", und untersuchte, ob das Bier sauer war, auf seine Art, indem er die Tochter vom „Rößle" persönlich ins Gebet und dabei in die Arme nahm.

„Hier wohnt das Glück!" seufzte Herr Philipp.

Da klopfte ihm Fex auf die Schulter. „Weißt du was?" sagte er, „wenn wir armen Stadtmenschen dir nächsten Winter einmal ganz zuwider werden, so wandre doch aus! Mache die Saison in Lins mit! Wer den Ort sicher weiß, wo das Glück wohnt, ist ja ein Thor, wenn er nicht hingeht." —

II.

Stadtmenschen —

Ja, da saß er wieder zwischen ihnen, während der Schneesturm über Dächer und Fabrikschornsteine toste, und der Winter die Gesichter blau und die Herzen frostig machte.

Da saß er, eingeklemmt in einen Beruf, der ihm zu trocken, in eine Geselligkeit, die ihm zu stürmisch war, zwischen Menschen, die sämtlich das Mißgeschick hatten, ihm unerträglich zu sein.

Seine Philosophie blühte ruhig weiter, ausgenährt vom pessimistischen Gedankenraum, den er ihr täglich zukommen ließ; aber wie immer bei Herrn Philipp, so klaffte auch jetzt zwischen Theorie und Praxis eine weite Kluft. Er haßte die Menschen zwar, hatte sich aber doch vor vierzehn Tagen in ein Komitee für Dilettantenaufführungen wählen lassen.

Man spielte für ein abgebranntes Dorf weitab an einer meilenfernen Landesgrenze, wo die Kinder mit dem Schreckensruf „der Russe kommt!" zu Bette gejagt werden, wie einst die kleinen Römerknaben mit dem Hannibal ante portas! Im Grunde ging der polnische Brand die Mitbürger des Herrn Philipp sehr wenig an, aber wo Mitleid, die schöne Blüte menschlichen Gefühls, einmal gedeihen will, da nimmt sie es mit der räumlichen Entfernung des Gegenstandes nicht so genau.

Alles war im besten Geleise.

Die Vorstandsdamen lagen sich bereits seit lange wacker in den Haaren wie alte, vorchristliche Barbarenvölker. Unter den Spielern war auch schon eine Art Jasonischer Drachenzahne aufgegangen. Etliche hatten sich entrüstet vom Schauplatz zurückgezogen mit dem festen Vorsatz, künftig mit schwarzseherischen Blicken das Messer einer unbarmherzigen Kritik zu wetzen. Unter den Müttern hielt jede das eigene Kind für eine geborene Niemann-Raabe und kämpfte wie eine Löwin um die größte Rolle. Daher massenhafter Andrang, nur teilweise Erhörung und namenloser Zorn auf den Sündenbock für alles, was nicht nach Wunsch ging — auf das Komitee. Wirklich! die Dinge waren im besten Geleise!

Zweimal meldet sich selten jemand zu der Ehre, Komitee zu sein; das hat gute Gründe. Wenn Herr Philipp auf sein bisheriges Wirken zurückah, auf die ungerecht erhaltenen Nackenschläge, die schuldlos erworbenen Feindschaften, so lautete die Quintessenz: das war einmal und nicht wieder!

Aber leider war der Spuk noch nicht zu Ende.

Mit grimmig lächelndem Gesicht stand er tagtäglich auf den leichtgezimmerten Brettern, stehend unter der Ritterpflicht der Höflichkeit, wenn ihm ein donnerndes Exerzierplatzwort aus seiner Dienstzeit in der Kehle saß. Zu

Digitized by Google

all dieser Pein noch die Verantwortung für jeden Mißgriff, der vorkam, für das Klappen der Aufführung, das Wohlbefinden der Gäste, für vorschnelle Verlobungen und zerkrachte Freundschaften. —

Und das Schlimmste war der Partner im Komitee, der furchtbare Regierungsrat mit seiner ewigen, fuchtelnden Handbewegung, der Mann mit dem künstlichen Mäcenas-Nimbus und den langen Feuilleton-Tiraden über das „wahrhaft Schöne"! Ja — und wenn er ihn nur tags über hätte sehen müssen, diesen backenbärtigen Phraseur mit dem albernen Binocle! Was das Schlimmste war, allnächtlich schnarrte er in Herrn Philipps mühsam erkämpfte Träume und jagte die hübschen Gestalten anderen Geschlechts zurück, die gerade unter der Gedankenschicht heraufwallten.

„Ich werde noch verrückt!" sagte Herr Philipp jedesmal, wenn er seinem Freund Fex — sie arbeiteten bei derselben Regierung — bei einer Sitzung begegnete.

„Warum läßt du dich darauf ein?" achselzuckte Fex.

„Ja, kann ich denn anders, Mensch?" rief alsdann rollenden Auges das unglückliche Komiteemitglied, so laut, daß der alte Präsident erstaunt von den Akten aufsah. Einen Grund, weshalb er nicht anders konnte, gab er jedoch nicht an.

Es war ja eigentlich auch nur natürlich, daß Herr Philipp bei der Sache war, daß sein dunkelblonder Normalkopf überall auftauchte, wo die Geselligkeit ihre Falterflügel schwang, ja, daß dieser Kopf sogar auf dem ersten Tableau mitwirken sollte.

Man versprach sich besonders viel von diesem ersten. Die niedlichste junge Dame erschien darin als „weiblicher Paris", ganz nach dem modernen Gemälde eines Wiener Künstlers, drei männliche Grazien vor sich zur Auswahl: einen älteren Bonvivant, dem man ansah, daß Konservieren sein Lebenszweck war, eine ansprechende Uniform mit dito Inhalt und Herr Philipp im Künstlerrock, der Phantasie Raum lassend, ob Maler, Klaviervirtuos oder Stern irgend anderer Art.

Im Widerspruch zur Mythologie befand sich aber dieser weibliche Paris keine Minute im Zweifel, wem er den Preis zuerkennen solle — ach! alles, was mit ihm probte, übte und spielte, sah es den hübschen Augen an, daß Herr Philipp der Glückliche war. Alle beneideten ihn; nur er, Herr Philipp selber, war indigniert über das ungewollte Interesse der armen Dame und hätte sich am liebsten die größte Gleichgiltigkeit ausgebeten.

„Ich habe all diese Spielereien satt!" raunte er Fex zu. „Wie geschraubt das ist, wie unnatürlich! Jeder läuft auf Stelzen, kein wahres Wort, keine offene Meinung. Hinterhaltig sind sie alle, die Kleine da am meisten! Jetzt thut sie mit dem Regierungsrat schön, und ich weiß, sie kann ihn nicht ausstehen, ebensowenig wie ich."

„Aber Philipp!" versetzte Fex. „Siehe Nordau! Du willst doch nicht etwa gegen die konventionelle Lüge auftreten?"

„Allerdings will ich das! Wahrheit und Freiheit sind die Stützen der Gesellschaft!"

Fex seufzte. „Das glauben ja die Schauspieler selber nicht, wenn sie die schöne Tirade donnern! Glaub' du es meinethalben, bis der Vorhang fällt; darüber hinaus schiebt aber dein Verstand ein Bollwerk vor diesen kindlichen Glauben."

„Natürlich! Du denkst immer nur das Schlechte!" grollte Philipp. „Du glaubst nicht, daß die Menschheit einmal einen Aufschwung nehmen könnte!"

„Aber den hat sie ja gar nicht nötig! So wie wir sind, sind wir ja ganz gut. Die irdischen Verhältnisse erlauben es gar nicht anders."

„Gut? Dies Meer von Lüge und Heuchelei findest du auch noch gut?"

Fex lachte. „Wir sind nicht schlimmer als andere."

„Oho, da möchte ich doch bitten! Es giebt zum Glück noch Thäler, wo Bosheit nicht hindrang, wo noch Vertrauen wohnt, das wir Träger der sogenannten Kultur längst verlernten."

„Du denkst an Lins?" fragte Fex.

„Nun ja, oder an irgend ein anderes jener beglückten Alpenthäler — Himmel! wie deutlich sehe ich sie vor mir, diese fabrikleeren Almen, diese stillen, schlummernden Dörfer ohne Konzerte, Theater und Routs, diese biedren, guten Gesichter ohne den elenden Verstellungsfirnis der Physiognomien von hier!"

Digitized by Google

„Reis' doch hin!" lachte Fex. „Nimm Urlaub!"

„Und unter welchem Vorwand?" zürnte Herr Philipp. „Soll ich mich etwa für bleichsüchtig ausgeben?"

„Warum nicht? Geistige Bleichsucht hast du ja schon!"

Jetzt wurde Herr Philipp sehr ungehalten. „Mit dir ist überhaupt nicht zu reden!" versetzte er. „Immer dieser unausstehliche Spott! Du bist mit der schlimmste Typus, Fex, und dabei entschuldigst du noch die Schwächen, in denen du selber brillierst, und spielst dich auf den toleranten Nathan!"

„Höre, Philipp," sagte jetzt Fex mit Nachdruck, zum ersten Mal in einen ernsten Ton verfallend. „Ich wüßte einen andern Vorwand für eine Luftveränderung. Werde mir so grob, daß wir uns schießen müssen; dann hast du ein paar Monate idyllischer Festungshaft sicher!"

Der alte Präsident — die beiden Freunde führten ihre Unterredung während der Sitzung hinter ein paar blauen Aktenbündeln, — wurde immer unruhiger. Ein gutmütiger Rat gab Herrn Philipp einen höflichen Avis. Die Reisepläne brachen ab, und Kanalbauten und Abwässerungsgeschichten tönten über den grünen Tisch. —

Um fünf Uhr ging Herr Philipp zu einem Diner.

Surrend rollten neben ihm die Gummiräder über den Asphalt; dazwischen knarrten Droschken und Reklamewagen; Fuhrleute riefen ihr unmelodisches „Vorsicht", Schuhputzer pfiffen froh und ungeniert zwischen den Laternenpfählen hin, als existiere die Welt allein für sie; eilige Menschen rannten aneinander, Hunde kläfften dazwischen; überall Gasflammen, Bogenlicht, Lampenschein, grell hineinstrahlend in die blaugraue Fünf-Uhr-Dämmerung und wiedergespiegelt von den zahllosen Pfützen, die das letzte Tauwetter ließ, von den breiten Gossen, in denen Zeitungsfetzen schwammen, Cigarrenstummel, Gemüsegrün — ein echt realistisches Durcheinander.

O, wie er sie haßte, die moderne Großstadt!

Dann das Diner. Zwei Dutzend Gäste, alle lächelnd, stereotyp lächelnd, grinsend, wie ihm schien, eingezwängt in Frack und Seide; Scherze über die banalsten Dinge, daneben Langeweile, öde, niederdrückende Langeweile; endlose Bediente, Trüffeln in der Serviette, Sekt, echt französisch und normal frappiert — nachher giftig starker Mokka, Liqueurauslese von Foking; eine immer müder werdende Konversation, Kunstpausen von erschreckender Länge, grabesstill wie Kirchhofsmausoleen; dann Abschied, verlegte Claques, gestammelter Dank gegen die Hausfrau für das reizende Diner, draußen Dank gegen Gott, daß die Qual vorüber!

Trotzdem ging Herr Philipp noch nicht nach Hause, sondern in die Oper; dort saß er grollend im Parquet, unzufrieden mit der Welt, unzufrieden mit Meyerbeer, der die Musik so laut, mit der Zeit, welche die Sängerin so verblüht gemacht hatte. Dann im Foyer das endlose Gewoge, überall Bekannte zum Begrüßen, Damen zum Verbeugen, Blicke zu ertragen, die an der hübschen Erscheinung Herrn Philipps jedesmal hafteten, wo sich Jugend aufhielt.

Nach dem dritten Akt aus dem Theater gestürzt, eine neue Knopflochzierde gekauft, ein weißes Chrysanthemum auf Draht, und in den Rout geeilt — dort all die Qual vom Mittag in zweiter Auflage, nein verschlimmert! Er war neben ein junges Mädchen placiert, der er im vorigen Winter unverzeihlich den Hof gemacht hatte, und mit der er seit einiger Zeit „nicht mehr konnte"; es war dieselbe, die bei den Aufführungen zum Besten des abgebrannten Dorfes als „weiblicher Paris" sitzen sollte. Am liebsten hätte Herr Philipp den Hausherrn, der so taktlos placiert hatte, erschlagen.

Paris dagegen hätte dem Hausherrn am liebsten auf den Knieen für seinen Platz gedankt.

Während des Ragouts verhielt sich der Tischherr unzufrieden und schweigsam. Paris mühte sich, dem andern Nachbarn, einem schüchternen Avantageur, Antworten abzuringen. Es war ein Kämpfen um jede Silbe; der Avantageur befand sich zum erstenmal auf dem Parquet und hatte zudem trotz des gewählten Berufs einen Abscheu vor Damen.

Herr Philipp fand dies redliche Abackern eines so unfruchtbaren Bodens einfach abgeschmackt.

Digitized by Google

Stirnrunzelnd begann er beim Braten mit einem gleichgiltigen Thema; natürlich kamen sie bald auf die Aufführung.

„Ich wollte, der ganze Tamtam wäre erst vorbei!“ sagte Herr Philipp.

„Tamtam? das nennen Sie Tamtam?“ rief der weibliche Paris entrüstet; er nannte es für sich auf französisch „comble du bonheur.“

„Allerdings! Komödie wird im Leben ohnehin genug gespielt, daß man sich nicht noch extra dafür herrichten zu lassen brauchte!“

Das redliche Herz des weiblichen Paris wurde immer indignierter. „Sie spielen die Komödie des Mißvergnügten allerdings mit soviel Vollendung,“ versetzte sie vorwurfsvoll, „daß man Sie kaum zu einer andern veranlassen dürfte.“

Herrn Philipps Augen ruhten jetzt zornflammend auf ihr. „Ich glaube zu verstehen!“ sagte er — „Sie wollen andeuten, daß ich mich für das bewußte Bild nicht eigne? Sie haben recht. Wer vor Ihnen kniet, von dem wird wohl alle Welt verlangen, daß er beglückter aussieht, als ich es imstande bin.“

„Vielleicht wären Sie es mit einer andern Partnerin besser imstande!“ versetzte sie kalt und fing gelassen an, das unfruchtbare Feld der Avantageur-Konversation neu zu beackern.

„O, diese modernen Mädchen!“ dachte Herr Philipp. „Immer schnippisch, immer berechnend oder piquiert!“ und ihm fiel plötzlich das hübsche Naturkind ein, das sommers in Linz der glückliche Cyper so herzhaft geküßt hatte. Ja, da war noch Ursprünglichkeit — Frische — Liebe.

Nach Tisch trat ein ungeschickter Bedienter Herrn Philipp auf den linken Fuß, der ihn ohnehin schmerzte. Die schöne Frau X. sagte ihm etwas Teilnehmendes über sein elendes Aussehen. Beim Fortgehen zog jemand im Vestibül seinen Mantel an, noch dazu ein korpulenter Herr, der ihn ausweitete; so etwas ist schon nicht mehr Versehen, das ist Perfidie. Ärgerlich und abgetrieben ging er nach Hause.

Natürlich schlief er die Nacht sehr schlecht und wachte mit Kopfschmerzen auf. Beim Frühstück sah er die eingegangenen Briefe und Zeitungen durch, ärgerte sich über einige Maßregeln der Regierung, las alle verübten Unthaten und sonnte sich in Abscheu gegen eine Menschheit, die immer raffiniertere Abscheulichkeiten zustande brachte.

Zuletzt ging er an die Briefe.

Erst die Zeilen einer Mutter, die um eine andre Rolle für ihre Tochter bat. „Rokoko stehe Frida nicht; italienische Tracht wäre besser; ließe sich das nicht machen, so dankten sie überhaupt.“

Zweiter Brief von einer jungen Frau. „Sie könne unmöglich mit Herrn von L. in einem Stück spielen, da zwischen seiner und ihrer Familie etwas vorgefallen wäre.“

Dann ein erbostes Schreiben des Regierungsrats. „Man könne unmöglich bei Gas spielen. Elektrisches Licht sei das einzig wahrhaft Schöne. Er würde noch im letzten Moment aus dem Komitee scheiden, sofern Herr Philipp auf Gas bestände.“

Zuletzt ein kleiner, weißer, unparfümierter Brief des weiblichen Paris. „Sie müsse morgen zu einer kranken Freundin reisen, könne zu ihrem Bedauern bei den Aufführungen nicht mitwirken, wünsche Herrn Philipp viel Vergnügen“ und so weiter. Der Brief ließ an indifferenter Höflichkeit nichts zu wünschen übrig.

Herr Philipp las ihn zweimal erstaunt durch. „Um so besser!“ dachte er; „dann wird eben aus dem ganzen Bilde nichts.“ Zuletzt gestand er sich ehrlich: „Das hatte ich nicht erwartet.“

Zugleich wanderten seine Gedanken rückwärts.

Es war doch eine hübsche Zeit gewesen, als er noch soviel Jugendmut besaß, einem Mädchen unverzeihlich den Hof zu machen, als er noch mit Passion tanzte, zu Gefallen lief, ohne Mißtrauen in blaue Augen sah, unverstellt und heiter sein junges Löwentum durch die Ballsäle trug — jetzt war das alles vorbei; er hatte einen Dégout gegen die Welt, jawohl, einen Dégout! Und er sprang hastig auf, das Zimmer zu durchsausen, riß einen Band Nietzsche vom Schreibtisch und durchblätterte ihn aufs Geratewohl.

„Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehn!“ Richtig! da stand es, in schwarzen Lettern auf geduldigem, aus Lumpen fabriziertem Papier.

Digitized by Google

Ja, vorübergehen! das wollte er — mit philosophischer Ruhe hinter sich lassen, was er zu lieben nicht mehr imstande war, den ganzen Ballast, den ganzen Plunder, den ganzen Tamtam!

O! er wußte noch ein Thal, wo das vereiste Herz auftauen könnte, wie sommers die Lawinen über ihm.

— Am Abend desselben Tages fand Fex, als er aus seinem litterarischen Wochenzirkel heimkam, einen Brief Philipps vor.

„Ich reise mit dem Nachtkurier in ein besseres Land. Das Ganze ist mir zuwider. Wenn der Urlaub meiner Carriere schadet, um so besser für meine Hintermänner! Ich konnte nicht anders und sehe durchaus nicht ein, warum ich an diesen Dilettanten-Aufführungen zu Grunde gehen soll! Noch hält und tröstet mich meine Philosophie.

Bis auf weiteres

Philipp.

Meine Adresse wirst Du Dir denken können: Lins, Schäflewirt."

III.

Eine weiße, blendend helle Fläche, hier und da unterbrochen von dunklen Kiefern, verstreuten Dörfern, von den blitzenden Windungen eines zugefrorenen Flusses — der Himmel von kaltem, einförmigem Blau, am Horizont verschwimmend in eine flüchtige Schattierung von mattlila; gegen ihn gelagert eine mächtige Kette, schroff, riesenhaft und schneeweiß — ja, da waren sie, die Alpen!

Herr Philipp hätte fast die Hände gefaltet, so selig überkam ihn das Bewußtsein ihrer Nähe. Er lag in seinen Pelz gehüllt im Coupé, fröstelnd, aber seit langen Monaten zum erstenmal wieder glücklich. Er war allein, das heißt, so gut wie allein; der Geschäftsreisende in der andern Ecke, der wegen Rosinenhandels über den Brenner wollte und eifrig in der Börsenzeitung las, zählte für ihn nicht. Er hatte ganz die holde Empfindung eines ungestörten Tete-a-Tete mit den Bergen seiner Sehnsucht.

Wie schön sie war, diese Winterfahrt!

Immer näher kamen die Gipfel, immer deutlicher unterschied er ihre Zacken, die schlanken Biegungen der Vorgebirge; jetzt schoß die Bahn dicht an ihrem Fuße hin; der grüne Inn drängte sein schillerndes Bett daneben; zerstörte Burgen ragten düsterschwarz aus dem weißen Schnee, hohe Burgen, die aber klein erschienen, weil die riesige Alpenstaffage hinter ihnen stand. Dörfer schwanden im Flug vorbei; wie eingeschlafen lagen sie da, ohne Grün, ohne Touristenschwärme, ohne Leben — leere Bahnhöfe überall, höchstens der verschlafene Wirt, eine frierende Landfrau, ein junger Mönch, den sein Orden verschickte; sonst auf derselben Weltstraße, über die allsommerlich viele Tausende hinwegfluten, die Stille des Winters, in die der Bahnpfiff fast befremdend hineinklang. Das Echo heulte ihm nach. Zuweilen scholl es fernab wie zürnendes Donnern — Lawinen, die zu Thale sausten, gelockert von dem schrillen Ton.

Da — eine mächtige Veste über dem Fluß, steil, grau und von kahlen Sträuchern umstarrt — Kufstein, Zollgrenze.

Herr Philipp stieg geduldig aus und stellte mit Hochgenuß fest, daß er durchaus nicht mehr reizbar sei; wie würde ihn ein so unbequemes Aussteigen in der Heimat geärgert haben! Als Nichtraucher kam er noch dazu unbehelligt durch, während sein Coupégenosse bei harmlosem Paschen abgefaßt und in Strafe genommen wurde. Herr Philipp warf ihm einen pharisäerstolzen Blick zu.

Der Zug sauste weiter, immer tiefer in die verschneite Gigantenwelt hinein. Bald rechts, bald links wand sich der Inn, ein stolzer Liebhaber, zu den Füßen der Berge hin. Wie sie leuchteten, diese Berge! Herr Philipp wußte nicht, ob in Weiß, ob in Silber. Das schimmerte und funkelte — er schloß die Augen und dachte daran, wie schön es im Sommer dort oben gewesen, hoch an den Felsen herauf, wo der Fremde nichts vermutet als Gemsen, Almen, Einsamkeit, und wo plötzlich ein riesiger See aufschimmert mit bebauten Ufern, Drahtseilbahnen und rauchenden Dampfern, ein See, berühmt wegen seines himmelähnlichen Blaus. —

Wie schön war die Welt! Immer neue Formen thaten sich auf, neue Ortschaften blinkten mit ihren roten Dächern aus dem Schnee, dazwischen mächtige, fensterreiche Bauten, von steilen Gartenmauern umgrenzt, mit einem Anstrich von exclusivem Hochmut,

Digitized by Google

wie er Bauten oft ebenso eignen kann als ihren Bewohnern: reiche Klöster, darin, gebannt in behagliche Einförmigkeit, hundert Lebenskräfte brachgelegt waren, Schicksale, die seltsam hätten werden können, die man erbarmungslos mitten abschnitt und zum Wohlleben verdammte, dem einzigen, traurigen Ersatz für das Beste in der Welt. —

Weiter, weiter —

Eine blinkende, herrlich gebaute Stadt mit ragenden Kuppeln von demselben Grün, mit dem der Inn sich färbt, Felsen hinter ihr, Frau Hütt in schwindelnder Höhe, Gletscher gegenüber — tiefer unten Berg Isel und weiter links ein gelbes, luftiges Schloß; wir sind im Bannkreis Andreas Hofers, der Welserin — in Innsbruck.

Herr Philipp wechselt den Zug. Der Rosinenreisende bleibt lesend mit seiner Tigerdecke zurück. Bald wird er auf dem Brenner sein, neben dem grünen See, von dem mißtrauische Touristen sagen, er wäre „unwahrscheinlich grün"; dann, wenige Stunden nachher, nimmt das Land des Frühlings ihn auf, lächelt ihm Italien ins Gesicht. Herr Philipp beneidet ihn nicht, den blinden jungen Mann, der an tausend Schönheiten vorbei in die Börsenzeitung starrt — sein Weg führt abseits von den Städten in die Einsamkeit.

Er geht frierend auf dem Bahnhof hin und her; aber es ist eine angenehme Kälte, die er empfindet, jener gesunde Höhenfrost, von dem wir wissen, er kommt aus erster Hand zu uns und hat noch kein anderes Gesicht gerötet. O! er gäbe dies Frösteln nicht für die wärmste Ecke im Sitzungszimmer hin, in dem Freund Fex wohl jetzt gerade Akten zusammensucht und den Präsidenten nach seinen Befehlen fragt!

Sein Zug schnaubt heran. „Zeitungen!" ruft ein brünetter Bengel ihm beim Einsteigen zu. „Fällt mir nicht ein!" sagt Herr Philipp; „mag passieren, was will, mich kümmert's nicht." Die Fahrt geht weiter. Die Martinswand in ihrer unheimlichen Steilheit hebt sich über dem Thal mit ihrer alten, romantischen Erinnerung, die ihr anhaften wird, solange Menschen in den Alpen reisen, die Erinnerung an einen kaiserlichen Bergfex, der sich beim Jagen verstieg. Jetzt stürzen in unserer götterlosen Zeit die waghalsigen Steiger erbarmungslos in die Tiefe; damals, weil es noch ein Ausnahmsfall war, führte ein Engel den Kaiser zu Thal, jawohl, ein Engel, der die Liebe des Volkes war in verkörperter Gestalt! Ihm fiel das Lied ein, das er als Schulbube gelernt, und dessen Anfangsstrophe ihm noch jetzt im Gedächtnis hing: „Willkommen, Tyroler Herzen, die ihr so bieder schlagt! Willkommen, Tyroler Berge, die ihr den Himmel tragt!"

Er sagte es ganz laut vor sich hin, sodaß der Schaffner, der zum Billetnachsehen kam, ihn erstaunt musterte.

Und immer bekannter, immer vertrauter wurden ihm die Gipfel, die Thäler, die er im Sommer gesehen und durchschritten hatte. Freilich, die grüne Farbe war weggelöscht, die springenden Wellen festgelegt von einer spiegelglatten Schicht; nur zuweilen brach sich eine Wogenschar sprudelnd Bahn und schäumte ungeduldig dahin, als könne sie den ersten Lenztag nicht erwarten, der Befreiung gab.

Wie alte Freunde sahen ihn die aufschimmernden Fernen an; ja, das waren noch Freunde, bessere, edlere, als der moquante Fex und Konsorten! — und endlich, um eine letzte Bergbiegung herum, an dem steilen Kegel vorüber, von dem ein altes, viereckiges Felsennest auf die entlaubten Wälder niederdräute — endlich lag das ersehnte Thal vor ihm, das schneebegossene, mit seinen Burgen, Hängen und Dörfern, hoch oben, scheinbar ganz dicht unter den zerklüfteten Zügen des Arfeier Gletschers, der Thurm von Lins.

Herr Philipp seufzte aus tiefster Brust. Was er für ein Thor gewesen war, daß er erst jetzt kam!

In Lauders stieg er aus, beordnete sein Gepäck und wanderte im Nachmittagszwielicht rüstig bergan. Er bog vom Inn ab, sah sein breites Bett noch einmal aufleuchten unter der Burg von Lauders, die steil über dem Flusse hing und ging dann auf verschneiten Wegen eilig fürbaß.

Da klang ihm ein Plätschern entgegen, ein Grollen, Stöhnen und Rauschen; die Trisana wars, der wilde Bergstrom mit dem Namen voll südlichen Wohllauts, mit dem urgewaltigen Trotz eines freien Elements, das

Digitized by Google

sich selbst vom Winter nicht zwingen läßt. Welch ein Anblick das war, nach all dem Zwang, den er miterlebt, mitgefühlt!

Das Wasser rüttelte an der Brücke. Ihm schien, sie bebte, als er hinüberging; eine Ahnung überkam ihn, was wildgewordene Bergwasser bedeuten.

Der wohlbekannte Pfad führte bald hoch hinauf. Er ging in der Spur von Wagenrädern hin; vielleicht hatte der Cyper vor wenig Stunden Vorräte von Lauders heraufgeholt. Der Schnee knisterte unter seinem Fuß. Zuweilen tönte der Schrei eines Raubvogels über ihm oder das Knarren frostgebogener Bäume. Dämmerung kam; sie hatte es nicht leicht, das Licht von einem so hellen, weißen Bilde zu löschen; ganz allmählich nur sank sie; erst als Herr Philipp auf der Höhe stand, war der letzte Sonnennachglanz fort, brannten die ersten Lichter aus den verstreuten Ortschaften, ganz in der Ferne die Lichter von Grans, verschwimmenden Sternen gleich. Er suchte mit dem Blick den Pfad, der von dort nach Lins ging und glaubte die Stelle zu enträtseln, an der er damals in der Sommerglut mit Fex gerastet.

Die Lichter von Lins leuchteten schon so nahe, er ging wie im Traum. Eine kleine Kapelle stand am Wege, die Thür halb offen; das Beten im Vorübergehen darf der Winter nicht verwehren! Die ewige Lampe blinkte unversehrt vor dem bunten Zierrat, aber den Boden bedeckte Schnee, fußhoher Schnee. Da — der Markstein; Herr Philipp war in Lins.

Der Lichterschein aus den kleinen, hellen Fenstern huschte spielend über den Schnee. Undeutlich standen die Umrisse der Häuser und Hütten neben dem toten Dunkel der blütenlosen Gärten. Wo sommers die Sonnenblume das goldige Haupt emporhob, die stolze Anbeterin des fernen Helios, wo Geranien und Nelken in üppigem Durcheinander geglüht, geschillert und geduftet, wo der gelbe Kürbis an der Mauer gehangen und die tiefblauen Trauben am Spalier — da breitete sich nun gleichmäßig die gefrorene Decke aus, da lag der Schatten der aufsteigenden Nacht wie ein großes, dunkles Geheimnis.

Herr Philipp eilte jetzt dahin. Je näher er dem Ziele kam, desto rascher trieb ihn die Sehnsucht. Nun kam er am „Rößle" vorbei; ein rotes Licht glomm aus der halboffenen Thür und fiel über die Straße bis zu der Karyatide hin, die gegenüber den Portikus auf ihrem Haupte und Schnee auf den Schultern trug. Der Brunnen tauchte auf, Eiszapfen am Rande, ein paar blasse Sterne, die jetzt oben vorbrachen, zitternd im Spiegel; links die Gartenpforte, durch die er einst in das friedliche Mittagsidyll getreten war, und dort die Thür des „Schäfle" mit dem harmlosen Emblem. —

Er trat ein; niemand hörte ihn; aus dem Gastzimmer schollen helles Lachen, abgebrochene Liedstrophen, die weichen, melancholischen Klänge einer Zither. Eine halbe Minute noch, und Herr Philipp stand auf der Schwelle.

In den eleganten Pelz gehüllt, den der erste Schneider der Großstadt nach den modernsten Ideen verfertigt hatte, und den sein Besitzer mit jenem grandseigneurialen Avec zu tragen wußte, der zum Pelz gehört — stand er da, einem Pariser Modeblatt vergleichbar, das plötzlich zwischen Bilder mit Tyroler Volkstrachten hereinweht. Und vor ihm um den langen Holztisch in scharfem Gegensatz breitete sich das Bild hin, das wohlbekannte, wie er es zahllos oft gesehen in Schaufenstern, Albums, Galerien — ein Tyroler Dorfstück, ursprünglich, voll Behagen, wie von Matthias Schmid gemalt, eine verkörperte Alpengeschichte, wie von Rosegger erzählt.

Da saßen sie um die vollen Maiskörbe herum, die schwarzzöpfigen Dirnen mit dem Auskernen der üppigen Kolben beschäftigt, Männer dazwischen mit langen Pfeifen, blitzenden Augen und jenem phlegmatischen Bauernlachen, aus dem Behagen und stiller Humor leise klingt; der Schäflewirt seitab neben seiner Stasi, ein zerbrochenes Etwas flickend und dabei mit dem zufriedenen Grinsen einer fast beneidenswerten Dummheit dem Cyper zunickend, der mit zwei andern Gesellen bei den Karten saß. Dann die schönste der Dirnen, die Vroni aus dem „Rößle", die mit ihren hellen, kräftigen Fingern die Zither spielte — um das alles braungetäfelte Wände, schlicht und einförmig, eine dunkelblaue Winternacht, die zwischen den Gardinen hereinlugte mit schimmerndem Sterngefunkel und gespenstischen

Digitized by Google

Bergzügen — das Ticken der steilen Ständeruhr, das Prasseln des Feuers — die einfältigen Gesichter armseliger Heiligenbilder da und dort, bunt und schlecht, aber von inniger Frömmigkeit, wie von liebender Hand gemalt, von frommen Priesterlippen geweiht.

Das Zitherlied klang aus. Langsam wandte die Vroni ihre schönen Aurikelaugen zum Cyper hin; da blieben sie unterwegs basten und fielen gerade auf den Fremden, der noch immer im Rahmen der Thür stand. „Jessas! hab ich mich verschrocken!" schrie sie auf, stieß die Zither fort und starrte Herrn Philipp wie einer Vision ins Gesicht, gleich nach ihr die andern, zuletzt der Schäflewirt, dem das Umdrehen schwer ward.

Herr Philipp hatte oft Furore gemacht, wenigstens, was man in seiner verwöhnten, blasierten, schwer zu imponierenden Welt Furore nannte; er war Mittelpunkt gewesen, Gegenstand des Interesses, der Neugier, ja der Bewunderung — allerdings nur auf Bällen, auf dem Eise, bei Routs, und das zählt nur halb — jetzt aber war es wie ein elektrischer Schlag, der durch die Versammlung fuhr. Die Bursche sprangen auf und starrten ihn an. Die Frauen- und Mädchenaugen glitten staunend an ihm auf und nieder — galt es ihm? galt es dem Pelz? wer weiß! Der Wirt schüttelte ihm die Hände, die Stasi rief ihr „Grüß Gott", die Hauskatze kam herbeigeschlichen und rieb ihr Fell an seinen beschneiten Stiefeln; und Herr Philipp begrüßte, fragte und erzählte wie ein alter Freund, als sei er statt der wenigen Sommerstunden ein ganz Dezennium in Lins gewesen.

Dann saß er zwischen ihnen, dem Ofen nah, in dem das Reisig knackte, bei Knödl und Geselchtem, ein anspruchsloser Gast. Er hörte den munteren Reden zu, die nach der ersten Anfangsscheu neu in Fluß kamen, sah die Finger der Vroni neben sich über die Zither gleiten und den „Schäflewirt" beseligt vor sich hingrinsen, stolz auf den Winterfrischler, der so plötzlich mit den Flocken hereingeschneit gekommen; — noch immer war ihm zu Mut wie in einem Traum. Ja, das war es, was er gewollt hatte: ausruhen am Busen der Natur!

Da schien es ihm, als ziehe mit den Zitherklängen herauf eine ferne, stürmische, ruhelose Melodie, ängstigend und atemlos; wohlbekannte Klänge, bei denen er einst in zu engen Stiefeletten über das Parquet gewalzt war. Er glaubte das Gewoge zu sehen bunter, heuchelnder Menschen, nickender Pagoden, stolpernder Lohndiener, gähnender Geheimräte; er hörte Mädchen lachen, ein geziertes, unwahres Lachen, hörte Phrasen, Komplimente, Tiraden; allzustarke Parfums wehten ihn an, machten ihn krank, verstimmt, elend. —

Die Musik brach ab. „Gelt?" sagte die Vroni, „das ist halt ein trauriges Lied?" und dabei lachte sie mit Augen und Lippen, daß ihm das Herz warm wurde. Die Welt sank zurück, von der er geträumt, mit ihren faden Freuden, ihrer tändelnden Schlechtigkeit.

Herr Philipp war glücklich.

In der Nacht schlief er nach langer Zeit zum ersten Mal einen traumlosen Schlaf. Das Bett war zwar hart — aber was that das? Dafür ruhte Herr Philipp am Herzen der Natur!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Litterarische Metamorphosen.

Von

Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Vor sechs Jahren ungefähr war es, da gabs im Litteraturstaat Revolution, und würdige Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter in Turban und schwarzem Barett, Perrückenhäupter schüttelten sich bedenklich ob der Neuesten, die sich so grenzenlos erdreisteten. Auf der papiernen und auf der bretternen „Freien Bühne" wurden Schlachten geschlagen, explosiv platzten die Gegensätze auf einander; mit fröhlichem Schauder denken die Zeugen jener Tage daran zurück. Für was kämpfte man, mit welchen Mitteln kämpfte man? Es galt, mit stolzem Wort, die Wahrheit in der Kunst. Man lebte in einer Zeit, die täglich, stündlich Neues brachte, in einer Zeit der Erfindungen, der gesteigerten Technik; dies bewegte, vielgestaltige äußere Sein wirkte befruchtend auch auf das Innenleben; frische Ideen keimten, eine neue Anschauungswelt tauchte auf — ein wechselnd Weben, ein glühend Leben. —

Und in dieser Zeit des Gährens, da alles nach andern Formen rang, ward man auch der alten Kunst müde; man hatte sich satt gesehen an den konventionellen Gestalten, die die Salonproduktion der siebziger und achtziger Jahre geschaffen, man kehrte sich ab von den schablonenhaften Marionetten, die um ein schablonenhaftes Nichts schablonenhaften Lärm machen: „was haben wir mit euch zu schaffen?" Zuerst standen die Theoretiker auf; sie rissen die Kleider den Geschmacksgötzen des Publikums vom Leibe und zeigten sie in ihrer Jammerdürre und öden Totenstarre auf offnem Markte. Und vielstimmig, wie ein Notschrei um Geistesbrot erklang der Ruf: Gebt uns eine Kunst, die uns unsere eigenen Mitmenschen, aus unserer eigenen Zeit geboren, in ihren Kämpfen und Konflikten zeige. Wie „Werther" und „Kabale und Liebe" unvergängliche Dokumente einer Epoche, ihres Geistes- und Gefühlsinhalts sind, und die Luft und Stimmung einer Zeit kondensiert und gleichsam präpariert den Nachfahren vermachen, so harren auch wir künstlerischer Zeugen dessen, was wir sind. Auf äußere, durch öde Definitionen blaß formulierte blasse „Schönheit" kommt es nicht an, Charakteristik und Echtheit ist die Hauptsache.

Die neue Sehnsucht, die übrigens für den Litterarhistoriker nicht neu ist, da sie entwicklungsgesetzlich von Zeit zu Zeit stets wieder drängend sich regt, fand dann auch ihre Dichter. Hier ist es interessant, die schrittweis vorrückende Entwicklung zu beobachten.

Tastend und unsicher bethätigt sich zunächst die künstlerische Wahrheitsliebe. Man fängt von vorn, von unten an, und man versucht zuerst einmal das Einfachste, Unkomplizierte zu reproduzieren. Man beginnt mit der Armenleutepoesie. Der Not und dem Elend der Geister ist man noch nicht gewachsen; man schildert also Not und Elend des Leibes. Um die Litteratur aus der Verzärtelung zu befreien, gebraucht man Gewaltkuren und sucht mit Vorliebe das Derbe, Schmutzige, Cynische. Man strebt danach, die Beobachtung zu schärfen, empfängliche Augen zu bekommen, so macht man, wie Maler in ihrem Skizzenbuch sich Eindrücke fixieren, Momentaufnahmen und eifert mit mehr Gewissenhaftigkeit als Geist nach photo- und phonographischer Treue. Die Namen Holz und Schlaf sind für dies Stadium die bezeichnenden.

Ängstliche Gemüter erklärten damals in edler Entrüstung ob des Ärgernisses, das Theater solle kein Schweinestall, sondern eine moralische Bildungsanstalt, der

Digitized by Google

Dichter kein Lumpensammler, sondern ein Hoherpriester mit dem Palmenzweige sein. Ruhigere Leute mit historischem Blick ließen behaglich lächelnd Sturm und Drang sich ausrasen; sie erkannten ganz richtig die Bewegung als Übergang, als Vorbereitung einer Kunst, die erst kommen soll. Sie genossen das Schauspiel der Entwicklung mit Beobachterfreude, ohne sich durch Schlacken und Flecke irre machen zu lassen, denn sie wußten, fein niedlich und fein säuberlich gehts bei Umwälzungen nicht zu, und unsere Großen haben in ihren wilden Erstlingen vor nichts weniger Angst gehabt, als vor Cynismen. Also nur ruhig austoben lassen. Und schnell genug tobten sie aus, und schnell genug lernten sie, so daß die primitive Periode bald genug überwunden wurde. Freilich nicht von allen; viele stecken heut noch darin, aber sie repräsentieren nicht die moderne Litteratur.

Vom äußeren Realismus kam man zum inneren. Wie man vorher gewissenhaft und exakt Exterieur und Detail studiert hatte, so drang man jetzt in das Innenleben ein; widerspruchsvolle moderne Individualitäten mit gemischt wechselnden Stimmungen, mit Nerven und Sensibilität reizten. Gerhard Hauptmann, der Dichter von „Vor Sonnenaufgang", schrieb die „Einsamen Menschen", und sein letztes Werk, das Traumstück von Hannele Matterns Himmelfahrt, ist das markanteste Dokument dieses psychologischen Realismus. Psychologisch, das ist das Hauptprädikat der modernen Kunst, echte Reproduzierung unseres inneren und äußeren Lebens, nicht nur mit photographischer Treue, sondern künstlerisch gesehen, daß man, wenn auch alltägliche, scheinbar gleichgiltige Vorgänge geschildert werden, in eine Seele blickt. Das ist das Kennzeichen des Hauptweges, auf dem sich unsere Litteratur bewegt, und ihn gehen die, die augenblicklich in der jungen Mannschaft in der Front stehen, im Drama: Hauptmann, Sudermann, Halbe, Wolzogen, im Roman und in der Novelle: der altjunge Fontane, der Marschall Vorwärts; Tovote, der Freiherr von Ompteda.

Neben dem Hauptweg aber laufen viel verschlungene Nebenwege; seltsame Wunderblumen wachsen darauf und schauen süchtig; Schlinggewächse voll schillerndem Farbenspiel und betäubendem Duft locken geheimnisvoll mit raffiniertem Reiz — fleurs du mal. Der leicht Empfängliche, der widerstandslos auf jeden Eindruck reagiert und ohne Widerstreben hierhin, dorthin süßen Taumels froh sich ziehen und umranken läßt, ein reiner Thor in Klingsors Zaubergärten, wird hier leicht den ruhigen Blick, das sichere Urteil verlieren. Ihm können diese Seitenpfade gefährlich werden. Der litterarische Botaniker jedoch, der mit dem ruhigen Blick des Forschers durch den Urwald geht, der nichts verdammt und alles zu verstehen sucht, den aber auch nicht jede neue Erscheinung fesselt und überrumpelt, wird hier ungefährdet wandeln. Und interessant ist diese Exkursion, wie alles Aparte und Abnorme. Das künstlerische Heil wird er hier schwerlich finden, aber psychologische Ausbeute die Fülle, was lockend genug ist; allein schon, wenn man sehen will, welche Metamorphosen in den letzten zwei Jahren unsere Litteratur durchgemacht hat. Die Nebenwege lehren es deutlicher als die Hauptstraße.

Nichts ist instruktiver als den ersten Band der „Freien Bühne" von 1889/90 zu vergleichen mit dem letzten von 1894, der sich „Neue deutsche Rundschau" nennt. Damals Holz und Schlaf mit dem streng objektiven Naturalismus ihrer Berliner Momentaufnahmen; jetzt Stanislaus Przybyszewski und Arthur Schnitzler. Beide sind Repräsentanten besonderer Abarten des neuesten Schrifttums. Beide sind durch eine unendliche Kluft von dem getrennt, was man noch vor drei Jahren wollte. Sie bilden den Gegenpol zu jenem extrem objektiven Naturalismus der Außenwelt; sie haben sich völlig in die innerliche Welt hineingeschmiegt. Arthur Schnitzler bleibt dabei, wenigstens in seiner letzten Novelle „Sterben", auf realem Boden. Aber alles Äußerliche ist ihm gleichgiltig; er erzählt nicht, was seine Menschen sind, alles Standesamtliche, Volkszählungsmäßige ist ihm egal, er giebt seinen Gestalten keine Vatersnamen, der Vorname genügt, und der ist ja auch völlig irrelevant. Die Hauptsache sind die innerlichen Vorgänge; das, was sich nach Camille Mauclairs Wort, des sensitivsten der jungen französischen Ästhetiker, in „Eleusis", der „Cité intérieure" des Menschen abspielt.

Digitized by Google

So schildert er, mit virtuoser Kunst, das Gemütsleben eines Schwindsüchtigen, der sicher weiß, daß er in einem Jahre sterben muß, mit all den Stimmungsschwankungen aus Trotz, Hoffnung, Zerknirschtheit, und den vielen halben und viertel Empfindungsnuancen des Gerührtseins über sich selber, der stolzen Überlegenheit in den philosophisch-stoischen Stunden, der krallenden, krampfhaften, fletschenden Angst.

Die Komödie unsrer Seele
Unsres Fühlens heut und gestern —
Halbes, heimliches Empfinden

zu zeigen ist ihm höchstes Kunstziel. Ein anderer Wiener hat ebenfalls auf diesen Saiten gespielt: Richard Beer-Hoffmann in seinen Novellen: Das Kind. Camelias. (Berlin. Freund und Jeckel.) Mit der Präzision eines noch nicht erfundenen psychophysischen Apparates werden hier die sich kreuzenden, hin und her irrlichterierenden Wünsche, Gedanken und Gefühle moderner nervöser Menschen fixiert; alle jene Stimmungen, da man an sich selber irre wird, wenn man selbstbeobachtend merkt, wie widerspruchsvoll es in einem zugeht, und wie in unheimlicher Zufälligkeit viele unserer Entschlüsse oft von ganz nebensächlichen, stimmungserregenden Momenten abhängig sind.

Noch viel weiter geht Przybyszewski. („Totenmesse." Berlin. Fontane. „Vigilien." Berlin. Fischer.) Er sucht die abnormsten psychologischen Fälle, worin ihm Ola Hansson vorangegangen ist. Die Degenerierten und Perversen, die übermäßig Verfeinerten und die Raffinierten reizen ihn. Ihm genügt die Sezierung der bewußten Vorgänge nicht mehr, er reist ins Unterbewußtsein, zu den „Wurzelfasern des menschlichen Gehirns". Das Hauptprinzip seiner Psychologie ist sein Satz von der Einheit der Sinnesempfindungen. Er ist nicht neu. In der deutschen Romantik klingt er vor, und bei den Franzosen hat schon lange vor unserer Zeit Baudelaire gedichtet:

„Les parfums, les couleurs et les sons se répondent."

So schildert auch Przybyszewski, wie Töne als Farbenerscheinungen, wie Geruchserregungen als Muskelempfindungen sich manifestieren, wie Geschmackshalluzinationen sich auf die Sehnerven leiten und epidermale Eindrücke zu visionären Extasen werden. — Wie dieser Dichter sich und seine Kunst in einem Maler wiederfindet, skizziert sein Aufsatz über Edward Munch in dem Buch „Das Werk des Edward Munch" (Berlin, Fischer), worin viele Andeutungen über die neue Kunst in seinem Sinne gegeben sind.

„Die feinsten und subtilsten seelischen Assoziationen, die leisesten und intimsten Gefühlsäußerungen, die wie Schatten durch die Seele huschen," sollen fixiert werden.

Die einzige Realität ist, wie schon vorhin ausgeführt wurde, für ihn das Innere, die Seele. Aufdämmern, Verzittern, bebendes Schwingen in ihr festzuhalten ist die Aufgabe. Kontrolle und Direktion durch das Bewußtsein werden vollkommen verschmäht. Mittel dieser Kunst ist der Wortklang. Die Wortbedeutung ist unwesentlich; es handelt sich darum, durch den Klang eine Suggestion auszuüben, Assoziationen zu erzeugen, Farbenerscheinungen, Landschaftsbilder illusionistisch, dämmerhaft hinzuzaubern. Oft soll auch nur eine rein musikalische Wirkung erzielt werden, wie in den Versen Paul Verlaines:

Les sanglots longs
Des violons
De l'automne
Blessent mon coeur
D'une langueur
Monotone.

Auch Maeterlinck in den „Serres chaudes" ist hierfür Muster, wie der schon vorhin genannte Camille Mauclair, der in seinen soeben erschienenen „Sonatines d'Automne" von intimstem Reiz ist. Diese „Mélodies oublieuses," „Lieds," „Historiettes au Crépuscule," „Prières" haben nach des Verfassers eigenem Wort nicht mehr „raison d'être qu'un frisson ou un sourire". Als musikalischen Paten nennt er Schumann. „Les formes du vers m'ont été indifferentes, il n'est ici question que de faire un peu de musique." Und diese musikalischen Stimmungen

Digitized by Google

sind mit einem träumerischen Zauber erreicht, von dem sich unsere Lyrik allerdings nichts träumen läßt.

Auffallend ist bei Przybyszewski übrigens auch der philosophische Zug. Wenn er ein Liebespaar analysiert, dann werden sie gleich zu Repräsentanten, er ist der Mann, sie das Weib, Adam und Eva. Und ihm verwandt pflegt der symbolistische Lyriker Dehmel eine metaphische Erotik und besingt mit pathetischem Wortprunk die „Verwandlungen der Venus".

Von diesen Gefühlsmystikern führen Seitenwege zu anderen Abarten. Der Wirklichkeitsfanatismus ist in sein Extrem umgeschlagen, und die Phantasie verlangt ihr Recht. In der Malerei hat sie lange schon selbstherrlich sich eingesetzt; in der Litteratur regt sie sich auch schon. Mancherlei Gründe giebt es für ihre Invasion. Die natürliche Reaktion, dann eine gewisse müde Fluchtstimmung; eine weiche Sehnsucht, aus dem Alltag zu entfliehen. Das Gefühl, daß man für das Geheimste und Feinste eine neue Welt mit anderen Farben, Düften und Tönen schaffen müsse.

Lehrreich ist hierfür ein in diesem Jahre erschienener Sammelband „Neuland" (Berlin, Verein der Bücherfreunde). Da klagt jenes schmerzliche Heimweh nach dem Märchen in einem Prosagedicht von Hans von Gumppenberg: „Unsere Zeit ist zwar eine ganz korrekte Mutter — und doch ist sie keine vollkommene Mutter. Denn — sie kann keine Märchen erzählen. Und des Abends, wenn die Schularbeiten gemacht sind, hocken wir armen Kleinen hungernden Herzens in der Dämmerstube und sehnen uns . . ."

In romantischen Visionen tummelt sich schwelgerisch die entfesselte Phantasie in diesem Buch. Es klingt und singt von Avalun, dem alten Zaubereiland, von purpurblühendem Gerank über Felsen; von duftenden Gärten mit Lianenarmen und Blumenaugen; von weiß schimmernden Marmorhäusern unter seidig glänzenden Wolken in azurblauer Luft; von den Kindern des Lichts im Sonnenland.

Die parabolische Fabel taucht wieder in Karlot Reuling auf.

Symbolistische Traumpoesie, Kapriccios aus dem Nie- und Nirgendlande von Paul Scherbart, dem bewußten Phantasten, geben Grund- und Leitton. Und wie immer in den Zeiten aufkommender Mystik werden religiöse und biblische Motive angeschlagen.

Am auffallendsten ist der Umschlag aus der realen in die Märchenwelt in einer Dichterin, die sich mit zwei in innerer und äußerer Echtheit konsequenten Dramen („Dämmerung", „Wir drei") und einer an psychologischen Feinheiten reichen Novellensammlung („Madonna", wie die übrigen bei S. Fischer erschienen) eingeführt, Ernst Rosmer (Frau Elsa Bernstein).

Sie hat ein dramatisches Märchen, „Königskinder", geschrieben, voll Stimmungspoesie und traumhaftem Reiz, dem nur die Musik fehlt. Es erzählt vom Königssohn und der Gänsemagd, von heißem Lieben und Zürnen, von Plattheit und Roheit des Alltagsvolkes, vom reinen Unschuldssinn der Kinder. Und das ist der symbolische Sinn der Dichtung, der Preis der holden Kindlichkeit, voll Reinheit und Tiefe, die allüberall mehr sieht und fühlt, als der Verstand der Verständigen.

Der Reiz des Märchens wird zum Reiz des Unheimlichen in Oskar Panizza, der seine „Visionen" dem Andenken E. Th. A. Hoffmann widmet und ein bizarres Spiel vor uns aufführt, in dem sich Wahnsinn, Spuk und greller Humor zu einem höllischen Tanz vereinen.

Aber auch hier ist, wie fast bei allem in diesem summarischen Überblick Durchmusterten, mehr gewollt als geleistet. Doktrinäre Richtungsdiktatur giebts jetzt bei uns nicht mehr — auch eine erfreuliche Metamorphose —; verträglich stehen, wie in der Malerei, so auch in der Litteratur, die Werke der Wirklichkeitsdichter neben den Argonauten der Phantasie. Nur ein Kriterium gilt: daß der Schöpfer eine Persönlichkeit sei. Auf den von uns hier zusammen gewanderten Seitenwegen trifft man scheinbar genug Persönlichkeiten, doch haben alle diese Persönlichkeiten ein Manko. Streben nach eignen, aparten Bahnen, das jedem aristokratischen Geschmack gefallen muß, regt sich lebendig, aber die feste, künstlerische Direktion, die zur Schaffung abgerundeter, ausgereifter Werke unentbehrlich ist, fehlt auf der ganzen Linie. Man wiegt sich

Digitized by Google

allzu selbstverloren, haschischtrunken, auf den Wellen der eigenen Subjektivität; man lauscht auf sein Inneres und seine Regungen; man fixiert mit fliegendem Stift; man ist stolz auf die Emanation, die rein, ohne Korrektur des nüchternen Verstandes, der göttlichen Individualität entströmt ist. Für eine kleine Gruppe litterarischer Gourmets, von der ich mich nicht auszuschließen bitte, werden solche Dokumente stets reizvoll und interessant sein, sie werden sie auch richtig zu genießen wissen. Der Litteratur aber wird von den Nebenwegen nicht das Heil kommen.

Bei Frau Dr. Rosa Kerschbaumer.

Von

M. von Berthof.

Nachdruck verboten.

Gleich hinter dem üppigen Wall breitästiger, hundertjähriger Kastanien, der das Ufer der weißgischenden Salzach besäumt, inmitten heiterer, moderner Villen erhebt sich das stattliche, hellgetünchte Haus. Wie es so zwischen grünen Zweigen durchschimmert, würde man es weit eher für ein anmutiges Wohnhaus halten, als für eine Stätte der Leiden, ein Heim der Wissenschaft. Vornehm und bescheiden steht es da, und erst ein Blick auf sein Schild — gewissermaßen seine Visitenkarte — verrät seine Titel und Würden. Es trägt eben ganz und gar den Charakter seiner Besitzerin!

Es ist ein bedeutsames Haus, die Augenklinik zu Salzburg. Einmal weil sie schon zu einem Wallfahrts- und Gnadenorte für viele Tausende geworden ist, die dort das kostbarste Gut, das Augenlicht, wiedergewonnen haben, und sodann, weil es die erste Heilanstalt in deutschen Landen ist, die ausschließlich weiblicher Leitung untersteht.

Wenn einst der Tag kommt, wo das scheue Mißtrauen, dem das Frauenstudium an maßgebender Stelle noch immer begegnet, endgiltig überwunden sein wird, dann wird Österreich sich dieser ersten weiblichen Klinik (wie seiner ersten staatlich angestellten Ärztinnen in Bosnien) sicherlich voll Stolz rühmen. Vorläufig hat es freilich eines dem Throne zunächst stehenden Fürsprechers zur Auswirkung des Ausübungsrechtes bedurft. Der Bruder unserer Kaiserin, der hochsinnige, wohlthätige Herzog Karl Theodor in Bayern, der Frau Dr. Kerschbaumer bei der Arbeit gesehen und ihre große Geschicklichkeit wie ihre ungewöhnliche Thatkraft erkannt hat, war es, der sich dafür einsetzte, daß ihr die Bewilligung zur Errichtung der Augenklinik erteilt werde. Ganz aus eigenen Mitteln hat Frau Dr. Kerschbaumer sie im Jahre 1887 erbauen und einrichten lassen und seither ohne jede Subvention erhalten.

Das Haus umfaßt drei Stockwerke. Im Erdgeschoß sind Küche, Wirtschaftsräume und Badezimmer untergebracht. Im ersten Stock befinden sich Wohnräume für die Kranken, die Ärztewohnungen und das Mikroskopierzimmer. Der zweite Stock ist in zwei Hälften geschieden, deren größere als Frauenabteilung benutzt wird, während die kleinere für zahlende Kranke reserviert ist. Der dritte Stock enthält ebenfalls zwei Abteilungen, eine für Männer und eine für Kinder. Außerdem ist noch ein großes Mansardenzimmer vorhanden, das bei Überfüllung als Belegeraum, oder bei Infektionskrankheiten als Isolierzimmer benutzt werden kann. Im ganzen enthält die Anstalt 60 Betten, die sich auf 22 Räume verteilen. Natürlich ist das ganze Haus, das ein großer schattiger Garten umgiebt, nach den besondern Bedürfnissen der Augenleidenden eingerichtet, und bietet, bei aller Einfachheit, volles Behagen und peinlichste Ordnung. Daß Pflege und Behandlung nach den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft gehandhabt werden, versteht sich von selbst. Hat sich doch Frau Dr. Kerschbaumer unter den Professoren Arlt und Sattler in ihrem Spezialfache ausgebildet, und, außer an der Wiener, noch an mehreren andern Universitäten gearbeitet. Trotz ihrer anstrengenden

Digitized by Google

ausübenden Thätigkeit widmet sie sich unausgesetzt wissenschaftlichen Studien und hat schon mehr als einmal die Augenheilkunde durch wichtige Beobachtungen bereichert und die Aufmerksamkeit der Fachkreise durch ihre Arbeiten auf sich gelenkt.

In Salzburg, dem Mittelpunkte eines großen Alpengebietes, dessen Bewohner vielfach von Augenübeln heimgesucht werden, war Frau Dr. Kerschbaumer ein un-

Frau Dr. Rosa Kerschbaumer.

Nach einer Photographie aus dem Atelier des Photographen Eduard Bertel in Salzburg.

gewöhnlich starker Krankenzufluß von vorn herein sicher, sobald sich die Kunde ihres segensreichen Wirkens unter der Bevölkerung verbreitete. Das Haus in der Schwarzstraße ist denn auch stets voll von Hilfesuchenden und hat während der fünfzehn Jahre seines Bestehens mehr als 5000 stationäre Patienten beherbergt. Gegen 30,000 Kranke haben dort im ganzen Behandlung gefunden, und 6000 größere Operationen wurden innerhalb dieser Zeit von Frau Dr. Kerschbaumer ausgeführt.

Ihr Ruf ist auch längst in weitere Kreise gedrungen, und gerade während meiner Anwesenheit traf ein Telegramm ein, das sie zu einer Konsultation und eventuellen Operation in ein gräfliches Schloß nach Baiern berief. Aber das Hauptkontingent

Digitized by Google

ihrer Patienten, an denen auch ihr ganzes Herz hängt, bildet das Bauernvolk, und es mutet einen warm an, wenn man sieht, wie die runzeligen, verhärmten Gesichter der armen Kranken sich erhellen, wenn die verehrte Ärztin, die ihnen mit Recht ein rettender Engel scheinen mag, die Krankensäle betritt, und in ländlicher Mundart tröstend und ermunternd zu ihnen spricht.

Auch Kinder (oft unter einem Jahr) finden in ziemlich großer Anzahl Aufnahme in der Anstalt und werden so durch rechtzeitige Pflege vor lebenslänglichem Leiden oder gar dem Erblinden bewahrt. Eine interessante und überraschende Beobachtung, zu der gerade ihre Bauernpraxis Frau Dr. Kerschbaumer Gelegenheit geboten hat, möge hier Platz finden. Sie hat nämlich festgestellt, daß der Prozentsatz der Kurzsichtigen bei den Ungebildeten (Frau Dr. Kerschbaumer versteht darunter solche, die nur die Volksschule besucht haben und keine augenanstrengende Arbeit verrichten) ein größerer ist, als bei den gebildeten Ständen. Und zwar handelt es sich in diesen Fällen zumeist um angeborene, progressive Myopie. Frau Dr. Kerschbaumer meint hierzu in ihrem letzten Jahresbericht:

„Weit entfernt, den schädlichen Einfluß der modernen Schule auf die Myopie zu unterschätzen, bin ich der Meinung, daß wir die Schule nicht allein für das Überhandnehmen der Myopie verantwortlich machen können, und daß die Frage auch außerhalb derselben unter der ganzen Bevölkerung studiert werden muß, um ein umfassendes Urteil über die Ursachen und Verbreitung der Myopie zu gewinnen."

Wenn irgend eine, so ist Frau Dr. Kerschbaumer in ihrer ganzen Persönlichkeit geeignet, alle Behauptungen vom schädigenden Einfluß der Emanzipation zu widerlegen. Man kann sich schwer eine vornehmere, weiblichere Erscheinung denken, als die zarte, kaum mittelgroße Frau mit den kinderhaft kleinen Händen. Schon der kleine Salon, in dem sie ihre Gäste empfängt, mit seinen vielen Photographien und japanischen Kunstgegenständen und den zahlreichen persönlichen Andenken aus der russischen Heimat zeigt, daß sie über der wissenschaftlichen und humanitären Arbeit, der sie ihr Leben weiht, die ästhetischen Bedürfnisse der Weltdame nicht eingebüßt hat.

In dem Arbeitszimmer, mit seinen hohen Bücherregalen, dem mächtigen Schreibtisch, dem verstellbaren Leder-Ruhebett für erste Untersuchungen weht freilich eine andere Luft. Frau Dr. Kerschbaumer hängt mit inniger Begeisterung an ihrem Beruf, und verkündet mit freudiger Genugthuung, die nur der Sache und nicht ihrer Person gilt, daß es ihr durch die Konzession des Kaisers vergönnt worden ist, vielen und großen Segen zu stiften. Aber eben darum kann sie es auch nie verschmerzen, daß dieses Ausübungsrecht nur ihr allein gewährt und andern gleichgesinnten und befähigten Mitkämpferinnen versagt ist. Frau Dr. Kerschbaumer ist eine der eifrigsten Vertreterinnen der Frauenemanzipation, für die sie mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit und den Waffen ihrer Beredsamkeit immer und überall eintritt. Wenn das Gespräch dies Gebiet berührt, dann verliert sie manchmal ihre kühle Gelassenheit, und auf die noch jugendlichen Züge tritt der Ausdruck leidenschaftlicher Entschlossenheit, die von jeher den Grundzug ihres Wesens gebildet, und sie, allen Hindernissen zum Trotz, zum Ziele geführt hat.

Noch kürzlich schrieb mir Frau Dr. Kerschbaumer in Erwiderung meiner Fragen über ihren Lebenslauf: „Das alles ist nach meinem Dafürhalten von geringem Interesse. Was Sie interessieren dürfte, ist die Thatsache, daß ich gegenwärtig eine Kollegin als Assistentin und eine andere als Volontär in meiner Abteilung habe; auch arbeiten sie unter meiner Leitung in meinem Mikroskopierzimmer oder Laboratorium, und so hoffe ich in der Folge tüchtige Fachkolleginnen auszubilden." Und an anderer Stelle: „Eine irgendwie geartete Biographie, zu der momentan keinerlei Veranlassung besteht, könnte leicht den Verdacht der Reklamemacherei erwecken, was der guten Sache nur schaden kann. Es würde mir daher angemessener erscheinen, wenn nicht meine Person, sondern nur die Frage in den Vordergrund treten, und ich allein als Beweis dafür angeführt würde, wie viel Frauen auszurichten vermögen, wenn ihnen halbwegs die Gelegenheit dazu geboten wird." Solche vornehm bescheidene Denkungsart ist für die Frau charakteristisch. Sie darf ihr Werk für sich sprechen lassen.

Digitized by Google

Ada Negri.

Von

Paul Robran.

Nachdruck verboten.

Allen, die sich in Deutschland um die moderne italienische Litteratur kümmerten, war der Name Ada Negris bereits vertraut. In diesem Herbst nun ist eine deutsche Übertragung ihrer Gedichtsammlung „Fatalità“ [1]) erschienen, und damit ist sie auch denjenigen nahe getreten, die nicht italienisch verstehen. Bei uns, wo man allen fremden litterarischen Erscheinungen eine liebevolle Teilnahme entgegenbringt, deren sich unsere heimischen Dichter oft nicht zu erfreuen haben, hat diese Veröffentlichung allgemeines Interesse erweckt. Und in der That verdient Ada Negris Eigenart die Beachtung, die sie gefunden hat. Nicht zum wenigsten trägt dazu bei, daß sie als ein junges Mädchen einen Sang angestimmt hat, wie er männlicher, rücksichtsloser aus keinem Mannesmund ertönen konnte. Dann aber erweckt auch jeder ein kräftiges Echo, der gährenden Anschauungen zum dichterischen Ausdruck verhilft. Der leitende Zug im Staatsleben aller zivilisierten Völker geht dahin, das Schicksal der Enterbten milder zu gestalten. Die Leiden der Armen werden von den materiell günstiger Gestellten mitgefühlt. Die Dichter versuchen, ihr Leben zu schildern, die Konflikte ihres Daseins künstlerisch zu fassen. Hier nun ist eine Dichterin erstanden, die selbst aus dem vierten Stand hervorgegangen ist, die jene Kreise, welche die anderen nur aus der Vogelperspektive erblicken, aus eigener Anschauung kennt, die mit ihnen zusammen gelebt, unter ihnen ihre Kinder- und ersten Mädchenjahre in bitterstem Elend zugebracht hat.

Ada Negri nicht eine Sozialistin zu nennen, ist unmöglich. Die Not hat sie dazu gemacht. Sie ist das Kind einer Arbeiterin. Die scuola normale, in welcher die jungen Italienerinnen umsonst zu Lehrerinnen ausgebildet werden, öffnete ihr die gastlichen Arme. In einem entlegenen Flecken erhielt sie dann eine Stelle an einer Volksschule, und damit gerade genug vom Staate, um nicht zu verhungern. Die Kämpfe, die sie im Zusammentreffen mit Dummheit und Stumpfsinn erlebte, mögen ähnlich gewesen sein, wie sie Edmondo de Amicis in einer seiner letzten Veröffentlichungen: „Zwischen Schule und Leben“ anschaulich schildert. — Von dieser Stelle aus schleuderte sie ihre haß- und flammensprühenden Verse in die erstaunt aufblickende Welt. Frau Sorge war ihre Lehrmeisterin in der Poesie geworden. Mit dem gleichen Recht kann man sie einen Dichter des Schmerzes nennen, wie Leopardi. Und dabei, welche Verschiedenheit! Leopardi, der Philosoph, der Gelehrte, der die Wissenschaft der damaligen Zeit in sich aufgenommen hatte, Aristokrat bis in jede Fingerspitze, und sie, die nach ihrem eigenen Geständnis verschwindend wenig gelesen hat, Plebejerin, die auf ihre Abkunft stolz ist. Aus zwei verschiedenen Zeitaltern hervorgegangen sind die beiden. Man nehme die Verse aus Leopardis Erinnerungen:

Auch ahnt ich nicht, daß ich verurteilt sei,
In diesem rauhen Heimatdorf, bei diesem
Gemeinen Volk die Jugend hinzubringen,
Bei diesem Volk, dem fremde Namen
Wissen und Bildung sind —

und vergleiche sie mit dem Negrischen: „So lang' ich lebe und drüber hinaus.“

[1]) Schicksal. Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Verlag von Alexander Duncker, Berlin.

Digitized by Google

Sie sagte einst zu mir: Du lächelst nie;
Von bittern Worten Deine Verse hallen.
Es tönt Dir nicht die Melodie
Der Fröhlichkeit, bei der im Sonnenschein
Melodisch Küsse schallen.

Du kennst ihn nicht, den hohen, schönen Sang,
Der aus der heidnischen Umhüllung mit den Mienen
Antiker Götter einst entsprang,
Und in die Lüfte fliegt, hernieder streuend
Akanthus und Glycinen.

Sie sagte noch zu mir: Du Dichterin
Des Mißgeschicks, wo bist Du nur geboren?
Und welche böse Zauberin
Verhexte in der Wiege Dich? — Ich sagte:
Zum Leid ward ich erkoren.

Ich blühte auf im Schlamm. — Und durch die Pracht
Der Sonne, durch die hellen Jubellieder,
Die durch das Weltenall mit Macht
Erschallen, klingt zu mir aus Nah und Ferne
Ein Klage-Echo wieder.

Mir tropft aufs Herz das Blut so warm und rot,
Das Herzensblut der edlen Auserwählten,
Die kühn sich stürzen in den Tod,
Und die mit ihrer Brust, wenn Freiheit rief,
Am Bollwerk niemals fehlten.

Aus Arbeitsstätten, wo sich pressen dicht
Die aufgeregten, unruhvollen Mengen,
Gestalten, grau von Angesicht,
Die nach dem Brode, das ihr Schweiß erwirbt,
Mit heißer Gier sich drängen;

Aus düsteren Fabriken, draus erklingt
Der riesigen Maschinen Drehn und Spinnen,
Und wo die schlechte Luft durchdringt
Die Poren, und das ros'ge Blut verdirbt
Den armen Weberinnen;

Aus Reisgefilden voll von gift'gem Hauch,
Aus Feldern und aus unfruchtbaren Fluren,
Aus dumpfen Festungsmauern auch,
Wo sich im Namen Gottes opfern hin
So viele Kreaturen,

Dringt zu mir her ein Weinen trauervoll,
Das stets mir folgt, wohin ich auch mag fliehen;
So endlos und so schauervoll,
Wie eine Fledermaus im Dunkeln flattert,
Wie Wolken uns der Sonne Licht entziehen.

Es fliehn davon mir Freud' und Schönheit hin,
Es flieht das Licht, das neu erweckt vom Schlummer,
Der flücht'ge Rausch, der heitre Sinn;
Es flieht die Liebe und der Küsse Wonne,
Und mir bleibt nur der Kummer.

Doch ists ein Schmerz, der sich nicht beugt noch weicht,
Der selbst den Göttern wagt zu widerstreben.
Die hohe Kraft ists, unerreicht,
Die den gefesselten Prometheus einst
Auf starrem Fels vermochte zu beleben.

Und düster klingend fort mein Sang sich schwingt,
Hoch über bleicher Menschheit eitlem Hoffen,
Wie riesenhaft herniedersinkt
Auf Schneegefilde, die im Frost erstarrt,
Ein Aar, zu Tod getroffen.

Ich habe gerade dieses Gedicht ausgewählt, um es ganz wiederzugeben, weil es am besten in Ada Negris Anschauungskreis einführt. Die vorzügliche Übersetzung Hedwig Jahns giebt den Schwung des Originals trefflich wieder.

Das Sozialdemokratische in der Italienerin ist die hohe Achtung, die sie, die Dichterin, vor der körperlichen Arbeit hat. Für den Maurer, der vom Dach gestürzt ist, für die Frau, deren Hand die Maschine abgeschnitten hat, verlangt sie den Siegerkranz des Helden. Ihr Lied von der Hacke möchte ich dem englischen Lied vom Stich an die Seite stellen. Dem unpoetischsten, ja poesiefeindlichsten Gegenstand, der Maschine, widmet sie prachtvolle Verse. Sie selber fühlt sich eins mit den Armen, den Enterbten:

Aus Hunderten, aus Tausenden, Millionen
Das unbegrenzte Heer besteht.
Von fern, aus den gedrängten Bataillonen
Ein unterdrücktes Summen geht.

Beim rauhen Nordwind sie uns näher rücken
Mit ungleichmäßig müdem Gang;
Die Häupter frei, mit groben Kleidungsstücken
Und fieberglühend Aug' und Wang'.

Sie suchen mich. — Zusammen alle halten,
Und wie dahin die Welle fließt
Von all den grauen, kränklichen Gestalten,
Der große Schwarm mich eng umschließt.

Er drängt, verbirgt mich, hält mich ganz gefangen,
Den rauhen Atem hör ich gehn,
Die Klagen hör im Düstern ich, die bangen,
Die Flüche und die Seufzer mich umwehn.

Welche malerische Kraft sie besitzt, sieht man aus dieser Stelle. Glaubt man nicht, den Schwarm vor Augen zu haben, den sie beschreibt, so wie er oft in den Abendstunden an uns vorbeizieht, wenn die Fabriken geschlossen werden? Von sich selber sagt sie:

Gebt Raum! Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus
Vom Pflug der Felder her und von der Schmieden Graus
Mit Höllenglut ich dringe,
Aus Höllen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig ich, und voll freier Kraft
Der Arbeit Ruhm ich singe.

Digitized by Google

Aus diesen Gedanken ist das wundervolle und durchaus eigentümliche Gedicht hervorgegangen: „Hast du gearbeitet?“ Ich werde nie den Eindruck vergessen, den es mir machte, als ich es in diesem Frühjahr in Florenz vorlesen hörte. Es liegt eine starke Kraft, ein zorniges Leben in den schönen Versen, die außerdem zu den klangvollsten der ganzen Sammlung gehören.

Gehört ihre Sympathie der Arbeit des vierten Standes, so findet sie doch auch für den Arbeiter im Reich des Geistes warme Worte wie: „Heil Euch.“ Ich entnehme dem Gedicht einige Strophen:

Ich denke an die Kämpfer des Gedankens,
Die edlen Geistes, voller Fieberglut,
Als Märtyrer und Führer, träge Massen
Entflammt zum Streit.

Ich denk' an die, die wachen, mühn und sterben
Verkannt ... und aus der Brust ein Schrei mir bricht,
Ein lauter Schrei, der widerhallt auf Erden:
Euch Starken Heil.

Ein solcher „Kämpfer des Gedankens“ ist der Sohn, für den die „Madre operaia“ ihr Leben im Staub des Fabriksaals klaglos hingiebt, um ihm das Studieren zu ermöglichen:

In der Fabrik, bei rauher Wollarbeit,
Wo lauter Lärm den weiten Raum durchklingt
Und kreischend Rad um Rad sich schwingt
Und tausend Fraun hinwelken vor der Zeit,

Müht sie sich ab schon mehr als ein Jahrzehnt;
Die Schiffchen fliegen leicht durch ihre Hand,
Und das Geräusch, das unverwandt
Gleich einem Ungewitter um sie dröhnt,

Sie merkt es kaum. — So müde ist sie meist,
So müde, ach, so abgespannt und schwach,
Und doch die bleiche Stirne sprach
Von Festigkeit und ungebeugtem Geist;

Sie schien zu sagen: Vorwärts! .. Welch' Geschick,
Würf' Krankheit eines Tags zu Boden sie,
Und die Unselge könnte nie,
Ach nie auf ihren Posten mehr zurück! . . . —

Sie darf und kann es nicht. — Ihr einz'ger Sohn,
Der große Stolz in ihrer Dürftigkeit,
Auf dessen Stirne ernst und breit
Des Genius Götterflug sie ahnet schon,

Ihr Sohn studiert . . . .

Mit Recht weist ihre italienische Kollegin, die sie bei dem Publikum eingeführt hat, darauf hin, daß man an Stelle von Sohn wohl eigentlich Tochter lesen müßte. Gerade so hat Ada Negris Mutter dem begabten Kinde eine Bildung zu teil werden lassen, die über ihren Stand hinaus ging. Der Genossin ihres Elends hat die junge Dichterin ihre schönsten Gedichte gewidmet. Sie, die Streitbare, findet weiche Worte, wenn sie von der alten, einfachen Frau spricht.

Wenn müde mich in froher Kinderzeit
Zu Bett am Abend meine Mutter brachte,
Dann saß gebeugt sie auf die Näharbeit
Noch lang bei mir und wachte.

Sie sang dabei ein süßes kleines Lied,
Das klang so hold wie eine Feenweise.
Erinnrung dran noch immer lindernd zieht
Mir durch die Seele leise.

Und weiter unten:

Jetzt singst Du nicht mehr, Mutter. Es entschwand
Jedwede Freude uns — doch still ergeben
Sahst Du des trüben Schicksals harte Hand
Verwüsten unser Leben.

Doch mir im Herzen schwoll der heiße Groll;
Den nimmermüden, blinden Schicksalsschlägen
Der Welt, die so von Schmach und Jammer voll,
Trat kämpfend ich entgegen.

Was hat Ada Negri neben ihrem Talent aus dem Dunkel ihrer Existenz hinaufgehoben? Sie hat unrecht, dem Schicksal zu grollen, das sie arm geboren werden ließ. Der Hunger ist stets die größte Triebfeder für alles menschliche Streben gewesen. Dann aber zog durch ihre Seele die Sehnsucht nach Ruhm. Sie wollte nicht unter den Hunderten von Millionen von Frauen verschwinden; sie fühlte sich als mehr und wollte als mehr anerkannt sein. Sie ist ehrgeizig. Der Dichterlorber reizt sie. Unter ihren Gedichten befindet sich auch eines an die junge Russin Marie Baschkirtseff. Das Kind des Nordens ging an ihrer Ruhmessehnsucht zu Grunde; die Südländerin wurde von ihr an das Licht des Erfolges getragen. Diese Sehnsucht ist typisch für die moderne Frauenwelt, so weit sie ringt und kämpft. Nicht jede aber hat den Mut, sie ehrlich einzugestehen, nicht jede das Genie, das uns mit diesem Streben versöhnt. Deshalb sind ihre Gedichte, obgleich sie in hohem Maße subjektiv sind, doch auch von objektiver Bedeutung.

Digitized by Google

Wenn sie von ihrem eigenen Leben spricht, tritt uns die ganze düstere Pracht ihrer Kunst voll entgegen. Sie hält sich für eine vom Schicksal besonders Verfolgte, die sich doch niemals seinen Schlägen beugt. Ihr Einführungsgedicht ist an das Unglück gerichtet. Es tritt als schauerliches Weib an ihr Lager und verkündet ihr, daß es niemals von ihr weichen werde. Sie fleht es an zu gehen:

Es sprach: Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein.
Und ich erwiderte ihm: bleib! —

Wer erinnert sich dabei nicht an das Goethesche:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

In welchem Grade ihr Herz weich und sie selber aufrichtig ist, beweist „Gassenjunge", das im Original sehr viel schärfer, aber auch unübersetzbar als: Birichino di strada bezeichnet wird. Sie sieht einen schönen Knaben, sich selbst überlassen, auf der Straße; der Vater büßt im Gefängnis; die Mutter arbeitet den ganzen Tag in der Fabrik. Sein Schicksal bekümmert sie:

Was wirst Du wohl, Du munterer Hungerleider,
In zwanzig Jahren sein?
Ein Gauner und Betrüger schlau und fein,
Ein fleiß'ger Arbeitsmann, — ein Beutelschneider?

Auch sie ist ein armes Wesen gewesen, das Mutterliebe den ganzen Tag entbehren mußte. Sie kennt die Gefahren, die ein unbehütetes Kind umlauern. Sie möchte herabsteigen, ihm ihr Mitleid zeigen.

In ihren Liebesgedichten zeigt sie eine Mischung von herber, jungfräulicher Sprödigkeit und weichem Sehnen, auch darin originell, wie in allem anderen. Daß auf ihrer Palette auch hellere Farben sind, sehen wir aus ihren Naturschilderungen. Sie geben der Sammlung, die sonst durch den allgemeinen Grundton etwas einförmig werden könnte, Abwechslung. Novellettenstoffe behandeln außerdem verschiedene Gedichte, wie: Mißgestaltet, Strana, Kurze Geschichten. Durch ihr ganzes Wesen geht ein Strom kraftvollen Selbstgefühls. Sie glaubt stolz an ihren Dichterberuf. An sich und ihrem Talent zweifelt sie nie; sie zweifelt nur daran, daß man sie verstehen will oder wird. Denen, die sie zurückweisen, wirft sie stolz ihren Handschuh in der „Herausforderung" zu. Nun, diese

Welt von Bürgern, schlau und ehrenwert,
Die Geld anhäufen und bequem sich betten,

sie ist doch nicht der „Bourgeois" gewesen, für den Ada Negri sie ausgeben wollte. Sie hat einen künstlerischen Erfolg gehabt, wie sie ihn sich in ihren kühnsten Träumen größer nicht denken konnte. Die Regierung gab ihr nach dem Erscheinen ihrer Gedichte eine Stelle als Lehrerin an einer Normalschule in Mailand; von Florenz aus hat man ihr durch die verfügbaren Zinsen eines ziemlich bedeutenden Kapitals die Sorge um das tägliche Brot für sich und die Mutter abgenommen.

Hat man ihr vielleicht damit die Sehnen ihrer Kraft durchschnitten? Wird die junge Dichterin ihren düsteren, unversöhnlichen Sang weiter ertönen lassen können? Ihr Verständnis für fremdes Leid, für die aus der Not entstandene Schuld wird ihr bleiben. Bleiben wird ihr die Herrschaft über die Sprache, der Gedankenreichtum. Vielleicht erfüllt sich an ihr die Weissagung, die sie einem in der Wiege schlummernden Knaben mitgiebt, auf dessen Stirne sie den Kuß des Genius sieht:

Du Dichter derer, die in Not und Qual
Und mit dem Schicksal stets im Kampf gelebt,
Der Märtyrer, der tapfern Toten all:
Die Erde Dich erhebt.

Und eine Welt, die leidend geht und schweigt,
Von Trauernden, Zerlumpten eine Welt,
Aus der ein Aufschrei der Empörung steigt,
Dein kühner Sang enthält.

Der aus dem Nichts zum Sieg Du kamst zum Schluß,
Durch Kampf zur steilen Felsenhöh hinauf,
Es drückt Unsterblichkeit mit seinem Kuß
Der Ruhm Dir liebend auf.

Digitized by Google

Die Frau in der Konfektion.

Von

Hans Grandke.

Nachdruck verboten. Fortsetzung von Seite 173 und Schluß.

II.

Im Dezemberheft dieser Zeitschrift habe ich zwei weitere große Gruppen von Arbeiterinnen in der Konfektion erwähnt und gesagt, daß sie günstiger gestellt wären, als jenes dreiunddreißigjährige Mädchen, von dem dort die Rede war. Wir wollen uns heut aus jeder dieser Gruppen eine Vertreterin ansehen, nicht bezüglich der Arbeit, der Werkstelle, der Arbeitszeit, des Verdienstes; die darauf bezüglichen Unterschiede sind nicht sehr groß, und wo sie es ausnahmsweise sind, nicht ins Gewicht fallend gegenüber den Unterschieden in der wirtschaftlichen und sozialen Position, aus der die Personen dieser Gruppen sich rekrutieren.

2) In einer Fabrik vor dem Rosenthaler Thor arbeitet ein Werkführer von bald 50 Jahren, ein fleißiger, nüchterner, sparsamer Mann. In einer der neusten, spärlich bebauten Straßen hat er eine kleine Parterrewohnung, — sogenanntes Tiefparterre mit niedrigen Zimmern — bestehend aus einer Vorderstube, einer Küche und einem dunklen Verschlag auf dem Korridor. Dort haust er mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Die Eltern schlafen in der Stube, zwei von den Kindern in dem dunklen Verschlag und das dritte in der Küche. Als sie jünger waren, hat seine Frau geholfen den Lebensunterhalt für die Familie zu erwerben; jetzt sind die beiden Ältesten — beides Mädchen — soweit herangewachsen, daß sie ihre Arbeitskraft an Stelle der Mutter für den Erwerb verwerten können. Beide schneidern in derselben Werkstelle. Die eine verdient schon seit sechs Jahren in den Monaten, in denen in ihrer Branche überhaupt Arbeit zu finden ist, einen hübschen Zuschuß zum Familienetat, die andere, sechzehnjährige, lernt erst, d. h. sie muß drei Monate unentgeltlich bei einem Zwischenmeister arbeiten.

Vielfach herrscht ja unter diesen Edlen die Praxis, ausschließlich oder doch überwiegend mit Lehrmädchen zu arbeiten, die unbezahlte Arbeitskraft derselben drei Monate lang auszunutzen und sie dann gehen zu lassen, ohne sich im geringsten daran zu erinnern, daß man bei ihrem Eintritt ihnen sichere Aussicht auf lohnenden Verdienst gemacht hat. So genasführt zu werden, hat unser Lehrfräulein nun nicht zu befürchten; lernt sie doch bei einem Meister, bei dem ihre ältere Schwester seit fünf Jahren in jeder Saison zu den ersten gehört, die Beschäftigung finden. Sie hat mithin schon ihren künftigen Verdienst sicher in der Tasche und braucht nicht mehr mit geheimem Neid auf die ältere Schwester zu blicken. Dabei ist der Verdienst derselben garnicht etwa besonders hoch, sie kommt in günstigen Wochen wohl auf 12 Mark, muß sich aber in der flauen Zeit mit 6—8 Mark begnügen und davon immer 5—6 Mark an die Wirtschaftskasse der Familie abführen; aber was läßt sich nicht mit den übrigbleibenden 2—7 Mark pro Woche alles anfangen; welche Wohlthat, nicht mehr mit allen seinen Wünschen von dem Geldbeutel der Eltern abhängig zu sein. Freilich, die ältere Schwester hat nicht viel von ihrem Verdienst für sich verwenden können. Vater und Mutter hielten streng darauf, daß zunächst ein Sparpfennig zurückgelegt würde, und dann war die Beschaffung einer Nähmaschine dringend nötig geworden, um mit ihrer Hilfe in der stillen Zeit durch Privatarbeiten hier und da etwas zu erwerben. Die Abzahlungen für dieses teure Handwerkszeug hatten auch ein gut Teil des Lohnes verschlungen. Aber ein Sparpfennig, der, wenn er auch dem Namen nach der Ältesten gehörte, doch für die Familie berechnet war, war ja nun vorhanden, und eine zweite Nähmaschine anzuschaffen, wäre doch Unsinn gewesen. So würde sie, kalkulierte die Kleine, schon ein gut Teil ihres Verdienstes für sich ins Trockene bringen.

Es ist das alte Bild, das sich in jeder Familie mit mehreren Kindern wiederholt: während die älteren in erster Linie für Eltern und Geschwister existieren und

Digitized by Google

denken, denken und existieren die jüngeren in steigendem Maße für sich. — Dabei war das Leben der beiden Schwestern durchaus nicht schwer; zwar mußten sie die Arbeitszeit des Meisters von 8 bis 8 pünktlich innehalten, sonst kostete es Strafe; aber zu Hause ließen sie sich bedienen und hatten alle wirtschaftlichen Funktionen auf die Schultern der Mutter abgewälzt. Arbeit des Abends noch mit nach Hause zu nehmen, daran dachten sie auch nicht, das hatten sie nicht nötig, zumal sie bei einem ordentlichen, tüchtigen Meister arbeiteten, der viel verdiente, aber auch selbst verhältnismäßig gut bezahlte, und wer die Nächte hätte zu Hilfe nehmen wollen, der konnte wohl auf 15 Mark und vielleicht noch etwas mehr in der Woche kommen.

3) Die andere, gleichfalls verhältnismäßig günstig gestellte Gruppe wird von verheirateten Frauen gebildet, deren Männer Arbeiter, Handwerker oder Unterbeamte sind — Briefträger, Gerichtsdiener, auch wohl Schutzleute u. s. w. — Die Familien bestehen hier auch im Durchschnitt aus fünf Köpfen und haben eine Wohnung von ähnlichen Verhältnissen, wie die vorbeschriebene. Die Kinder befinden sich hier aber meist in jüngerem, noch nicht erwerbsfähigem Alter. Hier leidet der Hausstand und die Erziehung der Kinder natürlich in ganz derselben Weise unter der Abwesenheit der Mutter, wie in den Familien der Fabrikarbeiterinnen. Ja, es kommt häufig noch dieses und jenes erschwerende Moment hinzu, weil die so verbreitete und an schädlichen und oft geradezu verwerflichen Auswüchsen so reiche Institution der Zwischenmeisterwerkstätten bisher von unserer Arbeiterschutzgesetzgebung noch so gut wie garnicht gefaßt wird, so daß der Zwischenmeister sich Übergriffe der häßlichsten Art bezüglich der Ausdehnung der Arbeitszeit, Verkürzung der Pausen u. s. w. ungestraft erlauben kann. — Liegen die Arbeitsstätten der Eltern weit entfernt und sind die Kinder alle in einem Alter, das ihnen den selbständigen, sicheren Gebrauch aller ihrer Gliedmaßen gestattet, so werden sie oft den ganzen Tag über der Fürsorge und Pflege einer Nachbarin überlassen; Mutter und Vater nehmen ihre kärgliche Verpflegung am Morgen mit, und erst am späten Abend versammelt sich die ganze Familie zu der schnell zubereiteten Hauptmahlzeit.

Ist das älteste der Kinder bereits über 10 oder 12 Jahr, so wird ihm auch wohl für die schulfreie Zeit die Sorge für das Wohl der Geschwister und die Wohnung anvertraut; so namentlich, wenn das älteste ein Mädchen ist, und der jüngste der Familie entstammende Weltbürger noch nicht zur rechten Erkenntnis über Zweck und Gebrauch seiner Geh- und Kauwerkzeuge durchgedrungen ist. Was solche kleinen 12jährigen Mädchen oft zu leisten vermögen — allerdings stets unter Hintenansetzung ihrer Gesundheit und körperlichen Entwicklung — grenzt ans Unglaubliche. Schon früh, gleichzeitig mit oder noch vor der Mutter, erhebt es sich von seinem Lager und stürzt im Winter noch in tiefster Dunkelheit davon, um Milch und Morgenbrot zu holen. Während dann die Mutter das erste Frühstück und den Tagesproviant für sich und den Vater bereitet, ist die kleine Gehilfin emsig mit dem Waschen und Anziehen der kleineren Geschwister beschäftigt und eilt erst im letzten Moment mit ihren Büchern der Schule zu. Nach der Rückkehr aus derselben wird das Mittagsmahl für die Geschwister bereitet — oft auch für die Eltern, und ehe das arme Wurm an sich selber denken kann, muß es noch mit dem Essen den weiten Weg bis zu den Werkstellen von Vater und Mutter zurücklegen; — dann folgt nach dem Essen das Abwaschen, das Bettenmachen und das Aufräumen der in der Eile des Morgens in größter Unordnung zurückgelassenen Wohnung. Danach sind womöglich noch Gänge zu machen, um dies oder jenes für den Haushalt einzuholen, und wenn dann schließlich am Abend die Eltern ermüdet von der Arbeit heimkehren, so verlangen sie wohl auch noch Hilfe und Bedienung. Was Wunder, wenn solches Kind keine Zeit für seine Schularbeiten und oft nicht einmal die nötige Spannkraft für den Unterricht findet. — Oft freilich, wo die Arbeitsstätten, namentlich die der Mutter, nicht zu weit entfernt liegen und namentlich in der flauen Zeit, wo es dem Meister auf längere Pausen nicht ankommt, kehrt die Mutter zu Mittag nach Hause zurück, um im Fluge das Mahl zu bereiten, das dann, je nach den Umständen, dem Vater auch hingetragen werden muß.

Digitized by Google

Aber all diese Betrachtungen stehen für unseren augenblicklichen Zweck erst in zweiter Linie. Für uns sind das Wesentliche die Gründe, aus denen die beiden letzten Gruppen wirtschaftlich — durch höhere Verwertung ihrer Arbeit — gegen die erste Gruppe im Vorteil sind. Ich habe oben schon dies und jenes angedeutet. Das wesentlichste Moment aber spricht sich am besten in der von diesen Mädchen und Frauen oft selbst angewendeten Redewendung aus, „sie haben es eigentlich nicht nötig zu arbeiten, sie wollen nur etwas zuverdienen." Das heißt nun natürlich fast niemals, daß die Familie wirklich ganz gut ohne den Erwerb der Mutter oder Tochter existieren könnte, sondern nur, daß dieser Erwerb zur Not auch entbehrlich wäre. Aber selbst bei dieser Auslegung behält die oft gebrauchte Redensart ihre Geltung für unsere Betrachtung und die abgeschwächte Thatsache ihre Wirksamkeit für die thatsächliche Gestaltung der Lage der in Rede stehenden Personen. Es ist dies nicht bloß der Umstand, daß die Töchter, die bei den Eltern wohnen, und die Frauen erwerbsfähiger und thatsächlich erwerbender Männer mit größerer Ruhe den Zeiten der Arbeitslosigkeit entgegengehen und mit geringeren Sorgen und geringerem Nachteil sie überstehen, als alleinstehende Personen, sondern es ist die alte allgemeine und überall wiederkehrende Erfahrung, die auch hier zur Erscheinung kommt, daß jede, auch die geringfügigste Erhöhung der Sicherheit der wirtschaftlichen Position, dem Arbeitsuchenden im Wettkampf mit weniger günstig Gestellten hohe Zinsen einbringt. Es ist die Erfahrung, die schon die Bibel etwas allgemein ausdrückte in dem Wort „wer da hat, dem wird gegeben" und die im wirtschaftlichen Leben tagtäglich an unser Ohr schlägt in dem Ausspruch: „Ich kann's abwarten." Immer und überall im wirtschaftlichen Leben, wohin wir nur blicken mögen, sehen wir diese Erfahrung sich bewahrheiten; sehen wir in welch' unverhältnismäßigem Vorteil derjenige ist, der nur über geringen wirtschaftlichen Rückhalt verfügt und nicht, um sich und die Seinen vor Hunger und Not zu bewahren, die erste ihm angebotene Arbeit, sie sei, wie sie sei, annehmen muß und noch dankbar sein muß, wenn ihm überhaupt die Möglichkeit zum Erwerb geboten wird. Zunächst schon braucht er nicht jede Arbeit, nicht die erste beste anzunehmen, sondern er wird nur nach der Arbeit suchen, die er gelernt hat, die er versteht, in der er Aussicht hat, seine Arbeitskraft so hoch als möglich zu verwerten, im Vergleich mit anderen etwas zu leisten und vorwärts zu kommen. Ein gelernter Schmied wird nicht Tagelöhnerarbeit und eine Jackettnäherin nicht Arbeit in der Herrenkonfektion übernehmen. Aber weiter, nicht nur unter den verschiedenen Arbeitsgebieten hat der wirtschaftlich Freiere die Auswahl, auch unter den Betrieben des seinen Fähigkeiten angemessenen Gebietes kann er freier wählen, warten bis er in demjenigen ankommt, in dem er sein Können am vorteilhaftesten auszunützen hofft. Er kann eine Stellung, die ihm nicht behagt, ohne große Skrupel verlassen und auch den Sperling in der Hand einmal fliegen lassen, in der Hoffnung, die Taube auf dem Dache zu erwischen. Selbst ein hervorragend tüchtiger Mensch wird, wenn er nur seiner Hände Arbeit hat, den Unterschied der verschiedenen Positionen fühlen müssen.

Bei einem wirtschaftlich unabhängigen Menschen aber, der Vorzügliches leistet, ist es nicht bloß denkbar, sondern wir können es alle Tage bestätigt sehen, daß er von seinem Chef mit größerer Rücksicht — wie ein rohes Ei — behandelt wird. Die Erwägung „er ist ja doch froh, wenn er nur bleiben kann" fällt hier eben fort, das ist der große Unterschied. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß jenes alleinstehende dreiunddreißigjährige Mädchen, von dem im Dezemberheft die Rede war, bei aller Rübe nur auf einen Verdienst von kaum mehr als 9 Mark in der Woche kommen konnte, während die achtzehnjährige der zweiten Gruppe ohne Heimarbeit bis auf 12 Mark kam und bei Heimarbeit und größerer Anstrengung auch wohl noch höher als 15 Mark hätte kommen können.

Ich muß es der Leserin selbst überlassen, aus diesen drei Typen durch Variationen und Kombinationen all die unzähligen Einzelerscheinungen des wirklichen Lebens abzuleiten, sowohl die Übergänge zwischen den einzelnen Formen, wie die Extreme nach oben und unten. Ich habe schon einige diesbezügliche Andeutungen gemacht und will sie noch kurz vervollständigen.

Digitized by Google

Wie die Lage der alleinstehenden Frauen durch schmachvollen Nebenerwerb, so kann sie auch durch hervorragende technische Fertigkeit, durch Wirtschaftlichkeit und Umsicht verbessert, aber auch durch Alter und Krankheit verschlimmert werden; und doch erscheint das in diesem Fall mögliche Elend, weil es eben nur eine einzelne Person trifft, klein gegen die Möglichkeiten in den sonst günstiger gestellten anderen beiden Gruppen. Wenn hier der wirtschaftliche Rückhalt schwindet, den die Familie bisher der Arbeiterin geboten hat, durch zeitweilige oder dauernde Arbeitsunfähigkeit des Haupterwerbenden, so bedeutet das eben nicht nur den Verlust eines Vorteils anderen gegenüber, sondern das Erwachsen einer, im Verhältnis auch zu dem bestmöglichen Lohn, ungeheuren Last, indem der Arbeiterin jetzt die Beschaffung des größten Teils, vielleicht der Gesamtheit der Existenzmittel für die ganze Familie zufällt; ja, auch die ganze Sorge für die Häuslichkeit kann noch auf dasselbe Haupt fallen. — Aber andererseits sind auch die günstigen Chancen hier höhere, und das hier gezeichnete Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht noch eines Entwicklungsganges gedenken wollte, der zwar nicht überall zum Abschluß kommt, für den aber doch in den meisten Fällen die Möglichkeit geboten ist und zu dem in vielen Fällen der Anfang gemacht wird.

Ist einmal eine Nähmaschine vorhanden, und hat die Frau oder Tochter seit Jahren bei demselben Meister gearbeitet, ist sie tüchtig und hat sie das Vertrauen des Meisters gewonnen, so bedarf es nur eines geringen Anlasses, eines eigenen Unwohlseins oder einer kleinen Krankheit eines Angehörigen, um die Arbeitsthätigkeit aus der Werkstätte des Meisters in die eigene Wohnung zu verlegen. Die Ausnahme wird zur Regel, da sie größere Freiheit in der Disposition über die Verwendung des Tages gestattet und der Meister nichts dagegen hat, solange er pünktlich und zur Zufriedenheit bedient wird. Bald wird das eine oder andere Familienglied während seiner freien Zeit zur Hilfe genommen, ja diese und jene Freundin oder Bekannte mit herangezogen, und es entsteht eine neue kleine Werkstätte, die der Begründerin außer ihrem eigenen Arbeitsertrage bereits einen kleinen Unternehmergewinn abwirft. Häufig bleibt diese Werkstätte in ständiger Abhängigkeit von der des Meisters, oft auch emanzipiert sie sich von ihr und tritt in direkten Verkehr mit einem Konfektionshause, namentlich dann, wenn das männliche Familienhaupt Geschmack an der Sache gewinnt und bei irgend einem guten Freunde das Zuschneiden erlernt. Dieser Entwicklungsgang ist besonders häufig bei den Männern, welche durch die Natur ihres Gewerbes für gewisse Zeiten des Jahres zur Arbeitslosigkeit verdammt sind, wie z. B. die Maurer oder überhaupt die Bauhandwerker. Eine große Zahl der Zwischenmeister in der Berliner Konfektion haben nie das Schneiderhandwerk erlernt, sind in Wirklichkeit aus Gehilfen ihrer Frauen zu Meistern geworden.

Nicht immer aber ist es als ein Zeichen wirtschaftlichen Vorwärtskommens zu betrachten, wenn die Arbeiterin in ihrem eigenen Heim arbeitet; diese Eigentümlichkeit haben die vorerwähnten Gruppen mit einer garnicht so kleinen Schar gemein, die bezüglich ihrer Löhnung zu den am schlechtesten Gestellten gehört, und deren zum Schluß auch noch kurz gedacht werden soll.

Eine Anzahl von Zwischenmeistern scheut nämlich die Aufwendung für Werkstätte, Heizung, Beleuchtung u. s. w. und begnügt sich damit, einfach die vom Konfektionär erhaltene Arbeit weiter an Heimarbeiterinnen auszugeben. Es ist klar, daß nur Schundware auf diese Weise, die nicht die geringste Garantie für brauchbare Arbeit bietet, hergestellt wird. Der Qualität der Ware angemessen sind denn auch die Löhne und die Geschäftspraktiken. Den oft ganz unbekannten Arbeiterinnen gegenüber pflegen sich diese Herren durch Abnahme von Wertobjekten als Pfänder zu sichern, später wird ein Teil des Lohnes einbehalten, um die Arbeiterin zum Wiederkommen zu zwingen. Ich halte die Erzählung, daß einem Mädchen, die probeweise ein Jackett arbeiten wollte, der Sonnenschirm vor Aushändigung des Stoffes abgenommen wurde, für vollkommen glaubhaft.

Organisationsbedürftig aus sich selbst heraus und noch mehr unter Protektion des Staates auf gesetzgeberischem Wege ist aber nicht nur die von der letzterwähnten Unternehmergruppe abhängige Arbeiterschar, sondern die gesamte, auf den verschiedenen Formen des Verlagssystems aufgebaute Industrie.

Digitized by Google

Auf der Blankschmiede.

Novelle

von

E. Bely.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 138 und Schluß.)

Diesmal legt sie den Weg langsamer zurück, er kommt ihr auch so weit vor. Zum Himmel guckt sie nicht wieder auf; auf dem Steg muß sie sich am Geländer halten. Hu, wie kalt das ist! Aber endlich ist sie doch da vor der Blankschmiede, dem eiszapfenbehangenen stillen Räderwerk, endlich auch in der Stube. Sie nimmt ihr Tuch nicht ab.

„Onkel Immelmann!"

„Ja," sagt der lange Schneider, an dessen Knie sich die drei Kleinen gedrängt haben, „denn will er also nich kommen. Jeder Mensch hat seine freie Entschließbarkeit, das ist sein Privilegium. Ne, laß man Hanne, brauchst nichts zu sagen. Ich weiß schon alles." Er zeigt auf Fritzchen. „Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen! Sitzt in der Kneipe, und's Essen wartet hier auf ihn, und legt Markstücke im Ochsen auf 'n Tisch. Wenn er schon soweit is! Ne, Hanne, da kann ich mich auf keine Rekommandation einlassen, das wäre meiner Reputation und meinem Gewissen gegenüber eine nicht zu verantwortende Handlung."

Sie stöhnt nur einmal tief auf, und er wickelt sich bedächtig wieder in seinen Shawl. „Paß man auf den Lüttjen da, daß er nich so wird. Denn es erbt sich. Hat ihm Plaisir gemacht, wie die Karten auf den Tisch geflogen sind und die Markstücke so hin und her gerollt sind. — Ja," er hebt noch mal warnend die hagern Finger, „so was erbt sich. Is ne medizinische Wahrnehmung. Ich habe mal mit 'nem richtigen Professor darüber Belehrung gepflogen!"

Ein Frost schüttelt sie; es ist ja eins, ob er von Erregung, von der Kälte oder vom Hunger kommt.

Sie legt die kalten Finger in die Hand, welche sich ihr entgegen streckt.

„'N Abend, Hannebase!"

„'N Abend, Immelmanns Onkel!"

„Honnettetät muß im Menschen sein, weiter nichts, als Honnettetät!" sagt der lange Schneider gravitätisch. „Zum Exempel, jetzt habe ich mein Wort gegeben, und da halte ich es und bin auf die Minute pünktlich. Denn wozu is das Uhrwerk erfunden? Wozu ist der Mensch befähigt, Reflexionsbetrachtungen zu üben? Und weshalb hat man das Vermögen der Selbstkontrollierung? Probleme, Hannebase, alles Problemrätsel. Bleib' mit den Kindern man gesund, und denn — leid kannst du einem ja thun! Aber die Kopulation is ne Einrichtung fürs menschliche Leben, und wo sie is, hat sie ihre Kraftwirkung. Ich habe mich nu mal der Cölibateinseitigkeit ergeben und fühle mich ganz wohl dabei."

Sie vernimmt den Klang seiner Stimme nicht mehr, die Worte hat sie gar nicht verstanden — nun ist er also gegangen. Der häßliche Mann war ihr einen Augenblick ordentlich schön vorgekommen wie ein Retter in der Not, wie ein Streiter auf alten Bildern, der irgendwie Gefangene erlöst. Dann war es wieder vorbei, und von Müllers hat er gesprochen. Das Blut wallt heiß in ihr auf — in dem Wirtshaus oben hatten sie sie verhöhnt — ihre Hände ballen sich, ein wilder Wutschrei dringt von ihren Lippen. Die Kinder hören in ihrem Spielen auf und sehen erstaunt nach ihr hin. Sie schleudert das Tuch vor sich auf den Boden und fährt mit beiden Händen in ihre Haare und zerrt sie, bis es sie schmerzt. Das thut wohl — ah, ah — etwas zertrümmern, zerreißen, nur was, das sie von diesem erstickenden Zorngefühl befreit. Da schreit der Kleine drüben im Korb auf. Sie stürzt hinüber und reißt ihn empor an

Digitized by Google

ihre Brust und läuft mit ihm auf und ab und singt. Jedes Wiegenlied, das sie kennt, kommt ihr auf die Lippen — bald heiser und bald schrill ist ihre Stimme, aber es ist etwas Befreiendes.

„Die haben kein' Schuh —" bei den Worten hält sie plötzlich an und sieht nach ihren Kindern hinüber. Ja, denen wird es auch bald so gehen, haben kein' Schuh' — zu Bettlern macht sie der Mann, der ihr Vater ist. Und wenn er nun endlich hereinschwanken wird, dann sind sie ihm im Wege, die kleinen angstvollen Geschöpfe. Die und sie!

Sie legt das Kleinste wieder nieder zwischen die Kissen des Korbes und schiebt die andern vor sich her nach der Kammer. „Ihr müßt zu Bett!"

Sie sehn sie alle mit großen Augen an.

„Ja, ja, nur rasch, hört ihr, nur rasch!"

„Is Butzemann draußen?" fragt Linchen und faßt nach dem Rock der Mutter, um das Köpfchen darin zu verstecken. Ihre hastige Art ist den Kindern ungewohnt und verschüchtert sie.

„Da, da!" noch ein Stückchen Brot, der Rest in ihre Finger.

„Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!" betet das Mariechen, und Schwesterchen plapperts zugleich mit. Und Fritz sagt seinen schönen Spruch von den vierzehn Engeln. Sie hört nicht zu heute, sie kann zum erstenmale die Hände nicht mit ihnen falten, es ist ein so grausiger Gedanke vorhin in ihr aufgestiegen: sie hat an einen Fall in der Nähe gedacht, wo eine Mutter mit ihren kleinen Kindern einem rohen Manne aus dem Wege gegangen war — für immer — in das kalte Wasser.

„Mutter, zudecken! Mutter Gutnacht sagen."

Die kleinen Arme schlingen sich um ihren Hals.

„Herrgott, laß michs immer wert sein, daß die armen, unschuldigen Dinger ihre Hände nach mir ausstrecken!"

Dann räumt sie im Wohnzimmer auf, die dürftigen Spielsächelchen fort, die Röckchen der Kinder breitet sie aus — da sind wieder Risse. Aber die Arbeit soll ihr nicht zu viel werden, nie. — Obs wahr ist, was Fritz auch dem Immelmann-Onkel erzählt hat, daß Anton Marktstücke über den Tisch hinrollen lassen konnte? Ob er sie den andern abgenommen hat? O, der fürchterliche Augenblick, in dem sie da unten neben ihm in der blauen Wolke stand — wie heiß es in ihr kochte, wie ihre Finger zuckten, eine wilde, wilde Wut sie überkam. Ihren Vater hatten sie auch gereizt und gehöhnt bis aufs Blut. Und jetzt verstand sie ihn, zum erstenmal kam eine mitleidige Regung für ihn ihr in den Sinn! Ja, das giebts, giebts, daß man bis zum Selbstvergessen gereizt werden kann, sie versteht es nun plötzlich. Ein furchtsamer Blick nach dem Raum nebenan — die fürchterlichsten Gedanken kann doch ein Mensch haben — „Herrgott, bewahr mich in Gnaden!" Und wie sie jetzt den Faden durch das zerschlissene Kinderkleidchen zieht, zwingt sie sich, an nichts zu denken, als an die schüchterne, sanfte Mutter, die so großes Herzeleid gehabt hat. „Hanne, er war der beste Mensch auf Gottes Erdboden, bloß wenn das über ihn kam! Und das ist sein Unglück geworden. Und darum liegt er in einem unehrlichen Grabe."

Die Uhr tickt, ein Holzwurm arbeitet in einem der alten Möbel, in den Wänden kracht es oft vor Kälte. Ja, in den ersten beiden Jahren nach ihrer Heirat ist es nicht so gewesen, wie jetzt, da hat sie nicht allein sitzen müssen, und hatte er einmal einen Weg, war ein Dienstmädchen da, mit dem sich ein Wort reden ließ, und Arbeiter und Lehrlinge. Ob sie sich auf der einsamen Blankschmiede nicht fürchte, haben sie früher die Leute oft gefragt. Jetzt, wo sie so viel allein ist mit den Kindern, spricht niemand mehr davon. Sie preßt plötzlich das Röckchen an ihr Gesicht — wenn sie doch weinen könnte, dann würde ihr Herz leichter. Aber, sie hat auch das verlernt — da unten im Wirtshaus sind ihr vor Scham nicht einmal die Thränen gekommen. Mit einem Krach fliegt die Hausthür auf, und dann stolpert es so hastig auf das Wohnzimmer zu, daß sie nicht erst aufstehn kann.

„Is das 'ne Wirtschaft! Rabenschwarze Nacht! Arm und Bein kann einer ja brechen! Warum kommst du nich mit Licht?"

„Ich habe nichts gehört!"

Anton Klapprodt stampft den Schnee von den Füßen.

„Sitzt doch sonst und spionierst!"

Digitized by Google

Sie antwortet nicht. Ein scharfer Wind dringt durch die offene Thür und macht die Lampe hoch aufblaken. Sie geht hinaus — die Hausthür blieb unverschlossen.

„Schockschwerenot!“ schreit er drinnen, wirft seinen Hut auf die Kommode und rückt einen Stuhl mit Gepolter, als stehe er ihm im Wege.

Der Tisch ist noch gedeckt, wie zur Mittagszeit.

„Nun willst du wohl essen, Anton?“ Er sieht sie lauernd an, dann lacht er höhnisch auf.

„So was is mir denn doch noch nich vorgekommen! Im Wirtshaus machst du einen zum Leutegespött und Pantoffelfritzen, und hier thust du wie 'ne Maikatze, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.“

Sie sieht, daß er angetrunken ist, wenn er sich auch Haltung giebt. Es kann ja nicht anders sein, in den langen Stunden haben viel Seidel vor ihm gestanden, und Regine ist eine schnelle Kellnerin.

„Du hast nicht kommen wollen,“ antwortete sie gelassen, „Immelmanns Onkel ist weg. Was hilft denn jetzt noch alles!“

Aber ihn ärgert es, wie sie ist. „Was die lachen würden, da unten. Na, deine Alte steht mit'n Handtuch hinter der Thür, haben sie gesagt. Dir is aber schon alles gleich! Ne gleichgiltige Schlange hat man im Hause, weiter nichts.“

Hanne ist am Ofen beschäftigt bei dem warmgesetzten Essen. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Verantworten kannst du dich doch wenigstens!“

„Nein, nein!“ spricht sie zwischen den Zähnen hindurch wie zischend. Er wirft sich in die Sofaecke und streckt die Füße so weit von sich, daß sie darüber stolpert, als sie mit der Schüssel an den Tisch tritt.

„Das habe ich auch schon mal gesehn, daß sowas ordentlicher gemacht wird!“ ruft er grinsend. Sie weiß, woran er denkt, und sieht ihn eine Sekunde lang an. Der Blick ist ihm unangenehm, er wendet den Kopf und murmelt: „Ich habe doch — habe doch vorhin da was gesucht —“

„Meinst du deine Pantoffeln, Anton?“

„Hahaha!“ brüllt er auf, „e freilich. Denkst, wir mal da drin stecken, dann is es gut, dann gehn wir nich' mehr aus'm Bau. Ne, irrst dich. Ich will noch mal weg. Sie warten noch auf mich unten —“

Und er nickt vor sich hin. Laß dich nicht in die Pantoffeln kriegen, haben sie dort unten gesagt; er ist ein Mann, er thuts nicht.

„Bohnensuppe!“ sagt er und faßt nach dem Löffel und spielt damit.

„Anton, das kannst du doch nicht wollen, wieder weg? Bist ja den ganzen Tag von Hause fort gewesen. Und — es kostet doch Geld — und wir können es ja jetzt gar nicht, weißt ja —“

Nur einem Manne, wenn er aus dem Wirtshause kommt, sanft begegnen — ihre Mutter hat das früher immer warnend zu den Nachbarsfrauen gesagt.

„Nu hörst du aber auf mit deinem Sermon!“ schreit er.

„Iß, Anton, es ist auch ein Stück Schweinefleisch drin!“

Er fischt danach und macht ein unnötiges Geklapper mit dem großen Löffel.

„Geld!“ schreit er plötzlich, „immer soll ich an die paar Pfennige erinnert werden, die du ins Haus gebracht hast! Hast doch auch davon gelebt mit deinen Kindern — hast doch auch geholfen!“

Sie wird rot und blaß und bewegt die Finger an der Tischkante.

Er schlägt mit dem Messer gegen das Fleisch. „Hart, steinhart.“

„Das kann nicht sein, lange genug Zeit zum Kochen hat es gehabt,“ antwortet sie, „aber die Messer, die hast du ja immer noch nicht geschliffen.“ Und dann, nach einem hastigen Atemzug: „Gieb mir mal die Schlüssel zum Schrank, da drin sind noch ein paar —“

Er wirft ihr das Schlüsselbund gedankenlos über den Tisch hin zu — blitzschnell faßt sie danach. Das Wort Geld, das hat ihr alle Sorge und Angst wieder bergehoch auf die Brust getürmt. Rasch ist sie in der Kammer verschwunden. Anton ist aber viel zu ungeduldig, er springt auf und geht nach dem gläsernen Kasten und zieht eins der feinen Jagdmesser hervor. „Das thuts auch.“

Hanne zündet mit zitternden Fingern das kleine Wachslicht an, sie brennt die Stümpfchen auf, welche von dem Weihnachtsbaum übrig

Digitized by Google

geblieben sind. Dann erschließt sie mit dem großen Schlüssel das erste Fach, mit dem kleinen das innere — und dann tastet sie nach dem Kästchen — leer, barmherziger Gott — leer! Das kann ja nicht sein! Noch einmal biegt sie den Kopf vor — nicht ein Groschen! Alles hat er genommen, und morgen sollen sie bezahlen. Nicht ein Groschen ist im Hause, nicht einmal der für die alte Piepern, den sie versprochen hat! Und wieder hebt sie das Lichtchen und läßt den Schein in den kleinen viereckigen Raum fallen. Wenn er so gewissenlos war und das Geld zum Spielen nahm, dann kann er auch — zum Diebe geworden sein an dem Liebsten, was sie besaß, an dem Ring von der Mutter — sie braucht ja eigentlich gar nicht mehr nachzusehn, sie weiß es so sicher, als hätte er es ihr mit dürren Worten gesagt, daß der Stein, der an dem Finger der lustigen Regine blitzt, ihr Eigentum ist — —

„Wahr, wahr," keucht sie; das Schächtelchen mit der Watte steht da, der Ring ist fort.

Hoch hin läßt sie den Schein über die Betten der kleinen Schläfer fallen. „Kinder, euer Vater ist an euch und mir zum Diebe geworden!" zischt sie über sie hin. Line und Marie haben im Schlafe die Köpfchen dicht aneinander geschmiegt. Der Junge wirft sich eben herum und stöhnt leise. Und da ist es, als hörte sie den langen Schneider wieder sagen: „Das erbt sich — erbt sich."

Sie bläst das Licht aus, geht ins Wohnzimmer und stellt sich ihrem Manne gegenüber an den Tisch. Er kaut mit vollen Backen und sagt ganz harmlos: „Wahr is es doch, so 'ne Bohnensuppe is ganz was Gutes." Und dann deutet er auf ihren Teller: „Ißt du nicht mit?" Sie schüttelt langsam den Kopf. „Ich bin schon satt von den Sorgen!" Er sieht sie an und wirft plötzlich die Gabel hin.

„Fängst du wieder an?"

„Anton, das Geld — aus dem Schrank hast du verspielt!"

„Zum Teufel, bin ich nich Herr im Hause, kann ich nich mit meinem Gelde machen, was ich will?"

„Es gehörte dir nicht! Und meinen Ring hast du dem Frauenzimmer gegeben —" ihre Augen blitzen ihn an, er kann den Blick nicht vertragen — mit einem wütenden Laut springt er hinter dem Tische hervor.

„Weib, ich sage dir, mache mir keine Vorhaltungen!"

„Doch, doch — denn du bist ein elender Mensch!" Und anklagend hält sie den Arm gegen ihn ausgestreckt. „Du bist — ein Dieb!"

Mit einem brüllenden Schrei faßt er nach dem Messer, und hebt es gegen sie, ein anderer schriller Laut antwortet ihm, ein kurzes Ringen, ein Ausholen, ein Stoß, ein Niedergleiten und Fallen eines schweren Körpers.

Eine Sekunde starrt Hanne mit einer Siegesmiene auf den Mann am Boden, dann sieht sie das quellende Blut und stürzt neben ihn nieder. „Anton, Anton! Nein! nein!" Sie hebt seinen Kopf, sieht in seine brechenden Augen: „Mein Mann! Anton, unsre Kinder! Stirb nicht — ich — ich —" Röcheln und immer neues Blut, das über ihre Hände und ihr Kleid quillt und eine Lache auf den Dielen bildet. Er kennt sie nicht mehr, sieht nichts mehr, sie reißt die Kleider auf, das Hemde — sie weiß, mitten ins Herz ist der Stoß gegangen. Und nun auch schon kein Atemzug mehr, schwer liegt der leblose Oberkörper auf ihren Knien.

„Tot!" sagt sie nach einer langen Zeit, in der sie in sein Gesicht gestarrt hat, „tot!" Und dann blickt sie nach der Thür, hinter welcher die Kinder schlafen, in den Lampenschein, auf die Uhr, auf alle die Gegenstände hier in dem Raum — ach, lieber Gott, dort drüben das Röckchen der kleinen Marie — wer wird das nun fertig flicken? Sie streicht die Haare des Toten zurück — und hat wieder wie am Nachmittag das Bild vor Augen, als er am Zaune des Pastorsgartens stand. Das ist nun aus ihnen beiden geworden — er tot, und sie seine Mörderin! Und hat ihn doch so lieb gehabt, so lieb! Leise legt sie ihn auf die Dielen nieder und beugt sich noch einmal über ihn: „Daß es nun so gekommen is, Anton, so — und mal sind wir doch zufrieden gewesen und froh miteinander," sagt sie mit tonloser Stimme. Und dann schraubt sie die Lampe etwas herab und faßt nach ihrem Tuch und macht die Zimmer- und Hausthür hinter sich zu und geht zum drittenmale über den Steg den Weg nach dem „Ochsen". Um diese Zeit ist der Gendarm da, sie weiß es. Und wie sie durch die Glasscheibe zur Rechten sieht,

Digitized by Google

sitzt er ihr grade gegenüber in seiner schönen Uniform, an der ihr Fritzchen immer seine Freude hat. — Sie öffnet und geht gradenwegs auf ihn zu.

„Herr Reuter, Sie müssen mich in den Turm bringen — ich habe eben meinen Mann erstochen."

Der Gendarm und die Kleinbürger, denen er grade von dem Transport eines Zuchthäuslers erzählt hat, sehn die blasse Frau verwundert an.

„Nein, meinen Verstand habe ich nicht verloren!" sagt sie in demselben festen und eigentümlichen Tone, und sie zeigt auf das Blut an ihren Händen.

Mit einem Aufschrei weicht Regine, die eben frisches Bier zuträgt, zurück. „Ja," sagt Hanne, „nun sind Sie besser, viel besser als ich, und nun können Sie mir was Gutes thun — bleiben Sie diese Nacht bei meinen armen Kindern!" Und dann bekommt man nichts mehr aus ihr heraus, auf keine Frage und keine Drohung.

* * *

Frisches Maigrün und ein Quellensprudeln in den Thälern; über das neue Laub und die dunklen Fichten in den Bergwäldern gleitet das warme Sonnenlicht. Es singt und klingt in der Luft, die Vögel zwitschern, und die Menschenstimmen erklingen wieder draußen.

Vom Wilsensteiner Stationsgebäude, das etwas entfernt vom Orte, jenseits eines großen Angers liegt, kommt langsamen Schrittes eine schlanke, blasse Frau. Sie trägt ein Bündel in der Hand und eine kleine schwarze Ledertasche. Beim ersten blühenden Obstbäumchen bleibt sie stehen und sieht nach den roten, spitzgiebeligen Häusern und nach dem alten Kirchturm hin, dessen Schieferplatten wie Silber glitzern. Es ist ein so seltsamer Ausdruck in ihren Augen, etwas von Verwunderung, als sähe sie die Frühlingsschönheit zum erstenmale. Und dann seufzt sie tief auf, und ihre Finger gleiten über die schwarze Tasche; Papiere knistern drin — auf denen steht es, daß sie frei ist, freigesprochen — wie hieß es doch in dem Urteil, das sie ihr vorgelesen haben, die Herrn Richter in den schwarzen Gewändern — „weil Notwehr vorliegt" — sie hat sichs ein paarmal wiederholt auf der Anklagebank, die sie dann hat verlassen dürfen. Darauf, daß sie ohne Strafe frei würde, darauf hat sie gar nicht gerechnet, es gar nicht gewollt. So, wie alles gekommen ist, hat sies erzählt — daß Anton das Messer auf sie gerichtet hat, und daß sie es ihm entrissen und mitten ins Herz gestoßen hat in ihrer großen, großen Wut — ihrem Manne, den sie ja doch lieb hatte, als sie ihn heiratete. —

Sie hat nichts verstanden von „nicht vorsätzlich" und den sonstigen Ausdrücken. Es war am späten Abend, als die Verhandlung geschlossen wurde, in der es zu dem Spruche kam. „Nun können Sie gleich weg", hat der Gerichtsdiener gesagt — sie hätte auf der Straße hilflos gestanden, wenn er ihr nicht bei einer Frau in der Nachbarschaft ein Quartier besorgt hätte. Dann ist sie mit ihren Papieren hierher gekommen — dem Bürgermeister sollte sie die wohl zuerst zeigen. Auf dem Bahnhof hat sie niemand beachtet, unter ihrem Kopftuch ist ihr Gesicht auch halb versteckt gewesen. Jetzt läßt sie es fallen, es ist ihr zu warm. Wenn sie drüben zwischen den Gärten hingeht, ist sie gleich am Bürgermeisterhause. Aber sie mag nicht. Ihre Blicke richten sich nach den Ausläufern der Berge, dem Thaleinschnitt, wo die Blankschmiede liegt — ach, dahin möchte sie doch zuerst, nur von weitem das Haus sehn, in dem sie so glücklich und so elend gewesen ist. Es muß ja nun in fremden Händen sein — lieber Gott, und von ihren Kindern hören — wo die sind? Kein Mensch hat ihr ins Gefängnis geschrieben, und keine Frage hat sie hinaus gerichtet — an wen auch? Sie hat es ja nicht verdient gehabt, nach den armen Dingern zu fragen, deren Vater sie getötet hat — das hat sie sich immer vorgehalten. Aber da, auf dem Papier steht es jetzt, daß sie freigesprochen ist. Nun ist es anders — nun darf sie auch wohl — sie hält sich an dem Baumstämmchen, so zittern ihr die Knie. Dann aber rafft sie sich auf und schreitet voran. In einiger Entfernung rechts ist eine graue, pappelumsäumte Mauer. Der Kirchhof; da liegen ihre Eltern, und da wird auch er liegen. Wie oft hat sie unter heißen Thränen an sein Grab gedacht, und wie sie hin möchte

Digitized by Google

und sich auf die Knie werfen und zu ihm sprechen, der durch ihre Schuld so früh in die schwarze Erde gebettet ist, und zu Gott bitten. Jetzt schaudert ihr. Nur einen Steinwurf weit ist sie davon entfernt und wagt es nicht, kann es nicht, es schnürt ihr etwas die Kehle zu. Sie wischt mit dem Rücken der Hand über ihre Augen und geht weiter.

Drüben spielen Kinder Ringelreihen; wie die hellen Stimmchen jauchzen — „Ach, Kinder, Kinder!" Der Kleinste weiß ja von nichts, aber die andern, die haben doch nach ihr gefragt — großer Gott, was man denen wohl gesagt hat! Alles Mögliche hat sie sich in den bangen, fürchterlichen Stunden ausgedacht, in denen sie auf ihre Bestrafung wartete, aber noch nie ist der Gedanke so schwer auf ihre Seele gefallen: „Das Fritzchen, das kluge Fritzchen!" Sie schleppt sich weiter, ihre Füße thun weh, obwohl der Rasen so weich ist. Einen Bogen um die Gärten, in denen die Leute arbeiten. Ab und an hebt sich wohl ein Kopf über eine Hecke, legt sich eine Hand schützend über die Augen, die nach der Gehenden ausspähen; aber niemand erkennt sie. Wer wird auch wohl in Wilsenstein glauben, daß sie wiederkommt — freigesprochen!

Da ist die schnatternde Gänseherde und die einäugige Sette, die sie hütet. Wie das flattert, kreischt. Sette springt, mit ihrer langen Gerte rechts und links hauend, hin und her. Plötzlich bleibt sie stehen, stößt einen Schrei aus und ruft: „Ne, dat is ja — dat is —" und dann rennt sie mit langen Sätzen hinüber zu ihrem Vater, der zwischen einem Berg von Weidenruten sitzt und Körbe flicht. Und nun stehen die beiden und reden lebhaft und zeigen auf sie. Nun ist sie erkannt. Hanne geht weiter, der Weg ist in Sicht, welcher zur Blankschmiede führt. „O Gott, o Gott!" stöhnt sie; aber sie will stark sein und hinüber. Wie lustig sich die Räder drehen, wie das Wasser sprüht — so wars in der ersten, glücklichen Zeit. Der Thür gegenüber bleibt sie stehen — wie manchen Tritt hat sie auf der Schwelle liegen. Und nun wird sie wohl nie wieder drüber hinschreiten. Da öffnet sie sich mit dem bekannten scharfen Laut, und ein Mann tritt heraus. Ein Unbekannter in kurzer Joppe, eine Kappe auf den buschigen Haaren, eine kurze Pfeife im Munde. Er schickt einen flüchtigen Blick hinüber nach der Frau. Sie macht ein paar Schritte auf ihn zu.

„Guten Tag!"

„Tag!"

„Wer ist denn jetzt hier auf der Blankschmiede?"

„Ich!"

Sie hustet leicht.

„Sie war wohl in Bankerott gekommen?"

„Ja!" und ungeduldig: „Woll'n Sie sonst was?"

Sie macht noch mal eine Anstrengung: „Die, welche früher hier gewesen sind —"

„Geht mich doch nichts an!" damit biegt der Mann, der einen fremden Dialekt spricht, um das Gebäude und läßt sie stehn.

Hanne schüttelt den Kopf. Daß sie hier nichts mehr zu suchen hat, das hätte sie ja gleich wissen können. Sie sieht sich um — da in dem kleinen Eichenkamp liegen die dicken Stämme noch just so, wie im vorigen Frühjahr. Die Sonne scheint darauf, da kann sie sitzen und sich wärmen. Als sie hinkommt, fällt ihr ein, daß sie einmal mit den Kindern hier war; Eicheln haben sie gesucht und gejauchzt, so hell, so hell. Sie kann die Hausthür der Blankschmiede noch gerade von hier aus sehen, auch den Tritt davor. Darüber sind die Füßchen ihrer Kinder zum letztenmale getrippelt, und den toten Vater hat man drüber weggetragen. Werden diese Gedanken sie denn immer, immer verfolgen? Man hat sie doch freigesprochen! Der Gerichtsdiener hat gesagt: „Nun darf kein Mensch Sie eine Verbrecherin nennen, denn der hohe Gerichtshof hat seine Sentenz gethan." Aber sie selber — die Stimme in ihr, die klagt sie doch in einem fort an.

Ein kurzer, bekannter Husten hinter ihr, das gleichmäßige Aufstoßen eines Stockes —

„Herr jemine! Gott behüt' in Gnaden — o du himmlische Güte — ne, das is ja —"

„Ja, Piepern, ich bin es!"

„Klapprodts Hannchen, Klapprodts Hannchen!" murmelt die Alte und bleibt stehen.

„Sie braucht sich nich zu fürchten, Piepern — komm sie nur näher." Aber das hilft nichts, die Alte verläßt den Platz nicht, Hanne steht auf und geht zu ihr.

Digitized by Google

„Ich bin freigesprochen, Piepern!"

„Wenn es man kein Geist is!" flüstert die, ihren Krückstock umklammernd. „Der Teufel kann sein Spiel haben."

„Ich bin es, Piepern — ich wollte das Haus da mal wiedersehn. Ich habe Papiere für den Bürgermeister, mit dem Freispruch. Piepern, ich habe immer einen Sitz für sie da unten gehabt, nu setz' sie sich mal da her und erzähle sie mir —"

Die Alte gehorcht, bleibt aber am Ende des mächtigen Stammes, auf den sich Hanne Klapprodt setzt. „Was einer nich alles erlebt!" murmelt sie und wischt die roträndrigen Augen. „Ne, ne, ne!" Hanne dreht die Finger umeinander, der Atem stockt ihr, sie sucht zweimal nach einem Anfang.

„Was sie wohl im Orte sagen — ne, was die nu sagen!" spricht die Alte vor sich hin und nestelt an dem Mantelkragen, und ihr Kopf wackelt hin und her auf dem dürren Halse.

„Ja — ich — ich gehöre doch her!" bringt die junge Frau endlich über die blassen Lippen.

„Das da —" die Piepern deutet auf das Anwesen vor ihnen, — „das ist ja nu in andern Händen und drüben —" da liegt am jenseitigen Ufer lang hingestreckt ein stallartiger Bau — „da drin meinen sie, wären sie zu gut für — ne, das hätte keiner von ihnen hinter sich. Woll mal 'n Stich und 'n Hieb! Aber vom Leben zum Tode gebracht, ne, das nich." Es ist das Armenhaus, der Abhub der Gemeinde und die zugewanderten Vagabunden hausen drin. Bald sind sie im Gefängnis, bald dort. Hanne hat als Kind nie an dem Gebäude vorüber gemocht. Und jetzt dünken die sich zu gut, mit ihr in Berührung zu kommen.

„Förster Wille hat im „Ochsen" gesagt, da brauchte keiner dran zu denken, daß so eine wieder käme, denn es gäbe 'ne ganze Reihe von Jahren, und denn — ne, das brächte doch keine über sich, sich wieder zu zeigen. Un' wäre auch für die Kinder das Beste!"

„Für meine Kinder!" Hannchen springt auf und umklammert die Finger der Alten. „Wo sind sie denn — wo sind sie?"

„I, die sind gut aufgehoben!"

„Der Kleine und Line und Marie — und der große, kluge Junge?" Sie sieht, eine glühende Röte im Gesicht, erwartungsvoll in die runzeligen Züge.

„Die hat der lange Schneider aus Holtau bei sich genommen — na, da haben sie es doch ganz gut. Wenn er auch 'n bischen verrückt is. Besser, als wenn sie in der Gemeinde ausgethan wären!"

„Ja, ja —" ihre Brust hebt sich, sie blickt auf die rasch sinkende Sonne; „ja, ja —"

„Un' vor das Kleinste", fährt die Piepern fort, „is es ja auch das Beste so gewesen —"

„Was denn? Um Gotteswillen, was denn?"

„Daß es gestorben is!"

Hanne sinkt in die Knie und schlägt die Hände vors Gesicht. Gestorben — und sie nicht neben ihm, um den letzten Atemzug aufzufangen — der süße, kleine Junge — sie bleibt ganz regungslos, sie denkt, wie er am letzten Tage, wo sie ihn sah, so fröhlich mit in ihren Gesang hinein krähte.

„Brüderchen singt mit!" sagte das Linchen, und dann lachte auch das Mariechen mit seinem hellen Stimmchen.

„Ne, ne, ne!" spricht die Piepern und gräbt mit der Spitze ihres Stockes in den erst schwach gewachsenen Rasen. „Wenn einer alt wird, erlebt er was, hat meine Großmutter immer gesagt. Der Buchbinder is ja auch wieder gekommen, als er seine Strafe abgesessen hatte, und denn sind sie nach Amerika miteinander — ne, hier konnten sie doch nich bleiben — er hätte ja keine Arbeit wieder gekriegt."

„So — so —" sie hört nur halb zu, sie hat immer noch ihre Kinder vor Augen, als sie sie zum letztenmale in der Schlafkammer sah. „Ich will hin — hin!" sagt sie, sich aufraffend.

„Auch nach Amerika?" fragt die Alte.

„Zu meinen Kindern!"

„Ne, das laß man!" die Bettelfrau spricht zu ihr, wie zu jemand aus dem Armenhause.

„Die Kinder wollte er wohl, hat der Schneider gesagt, aber was die Mutter wäre, die dürfte ihm nich über die Schwelle, und wenns zwanzig Jahr würden, bis sie wieder käme. Er hat sich verschworen!"

„Hat er denn das Recht?" Hanne reißt die Augen weit auf. „Das Recht — einer

Digitized by Google

Mutter — ihre Kinder — Piepern, und die Herrn vom Gerichtshof, die haben mich ja freigesprochen."

„Mag ja sein —" die Alte kneift die Augen zu ganz kleinen schmalen Schlitzen zu, „aber umgebracht hat Klapprodts Hanne doch nu ihren Mann. Un' das kann keiner von ihr nehmen, und den Kindern wird es denn auch nachgesagt. Un' die müssen sich ja vor ihr fürchten — ne, das thun sie — der große Junge versteht es schon und hat den Vater liegen sehn — ne —"

„Großer Gott, großer Gott!"

„Un' in sich wird einer das doch nich' los, das glaube ich nich —"

Sie steht auf. „Nicht los!" spricht Hannchen nach, „nicht los —" und dann sieht sie auf ihre Hände. Hat das arme, alte Weib da recht? Wird sie immer dran denken müssen, daß über diese beiden Hände das Blut Antons geflossen ist? Wird sie damit wieder nach ihren Kindern langen können? Sie streicheln? Die unschuldigen, blonden Köpfchen! Und das kluge Fritzchen! das weiß, daß seine Mutter eine — nein, nicht; sie ist ja freigesprochen!

„Ich will arbeiten, arbeiten —" flüstert sie.

„Hier?" Die Piepern grinst. „Hier kriegen die aus 'm Gemeindehaus, die gesessen haben, doch keine Arbeit. Da fürchtet sich jeder!" Und sie schlägt den Mantel enger um sich herum.

„Piepern, bleib Sie doch noch —"

„Ne, ne! ich muß nu runter in 'n Ort. Ne, was sie da wohl man bloß sagen! Freigesprochen! Das hätte ja kein Mensch geglaubt. Die Welt steht auf 'm Kopp!"

Und sie stampft an ihrem Krückstock weiter. Hanne steht allein. Die Sonne ist unter; ein kalter Luftstrom kommt aus dem Thal. In zwanzig Minuten kann das alte lahme Weib das erste Haus erreicht haben, da bringt sie sicher die Nachricht an, und dann gehts wie ein Lauffeuer weiter. Und einige kommen vielleicht heraus nach dem Eichenkamp — und andere haben die Augen überall und lauern ihr auf in den Straßen, wenn sie mit ihren Papieren zum Bürgermeister will.

Sie eilt plötzlich wie ein gehetztes Wild in die kleine Buchenschonung und kauert sich nieder. Das hat sie nicht gedacht, das nicht, daß man sie geringer achten würde, als die Gemeindehäusler, und daß man ihr wehren würde, ihre Kinder zu sehn. Das kann ja keiner! Auch Immelmanns Onkel nicht. Aber, da haben sies gut, der zieht sie zu rechtschaffenen Menschen auf. Was kann sie? Ihr wird nichts geblieben sein aus dem Zusammenbruch — sie hat nur ihr Bündelchen da und ihre Hände zur Arbeit. Arbeiten will sie ja gerne. Im Täschchen ist eine Adresse für ein Weißwarengeschäft, das hat ihr die gutherzige Frau, bei der sie genächtigt hat, gegeben. Kinderwäsche nähen. Sie schaudert plötzlich zusammen, mit ihren blutbefleckten Händen, die selbst ihr kleiner Fritz zurückstoßen wird, denn die Leute haben ihn ja gelehrt, sich vor seiner Mutter zu fürchten.

Stunde um Stunde schlägt, wie damals, als sie auf Anton wartete. Worauf wartet sie denn jetzt? — Auf die Nacht, daß niemand sie mehr ansehen könne — so seltsam, wie die alte Piepern — so furchtsam, so verachtungsvoll. Kein Dach überm Kopf, keine Zukunft, keine süßen kleinen Kinder mehr — es ist alles, alles aus. —

Spät abends klopft es an die Hausthür beim Lehrer Mitzlaff. Er selber kommt heraus und öffnet vorsichtig nur eine Spalte der Thür. „Wer ist denn jetzt noch da?" fragt er.

„Ich, Hanne Klapprodt —"

„Sie — mein Gott!" Es klingt Ratlosigkeit aus seiner Stimme.

„Nein, erschrecken Sie nicht, Herr Mitzlaff, ich will nur sagen —"

„Ich weiß schon, Sie sind freigesprochen —"

„Weil Notwehr vorliegt, freigesprochen. Ich muß noch weiter. Aber hier, bitte, darin sind Papiere — heben Sie die auf für meine Kinder. Ich — muß — weiter!"

Er ist zaghaft; so gern böte er ihr sein Haus an, aber seine kleine strenge Frau, die so schon den Freispruch nicht begreifen konnte — sie haben vorhin lange darüber geredet — würde ihre Schwelle für besudelt halten.

„Aber —"

Sie selbst drückt die Thür zu. „Gute Nacht, Herr Mitzlaff!"

Und dann zieht sie das Tuch enger um die Schultern, blickt zu dem Sternengeflimmer

Digitized by Google

auf und schreitet dem Hügel zu, an dem der Sammelteich für das Wasser ist, das die Fabriken im unteren Ort treibt. In dem findet man sie am Morgen, als die Arbeiter an das Wehr kommen. — Sie wird an der Mauer begraben, ziemlich weit von den Plätzen, wo ihre Eltern und Anton Klapprodt ruhen. Kein Geistlicher ist dabei, einige Leute sind aus Neugier gekommen. Die Stricke kreischen, an denen der schlechte Sarg hinuntergleitet. Dann werden sie vom Totengräber und seinem hemdärmeligen Weibe wieder aufgewunden. Und dann tritt aus dem kleinen Haufen, der die offene Grube umsteht, der Lehrer Mitzlaff hervor, faltet die Hände um seinen Hut und sagt: „Ich bitte um ein stilles Gebet."

Aus englischen Frauengefängnissen.*)

Von

Dr. Max Torhing.

Nachdruck verboten.

Es ist eine vielfach gemachte Erfahrung, daß weibliche Gefangene im allgemeinen schwieriger zu behandeln sind als männliche, eine Folge ihrer nervösen, oft zarten Organisation, die sich bald in hysterischer Aufgeregtheit, bald in krankhafter Niedergeschlagenheit kund giebt. Namentlich zeigen sich bei weiblichen Sträflingen launisches Wesen, Starrköpfigkeit, Widerstand gegen jede Aufsicht, Verachtung der Autorität, Haß gegen die Beamten, Eifersucht im höchsten Grade, die meist auf ganz geringfügigen Gründen beruht, Überempfindlichkeit gegen eingebildetes Unrecht und leidenschaftliche Rachsucht. Alle diese Eigenschaften treten vielleicht niemals hervor, so lange ihre Trägerin von den Stürmen und Versuchungen des Lebens verschont blieb, sobald sie jedoch mit der Gesellschaft und deren Gesetzen in Kampf gerät, kommen sie ganz urplötzlich zum Vorschein und steigern die schwere Aufgabe derjenigen, die mit ihr zu thun haben, in hohem Grade.

Überall auf Erden sind jedoch nach zuverlässigen statistischen Aufstellungen die Frauen ungleich weniger zu Verbrechen geneigt als die Männer, und die Zahl der weiblichen Delinquenten ist im Vergleich zur weiblichen Bevölkerung immer um vieles niedriger als beim anderen Geschlecht. In Frankreich ist die Zahl der Verbrecher vier bis sechs Mal so groß als die der Verbrecherinnen; in den Vereinigten Staaten zwölf, in England fünfzehn Mal so groß; in Italien und Spanien soll sich dies Verhältnis noch günstiger gestalten, und so ist es in jedem Lande verschieden. In Großbritannien ist die Zahl der Rückfälligen unter den Frauen stärker, weil bei ihnen, wenn sie sich erst einmal auf abschüssigem Pfade befinden, die Besserung seltener ist. In dem großen Frauenzuchthaus zu Woking sind die bei weitem meisten Insassen grauhaarige, alte, fast ehrwürdige Erscheinungen.

Die Verbrecherinnen lassen sich in drei Klassen teilen. Zur ersten gehören die impulsiven, deren That einem plötzlichen, unwiderstehlichen Wutanfall, einem augenblicklichen Wahnsinn entsprang, der indessen nicht so stark war, sie ganz unzurechnungsfähig zu machen, aber sich durch eine zu leicht entzündliche Natur erklären läßt, die zeitweilig alle Schranken niederreißt. Ihre Zahl ist gering und um-

*) Arthur Griffiths, Secrets of the prison-house or goal studies and sketches; in two vols. London, 1894.

Digitized by Google

faßt die Totschlägerinnen. Die Beweggründe ihrer That sind nicht immer klar, und sie büßen stets die eine große Sünde mit lebenslangen Gewissensqualen, obgleich man es ihnen äußerlich nicht immer anmerkt.

Die zweite und größte Klasse umfaßt alle, die aus Eigennutz und mit Vorbedacht das wurden, was sie sind, ferner die unmerklich dazu gelangten, infolge von Vererbung, schlechter Gesellschaft oder bösem Beispiel. Nur selten kehren sie auf den Pfad der Tugend zurück, zumal wenn sie auf Veranlassung eines Verbrechers oder aus Liebe zu ihm unrechte Wege wandeln, sei es Vater oder Mutter, Gatte oder Kind. Meist ist es der Liebhaber, dem sie treu bleiben, als ob es ihr angetrauter Mann wäre. Die Stärke der Zuneigung bei diesen Frauen, ihre Treue und Beständigkeit, ihr geduldiges Ertragen schlechter Behandlung sind sympathische, beinahe versöhnende Züge in ihrer Erniedrigung. Sind sie einmal den bösen Einflüssen der Männer unterlegen, so übertreffen sie dieselben oft an Kühnheit und Schlauheit. Solange aber das Kompagniegeschäft oder die Tyrannei andauert, ist nur wenig Hoffnung auf ihre Besserung vorhanden.

Oft enden sie in der dritten Klasse, der Hefe und dem Bodensatz der beiden anderen, der Klasse der Gewohnheitsmäßigen und Unverbesserlichen. Das sind die Hartgesottenen und Hoffnungslosen, die Gewohnheitsverbrecherinnen schlimmster Art, die das Gefängnis nur verlassen, um bald zurückzukehren. Hinsichtlich der Größe des Verbrechens sind sie nicht die schlimmsten, nur die beständige Rückfälligkeit ist ihnen zum Unglück geworden. Sie verkaufen sich, um ein weniges zu verdienen, trinken, um die Erinnerung wegzuwischen, und stehlen, sobald sich ihnen die Gelegenheit darbietet, um die Mittel zu neuer Ausschweifung und abermaligem Vergessensrausch zu gewinnen. Sie sind oft in der Haft glücklicher als in der Freiheit, jedenfalls aber sicherer, körperlich wie sittlich. Draußen ist ihr Dasein kümmerlich und oft gefährlich, und häufig sind sie das Opfer verruchter Männer, welche sie schamlos ausbeuten. Im Gefängnis finden sie ein warmes und vergleichsweise behagliches Unterkommen, hinreichende Kleidung, ein warmes Bett und wenn sie krank sind, was bei vielen der Fall ist, ein gutes Hospital und ärztlichen Beistand. Da ist es denn kein Wunder, daß die Aussicht auf einen kurzen Aufenthalt innerhalb der Gefängnismauern von vielen dieser Unglücklichen mit Freuden begrüßt wird.

Die impulsive Verbrecherin, die vordem eine anständige, rechtschaffene Frau war, ist oft die Quelle unaufhörlichen Trubels und Ärgers für die Behörden. Der scharfe Gegensatz zwischen einst und jetzt ist ihr unerträglich schmerzlich und ekelhaft und macht sie stets unzufrieden und mißmutig. Ihre Lage verschlimmert sich durch die Feindseligkeit, welche ihre gemeineren Gefährtinnen ihr zu erzeigen pflegen. Ferner ermüdet sie die Geduld ihrer Wärterinnen durch ewiges Klagen und hetzt die Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen durch unaufhörliche Beschwerden auf.

Eins der größten Hindernisse für eine wirksame Kontrolle weiblicher Gefangenen ist die Schwierigkeit, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Auf der einen Seite beständige Neigung zum Trotz, die leicht zu Thaten schreitet, auf der andern die notwendigen Beschränkungen in Strafe und Zwang. Die schärfsten Strafen, die auferlegt werden können, sind Einzelhaft und Verminderung der Kost, aber beide lassen sich nicht auf lange Zeit ohne Gefahr für Gesundheit und Verstand anwenden. Sehr lange lassen sich Frauen nicht zu gänzlicher Schweigsamkeit verdammen, während geschlechtliche Erwägungen die strengeren Formen des Zwanges verbieten, was noch mehr zur Auflehnung gegen die Zucht anreizt.

Ganz besonders lieben die Frauen Meuterei, lärmende Insubordination, lautes Schreien und Keifen, und mit einer wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit verbreitet sich das ansteckende Gift der Widersetzlichkeit. Ein plötzlicher Wutausbruch wendet sich gegen die zur Hand liegenden zerbrechlichen Gegenstände, und ein einzelner Fall findet rasche Nachahmung, bis das halbe Gefängnis von der Krankheit angesteckt ist. Die eine fängt an, und plötzlich trommeln alle an die Thüren ihrer Zellen, erst mit den Fäusten und dann mit den Sohlen der schweren Schuhe. Die Thäterinnen liegen dann rücklings auf dem Boden, um desto größere Wirkung zu erzielen, und wenn man

Digitized by Google

ihnen die Schuhe wegnimmt, setzen sie den Unfug mit den nackten Füßen fort, bis diese so geschwollen sind, als hätten sie die Bastonade erhalten.

In einem Gefängnis des englischen Nordens war der weibliche Flügel von einer alten, unverständigen Matrone verwaltet worden, die allen Launen ihrer Schutzbefohlenen nachgab. Die Regeln und Bestimmungen wurden ungestraft übertreten; die Schlimmste sicherte sich die größten Vorrechte und die leichteste Arbeit; es war ihnen erlaubt, unbeschränkt zu dreien und vieren in einer Zelle zusammen zu sein und die Zeit zu verplaudern und zu vertrödeln. Aber eines Tages fand ein Personenwechsel statt, eine festere Hand ergriff die Zügel der Disziplin, und die unmittelbare Folge davon war eine Art Meuterei. Viele weigerten sich zu arbeiten, schlugen alles kurz und klein und sammelten sich in drohenden Gruppen, dem ganzen Gefängnis Trotz bietend.

„Ich besuchte es gerade an jenem Morgen," erzählt Griffiths in seinem Buche, „und schon am Außenthor, einige hundert Schritt weit entfernt, konnte ich den ungewöhnlichen und ungebührlichen Lärm an einem Ort vernehmen, wo Klosterstille die allgemeine Regel sein sollte. Ich begab mich stracks zum weiblichen Flügel, und als ich mich ihm näherte, wurden meine Ohren mit Geschrei und Gejohle, Klirren zerbrochener Scheiben, mißstimmigem Gelächter und zotigen Liedern erfüllt. Als ich das Gebäude betrat, war eine Anzahl der Meuterinnen in das Erdgeschoß hinabgestiegen und hatte sich in der mit dem Heizapparat ausgestatteten Kammer verbarrikadiert, wo es hübsch warm war und niemand ihnen etwas anhaben konnte.

Das durfte nicht geduldet werden. Ich trat an die Fallthür, die mit den Kellergelassen in Verbindung stand, rief die Aufwieglerinnen bei Namen und forderte sie auf, sofort hinaufzukommen. Nach kurzer Stille hörte ich eine ernüchterte Stimme sagen: „Um Gottes Willen, es ist der Major," und ich wünschte mir Glück, daß mein Erscheinen eine so gute Wirkung hervorbrachte. Eine nach der andern stieg die Leiter empor, und vor mir in der Halle stellte sich ein Dutzend mürrischer, aber beschämter Weiber auf. „Schafft sie nach ihren Zellen," gebot ich den Wärterinnen. Mit einem Gekreisch des Hohnes und des Trotzes, in das alle einstimmten, kletterten alle, so rasch sie konnten, die Treppen nach dem höchsten Stock und von da in den niedrigen offenen Gang empor, der sich zu Lüftungszwecken gerade unter dem Dache befand.

Für den Augenblick waren wir geschlagen, denn das Dach hatte Luken, und durch diese steckten die Weiber Köpfe und Arme und stießen teils durchdringende Schreie aus, teils schwenkten sie Unterröcke und Shawls dem nahen männlichen Gefängnis zu. Ich ließ eine Truppe Beamter kommen und schickte die stärksten von ihnen hinauf unter das Dach mit dem Befehl, alle einzeln zu ergreifen und sie die Treppe hinabzuschleppen, sie mochten wollen oder nicht. Es war keine angenehme, sondern eine schwierige und gefährliche Aufgabe, denn die Meuterinnen waren meist gesunde, kräftige Geschöpfe, Frauen von niederer Abkunft und schlechtem Ruf aus einem bekannten Hafen in der Nähe, von rascher Hand und durchaus nicht verächtliche Gegnerinnen beim Angriff. Sie wurden indessen einzeln besiegt und in abgesonderte Zellen eingesperrt.

Damit war jedoch der Kampf keineswegs beendet; die Stimme des Weibes ist immer noch eine wirksame Waffe, wenn andere Mittel ihr versagt sind. Es erhob sich nunmehr ein förmliches Pandämonium: das Geschrei und Katzengeheul, das Gehämmere an den Thüren wollte im ganzen Gefängnis nicht aufhören, denn die Unterwerfung der Aufwieglerinnen steigerte nur ihre Wut und verbreitete sich wie ein Lauffeuer nach allen übrigen Zellen. Der Fall erforderte rasche Maßregeln, ich ließ mir daher aus den Gefängnissen der Umgegend telegraphisch eine größere Anzahl von Wärterinnen kommen und mich mit den notwendigen Vollmachten zur Unterdrückung des Aufstandes betrauen. Am nächsten Tage erschien ich in Begleitung eines Richters, der exemplarische Strafen über die schlimmsten Ruhestörerinnen verhängte, und es dauerte nicht lange, bis die Ordnung wiederhergestellt war. Das Gefängnis gehört jetzt zu den besten im Lande, obwohl sich noch einige der alten Insassen in demselben befinden."

Digitized by Google

Selbst die am tiefsten gesunkenen weiblichen Sträflinge zeigen bisweilen Dankbarkeit, Aufopferungsfähigkeit und sanfte Regungen. Auch in der wildesten und unbändigsten Natur verbirgt sich eine leidenschaftliche Kraft der Liebe, die sich auf irgend einen Gegenstand frei ergießt, auf ein unschuldiges Kind, das die Haft der Mutter teilen muß, auf eine Mitgefangene, auf eine der Katzen in der Küche, auf einen Vogel, der sich in die Gefängnishalle verirrt. Die Frauen, mit alleiniger Ausnahme der verderbtesten, besitzen gewisse instinktive Gefühle, welche sie unter Umständen in einem schöneren Lichte erscheinen lassen. Besonders stark ist bei ihnen die Mutterliebe, und die strafgefangene Mutter ist ebenso stolz auf ihren Sprößling und sorgt für ihn ebenso zärtlich und eifersüchtig wie die reinste ihres Geschlechtes. Ein Beispiel aus dem englischen Gefängnisleben möge dies erläutern.

Drusilla Drane, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, war eine Frau vom Lande. In ihren Adern floß Yorkshire-Blut mit einer starken irischen Beimischung; sie war störrisch und trotzig, langsam zum Zorn, aber sobald dieser erregt war, wild und leidenschaftlich, unbändig in ihrer Wut, unnachgiebig und fast unversöhnlich. Es ergriff sie dann eine Art Wahnsinn, und ihre Vernunft unterlag der Hysterie in ihrer schlimmsten und schrecklichsten Form.

Sie war eine kräftige, wohlgebaute, noch junge Dirne, hochgewachsen und hübsch, wenn ihre Züge nicht durch Leidenschaft entstellt waren, und die blauen irischen Augen blitzten nicht immer vom Feuer blutdürstigen Hasses, sondern konnten auch sanft und einnehmend blicken. Sie besaß eine reiche Fülle dunkelroten Haares, auf welches sie viel Mühe verwendete, und das sie zu einer kühnen Fransе schnitt, die aber, sobald sie einen Anfall hatte, sich verwirrte und das finster gewordene Gesicht noch mehr beschattete. Drusilla war von großer Körperkraft, unerschrockenem Mute, zäher Ausdauer, und ihre Stimme klang gar gewaltig, wenn auch nicht immer musikalisch; alles Eigenschaften, die ihr sehr zu gute kamen, wenn sie sich gegen Zucht und Autorität auflehnte.

Sie war des Mitleids wert, denn schlecht genug war es ihr ergangen. Während sie zu Acton Cotes auf einer Farm arbeitete, hatte Shurley, ein Hausierer, der seinen wohlgefüllten Packen durch das Land schleppte und schwache Frauen zum Kaufen auf Kredit verlockte, zum erstenmale ihren Weg gekreuzt. Drusilla fand Gefallen in seinen Augen, zudem war sie fleißig und ihr Ruf makellos. Ein solches Weib konnte ihm sein Heim in Hawkspool behaglich machen und sein Häuschen während seiner langen Wanderungen auf der Landstraße bewahren.

Drusilla erfüllte alles, was er von ihr erwartet hatte, und noch etwas mehr. Sie arbeitete kräftig, war gehorsam und benahm sich gut, aber über Hausehre hatte sie ihre eigenen, strengen Begriffe. Sie selbst nahm es sehr ernst damit, und Treulosigkeit auf seiten des Mannes duldete sie ein für allemal nicht. Als Shurley einst Monate lang wegblieb, unter dem Vorwande, die Geschäfte seien schlecht, und sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mußte, schöpfte sie Verdacht und mußte die Entdeckung machen, daß ihr Gatte in einer nahen Stadt einen zweiten Haushalt und eine zweite Mrs. Shurley besaß, die allerdings seinen Namen nicht mit Berechtigung führte.

Drusilla wurde von wahnsinniger Eifersucht erfaßt und dürstete nach Rache. Sie nahm den ersten Zug nach Hawksham, wo sie ihre Nebenbuhlerin aufsuchte, ein kleines, zart gebautes Geschöpf, das in der Nachbarschaft hoch geachtet war und als rechtmäßige Frau des Hausierers galt. Shurley ging gerade seinem Beruf auf der Landstraße nach, und beide Frauen standen sich Aug' in Aug' gegenüber. Drusilla machte nicht viel Federlesens mit ihrer Gegnerin, und als die Nachbarn auf deren verzweifeltes Hilfegeschrei herbeieilten, und zuletzt auch die Polizei erschien, lag Emily Ann wie ein Häufchen Unglück auf dem Boden. Drusilla aber wanderte auf sechs Monate in das Gefängnis von Hawksham.

Erst hier kam ihr unerträgliches Wesen zum Ausbruch. Das Kerkerleben mit seinen Beschränkungen war ihr neu, und dabei wand sie sich unter dem Gefühl, es sei ihr schweres Unrecht zugefügt. Ihr Mann hatte sie schmachvoll behandelt, sein Kebsweib hatte ihre Strafe verdient, und es war höchst ungerecht, daß sie, die ihm an-

Digitized by Google

getraute Gattin, dafür büßen sollte. Man hatte gar kein Recht, sie ins Gefängnis zu werfen, und deshalb wollte sie auch nicht gehorchen, nicht arbeiten, nichts thun, was man von ihr verlangen würde.

Die erste Woche blieb sie in einem Zustande finsterer, schweigender, brütender Halbbetäubung auf dem Boden liegen, unaufhörlich stöhnend, jede Nahrung zurückweisend, taub gegen alles Mahnen. Die Notwendigkeit, ihr gewaltsam Speise einzuflößen, rüttelte sie endlich aus ihrer Starrheit auf. Sie ging plötzlich zu wütender Thätigkeit über, setzte sich zur Wehr, kämpfte, kratzte, biß, und benahm sich so drohend und gefährlich wie ein wildes Tier, so daß die Schließerinnen sich fürchteten, ihr zu nahen, und ihre männlichen Kollegen herbeigerufen werden mußten. Nur mit Schwierigkeit legte man ihr die Handschellen an, und das steigerte noch ihre Wut. Nichts vermochte den Strom ihres Schimpfens aufzuhalten, ihr Redefluß war so abscheulich, ihr gellender Schrei so durchdringend und unerträglich, daß sie in eine Strafzelle gebracht ward, wie ein Warenballen, nur nach schwerem Kampfe.

Hat eine Frau einmal in eine solche Richtung eingelenkt, so wird sie nur selten die rechte Bahn wieder betreten. Drusilla fand, nachdem sie in ihrem Eheglück unrettbar Schiffbruch gelitten hatte, ein förmliches Entzücken darin, aller Zucht Hohn zu sprechen und beständig den Frieden und die Ruhe zu stören. Sie führte dies auch bis zu ihrer Entlassung durch und räumte das Gefängnis mit sehr schlechtem Ruf, der ihr überallhin folgte, und den sie in jeder Haft, und sie machte deren noch viele durch, immer von neuem bethätigte.

Sie war keineswegs zufrieden mit der ersten Züchtigung, die sie ihrer Nebenbuhlerin hatte angedeihen lassen. Kaum war sie frei, so suchte sie dieselbe wieder auf, allein Shurley, der dies ohne Zweifel vorausgesehen hatte, war aus Hawksham verzogen und suchte sich in einer andern Stadt zu verbergen. Aber vor Drusilla gab es kein Entrinnen, sie machte es sich zur Aufgabe, die Shurleys aufzufinden, und es glückte ihr immer, allerdings stets mit schlimmen Folgen für die beiden Frauen: Emily Ann wurde übel zugerichtet, und Drusilla büßte ihren Triumph im Gefängnis.

Sie wurde in allen Städten der Umgegend, denn sie mußte bald hier, bald dort ihre Strafe absitzen, wohlbekannt, freilich nicht zu ihren Gunsten. Überall stiftete sie Unheil an, zerschlug und zerriß in ihrer Zelle alle Möbel und Gerätschaften, ihre Betten und sogar ihre Kleider. Dann verbarrikadierte sie sich, und ihr Bollwerk mußte förmlich gestürmt werden. Bei einer solchen Gelegenheit verwundete sie einen der Beamten schwer mit einer starken, scharf zugespitzten Haarnadel, und das brachte sie vor die Assisen.

Der Gouverneur kam selbst in ihre Strafzelle, als der Tag nahte, an welchem sie sich verantworten sollte, und redete ihr freundlich zu. Es sei ein so schönes Wetter, und sie solle den letzten Tag, den sie hier verweile, sich an dem hellen Sonnenschein erfreuen.

„Sie sind ein braver Mann, Oberst", antwortete sie, „daran hätte kein anderer gedacht. Sie guter, lieber alter Soldat (vierundzwanzig Stunden vorher hatte sie ihn einen weißbärtigen, rotnasigen son of a gun genannt). Ich werde Sie auch nicht wieder ärgern."

Man hatte sie durch diese Freundlichkeit, daß man ihre dunkle Strafzelle erhellte und ihr die Handschellen abnahm, beruhigen und gefügig machen wollen. Am nächsten Tage wurde sie unter gehöriger Bedeckung und größter Vorsicht fortgeschafft. Am Gefängnisthor hielt eine Droschke mit einem Grauschimmel, welche die Gesellschaft nach der nächsten Bahnstation bringen sollte.

„Glory! Glory!" frohlockte Drusilla. „So Großes hat man ja in meinem Leben nicht aus mir gemacht. Das ist ein Ruhmestag für Irland. Es sieht ja aus, als gings in die Flitterwochen — aber nicht mit Shurley. Lieber ging' ich zu seiner Totenwache."

Sie wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, und lange Zeit hörte man nichts von ihr. Es hieß nur, daß sie sich in die strengere und gleichmäßigere Zucht dieser Anstalt gefügt und sich gut aufgeführt habe, eine Schlägerei mit einer Mitgefangenen ausgenommen, bei welcher sie dieser die falschen Zähne in den Hals hinabgestoßen hatte. Die trefflichen Ergebnisse einer so straffen Behandlungsweise zeigten

Digitized by Google

sich noch, als sie wieder in Hawksham eingebracht wurde, denn sie erwarb sich durch gutes Betragen den Urlaub, der in englischen Gefängnissen erteilt wird, aber widerrufen werden kann. Sofort erneuerte sie ihre Vendetta auf die Shurleys, denen sie das Haus über dem Kopf anzuzünden suchte. So wurde denn ihr Urlaub wieder aufgehoben, und sie mußte ihre Strafzeit bis zu Ende absitzen.

Kaum saß sie eine Woche, als die Ironie des Schicksals ihr unerwarteter Weise eine andere Art der Rache an der Frau, welche sie haßte, in die Hand lieferte. Die beiden Shurleys wurden von der Polizei wegen Verdachtes der Hehlerei festgenommen, und er war der Überzeugung, sie habe ihn verraten. In einem unbewachten Augenblicke machte er einen mörderischen Angriff auf das arme Weib, das ihm so lange Zeit die rechtmäßige Gattin ersetzt hatte. Sie kamen beide in Untersuchungshaft, allein man glaubte nicht, daß sie den Prozeß erleben werde, wohl aber, daß er sich wegen einer viel schwereren Anklage würde verantworten müssen.

Drusilla wußte nichts von diesen Vorgängen, bis sie eines Tages, mit Waschen außerhalb ihrer Zelle beschäftigt, die Matrone mit einem kleinen Mädchen vorbei gehen sah.

„Darf ich sie nicht einmal küssen, Miß?" fragte Drusilla schüchtern, und als sie die Erlaubnis erhielt, nahm sie das kleine Wesen in die Arme und liebkoste und küßte es zu wiederholten Malen. Sie war vernarrt in Kinder, die ihr selbst versagt worden waren. „Wem gehört es?"

„Den Shurleys," lautete die unbedachte Erwiderung.

Eine finstere Wolke verdunkelte sofort Drusillas Gesicht.

„Emily Anns?" fragte sie. „Dann nehmen Sie es nur wieder zurück, Miß. Ich möchte ihm nichts zu Leide thun, und sicher ist es bei mir nicht."

„Sie liegt im Sterben, die Shurley. Wissen Sie das denn nicht?"

„Hier im Gefängnis? Wie ist sie hergekommen?"

Die Matrone erzählte ihr in kurzen Worten die Geschichte, und Drusilla hörte mit atemloser Aufmerksamkeit zu.

„Die Thörin! Warum hat sie einem so heimtückischen Lump vertraut? Mich hat er niemals geschlagen, ich hätte es ihm auch nicht raten wollen. — Er muß sich nichts mehr aus ihr gemacht haben. Steht es wirklich so schlecht mit ihr?"

„Der Doktor meint es, und ihr Kind wird aufgepäppelt. Es ist schon entwöhnt, aber so schwach, daß man es von der Mutter nicht hat trennen mögen. Darum hat sie es mit hergebracht, aber jetzt müssen sie beide doch auseinander."

„Und was wird aus dem Kinde?"

„Die Lissons soll es bekommen. Sie hat schon mehrere gehabt und weiß damit Bescheid."

„Wollen Sie es nicht mir geben?" bat Drusilla, und ihre Tigeraugen nahmen einen merkwürdig sanften Ausdruck an.

„Ihnen? Nach allem, was Sie soeben gesagt haben? Sie würden es morden!" Und die Matrone nahm das Kind in die Arme, um es zu schützen.

„Ich wußte ja nichts von alledem. Aber jetzt steht die Sache anders. Lassen Sie es mir! Habe ich nicht ein Recht darauf? Es ist doch meines Mannes Kind!"

Auch dieser seltsame Beweis befriedigte die Matrone nicht, und sie legte die Sache dem Gouverneur vor, der sich zu gunsten Drusillas entschied. Sie erhielt das Kind ihrer Nebenbuhlerin zur Pflege, jedoch ohne daß diese etwas davon erfuhr. Die arme Emily Ann lag so wie so schon in längerer Bewußtlosigkeit und stand dicht vor der Pforte des Grabes. Als das Ende nahe war, wollte eine der Wärterinnen das Kind von Drusilla abholen.

„Sie wird es zwar nicht mehr erkennen," sagte sie, „aber es ist doch wohl nicht mehr als recht und billig, daß wir das Kleine in die Arme der Mutter legen, ehe sie stirbt."

Doch Drusilla wollte nichts davon wissen, sie hatte Leib und Seele dem kleinen Mädchen geweiht, die zärtlichsten Liebkosungen auf dasselbe verschwendet und es mit der überschwänglichen Sorge einer hochherzigen Frau genährt, welcher die Mutterliebe bisher versagt worden war.

„Ich gönne es ihr nicht," sprach sie finster, „ich kann mich nicht von ihm trennen."

Digitized by Google

„So bringen Sie selbst es nach dem Krankenhause."

„Das kann ich nicht," erwiderte sie mit entschiedenem Kopfschütteln. „Ich kann die andere nicht anschauen, nicht mit dem richtigen Gefühl. Sie hat mein Leben vernichtet, und auch jetzt noch vermag ich nicht, ihr zu vergeben."

Ihre unversöhnliche Feindschaft richtete sich allein gegen Emily Ann, die Frau, durch welche sie ihrer Überzeugung nach um die Liebe ihres Gatten gebracht worden war. Es war alles nur ihr Fehler gewesen, nicht Shurleys, der sich leicht durch ein neues, hübsches Gesicht bethören ließ. Sie betrachtete ihn nicht als den Erzverräter, der zwei Frauen seiner gemeinen Leidenschaft geopfert hatte.

Kaum war das arme Opfer seiner Roheit verschieden, da gedachte Drusilla schon weniger schlimm des Treulosen. Für sie war das Stück zu Ende, seine Strafe sollte erst beginnen, und die Schwere derselben erregte ihr Mitgefühl. Er wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Jetzt bat Drusilla, ihn sehen zu dürfen, und das wurde ihr unter den üblichen Beschränkungen gestattet. Durch einen großen Zwischenraum und ein eisernes Gitter von ihm geschieden sowie in Gegenwart und voller Hörweite wachsamer Schließer sprach sie mit ihm.

Sie tadelte und schalt ihn nicht, und ebenso wenig frohlockte sie über die rächende Nemesis, die ihn endlich ereilt hatte. Sie bedauerte und ermutigte ihn, versicherte ihn ihrer Verzeihung und gelobte ihm feierlich, wie eine Mutter für sein Kind zu sorgen.

„Für wessen Kind?" fragte er finster, zum erstenmal sprechend, denn seine Natur war zu roh für die feineren Empfindungen der Frau.

„Für Emily Anns — für dein Kind. Ich werde es hüten und dafür arbeiten, werde es brav erziehen, und wenn du dann wieder herauskommst —"

„Das Balg?" wütete Shurley mit einer Flut von Verwünschungen über die von ihm gemordete Mutter, „erwürgen sollte man die Brut der Angeberin. Wenn ich könnte —"

Hier wurde er von den Beamten zum Schweigen gebracht, und der häßliche Auftritt hatte ein jähes Ende. Shurley ward abgeführt, und Drusilla hörte niemals wieder ein Wort weder von ihm noch über ihn. Sie hielt ihr Wort und zog das Kind auf, als wäre es das ihrige. Gütige Menschen, welche diesen Edelmut zu schätzen wußten, bestärkten sie in ihrem schönen Entschluß. Nach ihrer Entlassung verschafften sie ihr einen Dienst in einer fernen Gegend, wo niemand von ihrem Vorleben etwas wußte. Sie ist wieder eine rechtschaffene Frau geworden.

* * *

Sehnsucht nach Freiheit ist das eine beständige Verlangen aller in Gefangenschaft befindlichen Geschöpfe, Menschen wie Tiere, so lange ihr Mut ungebeugt ist und ihre natürlichen Triebe sich nicht verändert haben. Freilich kommt es vor, daß Vögel ihre geöffneten Käfige nicht verlassen, daß Sklaven es vorziehen, ihre Ketten zu tragen, daß Sträflinge, denen das Gefängnis eine Heimat geworden ist, sich nach ihrer Zelle zurücksehnen, wenn sie unerwarteter Weise in Freiheit gesetzt werden. Allein diese Erscheinung ist ein Zeichen des Verfalls; alle Häftlinge, die in ihrem natürlichen Zustande verharren, sind von dem einen Gedanken beherrscht, dem glühenden Wunsche, frei zu kommen. Sie wissen bis auf die Stunde das Ende des längsten Strafmaßes und klammern sich mit unermüdlicher Kraft an die so selten sich erfüllende Hoffnung auf Begnadigung. Die Verwegensten unter ihnen versuchen einen Ausbruch aus ihrem Kerker, selbst wenn alle Chancen gegen sie sind, und wiederholen das Wagnis, nachdem sie wieder eingefangen sind, trotz der Aussicht auf Verlängerung ihrer Haft, falls ihnen der Versuch abermals mißlingen sollte. Auch Frauen sind bemüht, auf solche Weise die Freiheit wiederzugewinnen, wenn es bei ihnen auch seltener ist. —

In jüngster Zeit hat sich in England eine Reform des Gefängniswesens durchgesetzt. Die Ansicht, daß es nicht nur darauf ankommt, die Gesellschaft von den Verbrechern zeitweilig zu befreien, daß es vor allem gilt, die Sträflinge zu bessern und so für die Gesellschaft wiederzugewinnen, diese Anschauung hat in England zu wichtigen praktischen Maßnahmen, zu einer Reform des Gefängniswesens geführt.

Digitized by Google

Die Strafzeit ist in drei Perioden geteilt worden. Der neu eingelieferte Verbrecher hat zuerst eine Zeit harter Disziplin durchzumachen. Er wird in Einzelhaft gehalten und muß bei knapper, eben zureichender Kost schwer arbeiten. Diese erste Periode dauerte bisher nicht länger als neun Monate, wird aber vielleicht in Zukunft unter erschwerenden Umständen bis auf zwei Jahre verlängert werden können. Es folgt die Zeit gemeinsamer Arbeit unter freiem Himmel bei öffentlichen Bauten, Festungswerken und dergleichen Zwangsarbeit, die sich im wesentlichen nicht von der Thätigkeit freier Arbeiter unterscheiden soll. Wenn etwas imstande ist, bessernd zu wirken, so ist es die Arbeit — diese zweite Periode ist recht eigentlich als die Periode der Besserung gedacht! Führt sich der Verbrecher in dieser Zeit gut, so darf die dritte Periode seiner Strafzeit beginnen, das „ticket-of-leave“ tritt für ihn in Kraft, er wird aus dem Gefängnis entlassen, bleibt jedoch unter Polizeiaufsicht.

Diese neue Behandlungsmethode der Sträflinge findet natürlich auch auf die weiblichen Gefangenen Anwendung. Es ist bedauerlich, daß aus Arthur Griffiths interessantem Buche nicht ersichtlich ist, in welcher Weise die Frauen in der zweiten Periode ihrer Haftzeit beschäftigt werden. Denn naturgemäß bieten sich Schwierigkeiten, unter freiem Himmel — und das ist wichtig — genügend schwere Arbeit, an der sich viele gemeinsam beteiligen können, für Frauen ausfindig zu machen.

Das aber ist die wichtige Erkenntnis, in deren praktischer Gestaltung und Durchführung man uns in England voraus ist, daß die Gefängnisse Besserungsanstalten werden müssen. Es leuchtet nach der allgemeinen Charakteristik der Verbrecherinnen ein, daß ernste, hingebende Bemühungen in dieser Richtung bei Frauen am wenigsten erfolglos sein werden.

Eine indische Heldin.

Nachdruck verboten.

Unter den Gestalten, auf welche die moderne Frauenbewegung einen bestimmenden Einfluß gehabt, die sie zur Individualität entwickelt und dann durch die Macht ihrer Idee in ihren Dienst gezwungen hat, ist der rührendsten eine die Indierin Rukhmabai. Die von Lady Henry Somerset herausgegebene, weitverbreitete Zeitschrift: The Woman's Signal berichtete kürzlich unter obigem Titel eingehend über ihre Geschicke.

Die deutsche Frau steht freilich in Bezug auf Rechte und soziale Stellung heute hinter den Frauen aller übrigen Kulturvölker zurück und weiß, was vergebliches Ringen um einfaches Menschenrecht, um das Recht der Bildung und der Mitwirkung an den sozialen Aufgaben der Gegenwart, bedeutet. Aber schwerlich vermag sie sich vorzustellen, was es heißt, Traditionen gegenüber zu treten, die so feststehen, wie die der indischen Bevölkerung; diesen Traditionen als Frau, als eine in Indien geborene und erzogene Frau gegenüber zu treten, ohne Hilfe, ohne Halt als den der eigenen Überzeugung. Den Grad innerer Selbständigkeit und Freiheit der Auffassung, der dazu erforderlich war, hat der Kampf in Europa niemals verlangt.

Rukhmabai wurde nach indischer Sitte als kleines Kind mit einem Knaben ihrer eigenen Kaste verlobt. Verschiedene Gründe führten zu einem Aufschub der Ehe bis zu ihrem 19. Jahre. Ein aufgeklärter Stiefvater hatte dem Mädchen inzwischen andere Begriffe vom Leben und seinen Pflichten gegeben als die sonst bei indischen Frauen üblichen, während der Knabe zu einem ausschweifenden und unwissenden jungen Mann herangewachsen war. Als er nunmehr die Hand der Braut verlangte, fühlte sie das Barbarische der hergebrachten Sitte, und im Bewußtsein des Rechtes der eigenen Persönlichkeit weigerte sie sich, den Vertrag zu erfüllen, den man für sie als Kind abgeschlossen hatte. Ihr Mann (als solcher galt er in Indien) leitete einen Prozeß gegen sie ein. Der englische Richter, Mr. Pinhey, sprach Rukhmabai von jeder Ver-

Digitized by Google

pflichtung frei und erklärte es für „barbarisch und jedem Sinn für Gerechtigkeit zuwiderlaufend," eine Frau zu einer Heirat zu zwingen, die gegen ihren Willen eingegangen sei. Der Gatte appellierte gegen diese Entscheidung, die man zum Teil auch in der Presse für „romantisch und sentimental" erklärte, und in der That fand sich ein anderer englischer Richter bereit, das Urteil umzustoßen. Er befahl Rukhmabai bei Gefängnisstrafe, innerhalb eines Monats zu ihrem „Gatten" zurückzukehren und alle Kosten zu bezahlen. Rukhmabai appellierte an eine noch höhere Instanz; es kam aber vor der endgiltigen Entscheidung zu einem Kompromiß, nach welchem sie gegen ein Lösegeld von 2 000 Rupien ihre Freiheit von ihrem Manne erkaufte.

Was das zarte und schüchterne Hindumädchen während dieser Zeit erduldet hat, wo sich die Presse fortdauernd und, wie schon erwähnt, keineswegs immer in wohlwollender Weise mit ihrem Fall beschäftigte, wo ihre Landsleute sie mit Verwünschungen und Schmähungen überschütteten, ja sogar bis zu Thätlichkeiten sich verstiegen, vermögen wir wohl kaum nachzufühlen.

Zum Glück fand sie unter den Engländern thätige Freunde. Die ungewöhnliche Energie und die Selbständigkeit des Denkens, die Rukhmabai gezeigt hatte, ließen sie als die geeignetste Helferin für ihre unglücklichen, geknechteten Schwestern in den Zenanas erscheinen. Man sandte sie daher nach England, damit sie sich dort diejenige Wissenschaft aneignen könne, die als das beste Mittel zu diesem Zweck erschien: die Medizin.

Mit unsäglicher Mühe, aber nie ermüdender Energie eignete sich nun Rukhmabai in England die schwierige Wissenschaft an, doppelt schwierig für sie, der Sprache und Landesbrauch ungewohnt war. Im Herbst des soeben verflossenen Jahres hat sie alle Prüfungen bestanden und ist nunmehr als Dr. Rukhmabai auf dem Wege nach Indien, um dort ihr Lebenswerk zu erfüllen.

Eine der Überzeugungen, die sie mit hinübergenommen hat, ist, daß die Kenntnis englischer Sprache und Kultur die Vorbedingung einer Befreiung ihres Geschlechts aus den Jahrtausende lang getragenen Fesseln ist. Fast alle Indier der oberen Klassen genießen eine englische Erziehung, während die Frauen der Familie in völliger Unwissenheit gelassen werden, so daß sie geradezu von dem geistigen Leben des anderen Geschlechts ausgeschlossen sind. Die englische Regierung in Indien beschränkt sich eben darauf, den Männern eine Erziehung zu bieten, so daß die Frauen jetzt schlimmer daran sind als früher, wo ihre Männer ebenso unwissend waren wie sie selbst.

Die große Aufgabe, die Rukhmabai sich gestellt hat, ist, in dieser Beziehung Wandlung zu schaffen. Die englische Regierung in Indien wird ihr dabei kaum Unterstützung gewähren; für Kulturzwecke so rein innerlicher Art, wie die Bildung der Frauen, pflegen ja Regierungen kein Interesse zu haben. Bei den eigenen Landsleuten ist auch auf kein Entgegenkommen zu rechnen. So ist sie denn ganz auf Privathilfe angewiesen und hofft diese in erster Linie bei den Frauen des englischen Volkes zu finden. Sie hat daher einen Aufruf erlassen mit der Bitte, eine in Indien bereits bestehende Gesellschaft „The Students' Literary and Scientific Society of Bombay" mit genügenden Geldmitteln zu versehen, um englische Schulen für Mädchen zu eröffnen. Ein Anfang nach dieser Richtung hin war schon in den letzten Jahren mit Hilfe englischer Frauen gemacht worden, die den Zuständen in Indien schon seit längerer Zeit ihre Teilnahme zuwenden und besonders durch Entsendung von Ärztinnen allmählich der englischen Kultur den Eingang in die indischen Zenanas zu bahnen hoffen.

Die größte und eifrigste Vorkämpferin der Indischen Frauenbewegung ist ja die bekannte Pundita Ramabai; wir machen unsere Leserinnen darauf aufmerksam, daß eben jetzt ein Büchlein von Marie von Kraut (Halle a./S., Fricke) erschienen ist, welches diese Bewegung und ihre Führerin zum Gegenstand hat, und das wir warm empfehlen können.

So wird hier in aller Stille ein Kampf ausgekämpft, unblutig, aber heldenhafter als die Raufereien, von denen die Geschichtsbücher berichten. Der Sieg in diesem Kampfe wird nicht Übermut auf der einen, Rachsucht auf der andern Seite zeugen, sondern wird zugleich ein Sieg der Menschlichkeit und der Kultur sein. Ehre denen, die ihn führen!

Digitized by Google

Die Oberlehrerin.

Nachdruck verboten.

Durch die Verordnungen des Kultusministers vom 31. Mai d. J. ist den Lehrerinnen in Preußen ein neues Thätigkeitsgebiet eröffnet worden. Da in Bezug auf die betreffenden Bestimmungen und auf die Wege, die zur Erlangung der Befähigung als Oberlehrerin einzuschlagen sind, fast täglich Anfragen bei uns einlaufen, so teilen wir in Nachfolgendem das Nötige mit.

Den Verfügungen des Ministers[1]) entnehmen wir zunächst folgendes:

„Ich bestimme, daß an jeder öffentlichen höheren Mädchenschule, welche nicht etwa unter Leitung einer Direktorin steht, dem Direktor eine Lehrerin als Gehilfin beigegeben wird, die ihn bei Lösung der erziehlichen Aufgabe der Anstalt unterstützt, und daß außerdem das Ordinariat wenigstens einer der drei Oberklassen in die Hand einer Lehrerin zu legen ist.

Auch ist es wünschenswert, darüber hinaus die Lehrerinnen an dem Unterricht in den oberen Klassen in größerem Umfange zu beteiligen. Voraussetzung dafür wird allerdings sein, daß die Lehrerinnen die auf dem Seminar erworbenen Kenntnisse durch weiteres Studium vertiefen und in den von ihnen zu vertretenden Fächern sich die Befähigung erworben haben, in wissenschaftlicher Weise selbständig weiter zu arbeiten.

Wie sehr das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Vertiefung ihrer Bildung in den Kreisen der Lehrerinnen selbst empfunden wird, zeigen die aus freier Vereinsthätigkeit hervorgegangenen Fortbildungskurse. Es scheint an der Zeit, diesen Bestrebungen ein festes Ziel zu geben, zugleich aber die Befähigung zur Anstellung als Direktorin oder Oberlehrerin an einer höheren Mädchenschule auch an den Ausweis über eine höhere wissenschaftliche Bildung zu knüpfen.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich durch anderweitige Verfügung vom heutigen Tage eine „Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen" erlassen, welche ihr Ziel, den öffentlichen höheren Mädchenschulen wissenschaftlich durchgebildete weibliche Lehrkräfte zuzuführen, noch besser erreichen wird, wenn gleichzeitig im Besoldungsetat dieser Schulen einige Lehrerinnenstellen als Oberlehrerinnenstellen bezeichnet und nur mit Lehrerinnen besetzt werden, welche ihre Befähigung durch Ablegung der wissenschaftlichen Prüfung nachgewiesen haben."

Die „Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen" enthält dann außer den in Bezug auf Termine, Meldung ꝛc. geltenden Bestimmungen nachfolgendes, die wissenschaftlichen Leistungen betreffend:

§ 5.

Die wissenschaftliche Prüfung soll zeigen, daß die Bewerberin auf Grundlage der in der ersten Prüfung nachgewiesenen Kenntnisse sich fortgebildet und die Befähigung erworben hat, in wissenschaftlicher Weise selbständig weiter zu arbeiten.

§ 6.

Die Prüfung wird in zwei Gegenständen abgelegt:

a. Für den ersten Gegenstand steht der Bewerberin die Wahl frei zwischen Religion, Deutsch, Französisch, Englisch.
b. Den zweiten Gegenstand kann sie aus den vorgenannten Fächern oder aus den folgenden wählen: Geschichte, Geographie, mathematische Wissenschaften, Naturwissenschaften.

§ 7.

Die Prüfung ist eine schriftliche und eine mündliche. Die schriftliche Prüfung geht der mündlichen voraus.

a. Zu schriftlicher häuslicher Bearbeitung erhält die Bewerberin nach ihrer Wahl eine Aufgabe aus einem der beiden Prüfungsfächer.

Es ist ihr gestattet, bei der Meldung anzugeben, aus welchem Gebiete ihres Faches eine Aufgabe ihr besonders erwünscht wäre. Zur Fertigstellung wird eine Frist von sechs Wochen bewilligt, die auf ein rechtzeitig eingereichtes begründetes Gesuch vom Vorsitzenden der Prüfungs-Kommission einmal um weitere vier Wochen verlängert werden kann.

Die auf die Fremdsprachen bezüglichen Arbeiten sind in der betreffenden Sprache abzufassen, die übrigen deutsch. Die benutzten Hilfsmittel sind vollständig und genau anzugeben, und die Bewerberin hat auf Pflicht und Gewissen zu versichern, daß

[1]) Bestimmungen über das Mädchenschulwesen, die Lehrerinnenbildung und die Lehrerinnenprüfungen vom 31. Mai 1894. Berlin, Wilhelm Hertz, Preis 75 Pf.

Digitized by Google

sie die Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt hat.

Falls die Bewerberin die Befähigung in einer Fremdsprache erlangen will, für welche keine häusliche Arbeit geliefert ist, hat sie einen Klausuraufsatz in dieser Sprache zu fertigen. Hierfür ist eine Zeit von vier Stunden zu gewähren. Der Gebrauch eines Wörterbuches bleibt freigestellt.

b. In der mündlichen Prüfung, welche vor der gesamten Kommission abzulegen ist, hat die Bewerberin nachzuweisen, daß sie auf jedem der beiden von ihr gewählten Gebiete umsichtig und gründlich gearbeitet und dasjenige wissenschaftliche Verständnis des Gegenstandes erworben hat, welches sie befähigt, den Unterricht auf der Oberstufe der höheren Mädchenschule mit Erfolg zu erteilen.

Zugelassen zur Prüfung werden nur Lehrerinnen, welche die gewöhnliche Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen abgelegt und fünf Jahre praktischer Thätigkeit hinter sich haben. Von diesen fünf Jahren müssen sie zwei Jahre an einer Schule in Preußen unterrichtet haben.

Die Prüfungsordnung ist, wie man sieht, ziemlich unbestimmt gehalten; den einzigen festen Anhalt giebt eigentlich nur das Wort „wissenschaftlich." Es bleibt abzuwarten wie sich die Ausführung im einzelnen gestalten wird. Man nimmt an, daß man die Erfahrungen zu Grunde legen wird, die bei den Prüfungen am Viktorialyceum in Berlin, an dem ja bekanntlich schon seit mehreren Jahren Kurse zur höheren Ausbildung der Lehrerinnen existieren, gemacht worden sind. Das Viktorialyceum hat bis jetzt eine Vorbildung in vier Fächern eingerichtet: Geschichte, Deutsch, Englisch und Französisch. Der Unterricht folgt möglichst dem in den Universitätsseminaren üblichen Lehrplan. Gemeinschaftliche Übungen wechseln mit Vorträgen seitens der Lehrer wie der Schülerinnen. Um einen Begriff von der Art des Studiums zu geben, geben wir die in dem Programm des Viktorialyceums enthaltene Uebersicht über den Unterricht in der Geschichte und im Französischen.

1. Geschichte.

Dem Zwecke des Studiums entsprechend setzt sich der Unterricht zusammen aus drei Teilen, nämlich:

1. Anleitung zur Gewinnung einer für den Unterricht ausreichenden Übersicht über die gesamte Weltgeschichte, unter besonderer Betonung des inneren Zusammenhanges der Ereignisse und der Erfassung des Wesens der Entwicklung, ebenso wie der Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten wissenschaftlichen Darstellungen (historische Litteratur).
2. Anleitung zur kritischen Behandlung von Quellen durch mündliche Interpretation und schriftliche Bearbeitungen.
3. Anleitung zur methodischen Behandlung des geschichtlichen Materials im Unterrichte.

2. Französisch.

Der Unterricht im Französischen setzt sich aus sechs Teilen zusammen, nämlich:

1. Vermittelung einer auf der Geschichte des Idioms begründeten Sprachkenntnis und Sprachanschauung durch Einführung in die Grammatik des Altfranzösischen sowie der späteren Sprachstufen. In Verbindung damit kleinere selbständige Arbeiten über Einzelheiten der historischen Grammatik.
2. Aneignung einer auf der Lektüre der Originalwerke begründeten Litteraturkenntnis, mit besonderer Berücksichtigung der für den Schulunterricht wichtigeren Schriftsteller und des geschichtlichen Entwicklungsganges.
3. Anleitung zur Erklärung französischer Schriftwerke durch mündliche Text-Interpretationen und historische Besprechungen sowie durch Ausarbeitungen oder Vorträge über litterarische Gegenstände.
4. Einführung in die französische Phonetik.
5. Einführung in die Landeskunde Frankreichs und der übrigen Länder französischer Zunge.
6. Einführung in die Methodik des französischen Unterrichts.

Das Honorar beträgt für jedes einzelne Fach (6 Stunden wöchentlich) 45 Mark pro Semester; dazu kommen nicht unbedeutende Ausgaben für Bücher. Nähere Auskunft erteilt die Direktorin des Viktoria-Lyceums, Frl. A. von Cotta, Berlin W., Potsdamerstr. 39. — Außer in Berlin sind noch in Göttingen Vorbereitungskurse auf das Oberlehrerinnenexamen eingerichtet worden. Es bestehen dort außer in den erwähnten vier Fächern noch Kurse in Religion und Geographie. Nähere Auskunft erteilt Frl. S. Mejer, Göttingen, Lohmühlenweg 2. Die Vorbereitungszeit ist in Göttingen wie in Berlin auf mindestens zwei Jahre bemessen. Um in dieser Zeit zwei Fächer zu erledigen, muß man gut vorbereitet sein und seine ganze Zeit dem Studium widmen können.

Die oben mitgeteilte Übersicht über die in den einzelnen Fächern zu leistende Arbeit macht es wohl ziemlich klar, daß von einer rein privaten Vorbereitung auf das Examen nicht wohl die Rede sein kann. Die Seminararbeit hat in keiner Weise auf wissenschaftliche Arbeit vorbereitet; wissenschaftliche Methoden sind der Elementarlehrerin daher völlig fremd. Eine Einführung in dieselben durch Privatunterricht ist natürlich nicht ausgeschlossen; der Weg dürfte sich aber als recht kostspielig erweisen. Da nun die wenigsten Lehrerinnen einen zweijährigen Aufenthalt in Berlin oder Göttingen erschwingen können, so dürfte die Laufbahn als Oberlehrerin auch nur von wenigen eingeschlagen werden können, — von viel zu wenigen, um die obenerwähnten erziehlichen Zwecke zu erreichen — wenn nicht der Staat die ihm offenbar obliegende Pflicht, für die Vorbildung der von ihm selbst als notwendig erklärten Oberlehrerinnen

Digitized by Google

Sorge zu tragen, durch Errichtung einer ausreichenden Anzahl von Oberlehrerinnenkursen (die beiden obenerwähnten sind privater Natur) erfüllt. Eine dahin zielende Petition ist kürzlich vom Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein (siehe weiter unten) dem preußischen Kultusministerium eingereicht worden. Wünschenswert wäre es, wenn sie seitens zahlreicher Lehrerinnen- und Frauenvereine nachdrückliche Unterstützung fände. Außerdem aber erscheint es durchaus notwendig, auf die Gemeinden einzuwirken, daß sie die vom Minister angedeutete höhere Dotierung der Oberlehrerinnenstellen auch wirklich in ausreichendem Maße vornehmen, damit nicht wieder, wie bei den Frauen so häufig, nur eine vermehrte Last ohne genügende pekuniäre Gegenleistung übernommen wird. Das wäre darum doppelt bedauerlich, weil die schlechte Verpflegung, die sich die Lehrerinnen infolge ihrer vielfach ganz unzureichenden Einnahmen nur gestatten können, sehr bald ihre Leistungsfähigkeit beeinträchtigt, woraus dann wieder der bekannte Trugschluß auf die geistige und körperliche Beanlagung gezogen wird. Es ist daher ein ganz falscher Idealismus, wenn die materielle Hebung ihrer Lage von den Lehrerinnen vernachlässigt wird; sie ist die unerläßliche Vorbedingung für die Erfüllung ihrer idealen Aufgabe. H. L.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin.

Die alljährlich wiederkehrende Weihnachtsmesse des Vereins wurde vom 6. bis zum 23. Dezember in den bekannten Räumen Charlottenstraße 59 zu Berlin abgehalten und erfreute sich diesmal einer ganz besonderen kauflustigen Teilnahme. Die Ausstellung bot aber auch ein sehr befriedigendes Gesamtbild. In hervorragender Weise hatten sich die Künstlerinnen Frl. Lobedan, Lehnert, Kirschner, Ludolff, v. Keudell, Luthmer, Menzel, v. Olfers u. a. beteiligt. Die nach englischem Muster gearbeiteten Luxusmöbel, mit Vernis Martin-Malerei dekoriert, erfreuten sich besonderer Beliebtheit, und es erfolgten zahlreiche Nachbestellungen. Nicht minder groß war die Nachfrage nach künstlerisch ausgestatteten Hausgeräten, Gläsern, Porzellantellern, Fächern u. s. w.

Die Nürnberger Frauen-Arbeits- und Kochschule

ist eine gemeinnützige öffentliche Anstalt und steht unter dem Schutze der Königlichen Regierung von Mittelfranken, der Königlichen Lokal-Schulkommission Nürnberg, wie des Nürnberger Frauen-Erwerbs-Vereins. Sie verdankt ihr Entstehen als „Frauen-Arbeitsschule" einem Schriftchen „Die Idee einer Frauen-Arbeitsschule in Nürnberg", von Frau Mathilde Beeg. Dieselbe hob das dringende Bedürfnis zur Gründung einer Frauen-Arbeitsschule in Nürnberg hervor und legte zugleich einen genauen Plan nach dem Vorbild der Reutlinger Frauen-Arbeitsschule vor. Durch die hochherzige Unterstützung des Reichsrats Freiherrn Dr. von Cramer-Klett wurde die Eröffnung der Schule im Jahre 1875 ermöglicht. Zweck derselben ist, die weibliche Jugend aller Stände nach dem Austritt aus den Volksschulen, Töchterschulen und Instituten für den häuslichen, gewerblichen, wie Lehrerinnen-Beruf, dem praktischen Leben angepaßt, gründlich und systematisch auszubilden und sie zu pflichttreuen, erwerbsfähigen und brauchbaren Menschen zu erziehen. — Im Jahre 1893 wurde der „Nürnberger Frauen-Erwerbsverein" zu weiterer Förderung des Unternehmens gegründet. Im September d. J. wurde sodann eine Kochschule, die erste im Königreich Bayern eröffnet. —

Die Anstalt umfaßt folgende Lehrfächer: 1. Handnähen mit Zuschneiden, Schnittzeichnen, Flicken, Häkeln und Stricken. 2. Sticken, Kunststicken und Kunststopfen. 3. Maschinennähen mit Zuschneiden und Schnittzeichnen. 4. Kleidermachen mit Zuschneiden und Schnittzeichnen. 5. Wollarbeiten. 6. Bügeln. 7. Putzmachen. 8. Blumenmachen. 9. Malen. 10. Freihand- und geometrisches Zeichnen. 11. Aufzeichnen. 12. Allgemeine Bildung und Anstand. 13. Singen und Musik. 14. Buchführung. 15. Religion und Fortbildung. 16. Methodik. 17. Pädagogik, Schulhalten. 18. Französisch und Englisch. 19. Kochen und Haushalten. 20. Gesundheits- und Krankenpflege.

Die Schule wurde im letzten Jahre von ca. 1000 Schülerinnen besucht. Leiterin derselben ist Frau Henriette Rötter, die auch mehrere Leitfäden (Das Kleidermachen zum Selbstunterricht, Verlag von Waldheim in Wien; Leitfaden zum Anstandsunterricht, Selbstverlag der Schule) verfaßt hat. Anfragen und schriftliche Zusendungen sind zu adressieren: Nürnberger Frauen-Arbeits- und Kochschule, Burgstraße.

Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein

hat dem Preußischen Kultusministerium eine Petition eingereicht, die Ausbildung von Oberlehrerinnen betreffend. Es wird darin ausgeführt, daß eine Durchführung der Verordnungen vom 31. Mai d. J., durch welche den Lehrerinnen eine ganz andere Stellung in der höheren Mädchenschule eingeräumt werden soll, nur denkbar ist, wenn den Lehrerinnen die Möglichkeit einer gründlichen Vorbildung gegeben wird. Es wurden daher an das Kultusministerium folgende Bitten gerichtet: 1. daß an verschiedenen Orten der Monarchie von Staatswegen Vorbereitungskurse für das Oberlehrerinnenexamen errichtet werden; 2. daß die Universitätsvorlesungen, die für diese Prüfungen in Betracht kommen, den Lehrerinnen freigegeben werden; 3. daß Freistellen für Unbemittelte an den oben erwähnten Vorbereitungskursen eingerichtet werden.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Verein zur Besserung Strafgefangener** in Berlin verdient die ernstlichste Unterstützung seitens der Frauen. Wie viel trotz der Schwierigkeit der Arbeiten erreicht werden kann, bewies die diesjährige Verteilung von Weihnachtsprämien an Strafentlassene, die sich seit längerer Zeit gut geführt haben. Mit Prämien bedacht wurden: ein Dienstmädchen, das, nachdem es mehrfach schwere Strafen verbüßt hat, die letzten sieben Jahre in einer Dienststelle zur größten Zufriedenheit ihrer Herrschaft verbracht hat; ferner eine Witwe mit fünf Kindern, die durch ihren jähzornigen Charakter früher wiederholt mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten war, schon seit sieben Jahren aber sich straffrei geführt hat; ein früherer Brandstifter, der seit vier Jahren der treue Ernährer seiner gelähmten Mutter ist; ein junger Tischlerlehrling, ein früherer Dieb, der nächste Ostern seine bisher musterhaft verbrachte Lehre vollendet, und ein Buchhalter, der nach Verbüßung einer fünfjährigen Zuchthausstrafe wieder ein treuer Familienvater geworden ist.

* **An den Schweizer Hochschulen** haben im letzten Studienjahre dreizehn Damen den Doktorgrad erworben; in Bern fanden sieben, in Genf eine, in Zürich fünf Promotionen statt. Acht Damen suchten die medizinische, fünf die philosophische Doktorwürde nach. Die medizinischen Dissertationen behandeln alle Gebiete der Heilkunde, die philosophischen meist Gegenstände aus der Botanik und Philologie. Die Themata, welche die beiden eigentlichen Philosophinnen dieses Jahres zum Gegenstande ihrer Dissertation gemacht haben, sind folgende: Fräulein Anna Wyczolkoloska handelt über Schopenhauers Lehre von der menschlichen Freiheit mit Beziehung auf Kant und Schelling; Frau Josepha Kodis analysiert in einer umfangreichen Abhandlung den Apperzeptionsbegriff. — Fräulein Elisabeth Wardale aus Oxford behandelte den Lautstand in den Psalmen Notkers. Von den sieben Berner medizinischen Dissertationen haben vier die Auszeichnung erhalten, in Virchows „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie" aufgenommen zu werden. Der Herkunft nach sind die weiblichen Doktoren meist Polinnen oder Russinnen, nur eine, Frau Klara Weiß, ist Preußin. Die größere Anzahl der Damen ist unverheiratet.

* **Kongreß für Kinderschutz in Bordeaux.** Im Laufe des Jahres 1895 wird in Bordeaux ein internationaler Kongreß abgehalten werden, der sich mit allen auf den Kinderschutz bezüglichen Fragen beschäftigen soll. Man hofft auf eine lebhafte Beteiligung aller in den verschiedenen Staaten Europas bestehenden Gesellschaften, deren Zweck es ist, in der einen oder andern Weise für den Schutz der Kinder zu sorgen, bezw. der einschlägigen Institute, wie Waisenhäuser, Kinderspitäler, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Kindergärten, Kinderheilstätten, Ferienkolonien u. s. w.

* **Die Schulgesellschaft für weibliche Bildung in Spanien** geht mit der Errichtung einer Fortbildungsschule für Mädchen vor. Zweck dieser Schule ist: jungen Mädchen über 13 Jahren, welche den Elementar-Unterricht genossen haben, zunächst Unterricht und Erziehung als Vorbereitung für das Gemeinleben angedeihen zu lassen, doch so, daß diese Vorbereitung allmählich auch als Basis für höhere oder Berufsstudien diene. Zu den Unterrichtsgegenständen gehört auch die positive Rechtskunde in ihrem ganzen Bereiche, so weit sie für den Eintritt der Frau ins bürgerliche und Verwaltungsleben von Wichtigkeit ist, nebst Unterweisungen über das Gesellschaftsleben, die Moral und das Recht.

* **In Chicago,** wo neue Ideen leicht auf Verwirklichung rechnen dürfen, wird demnächst ein Versuch gemacht werden, der in seinen Folgen das Leben der dortigen „Hausfrauen" wesentlich beeinflussen könnte: die Anwendung des Kooperationssystems auf das häusliche Leben. Eine Frau Coleman Stuckert steht an der Sitze des Unternehmens. Die von ihr gegründete Aktiengesellschaft hat bereits Arrangements für den Erwerb eines Areals getroffen, auf welchem der Massen-Haushalt in Existenz treten soll. Schon im Januar werden die Bauarbeiten beginnen, so daß die „glücklichen Familien" am 1. Mai in die Musterkolonie einziehen können. Dort wird eine Gruppe von Häusern, die die Form eines Vierecks hat, so gebaut werden, daß in der Mitte ein Hof entsteht. In diesem Hofe befindet sich die für die gemeinschaftliche Benutzung bestimmte Küche nebst Wäscherei u. s. w. Jeden Morgen schickt jede einzelne Hausfrau ihre Ordre nach der Küche und holt Mittags das fertige Essen ab. Natürlich bezieht sich die Ordre nur auf das Quantum; denn der Speisezettel ist für das ganze Jahr vorgeschrieben. Zum Transport der Speisen dienen praktisch eingerichtete Tragöfen. Auch steht den Familien eine gemeinsame Promenade, ein Platz zum Ballspielen und dergl. zur Verfügung. Die Gründer sind natürlich für ihre Ideen ganz Feuer und Flamme. Sie behaupten, daß die Segnungen der Kolonie in der Ersparung von Geld, Zeit und Arbeit für die Hausfrauen, sowie in dem Genusse geselliger Freuden bestehen. In Ziffern ausgedrückt, beträgt der Gewinn 20—30 Prozent der gewöhnlichen Ausgaben.

Digitized by Google

* **In Wyoming**, wo die Frauen seit 25 Jahren stimmen, sind zum erstenmal Frauen als Kandidatinnen für Staatsämter aufgestellt worden: Miß Estelle Reel aus Larimer und Mary E. Bartlett sind für die Stellung eines Oberschulrats in Aussicht genommen.

* **Miß Francis E. Willard** hielt kürzlich eine Rede für das Frauenstimmrecht, das ja in Amerika, wo schon seit Jahrzehnten eine gründliche Schulung der Frau im Berufsleben, in der Gemeindeverwaltung und in andern Zweigen des öffentlichen Lebens stattgefunden hat, überall spruchreif scheint. Wir entnehmen der Rede folgende interessante Ausführungen: „Das leitende ‚Branntweinblatt' Californiens stellte neulich fest, daß die größte Gefahr für ‚das Geschäft' die Bewegung für das Frauenstimmrecht sei. Es nimmt an, daß die Frauen in allem, was das Wohl ihrer Kinder betrifft, hartnäckig sind, und daß darum alle, deren Geld im Handel mit geistigen Getränken angelegt ist, die ‚überhandnehmenden wilden Anstrengungen', Frauen in die Regierungsämter zu bringen, niederhalten müssen . . . Wer ist gegen das Frauenstimmrecht? Immer die Salons, die Spielhäuser, die Höhlen der Schande, die Unwissenden, die neuangekommenen Fremden . . . Einer der führenden Geister, ein Mann von starkem Charakter und feiner Beobachtung sagte mir: ‚Versuchen Sie, die Frauen dazu zu bringen zu denken, weniger frivol zu sein, weniger mit trivialen Dingen beschäftigt, ernster, großherziger, mehr für allgemeine Ideen begeistert'. Und ich dachte: wie ermüdend muß es für einen solchen Mann sein, wenn er beim Nachhausekommen findet, daß der Rand einer Theetasse oder der Umkreis eines Fingerhuts den Umfang des Gesprächs versinnbildlichen könnte. Wir Frauen haben nicht genug daran gedacht, wie die jammervoll engherzige Unterhaltung am häuslichen Herde Geist und Charakter durch die Jahrhunderte hindurch verengern mußte."

* **In China** nimmt die Frau eine außerordentlich tief stehende Stellung ein. Wenn man von der Anzahl der Kinder in einer Familie spricht, werden nur die Knaben erwähnt, „die Mädchen zählen nicht," sagen sie, oder sie sagen auch wohl: „Wir haben so viele Kinder und so viele ya-toes," d. h. weibliche Sklaven oder Dienerinnen. — Für den Mann bestehen sieben Ehescheidungsgründe, unter diesen Unfruchtbarkeit der Frau und böse Gemütsart; für die Frau nicht ein einziger. Wenn eine Frau ihren Mann tötet, so wird sie hingerichtet auf dem Wege der — langsamen Zerstückelung; für den Mord der Frau durch den Mann gab es bis vor wenigen Jahren überhaupt keine Strafe; heute wird er, wenn die Verwandten der Frau die Sache in die Hand nehmen, auf 3 Monate eingesperrt.

* **In Ceylon** werden durch Amerikanerinnen neuerdings Anstrengungen gemacht, die jammervolle Lage der eingeborenen Frauen durch erziehliche Einwirkung zu heben. Es ist eine Mädchenschule und ein Waisenhaus gegründet worden. Die Mädchen werden im Englischen, im Nähen, Kochen, in der Gärtnerei, im Zeichnen und im Singhalesischen, der Landessprache, unterrichtet. An der Spitze der Bewegung steht Mrs. Marie Musaeus Higgins.

* **Totenschau.** Am 27. November vorigen Jahres starb auf Varzin die Fürstin Johanna von Bismarck, geb. von Puttkamer, im 71. Lebensjahre. Sie war am 11. April 1824 als Tochter des Herrn von Puttkamer von Reinfelden, eines Gutsbesitzers in Pommern, geboren und verheiratete sich am 28. Juli 1847 mit dem damaligen Herrn von Bismarck. Sie hat im vorigen Jahre ihren 70. Geburtstag gefeiert und an diesem Tage die lebhaftesten Kundgebungen der Sympathie aus allen Teilen Deutschlands erfahren. Nach dem eigenen Ausspruch des Fürsten gebührt seiner treuen Lebensgefährtin ihr wohlverdientes Teil an allem, was er erstrebt und erreicht hat, obwohl sie niemals den Ehrgeiz gehabt hat, politischen Einfluß zu gewinnen. — In Kassel starb die Schriftstellerin H. Brand. Wir nennen von ihren Werken: „In Lehenspflicht"; „Allezeit getreu"; „Gute Zeit im Lande"; „Vor der Fremdherrschaft". — Nach längeren schweren Leiden verschied am 21. November zu Blöften die unter dem Namen „Ditfurth" (Paula) bekannte Erzählerin Paula Burkhardt. Ihre beiden Erzählungen „Sankt Katharinen" und „Der Gylfenhof" haben sich einen weiten Leserkreis gewonnen.

Bücherschau.

„Das Schädliche. — Die Totenwacht." Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Berlin, Gebrüder Paetel. 1894. El. geh. 3 Mark.) Jede Erzählung von Frau Ebner-Eschenbach überrascht uns aufs neue durch die blinde Sicherheit, mit der die Verfasserin seelische Probleme wiedergiebt. Sie gehört — und das ist ihr Ruhmestitel — der alten Schule an, der die Kunst um ihrer selbst willen da war, die gestaltete, weil sie sah — und richtig gestaltete, weil sie objektiv zu sehen vermochte, ohne Nebengedanken, ohne Tendenz, ohne den Wunsch, durch ihre Darstellung etwas anderes zu geben, als Fühlung mit echtem, lebendigem Menschendasein. Und eben, weil sie lebendige Gestalten hinzustellen vermochte, wirkte sie so viel tiefer als die Neueren mit ihren so oder so, immer aber einer eigenartigen Rolle entsprechend drapierten Gliederpuppen. Es ist derselbe Unterschied, den Goethe zwischen den Alten und uns Modernen im allgemeinen fand: „sie stellen die Existenz dar und wir gewöhnlich den Effekt". — Diese Empfindung wecken auch wieder die vorliegenden beiden Erzählungen, von denen die erste durch die feine Durchführung höchst komplizierter Charaktere in steter Spannung erhält, die zweite, obwohl tendenzlos, wie eine schaurige Illustration zur Frauenbewegung wirkt. Der rohe Bursche, das brutalisierte Mädchen — die zu Tode sich arbeitende Mutter — der Trunkenbold von Vater, als Hintergrund die nackten Wände einer Hütte — wie oft hat sich dies Drama schon abgespielt, und wie oft wird es sich wiederholen? Und als Rettungsmittel nur eins: die selbstständig machende Arbeit. Das ist nicht Tendenz, das ist Wahrheit.

Digitized by Google

„Gedichte" von W. Dietrich. (Berlin 1894. Verlag von Wilhelm Hertz. Preis 2 Mark) Wer einen lieben Toten begraben, der lebt nicht nur in dieser Welt; die Seele des Dahingeschiedenen ist bei ihm und läßt ihn von einer anderen Welt ahnen und traumen Und die Erde wird ihm zu einem Vorhof; er steht an der Mauer und möchte in das Jenseits hinüberblicken; und der Frühling mit seinem neuen Grün erzählt ihm von gewesenem Glück, und die herbstlichen Blätter verheißen ihm kommende Seligkeit: das ist die Stimmung, aus der heraus W. Dietrich seine Gedichte geschrieben hat. In diesen Versen schlummert eine Liebesgeschichte, aber die Geschichte fängt mit dem Ende an, mit einem Grabe, auf dem Vergißmeinnicht blühen Und es ist ein stiller Mann, der an dem Grabe sitzt und sinnt. Er denkt Zukunftsgedanken, und er fordert von der Zukunft doch nur, daß sie ihm die Vergangenheit wieder bringe. Er windet selbstvergessen aus Blumen einen Kranz für die entschwundene Geliebte — aber dieser Kranz wird auch anderen blühen und grünen!

Neue Schriften zur Frauenfrage.

Von dem regen Interesse für die Frauenbewegung zeugt die große Anzahl von Broschüren „für und wider", die in letzter Zeit erschienen sind. Besonders Hervorragendes ist allerdings nicht darunter; die alten Argumente werden immer wieder hin- und hergewendet. Aber immerhin wird auf diese Weise die Kenntnis der einschlägigen Fragen in weitere Kreise getragen. — „Auch ein paar nüchterne Betrachtungen über die Frauenfrage" von einer Frau (Bad Ems, bei Sommer, 50 Pf.) wendet sich gegen die herzlich oberflächlichen Betrachtungen eines Junggesellen, die kürzlich in der „Kölnischen Zeitung" erschienen und die in treffender Weise abgefertigt werden. Von den in Dresden erscheinenden „Losen Blättern" kamen wieder zwei Nummern heraus: „Die Gemeinsamkeitsidee im Lichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" von Natalie Schohl und „Der Frauenkongreß zu Chicago" von Käthe Schirmacher. Diese, sowie die früheren Nummern, unter denen besonders „Die Frauenfrage und das Christentum" hervorgehoben zu werden verdient, sind à 20—30 Pf. von der Verlagshandlung von Carl Tittmann zu beziehen. — In der Serie der Volkswohlschriften von Dr. Victor Böhmert (Leipzig, Duncker & Humblot) erschien ferner: „Rechtsschutzvereine für Frauen" von Cäcilie Dose, ein Vortrag, der in vieler Beziehung sehr instruktiv ist, aber leider in Bezug auf den Rechtsschutz des Berliner Frauenvereins ganz falsche, auf mangelhafter Information beruhende Mitteilungen bringt. — Mit: „Bahn frei!" (Prag, J. G. Calve) tritt Dr. Moriz Popper für die Frauen ein. Leider bewegt er sich in seiner sonst lesenswerten Schrift in den ungerechtfertigtsten Ausfällen gegen die Vorkämpferinnen der Frauenfrage, die nach seiner, ohne den Schatten eines Beweises aufgestellten Behauptung, die Frauenfrage als „Damenfrage" fassen, und lehren, um die Frau der „niederen Stände" brauche man sich nicht zu kümmern! Wir möchten wissen, in welchen Büchern er diese Sätze gefunden hat.

Eine wackere Lanze bricht sodann S. Reunreiter für die Frauen in der wohldurchdachten kleinen Schrift: „Die Frauenbewegung als Ergebnis des Kulturfortschritts nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität". (Berlin, Bibliographisches Büreau, Alexanderstraße 2. — 50 Pf.)

Zwei Schriften verdienen eine eingehende Beachtung; die erste wegen ihrer negativen, die zweite wegen ihrer positiven Eigenschaften. Die erste derselben ist:

„Die Frauenfrage" von Adolf Philippi. (Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Wir können das Büchlein all denen empfehlen, die sich davon überzeugen wollen, mit einem wie beschränkten und durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Urteil es ein Deutscher noch unternimmt, über die Frauenbewegung zu schreiben. Aber es lohnt nicht sich zu ereifern, wir geben nur einiges dem gesunden Humor unserer Leserinnen preis. Aerztinnen können die Frauen nicht werden, weil sie keine Diskretion kennen; als Lehrerinnen können sie weder Grammatik, noch Geschichte, noch Naturwissenschaften lehren (den Beweis erspart sich der Verfasser stets); als Schriftstellerinnen leisten sie nichts. Die einzige, nach seiner Empfindung „völlig einwandsfreie Leistung" auf dem Gebiet des „Frauenromans" ist das „Tagebuch eines armen Fräuleins" von Marie Nathusius! — Bei diesen Ansichten wird es uns denn auch nicht wundern, wenn der Verfasser seinem Büchlein das Motto voransetzt: „Auch spinnen sie nicht!" Nein, denn es giebt gottlob jetzt Spinnmaschinen. Auf dem Standpunkt des Spinnens möchte der Verfasser die Frauen festhalten. Als Haushälterinnen, Wirtschafterinnen, Stützen sind sie ihm auch genehm; da bereiten sie dem Manne keine Konkurrenz und machen ihm zugleich das Leben bequem. Von diesem hochherzigen Standpunkt geht mehr oder weniger das ganze Schriftchen aus. Es ist schwer verständlich, wie eine Firma, auf deren Ruf man sich verlassen zu können glaubt, eine solche Arbeit annehmen konnte.

Den direkten Gegensatz dazu bildet **„Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand."** Von F. W. Higginson. Deutsch von Eugenie Jacobi. (Neuwied und Leipzig, August Schupp.) Das Buch zeigt große Gesichtspunkte und vornehmste Gesinnung. Ueberall will der Verfasser den Frauen neue Perspektiven eröffnen; überall erkennt er auf das Bereitwilligste an, was sie Eigenartiges mitzubringen haben, auch für das öffentliche Leben, in dem sie bis jetzt so gut wie ganz fehlen. Dies Buch empfehlen wir ernstlich zur Anschaffung, da es wirklich Neues bringt. Es ist von einem Amerikaner, das vorhergehende von einem Deutschen geschrieben; leider ist das kein Zufall!

„Marie von Moltke." Ein Lebens- und Charakterbild von F. v. B. (Leipzig, Georg Wigand, 1893. Preis 3 Mark.) Schon i. J. 1868, vor dem denkwürdigsten Jahr seines Lebens, verlor bekanntlich Moltke seine Gattin, mit der er bis dahin in innigster Gemeinschaft innere und äußere Lebensereignisse geteilt hatte. Eine wie anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit sie war, wie völlig sie in ihrer Aufgabe aufging, dieses Mannes Gattin zu sein, wie sie selbst in seine dienstlichen Obliegenheiten sich eingelebt hatte, um ihm überall nützen zu können, das ist auf den Blättern des vorliegenden Buches mit feiner und liebender Hand gestaltet. Ihr Jugendleben in der holsteinischen Heimat, die ersten glücklichen Jahre der jungen Ehe, die schwere Konfliktszeit, die Kriegsjahre 1864 und 1866 und endlich jener trübe Weihnachtsabend 1868,

Digitized by Google

an dem das noch junge Leben erlosch, werden vor uns lebendig. Besonderen Reiz verleihen der Schilderung die überall eingestreuten Briefe. Die zierliche Ausstattung des Bändchens läßt es besonders als Geschenk geeignet erscheinen.

„Requiem aeternam dona ei". Gedichte von Arthur Fitger. (Leipzig 1894. A. G. Liebeskind. Preis 4 Mark.) Fitgers neue Gedichte gehören zweifellos zu dem Allerbesten, was unserer Zeit an Lyrik geboten ist. In individuell gestalteter, oft barocker, immer kerniger Form giebt diese Lyrik Zeugnis von einer geistig bedeutenden, stark männlichen und doch auch weich künstlerischen Persönlichkeit. Aus Kämpfen und Ringen um Erkenntnis sind die Gedichte entstanden, und sie geben Zeugnis davon, was moderne Weltanschauung dem Menschen zu sein und — nicht zu sein vermag. Wie der Patriarch einst aus dem Gottesringen mit verrenkter Hüfte heimgekehrt ist, so hat auch Fitger Herzenswunden aus seinen Kämpfen heimgetragen. Und dann hat auch die Liebe den „Alten" noch einmal heimgesucht und ihr Quäleramt an ihm verrichtet. Die Engel im Himmel lachen über den verliebten alten Ketzer, der nächtlings im stillen Kämmerlein auf den Knieen liegt und einen Namen flehend nennt, der doch nicht Gottes Name ist. Aber der liebe Gott selbst weiß es besser:

„Stummes Knieen ist schon ein Glück;
Und an mitternächtigen Thränen
Und unausgesproch'nem Sehnen
Ruf' ich Ketzer mir zurück. —"

Wer die moderne Litteratur denkend verfolgt, der kann nicht umhin, nach dem „Ewigkeitszeichen" zu suchen, um das Bleibende von dem Flüchtigen zu sondern. Ich meine, fast jedes dieser neuen Fitgerschen Gedichte trägt das Ewigkeitszeichen.

„Fünfzehn Briefe von Richard Wagner." Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille. (Berlin, Gebr. Paetel, 1894.) Im Jahre 1887 erschienen diese Briefe und Erinnerungen zuerst in der Deutschen Rundschau. Der Sonderabdruck macht sie nunmehr mit Recht den weitesten Kreisen zugänglich. Nicht nur die Briefe selbst sind für die vielen Verehrer Wagners vom höchsten Interesse, — die bedeutendsten darunter stammen aus der ersten Zeit der Bekanntschaft mit König Ludwig — auch der Rahmen ist bedeutend. Die Zeit, die Wagner in der Schweiz verbrachte, im vollen, oft übermäßigen Bewußtsein seiner Mission, ohne Anerkennung und auch ohne Mittel sie zu erlangen, tritt uns darin lebendig entgegen. Dabei hat es die Verfasserin verstanden, ihren Beobachtungen die individuelle Färbung zu geben, die den Hauptreiz solcher Erinnerungen ausmacht.

„Unsere Hausbeamtinnen ꝛc." Von Mathilde Weber (Berlin 1895, L. Oehmigkes Verlag). Die kleine Broschüre der unermüdlich für das Gemeinwohl thätigen Verfasserin giebt Mitteilungen über Zwecke und Ziele des neuen Vereins für Hausbeamtinnen. Mit warmer Fürsprache tritt sie für die oft in so übler Lage befindlichen „Stützen" ꝛc. ein, verlangt aber auch von ihnen eine tüchtige, fachliche Vorbildung. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich die Hausfrauen mit der kleinen Schrift bekannt machten und die Zwecke des segensreichen Vereins durch ihren Beitritt (der Jahresbeitrag beträgt nur 1 Mark) unterstützten. Kassiererin des Vereins ist Frau Hauptmann Langerhannß, Berlin W., Bülowstraße 21.

„Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus" von Dr. Paul Mahn. (Berlin 1894. Verlag von R. Neumeister. Preis 1 Mark.) Die kleine Broschüre ist wohl geeignet zur Einführung in eine ernstere Beschäftigung mit unserer modernen Litteratur. Sie ist ganz interessant geschrieben und empfiehlt sich durch Unparteilichkeit. Den Anforderungen freilich, welche die Kritik an moderne Kritik stellen muß, genügt sie nicht; denn sie überrascht mehr durch das, was sie nicht enthält als durch das, was sie bietet.

„Die Spinnstube." Ein Volksbuch für das Jahr 1895. 50ster (Jubiläums-) Jahrgang. (Altenburg, Stephan Geibel, 1,60 Mark.) Der Herausgeber der „Spinnstube", Superintendent H. Oertel, nimmt in diesem Jubiläumsjahrgang Abschied von dem Kreise treuer Leser und Freunde, nachdem er als Nachfolger seines Vaters, „des alten Horn", fünfundzwanzig Jahre lang im Verein mit namhaften Volksschriftstellern das vielen lieb gewordene Volksbuch herausgegeben hat. Er selbst giebt in diesem Jahrgang noch eine längere Erzählung aus dem Leben unter dem Titel „Harte Buße".

„Das Waldhaus am Strande". Erzählung für die Jugend. Von W. Egbert (Altenburg, Stephan Geibel). Eine anmutig erzählte Geschichte von Wald und See, die, wenn sie auch einige etwas unwahrscheinliche Verwicklungen enthält, doch in ihrem Kern von gesundem, sittlichen Gehalt ist.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Berlin.
Damen und Familen finden angenehmen Aufenthalt in der
Familien-Pension F. Beck,
38] Hallesche Straße 20, Berlin S.W.
Aufnahme für jede Zeitdauer. Pensionspreis 3—5 Mark pro Tag. Für Durchreisende Logis mit einzelnen Mahlzeiten.
Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

Digitized by Google

„Lauterburgs Illustrierter Abreißkalender" für 1895 (König und Ebhardt, Hannover; Fabriklager bei Reuter & Siecke, Berlin, Markgrafenstr. 38, Preis 1 Mark). Unter den zahlreichen Abreißkalendern, die das neue Jahr bringt, verdient der vorliegende in der That eine Empfehlung, da er eine originelle und hübsche Neuerung bringt. Jedes Blatt bringt nicht nur die schon längst üblichen historischen Notizen, sondern auch ein wohlausgeführtes Bild „aus Deutschlands Gauen."

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Fräulein Eva von Gyp, übersetzt aus dem Französischen von Franz Fels. (Berlin, Bibliograph. Bureau.) Preis broch. 2 Mark.

Ehrlose Scham. Moderner Sittenroman. (Berlin, Bibliograph. Bureau.) Preis broch. 3 Mark.

Nasas Seele. Novelle von Ernst Ewert. (Dresden, E. Pierson.) Preis broch. 1 Mark.

Zusammengewürfelt. Roman von A. Her. (Dresden, E. Pierson.) Preis broch. 2 Mark.

Altmodische Leute. Novelletten und Skizzen von W. Popper. (Dresden, E. Pierson.) Preis broch. 3 Mark.

Tragödie. Gedichte von Heinrich Pudor. (München, Verlag von Heinr. Pudor.) broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Hohe Schule des Sinnenlebens. Beiträge zu derselben von Heinrich Pudor. (München, Verlag von Heinrich Pudor.)

Neue Gedichte. Von Helene Nigerka. (Leipzig, Georg Wigand.) Preis broch. 3 Mark.

Neues Kindertheater: 1. Kasperletheater von Jungk, 1,50 Mark, 2. Die schönste Weihnachtsfreude von Edmund Braune, 1 Mark. 3. Schule spielen, Schwank von Edmund Braune, 50 Pf. 4. Charaden, Rebuse ꝛc. von Edmund Braune, 50 Pf. 5. Püppchen krank von Edmund Braune. 50 Pf. 6. Charaden, Rebusse ꝛc. von Edmund Braune, 50 Pf. 7. Ein Kaffeeklatsch, Schwank von Edmund Braune, 50 Pf. 8. Puppe Wunderholds Traum von Edmund Braune, 50 Pf. 9. Geburtstag, Schwank von Edmund Braune, 50 Pf. 10. Drei Zwiegespräche von Emil Weißenturn, 50 Pf. (Berlin, Kübling & Güttner.)

Bibliothek der fremden Zungen.

Geschichte ohne Ende von M. H. Davis und andere Novellen.

Alt-Davan von W. Korolenko und andere Novellen.

Addis von Neera und andere Novellen.

An die Jugend von Emile Zola und andere Novellen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Preis pro Band broch. 1 Mark, geb. 1,50 Mark.

Esther Waters. By George Moore. (Heinemann & Balestier, Leipzig.) Preis 3,20 Mark.

Laß dir erzählen. Novellistische Kleinigkeiten von Anna Wolff. (Berlin, M. Boll.) Preis 1 Mark.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maismehl. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg. 42]

Marie von Moltke.

Ein

Lebens- u. Charakterbild

von **F. v. B.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Leipzig, Georg Wigand.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [22

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule

verbunden mit **Pensionat**

Wiesbaden, Adelheidstr. 8. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **J. Ridder.**

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.

Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

I. Offene Schulstellen.

1. Für eine Privatschule in der Provinz Hannover wird zu Ostern 1895 eine evangelische geprüfte Lehrerin gesucht, die Englisch im Ausland erlernt hat, sehr tüchtig im Rechnen ist und im Zeichnen (untere Klassen [Stuhlmann'sche Methode]) unterrichten kann. Gehalt 1100—1200 Mark.

2. Für ein Institut in der Provinz Hessen-Nassau wird sofort eine junge, tüchtige evangelische Französin gesucht.

3 Für eine mit Pensionat verbundene achtklassige Schule in der Provinz Posen wird zum 1. April 1895 eine evangelische oder katholische erfahrene geprüfte Lehrerin gesucht. Deutsch, Rechnen, Zeichnen auf der Oberstufe verlangt. Gehalt 600 Mark.

4. Für eine Privatschule in Schlesien wird zum 1. April 1895 eine evangelische, für höhere Mädchen-Schule geprüfte Lehrerin, die Französisch im Ausland erlernt hat und Zeichnen auf der Oberstufe unterrichten kann oder eine Elementarlehrerin mit Zeichnen auf der Oberstufe, die auch die Handarbeits- und Turnprüfung bestanden hat, gesucht. Gehalt 900—1000 Mark.

5. Für ein internationales Institut (150 Mädchen von 7 bis 16 Jahren) in Brasilien wird baldigst (Abreise Mitte Januar) eine evangelische oder katholische, erfahrene, geprüfte Lehrerin gesucht, welche den Unterricht in französischer Sprache geben kann. Rechnen, Naturgeschichte, Geschichte ꝛc. Fünf Stunden täglich. Aufsicht an 3 Nachmittagen. Zwei Monate Ferien. Gehalt etwa 2000 Mark. Rückreise nach 3 Jahren bezahlt.

6. Für eine mit Seminar und Pensionat verbundene Schule in der Provinz Brandenburg wird sofort eine geprüfte katholische Französin, die bereits Erfahrung hat, gesucht. Gehalt 500 bis 600 Mark.

7. Für eine Privatschule in der Rheinprovinz wird zu Ostern 1895 eine evangelische (streng christliche) geprüfte Lehrerin für die Unterstufe, die Physik und Naturgeschichte auf der Oberstufe unterrichten kann, gesucht.

8. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in einer großen Stadt Mitteldeutschlands werden sofort zwei junge, evangelische, geprüfte Lehrerinnen gesucht.

9. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in der Mark wird sofort eine junge, evangelische, geprüfte musikalische Lehrerin gesucht. Engländerin und Französin im Hause.

10. Für eine Privatschule in der Provinz Hannover wird sofort eine junge, sehr tüchtige, evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht. Anfangsgehalt 1000 Mark.

11. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in Hessen-Nassau wird zu Ostern 1895 eine evangelische junge geprüfte Lehrerin, die auch die Turnprüfung bestanden und Französisch im Ausland erlernt hat, gesucht. Erfahrung im Klassenunterricht.

Digitized by Google

II. Offene Stellen in Familien.

1. Nach Mecklenburg wird sofort eine evangelische, geprüfte Erzieherin, die schon mehrere Jahre unterrichtet hat, für 2 Mädchen von 11 und 12 Jahren gesucht.

2. In einer Oberförsterei in Pommern wird sofort eine evangelische, geprüfte, sprachentüchtige, sehr musikalische Erzieherin für 3 Mädchen von 16, 14 und 12 Jahren gesucht.

3. Eine katholische Familie in Portugal sucht sofort eine junge, tüchtige, etwas musikalische Erzieherin, die Englisch und ganz besonders Französisch perfekt im Ausland erlernt hat, für ein Mädchen von 13 Jahren. Malen sehr erwünscht. Die Erzieherin soll dem Mädchen zugleich Gefährtin sein.

4. In eine Oberförsterei in der Provinz Posen wird sofort eine evangelische geprüfte, musikalische Erzieherin für 2 Mädchen von 13½ und 10 Jahren gesucht.

5. In ein Pfarrhaus in der Uckermark wird sofort eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 2 Mädchen von 10 und 8 Jahren und für 1 Knaben von 6 Jahren gesucht.

6. Nach der Provinz Hannover wird sofort eine evangelische, geprüfte, sehr musikalische (auch ausübend) Erzieherin für 2 Mädchen von 8 und 5 Jahren gesucht.

7. Eine israelitische Familie in der Provinz Hessen-Nassau sucht möglichst bald eine christliche Erzieherin, die Französisch im Ausland erlernt hat, event. Französin oder französische Schweizerin für 3 Mädchen von 7 bis 15 Jahren, welche die Schule besuchen. Gute Musik Bedingung. Morgens etwas Hilfe im Hause. Gehalt bis 600 Mark.

8. Eine katholische Familie in Ostpreußen sucht sofort eine erfahrene, geprüfte, musikalische Erzieherin gleicher Konfession für ein Mädchen von 9 Jahren, das zusammrn mit 1 gleichaltrigen Mädchen und 2 etwas jüngeren Knaben unterrichtet wird. Die Erzieherin muß auch den Unterricht eines 6jährigen Mädchens mit übernehmen. Gehalt 500 bis 600 Mark.

9. Nach Ostpreußen wird sofort eine evangelische geprüfte Erzieherin für 1 Mädchen von 12 Jahren und für 1 Knaben von 11 Jahren gesucht.

10. Nach der Provinz Sachsen wird zum 1. April 1895 eine etwas erfahrene, geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin für 4 Mädchen von 6 bis 12 Jahren gesucht. Gehalt 500 Mark.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine 21jährige wissenschaftliche Lehrerin, die 1 Jahr in der französischen Schweiz war.

2. Mehrere junge, evangelische, geprüfte, musikalische Lehrerinnen.

3. Eine 44jährige wissenschaftliche Lehrerin, die auch das Vorsteherinnenexamen bestanden und Französisch und Englisch im Auslande erlernt hat.

4. Eine 34jährige wissenschaftliche, musikalische Lehrerin, die Französisch und Englisch im Auslande erlernt hat.

5. Eine 29jährige wissenschaftliche Lehrerin, die auch die Turnprüfung bestanden hat, 2 Jahre in England war und sehr gute Zeugnisse über 9½jährige Thätigkeit als Lehrerin hat.

6. Eine 36jährige evangelische, wissenschaftliche, sehr musikalische Lehrerin, die 7 Jahre in England und auch in Frankreich war.

Meldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Zentralleitung Frl. J. von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

25 Goldene Medaillen und Ehrendiplome

KEMMERICH's Fleisch-Pepton, Fleisch-Extract.

Vor Aerzten empfohlen

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Frauenbewegung als Ergebnis d. Kulturfortschritts

nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität von **E. Reunreiter.**

Verlg. d. Bibliograph. Bureaus, Berlin.

— Preis 50 Pfg. — [54

Für Hausfrauen!

31] **Alte Wollsachen** jeder Art und rohe Wolle werden zu sehr haltbaren **Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Buckskin, Teppichen, Schlafdecken** 2c. in schönen Mustern und zu billigen Preisen umgearbeitet. Muster sofort franko durch **R. Elchmann, Ballenstedt a. H.**

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. alische Universal-Bibliothek. 800 Nrn.

Jede Nr. 20 Pf. Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik. Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Stollwerck's Herz-Cacao

Ueberall käuflich!

Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig. [60

Alleinstehenden Frauen,

die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66

70000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,

bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (2.) Quartal: Januar bis März 1895

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Januar bestellen, wollen die Lieferung des Januar-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 5. Februar 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Über Höflichkeit.

Von

Professor Dr. **Theobald Ziegler.**

Nachdruck verboten.

Es wäre unhöflich, wenn ich in dieser für Frauen bestimmten Zeitschrift über das, was sich schickt und ziemt, belehren wollte; denn da gilt doch immer das Goethesche Wort:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Vielmehr möchte ich mich darüber belehren lassen und zwei kasuistische Fragen stellen dürfen, in der Hoffnung, daß „Die Frau" sie mir gelegentlich beantworte.

1. Wenn demnächst auch auf unseren deutschen Hochschulen die Zahl der Medizin oder sonstige Fächer studierenden Mädchen noch etwas größer sein wird als heute, und im Hörsaal kommen die beiden Geschlechter zusammen, haben dann die jungen Herrn höflich zu sein und den weiblichen Kommilitonen, etwa beim Vorzeigen von Präparaten, die vorderen Plätze einzuräumen oder ihnen beim Weggehen aus dem Saal den Vortritt zu lassen? Und
2. wie hat es der Direktor einer höheren Töchterschule zu halten, wenn er den Unterricht einer Lehrerin inspiziert und gleichzeitig mit ihr das Klassenzimmer verläßt: geht er als Direktor der Lehrerin voran oder sie als Dame dem Herrn?

Das klingt sehr kleinlich, und ist es auch. Aber sind die Fragen der Etikette und der Höflichkeit, sobald man sie bespricht, nicht alle kleinlich? Und ist nicht dennoch

Digitized by Google

ein Verstoß in solchen kleinen Dingen oft ein recht großer Verstoß? Also! Und überdies giebt mir diese meine Ungewißheit über das, was sich in solchen Fällen ziemt und schickt, doch vielleicht zu einigen allgemeinen Bemerkungen Anlaß.

Zunächst geht ja jener Zweifel und jene Antinomie aus einer in der Situation selbst liegenden Zwiespältigkeit hervor. Lange Jahrhunderte hindurch haben die Männer den Frauen gewisse Rechte, d. h. also überhaupt ihr Recht vorenthalten, und sie dafür mit der leichten Münze ritterlicher Höflichkeit, wie sie der mittelalterliche Minnedienst vorgeschrieben und ausgebildet hatte, entschädigt und bezahlt. Nun liegt der Höflichkeit nach Iherings[1]) trefflichen Ausführungen ein Doppeltes zu Grunde: sie ist Ausdruck der Achtung und Ausdruck des Wohlwollens. Aber auch nur Ausdruck und Zeichen; ob ich den, gegen den ich höflich bin, wirklich achte und ihm wirklich wohl will, das steht durchaus dahin; der Höfliche zahlt mit dem Äußerlichen statt mit einem Inneren, mit dem Schein statt der Sache, mit der Form statt der Gesinnung. So versicherte also der Mann, indem er der Frau als solcher höflich begegnete, sie seiner Achtung und seines Wohlwollens; das war ja etwas. Aber er gab ihr dafür nicht ihr volles Recht; und das wäre doch bei weitem mehr gewesen. Und er zahlte seine Vorrechte mit schlechter Münze; denn was er ihr bot, war nur Schale und Schein. Nun ist die Frauenwelt im Begriff, sich ihr Recht zu holen; die ihr bisher dafür gezahlte Entschädigung genügt ihr nicht mehr. Was nun? Soll der Mann den Preis weiter bezahlen, ohne doch fernerhin etwas dafür zu erhalten? Die Frau hat ihm zum Teil seine Vorrechte weggenommen und wird ihm noch andere nehmen: wird er sich gleichwohl verpflichtet fühlen, die alten, wenn auch recht leichten Münzen als eine Art Tribut, den er ihr schuldet, weiter zu geben? Oder umgekehrt, verzichtet nicht die Frau, indem sie sich dem Manne gleichberechtigt zur Seite stellt, damit ihrerseits auf die Höflichkeit des Mannes, die man im Deutschen auch „Galanterie" nennt?

Allein sofort kommt ein für unsere Übergangszeit und ihre durchgehende Zwiespältigkeit recht bezeichnender Einwand. Viele Frauen der sogenannten gebildeten Stände verharren ja einstweilen noch auf dem alten Standpunkt, nicht gleichberechtigt und ebenbürtig hinter dem Mann zurückzustehen. Ihnen wären wir Männer also die alte Höflichkeit schuldig; der modernen Frau dagegen, die uns geistig, rechtlich oder wie sonst immer vollwertig zur Seite treten will, verweigern wir den Tribut und die alte Münze. Wäre nun das wirklich vernünftig, die geistig bedeutende, die hartarbeitende, die ehrenwert verdienende Frau gewissermaßen schlechter zu stellen und im Konkurrenzkampf gegen sie die Ellenbogen zu brauchen? Man darf die Frage nur so formulieren, so scheint sie auch schon beantwortet. Scheint —! und doch wird der Student die Kommilitonin, der Arzt die Kollegin, der Lehrer die Lehrerin etwas anders, wirklich etwas weniger höflich, aber dafür vielleicht — nein hoffentlich, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat — mit mehr innerem Respekt behandeln, als das Wiesenblümchen, dem er „den Hof macht." Mehr wahre Gesinnung, weniger äußerer Schein! Wäre da der Gewinn nicht am Ende doch größer als der Verlust? Und würde dieser Gewinn nicht außerdem unserem ganzen, in hohlem Scheinwesen immer kläglicher verkommenden Gesellschaftsleben zu gute kommen?

Und überhaupt, ist denn die Höflichkeit — als bloßer Schein — ein so Notwendiges in der Welt? Ist sie — der Tummelplatz der Heuchelei — eine Tugend, ist

[1]) Im 2. Band seines leider unvollendet gebliebenen Werkes „Der Zweck im Recht". Seite 480 ff.

Digitized by Google

sie Pflicht? Nein? Ich zögere doch und hüte mich wohl, dieses Nein auszusprechen. Ist Rüpelhaftigkeit eine Tugend? könnte man gegenfragen und damit die Sache rasch zu Gunsten der Höflichkeit entscheiden wollen. Allein so leichten Kaufes kommen wir nicht weg; die Sache hat wirklich eine tiefere, geradezu eine philosophische Seite. Daß Höflichkeit einen Zweck hat und haben muß, wie alles, was Sitte ist und mit der Sitte zusammenhängt, das hat uns Ihering gelehrt; also auch die Höflichkeit des Mannes gegen die Frau. Und da ist es zunächst die Erklärung: ich behandle dich mit Achtung! Auf Achtung aber beruht durchweg das richtige sittliche Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander; Höflichkeit ist somit doch die richtige Form für diesen Verkehr der Geschlechter. Und sie ist zugleich eine Art Schutzwehr und Zaun für denselben. Sie hört auf, wo die Vertraulichkeit beginnt; vertraulich sein wollen, wo die andere Seite das nicht wünscht und nicht erlaubt, heißt zudringlich sein: Höflichkeit schützt also gegen Zudringlichkeit; das ist ihr Zweck. Und sollte der mit einer andern sozialen oder rechtlichen Stellung der Frau wegfallen? Ich glaube kaum. Und ebensowenig wird die „Galanterie" des „Hofmachens" aufhören, die wir nun allerdings von der auf Achtung beruhenden Höflichkeit bestimmter unterscheiden können; denn ihr Zweck ist, Ausdruck des sexuellen Wohlwollens und Wohlgefallens zu sein.

Aber Schutz vor Zudringlichkeit ist nicht der einzige Zweck jener Höflichkeit im engeren Sinn. Der Handkuß erinnert uns Deutsche an Halbasien, er ist eine slavische Sitte und hat als solche — denn mit dem Slaven hängt der Sklave wohl auch sprachlich zusammen — etwas sklavisch Unterwürfiges, Devotes. Und doch —; ich stand einmal daneben, als der verstorbene Diplomat und Freiherr Karl v. Werther der Kaiserin Augusta die Hand küßte — mit einer Zierlichkeit und Anmut, einer Ritterlichkeit und Würde, daß es die reine Freude war zuzusehen, — eine ästhetische Freude. Und das ist eben das zweite, um dessen willen wir die Höflichkeit nicht missen möchten: sie ist die schöne Form, in der sich der gesellige Verkehr bewegt und die ihn zu einem gefälligen macht. Und gerade diese ästhetische Seite der Höflichkeit wird von dem Vorwurf, daß sie nur Zeichen und Schein sei, nicht getroffen; denn das Schöne ist ja selbst die Welt des Scheins. So wäre es also ästhetisch ein Verlust, wenn die Höflichkeit sich minderte, vorausgesetzt, daß ihre Formen wirklich schön und nicht, wie bei uns so oft fratzenhaft verzerrt, zopfig veraltet, häßlich outriert sind. Wie an alledem die galante Höflichkeit vorwiegend partizipiert, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Noch fehlt uns aber ein Merkmal. Ihering unterscheidet freie und reglementierte Höflichkeit; im Grunde ist jedoch alle Höflichkeit reglementiert, d. h. wenn auch nicht ausdrücklich vorgeschrieben wie dem Soldaten die Art und Weise des Grußes, so doch durch die Sitte vorgezeichnet und in ihren Ausdrucksformen bestimmt; ist sie ja doch ein Stück der Sitte selbst. Ein großer Wert der Sitte liegt nun aber für den einzelnen darin, daß sie ihm die Mühe abnimmt selbst zu denken und zu wählen, daß sie sozusagen für ihn voraus gedacht und voraus gewählt hat. Wie ich mich nicht um den Schnitt meines Rockes kümmere, sondern das meinem Schneider als dem Vertreter und Organ der Mode überlassen kann und damit erheblich Zeit spare, so erspart mir das Zeichensystem der Höflichkeit z. B. beim Briefeschreiben in den meisten Fällen das Nachdenken über die richtige Anrede und die richtige Schlußwendung; die Vorschrift, dem Höhergestellten und dem Älteren den Vortritt zu lassen, das Nachdenken über die Form, wie ich ihnen meine Achtung bezeuge. Die Höflichkeit mit ihren symbolischen Zeichen und Formen ist also eine Art konventioneller Abbreviatur und somit für den

Digitized by Google

einzelnen eine große Erleichterung und Bequemlichkeit, so unbequem sie auch dem jungen Menschen oft vorkommen und ankommen mag, der sie erst zu lernen und einzuüben hat. Wer uns den Höflichkeits-Kodex raubt, der legt uns darum eine schwere Last auf und entzieht uns für gar viele notwendige und höhere Aufgaben unseres Lebens und Handelns eine Fülle von Kraft und Zeit.

So sind es also ethische, ästhetische und — um der Zeitersparnis willen — nationalökonomische Gründe, die die Höflichkeit doch als Tugend erscheinen lassen und sie uns doch zur Pflicht machen. Daß es daneben trotzdem zuweilen Recht und Pflicht sein kann, gegen den Zudringlichen grob zu sein, das versteht sich für jeden, der weiß, daß auch die Tugenden um der Menschen, nicht die Menschen um der Tugenden willen da sind, von selbst. Und auch ästhetisch wirkt in einer überhöflichen Schein- und Heuchelwelt das Wort des Grobians — ein Blitz, der die Luft reinigt — als originell und eigenmächtig am richtigen Ort erfrischend und erfreulich wie scharfe Höhenluft und lautere Natur.

Aber wenn auch die Höflichkeit bleibt und bleiben soll, so könnten ja doch ihre Formen sich ändern oder könnte etwa durch die Erziehung ein neuer Inhalt in die alten Formen gegossen werden. Und das ist zum Teil allerdings meine Meinung, daß unsere Verkehrsformen einfacher und natürlicher, weniger exklusiv und abgestuft, sozusagen für den allgemeinen Gebrauch handlicher werden, und daß die diesen Formen zu Grunde liegende Gesinnung der Achtung und des Wohlwollens mit ihnen und durch sie den jungen Leuten auch wirklich eingeflößt und zur anderen Natur gemacht, daß die Höflichkeit wieder mehr Sache des Herzens als der Gliedmaßen werden möchte. Hierzu kann und wird der allgemeine Umschwung der Zeiten mithelfen, dessen Kommen wir ja alle ahnen und fühlen, hören und sehen.

Aber kehren wir noch einmal zu der ursprünglichen Frage nach der Höflichkeit im Verkehr der Geschlechter untereinander, zurück. Wer soll hier höflich sein? Der Mann gegen die Frau: gewiß! und das soll bleiben. Aber auch die Frau gegen den Mann? Im Sinne des Galantseins und Hofmachens natürlich nicht. Und damit, mit dieser Negation begnügen sich nicht wenige unserer jungen Mädchen. Sie sind ja leider vielfach so erzogen, daß sie sich eben nur den Hof machen lassen mögen und können; das lernen sie von früh an als ihr gutes Recht und als unsere, der Männer, Pflicht ansehen und beanspruchen. Sie erwarten also gewisse Aufmerksamkeiten, die die Männer, als die Hofmachenden, hübschen jungen Mädchen immer erwiesen haben, und fragen nicht, ob sie das von allen Männern fordern dürfen, und ob es nicht unter diesen manche giebt, die wenigstens in diesem Augenblick zu ernsthaft sind, um den „Galanten" zu „spielen". Ich führe ein konkretes Beispiel an: hier auf dem schmalen Trottoir des alten Straßburg begegnet es manchmal, daß zwei oder drei junge Mädchen neben einander gehen, ich komme ihnen entgegen und weiche als höflicher Mann aus — wie weit? Bis an den Rand des Trottoirs lassen mich die Höflichen gehen und geben dazu ihrerseits den nötigen Raum. Die minder Höflichen aber zwingen mich vom Trittstein herabzutreten auf den Fahrdamm; sie haben ja gelernt, daß die Männer höflich sein und ihnen ausweichen müssen, und der galante junge Mann thut das auch mit Emphase, indem er gewissermaßen Spalier steht und Front macht. Aber ich bin kein galanter junger Mann mehr und bin darum bei aller Freude an Jugend und Schönheit weder gewillt noch verpflichtet zu solchem chevalerésken Minnedienst vor jedem Mädchen, das einstweilen — nur jung und hübsch ist. Oder ein anderes

Digitized by Google

Beispiel. Die Sonnenschirme unserer Damen waren in dem verflossenen Sommer recht groß; geht ein Herr auf schmalem Pfade vorüber, so rückt ihn deshalb die rücksichtsvolle Frau bei Seite oder in die Höhe, um nicht zu stoßen und zu belästigen; die unhöfliche dagegen kümmert sich darum nicht, sie ist sogar empört, wenn sie mir eine Spitze desselben fast in das Auge bohrt; denn das beweist ihr ja nur, daß ich nicht genügend weit zur Seite getreten bin.

Aber das sind ja Lappalien, wird man wiederum sagen, und ich sage es mit. Nur daß solche Lappalien doch Zeichen von etwas Wichtigerem, Innerem sind und darum hinweisen auf eine verschiedene Art des Erziehens und Erzogenseins, um die es sich hier just handelt. Das unhöfliche Mädchen ist nach der alten Weise erzogen mit dem Anspruch, daß ihr der Hof gemacht werde à tout prix; darin besteht für sie die Höflichkeit, die Galanterie der Männer. Was das heißt, wissen wir schon. Das höfliche Mädchen dagegen sieht auch im Mann erst den Menschen, dem sie eben so Achtung schuldig ist, wie sie sie von ihm mit Recht erwarten und fordern darf, und sie hält es deswegen auch nicht für unweiblich, ihm diese, zumal wenn er älter ist und sie wirklich verdient, auch in geziemender Form zu zeigen.

Und dabei hat die Frau im Durchschnitt noch etwas voraus vor uns Männern: nicht eingereiht in staatliche Rangklassen (wozu es freilich bei uns die thörichte Anrede der Frau mit dem Titel ihres Mannes nachgerade doch gebracht hat) kann sie das rein Menschliche und bloß Menschliche auch in den Aeußerungen ihrer Achtung und ihrer Freundlichkeit reiner und voller zum Ausdruck bringen, als z. B. unsere nach Vorgesetzten und Untergebenen sich gliedernde Beamtenhierarchie. Und doch muß es bei unserer Erziehung schließlich darauf an- und hinauskommen, daß wir unsere Kinder zur Höflichkeit erziehen gegen alle Menschen. Man beobachte einmal die Art, wie die Männer sich untereinander grüßen. Der Gruß ist ein Akt der Höflichkeit und als solcher vorgeschrieben und in seiner Form vorgezeichnet durch die Sitte; aber wie er in jedem einzelnen Falle exekutiert und nüanciert wird, das ist nicht bestimmt, sondern der freie Ausdruck persönlicher Gesinnung, und deshalb kennzeichnet es den Mann. Devot gegen oben, herablassend gegen unten — das dürfte dabei leider das Gewöhnliche sein; stolz nach oben (denn auch ich bin ein Mensch!) und freundlich nach unten (denn auch du bist ein Mensch!) — das wäre das Richtige. Allein unsere Jungen machen ja schon den Unterschied: wie grüßen sie den Arbeiter, den Handwerksmann, der ins Haus kommt? Hier steckt ein Stück antisozialer Gesinnung, das die Erziehung aus den Herzen der Knaben recht gründlich auszutreiben hätte: aber thut sie es? Und thut sie es bei den Mädchen, bei denen es so viel leichter wäre?* Oder tragen nicht manche unserer höheren Töchterschulen vielmehr dazu bei, die Rang- und Stufenunterschiede der Gesellschaft ihren Schülerinnen möglichst frühe schon zum Bewußtsein zu bringen? Lehren sie sie nicht an Stelle menschlicher Herzenshöflichkeit in wohlabgetönter Nüancierung vor den Vornehmen sich tief zu verneigen und auf die unten Stehenden hochnäsig und kalten Herzens herabzublicken? [1])

[1]) Ich nehme natürlich an, daß es das Milieu ist, in dem sich ein solcher Kastengeist unter den Schülerinnen mancher Anstalten herausbildet. Aber gerade daß das Milieu ein solches ist und so wirken kann, ist bedauerlich und weist doch auf Schuld und Fehler in der Einrichtung und im Geist dieser Anstalten selbst hin.

Digitized by Google

Aber noch ein anderes, letztes gehört hierher. Es ist bemerkenswert, wie unhöflich in gewissem Alter, das oft recht lange währt, Brüder gegen ihre Schwestern zu sein pflegen. Auch das wird infolge einer veralteten Anschauung künstlich heran- und großgezogen. Die Schwester bedient zu Haus den Bruder und wird dazu angehalten.

Dienet die Schwester dem Bruder doch früh,

läßt selbst Goethe seine Dorothea sagen. Und motiviert wurde das in der „guten alten Zeit" oder wird es vielmehr noch heute damit, daß der Junge zu „arbeiten" habe, und deswegen müsse die Schwester, bei der es ja nicht so sehr darauf ankomme, wie viel sie lernt, für seine kleinen Bedürfnisse und Wünsche Sorge tragen. Weil sich nun die Brüder daran gewöhnt haben, so sieht es vielfach so aus, als ob unsere jungen Männer zu Haus gegen die dienenden Schwestern unhöflich seien, um sich schadlos zu halten für den Minnedienst, den sie fremden Damen zu leisten haben; und umgekehrt so, als ob unsere jungen Mädchen draußen gegen die Männer so unverbindlich seien, weil sie zu Haus die Brüder bedienen müssen. So ist dann freilich eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit vorhanden; aber darum ist doch das Ganze so verkehrt als möglich.

Verkehrtheiten aber müssen zurecht gerückt werden. Und so läuft es am Ende doch wieder auf eine Umgestaltung und Besserung unserer Erziehung hinaus. Eine Erziehung in einem neuen, dem wahrhaft sozialen Geist, das ist es ja, was uns überall Not thut und was uns das zwanzigste Jahrhundert bringen muß.

Auf einem so neuen Boden lösen sich dann vielleicht auch Schwierigkeiten und Fragen, wie ich zu Anfang deren zwei aufgeworfen habe, ganz von selber, zumal wenn man die Unterscheidung zwischen Höflichkeit und Galanterie definitiv festhält. Für den Augenblick freilich, das heißt in einer Zeit des Übergangs von einem Altgewordenen und Vorurteilsvollen zu einem Neuen und Freien werden die Antworten nicht einheitlich ausfallen können; thatsächlich wird es sich vielleicht so gestalten:

ad 1. Von den Kommilitonen im Hörsaal werden die einen, geärgert durch den Zwang, den ihnen die Anwesenheit von Frauen auferlegt oder empört über die vermehrte Konkurrenz, gegen die Studentin rücksichtslos die Ellenbogen brauchen; andere, die zwischen höflich und galant sein jenen von uns gefundenen Unterschied zu machen nicht gelernt haben, werden auch in ihr nur das junge Mädchen sehen, der sie den Hof machen — müssen oder dürfen; die dritten aber — und ihrer werden es bald immer mehr werden — bringen, erfüllt von dem neuen Geist, der Mitlernenden und Mitstrebenden, die einstweilen noch unter erschwerten Umständen das Wagnis des Studiums auf sich nimmt, das ihr gebührende Maß von Achtung und menschlichem Wohlwollen entgegen und finden dafür gewiß rasch auch die richtige, schöne und feine Form des Ausdrucks.

ad 2. Und ebenso wird der Direktor Unterschiede machen. Der anspruchsvollen Dame, die es eigentlich unter ihrer Würde hält, Lehrerin zu sein, und die es auch im Amt nicht vergessen kann, daß Männer galant sein müssen, wird er den erwarteten Tribut versagen und ihr gegenüber wirklich den Vorgesetzten spielen; und ebenso wird er, wo er Pflichtversäumnis zu rügen hat, nur Direktor sein. Der Frau aber, die ganz in ihrem Beruf aufgeht, nur Lehrerin ist und sein will und als solche Tüchtiges leistet, wird er mit Rücksicht und Achtung, mit Freundlichkeit und Wohlwollen begegnen

Digitized by Google

und als gebildeter Mann diese gute Gesinnung gegen sie auch in die richtigen Formen zu kleiden wissen. Vorausgesetzt natürlich, daß er wirklich ein gebildeter Mann ist.

So steht hinter den Kleinigkeiten und Lappalien der äußeren Form doch ein großer und ernster Hintergrund, hinter Etikettenfragen verbergen sich sittliche Aufgaben. Denn so seltsam es klingt, wahr ist doch: Knaben und Mädchen in sozialem Geist erziehen und ihnen vor allem Pflichtgefühl und Respekt vor der Arbeit einflößen, das ist die beste Erziehung auch zur Höflichkeit; ist diese doch nichts anderes als die schöne Darstellungsform für die sozialen Gefühle der sittlichen Achtung und des humanen Wohlwollens.

Arbeiterschutz und Fabrikinspektorinnen.

Von

Jeannette Schwerin.

Nachdruck verboten.

Als ein Januskopf steht am Ausgangsthor des scheidenden Jahrhunderts die Arbeiterschutz-Gesetzgebung. Das eine Antlitz erglänzt in den Strahlen der Morgensonne einer neuen Zeit, das andere schaut mit gramdurchfurchten Zügen rückwärts in Tage voll Elend und Grauen. Um für dieses bedeutsame Doppelgesicht Verständnis zu gewinnen, wird es notwendig sein, einen Streifzug durch das Feld der historischen Entwicklung der Fabrikgesetzgebung und seiner wichtigsten Exekutive, der Fabrikinspektion zu unternehmen.

Wer die rauchenden Schornsteine unserer Industriebezirke betrachtet, denkt wohl nicht daran, daß sie nur die letzten Glieder einer Kette darstellen, an welcher seit Jahrtausenden in allen Kulturländern geschmiedet wurde. Schon die Alten kannten die Fabrik, wenn wir bei dem Mangel einer erschöpfenden wissenschaftlichen Definition dieses Begriffes ganz allgemein darunter einen Platz für die Produktion verstehen, an welchem der unmittelbare Verkauf der Produkte ausgeschlossen ist. Der theodosianische und der justinianische Kodex regeln bereits die Bedingungen einer solchen Institution, in welcher die Arbeiten von Sklaven und Freien verrichtet wurden und Oberaufseher für möglichste Förderung der Arbeit im Interesse der Besitzer zu sorgen hatten. Der Arbeiter war durch Gesetz an die Arbeit gebunden. Später traten an die Stelle des Gesetzes die Tradition, die Kaste oder die freiwilligen Vereinigungen, die im Mittelalter in den Gilden, Innungen und Handelsgesellschaften ihre höchste Blüte erreichten. Diese übernahmen die Beschaffung des notwendigen Handwerkszeuges, setzten die Arbeitsbedingungen fest und regelten bis zu einem gewissen Grade die Produktion und Konsumtion. Als an Stelle der Werkstatts- die Manufakturarbeit trat, und in dieser die Arbeit sparende Maschine die Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters aufwog und seinen Wert herabsetzte, schlich sich allmählich ein verzehrender ökonomischer Despotismus in das Herz der gesamten Industrie ein. Als Protest gegen eine ökonomische Methode, die menschliche Interessen blindlings der Diskretion von Arbeitgebern unterordnete, die erfüllt waren von der erbarmungslosesten aller Leidenschaften, der Jagd nach Gewinn, entstand in Jahrhundert langem Kampfe eine Fabrikgesetzgebung, welche von allen Regierungen der Kulturstaaten als alleiniges Mittel gegen die Ungerechtigkeit angesehen wurde, die innerhalb des Fabriksystems in die Erscheinung getreten war. In diesem Sinne versuchen die Fabrikgesetze, das Gleichgewicht zwischen den ethischen und

Digitized by Google

den ökonomischen Idealen herzustellen; sie sind bestrebt, die Mißbräuche auszurotten, die mit der Herrschaft der Maschine verbunden zu sein scheinen, und protestieren energisch gegen den Ricardo'schen Satz: „l'homme n'est rien, la richesse est tout."

In England zuerst brachte ein Arzt, Dr. Perceval, im Jahre 1796 eine Resolution gegen die Mißstände in der Baumwollenbranche vor. Man nahm an, daß es sich nur um einen Mißstand gerade in dieser Manufakturbranche handele; man erkannte noch nicht den Sitz des Übels, und doch gingen aus dieser Resolution jene Verallgemeinerungen und die humane Auffassung der öffentlichen Pflichten hervor, welche allein eine dauernde Verbesserung der Lage des Arbeiters hervorbringen können.

Das grausame Geschick der in den Fabriken beschäftigten Kinder erweckte bei allen, die sich einen Einblick in die tieftraurigen Lebensbedingungen der Kleinen verschafft hatten, den glühenden Wunsch, diese Verhältnisse zu ändern, die nicht nur den einzelnen unglücklich machten, sondern die moralische und physische Gesundheit der Nation in Frage stellten. Man muß in der Autobiographie von Robert Owen nachlesen, um sich klar zu machen, was sich selbst in sogenannten Musterfabriken zutrug und unter dem besten aller Fabrikherren: „Da gab es z. B. in New Lanark in Schottland 500 Kinder von 6 Jahren, die von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends arbeiten mußten; dann begann der obligatorische Unterricht. Die Resultate waren, falls die Kleinen nicht starben, Siechtum und verbitterte Herzen. Mit 13 oder 15 Jahren ging ihre Lehrzeit zu Ende, und sie kamen nach Glasgow oder Edinburgh, ohne natürlichen Beschützer, unwissend und vorzüglich vorbereitet, die Masse von Laster und Elend in den Städten zu vermehren." — Dem älteren Robert Peel gebührt das Verdienst, diese Ergebnisse zuerst zur Kenntnis des Parlaments gebracht zu haben, und in den folgenden Jahrzehnten finden wir eine Reihe von Namen, die in der Geschichte der Bethätigung humaner Gesinnungen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes stets rühmend genannt werden müssen: Sadler bringt die Zehnstunden-Bill ein; Macaulay hält seine glänzende Rede zu Gunsten derselben; vom Parlament eingesetzte Kommissionen und von Lord Ashley weitergeführte Enqueten enthüllen auf allen industriellen Gebieten solche Notstände, daß ein Wendepunkt in der Geschichte der Fabrikfrage eintritt; die zum Gesetz erhobene „alternative Bill" wird mustergiltig für alle künftige Fabrikgesetzgebung.

Die Thatsachen, welche sich aus den Antworten auf 11 618 amtlich an Fabriken gerichtete Fragen ergaben, waren entsetzlich. So durften z. B. die Arbeiter keine Uhr haben, sondern nur der Herr besaß eine. Knaben und Mädchen schliefen zusammen; manche von ihnen, die den brutalen, oft über sie verhängten Züchtigungen entflohen waren, wurden mit Gewalt zurückgebracht, geschlagen, und es wurde ihnen in den Stunden, in denen sie nicht arbeiteten, die Kleidung fortgenommen, damit sie nicht entfliehen konnten.

Die einmal eingeleitete Bewegung kam aber nicht mehr zu einem Stillstand, jedes Jahrzehnt brachte neue, umfassendere Gesetze zum Schutze der arbeitenden Bevölkerung. Im Jahre 1844 wird zum erstenmale der Frauenarbeit Erwähnung gethan. Wie notwendig es war, endlich auch die Arbeitsverhältnisse der Frau ins Auge zu fassen, erhellt z. B. aus der Thatsache, daß, wie die Royalkommission von 1861—66 ans Licht brachte, eine 24jährige Frau täglich 2000 Stück Ziegel formte; zwei kleine Mädchen halfen ihr dabei, indem sie den nötigen Thon aus einer 30 Fuß tiefen Grube holten und nach dem 210 Fuß entfernten Orte schleppten.

Nach und nach wurden auch die Arbeitsstuben mit in das Fabrikgesetz eingeschlossen, und die Regulative der Arbeitsstuben von den lokalen Behörden auf Fabrikinspektoren übertragen.

Ähnlich wie in England vollzog sich auch in Frankreich der Umschwung in der Gesetzgebung für das Fabrikwesen und den Schutz der Fabrikarbeiter; andere Kulturstaaten folgten ihrem Vorgange.

In den Fabrikinspektoren schufen sich die Regierungsgewalten der Länder, in denen gesetzlich eine Fabrikinspektion eingeführt worden war, die ausführenden Organe, um überall und unter allen Umständen den Wortlaut und den Geist

Digitized by Google

der Arbeiterschutzgesetzgebung zum Ausdruck zu bringen. „Die Resultate dieser Institution traten bald in die Erscheinung. Die Gesundheitsverhältnisse der arbeitenden Klassen verbesserten sich zusehends unter der Einführung verständiger und wirksamer hygienischer Maßregeln bei Beschränkung der Arbeitszeit und regelmäßigem Schulbesuch der jugendlichen Arbeiter. Ebenso hob sich, wie Redgrave in den Reports of the inspectors of factories (1874 p. 34) berichtet, das Niveau der Sittlichkeit bei der Arbeiterschaft von Tag zu Tage mehr. „Der jugendliche Fabrikarbeiter ist nicht nur intelligenter, als früher, sondern er ist es auch mehr, als das unbeschäftigte Kind, denn die Abwechselung von Werkstatt und Schule, die das Gesetz fordert, ist für seine Entwicklung günstiger, als der ausschließliche Schulbesuch. Der in der Jugend unterrichtete Arbeiter ist im reifen Alter sittlicher." Die Fabrikanten, welche in der ersten Zeit den neuen Gesetzgebungen feindlich gegenüberstanden, kamen schließlich dahin, in den klar definierten Vorschriften über die Zahl der täglichen Arbeitsstunden ꝛc. eine Quelle ungeahnter guter Erfolge und zunehmender Zufriedenheit für die Arbeiter und für sich selbst zu finden. „Der Fortschritt der Industrie (s. Reports of the Commissioners appointed to inquire into the workings of the Factory and Workshop Acts. London 1876. vol. I. p. XI.) wurde keineswegs durch die Fabrikgesetzgebung unterbrochen, und es sind nur sehr wenige Fabrikbesitzer, welche die Aufhebung des Gesetzes wünschen."

Wir müssen es uns versagen, ausführliche statistische Tabellen zu bringen über Zunahme der Löhne, der Produktion und des Verbrauchs an Lebensmitteln in einer Arbeiterfamilie, wie sie sich als unmittelbare Folgen der neuen Fabrikgesetzgebungen herausbildeten. Alle diese von den verschiedensten Behörden in den verschiedensten Ländern publizierten Tabellen beweisen, wie mächtig diese Faktoren unter der Fabrikgesetzgebung anwuchsen, und in welchem inneren Abhängigkeitsverhältnis sie unter einander stehen. Die Produktion der Großindustrie hat zugenommen, trotz, oder vielmehr wegen einer beträchtlichen Verringerung der Arbeitszeit, was unmittelbar der gesteigerten Leistung vervollkommneter Maschinen und der größeren Produktionsfähigkeit des Arbeiters zuzuschreiben ist. Trotz der gigantischen Entwicklung der technischen Hilfsmittel hat sich die Zahl der Arbeiter nicht vermindert; nur die Unfähigen im weitesten Sinne des Wortes haben zu Gunsten Fähigerer weichen müssen. —

Diese Erfolge würden aber auch in England trotz der besten Gesetzgebung nie erzielt worden sein, wenn man es nicht verstanden hätte, Männer und Frauen als Fabrikinspektoren zu gewinnen, die ihrer Aufgabe gewachsen waren. Denn, wie ein berühmter Jurist gesagt hat, lieber eine gute Verwaltung und schlechte Gesetze, als gute Gesetze und eine schlechte Verwaltung!

Die Anforderungen an einen Fabrikinspektor sind so umfassende, wie sie fast kein anderer Beruf stellt. Der Beamte muß eine feste Gesundheit haben, die der Unbill der Jahreszeiten sowie den oft ungesunden Einflüssen in schlecht gelüfteten Werkstätten und Fabriken trotzen kann. Er darf nicht zu jung und nicht zu alt sein. Takt, Liebenswürdigkeit, Güte, Höflichkeit sind seine unentbehrlichsten Eigenschaften. Er hat mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern über die schwierigsten Dinge zu verhandeln, die Empfindlichkeit auf beiden Seiten zu schonen und muß es doch verstehen, durch Energie und Parteilosigkeit sich und sein Amt in Respekt zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß er ein durchaus unabhängiger und rechtlicher Charakter sein muß. „Er hat sich einen Überblick über die sozialen Zustände eines größeren Gebietes zu verschaffen und soll stets mit den sozialen Veränderungen auf einem Felde vertraut sein, welches nicht allein Geist und Gemüt des denkenden Teiles fast aller Volkskreise in Anspruch nimmt, sondern dessen Kenntnis auch wegen der sich vollziehenden, in alle öffentlichen Verhältnisse eingreifenden Entwicklung für Politiker und Gelehrte gleich wichtig ist." (S. Jahresbericht der deutschen Fabrikaufsichtsbeamten v. Dr. Fr. Wörishöffer, Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften Dr. Schäffle, 50. Jahrg., I. Heft, Tüb. 1894.)

Er muß Mut und Ausdauer besitzen, denn „l'expérience des divers pays montre les difficultés presque insurmontables, qui se dressent nécessairement devant les inspecteurs du travail. Il leur faut lutter à la fois contre les

Digitized by Google

industriels, les ouvriers, les savants, les gouvernements et les tribunaux. A chaque instant ils sont menacés dans leur réputation et leur situation. Leur force d'âme doit les mettre à même de remplir leur devoir, aussi pénible qu'il soit, et de l'accomplir non seulement aujourd'hui et demain, mais toujours. Le moindre mouvement de découragement leur ferait perdre le fruit de plusieurs années de leurs mérites; ni l'opposition systématique et tracassière des autorités politiques, administratives et judiciaires, rien ne peut les émouvoir. Leur courage doit rester à la hauteur de leur tâche. — Voilà ce qu'ils doivent être; on voit que les caractères bien trempés peuvent, seuls, réaliser cet idéal. — Si encore, les qualités ne peuvent se constater que dans la pratique, dans le stage. (S. Overbergh: Les inspecteurs du travail, Louvain, Paris 1893.)

In England, wie in Frankreich, welches in seiner Entwicklung auf dem Gebiete der Fabrikgesetzgebung dem ersten wenig nachsteht, hat man sich überzeugt, daß die von Fabrikinspektoren geforderten Eigenschaften sich ebensowohl bei Frauen wie bei Männern finden lassen. Man war durchdrungen von der Notwendigkeit, arbeitenden Frauen und Kindern die Vorteile der Arbeiterschutzgesetzgebung durch Frauen zu teil werden zu lassen. Wer sollte die Nöte des eigenen Geschlechts besser verstehen, als die Frau selbst? Würde sie sich nicht mehr Vertrauen bei den Arbeiterinnen erwerben können, als der Mann, dem gegenüber oft genug die Scham über unwürdige Zumutungen die Arbeiterin schweigen heißt? Die Frau hat es der Frau gegenüber immer leichter, denn sie bringt ihr ein anderes Verständnis für ihre physischen wie moralischen Bedürfnisse entgegen, als der Mann es vermag. In England wurden daher 1893 zwei Fabrikinspektorinnen und 1894 zwei weitere ernannt, Ernennungen, die eine Folge verschiedener Resolutionen und der Rührigkeit einer Deputation der Trade Unions waren, und die vom Home Secretary vollzogen wurden, ohne daß ein Parlamentsakt dazu nötig war. Außerdem sind durch die Ortsbehörden (local authorities) zwei oder drei Frauen als Sanitätsinspektorinnen angestellt.

„Die Ernennung von Fabrikinspektorinnen war," wie eine derselben (Miß Anderson) schreibt, „die Erfüllung eines wachsenden, dringlichen Wunsches." Eine andere (Miß Orme) schreibt auf meine Frage: „Die Arbeiterinnen baten um Inspektion durch Frauen; viele Fabrikbesitzer geben der Inspektorin den Vorzug, keiner hat Einspruch dagegen erhoben."

Die anzustellende Inspektorin hat sich einem Examen zu unterwerfen, in dem von ihr gefordert wird: 1. Lesen und Schreiben; 2. Englischer Aufsatz; 3. Rechnen; 4. Eine elementare Kenntnis der hauptsächlichen Verordnungen der Factory and Workshop Acts von 1878, 1883 und 1891. Das Alter der Kandidatinnen muß zwischen 21 und 40 Jahren sein. Das Gehalt steigt von 200—300 £.

Der Bericht der Frauenkommission vom Jahre 1894, der das ganze Gebiet der Frauenarbeit in allen Industrien berührte, umfaßte 352 Seiten und enthielt: Miß Orme: Kellnerinnen. Miß Collet: Tabellen über die Lohnverhältnisse der Fabrikarbeiterinnen. Miß Irwin: Lage der schottischen Arbeiterinnen. Miß Abraham: Sanitäre Zustände in den gesundheitsschädlichen Gewerben und die Schutzmaßregeln in Fabriken mit großem Maschinenbetrieb. Der Bericht fand nicht nur bei den zuständigen Behörden, sondern im ganzen Lande die vollste Anerkennung.

In Frankreich wurde die Berechtigung der Frau zum Gewerbeaufsichtsdienst 1892 anerkannt. Seitdem sind 15 Inspektorinnen in 6 Departements thätig, in denen eine hochentwickelte Textil-Industrie herrscht. Ihr Gehalt beträgt 2400—5000 Frcs. Gefordert wird 1. französische Staatsangehörigkeit. 2. zurückgelegtes 26. und noch nicht erreichtes 40. Lebensjahr; bis das Beamtenkorps vollständig besetzt ist, können auch Personen im Alter bis zu 50 Jahren ernannt werden; 3. ärztlich nachgewiesene Gesundheit; 4. guter Leumund; 5. Nachweis des Studienganges; 6. Ablegung einer Prüfung, bei welcher Kenntnis der Arbeiterschutzgesetze, der gewerblichen Hygiene und Unfallverhütung in der Technik und der einschlägigen strafgesetzlichen Bestimmungen, Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks in der französischen Sprache gefordert wird.

Digitized by Google

Auch in Frankreich sind die Behörden, wie die Arbeiterinnen selbst, mit der Thätigkeit der Inspektorinnen sehr zufrieden.

Während in England und Frankreich bis jetzt keine Arbeiterin zur Fabrikinspektorin gewählt wurde, üben im Staate New-York, wie in Chicago verschiedene Arbeiterinnen ihr Amt als Fabrikinspektorin zum größten Segen aus. Besonders haben sich Mrs. Stevens und Mrs. Kelley große Verdienste auf dem Gebiete der Kinderarbeit und in der Darstellung der Schäden des sweating-system erworben.

Noch zwei Autoritäten müssen wir zur Vervollständigung des Bildes anführen: es sind der Schweizer Fabrikinspektor Schuler und der österreichische Zentralinspektor Migerka, welche sich beide, wenn auch nicht ganz uneingeschränkt, für die Anstellung der Frau als Fabrikinspektorin aussprechen. Schuler sagt: „Frauen werden sich mit vielem Nutzen als Unterinspektorinnen in denjenigen Berufen verwenden lassen, in denen in weitaus überwiegender Zahl Frauen beschäftigt werden und zu deren Kontrolle besondere Fachkenntnisse nicht erforderlich sind. Die Thätigkeit der Fabrikinspektorin wird die des Fabrikinspektors ergänzen, sie sollen ihren männlichen Kollegen nicht gleichgestellt, sondern untergeordnet werden."

Migerka schreibt: „Es ist nicht absolut zu behaupten, daß Frauen die Eignung, als Fabrikinspektorin diesem Amte zu entsprechen, nicht haben. Falls die Bewerberin um ein derartiges Amt die genügenden, allgemeinen technischen Kenntnisse besitzt, ist nicht abzusehen, warum sie sich für ein derartiges Amt nicht ebenso wie ein Mann eignen sollte."

Auch in Preußen hatte die Arbeiterschutzgesetzgebung zahlreiche Phasen der Entwicklung zu durchlaufen, ehe sie in der Gewerbe-Novelle vom 1. Juni 1891 einen den Forderungen des Tages angemessenen Ausdruck fand.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts hatten königliche Kommissare dreimal im Jahre die Städte des ihnen zugewiesenen Gebietes zu besuchen, industrielle Unternehmungen zu ermutigen und ihre Berichte im Sinne der Ausdehnung des Handels und der Industrie abzufassen, ohne Rücksicht auf die Interessen der Arbeiter. Sie sind daher mehr als „Missionäre eines intelligenten Despotismus" anzusehen, nicht aber als Fabrikinspektoren im modernen Sinne des Wortes.

Im Jahre 1824 wurden die ersten Schutzmaßregeln für Kinderarbeit erlassen, die aber keine nennenswerten Erfolge hatten, und nachdem sich auch die 1845 eingesetzten Ortskommissionen zur Überwachung als durchaus unzulänglich erwiesen hatten, wurden, nach einem Sturm von Petitionen auf den deutschen Reichstag, in Baden am 26. Dezember 1871 die ersten Fabrikinspektoren ernannt. Sachsen folgte mit dieser Einrichtung am 1. Oktober 1872: vier Inspektoren übernahmen die Aufsicht über die Fabriken und Dampfmaschinen; hygienische Maßregeln und Schutzmaßnahmen für junge Fabrikarbeiter wurden besonders berücksichtigt. Preußen stellte 1872 zwei Fabrikinspektoren für Berlin und Schlesien an. Augenblicklich beträgt die Zahl der Gewerbe-Inspektionsbeamten in Preußen 163. Ihre Organisation ist folgende:

1. Jede Provinzial-Regierung hat einen Regierungs-Gewerberat. (Gehalt: 4200 bis 6000 Mark.) 2. Jeder Regierungsbezirk ist in Inspektionsbezirke eingeteilt, an deren Spitze ein Gewerbe-Inspektor steht. (Gehalt: 3600 bis 4800 Mark.) Je nach seiner Arbeitslast werden ihm ein oder mehrere Hilfsarbeiter zuerteilt. (Gehalt: 2400 bis 3600 Mark.)

In Preußen und Sachsen hat sich bis jetzt von behördlicher Seite keine Stimme erhoben, welche für die Einstellung der Frau in die Fabrikinspektion gesprochen hätte. Vielleicht ist in beiden Ländern eine große Schwierigkeit dadurch gegeben, daß man dem Amte des Fabrikinspektors die Kesselrevision eingeordnet hat, so daß von vornherein Ingenieure für diese Stellung bevorzugt werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, um über die Vorteile oder Nachteile dieses Systems zu sprechen, über dessen Wert die Stimmen sehr geteilt sind. Thatsache ist, daß es in der Textilindustrie Sachsens in den Jahren 1892/93 223 538 Arbeiterinnen im Alter von 16—21 Jahren und 337 499 über 21 Jahre gab, während die Zahl der jugendlichen Arbeiterinnen von 12—16 Jahren 72 692 betrug. Mit Ausnahme der Stein- und Erdindustrie, Berg-

Digitized by Google

und Hüttenbranche wächst die Zahl der Arbeiterinnen andauernd. Je mehr dies aus andern Gesichtspunkten, die nicht hierhergehören, zu beklagen ist, desto ernster und eindringlicher muß die Frage von der deutschen Frau erhoben werden, warum sie von diesem Gebiete sozialer Fürsorge für das Wohl ihrer Geschlechtsgenossinnen ferngehalten wird. Es muß als eine Härte erscheinen, die Lebensbedingungen Hunderttausender von Frauen dem Urteile von Männern, seien sie noch so wohlwollend, zu unterstellen. Man mache den Versuch, und man wird sich überzeugen, daß die deutsche Frau ihren Schwestern im Auslande an Tüchtigkeit, Bereitwilligkeit und Leistungsfähigkeit nichts nachgiebt. Freilich muß sie sich klar bewußt werden, welche hohen und umfassenden Anforderungen dieses neue Amt an sie stellt. Es ist hier nichts mit dem Gedanken gethan, in den man sich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit verlieren könnte, auf die Arbeiterinnen *einwirken* zu wollen. Nicht genug ist vor einer solchen subjektiven Auffassung zu warnen, welche die Würde des Gesetzes beleidigt. Nur nach jahrelangem Vertrautsein mit dem Kreis der verantwortungsvollen Aufgaben, welche die Fabrikinspektion zu erfüllen hat, und nachdem alle die Eigenschaften von moralischer und intellektueller Bedeutung, die als unentbehrlich von der Fabrikinspektorin zu fordern sind, sich bewährt haben, wird man von einem „indirekten Einfluß" sprechen dürfen, wie Miß *Orme* auf Grund ihrer reichen Erfahrungen behauptet. *Wissen* und *Wollen*! Das sind die Losungsworte, mit welchen die deutsche Frau gegen die Vorurteile ankämpfen soll, die sie bis jetzt von einer Arbeitssphäre ausschließen, in der sie berufen ist, zum Nutzen der Gesamtheit segensreich zu arbeiten.[1])

[1]) Siehe Vereinsnachrichten am Schluß dieses Heftes: Petition des Bundes deutscher Frauenvereine die Anstellung von weiblichen Gewerbe-Inspektoren betreffend.

Durch dich.

Was nur das Leben faßt an Allgewalten —
Durch dich allein ergriff es mein Gemüt,
Zugleich in Leidenschaft und Händefalten,
Hab ich in dir vor Gott gekniet.

Durch dich allein auch ist die tiefste Wunde
Auf immer meinem Leben eingebrannt,
Da ich, in unvergeßlich dunkler Stunde,
Im Gott das Menschenbild erkannt.

Hab Dank für alles, was du mir gegeben!
Das Höchst' und Tiefste, das wir Menschen haben —
Durch dich ward's mein in schweigendem Erleben:
Den Gott zu schau'n — und zu begraben.

Lou Andreas-Salomé.

Digitized by Google

Verantwortung.

Von

Lilly Londén.

Rechtmäßige Übersetzung aus dem Finnischen von L. von Düring.

Nachdruck verboten.

Simo Koivisto war ein roher, grober Kunde, darin stimmten alle überein, sogar seine eigenen Kameraden, die wahrlich auch nicht als Muster von Feingefühl gelten konnten, weder was ihre Worte, noch was ihre Geberden betraf. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen ausgehungerten Klepper, mit dem er Frachtreisen auf Rechnung der Landhändler machte. Es war eine lohnende Beschäftigung, und der Tag ging so angenehm hin, wenn man mit der Pfeife im Munde auf der Ladung hockte, so lange der Weg eben war oder sich abwärts senkte, und zu Fuß nebenher schlenderte, wenn es bergauf ging. Doch keiner verstand wie Koivisto die Kunst, bei den niedrigsten Posten den größtmöglichsten Nutzen aus seinem Pferde zu ziehen. Das arme Tier sah so aus, daß sein Besitzer nur mit genauer Not Verhandlungen mit der Polizei entging, wenn seine Fuhre am Stadtzoll vorbei kam. Er hatte seine Pferdeschinderei zu einem Sport ausgebildet, mit dem er prahlte; er hatte die raffinierteste Art herausgefunden, den Peitschenschlag zu berechnen, damit die arme Schindmähre mit größerer Schnelligkeit ihre struppigen, wackelnden Beine den Berg hinauf schleppen sollte mit der schweren Wagenladung hinter sich.

Es giebt Naturen, die förmlich in ihrer Bosheit schwelgen, die grausam und hartherzig sind aus bloßem Vergnügen daran, ohne irgend welches eigennützige Ziel dabei im Auge zu haben. Zu diesen gehörte Koivisto. Wenn sein Kamerad beim Rasten die zerrissene Stalldecke sorgfältig über den Rücken seines ermüdeten Tieres breitete, ihm Wasser und seine knapp zugemessene Heuportion gab, ließ Simo sein ausgemergeltes Packpferd die ganze Winternacht hindurch vor Kälte zitternd im Schuppen stehn, außer stande, seinen Hunger mit dem Heubündel zu stillen, das ihm sein Herr hingeworfen hatte, da der Durst es unerträglich plagte.

„Warum quälst du dein Pferd unnötigerweise?“ fragte dann wohl jemand phlegmatisch.

Koivistos Antwort beschränkte sich auf ein rohes Lachen und ein lakonisches: „Wozu ist es denn ein Pferd?“

Doch eines Tages geschah, was Simo stets gefürchtet hatte. Bei den vergeblichen Anstrengungen, seine Ladung einen Berg hinauf zu ziehen, den die Schuljugend mit ihren kleinen Schlitten glatt wie Eis gefahren hatte, stürzte die elende Mähre auf einer der Straßen der Stadt. Die Leute fingen an sich auf dem Unglücksplatz zusammenzurotten; der Fuhrmann wurde mit Fragen bestürmt, und ein Rat nach dem andern zum besten gegeben.

Koivisto war so wütend und gereizt, daß er unaufhörlich fluchte. Er löste die Riemen, so gut es ging, und zerschnitt mit seinem Messer, was nicht zu lösen war, während er den Volkshaufen anschnauzte: „Was steht ihr da und gafft, ihr Gauner? Habt ihr noch nie ein Pferd stürzen sehen? So, krank! Es soll krank sein! He, auf mit dir!“ Die Peitsche sauste auf das Tier nieder, doch es rührte sich nicht, sondern schloß langsam seine traurigen braunen Augen.

„Der Teufel hole dich, wenn du nicht aufstehst, du Faulpelz!“ Er wurde ernstlich böse und stieß heftig mit dem Fuße nach dem Pferde. Dieses hob sich mühsam auf die Kniee, fiel aber wieder zurück. Bei den Umstehenden wurden Rufe des Unwillens laut, man rief die Polizei herbei, die die Sache in die Hand nahm. Koivistos Mähre wurde erschossen und er selbst wegen Tierquälerei bestraft.

Darauf gab er seine bisherige Beschäftigung auf und erhielt eine Anstellung als Arbeiter bei einer Eisenbahnstation, weshalb er mit Frau und Kindern in eine nahegelegene Feldhütte einzog. Bei seinem Vorgesetzten war er beliebt, denn er war ein hurtiger, fleißiger und verhältnismäßig nüchterner Arbeiter. Aber es war ihm ein Lebensbedürfnis, seine Galle an jemand auszulassen. Da das Pferd tot war, übte er seine Bosheit an Frau und Kindern. Im Anfang suchte er nach

Digitized by Google

Ursachen, damit seine Mißhandlungen den Schein der Strafe hätten; bald war das Essen schlecht, bald hatte er kein reines Hemd zum Anziehen, bald schrie ein Kind zu unsinnig. Doch endlich sah er die häuslichen Züchtigungen für ebenso notwendig an, als das tägliche Brot, und die Nachbarn schüttelten die Köpfe, wenn unaufhörlich Klagelaute aus der dumpfen kleinen Hütte des Arbeiters drangen. Schwer war es, sich darein zu mischen — es war ja ein Eheverhältnis, das fremde Menschen nichts anging.

Koivisto hatte einen Arbeitskameraden, Vilho Tiainen. Der war schweigsam und verschlossen, von stillem, freundlichem Wesen; man glaubte, er beschäftige sich mit religiösen Grübeleien und wolle sich der Gesellschaft der Baptisten anschließen. Auf diesen wirkte das rohe Wesen des Simo abstoßend; er näherte sich ihm niemals. Doch eines Tages schickte ihn der Aufseher mit einem Auftrag nach dem Hause des Koivisto. Dort angelangt, klopfte Tiainen an die Thür; ein mageres, verweintes Weib öffnete. Nein, ihr Mann sei nicht zu Hause, er sei eben ausgegangen; aber er würde bald zurückkehren. Tiainen war im Begriff fortzugehn, als er ihrem gedrückten Blick begegnete. Plötzlich änderte er seinen Entschluß, sagte, er wolle Koivisto abwarten, setzte sich auf das Holzsofa unter der Wanduhr, zündete seine Pfeife an und begann stillschweigend zu rauchen.

Mari hantierte lange am Herde und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den schweigenden Mann, während sie mit den Schüsseln klapperte. Sie kannte ihn wohl dem Namen nach, er arbeitete ja mit ihrem Mann zusammen. Sie fand, daß er ehrlich und zuverlässig aussah . . . sollte sie es wohl wagen, sich ihm anzuvertrauen? Vielleicht konnte er ihr helfen! Er war sicher gut; sein Blick hatte einen so weichen Ausdruck. Die Kopfwunde, die sie erhalten, als Koivisto neulich einen Stiefel nach ihr warf, brannte wie Feuer; das Blut hatte die flachsgelben Haarsträhnen zusammengeklebt. Sie wollte sie dem Fremden zeigen, über alles mit ihm reden, ihn um Rat und Hilfe bitten. Er war ja Mann und mußte wissen, was in solchen Fällen zu thun sei. Das war besser als das wortreiche Bedauern der Nachbarin, das doch zu nichts führte. Sie setzte sich also neben ihn und schüttete ihr Herz aus, allmählich und in abgebrochenen Sätzen, und er wurde in eine lange Leidensgeschichte eingeweiht, so schmerzlich, daß sein Herz sich dabei zusammenschnürte. Hier genügte nicht der Trost der Religion, wie er zuerst gedacht hatte, als er dablieb; hier mußte etwas gethan werden. Er dachte hin und her und kam endlich zu dem Entschluß, den Pastor um Rat zu fragen. Zunächst versprach er ihr mitleidsvoll, sich ihrer Sache anzunehmen und zuerst den Versuch zu machen, in Güte auf ihren Mann einzuwirken. Dieser Versuch blieb jedoch ohne die gewünschte Wirkung: kurz und höhnisch wies Koivisto die Einmischung des andern als völlig ungehörig ab. Den Tag darauf wurde er aber zum Pastor gerufen und erhielt eine Rüge. Dafür hielt er sich schadlos, indem er seiner Frau das Leben noch schwerer machte. Und so ging es längere Zeit fort.

Tiainen verließ indessen die unglückliche Frau nicht; er besuchte sie oft und bemühte sich ihr niedergedrücktes Gemüt aufzurichten. Er schlug ihr Ehescheidung vor. Mit Freuden ging sie darauf ein, wagte aber nicht zu hoffen, daß das Gesetz sie ihr bewilligen würde; sie wußte ja, daß ihre arme Mutter ein zwanzigjähriges Zusammenleben mit dem Vater, der sie oft mißhandelte, hatte aushalten müssen. Wenn sie nur wenigstens allein hätte leiden müssen, doch auch die Kinder schlug und stieß er mit Füßen. Es war alles so furchtbar, daß nur der Herr im Himmel wissen konnte wie unglücklich sie war!

Auf Tiainens Anzeige hin wurde Koivisto vor den Kirchenrat gerufen und erhielt eine verschärfte Zurechtweisung. Er verteidigte sich aber mit großer Beredsamkeit, so gut, daß die Bauern zuletzt nicht wußten, ob nicht doch vielleicht die Frau die größere Schuld an allem trüge. Er wies mit bedeutsamen Worten auf ihre Freundschaft mit dem Kameraden hin; — schließlich sei dieser Baptistenhund, dieser Überläufer aus der reinen lutherischen Kirche der alleinige Unheilstifter. Es wurde beschlossen, der Sache ihren Lauf zu lassen; erst wenn sie einen bestimmten Charakter angenommen hätte, wäre es an der Zeit einzugreifen.

Auf seine Nachforschungen hin erfuhr Tiainen zu seiner tiefen Enttäuschung, daß eine Ehescheidung unter keiner anderen Bedingung zulässig sei, als wenn Koivisto seine Zustimmung dazu gäbe oder Mari außer Landes gehe. Doch wie hätte sie das durchsetzen können? Wo das Geld dazu hernehmen? Und wer sollte sie beschützen dort im fremden Lande, dessen Sprache sie nicht einmal kannte? Für die Reichen und Vornehmen war so etwas möglich, aber nicht für eine arme, einsame Bauernfrau. Seine Teilnahme für sie war gewachsen, je öfter er sich mit diesen Gedanken beschäftigte. Ihr Schicksal lag ihm jetzt ebenso warm am Herzen, wie sein eigenes. Er war noch jung und hatte nie vorher jemandes Vertrauen besessen, nie erfahren, daß ein schwaches Weib an seine Kraft glaubte und vertrauensvoll zu ihm aufsah. So wollte er, da er sie nicht gegen das Leiden in diesem Erdendasein schützen konnte, ihre Seele wenigstens retten, sie lehren, mit Demut ihr Kreuz zu tragen und sich nicht verbittern zu lassen oder an Gottes Güte zu verzweifeln. Und er kam

Digitized by Google

immer öfter zu ihr, doch nie, wenn der Mann zu Hause war.

Koivisto fühlte sich schon lange durch Maris jetzt so mildes, geduldiges Wesen gereizt; er wußte, daß es Tiainens Werk war, und erglühte in Haß gegen ihn. Was hatte der sich denn um seine Frau zu kümmern? Sie war sein, Koivistos Eigentum, ebenso wie der Klepper es gewesen, und Gott gnade dem, der die Nase in seine Angelegenheiten steckte. Er würde dem Baptistenlümmel schon zeigen, was ihm gebührte. Vielleicht waren seine Andeutungen vor dem Kirchenrat doch nicht so grundlos gewesen, als er selbst geglaubt. Eifersucht war es wohl nicht, aber gekränkte Herrschsucht, die ihn so wütend machte, daß er eines Tages in der Schenke gegen seine Gewohnheit zu viel trank. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und gelobte sich selbst, daß es nun endlich ein Ende haben sollte mit dem Gerenne des Psalmensängers zu seiner Frau.

Als er sich zur Arbeit einfand, taumelte er und suchte Streit mit jedermann. Tiainen und er erhielten Ordre, zwei Holzwagen, die auf der anderen Seite der Station standen, zusammen zu laden.

Es war Ende November. Den vorhergehenden Tag noch hatte die Landschaft kahl und dunkel dagelegen und ängstlich ihre Nacktheit mit einer vermodernden Decke von welkem Laub und Gras verhüllt, während ein feiner Regen unaufhörlich herunterrieselte. Doch in der Nacht war der aufgeweichte Erdboden hartgefroren, und ein scharfer Wind hatte sich erhoben. Er nahm im Laufe des Tages zu, bis er zum Sturme wurde, und von dem bleischweren Himmel begann der Schnee in kleinen, stechenden Flocken herunterzustöbern. In dem Tannenhölzchen, das in Lee vom Stationsgebäude lag, zankten sich die Spatzen und kämpften mit der ganzen Intensität eines heißblütigen Gemüts miteinander, und zwischen den Stämmen hüpfte das Eichhörnchen auf dem gefrorenen Moose umher, beeilt, so viel Wintervorrat als möglich zu bergen.

Während der Arbeit schielte Koivisto voller Bosheit nach Tiainen hin; man konnte deutlich sehen, wie er nach einer Gelegenheit lechzte, mit ihm in Wortwechsel zu geraten. Tiainen merkte seine Absicht und beobachtete ein eigensinniges Schweigen. Koivisto stand oben auf dem Wagen und reihte das Holz aneinander; gereizt, wie er war, schleuderte er die Klötze mit solcher Gewalt aufeinander, daß es im Walde wiederhallte. Auch er sprach kein Wort, aber eine Atmosphäre des Hasses ging von ihm aus, die drückend auf den andern einwirkte. Und endlich mußte er seinem Haß Luft machen.

„Wie viele Psalmen hast du heute gewinselt, du Teufel?“ begann er. „Und wie steht es mit deiner christlichen Liebe?“

„Fange keinen Streit an,“ bat Tiainen ruhig.

Er war aber nicht mehr zu halten. Er überschüttete den Kameraden mit Schimpfworten, beschuldigte ihn eines verbrecherischen Verhältnisses mit seiner Frau und schloß mit der donnernden Drohung, wenn der Baptist noch ein einziges Mal seinen Fuß in sein Haus setze, solle er bei allen Teufeln es auf ewig bereuen! Und seiner Frau werde er, im Fall sie den kleinsten Versuch mache, sich Tiainen zu nähern, die Seele aus dem Leibe peitschen. Das würde er thun, so wahr er Simo Koivisto heiße — das wäre kein bloßes Weibergewäsch, das. Er wisse wohl, daß Zuchthausstrafe darauf stehe, aber danach frage er wenig; er würde gern sogar sein Leben hindurch sitzen, wenn er nur die Genugthuung hätte, sie tot zu schlagen. — Er war bleich, und die kleinen Augen glänzten in phosphorartigem Glanze. Tiainen betrachtete ihn erschrocken. Er wußte, daß dieser Mann fast zu allem im stande war, daß er ebenso schnell seiner Frau den Hals umdrehn würde wie einem Küken, wenn es ihm gerade durch den Sinn führe. Und ein unendliches, angstvolles Mitleid ergriff ihn mit dem armen Weibe, dem nun auch der kleine Trost, den sie in seinem Umgange und seinen stärkenden Worten gefunden, genommen werden sollte.

„Warum antwortest du nicht?“ brüllte Koivisto schließlich.

„Ich wechsele keine Worte mit einem Betrunkenen,“ antwortete Tiainen kurz.

Koivisto, der kurz zuvor seinem Rausch mit ein paar gewaltigen Schlucken aus dem Fläschchen in seiner Tasche nachgeholfen hatte, fühlte sich schlaff und unfähig zu einer Schlägerei, sonst wäre er wohl vom Wagen gesprungen und hätte sich auf den Kameraden geworfen. Statt dessen warf er ihm nur einen bitterbösen Blick zu und setzte seine Arbeit fort.

Nun war das aufgestapelte Holz zu Ende, doch eine Strecke weiterhin, neben den Schienen, lag ein anderer Haufen.

„Hebe die Bremse in die Höhe,“ sagte Koivisto; „wir wollen die Wagen hinrollen lassen.“

Die Bahn, die zum Dampfschiffshafen führte, senkte sich in starkem Abhang dem Strande zu. Sobald die Bremsen gehoben waren, setzten sich die schweren Wagen fast von selbst in Bewegung und rollten langsam auf den eisbelegten Schienen dahin. Bei dem Holzhaufen versuchte Tiainen sie anzuhalten, aber der Schnee, der sich an den Rädern festgesetzt hatte, verhinderte die Bremsen ihren Dienst zu thun. Und der gewaltige Sturm trieb die Wagen vorwärts. Koivisto, auf dem halbgeladenen Wagen liegend, stieß einen schmutzigen Fluch aus.

Digitized by Google

„Stelle dich auf die Bremse, du Nachtwächter, und drücke sie nieder, so stark du kannst," brüllte er.

Doch die Abschüssigkeit der Bahn nahm zu, und die Geschwindigkeit wurde allmählich größer. Simos Rausch hatte ebenfalls zugenommen; er wurde von einer Art Betäubung ergriffen und lag willenlos, halbausgestreckt auf dem Holze.

Vor seinem umnebelten Geist tauchte ein Bild auf, hervorgerufen durch eine Liederstrophe, die seine schlaffe Zunge lallte .... Er lenkte wieder seine Fuhre durch den dunklen Fichtenwald, während die Sterne der Winternacht über ihm glitzerten und der Schnee unter den Kufen seines Schlittens knirschte. Er saß auf der Ladung, schnalzte mit der Zunge und zeigte die Peitsche, zufrieden, daß der Klepper heute so teufelsmäßig loslegte . . .

Tiainen hatte in einer Sekunde ihre Lage erfaßt. Die Wagen waren nicht zu halten; die Geschwindigkeit würde immer größer werden; sie würden schließlich in die See stürzen, das war unvermeidlich. Für die Männer war es das Klügste, so schnell wie möglich abzuspringen, besonders für Koivisto, der in seinem unzurechnungsfähigen Zustande leicht einen mißglückten Sprung machen konnte, wenn die Schnelligkeit noch mehr zugenommen haben würde. Doch in demselben Augenblick entstand ein Gedanke in ihm, schüchtern und unklar . . . Wenn Simo umkäme . . . was dann? Er sah Maris bleiches Gesicht mit dem gequälten Ausdruck vor sich. Würde nicht ein Seufzer der Dankbarkeit sich unwillkürlich über die blutlosen Lippen drängen, wenn das große Elend und der Fluch ihres Daseins ein Ende hätte? Und würde ihr Peiniger sie nicht schief und krumm schlagen oder sie sogar töten, wie er gedroht hatte, falls er am Leben bliebe? Doch da erhob sich wieder das Gewissen und flüsterte ihm warnend in's Ohr . . . wollte er sich denn diese Bürde für Lebenszeit aufladen?

Es ging weiter in schwindelnder Fahrt. Oben auf dem bewaldeten Berge an einem Holzschlage stand ein Greis. Er machte ihnen Zeichen und schrie ihnen zu; doch das Brausen des Sturmes und das Rollen der Wagen übertönten ihn. Tiainen bebte vor Angst; auf ihn kam es jetzt an — er mußte sich schnell entschließen. Ein einziger kräftiger Warnungsruf genügte vielleicht, um den Betrunkenen aus seiner Betäubung zu wecken, ihn zum Verständnis der Gefahr zu bringen und ihn zu veranlassen, sich durch einen Sprung zu retten.

Es flimmerte ihm vor den Augen; er war ein Raub der widerstreitendsten Gefühle, während er sich halb besinnungslos am Wagen festhielt. Seine Lippen rührten sich, er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst, und der kalte Schweiß trat ihm auf die bleiche Stirn. Mari, Mari . . . er fühlte jetzt, daß er sie liebte! Er würde niemals seine Hand nach ihr ausstrecken, sie nie wiedersehn, er wollte nach Amerika auswandern, sie könnte heiraten, wen sie wollte — es war nicht das Verlangen, sie zu besitzen, was jetzt seine Zunge lähmte; es war eine grenzenlose Zärtlichkeit und die Gewißheit ihres unglücklichen Schicksals, falls ihr Henker verschont bliebe.

Die Wagen stürzten vorwärts mit unsinniger Gewalt; Bäume und Telegraphenstangen flogen vorbei wie Gespenster. Der Sturm heulte und pfiff in den Drähten, und noch immer wand sich Tiainen unter der Qual der schweren Entscheidung. — „Gott, erbarme dich meiner!" murmelte er außer sich. Plötzlich sah man den Strand durch die graukalte Luft hervorschimmern; die ein Kilometer lange Strecke war zurückgelegt.

Ein letzter Augenblick . . .

Er versuchte sich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Wie im Taumel sprang er ab und blieb, schwer beschädigt, auf den Schienen liegen.

In der nächsten Sekunde hörte er das Krachen des zersplitternden Sperrbaumes am Brückeneingang — und einen schweren Fall in die See.

Er erhob sich mühsam in sitzende Stellung und sah hin, atemlos, entsetzt . . .

Die Wagen waren verschwunden; nicht einen Ton vernahm man. Nur die Wellen schlugen mit mächtigem Gebrause gegen die Brückenpfeiler und trieben ihren gelbweißen Schaum in dicken Schichten um das obenauf schwimmende Holz.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen, und er sank ohnmächtig zurück . . . .

Ende.

Digitized by Google

Marie Loeper-Houſſelle
und der Allgemeine Deutſche Lehrerinnenverein.

Nachdruck verboten.

Der Zuſammenſchluß einzelner zu freien Vereinigungen, im Intereſſe einer Förderung gemeinſamer Ziele, gehört zur Signatur unſerer Zeit. Die Symbolik des Pfeilbündels hat überall Verſtändnis gefunden; am ſchwerſten und ſpäteſten bei den Frauen.

Ideale Intereſſen haben ſie zuerſt zuſammengeführt. Die erſten Frauenvereine verfolgten Wohlthätigkeits- und Bildungszwecke. Berufsgenoſſenſchaften entſtanden naturgemäß viel ſpäter, nicht einmal mit, ſondern lange nach dem Eintritt der Frau in einen Beruf, einen Stand, in dem ſich langſam erſt das Gefühl eines Zuſammenhanges mit den Berufsgenoſſinnen, ein Standesbewußtſein entwickelte. Arbeiterinnenvereine, kaufmänniſche Vereine, Lehrerinnenvereine entſtanden. Aus lokalen Bedürfniſſen erwachſen, vertraten ſie meiſtens lokale Intereſſen; der Gedanke einer umfaſſenderen Berufs- und Intereſſengemeinſchaft, der Gedanke nationaler, in weiterer Entwicklung internationaler Berufsgenoſſenſchaften iſt unter den Frauen das Ergebnis der allerneueſten Zeit.

Es war in den Pfingſttagen 1890, daß die deutſchen Lehrerinnen zu einer ſolchen, die ganze Nation umfaſſenden Berufsgenoſſenſchaft zuſammentraten. Den Ruf zu dieſer Verſammlung hatten im Vertrauen darauf, daß die Verhältniſſe reif dafür ſeien, drei Frauen erlaſſen: Auguſte Schmidt, Marie Loeper-Houſſelle und Helene Lange. Die Verſammlung war klein; aber ſie beſtand aus einer Elite der deutſchen Lehrerinnen, und über ihr waltete echter Pfingſttagsgeiſt. Wer dieſer Verſammlung von Frauen beigewohnt hat, weiß, daß in den deutſchen Frauen ein tüchtiges Kapital von ſelbſtändiger Kraft, Energie und hingebungsfähiger Begeiſterung ſteckt, das nur der größeren Aufgaben harrt, um in weiteren Kreiſen nutzbringend zu wirken.

85 Lehrerinnen hatten ſich in jenen Pfingſttagen als Mitglieder für den „Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnenverein“ gemeldet; ein Jahr ſpäter zählte er 25 Zweigvereine und umfaßte über 3000 Mitglieder. Heute, nach noch nicht 5 Jahren, beträgt die Zahl ſeiner Zweigvereine 49, die Geſamtzahl ſeiner Mitglieder über 7000.

Eine ſo kräftige Entwickelung, eine ſo enthuſiaſtiſche Aufnahme der durch den „Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnenverein“ vertretenen Idee konnte nur ſtattfinden, weil die Idee langſam und ſorgfältig vorbereitet worden war. Dieſes Verdienſt gebührt in erſter Linie Frau Marie Loeper-Houſſelle.

Marie Houſſelle hatte, als Pfarrerstochter auf dem Lande aufgewachſen, eigentlich von Jugend auf pädagogiſche Luft geatmet. So war ihr ſchon als Kind der lebhafte Wunſch nahegelegt, Lehrerin werden zu dürfen. Der frühzeitige Tod des Vaters und Verſorgers ließ die Ausführung dieſes Wunſches auch um der materiellen Sicherſtellung willen wünſchenswert erſcheinen, obwohl dieſe Erwägung der für ihren Beruf begeiſterten jungen Lehrerin wenig nahetrat. Als Erzieherin und Lehrerin ſammelte ſie mancherlei Erfahrungen, die ihr die Ausbildung der deutſchen Lehrerin in recht zweifelhaftem Licht erſcheinen ließen. Als ſie mit ihrer Verheiratung aus dem Berufsleben ausſchied, erloſch keineswegs gleichzeitig ihr Intereſſe an demſelben; ſie verwendete im Gegenteil ihre Muße — die Ehe blieb kinderlos — zu eingehendem Studium der Schulverhältniſſe. Beſonders reiche Gelegenheit dazu bot ihr ein zwölf Jahre langer Aufenthalt in Markirch im Elſaß, wo ihr Mann als Poſtdirektor wirkte. Sie trat von hier aus in Verbindung mit Wichard Lange

Digitized by Google

und anderen auf dem Gebiet des Schulweſens hervorragenden Männern. Ihr Hauptintereſſe galt, wie billig, den Lehrerinnen. Sie hatte die Empfindung, daß hier viel Leben zum Segen für andere erſtehen könne, ſobald nur das Gefühl der eigenen Kraft, das Bewußtſein der erziehlichen Aufgabe, die gerade der Frau an den Kindern des Volkes zu löſen gegeben iſt, in hinreichendem Maße geweckt werden könne, ſobald vor allen Dingen die innere Selbſtändigkeit gewonnen ſei, die der einzelnen Lehrerin in ihrer Abhängigkeit vom Direktor, von dem in überwiegender Zahl aus Männern beſtehenden Kollegium, in den Vereinen, in denen wiederum nur Männer zu Worte kamen, mit einem Worte: in ihrer Iſolierung nicht kommen konnte. Es mußte Gelegenheit geboten werden zu einem Zuſammenſchluß, einem Gedankenaustauſch. Frau Loeper beſchloß, dieſe Gelegenheit zu ſchaffen. Sie rief ein Organ ins Leben: Die Lehrerin in Schule und Haus. (Verlag von Th. Hofmann, Gera.) Die Verhältniſſe ſchienen nicht günſtig dafür zu liegen. Von vielen Seiten riet man ab; die Sache ſei nicht reif, das Intereſſe der Lehrerinnen für ihren eigenen Beruf viel zu wenig entwickelt. Das Gefühl, der rechte Augenblick ſei dennoch gekommen, ſiegte — und der Erfolg hat ihr Recht gegeben.

Sechs Jahre lang hat die „Lehrerin in Schule und Haus“ erſt den Boden bereitet, auf dem im Jahre 1890 der Allgemeine Deutſche Lehrerinnenverein erſtand. Unermüdlich hat die Herausgeberin ſelbſt den Idealismus vertreten, auf den die deutſche Lehrerinnenſchaft, ſchlecht vorbereitet, ſchlecht bezahlt, gedrückt und gering angeſehen, in erſter Linie angewieſen war, wenn ſie dennoch in ihrem Beruf etwas leiſten wollte. Dann brachten jene Pfingſttage die erſehnte Ernte.

Der Gedanke, daß die Lehrerinnen aus eigener Kraft, ohne ſich auf Kollegen zu ſtützen, die ſich doch niemals ganz in ihre Intereſſen verſetzen können, ihre Sache führen ſollten, iſt einer der Grundgedanken, welche die „Lehrerin“ in allen jenen Jahren vertreten hat. Er erſcheint uns heute natürlich; wir ſind gewohnt, die Lehrerinnen ihre Verſammlungen ohne jede männliche Beihilfe organiſieren und durchführen, ſie Petitionen einreichen und ihren Stand in jeder Weiſe auch nach außen hin ſelbſtändig vertreten zu ſehen. Vereine dieſer Art waren vor der Begründung der „Lehrerin“ und in weiterem Verfolge des Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnenvereins ſelten; es unterliegt keinem Zweifel, daß beide die Selbſtändigkeit der Lehrerinnen mächtig gefördert haben.

In den Generalverſammlungsberichten des Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnenvereins (Th. Hofmann, Gera) findet ſich ein Teil der Arbeit verzeichnet, welche die verbündeten deutſchen Lehrerinnenvereine in den Jahren ihrer Vereinigung geleiſtet haben. Ein großer Teil iſt zu innerlicher Art, um anders als in der Erhöhung der Arbeitsqualität zu Tage zu treten; ein anderer Teil galt der Gewinnung der maßgebenden Behörden für den Grundgedanken des Vereins: eine größere Beteiligung der Lehrerinnen am Unterricht und der Erziehung beſonders der heranwachſenden Mädchen, ein Gedanke, der ja durch die Verfügungen vom 31. Mai v. J. ſeiner Verwirklichung weſentlich näher gebracht iſt. Ein dritter Teil endlich galt der Sicherſtellung der äußeren Lage der Lehrerinnen. Verſchiedene Vereine haben Feierabendhäuſer und Ferienheime, Krankenkaſſen und Altersverſorgungen eingerichtet.

Eine vorzüglich geleitete, über ganz Deutſchland verzweigte Stellenvermittelung (Zentralſtelle: Leipzig, Pfaffendorferſtraße 17; Schriftführerin: Frl. Ida von Ungern-Sternberg) erzielt alljährlich ſteigende Reſultate; ſie ſteht in engſter Fühlung mit den gleichfalls dem Verbande angehörenden Vereinen deutſcher Lehrerinnen in England, Frankreich und Italien. Der Geſamtverein ſteht noch unter demſelben Vorſtand, der 1890 erwählt wurde (1. Vorſitzende: Helene Lange; 2. Vorſitzende: Marie Loeper-Houſſelle; Schriftführerin: F. Rommel; Bevollmächtigte für die Stellenvermittelung: Helene Adelmann; Kaſſiererin: Lina Langerhannß. — Ehrenpräſidentin des Vereins iſt Auguſte Schmidt). Ein von dem Verein herausgegebener Lehrerinnenkalender (Berlin, Oehmigkes Verlag) und ein nur für die Mitglieder beſtimmtes Reiſeadreßbuch, das zahlreiche, dem Verein gewährte Vergünſtigungen verzeichnet, ſind äußere Zeugen der inneren Zuſammengehörigkeit.

Digitized by Google

Mit Augen ſchauen, was man ein Leben hindurch erſtrebt hat, iſt immer ein erfreuliches Los. Frau Loeper-Houſſelle hat ein geſegnetes Stück Lebensarbeit hinter ſich. Und von der ſtillen Stätte aus, die ſie nach dem Tode ihres Mannes als Heim ſich erſtanden, von dem Waldhäuschen bei Ispringen im Badener Lande, das zum Mittelpunkt zahlreicher freundlicher perſönlicher Beziehungen geworden iſt, wird ſie wieder und wieder

Marie Loeper-Houſſelle.

hinausgerufen, um mitzuwirken an dem weiteren Ausbau des Begonnenen. Auf den Verſammlungen der Frauen- und Lehrerinnenvereine gehört ſie zu den beliebteſten Rednerinnen. Die Wärme ihrer Auffaſſung, die Lebendigkeit ihrer Anteilnahme an allem, was geiſtiges Fortſchreiten und ideale Lebensauffaſſung zu fördern verheißt; ihr warmes Herz für das Volk und ſeine Intereſſen; ihre große perſönliche Anziehungskraft: das alles ſichert ihrer Rede eine zum Herzen gehende Wirkung. Und dankbare Herzen ſchlagen ihr überall entgegen; verdanken doch die deutſchen Lehrerinnen ihr in erſter Linie das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und der Berufsfreudigkeit. **H. L.**

Digitized by Google

Dürfen wir strafen?

Plauderei mit einem Juristen.

Von

Dr. Paul Schüler.

Nachdruck verboten.

Föhrenwalde hat leider noch kein Theater. Aber ein Amtsgericht hat es: da wohne ich von Zeit zu Zeit einer Schöffensitzung bei und lasse die Bilder des Lebens an mir vorüberziehen, diese kleinen Szenen aus der großen Komödie, welche der unerschöpflichste aller Poeten schafft. Der Vorsitzende des Schöffengerichts, der treffliche Amtsrichter B., zieht ein saures Gesicht, wenn ich den Kriminalstudenten spiele. Er weiß: bin ich des Morgens in der Sitzung, so ist ihm des Abends sein Schoppen verleidet. Der Vorstellung lasse ich nämlich gar zu gern die Kritik folgen, und da geraten wir manchmal aneinander. —

Letzthin konnte ich kaum die Zeit erwarten, meines selbstgeschaffenen Amtes als Kritiker zu walten.

Es hatte da ein Mädel von dreizehn Jahren aus der unverschlossenen Kommode ein Portemonnaie mit fünfzig Mark Inhalt entwendet. Weinend räumte sie den Diebstahl ein.

Vorsitzender: „Wie lautet das 7. Gebot?“

Angeklagte: „Du — sollst — nicht — stehlen.“

Vorsitzender: „Und du hast doch gestohlen! — Du bist bereits einmal wegen Diebstahls mit einem Verweise bestraft worden. Du weißt also, daß der Diebstahl bestraft wird.“

Angeklagte nickt.

Vorsitzender: „Nun sage mal, warum hast du das gethan?“

Angeklagte schluchzt: „Ich — ich habe es liegen sehen, und da — da hat es mir keine Ruhe gelassen, und da habe ich es nehmen müssen.“

Das arme Ding wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

„Diesmal“, sprach ich abends zum Amtsrichter, „haben Ihnen die guten Schöffen mal wieder übel mitgespielt. Denn ich kann mir nicht denken, daß ein Jurist eine so schreiende Ungerechtigkeit begehen und ein armes Kind, das offenbar nicht Herr seiner selbst war, wegen einer Lappalie auf ein Jahr ins Gefängnis sperren könnte!“

„Sie irren, lieber Freund,“ erwiderte der Amtsrichter; „das eine Jahr habe ich allein auf dem Gewissen: Mühe genug hat es gekostet, wenigstens den einen meiner Beisitzer zu meiner Ansicht zu bekehren. Ob ich gleiches Glück bei Ihnen haben werde, bezweifle ich: denn Sie sind ein Oppositionsgeist. Indes als Vertreter der Frau Justitia kann ich die schwere Kränkung, welche Sie ihr eben zugefügt, unmöglich auf ihr sitzen lassen, und so will ich Ihnen denn Red' und Antwort stehen. Aber zuvor eine Frage: „Was hätten Sie dem Mädchen gegeben?“

Ich antwortete: „Wozu enthielte unser Strafgesetzbuch die Bestimmung, daß in leichten Fällen auf einen Verweis erkannt werden kann, wenn nicht im vorliegenden Falle davon Gebrauch gemacht werden sollte?“

„Der § 57 des Reichsstrafgesetzbuches,“ entgegnete der Amtsrichter, „spricht von besonders leichten Fällen. Ein solcher liegt aber nicht vor, zumal die Angeklagte vor Jahresfrist, also zu einer Zeit, wo sie gerade das zwölfte Lebensjahr vollendet, d. h. die Grenze der Strafmündigkeit erreicht hatte, bereits wegen eines ganz ähnlichen Vergehens mit einem Verweise vorbestraft ist.“

Digitized by Google

„Dieser Umstand," antwortete ich, „bestärkt mich gerade in der Ansicht, daß der unglückselige Hang zum Stehlen das Mädchen in einem Maße beherrscht, daß weder die erlittene Strafe noch die Furcht vor einer neuen, stärkeren geeignet war, den bösen Trieb zu unterdrücken. Ich hätte daher am liebsten das Mädchen überhaupt nicht bestraft."

„Es ist doch gut," erwiderte der Amtsrichter, „daß nicht das Gefühl, sondern das Gesetz über die Strafbarkeit einer Handlung entscheidet. Das Gesetz aber bestimmt, daß ein Angeklagter, welcher zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre steht, bestraft werden muß, wenn er bei Begehung der That die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besaß. Von dem Vorhandensein dieser Einsicht haben mich die Antworten des Mädchens und seine Vorstrafe überzeugt."

„Es liegt doch aber," warf ich ein, „meines Wissens eine strafbare Handlung dann nicht vor, wenn die That unter dem Drucke eines unwiderstehlichen Zwanges verübt worden ist."

„Sie denken," antwortete der Amtsrichter, „an den § 51 des Gesetzes, nach welchem eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden hat. Sie haben von den Kleptomanen gehört, von jenen Unglücklichen, bei denen der unwiderstehliche Trieb zum Stehlen Folge einer „krankhaften Störung der Geistesthätigkeit" ist. Vielleicht schwebt Ihnen gar jene modernste Art der Kleptomanie vor, welche zuerst in Paris, später in London und Berlin auftrat: ich spreche von jenen den besten Ständen angehörigen Damen, welche die großen Warenmagazine besuchen und unter dem Vorwand, Einkäufe zu machen, hinter dem Rücken der Verkäufer Bänder, Rüschen, Spitzen u. s. w. in ihre Tasche praktizieren. In derartigen Fällen ist allerdings der Ausdruck „Kleptomanie" zumeist nur ein Mäntelchen, das dem ganz gemeinen Diebstahl umgehängt wird, wenn auch zuzugeben ist, daß in gewissen Fällen die rechtswidrige Handlung auf eine krankhafte Störung der Geistesthätigkeit zurückgeführt werden muß. Wollen Sie nun etwa behaupten, daß der Diebstahl, welcher uns beschäftigt, ebenfalls in einer Krankheit seinen Ursprung habe?"

„Das zu entscheiden," erwiderte ich, „wäre Aufgabe des medizinischen Sachverständigen, der meines Erachtens in unseren Strafprozessen viel zu selten zu Worte kommt. Denn ich bin überzeugt, daß eine große Anzahl derer, welche zur Überfüllung unserer Gefängnisse beitragen, in das Irrenhaus gehören."

„Aus Ihnen," entgegnete der Amtsrichter, „spricht das Kind einer Zeit, die in jedem Schuft einen Kranken wittert, weil sie selbst an einer hypersentimentalen Humanitätssucht erkrankt ist. Seitdem der Turiner Professor Lombroso Schule gemacht hat[1]), sind die Begriffe „geborener Verbrecher" und „moralisches Irresein" [moral insanity] zum schützenden Talisman geworden, der Räuber und Mörder ihrer Bestrafung entzieht. Bei Roheitsverbrechen (Körperverletzungen, Verbrechen gegen die Sittlichkeit) wird mangels einer Entschuldigung in letzter Not der ‚moralische Irrsinn' und zwar nicht selten mit Erfolg ins Treffen geführt."

„Was versteht man denn eigentlich unter ‚moralischem Irrsinn'?" fragte ich den Amtsrichter. Er antwortete: „Der ‚moralische Irrsinn' kann definiert werden als eine krankhafte Degenerierung des Gehirns, derzufolge der Mensch, ohne daß notwendig seine Verstandeskräfte gelitten hätten, das sittlich Verwerfliche überhaupt, oder nach bestimmten Richtungen hin, nicht zu empfinden vermag. Ein Beispiel habe ich erst kürzlich in der lesenswerten Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonio M. kennen gelernt.[2]) Dieser Mensch, dessen kriminalistische Laufbahn damit begann, daß er mit 17 Jahren auf öffentlichem Platze ohne ersichtlichen Grund einen Landsmann erschoß,

[1]) Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung von Cesare Lombroso, in deutscher Bearbeitung von Dr. M. O. Fränkel. An Lombroso und seinen eifrigsten Jünger, den Italiener Ferri, hat sich die sogenannte positivistische Schule angeschlossen, welche auch in Deutschland unter Medizinern und Juristen viele Anhänger hat.

[2]) Der Roman eines geborenen Verbrechers. Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonio M...., übersetzt von Ramhorst. Berlin und Leipzig, Alfred Fried & Cie., 1894.

Digitized by Google

hat folgendes Strafregister: 5 Jahre Gefängnis wegen Mordes; 3 Jahre Gefängnis wegen versuchten Mordes; 1 Jahr Gefängnis wegen Bedrohung; 4 Jahre Strafkompagnie; 2 Monate Eisen wegen Fälschung. Ein Mordversuch auf seinen Bruder gab Veranlassung, ihn zwecks Untersuchung seines Geisteszustandes in der Provinzial-Irrenanstalt von Girifalco unterzubringen. Der Direktor, Professor Silvio Venturi, Anhänger der Lombroso-Ferrischen Schule, gab sein Gutachten dahin ab, daß man es mit einem moralisch Irrsinnigen zu thun habe. Trotzdem wurde er von den Geschworenen zu 16½ Jahren Zuchthaus verurteilt."

„Wenn die Gesundheit Voraussetzung der Strafbarkeit ist," sprach ich, „so meine ich, daß in diesem Falle ein Justizmord verübt wurde. Ob der Thäter krank oder gesund gewesen ist, das mag in vielen Fällen schwer oder überhaupt nicht festzustellen sein. Nur die Sprache unterscheidet scharf: in der Natur verwischen sich die Grenzen, und zwischen krank und gesund giebt es thatsächlich ein weites Grenzgebiet, wo beides ununterscheidbar in einander übergeht."

„Auch ich," antwortete der Amtsrichter, „billige nicht die Verurteilung in solchen Fällen, wo an der Gesundheit des Thäters Zweifel bestehen. Aber welche Auswüchse hat nicht die mißbräuchliche Anwendung der Lehre von der moral insanity gezeitigt! Für viele ist jeder geisteskrank, insbesondere „moralisch irre", der sich gegen das Strafgesetzbuch vergeht. Als ob das Strafgesetzbuch nicht eine ganze Reihe Bestimmungen enthielte, welche vom Wechsel der Sitten abhängig sind, und als ob jeder krank wäre, der der jeweilig herrschenden Sitte zuwiderhandelte! Ich erinnere nur an den fortwährend im Fluß befindlichen Ehrbegriff in seiner Wirkung auf die strafrechtlichen Begriffe „Duell" und „Beleidigung". Hier wird es am klarsten, wie lächerlich jene Schule übertreibt, wenn sie alles, was gegen das Gesetz verstößt, für krank erklärt. Mit Genugthuung ist es daher zu begrüßen, daß unser höchster Gerichtshof im letzten Bande seiner Entscheidungen mit Entschiedenheit gegen die weichliche Sentimentalität Front macht, welche mit dem verschwommenen Begriff „moralisches Irrsein" in einer das Recht geradezu untergrabenden Weise Unfug treibt."

„Ich gehöre," antwortete ich, „keineswegs zu denen, welche die übertriebene Anwendung dessen, was Sie mir als „moralisches Irrsein" bezeichnet haben, begünstigen wollen. Ich habe auch keinen Anhalt für die Behauptung, daß in unserem Falle die That in einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit ihren Grund hat. Ich meine aber, das Strafgesetzbuch enthält eine Lücke, wenn es nicht bestimmt, daß solche Menschen milder beurteilt werden müssen, in denen die Neigung zum Schlechten durch ein Einwirken äußerer Umstände zur Begehung der Straftat geführt hat."

„Was Sie da sagen, lieber Freund," sprach der Amtsrichter, „klingt wie eine Selbstverständlichkeit und ist doch widersinnig. Denn können Sie sich überhaupt ein Verbrechen vorstellen, welches nicht in der Anlage des Thäters in Verbindung mit äußeren Umständen seinen Grund hätte? Logisch müßten Sie also zu dem Schlusse kommen, daß eine Missethat überhaupt nicht bestraft werden dürfte, da keinem Menschen zum Vorwurf gereichen kann, daß er von Natur so und nicht anders ist, und daß solche und nicht andere Umstände auf ihn eingewirkt haben. Wir stehen hier vor einem der schwierigsten Probleme, nämlich vor der Frage nach der Freiheit des Willens, die etwa mit Bezug auf das Strafrecht so zu fassen wäre: Wohnt dem gesunden Menschen die Möglichkeit inne, seine Handlungen so einzurichten, daß sie dem Strafgesetze nicht zuwiderlaufen?"

„Nicht sowohl ein Mangel an Logik," sprach ich, „als vielmehr eine gewisse Furcht hat mich verhindert, meinen Gedanken in alle seine Konsequenzen zu verfolgen. In der That bin ich der Ansicht, daß unsere Handlungen nichts weiter sind als Reaktionen unserer Eigenschaften auf äußere Reizungen. Eigenschaften aber sind uns angeboren. Durch Einflüsse von außen, insbesondere durch Erziehung, können sie nach dieser oder jener Richtung entwickelt, vielleicht auch unterdrückt werden: vorausgesetzt nämlich, daß der Charakter ein bildsamer ist, was wiederum Frage der Anlage ist. Habe ich es doch selbst erlebt, daß von zwei Zwillingsbrüdern, die in der gleichen Umgebung aufgewachsen sind und die gleiche Erziehung genossen haben, der eine ein

Digitized by Google

Prediger, der andere ein — Zuchthäusler geworden ist. Ich habe die Überzeugung, daß wir nicht über unsere Anlagen, sondern die Anlagen über uns herrschen."

„Und so gelangen Sie," fiel mir der Amtsrichter ins Wort, „zu der Ansicht, welche der Dichterphilosoph so schön in die Worte kleidet:

Die Welt ist willenlos, nichts weiter als ein Kreisel,
Den in Bewegung setzt der Leidenschaften Geißel; —
Die Leidenschaften selbst, sie sind Naturgesetze,
Ganz unabhängig von moralischem Geschwätze,
Und folglich ist allzeit, so man es recht erwägt,
Unstrafbar für sein Thun, was Menschenantlitz trägt."

„In der That," sprach ich, „zwingt mich die Logik, die Ansicht, welche sich in diesen Reimen ausspricht, zu der meinigen zu machen."

„Nun," sagte der Amtsrichter, „auch ich bin der Überzeugung, daß der sogenannte penchant au crime auf physische und soziale Ursachen zurückzuführen, und daß demnach das Verstoßen gegen die Strafgesetze von Umständen abhängig ist, die der Thäter nicht zu ändern vermag."

„Aber wenn dies Ihre Ansicht ist," sprach ich erstaunt, „wie können Sie da noch länger Ihres Amtes als Strafrichter walten?"

„Diese Frage," erwiderte der Amtsrichter, „habe ich erwartet. Wie rechtfertigt sich nunmehr Liebe und Haß, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe, wenn die Handlungen des Menschen einem unabänderlichen Zusammenwirken von Eigenschaften und Umständen entspringen? Viele, die an die Unfreiheit des Willens glauben, aber keine Antwort auf jene Frage finden, kommen wiederum zu dem wundersamen Ergebnis, daß die nützlichen Handlungen einem gesunden Geiste entspringen, während die schädlichen auf Krankheit zurückzuführen seien. Die geistvolle Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach hat eine Parabel geschrieben, welche „Die Mußmenschen" betitelt ist und folgenden Inhalt hat: Ein zum Tode verurteilter Verbrecher entspringt und kommt in ein Land, wo zu seiner Freude der Glaube an die Unfreiheit des menschlichen Willens herrscht. Er begeht ein Verbrechen und wird in das Spital gebracht. Der Krankenwärter führt ihn an Thüren vorbei, hinter denen er jämmerlich klagen und stöhnen hört. An den Thüren stecken Rezepte, auf denen steht: „dreimal täglich fünf Rutenstreiche;" „allabendlich zwölf Stockprügel;" „vierzehn Tage bei Wasser und Brot" u. s. w. Auf die Frage nach der Bedeutung antwortet der Wärter, daß dies die Kuren sind, mit denen diejenigen, welche einen gemeinschädlichen, d. h. ungesunden Willen haben, gesund gemacht werden. Wenn aber die Kur nichts nützt, dann geht der Kranke den Weg der Unheilbaren, d. h. zum Richtplatz. „Pfui", sagt der Verbrecher, „einen Richtplatz habt ihr auch?" und sucht zu entspringen. Den Wärter, der ihn daran hindern will, erdrosselt er. Wieder festgenommen, wird er vor die „Doktoren" geführt. Die machen ein bedenkliches Gesicht und erklären: der Fall sei unheilbar. Der Verbrecher muß denn auch den Weg der Unheilbaren, d. h. zum Richtplatze gehen. Noch vor dem Block schimpft er: „Hochmütige Kulturaffen, ihr seid ebenso dumm, wie bei uns die Leute sind. Euer Müssen und unser Wollen, eure Rezeptenschreiber und unsere Richter, es kommt auf eins heraus." „Ja," erwidert der Henker, „es kommt eigentlich auf eins heraus", und waltet seines Amtes."

„So sinnreich diese Parabel ist", sprach ich, „so scheint sie mir doch nur für diejenigen von Wert zu sein, welche Verbrechen und Krankheit identifizieren. Auch weiß ich nicht, wie die Verfasserin die von den Ärzten angewandte Behandlung Kranken gegenüber rechtfertigen will."

„Das ist ja eben", antwortete der Amtsrichter, „die Inkonsequenz der italienischen Schule, daß sie das Strafrecht aufrecht erhält, obwohl sie die Verbrecher für krank erklärt. Interessant ist in dieser Beziehung das bereits erwähnte Gutachten des Prof. Venturi, in dem es heißt: „M. ist nicht gesund, folglich nicht strafbar . . . . Wenn übrigens der Gerichtshof die Sache anders auffaßt und M. zu einer langen Kerkerstrafe verurteilt, so würde sich der Irrenarzt dabei beruhigen, daß dem gefährlichen Menschen, wenn auch vermittels des Gefängnisses, die Gelegenheit, weitere Verbrechen

Digitized by Google

zu begehen, entzogen würde." (!) Die Schüler des Lombroso, die Positivisten, suchen vergebens nach einem Grunde für die Strafe. Sie strafen Leute, die ihrer Ansicht nach krank sind, obwohl die Strafe nicht begründet und nur, weil sie nützlich ist. Mit Recht sagt der bekannte Strafrechtslehrer Berner[1]): „Die Zufügung eines Übels kann ihre letzte Rechtfertigung nicht in einem guten Zwecke finden. Denn der Zweck heiligt das Mittel nicht." Er enthebt uns, die wir an die allgemeine Verbrecherkrankheit nicht glauben, keineswegs der Aufgabe, nach der letzten Basis des Strafrechtes zu forschen."

„Ich fürchte," sprach ich, „daß auch wir uns vergebens nach einer Begründung des „Strafendürfens" umsehen werden, da wir ja von der Unfreiheit des Willens überzeugt sind."

„Ist denn aber," erwiderte der Amtsrichter, „die Willensfreiheit Voraussetzung des Strafendürfens? Dürfen wir denn nicht strafen, wenn wir überzeugt sind, daß der Thäter so und nicht anders handeln konnte? Betrachten wir einmal analoge Erscheinungen in der außermenschlichen Natur: die lehren uns, wie sich unter dem Scheine der Grausamkeit häufig eine tiefe Gerechtigkeit verbirgt. Ein Beispiel für viele: Ihnen als Bienenzüchter ist es bekannt, daß es eines Tages im Herbste, wenn die Sammelzeit zu Ende geht, zwischen Arbeitsbienen und Drohnen zu einer förmlichen Schlacht kommt, in welcher die fleißigen Bienen die faulen Drohnen mit ihrem Stachel durchbohren, und doch haben die Drohnen weiter nichts verbrochen, als daß sie nicht als Arbeitsbienen zur Welt gekommen sind."

„Die Sozialpolitik der Bienen," erwiderte ich, „dürfte denn doch zu radikal sein, um auf den Kulturmenschen angewandt zu werden. Mir will es scheinen, als leugneten wir jeden Fortschritt menschlicher Entwicklung, wenn wir es nicht anders trieben als das liebe Vieh."

„Als ob menschliche Kultur jemals die Grundlagen beseitigen könnte, auf denen die Weltordnung aufgebaut ist! Haben wir es denn wirklich so herrlich weit gebracht, daß wir von der Natur nicht mehr zu lernen vermöchten? Gerade die wachsende Kultur hat Verbrechen gezeitigt, die schlimmer sind und gefährlicher als alles, was bei unzivilisierten Völkern und bei Tieren schlecht und verderblich ist: denn mit den Mitteln steigt die Möglichkeit vielfachen Mißbrauchs. Der internationale Betrieb der Hochstapelei, die Bombenattentate der Anarchisten — es sind Erzeugnisse einer Kultur, deren festeste Stütze noch immer das Strafrecht ist. Es mag Leute geben, welche die Anarchisten mehr als ihre Opfer bemitleiden. Ich für mein Teil bedaure, daß uns nicht mehr die mittelalterlichen Strafmaßregeln solchen Leuten gegenüber zu Gebote stehen, die dem Leben ungezählter Mitmenschen aus keinem anderen Grunde nachstellen, als weil sie mit der herrschenden Gesellschaftsordnung nicht einverstanden sind. Denn, lieber Freund: ich hasse und verfolge das Schlechte um des Schlechten willen, gleichviel ob es in einem freien oder unfreien Wollen seinen Ursprung hat. Dieses Gefühl teile ich mit der überwiegenden Mehrzahl der Menschen; und wenn es auch nicht als Grundlage für das Strafrecht dienen kann, so entspricht es doch den Grundsätzen, die uns allenthalben in der Natur entgegentreten. Die aber lauten: der Egoismus des einzelnen findet seine Grenze am Interesse der Gesamtheit. Was dieser schadet, ist schlecht und muß unterdrückt werden; denn das Höhere geht dem Niederen, die Gattung dem Individuum vor. Dieses muß leiden, damit jene gefördert werde. Das ist die natürliche Gerechtigkeit, welcher die Berechtigung zu strafen entspringt."

„Demnach hätten wir," sprach ich, „eine Wurzel gefunden, aus welcher die Strafbefugnis erwächst, ohne daß es auf die Freiheit oder Unfreiheit des Willens ankäme?"

„In der That," antwortete der Amtsrichter, „hätten wir hier eine Basis gefunden, auf welcher sich die Anhänger beider Theorien vereinigen können. Wie heißt es doch in unserer Parabel? — Euer Müssen und unser Wollen — es kommt eigentlich auf eins heraus."

---

[1]) Lehrbuch des deutschen Strafrechts von A. F. Berner.

Digitized by Google

„Wenn aber die natürliche Gerechtigkeit der letzte Grund der Strafe ist, wie kommt es, daß die Menschen es nicht ebenso machen wie die Bienen und alles, was schlecht und faul ist, totschlagen?"

„Die Art und das Maß der Strafe," entgegnete der Amtsrichter, „wird nicht durch ihren Grund, sondern durch ihren Zweck bestimmt. Die Frage nach dem Grunde lautet: „Dürfen wir strafen?" Die Frage nach dem Zweck heißt: „Zu welchem Ende sollen wir strafen?" Sie nannten vorhin den Grund die Wurzel des Strafrechts: wenn wir denn im Bilde bleiben und das Strafrecht mit einem Baum vergleichen wollen, so möchte ich als die Krone dieses Baumes den Zweck bezeichnen. Während nun der Grund der Bestrafung auf einem unabänderlichen und allen gemeinsamen Naturgesetze beruht, ist die Art und Weise, wie dem Zweck der Strafe genügt wird, je nach der sittlichen Anschauung der verschiedenen Zeiten und Völker eine verschiedene. „Der Verbrecher, der heute ein paar Jahre eingesperrt wird, mußte vor einem Jahrtausend vielleicht ein Dutzend armer Leute speisen oder wurde vor zwei Jahrtausenden durch Elephanten zerstampft." [1]) Das Strafrecht der Urmenschen, welches sicherlich in seiner radikalen Einfachheit hinter dem der Bienen nicht zurückstand, mußte im Laufe der Entwicklung einem vielfach abgestuften, komplizierten Rechte weichen, so wie es dem jeweiligen Kulturstande entspricht."

„Was kann man denn eigentlich als den Zweck der Strafe bezeichnen?" fragte ich.

Der Amtsrichter antwortete: „Die Straf' ist geordnet und gemacht aus Lieb' der Gerechtigkeit und um gemeines Nutzens willen" definiert unser altes deutsches Gesetzbuch vom Jahre 1532, die peinliche Gerichtsordnung Karls V., die sogenannte Karolina, indem sie Grund und Zweck der Strafe zusammenfaßt. Als Student habe ich nicht weniger als zwölf Theorien kennen gelernt, deren jede für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, den Zweck der Strafe richtig und erschöpfend darzuthun. Damit ist es aber nicht gethan. Zu den sogenannten relativen oder Zwecktheorien gesellen sich die absoluten Theorien vom Grunde, und die Vereinigung beider Arten ergiebt wieder eine so zahlreiche Mischung, daß es bisher keinen Juristen gelungen ist, die Gesamtzahl der vorhandenen Theorien zu berechnen. Da ist die Abschreckungstheorie, derzufolge durch Bestrafung des Missethäters dieser sowohl wie jeder andere Bürger von Begehung fernerer Missethaten abgeschreckt werden soll; [2]) da ist die Theorie des psychologischen Zwanges, durch welchen der sinnliche Trieb zum Verbrechen unterdrückt werden soll, da ein jeder im voraus wisse, es stehe ihm ein Übel bevor, das ihn schwerer träfe als die Unterdrückung jenes Triebes; [3]) da ist die Welckersche Ersatztheorie, welche die Strafe als einen Ersatz ansieht, den der Verbrecher für die erschütterte Achtung vor dem Gesetze leistet; da ist vor allem die berühmte Besserungstheorie, welche den Erziehungszweck betont; [4]) da ist die Martinsche Notwehr-, die Fichtesche Abbüßungs-, die Merkelsche Vergeltungstheorie. Die Aufzählung aller dieser Theorien würde nur ermüden."

„Und welche Theorie vertreten Sie?" fragte ich den Amtsrichter.

„Keine," antwortete er lakonisch. „Ich bringe bald diese, bald jene zur Anwendung, je nachdem es mir angemessen erscheint. Und meine Wahllosigkeit hat ihren guten Grund im deutschen Strafgesetzbuch, welches ebenfalls über den Zweck der Strafe nichts bestimmt. Sein Verfasser, der spätere Justizminister Friedberg, erklärte nämlich bei der Abfassung des Gesetzes, daß ihm eine zutreffende Theorie nicht bekannt sei."

„Das Fehlen einer Theorie," sprach ich verwundert, „konnte doch auch praktisch nicht ohne Folgen bleiben?"

„Gewiß nicht," antwortete der Amtsrichter. „Ein einheitlicher Strafzweck wäre die unbedingte Voraussetzung, um einen Maßstab für die Strafzumessung zu finden."

---

[1]) Aus Prof. v. Kirchenheims Vorwort zu l'uomo delinquente.
[2]) Prof. Gmelin in Tübingen, geb. 1749, gest. 1818.
[3]) v. Feuerbach, geb. 1775, gest. 1833.
[4]) Prof. Mittermayer, geb. 1787, gest. 1867.

Digitized by Google

„Mangelt es denn an einem solchen?“ fragte ich.

„Aber freilich,“ erwiderte der Amtsrichter. „Das erste, was gewiegte Verbrecher thun, ist, daß sie sich nach der Nummer der Strafkammer erkundigen, vor welcher sie abgeurteilt werden. Denn sie wissen: diese straft strenger als jene. Ein Dieb, den ein Gerichtshof zu drei Jahren verurteilt, würde von einem anderen Gerichtshofe vielleicht nur zu einem Jahre verurteilt worden sein.“

„Das ist ja doch aber eine himmelschreiende Ungerechtigkeit!“ rief ich entrüstet.

„Das ist nichts weiter,“ antwortete der Amtsrichter, „als eine Folge der menschlichen Unzulänglichkeit, wie sie auf allen Gebieten zu Tage tritt. Ein Schema für die Beurteilung der Verbrecher giebt es ebensowenig, wie es ein Schema für die Behandlung der Kranken giebt. Jeder Fall will individuell beurteilt werden. Je nach der Vorstellung, die der Richter von dem Zweck der Strafe hat, wird die Beurteilung eine verschiedene sein. Takt, Beobachtung, praktische Erfahrung müssen ihm den rechten Weg zeigen. Ich bin überzeugt, daß auch in dem Falle, welcher uns zu diesem Gespräche veranlaßt hat, mancher milder geurteilt und das Mädchen vielleicht nur mit einer Woche Gefängnis bestraft hätte.“

„Und weshalb,“ fragte ich, „haben Sie es mit einem Jahre bestraft?“

„Offenbar,“ antwortete der Amtsrichter, „ist die Umgebung, in welcher die junge Sünderin aufwächst, nicht geeignet, den schlechten Trieben, mit denen sie behaftet ist, in wirksamer Weise entgegenzutreten.“

„Nein, wahrlich nicht,“ sprach ich lachend, „ich kenne zufällig die Familie: der Vater ist Landstreicher, und die Mutter trinkt.“

„Nun,“ fuhr der Amtsrichter fort, „wenn Besserung überhaupt noch möglich ist, so kann sie nur dadurch bewirkt werden, daß das Mädchen möglichst lange seiner Umgebung entzogen wird.“

„Aber weshalb bringt man denn das Mädchen nicht in einer Erziehungsanstalt unter?“ fragte ich.

„Sie berühren einen wunden Punkt unseres Strafgesetzbuchs,“ antwortete der Amtsrichter. „Das Gesetz giebt dem Richter leider nicht die Befugnis, den Angeklagten in einer Erziehungsanstalt unterzubringen, sobald er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besitzt. Als ob es bei dieser Frage auf den Intellekt und nicht vielmehr auf die Moral ankäme! Ein praktisches Verdienst erwirbt sich daher die Lombrososche Schule, indem sie dahin strebt, den Staat mehr zu einer vorbeugenden, als zu einer strafenden Thätigkeit zu veranlassen. Maßregeln müssen ergriffen werden, durch welche, wie sich ein Anhänger jener Schule ausdrückt, der Armee des Verbrechens gewissermaßen die Rekrutierung abgeschnitten wird. So lange die Missethäter jung sind, ist die Möglichkeit einer heilsamen Entwicklung noch am ehesten gegeben. Unsere kriminalistischen Kongresse haben in letzter Zeit vielfach zu der Bestrafung jugendlicher Verbrecher Stellung genommen. Die internationale Vereinigung hat im vorigen Jahre den wichtigen Beschluß gefaßt, die Grenze der Strafmündigkeit vom 12. auf das 16. Lebensjahr heraufzurücken und die Bestimmung des Strafgesetzes, welche die Zwangserziehung davon abhängig macht, daß der Angeklagte die Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlung nicht besessen habe, zu beseitigen. Hoffentlich wird dieser Beschluß bald zum Gesetz erhoben. So lange das nicht der Fall ist, müssen wir uns schon behelfen. Wünschen wir, daß die Erziehung, welche dem Mädchen in der Strafanstalt zu teil wird, die bösen Neigungen unterdrücken und die kleine Sünderin zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen möge!“

Digitized by Google

Die Fürsorge für verwahrloste Kinder.

Von

Staatsanwalt Dr. **H. Appelius.**

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 155 und Schluß.)

II.

In England waren die Verhältnisse in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so, daß noch im Jahre 1841 ein Schriftsteller wörtlich sagen konnte: „Die Zahl der jugendlichen Verbrecher vermehrt sich in England auf eine schauderhafte Weise." In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts begann allmählich das öffentliche Erziehungswesen die Höhe zu erreichen, die es noch heute einnimmt. Und der Erfolg blieb nicht aus. Während im Jahre 1856 noch fast 14 000 Jugendliche wegen strafbarer Handlungen zur Aburteilung kamen, hatte sich die Zahl der jugendlichen Strafthäter nach 15 Jahren (im Jahre 1871) auf 8977, nach weiteren 15 Jahren (im Jahre 1886) auf 4924 und nach weiteren 5 Jahren (im Jahre 1891) auf 3855 reduziert. Allmählich zeigte sich auch eine Abnahme der Verbrechen überhaupt. Innerhalb von zwanzig Jahren ist die Zahl der von der Jury zu Freiheitsstrafen Verurteilten von 11 710 im Jahre 1871 auf 8504 im Jahre 1891 herabgesunken. In demselben Zeitraum hatte die Bevölkerung von England um etwa 25 Prozent zugenommen. Die im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung geradezu überraschende Abnahme der Verbrechen wird in englischen Kreisen allgemein nur als ein Erfolg der Fürsorge für die verbrecherische und verwahrloste Jugend angesehen. Diese Abnahme der Verbrechen zeigt deutlich, wie die öffentliche Erziehung nachhaltig gewirkt hat, daß sie nicht bloß bewirkt hat, daß die in die Erziehungsanstalten Aufgenommenen während der Dauer der Erziehung vom Verbrechen ferngehalten worden sind, sondern daß sie auch später, nachdem sie längst der Erziehung entwachsen waren, mit den Gesetzen nicht in Konflikt gekommen sind.

Der Gedanke, daß für die verbrecherische und die verwahrloste Jugend die öffentliche Erziehung eintreten müsse, ist in England schon seit langer Zeit ausgesprochen, schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch John Howard. Aber es mußten fast einhundert Jahre vergehen, bis die Gesetzgebung, gedrängt durch das immer mehr überhandnehmende Verbrechertum, dazu gelangte, jenem Gedanken eine praktische Gestaltung zu geben. Es hatte aber auch damals noch einer energischen Anregung bedurft, um die Faktoren der Gesetzgebung auf den richtigen Weg zu weisen, und diese Anregung war von einer edlen Frau, der Miß Mary Carpenter, ausgegangen, welche das im wesentlichen bis zum heutigen Tag in England geltende System der öffentlichen Erziehung in ihren Schriften vorschlug.

Die englische Gesetzgebung hat aber hauptsächlich nur die Handhaben zum Einschreiten gegen die verbrecherische und verwahrloste Jugend und gewisse reglementarische Bestimmungen für die Erziehungsanstalten gegeben; die Erziehungsanstalten selbst sind zum größten Teil Gründungen von wohlthätigen Gesellschaften oder von Privatpersonen, welche reichlich durch Privathilfe und durch den Staat, sowie durch kommunale Verbände unterstützt werden. Sie stehen aber alle unter staatlicher Aufsicht, und der staatliche Zuschuß repräsentiert jährlich eine große Summe, etwa 9 bis 10 Millionen Mark nach unserem Gelde. England weiß nun aus jahrelanger Erfahrung, daß diese Summe vorzüglich angelegt ist.

Digitized by Google

Der Raum verbietet mir, auf das englische Zwangserziehungswesen näher einzugehen; manches dürfte auch schon in weiteren Kreisen bekannt geworden sein. Ich will nur zwei Bilder aus demselben entrollen, von denen ich sicher bin, daß sie weniger bekannt sind, die aber für die Thätigkeit, welche in England für die öffentliche Erziehung entfaltet wird, als charakteristisch bezeichnet werden dürfen.

Das erste soll kurz die Wirksamkeit eines Privatmannes auf dem Gebiet des öffentlichen Erziehungswesens, über welche vor kurzem auch in der englischen Presse eingehend berichtet wurde, darstellen. Ein Arzt, Dr. Barnardo in London, hat sich seit dem Jahre 1867, ergriffen von dem Elend, welches er in der Riesenstadt fand, der Rettung der verwahrlosten Jugend hingegeben, und er hat seit jener Zeit ein Werk geschaffen, wie es großartiger nicht gedacht werden kann. Allerdings ist er in seinem rastlosen Eifer für das Wohl jener Verlassenen mit Geldmitteln reichlich unterstützt worden; er soll im Lauf der Jahre ca. 25 000 000 Mark durch Sammlungen für sein Werk vereinnahmt haben. Tausende von Kindern verdanken ihm die Errettung vom Untergang in Verbrechen und in Sünde. Er hat Schulen und Krankenhäuser gegründet und erbaut; großartige Erziehungsanstalten sind durch ihn errichtet, in denen etwa 2000 Kinder gleichzeitig Unterkommen finden. Dr. Barnardo hat dabei weder die Kleinsten (vom 5. Lebensjahre an) vergessen, noch die schon fast Erwachsenen aus dem Kreise seiner helfenden Thätigkeit verbannt.

Diejenigen, welche dem Erziehungshaus entwachsen sind, werden in Arbeit, in Stellungen untergebracht und noch längere Zeit überwacht; ein großer Teil wird auch außer Landes, in die englischen Kolonien, insbesondere nach Britisch-Nordamerika geschickt, wo Dr. Barnardo für seine ehemaligen Zöglinge anbaufähiges Land im Wert von über 400 000 Mark angekauft hat. Andere werden in der Handelsmarine untergebracht.

Über dies großartige Werk eines einzelnen Mannes ließe sich ein kleines Buch schreiben, wenn man zusammenstellen wollte, was er alles geleistet hat. — Wie ich übrigens nebenbei bemerken will, ist er bei der Fürsorge für die verwahrloste Jugend nicht stehen geblieben; auch dem materiellen und geistigen Elend der Erwachsenen ist seine Thätigkeit gewidmet. Dr. Barnardo läßt in der rauhen Jahreszeit Tausende von Portionen Essen an Arme und namentlich an Arbeitslose verteilen, er hat Kaffeehäuser, in denen den Unbemittelten warmer Kaffee umsonst verabreicht wird, gegründet, er hat Häuser für barmherzige Schwestern erbaut, er läßt Arme von eigenen Ärzten behandeln; er hat endlich Betsäle errichtet, in denen Tausende Erbauung finden können.

Man möchte fragen, wie es möglich ist, daß das alles von einem einzelnen Manne geschaffen, erhalten und geleitet werden kann; vor allem aber, wie es möglich ist, daß es einem einzelnen Manne gelingen konnte, solche riesigen Mittel zu beschaffen. Es gehört eine eiserne Energie dazu, und außergewöhnliche Verhältnisse, um das zu erreichen, was diesem Manne zu schaffen vergönnt gewesen ist. Dies Wirken eines einzelnen steht wohl ohnegleichen da; nur einzelne wohlthätige Gesellschaften und Vereine in England können auf eine annähernd gleich erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken.

Das zweite, eine Schilderung aus dem öffentlichen Erziehungswesen in England, soll eine ganz eigentümliche Art der Knabenerziehung weiteren Kreisen bekannt machen: die „training ships“, „Schiffserziehung“. Die Schiffserziehung findet statt entweder auf einem wirklichen (alten und ausrangierten) Schiff irgendwo in einem kleinen Küstenort, oder auch in einer Erziehungsanstalt im Lande, die jedoch ein Bauwerk in der Form eines Schiffes, sowohl zum Wohnen für einzelne Zöglinge oder wenigstens zum Zweck seemännischer Übungen, besitzt. Sie bildet nicht etwa neben den Reformatory Schools und den Industrial Schools, den beiden Kategorien, nach welchen die englischen Erziehungsanstalten unterschieden werden, eine dritte Kategorie, sondern sie gehört einer dieser beiden Kategorien und zwar, soviel mir bekannt, regelmäßig der letzteren an. Der praktische Zweck liegt auf der Hand; die Knaben werden an eine straffe militärische Disziplin gewöhnt, sie bekommen Lust zum Seemannsberuf, werden für diesen Beruf bis zu einem gewissen Grade vorgebildet, — und die englische Flotte gewinnt aus den

Digitized by Google

Zöglingen der training ships eine Anzahl von abgehärteten, schon disziplinierten und gut erzogenen Schiffsjungen.

Der Engländer ist praktisch. Keine der Erziehungsanstalten glaubt ihre Schuldigkeit damit gethan zu haben, daß sie den Zöglingen nur Schulunterricht und Aufsicht gewährt; jede sorgt auch dafür, daß die Zöglinge für einen Lebensberuf ausgebildet werden. So werden z. B. in den Erziehungsanstalten Dr. Barnardos vier verschiedene Handwerke gelehrt, in deren einem jeder Knabe, je nach seinen Neigungen und Fähigkeiten und seiner Körperbeschaffenheit unterwiesen wird. Der praktische Sinn des englischen Volkes will, daß die von der Gesamtheit für die Erziehung aufgewendeten Mittel der Gesamtheit, soweit möglich, wieder zu gute kommen, dadurch, daß die Zöglinge der Anstalten zu einer möglichst produktiven Thätigkeit herangebildet oder zur Hilfeleistung bei der produktiven Thätigkeit anderer befähigt werden; nur sehr selten kommt es deshalb vor, daß Zöglinge aus der Erziehung entlassen werden, die keine andere Eigenschaft als nur ihre körperliche Kraft auf dem Arbeitsmarkt anbieten können. So ist auch bei der Bedeutung der Seefahrt für England und der Vorliebe des englischen Küstenbewohners für den Seemannsberuf die Schiffserziehung, trotz ihres bisherigen verhältnismäßig geringen Umfangs, in ihrem Wert für die englische Marine erkannt und gerade um deswillen ins Leben gerufen worden.

Wenn ich auch im allgemeinen nicht der Ansicht huldige, daß alles, was sich im fremden Lande, unter den dortigen Verhältnissen, bewährt hat, nun deshalb auch ohne weiteres und unverändert für Deutschland passend sei und in deutschen Boden mit Erfolg verpflanzt werden könne, so habe ich doch aus den mannigfachen Formen, in denen die englische öffentliche Erziehung vor sich geht, die Schiffserziehung absichtlich herausgehoben, da der dabei verwertete Gedanke doch wohl auch für uns nutzbar gemacht werden könnte.

Es ist ein wenig hervorragender Zug in unserem Volkscharakter, ausländische Einrichtungen zu bewundern, eben, weil sie ausländische sind; ich glaube mich dieses Fehlers nicht schuldig zu machen, wenn ich das englische Zwangserziehungswesen der Beachtung aller anderen europäischen Völker für würdig erachte. Eine Erscheinung dürfte dabei ganz besonders Hervorhebung verdienen, da sie mit als eine Hauptursache der Erfolge der englischen Zwangserziehung angesehen werden muß. Die politischen Parteikämpfe des Landes haben in England, soweit bekannt, niemals auf die Gestaltung und die Entwicklung des Zwangserziehungswesens einen Einfluß ausgeübt. Nachdem einmal die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit der Einrichtung anerkannt war, wird dieselbe ohne Rücksicht auf politische Parteistellung allseitig unterstützt. Man hat eingesehen, daß man das allgemeine Beste fördert und daß die ganze Sache mit den Streitigkeiten politischer Parteien nicht das geringste zu thun hat; damit stehen die hier interessierenden Fragen außerhalb des Parteigetriebes. Es ist das ein Vorzug Englands (und auch anderer fremden Staaten), daß die Bürger des Landes sich zuerst als Kinder eines Vaterlandes und dann erst als Anhänger einer politischen Partei fühlen, daß deshalb nicht jeder Vorschlag, mag er noch so sehr dem allgemeinen Wohle dienen, zunächst durch die Parteibrille betrachtet wird und nur dann Gnade findet, wenn er in den Rahmen engherziger Parteipolitik hineinpaßt. Leider liegen auch in dieser Beziehung bei uns die Verhältnisse anders. Was hat wohl die Frage der Fürsorge für verwahrloste und verbrecherische Kinder mit dem Kampf der politischen Parteien zu schaffen! Und doch ist kaum die Idee der Erweiterung solcher Fürsorge zu einer bestimmten Gestaltung gelangt, so hat sie sich auch gefallen lassen müssen, vom Parteistandpunkt aus beleuchtet zu werden: man fürchtet einen Eingriff in die persönliche Freiheit oder einen Mißbrauch zu politischen Zwecken und sonst noch mancherlei, — und doch reden die Zahlen der deutschen Kriminalstatistik, namentlich im Vergleich zu den englischen, eine so deutliche Sprache, überzeugender als ich es vermag.

Bei einer Einwohnerzahl von etwa 50 Millionen (gegen etwa 30 Millionen in England) sind in Deutschland im Jahre 1892 wegen Vergehungen gegen Reichsgesetze etwa 46 500 jugendliche Personen vom 12.—18. Lebensjahre zu Strafen verurteilt. Auf diese Zahl sind die Verurteilungen von etwa 30 700 im Jahre 1882, wo die

Digitized by Google

ersten allgemeinen statistischen Aufnahmen gemacht wurden, gestiegen. Seit 1889 ist die Zahl der Verurteilungen um etwa 10 000 gestiegen, denn im Jahre 1889 wurden 36 790 Jugendliche bestraft. Das jugendliche Verbrechertum hat sich also in den letzten Jahren geradezu rapide vermehrt. Die angegebenen Zahlen schaffen aber noch keine vollständige Aufklärung über die Lage, da noch diejenigen jugendlichen Personen hinzugerechnet werden müssen, die wegen Vergehungen gegen landesgesetzliche Vorschriften, (Holz- und Felddiebstähle, Fischereivergehen u. s. w.), wegen der im Strafgesetzbuch aufgeführten Übertretungen (Betteln, Landstreichen, Unfug u. s. w.) und wegen lokalpolizeilicher Übertretungen verurteilt worden sind. Es durften deshalb, ohne Übertreibung, die jugendlichen Verurteilten der letzten Jahre auf annähernd je 100 000 angegeben werden.

Genau läßt sich die Zahl nicht bestimmen, da über die letzterwähnten Kategorien vollständige statistische Aufnahmen nicht vorhanden sind.

Stellen wir nun eine Vergleichung an, so kommt in England jetzt eine Verurteilung jugendlicher Personen auf 7500 Einwohner, in Deutschland eine solche Verurteilung wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze auf 1076 Einwohner und eine Verurteilung jugendlicher Personen wegen strafbarer Handlungen überhaupt ungefähr auf 500 Einwohner. Während mit diesen Zahlen unzweifelhaft bewiesen ist, daß die Kriminalität der Jugendlichen sich in England ganz erheblich günstiger gestaltet, als in Deutschland, so darf allerdings dabei auch das nicht übersehen werden, daß einmal nach den Grundsätzen des englischen Strafverfahrens bei einer großen Zahl von Strafthaten die Einleitung der Untersuchung und der Fortgang derselben von der Thätigkeit des Verletzten oder des für ihn Auftretenden, als betreibenden Teiles, abhängig ist, und daß es mangels eines solchen Sachbetriebes des Verletzten, oder wenigstens seiner Gegenwart vor Gericht als Antragsteller, nicht zu einer Aburteilung kommt, und ferner, daß der englische Richter sehr leicht geneigt ist, wo es angeht, statt der Verurteilung zu einer Strafe, die Überweisung an eine Industrial School auszusprechen, sowie daß gewisse Strafthaten Jugendlicher bis zum 14. Lebensjahr (z. B. Betteln und Landstreichen) nicht bestraft werden, sondern die Überweisung an eine Industrial School zur Folge haben. Endlich muß hervorgehoben werden, daß in England der Begriff des jugendlichen Verbrechers nur bis zum vollendeten 16. Lebensjahr geht, so daß in den mitgeteilten englischen Zahlen die sehr verbrecherischen Jahrgänge vom 16. bis 18. Lebensjahre, die in der deutschen Statistik mit enthalten sind, fehlen. Allerdings beginnt in England die Strafbarkeit schon mit dem 10., in Deutschland erst mit dem vollendeten 12. Lebensjahr, so daß die englische Statistik anderenteils zwei Jahrgänge umfaßt, die in der deutschen fehlen. Wenn daher auch in beiden Ländern das strafgesetzlich privilegierte jugendliche Alter sechs Jahre umfaßt, so sind die Verhältnisse doch nicht gleich, weil die Jahrgänge vom 16. bis zum 18. Lebensjahr weit mehr Strafthäter aufweisen als die vom 10. bis zum 12. Lebensjahr.

Es sind also einige Faktoren vorhanden, welche die höheren Zahlen der deutschen Kriminalstatistik in einem etwas günstigeren Lichte erscheinen lassen; aber England müßte bei seiner Einwohnerzahl immerhin etwa das 15fache an Bestraften aufweisen, um die deutsche Kriminalitätsziffer bei den Jugendlichen zu erreichen, und die Hauptsache bleibt doch immer: die Kriminalität der Jugendlichen fällt in England, während sie bei uns im Steigen ist.

In Deutschland ist seit Jahren durch private und Vereinsthätigkeit für die Erziehung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend viel gethan, auch von Staatswegen und durch Kommunalverbände sind Erziehungsanstalten eingerichtet, aber das reicht alles für das gewaltige Bedürfnis noch nicht aus.

Dem Umstand, daß man auch bei uns mit der Zwangserziehung im allgemeinen gute Resultate erzielt hat und daß namentlich auch die Erziehungsvereine erfolgreich thätig gewesen sind, ist es allerdings zu verdanken, daß es bei uns mit dem jugendlichen Verbrechertum nicht noch schlimmer steht. Diese guten Erfolge weisen aber darauf hin, auch in Deutschland das Erziehungswesen zu erweitern und zu vervollkommnen, und diese Erwägungen haben schließlich zu der Bewegung hingeführt, welche

Digitized by Google

eine staatlich überwachte Erziehung der verbrecherischen und verwahrlosten Jugend anstrebt.

In England hat Anregung und Ausführung etwa ein Jahrhundert auseinander gelegen, wie ich oben schon erwähnt habe; — hoffentlich brauchen wir in Deutschland so lange nicht zu warten.

Man hat mir wohl entgegengehalten, die Ausführung werde an den Kosten scheitern, England sei viel reicher als wir. — Wenn man allerdings nur die Auslagen und Aufwendungen der Zwangserziehung in Betracht zieht, dann wird man leicht geneigt sein, die Kosten als unerschwingliche zu bezeichnen. Das wäre aber volkswirtschaftlich ein großer Fehler, den nicht einmal die prinzipiellen Gegner der Sache machen dürfen, weil er zu plump und leicht nachzuweisen ist. Wenn wir davon ausgehen dürfen, daß von den Zwangszöglingen ein großer Prozentsatz, die überwiegende Mehrzahl dauernd dem Verbrechertum entzogen wird, so kann ohne jede Übertreibung nach den anderweit gemachten Erfahrungen behauptet werden, daß demnächst die Zahl der Verurteilten allmählich zurückgehen muß, in je größerem Umfange von der staatlich überwachten Erziehung Gebrauch gemacht wird. Der Unterhalt des Verbrechers im Gefängnis kostet dem Staat eine recht erhebliche Summe, von der ein entsprechender Betrag bei eintretender Verminderung der Zahl der Sträflinge erspart und an den Betrag der Aufwendungen für die Erziehung abgesetzt werden kann. Diese Ersparnis wäre aber wohl verhältnismäßig die geringste. Verringert sich mit der Abnahme der Untersuchungs- und Strafgefangenen das Bedürfnis nach Neubauten von Gefangenanstalten, so wird schon eine erheblichere Summe erspart, die gleichfalls auf das Conto der Erziehung abgeschrieben werden kann. — Die Familie des Sträflings fällt während der Dauer der Haft in einer großen Zahl von Fällen der öffentlichen Armenpflege der Kommunen und der Privatwohlthätigkeit zur Last; auch hier würde etwas erspart werden.

Endlich darf man nicht zu gering anschlagen, was alljährlich durch das Verbrechen an Werten vernichtet wird und was die Ermittelung der Verbrecher und das Gerichtsverfahren kostet. Von diesen beiden Posten auf dem Conto des Verbrechertums macht sich der ferner Stehende gewöhnlich gar keine oder jedenfalls eine ganz unrichtige Vorstellung.

Welche kolossalen Werte gehen nicht alljährlich durch Brandstiftung, Diebstahl, Sachbeschädigung unwiederbringlich verloren, und welchen Schaden leiden die Betroffenen durch Betrug, Unterschlagung, Bankerott des Schuldners; welchen Aufwand an Kosten und welchen Erwerbsverlust bringt die große Zahl der Körperverletzungen für den Verletzten und seine Familie mit sich. Auf Ersatz ist nur in einer verschwindend kleinen Zahl von Fällen zu rechnen.

Auch die kolossalen Kosten der Strafuntersuchungen bleiben regelmäßig unersetzt. Hier würde durch Verminderung des Verbrechens eine sehr große Summe erspart werden.

Der überführte Verbrecher erleidet endlich selbst durch die Verbüßung einer Strafe in den meisten Fällen materiellen Schaden, da er während der Zeit der Haft aus seinem gewöhnlichen Lebensberuf herausgerissen wird.

Wie groß die Summen sein würden, welche durch Verminderung der Verbrechen alljährlich erspart würden und von den Kosten der Erziehung abgesetzt werden könnten, läßt sich allerdings nicht sagen; soviel darf aber als feststehend angenommen werden, daß sich die Zahl der Verbrecher und damit der durch das Verbrechen verursachte Schaden am nationalen Wohlstand erheblich verringern wird.

Vielleicht hätte ich auch noch den idealen Vorteil der Verminderung des Verbrechertums *hier* mit in die Wagschale werfen sollen; besser jedoch, daß ich es nicht gethan; denn der ideale Wert einer Sache spielt dann keine Rolle, wenn es eine Rechnung mit Zahlen gilt, und das Finanzbudget kann mit Idealen nicht gedeckt werden.

Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wollte ich die gegenwärtige Gesetzgebung des Reichs und der Einzelstaaten darstellen und im Gegensatz dazu erörtern, was an Abänderungen derselben erstrebt wird; es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß die staatlich überwachte Erziehung, auf Grund richterlicher Ent-

Digitized by Google

scheidung, erstrebt wird für verbrecherische Kinder, denen die geistige und sittliche Reife zum Verständnis ihrer That und der Kriminalstrafe fehlt, ferner für verbrecherische Kinder, bei denen der Richter neben der Strafe noch die staatlich überwachte Erziehung für erforderlich hält, und endlich für verwahrloste Kinder, auch wenn sie noch keine Verbrechen begangen haben, jedoch so weit verkommen sind, daß kein anderes Mittel zu ihrer Errettung vom Verderben mehr übrig bleibt, als die öffentliche Erziehung.

Die Erziehung soll, wie auch jetzt, stattfinden in Anstalten oder als Familienerziehung; — ich will mich hier speziell der letzteren zuwenden, zuvor jedoch nur noch wenige Worte über die äußere Gestaltung des Erziehungsapparates sagen.

Man wird die Leitung der staatlich überwachten Erziehung in die Hände des Staates legen müssen, jedenfalls wird der Dualismus, wie er z. B. bei uns in Preußen besteht, daß teils der Staat, teils Kommunalverbände die Erziehung leiten, aufhören müssen. Jeder Kommunalverband ist zur Zeit in der Leitung unabhängig und selbständig, und wir haben infolgedessen soviel Erziehungsbehörden, als Kommunalverbände, und dazu noch die staatliche Erziehung der verbrecherischen Jugendlichen vom 12. bis 18. Lebensjahre. An einer Einheitlichkeit der Leitung fehlt es deshalb bei dieser Organisation ganz und gar.

Die Ausführung der Anstaltserziehung kann, unter der unmittelbaren Oberaufsicht von Erziehungsbehörden, in staatlichen, kommunalen oder privaten Erziehungsanstalten stattfinden; allerdings müßten sich auch die letzteren der staatlichen Oberaufsicht in einem gewissen Umfang unterwerfen.

Ob im einzelnen Fall Anstalts- oder Familienerziehung zweckmäßig ist, wird die Erziehungsbehörde, eventuell der Leiter der Erziehungsanstalt nach den gegebenen Umständen bestimmen. Eine Ueberwachung auch der Familienerziehung in jeder einzelnen Familie liegt jedoch für die Erziehungsbehörde außerhalb der Möglichkeit. Hier wird eine Mittelinstanz notwendig sein, und auf ihren Schultern wird eine schwere Verantwortung lasten. — Die Erziehung eines verwahrlosten Kindes in einer fremden Familie muß einer ständigen Ueberwachung unterworfen sein, und diese ist keine leichte Aufgabe, wenn sie nützlich und zweckmäßig sein soll.

Die Erziehung in einer fremden Familie ist, der Anstaltserziehung gegenüber, die idealste Form der Zwangserziehung verwahrloster Kinder, der Ersatz für die eigene Familie, — wenn die erforderliche Zahl geeigneter Familien gefunden wird. Ein österreichischer Schriftsteller hat vor kurzem die Ansicht aufgestellt, Familienerziehung sei undurchführbar, weil sich geeignete Familien in genügender Zahl nicht auftreiben lassen würden: denn nur solchen Familien seien Kinder anzuvertrauen, die in der Lage und bereit wären, die Kinder ganz ohne Entgelt zu nehmen; alle diejenigen, welche Bezahlung verlangen, handelten aus Eigennutz und seien deshalb nicht vertrauenswürdig. Das geht entschieden zu weit. Zwischen den Familien, die verwahrloste Kinder ohne Entgelt zu nehmen bereit sind (deren Zahl eine minimale ist), und denen, die lediglich aus Eigennutz handeln, liegt eine ziemlich große Zahl von Familien, die solche Kinder zu übernehmen bereit sind, wenn sie dafür entsprechend honoriert werden. Ich habe mich in letzter Zeit bemüht, soweit wie möglich zu ermitteln, wie viel von den Kommunalverbänden für einen Zwangszögling in Familienerziehung gezahlt wird, und ich habe bis jetzt keinen einzigen Betrag so bemessen gefunden, daß jemand lediglich aus Eigennutz etwa ein Gewerbe daraus machen könnte, fremde Kinder zu erziehen. Daß regelmäßig ein Kostgeld gezahlt werden muß, ist natürlich und diskreditiert die Pflegeeltern nicht im geringsten. Bei der Auswahl der Familien, welche zur Aufnahme von Kindern sich eignen, muß mit der größten Vorsicht verfahren werden, damit sie die nötige Garantie für die Erziehung des Kindes bieten. Man darf an diese Familien aber nicht mit Illusionen und nicht auf der Suche nach Idealen herantreten; wir wollen ja auch nicht mehr, als daß jedes einzelne Kind thunlichst wieder in der Sphäre erzogen werde, in der es geboren ist, nur, soweit möglich, den schädlichen Einflüssen entrückt, die es daheim zum verwahrlosten Kinde werden ließen. Deshalb darf bei der Auswahl der Familie auch nur der Maßstab angelegt werden, der über-

Digitized by Google

haupt für Durchschnittsmenschen der Kreise paßt, in welche sie gehört. Es wäre ja auch geradezu verkehrt und verderblich, wollten wir einem verwahrlosten Kinde eine Erziehung geben lassen, die es den Kreisen entfremdet, aus denen es hergekommen, oder die es Ansprüche lehrt, für welche ihm das spätere Leben keine Befriedigung gewährt.

Das verwahrloste Kind, welches die Staatsgewalt im öffentlichen Interesse der eigenen Familie entzieht, ist damit ein anvertrautes Gut für die Erziehungsbehörde geworden, über das sie wachen muß, für dessen Wohlbefinden an Leib und Seele sie Rechenschaft geben muß. Zur Erfüllung dieser Verpflichtungen, insbesondere auch zur Kontrolle darüber, ob in der Wahl der Familie kein Fehlgriff geschehen ist, bedarf es der schon oben erwähnten Überwachung durch Vertrauenspersonen, als Mittelglied zwischen der Erziehungsbehörde und der Familie. Ich sage absichtlich nicht Vertrauensmänner, denn hier erschließt sich auch für die deutschen Frauen aller Lebenskreise ein reiches Feld des Wirkens. Sei es, daß die Erziehungsbehörde an kleinen Orten auch mit einzelnen Personen unmittelbar in Verbindung tritt, oder daß sie, was überall an größeren Orten, wo mehrere Kinder in Familien untergebracht sind, die Regel sein wird, zum Zweck der Überwachung sich an Erziehungsvereine wendet oder die Bildung solcher veranlaßt: nirgends wird sie der thätigen Mithilfe der Frauen als Vertrauenspersonen entbehren können. Die Frau hat meist einen schärferen Blick dafür, ob in der Familie, die wegen ihres Zöglings überwacht wird, alles in Ordnung ist, oder ob es irgendwo fehlt, an Reinlichkeit, christlichem Sinn, Eintracht, Sittlichkeit; ob das Kind bei häuslichen Arbeiten übermäßig ausgenutzt, ob es andererseits vielleicht zu wenig zur Arbeit angehalten, ob es mißhandelt oder zu nachsichtig behandelt wird. Neben den Frauen werden Geistliche, Lehrer und andere Männer, namentlich, wo ein älteres Kind bei einem Handwerker zugleich zur Erlernung von dessen Gewerbe untergebracht ist, auch Gewerbetreibende als Vertrauenspersonen wirken.

Aber auch bei der Überwachung der Familien gilt das oben Gesagte. Die Familie darf immer nur auf den Durchschnitt dessen geprüft werden, was sie nach ihrem Stande und nach ihren Verhältnissen zu leisten vermag; man darf ja nicht etwa verlangen wollen, daß die einzige Stube des Arbeiters an Sauberkeit dasselbe darbiete, wie zu Hause der Salon, unmittelbar nachdem Diener und Stubenmädchen ihr Werk vollendet haben, oder daß in der Werkstatt des Flickschusters, in welcher der Zwangszögling arbeitet, der revidierenden Dame dasselbe Parfum entgegendufte, welches sie in ihrem Boudoir so sehr liebt. Der revidierenden Vertrauensperson fällt die dreifache Aufgabe zu, Vertrauensperson der Erziehungsbehörde sowie der Mitglieder der zu revidierenden Familie und des zu erziehenden Kindes zu sein. Nur dann wird sie ihre Aufgabe recht erfüllen können, wenn es ihr gelingt, die Stellung nach diesen verschiedenen Richtungen auszufüllen, und nur dann wird sie ihre Stellung richtig auffassen, wenn sie sich in die Denk- und Anschauungsweise der Kreise, in welche sie ihre überwachende Thätigkeit führt, hineinzuleben versteht.

Eine zweite Art der Überwachung, ähnlich der ebenerwähnten, wird bezüglich derer erforderlich sein, welche nach der Entlassung aus einer Erziehungsanstalt in einer Stellung untergebracht sind. Eine gewisse Zeit hindurch werden sie noch von der Anstalt kontrolliert und eventuell sogar wegen schlechter Führung wieder eingezogen. Der Leiter der Anstalt kann diese Entlassenen nicht allein in entsprechender Weise überwachen, vielmehr muß auch er sich auf Vertrauenspersonen stützen, so daß auch hier die Mithilfe von Männern und Frauen notwendig ist.

Bei dem Werk der staatlich überwachten Erziehung werden wir der Mitwirkung aller Kreise der Gesellschaft bedürfen, und wir werden jeden willkommen heißen, der willig und würdig ist, dabei mit thätig zu sein.

Wenn aber Mann und Weib aller Stände mithelfen müssen zum Gelingen des Werkes, sollte das nicht auch vielleicht ein klein wenig zur Milderung der nun einmal vorhandenen, nicht der künstlich durch Verhetzung verschärften, sozialen Gegensätze mit beitragen?

Das sind keine sozialpolitischen Phantasien, es ist Wirklichkeit, sobald nur die Gesetzgebung darangeht, sei es auch ganz allmählich, dem Werk die Wege zu

Digitized by Google

bahnen, wie es in England geschehen ist, und was uns in Deutschland zu statten kommt, ist der Umstand, daß wir in unserer Reichs- und Landesgesetzgebung schon die Grundlagen haben, auf denen nur weitergebaut zu werden braucht.

Falls die Jugenderziehung in ihrer ungeheuren Wichtigkeit für das Volkswohl erkannt und unseren Wünschen entsprechend organisiert sein wird und dann der Ruf zur Mitwirkung an alle ergeht, an jeden nach seinen Verhältnissen und Fähigkeiten, dann glaube nur keiner, auf seine Thätigkeit komme es nicht an. Für einen jeden ist in dem großen Organismus des modernen Staatswesens ein Feld der Thätigkeit vorhanden, für einen jeden auch bei diesem Werk.

Unser Recht auf einen Lebensberuf.

Von

Hedwig Bender.

Nachdruck verboten.

Daß jeder Mensch einen Beruf haben sollte, ist eigentlich so selbstverständlich, daß es überflüssig erscheinen könnte, es noch besonders zu betonen. Einen Beruf haben, heißt einen Lebenszweck haben, heißt seine Kräfte in den Dienst einer bestimmten Aufgabe stellen, zu deren Durchführung man sich vor anderen verpflichtet fühlt. Ein Leben ohne Beruf ist arm und leer. „Nichts ist, nächst dem Kranksein" — sagt Stuart Mill — „so verhängnisvoll für den freudigen Genuß des Lebens als der Mangel an einem würdigen Wirkungskreise." Denkt man aus dem Menschenleben die Berufsthätigkeit fort, das Arbeiten und Sichmühen für bestimmte Zwecke, das Streben und Ringen nach selbstgesteckten Zielen, dann erscheint, was noch übrig ist, so wertlos und nichtig, daß man von solchem bloßen Dasein allerdings mit Schopenhauer sagen müßte, „es sei etwas, was besser nicht wäre." Aber ein solches Dasein ist eben kein wirkliches Leben. Einen Beruf zu haben ist für jeden Menschen notwendig: es ist sein Recht wie seine Pflicht. Seine Pflicht: denn nur dadurch, daß er seine Kräfte einsetzt und auf irgend einem Gebiete etwas schafft oder leistet, trägt er seine Schuld an die Gesamtheit ab und nimmt nach dem Maße seiner Fähigkeiten an der Kulturarbeit der Menschheit teil. Diese Pflicht ist aber zugleich sein höchstes Recht. Denn wirken und schaffen und mitarbeiten am großen Werke der Kulturentwicklung, als ein Glied sich einfügen in die Riesenkette, die von Jahrtausend zu Jahrtausend reicht: das heißt erst Mensch sein im wahren Sinn. Es giebt ein sicheres, ruhiges Selbstbewußtsein und berechtigte Anwartschaft auf eigene und fremde Achtung. Ja, man kann sagen, es ist die unumgängliche Grundlage beider; einen Menschen, der seiner Dienstpflicht gegen die Menschheit nicht genügt, der nur sich selbst und seinem persönlichen Belieben lebt und sich nicht irgendwie auch andern nützlich macht: einen solchen Menschen kann man nicht wahrhaft achten. Denn Achtung kann uns allein die Tüchtigkeit abnötigen, die sich in positiven (moralischen oder praktischen) Leistungen zeigt. Das Höchste, was ein Mensch zu leisten vermag, wird er aber nur dann zu leisten im stande sein, wenn er seine Kräfte zusammenfaßt und sie vorwiegend einer bestimmten Aufgabe widmet, sie auf ein Gebiet, das seinen Fähigkeiten am meisten entspricht, konzentriert, d. h. eben durch Hingabe an einen bestimmten Beruf. Nur im Beruf entfaltet der Mensch seine volle Kraft; hier lernt er sich anstrengen und seine

Digitized by Google

Gaben gebrauchen, hier wächst er mit seinen größeren Zwecken und nimmt nicht nur an technischer Fertigkeit sondern auch an geistiger und sittlicher Tüchtigkeit zu.

In Bezug auf die Frauen scheint bei sehr vielen Leuten diese Logik plötzlich aufzuhören. Daß es verächtlich ist, zu faullenzen und müßig zu gehen, ja ein ganzes, langes, kostbares Leben in „süßem Nichtsthun" hinzubringen — in Bezug auf den Mann giebt man ohne weiteres zu, daß er einen Beruf braucht. Aber die Frau? — hier wird man sogleich bedenklich — mit ihr, so meint man, sei das doch ganz etwas anderes — wenn sie sich verheirate, dann allerdings, dann habe sie *auch* einen Beruf — aber wenn sie sich *nicht* verheirate, dann habe sie keinen — keinen „naturgemäßen" wenigstens — und dann *brauche* sie auch keinen (vorausgesetzt, daß sie genug habe, um leben zu können), und es sei dann besser, sie ohne Beruf zu lassen als ihr künstlich einen verschaffen zu wollen. Das Unglück der Berufslosigkeit sei ja für Frauen nicht groß. Im Gegenteil, es sei ein Glück für sie, wenn sie sich nicht anzustrengen brauchten, denn für Anstrengungen seien sie ja doch nicht geschaffen, die selbständige Berufsthätigkeit sei viel zu aufreibend für sie, und man thue wohl daran, sie, wenn irgend möglich, vor den Mühen und Aufregungen derselben zu bewahren. So kann man viele wohlmeinende Leute mit bedauerndem Achselzucken versichern hören.

Ich wollte, ich könnte alle, die so denken und reden, einmal zuerst in ein Fräuleinstift (so eins von der Art wie Bertha v. Suttner sie schildert!) und dann auf eine unsrer Frauen-Versammlungen (gleich denen von Nürnberg oder Friedrichroda!) versetzen. Ich meine, der Kontrast *müßte* doch zu denken geben. Der große, freie Zug, der durch diese Versammlungen geht, und das frische, kräftige Leben, das da pulsiert, müßte doch auch den Kurzsichtigen die Augen öffnen und ihnen endlich einmal begreiflich machen, daß auch den Frauen wohler ist, wenn sie sich rühren und regen und mitten im Leben in einer erfolgreichen Wirksamkeit stehen, als wenn sie seitab in einem verlorenen Winkel ein ödes und zweckloses Dasein führen, keinem zum Nutzen und sich selber zur Last.

Man ist immer sehr rasch bei der Hand damit, die „alte Jungfer" zu verspotten und lächerlich zu machen, die ja auch wirklich in vielen Fällen eine sehr unerquickliche und traurige Erscheinung ist; aber man bedenkt nicht, wodurch sie dazu *geworden* ist; man bedenkt nicht, wie viel an ihr gesündigt worden ist. Was ihr fehlt, das können wir von den Frauen, die mitten in einer gesegneten Berufsthätigkeit stehen, sei es im Hause, sei es *außer* dem Hause, lernen. Und wir können es auch auf den Frauentagen und Lehrerinnen-Versammlungen lernen. Da können wir sehen, wie die Berufsthätigkeit frisch und jung erhält. Man thue also, was nötig ist; man gebe *ganz allgemein*, auch wo kein Zwang der Verhältnisse dazu nötigt, der „alten Jungfer" so gut wie der verheirateten Frau einen Beruf; dann wird die klägliche Erscheinung von selbst verschwinden, die die Spottlust müßiger Köpfe herausfordert und an die man bei dem Worte gewöhnlich denkt.

„Thorheit!" — wird man uns hier entgegnen — „die meisten Frauen *wollen* ja gar keinen Beruf. Sie sind ja froh, wenn man sie in Ruhe läßt und möglichst wenig von ihnen verlangt. Wenn es anders wäre, würden dann so viele von ihnen um das Almosen einer Stiftsstelle oder um eine kärgliche Gnadenpension betteln? Wer zwingt sie denn ein solches Almosen anzunehmen? Wer hindert sie, einen selbständigen Beruf zu ergreifen? Wenn sie ernstlich wollten, könnten sie sich doch immer eine Thätigkeit schaffen."

Leider ist das doch nicht so leicht. Sehr vielen sind die Hände gebunden, weil sie auf keinem Gebiete etwas Ordentliches gelernt haben und nicht die Kraft und auch oft nicht die Mittel besitzen, das Versäumte nachzuholen. Andere werden faktisch direkt oder indirekt durch die Macht der gesellschaftlichen Vorurteile verhindert, ihrem Verlangen nach selbständiger Berufsthätigkeit Folge zu geben.

Freilich ist zuzugeben, daß es leider noch sehr viel Frauen giebt, die gar nicht den Wunsch haben, sich auf eigene Füße zu stellen, und die gar nicht auf den Gedanken zu verfallen scheinen, daß auch sie berufen sein könnten, zu wirken und zu nützen. Es ist beschämend, es einzugestehen: leider Gottes ist die Zahl der Frauen, die das

Digitized by Google

Verächtliche eines zwecklosen Daseins fühlen und deren Empfinden sich dagegen auflehnt, noch nicht allzu groß. Jene Stiftsdame, von der Bertha v. Suttner erzählt, die es schmählich findet, ihrem Herrgott den Tag abzustehlen, und der es entwürdigend erscheint, daß man den weiblichen Teil der Aristokratie zu nichts Besserem fähig und tauglich glaubt als in ein Fräuleinstift gesperrt und da „eingepökelt" und „konserviert" zu werden — sie stand, wie sie uns selbst berichtet, mit ihren Ansichten unter ihren Leidensgefährtinnen so ziemlich allein. Wollte Gott, wir hätten mehr solcher Stiftsdamen, wir hätten viele, recht viele so thatkräftige Frauen! Noch aber, wie gesagt, sind ihrer wenig.

Aber so bedauerlich diese Thatsache ist, in Erstaunen setzen kann sie nicht. Im Gegenteil, man müßte sich wundern, wenn es anders wäre, wenn man bedenkt, welche Anschauungen noch immer in weiten Kreisen unserer höheren Stände herrschen und bestimmend auf die geistige Entwicklung unserer Mädchen wirken. Der Junge wird von früh an darauf hingewiesen, daß er später auf eigenen Füßen stehen und sich seine Stellung im Leben erringen muß. Seine Thatkraft wird früh geübt und geweckt, sein Ehrgeiz auf jede mögliche Weise gespornt. Seinem Wissensdrang wird die reichlichste Nahrung geboten, seine Ausbildung wird als eine Sache von großer Wichtigkeit behandelt, und häufig werden von seiten der Familie auch große Opfer für sie nicht gescheut. Mit den Mädchen geht man ganz anders um; ihnen mutet man durchschnittlich sehr wenig zu. Sie spornt und treibt man nicht an, wie die Knaben; im Gegenteil, man scheint beständig Angst zu haben, daß sie sich allzu sehr anstrengen und Schaden nehmen könnten, man ist immer darauf bedacht, ihre Kräfte zu schonen in körperlicher wie in geistiger und moralischer Beziehung. In vielen Familien werden sie systematisch verweichlicht und verwöhnt. Viele Erziehende, besonders Männer, scheinen noch immer der Ansicht zu huldigen, daß man die Mädchen mit Glacéhandschuhen anfassen müsse, weil sie zarte und gebrechliche Wesen seien, die man wohl mehr oder weniger tändelnd beschäftigen, aber nicht zu ernster Arbeit heranziehen dürfe. Besonders vorsichtig ist man im Punkte der geistigen Arbeit. So kommt es, daß man in Schule und Haus leider noch vielfach den Grundsatz befolgt, den Mädchen das Lernen bequem zu machen und ihnen die Mühe des Selbstdenkens nach Möglichkeit zu ersparen, daß Familie und Gesellschaft um die Wette bestrebt sind, ihnen den Ernst des Lebens fern zu halten. Während der Junge es wieder und wieder zu hören bekommt, daß er sich anstrengen und möglichst viel lernen müsse, um später etwas werden und leisten zu können, giebt man dem Mädchen häufig genug zu verstehen, daß das bei ihr nicht notwendig sei. Wenn ein Junge nicht vorwärts kommt und das Lernen ihm schwer fällt, so betrachtet man das als ein großes Unglück; bei einem Mädchen heißt es: es kommt nicht darauf an. Hat ein Mädchen einmal ein höheres Streben, so sucht man sie möglichst zurückzuhalten; derartige „unweibliche" Triebe und Regungen werden von den Eltern nur mit Besorgnis gesehen. Hegt sie den Wunsch, sich geistig fortzubilden, so stößt sie auf tausend Hindernisse, und hat sie Wissensdrang, so ist sie noch übler daran; denn das Maß des Wissens, das man ihr zumißt, ist sehr gering. Auch die Kenntnis des wirklichen Lebens enthält man ihr vor; man sucht sie geflissentlich in völliger Unkenntnis über alle möglichen natürlichen und realen Verhältnisse zu erhalten, um den Reiz ihrer Unschuld und Unberührtheit, ihrer Unbewußtheit und köstlichen Naivetät nicht zu stören; man umgiebt sie mit zahlreichen chinesischen Mauern, die ihren geistigen Gesichtskreis gewaltsam beschränken.

Daß ein so erzogenes Mädchen in den meisten Fällen nicht den Drang hat, sich auf die eigenen Füße zu stellen, daß es davor zurückschreckt, den Kampf ums Dasein zu kämpfen, für den es sich ungenügend gerüstet fühlt, und meist froh ist, wenn es eine notdürftige Versorgung findet: wer kann ihr das verdenken? Ein Knabe, der so erzogen wäre, würde es in den meisten Fällen schwerlich viel anders machen! Man bilde sich doch ja nicht ein, daß unsere Jungen von Hause aus durchschnittlich so sehr darauf versessen wären, die Welt durch ihre Leistungen in Erstaunen zu setzen! Die meisten haben es durchaus nicht so eilig damit, wie das Treiben des Durchschnittsschülers und Durchschnittsstudenten jedem, der sehen will, zur Genüge beweist. Aber

Digitized by Google

sie werden eben nicht gefragt, ob sie wollen oder nicht: das „Muß" ist es, das sie vorwärts treibt.

Wie heilsam es für den Menschen ist, wenn ernste Anforderungen an ihn gestellt werden, zeigt sich gelegentlich in überraschender Weise bei eben in die Ehe getretenen Frauen, und es ist, wie J. Pillau mit Recht hervorhebt, oft erstaunlich, wie schnell sich bei manchen von ihnen die Entwicklung zum selbständigen Menschen vollzieht. Aber nur die tüchtigsten, bestorganisierten Naturen, solche, in denen ein unverwüstlicher Kern steckt, holen unter Umständen so das früher Versäumte nach und wachsen sich noch nachträglich zu ganzen Menschen aus. Öfter tritt das Gegenteil ein; denn viele sind nicht im stande, aus eigener Kraft wenigstens halbwegs wieder gut zu machen, was eine unverständige, verkehrte Erziehungsmethode an ihnen gesündigt hat. Daß solche Frauen nicht befähigt sind, der schönen, aber schweren Aufgabe gerecht zu werden, die der Gattin und Mutter gestellt ist, versteht sich von selbst. Denn um das zu thun, genügt es nicht, verheiratet zu sein und die Naturbestimmung des Weibes zu erfüllen; zur Erfüllung dieses natürlichen *Berufes* gehört mehr. Ihn wie jeden andern Beruf muß die Betreffende sich durch freien Entschluß und dementsprechende Leistungen zu eigen machen, ihn wie jeden anderen Beruf muß sie, wie der treffende Ausdruck lautet, „ergreifen"; viele Frauen können das nicht. Aus ihnen werden, wenn die äußeren Verhältnisse günstig liegen, nur zu oft jene eitlen Zierpüppchen und Modenärrinnen, jene unbrauchbaren und vielfach auch indolenten Geschöpfe, die das weibliche Geschlecht wegen seiner angeblichen Unfähigkeit in Verruf gebracht haben, verwöhnte „große Kinder", die kein Verständnis für den Ernst des Lebens besitzen und seinen Anforderungen hilflos gegenüberstehen. Oder sie werden, wenn sie in beschränkte Verhältnisse kommen, stumpfsinnige Arbeitsmaschinen, die in der Misere eines Daseins voll kleinlicher Mühsal verkommen und geistig zu Grunde gehen.

Größer noch ist die Zahl der verheirateten Frauen, die nur *einem Teil* ihrer Aufgabe Verständnis entgegenbringen, nur *einen Teil* ihrer Pflichten zu begreifen vermögen, weil sie geistig nicht auf der vollen Höhe ihres Berufes stehen. Die sogenannten „guten" Hausfrauen und oft sehr pflichtgetreuen Mütter, die nur für das *materielle* Wohlbefinden und das *körperliche* Gedeihen der Ihrigen sorgen, aber keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß sie nicht bloß zu Pflegerinnen, sondern auch zu Erzieherinnen und geistigen Bildnerinnen ihrer Kinder, nicht bloß zu Haushälterinnen, sondern zu ebenbürtigen Lebensgefährtinnen, zu geistigen Genossinnen ihrer Männer berufen sind. Und so ergiebt sich denn an dieser Stelle das für viele vielleicht überraschende Resultat, daß es Not thut, nicht nur den unverheirateten Frauen, sondern auch vielen verheirateten zu ihrem Beruf zu verhelfen!

Sollen die Frauen auf die volle Höhe ihrer Kulturaufgabe gestellt werden, so muß sich aber noch ein weiterer Fortschritt in der geistigen Entwicklung unseres Geschlechtes vollziehn. „Den schlechten Mann" — sagt der Dichter — „muß man verachten, der nie *bedacht*, was er vollbringt". Der Mensch soll sich die Bedeutung seines Thuns in ihrer *ganzen* Tragweite zum Bewußtsein bringen. Er soll nicht nur die nächsten, praktisch-greifbaren Wirkungen, sondern auch die entfernteren Wirkungen ins Auge fassen, er soll seine Wirksamkeit *in ihrer Bedeutung für die Gesamtheit* erkennen. Auch die Frau soll sich auf die Höhe dieses Standpunktes erheben. Das ist aber nur möglich, wenn sie sich von der Engherzigkeit und geistigen Beschränktheit frei macht, die man so gern als Grundzüge ihres Gattungscharakters hinstellt und die doch eine sehr natürliche Folge der Erziehung und Lebensweise der meisten Frauen sind; dann nur möglich, wenn sie die geistige Kurzsichtigkeit ablegt, den am Einzelnen und Kleinlichen haftenden Sinn. Sie muß es lernen, über die Schranken ihrer Familien-Interessen und über die Mauern ihres Hauses hinauszublicken, sich als lebendiges Glied der Gesamtheit zu fühlen und Verständnis für den einheitlichen Zusammenhang zu gewinnen, in dem alles Wachsen und Werden des Einzelnen steht.

Bis zur Höhe dieses Standpunktes haben es die meisten noch weit. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß der Prozeß der geistigen Befreiung unseres Geschlechtes

Digitized by Google

sich allmählich in steigender Progression vollzieht. Schon heute ist ein großer Fortschritt in dieser Hinsicht zu verzeichnen. Es geht eine starke, stets wachsende Bewegung durch weite Kreise der Frauenwelt unserer Zeit. Das Geschlecht wird sich allmählich in höherem Grade seiner Leistungsfähigkeit und seiner Pflicht, etwas zu leisten, bewußt. Die Wirkung der Notwendigkeit ist auch hierin nicht zu verkennen: das „Muß" macht viele Frauen auch innerlich frei, die mannigfaltigen und oft recht umfassenden Aufgaben, zu deren Durchführung wenigstens ein Teil unseres Geschlechtes durch den Zwang der Verhältnisse berufen wird, üben einen wohlthätig erziehenden Einfluß aus; vor allem wird durch die strengeren Anforderungen, die jede selbständige Berufsthätigkeit und schon die Vorbereitung zu einer solchen an die moralische und intellektuelle Selbstzucht stellt, der Sinn für Ernst und Gründlichkeit, für Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit geweckt und durch Erschließung des Verständnisses für den Wert der Arbeit, für den Wert jeder rechtschaffenen tüchtigen Leistung die Achtung vor der Arbeit und die Freude an ihr in die Gemüter gepflanzt und kräftig genährt.

Und dieses innere Wachsen und Erstarken zahlreicher Glieder unseres Geschlechtes wirkt mittelbar auch auf die andern zurück. Die größere Rührigkeit und Regsamkeit der zur Selbständigkeit Gezwungenen, der Mut zur Initiative, der sich in ihnen entwickelt, die größere Weite des Gesichtskreises, der ihnen zu eigen geworden, teilt sich unwillkürlich auch vielen der übrigen mit. Die Not hat den Gährungsstoff erzeugt, der allmählich immer weitere Kreise ergreift.

Dennoch wäre es verkehrt und thöricht, diesen Prozeß sich selbst überlassen zu wollen. Denn der indirekte Einfluß der Fortgeschritteneren kann sich naturgemäß nur sehr allmählich geltend machen, während die herrschenden Anschauungen ihrer Kaste und ihres Kreises die heranwachsenden Mädchen zunächst viel stärker beeinflussen und die bewußte, von bestimmten Gesichtspunkten geleitete Erziehung ganz direkt auf sie einwirkt. Es gilt deshalb, nicht müde zu werden, den herrschenden Vorurteilen entgegenzutreten. Vorurteile haben bekanntlich ein sehr zähes Leben, und die Abneigung gegen die geistige Emanzipation unseres Geschlechtes ist leider noch immer sehr weit verbreitet. Das Gespenst der „gefährdeten Weiblichkeit" geht noch bedrohlich um. Im Namen der Weiblichkeit wird die „Kindlichkeit" groß gezogen, wird so manche schöne Begabung geknickt, wird die „Unbewußtheit" künstlich gehegt und gepflegt.

Derartigen für unser Geschlecht so verderblichen Theorien ist mit größter Entschiedenheit entgegenzutreten! Feinfühligkeit und intuitive Erkenntnis sind zwei schöne Dinge, aber mit ihnen allein kommt man im Leben nicht aus. Auch die Frauen kommen mit ihnen allein nicht aus; auch sie müssen über das Stadium der Unbewußtheit, das Stadium des spielenden Kindes hinaus. Man spricht so viel von dem Zauber der weiblichen Persönlichkeit; gewiß ist etwas Wahres daran, gewiß ist die Frau vor allem berufen, durch den stillen Einfluß ihres Beispiels und ihrer Persönlichkeit zu wirken, aber um das zu können, muß sie doch auch wirklich eine Persönlichkeit *sein*. Die wird man aber nicht, indem man tändelt und träumt. Der Mensch reift nur am Ernst des Lebens — er lernt nur durch Arbeit seine Kräfte gebrauchen, nur durch eigene Anstrengung fremde Anstrengung achten und Verständnis für das wahrhaft Wertvolle im Leben gewinnen. Wer keine Abgründe kennt, der kennt auch keine Bergesgipfel; wer nie in die Tiefen des Lebens blickt und nicht ringend die eigenen Kräfte stählt, der wird nimmer ein rechter, ganzer Mensch. Denn: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein!" — Immer lauter ertöne deshalb der mahnende Ruf: „Haltet die Frauen nicht länger gewaltsam zurück! Es giebt ja Arbeit genug auf allen Gebieten: Gebt auch ihnen ihr vollgemessen Teil. Erzieht sie zu tüchtigen, mündigen Menschen! Macht ihnen begreiflich, daß es eine Schande ist, müßig zu gehen. Gebt jeder eine Aufgabe! Gebt jeder einen Lebensberuf!"

Digitized by Google

Herr Philipp.

Von

Emmi Jansen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 215 und Schluß.)

IV.

„Armer Fex!

Du magst wollen oder nicht, beneiden thust Du mich doch!

Sähst Du mich hier in der warmen Bauernstube vor dem dicken Holztisch, das aufschauende Auge auf Alpenketten gerichtet, wie sie schöner nie in meinen Träumen standen, weitab von dem unerquicklichen Chaos, das bisher meine Welt war — fürwahr, Fex, so poesielos Du bist — vergieb! — so nüchtern Du denkst, so mitleidig lächelnd Du auch von Deinem Verstandeskothurn herab alle Dinge betrachten magst — sähst Du mich hier, Du folgtest mir und sprengtest auch Deine Fesseln!

Spotte nur, Fex! Ziehe nur Deine Schultern möglichst hoch, schicke nur Deinen Mephistoblick auf diese Zeilen herab! Sie sind gefeit; sie kommen aus einer Höhe, wo Weltmannskritik kein Gewicht hat. Ihre Herkunft schützt sie vor Dir, und Du kränkst sie und ihren Schreiber nicht.

Du irrtest, Fex, wenn Du mir so oft sagtest, ich sei ein Typus der Zeit, eine Konsequenz der Schäden dieses Jahrhunderts. Der Typus bist Du — noch einmal pardon! Mir — ich fühle es nur zu gewiß — mir wäre besser gewesen, ich hätte in einem andern Säkulum gelebt. Welchen Reiz sie für mich haben, diese hinabgeronnenen Perioden, welchen seltenen Duft sie noch ausströmen, diese kargen Zeugen von einst, jene Pfahlbaureste zum Beispiel, aus grünen Seewellen ans Licht gezogen, beredte Bruchstücke einer gesunden, unverdorbenen Generation. Ja, zu den Pfahlbauern hätte ich vielleicht gepaßt; zu Dir und Deinesgleichen passe ich nicht. Darum ist mir so wohl in der Einsamkeit. Ich fühle, wie ich gesunde, nicht nur physisch. Ich sehe ein, was für ein unerquicklicher Mensch ich geworden war, eine seelenlose Gesellschaftspuppe mit einem Herzen wie von papier maché. Aber wer trug Schuld? die Menschheit selbst, die mich umgab, sieh! darum bin ich vor ihr geflohen.

„Und Deine Karriere?“ wirst Du fragen. Fex! ich war nie ein Streber; ich war auch darin der Unmodernste von Euch allen — mögen andere mir vorbeisausen, ich sehe lächelnd ihrem armseligen Galopp nach. Was erreichen sie auch, wenn sie ein paar Jährchen früher am Ziele sind? Man wird sich selbst doch nie genug — und nachher? was hat man davon, ob der Steinhauer einem in goldenen Buchstaben das Wort Excellenz auf die Grabplatte meißeln kann? Wenn nur Rosen da sind, den Stein zu überwuchern!

— Ich wurde unterbrochen. „Gott sei Dank!“ wirst Du sagen. Der Wirt kam. Er fragte nach Dir, und mit welcher Innigkeit, welchem biederen Vertrauen! Es ist etwas Rührendes an diesen Alpenmenschen! sie haben kein Falsch in der Seele, und weil sie selber soviel Einfalt, biblische Einfalt besitzen, trauen sie andern die gleiche zu. Glückliches Mißverstehen, nicht wahr? Interessant ist er nicht, nein, aber zum Teufel auch mit den interessanten Männern, die so schneidig zu reden und ebenso schneidig zu verletzen wissen! Was nützt Geist ohne Herz? „Den meisten Menschen darfst du nicht die Hand geben, sondern die Tatze, und ich will, daß deine Tatze auch Krallen habe!“ Als Friedrich Nietzsche das schrieb, da dachte er an Dich und Deine Spezies!

Hier giebt man die Hand. Kräftige Finger drücken sie, Finger, die in der Feldarbeit hart

Digitized by Google

geworden sind, nicht abgemagert im elenden Federhandwerk, nicht von Aktenstaub angeblaßt. Und diese Gesichter! die Augen schauen einen so frei und offen an; Ehrlichkeit, das ist der Hauptzug darin, und Vertrauen! ich hatte es ganz verlernt, es wurde ja auch ein unmoderner Artikel bei uns, hier strahlt es einem sonnenwarm aus all den dunkelbraunen Sternen entgegen.

Du glaubst nicht, wie beruhigend dieses Winterleben ist!

Den Tag über geht jeder seiner Arbeit nach. Höchstens schaut die Stasi nach mir oder der Cyper kommt herein, sieht mich an und fragt schließlich, was ich übers Wetter denke? Zuweilen begleitet er mich auch beim Wandern. O, dieses Wandern im Schnee! Das ist ein anderes Treten als auf Asphalt und Makadam. Die Berge stehen wie ein großer Gletscher da: es sieht aus, als sei ganz Tyrol in silbernem Glanz versunken, als habe er selbst die Dorfhäuser zugedeckt. Weißt Du, was es heißt, solch ein Dorf im Winterschnee? Sieh, das malt Dir kein Maler so vor, wie es ist, dafür fehlt die Farbe selbst im raffiniertesten Kasten; den Sommer kann man auf die Leinwand zaubern, den Winter nicht; diese Reize sind nicht greifbar. Fast am schönsten sehen die Dörfer aus, wenn die erste Dämmerung kommt und frühe Lichter hinausglühen über den Schnee! sie schimmern wie Leben aus dem großen, weißen Tod. Was Du vergessen hattest, fällt Dir wieder ein: hier wohnen ja Menschen, hier hoffen, dulden und lieben Geschöpfe wie Du, bessere Geschöpfe, aber auch aus Fleisch und Blut — und plötzlich drückt Dich die großartige Gewalt der Gegend nicht mehr nieder; Du fühlst Dich heimisch in ihr.

Ein seltsamer Gesell, dieser Cyper! er folgt mir, so oft er kann. Um Unterhaltung kann's ihm nicht zu thun sein, denn die geht spärlich. Dennoch bewundere ich ihn, und weißt Du warum? Der Vater will nicht, daß er die Broni aus dem „Rößle" heiratet; die Familien haben einen alten Span miteinander, und darum ist er seit dem Herbst mit der Broni zu End. Er sagte das ganz einfach, wie etwas Selbstverständliches. „Zu End sein!" wie natürlich das klang, und oft ist es doch das Schwerste in der Welt! Hier befiehlt der Vater, und der Sohn gehorcht, selbstredend, ohne das Gefühl einer Heldenthat. Diese Leute sind so prachtvoll gesund; da giebt es keine komplizierten Falten, kein jesuitisches Herumlügen um das Muß. Sage Du einem unserer Referendare, da, wo er einer pekuniär schlecht erzogenen Sie den Hof macht, daß er zu End sein müsse! Laß es einen jener Ballväter seiner Tochter anbefehlen! Äußerlich ja: ausdruckslose Mienen, Gehorsam; hinten herum: Thränen, Seufzer, Beteuerungen — das ist bei uns „zu Ende sein."

Die Broni sieht den Cyper kaum mehr an. Ja, ich bewundere die Menschen, die mit soviel natürlicher Willenskraft einen Traum begraben. Abends spielt sie jedesmal die Zither, wenn Burschen und Mädchen zusammenkommen; dann sitzt sie neben mir, ich spiele ja ganz den Eingeborenen und mache alles mit; und zuweilen zwischen zwei Takten sieht sie mich an, voll und unbefangen, so ländlich fromm, daß ich meinen Schnurrbart nicht dabei zu drehen wage, weil mir das zu städtisch scheint. Ich könnte mir vielleicht etwas darauf einbilden, aber weißt Du, Fex, meine Eitelkeit habe ich auch in der Stadt zurückgelassen.

Überhaupt — man wird hier gut. Viele Sünden, die bei uns natürlich erscheinen, fallen hier von selber von einem ab. Wie oft habe ich bei jenen schauderhaften Komödienproben dem Regierungsrat oder einer der Mütter Böses gewünscht, nichts sehr Schlimmes natürlich, aber doch einen verstauchten Fuß — selbstredend nicht zu schmerzhaft, oder einen entfernten Todesfall, natürlich von jemand, der sowieso hätte sterben müssen. Wie materiell wurde man zudem zwischen all' dem Mousseur, Trüffeln und Pasteten! Hier sagt man sich mit Befriedigung, daß man doch kein ganz verlorener Gourmet ist, daß man noch Talent zur Einschränkung besitzt — und siehe da! man bekommt Respekt vor sich selbst. Und wie man schläft, lang, traumlos, mit tiefen, ruhigen Atemzügen! Und erwacht man, so ist es ohne Kopfschmerz, ohne Groll auf den Bedienten, der zu spät das Rasierwasser bringt, ohne Grauen vor den Menschen, mit denen man tagüber zusammenkommen muß.

Wenn ich erwache, bricht die Sonne durch die hellen Gardinen und malt einen Glorien-

Digitized by Google

schein um den heiligen Franziskus über meinem Bett, auf den porzellanenen Engel, der sein Weihwasserbecken über mein unkatholisches Ketzerhaupt hält. Im Gegensatz zu den anderen Heiligenbildern im Haus ist dieser Franziskus merkwürdig gut gemalt; darum ziert er auch die Gaststube. Ich möchte wohl wissen, welch ein verkanntes, vom Glück mißhandeltes Talent ihn gemalt hat, welch sorgenvolles Haupt sich damals über seine blassen, südländischen Züge beugte! Er gleicht dem Kooperator hier — das ist eine seltsame Erscheinung, sage ich Dir, ganz wie herausgeschnitten aus einem Roman! Dabei geht er zwischen den Menschen einher, als könne es keine Gefahr für ihn geben, ja, er billigt ihre weltlichen Freuden mit einer Duldsamkeit, die fast über seine Jahre hinausgeht, ohne natürlich sie zu teilen. Er fühlt sich scheinbar sehr glücklich in dieser Weltfremde — wie sollte es auch anders sein!

Wenn ich den Kreis betrachte, in dem ich hier lebe, so überkommt mich oft ganz dasselbe Gefühl, das mich damals beschlich, als ich mitten im Lärm der Saison die „Münchener" spielen sah. Anfangs schien mir das alles nichts Besonderes, ich fand es hübsch, freute mich an der fremden Sprache, lachte mit, aber ihr eigentlicher Reiz war mir doch nicht klar. Plötzlich aber kam es — mit einem Mal fühlte ich mich umweht und gebannt von einem fremden Geist, und ich staunte über soviel großartige Schlichtheit im Denken dieser Leute, über die klare Folgerichtigkeit ihres Gefühls, die rührende Einfachheit, mit der sie da ein schlichtes Wort sagten, wo ein moderner Dramatiker herzzerreißende Monologe hingesetzt hätte.

Ja! es ist etwas Staunenswertes um echtes Volkstum.

Noch einmal: beneide mich, Fex.

Lebe wohl und laß mich in meinem Glück! Nur wenn Du es ohne Ironie kannst, schreibe

Deinem genesenen Freunde."

Fex schrieb; einen kurzen Zettel und einen langen Brief; der letztere war mehrfach versiegelt.

Auf dem Zettel stand: „Ohne Ironie kann ich's nicht — darum nur kurz meinen Gruß! Anliegenden Brief bitte ich erst dann zu lesen, wenn Deine Illusionen zu verblassen beginnen und Sehnsucht nach der von Dir so schnöde verlassenen Welt Dich überkommt; er ist ein Heftpflaster für den Augenblick der Einsicht, daß Dein Idyll doch nicht so fleckenlos und wir doch nicht so schlimm sind — Fex."

Herr Philipp lächelte mitleidig, als er den Zettel las. So würde vielleicht Odysseus gelächelt haben, wenn ihm ein Seher geweissagt hätte, daß er sich einst langweilen werde bei der schönen Nymphe Kalypso, damals, als er ihr Eiland betrat.

Nein, nicht die Ahnung einer Neugier überkam ihn, was in dem Briefe stehen möchte. Er hätte ihn ruhig in das brennende Kienholz werfen können, denn Fex' Bedingung lag ja außer dem Bereich der Möglichkeit. Wie er den Freund bedauerte, den armen Stadtmenschen, der seinen Mangel an geistigem Schwung mühsam hinter dem allgemeinen Spötterlächeln zu verbergen suchte, der keine Luftschlösser kannte, keine Phantasie!

* * *

Drei Wochen waren vergangen, seit Herr Philipp in Lins ankam. Es ließ sich nicht leugnen, sie hatten Wunder an ihm gethan, eine kräftigere Farbe auf seine Backen gemalt, die Schatten unter seinen Augen hinweggewischt und seiner Haltung die verlorene Elastizität wiedergegeben.

Er fühlte sich aufs neue jung; seine Nerven zogen sich rücksichtsvoll in sich selbst zurück, denn, o Wunder! Herr Philipp hatte sich seit Wochen nicht mehr geärgert.

Lesen that er kaum; der Walter Scott, den er mitnahm, lag noch unangerührt im Koffer. Zuweilen blätterte er wohl im Kreisblättchen, das der Schäflewirt hielt, das gewissenhaft einen Extrakt von allen Begebenheiten, aber alle altbacken, brachte; dann erschien ihm der Gedanke fast verwunderlich, daß jenseits des Gebirges volk- und stadtreiche Länder lagen, in denen aufgebauschte Tagesfragen in tausend Variationen abgeleiert wurden — noch verwunderlicher, daß er selbst dies Ableiern jahrelang so gewissenhaft mitbetrieben hatte; und er nickte selbstzufrieden und fühlte sich gereift.

Diese Selbstzufriedenheit abgerechnet, hatte er übrigens vollkommen recht: er war ein

Digitized by Google

besserer Mensch geworden; was an liebenswürdiger Einfachheit in ihm war, an unverwöhnter Bescheidenheit, das kam jetzt zum Vorschein. Vielleicht hätte es ihm aus seinem ganzen heimatlichen Klub keiner nachgemacht, so primitiv zu leben, mit so unblasierten Augen auf das Alltägliche zu schauen, wie er es vermochte.

Man mußte es Herrn Philipp nachsagen: Zeitschwächen hatte er, aber eine Schablone war er nicht.

Drei Wochen waren also vergangen.

Der Frost dauerte noch an. Die gesunde Müdigkeit, die während der ersten Zeit auf dem Wintergast von Lins gelagert hatte, Folge der langen Anspannung, die bei der ersten Pause in langes Ruhebedürfnis umzuschlagen pflegt, wich allmählich. Er bekam Lust, weiter zu wandern, höher zu steigen, eine Art Thatendrang.

Eines Morgens, zu einer Stunde, in der, wie er mit Genugthuung dachte, Fex und Genossen oft erst das Lager suchten, stand er auf, sah das erste, bleierne Tagesgrau farblos über der Erde liegen, dann einen leisen Rosenschein über die Gegend fallen, endlich den Ball auftauchen, den goldenen, der überall schön ist, am Meer, über der Heide, aber am schönsten im Hochgebirge. Er ging nach Hochwies, dem Walddorf jenseits der Trisana. Rechts wand sich die breite, uralte Straße durch das Thal, über die viele Jahrhunderte hinweggeschritten waren mit ihren wechselnden Gestalten, Trachten, Zügen, die ganze Skala der Menschen, die von Süden her das Alpengebirge überstiegen, von den klirrenden Römerkohorten an bis zu den Bergfexen in Jägerflanell von heute. Jetzt war niemand auf ihr zu sehen, nicht einmal ein wandernder Bua, der einen Botengang ins Patznaun lief; ihm aber bevölkerte sich der Weg mit bunten Scharen, und wenn irgendwo eine Schneelast ins Thal herabrutschte, so klang es ihm wie Waffenrauschen, Schildgeklirr oder wie der Kommandoruf streitbarer Centurionen; zuweilen auch — soweit war Herr Philipp noch Damenherr — wie das ferne Schluchzen einer sänftegetragenen Römerin, die sich von den kalten, weißen Spitzen zurücksehnt in die sengende Mittagsglut des Forum Romanum.

Da ein Pfiff — aus dem dunklen Bergloch über der Schlucht schoß die Eisenbahn, das plumpe, schwarze, eilige Ungeheuer, das alle benutzen, das niemand rasch genug geht, und das jeder, sobald es ihm besser in die Stimmung paßt, als trivial verwünscht.

Herr Philipp runzelte die Stirn und sah weg von ihr auf die graue Ritterveste am Fels und den schlanken Turm von Hochwies.

Das Dorf lag mitten im Walde, ein kleines, kümmerliches Dorf, mit dem verglichen Lins fast einen städtischen Eindruck machte. Die Hütten standen weit von einander, als habe der Zufall sie achtlos in der Zerstreutheit hingestellt; hübsch war nur das neue Kirchlein, von dessen keck geschweiftem Portal das Anno Domini in grauen Sandsteinlettern herabsah — herrlich aber waren die lichten Bergkuppen, die von allen Seiten auf die menschliche Armseligkeit herniederglitzerten.

Herr Philipp trat in das Wirtshaus. Im Flur saß ein Haufen blonder Kinder spielend zusammen, und er mußte sorgfältig über das jüngste hinwegbalancieren, ehe er die Gaststube betrat.

Drinnen war es warm; die Äste knackten im Ofen; das braune Holzgetäfel schaute behaglich drein. Am Tisch saß bereits ein Gast, der Kooperator von Lins.

„Ein Mensch — wie unangenehm!“ dachte Herr Philipp, „und natürlich hat er sich bereits die wärmste Ecke ausgesucht.“ Da erkannte er seinen heiligen Franziskus. Er begrüßte ihn höflich, und bald war eine Unterhaltung im Gang. Herr Philipp fühlte sich angenehm berührt; ohne es zu merken, verspürte er doch schon zuweilen den leisen Wunsch nach gebildetem Umgang.

Der Wirt brachte heißen Kaffee; eine wohlige Wärme floß dabei durch des Wandrers müde Glieder.

Von dem Holzgetäfel gegenüber hob sich das dunkle Schwärmerhaupt des jungen Geistlichen wie ein schönes, melancholisches Bildnis ab.

„Sie sind auch ein Freund vom frühen Wandern?“ fragte Herr Philipp.

„Nicht doch! mehr ein Freund des Schlafens!“ versetzte der Gefragte; „denn wer schläft, fühlt nicht. Daß ich hier bin, verdanke ich einem Bauernburschen droben am Rain, der beim Schneeschaufeln von der Leiter fiel und bei Sonnenaufgang starb. Sie wissen, Hoch-

Digitized by Google

wies ist eingepfarrt in Lins." Er sprach das alles mit einförmig ruhigem Ton, in dem es wie Litaneiengesang vibrierte; die Stimme hatte etwas unsagbar Melodisches.

Herr Philipp murmelte ein paar teilnehmende Worte über die traurige Veranlassung. Der andere schwieg dazu. „Aber trotzdem," fuhr Herr Philipp fort, „denke ich mir Ihr Amt ein beneidenswertes, so weltfern, so friedevoll!"

Da traf ihn ein seltsamer Blick aus dem dunklen Auge gegenüber. Die Lippen des heiligen Franziskus bewegten sich, aber es kam dennoch kein Wort über sie; er schwieg.

Das Gespräch wandte sich auf andere Dinge, auf Landessitten, Volksgewohnheiten, auf die Spiele, die demnächst in Lins aufgeführt werden sollten. Der Kooperator studierte die Spieler ein. „Das muß Freude machen," meinte Herr Philipp, „diese naiven Seelen zur Komödie zu schulen! Das ist ein Arbeiten mit reinem Material, anders, als wenn bei uns zu Hause Dilettanten den Spielfanatismus bekommen."

„Meinen Sie?" fragte der junge Geistliche. „Ich glaube, es ist ziemlich dasselbe."

„Aber nein!" rief Herr Philipp und begann aufs lebhafteste — wie Äneas vor Dido — ‚die Drangsal alle nun zu offenbaren, die er gesehn und meistens selbst erfahren.' Er sprach sich ganz in Eifer. Seit lange hatte er nicht mehr mit soviel gesunder Wärme geredet wie jetzt. „Sie sollten nur einmal unser Stadtleben kennen lernen!" schloß er.

„Ich kenne es zur Genüge;" entgegnete der andere leise. „Ich bin nicht immer in den Einöden gewesen. Sie malen Ihre Welt zu schwarz, die unsre sehen Sie zu rosig. Für die Ihre haben Sie keine Illusionen mehr übrig, und hier verschwenden Sie sie im Überfluß. Glauben Sie mir, die Menschen sind überall dieselben, werden überall genau das, wozu ihre Verhältnisse sie machen, und wir sehen an ihnen stets, was wir sehen wollen. Sind wir in düstrer Stimmung, so sehen wir Dornen, sind wir glücklich, so sehen wir Rosen."

Er stützte den Kopf in die Hand; eine bleiche, langfingrige Hand war es, eine Hand, die zu denken gab, die gewiß gern nach andern Dingen gegriffen hätte, als immer nur nach Brevier, Kelch und Stola.

„Sie denken sehr milde", meinte Herr Philipp; „das ist gewiß für Menschen, die sich befriedigt fühlen, leicht, aber für unsereins —"

„Befriedigt?" unterbrach ihn der andere und ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen, während er ihm finster ins Gesicht sah — „befriedigt? ich? hier in meiner Strafversetzung, in der Einöde droben zwischen zwei Gletschern, in dem elenden Dorf mit seinem kleinlichen, kindischen Menschengewirr?"

„Herr Kooperator! Da muß ich doch Partei nehmen für Lins!"

„Für Lins, das Sie drei Wochen kennen! Bleiben Sie dort einmal drei Jahre, wie ich, noch dazu verbannt, losgetrennt von all dem lauten, schönen, flutenden Leben da draußen —"

„Das ist es gerade, was ich meide —"

„Sie meiden es, weil Sie wissen, daß Sie es jederzeit wieder haben können. Solches Meiden ist eine freiwillige Marotte, ein Luxus, wenn Sie wollen. Aber das Meidenmüssen ist etwas anderes. Vergeben Sie meine Erregung — aber es kommt mir vor, als mache man sich lustig über mich, wenn man mir zumutet, hier befriedigt zu sein!"

Armer Herr Philipp! Sein heiliger Franziskus verlor mit einem Mal den Glorienschein — ein Mensch saß vor ihm, noch dazu eine problematische Natur, wie sie ein Spielhagen nicht komplizierter hätte wünschen können.

„Ich urteilte allerdings wohl zu subjektiv", sagte er einlenkend; „aber mir scheint dennoch, Ihre Sünde kann keine große gewesen sein, wenn diese Versetzung die Strafe dafür ist."

„Man straft bei uns je nach der Individualität, mein Herr!" sagte der Geistliche und zog die Augenbrauen ernsthaft zusammen. Dann verfiel er in trübes Schweigen.

Herr Philipp brach nach einigen Minuten auf. An dem Abschiedsgruß des Fremden sah er noch einmal deutlich, was er schon länger gefühlt hatte. Dieser Mann war seinesgleichen an Alter, Herkunft, Stand — nur an Glück nicht.

Draußen wirbelte ein leichtes Schneegestöber.

Die Sonne war fort. Hätte sie noch am Himmel gestanden, wer weiß, ob Herr Philipp jetzt nicht doch ein Paar Flecken in ihr ge-

Digitized by Google

sehen hätte. Die Gestalt des jungen Priesters wollte ihm nicht aus dem Sinn. —

Noch einmal machte er Rast auf der Wanderung, bei der Posttwirtin in Grans. Was für ein behäbiger Volkstypus sie war, dick und kernig, so recht ein Anblick, um sich von dem geistlichen Problem, neben dem er droben in Hochwies gesessen hatte, auszuruhen.

Das Gaststubenfenster ging auf die Straße, unter der ein Felsbach fast senkrecht zur Trisana niederschoß. Wie die Tannen es anfingen, in so steiler Sicherheit neben diesem tiefen Abgrund dazustehen, begriff Herr Philipp kaum; schwindlig konnten sie nicht sein, diese dunkelgrünen Töchter der Berge!

Wenn er weiter nach rechts sah, schaute er gerade in eins jener prachtvollen Seitenthäler, wie sie plötzlich und unvermutet den Alpenwanderer blenden, wenn er gedankenlos die Landstraße entlang schreitet; Thäler, durch die noch keine Bahn zu schnauben wagt, Berge, in deren Felsenherz noch kein Tunnel den Weg fand, hohe Ferner, unschuldig in ihrem fleckenlosen Weiß, aber fast beklemmend in ihrer schroffen Hoheit. Dort ragte die Serlosspitze, der noch nie erstiegene Grat, von dem der Schwindel die klimmenden Fexe bisher noch beharrlich in die Tiefe und das Nichts schleuderte.

„Wie schön das hier ist!" rief Herr Philipp.

„Na, so was sieht man halt alle Tag!" meinte die Wirtin; „freilich, schöner als in Hochwies ist's bei uns. Der Herr kommt von Hochwies?"

„Ja —"

„Ach, Sie wohnen wohl dort?"

„Nein —"

„Das ist schade!"

„Und warum?"

„Das geschäh den Linsern schon recht, wenn noch wer anders einen Wintergast hätte als der Schäflewirt droben."

„So?" fragte Herr Philipp harmlos. „Die Linser haben einen Wintergast?"

„Und was für einen!" sagte die Wirtin und ließ die Hände geräuschvoll in den Schoß fallen. „Wer's ist, wissen sie zwar halt alle nicht, obwohl sonst droben in Lins geratscht wird, wie nirgends sonst, selbst der Waldl hats nicht rausbekommen."

„Der Waldl?"

„Das ist dem Photographen seiner, der steckt den Kopf in alle Linser Töpfe, und dabei hat er nur ein Auge."

Herr Philipp entsann sich dunkel eines kleinen, einäugigen Patrons, der ihn einmal durch unverhohlenes Anstarren erstaunt hatte, als er sich von Broni die Künste des Zitherspiels erklären ließ. Ihn belustigte die Harun al Raschid-Pose, in der er sich unerkannt zwischen dem Volke wandelnd befand.

„Und was meint man von dem Fremden?" ermunterte er.

„Die meisten meinen, daß er närrisch ist."

„Albernes Volk!" durchschoß es Herrn Philipp; aber nein! das war ja nur urwüchsig, kindlich. „So, und was meinen die andern?"

Da rückte die Wirtin geheimnisvoll zu ihm hin. „Daß er was mit der Polizei gehabt hat! nicht gestohlen, nein, das nicht gerade. Der Cyper, der vom „Schäfle", sagt, Geld hätt' er genug im Koffer. Als er mal weg gewesen, haben der Cyper und seine Mutter zugeschaut. Die Stasi ist auch so eine, die nicht genug zum ratschen finden kann, und was der Wirt ist, dem läßt die Neugier auch keine Ruh — aber so ein Todschlag, meint der Cyper, so ein Todschlag in der Hitz' — beim Florian! Ohne Grund wird doch niemand so lange im Schäfle bleiben, da steckt was dahinter. Die Linser sollen nur nicht so pratschig thun mit ihrem Gast!"

In Herrn Philipp zog sich plötzlich etwas zusammen, der ganze Enthusiasmus nämlich, mit dem er die Menschheit dieser Gegend im Überfluß vergoldet hatte. Als der Geistliche vor einer Stunde von dem „kleinlichen Gewirr" sprach, hielt er ihn für ungerecht; nun er hörte, daß man auch über sein liebes Ich zu ratschen sich vermaß, lag das anders.

„So?" sagte er kalt. „Die Linser sollten sich lieber in die eigenen Dinge mischen."

„Ja, da kennen Sie die Linser schlecht!" entgegnete die Wirtin. „Da sind mir die von Hochwies noch lieber. Die prügeln zwar öfter, und 's kommt wohl vor, daß zur Kirmeß ein oder zwei draufgehen und das Gericht von Lauders kommen muß — aber sie schimpfen sich ordentlich grad naus, nicht wie die Linser, wo alles versteckt geht."

„Aber woher kommt denn das?" forschte er.

Digitized by Google

„Nun! sind halt zuviel Menschen droben. Früher gab's bei uns mehr, aber seit die Bahn vorbeigeht, sind manche fort ins Patznaun hinüber; seitdem giebts in Lins mehr Seelen als bei uns. Je mehr Leut', desto mehr Streit; sie können wohl halt nicht anders."

Sprach da nicht Fex? Ihm war, als hörte er plötzlich einen Gedanken des fernen Freundes. Sollte Fex recht haben? — aber nein doch! Wenn in Grans eine mißgünstige Wirtin über Lins räsonnierte, brauchten die Linser darum gleich versteckt zu sein? Mißgünstig? — also Mißgunst gab es doch auch hier in der Gegend! ah bah, Herr Philipp! lassen Sie sich Ihre hübschen Illusionen nur nicht so schnell von der Granser Postwirtin zerreißen!

Er leerte sein Grogglas geschwinder als beabsichtigt, zahlte und warf der Wirtin einen zürnenden Blick zu. Er bemühte sich, sie für eine rechte Ausnahme an Unchristlichkeit, Roheit der Seele, ja, für eine weibliche Fexausgabe zu halten — natürlich mußte es ja auch solche Ausnahmen geben, ebenso, wie in seiner Heimatstadt auf tausend Verbrecherseelen zuweilen eine lichte und fleckenlose gekommen war. Während seiner Reflexionen stand die Wirtin schmunzelnd da, mit dem Bewußtsein erfüllten Berufs; war es doch eine traditionelle Verpflichtung der Granser Postwirtinnen seit Urzeiten, seit an der Holzveranda des Gasthauses Fiesolen blühten, jedem durchkommenden Fremden gegenüber das Rivalendorf Lins so herunterzumachen, wie der Fremde und die Möglichkeit es nur irgend zuließ.

„Sie wollen nach Lins hinauf?" fragte sie enttäuscht, als Herr Philipp sich linksab wandte. „Etwa zu den Spielen? Nächste Woche ist das erste. Da werden Sie aber halt keinen großen Genuß haben. Was die Linser zusammenspielen, ist halt albern. Der Amtmann von Lauders sagt's auch."

„So?" versetzte Herr Philipp scharf. „Es wundert mich, daß Sie als fromme Christin das von Spielen sagen, die der Herr Kooperator einstudiert." Es überkam ihn plötzlich der Drang, erziehlich auf die Granser Postwirtin einzuwirken.

„Ja, der Herr Kooperator!" sagte sie. Herr Philipp bekam aber nicht heraus, weshalb sie das in so sonderbarem Tone sprach. So entfernte er sich denn mißgestimmt und ging bergauf seiner Winterfrische entgegen.

V.

Leider ist die Illusion nicht das Charakteristische von einer Sache! Sie ist der schönere Wiederschein, der sanftere Abglanz, der blaue Schleier, den der Mensch unbewußt selber im Auge trägt, wenn er die Dinge der Welt beschaut, den er über reizlose Wirklichkeiten schonend gleiten läßt, bis sie verklärt dastehn.

Als die Schäflewirtin im Sommer von den jungen Leuten sprach, die Winters heimkämen aus der Fremde, da stand in Herrn Philipps Auge die hübscheste Illusion gleich fertig da. Er sah die großen, sehnigen Gestalten leuchtenden Auges bergauf ziehn, jauchzend die Mützen schwenken, dem Heimatkirchlein zu, er glaubte ihr Jodeln zu hören, den schallenden Alpruf, der da klingt, als spränge ein Menschenherz vor Glück; er sah im Geist die lodernden Abendfeuer, um die sich die Familien scharten, den heimgekehrten Sohn in der Mitte, von den Wundern der Fremde erzählend, die aber trotz all ihrer Leuchtkugeln die leise Stimme des Heimwehs nie zu ersticken vermochte.

Ja! das war die Illusion von der Sache!

Die Wirklichkeit aber hockte allabendlich im „Rößle" um den runden Holztisch. Rauchend und plaudernd saß hier die Jugend von Lins zusammen, die im Sommer ihre Gastrollen in der Welt gab.

Der einäugige Waldl führte dabei stets das große Wort. Es war, als habe der Verlust der halben Sehkraft seine andern Sinne bis zur äußersten Möglichkeit geschärft; er hörte wie ein Indianer und schwatzte wie ein Wasserfall. Den Sommer hatte er als Führer verbracht im Bannkreis von Innsbruck. Ahnungslosen Wandrern, die nach dem Bädeker die Lanser Köpfe besteigen oder hinaufklimmen wollten zum jugendlichen Modebad Igels, fiel Waldl unvermutet in den Rücken, machte sie erst durch falsche Angaben irre, bis sie nicht mehr zurechtfanden, mußte schließlich doch zugezogen werden und ergaunerte sich zum Schluß jedesmal ein Trinkgeld. Er war noch jung, aber höhere Ziele als diese Art Sommertouren forderte er bescheidener Weise seiner Zukunft nicht ab.

Digitized by Google

„Ha!" sagte er jetzt wegwerfend, „Leute wie den Stadtherrn da im „Schäfle" kenn' ich zu Dutzenden; faule Gesellen sind's, müssen alle Minuten stehen bleiben, weil ihnen der Atem ausgeht, und kommt mal ein Abgrund, so denken sie immer gleich, 's ist aller Tage Abend."

„Es sind allesamt Gecken und Nichtsthuer," fuhr ein anderer fort, der Sepp vom Gugelbauern, der seine Sommerfrische im Zillerthal als Kellner zu nehmen pflegte. „Man lernt die Menschen am besten kennen, wenn man ihnen serviert; so wie sie einem das Trinkgeld geben, so sind sie. Schleudern sie's so von ungefähr hin als wollten sie sagen: ‚Nimm, du Hund!' da taugen sie nichts — ordentlich herschieben müssen sie's mit einem ‚Bitte schön!' dann sind sie was wert, wenn sie auch sonst dem Herrgott den Tag wegstehlen."

Quer vor dem Tisch saß ein riesiger Kerl, stämmig, ein Goliath, wie sie zuweilen in Berggegenden aufwachsen wie eine verspätete Reminiscenz an die Tage der Giganten. Er war geworden, wozu ihn sein Format vorherbestimmt hatte — Hausknecht. Er trug während der Saison die Koffer und wichste die Stiefel der Fremden, die droben in St. Anton Rast machten, hoch auf dem gletschernahen, schimmernden Gipfel des Arlbergs. An seinem schäbigen Anzug glänzten einige bessere Gegenstände, die zu der Vermutung berechtigten, daß dieser dienende Goliath eine weniger sinnige als einträgliche Art hatte, sich Souvenirs an die Gäste von St. Anton zu sammeln.

„Den Sommer mögen sie kommen," begann er mit einer zu seiner Größe merkwürdig kleinen piepsigen Stimme — „da hat man sein Verdienst mit ihnen, aber daß die Fremden auch noch im Winter auf die Berge 'naufkraxeln wie der da im „Schäfle", das fehlt grad noch; sollt man schon wegen der Dirnen nicht dulden," und er schlug mit der derben Faust dröhnend auf den Tisch.

Cyper, der auch von der Gesellschaft war, hatte bisher schweigend zugehört. Plötzlich ballte er die Faust. „Wenn der mir die Vroni abspenstig macht, schlag' ich ihm den Schädel ein!" —

„Da schlagen wir halt alleweil mit!" riefen die andern.

„Bei den Spielen will er dabei sein, hat er gesagt," erzählte Waldl, „da wird's schwer halten, ihn bei der Vroni auszustechen!" wandte er sich zum Cyper, gegen den er von lang her einen Span hatte — „was so die Manier is, das weiß er auswendig, und das thuts den Mädeln an. Das Bärble von drüben fährt auch schon immer ans Fenster, wenn er angegangen kommt in seinem Pelz — der alte Patsch! denkt er gleich, daß er einfriert!"

„Das Bärble?" rief der Hausknecht und sprang auf. „Das nimmst' zurück, Waldl!"

„Und das mit der Vroni auch!" rief Cyper, „gleich auf der Stell'." —

Vom andern Tisch, wo ein paar alte Linser bei abgestandenem Bier Politik machten, auf dem Blättchen fußend, das der Klerus zu halten erlaubte, sah man gespannt her; es war doch immer eine Abwechslung, solch eine werdende Prügelei. Wenn sie sich nur nicht vorher wieder vertrugen!

Aber nein — der Waldl war im anwachsenden Streit auf den Stuhl gesprungen; mit den Füßen stieß er nach den Andrängenden, den Maßkrug griff er und warf ihn unter sie, dem weiland Hausknecht von St. Anton gerade an den Kopf; aber dem verschlugs nichts; es war nicht der Rede wert für so einen Goliathschädel. Jetzt packten sie ihn an. Der starke Cyper griff ihn fest um die Taille. „Zurück nimmst's!" schrie er noch einmal; aber Waldl war von Natur eigensinnig veranlagt und schwieg grinsend. Zwei Minuten später flog er unter großem Halloh aus der Thür.

Herr Philipp ging gerade vorbei. Ihm war beim Abendessen die Beschränktheit des Wirtes und der enge Horizont der Stasi derart aufgefallen, daß er sich entschloß, den Kooperator aufzusuchen — er sehnte sich nach gebildetem Umgang. Langsam wanderte er fürbaß. Dafür konnte er nichts, aber er sah es natürlich nicht ohne Behagen, daß rechts die Vroni ihr schlankes Näschen an die Scheiben preßte, als er vorüberging, und links das Bärble, eine Etage über demselben auch noch eine, die aber zu betagt war, um von Herrn Philipp bemerkt zu werden.

Waldl flog gerade vor ihm in den Schnee, ein greifbarer Beweis, daß der Abendfriede der Alpendörfer auch eine Sache mit Hindernissen

Digitized by Google

ist. In der offenen Hausthür sah er die erhitzten Köpfe der Streitenden, darunter das zornflammende Auge Cypers, der Vronis Schatten im Schnee erkannte; im Hintergrund, wie die ehrwürdigen Greise von Troja, drei graue Vaterhäupter von Linz, freudig erregt, als wäre Fluchen ihnen Musik.

Ihm fiel ein, was die Posttwirtin in Grans gesagt hatte: „je mehr Leut, desto mehr Streit; sie können wohl halt nicht anders."

Eilig entwich er dem unschönen Eindruck, ahnungslos, daß Waldl eigentlich seinetwegen aus der sonst gastlichen Pforte des „Rößle" geflogen war.

Das Bärble fuhr von dem Fenster zurück, als sie den Hausknecht, ihren ungeschlachten Anbeter, erblickte.

„Der soll mir noch dran glauben!" rief dieser und ballte der eleganten, pelzumhüllten Silhouette Herrn Philipps die Faust nach. „Heut fliegt der Waldl! schau zu, daß du nicht morgen fliegst!"

So war und so dachte die ideale Jugend von Linz. —

Indessen saß der Kooperator einsam in seinem Zimmer. Er las nicht, er arbeitete nicht, er dachte nichts; stumm starrte er in die Nacht, die mit dunkelblauem Auge durch das gardinenlose Fenster hereinsah und mit ihrem Sternengefunkel so glitzernd paradierte, als thäte sie es jemandem besonders zu liebe.

Vielleicht galten ihre himmlischen Künste wirklich dem armen Verbannten, der in sie hinausträumte, als möchte er in ihrem Dunkel versinken.

Es klopfte, und gleich darauf trat Herr Philipp ein. „Besuchszeit ist zwar nicht," begann er; „aber wenn Sie erlauben, möchte ich ein wenig mit Ihnen plaudern."

Der Kooperator war aufgesprungen. Es flog etwas über sein ovales Schwärmerantlitz, das wie Humor aussah. „Sie haben Menschenhunger?" fragte er und nahm Herrn Philipp den Pelz ab.

„Das wohl nicht gerade — oder doch — Sie haben am Ende recht. Ich befinde mich nicht ganz gut — ich muß mich vielleicht noch mehr akklimatisieren — physisch —"

„Physisch?" er rückte ihm einen Stuhl zurecht; „ich glaube, das ist man nach drei Wochen; vielleicht meinen Sie in geistiger Hinsicht? Da, mein Herr, kann ich Ihnen die Versicherung geben: geistig akklimatisieren werden Sie sich hier nie."

Er sagte das ruhig wie eine unumstößliche Wahrheit.

„Aber darum bin ich hergekommen!" entgegnete Herr Philipp.

„Darum werden Sie baldmöglichst wieder weggehen!"

„O, das liegt keineswegs in meiner Absicht!"

Der Geistliche sah ihn noch immer mit einem halben Lächeln an. „Verzeihen Sie," begann er, „wenn ich Ihnen indiskret erscheine, aber in dem Augenblick, als ich zum erstenmal Ihren feinen Weltmannskopf zwischen den Linser Bauernschädeln auftauchen sah, habe ich mir Ihre Geschichte zurechtgereimt: es ist die Geschichte eines enttäuschten Idealisten, der darob Pessimist wurde, aus der Welt flüchtete in eine Sphäre, die er für besser hielt und die ihn schließlich am meisten enttäuschen wird. O, der Prozeß ist ganz natürlich; wenn Sie können, so widersprechen Sie mir gefälligst."

Herr Philipp faltete statt der Antwort seine beiden Hände fest auf dem Holztisch, daß die Ringe förmlich den Fingern weh thaten, und stöhnte krampfhaft: „O! es ist eine elende Welt! elend ist sie überall."

„Da pflichte ich vollkommen bei!" sagte der Kooperator; „und von allen Schmerzen, Herzweh ausgenommen, ist Weltschmerz der schlimmste. Mich wundert nur, daß Sie gestern früh noch so anderer Meinung waren. Sie verließen mich ja sichtlich entrüstet über meine trübe Stimmung."

„Entrüstet! nein, das nicht!" wehrte Herr Philipp ab — „ich hoffte sogar im stillen, Sie würden mich vielleicht begleiten."

Der Kooperator lachte. „Da hätte ich mich ja aufdringen müssen! und, offen gestanden! ich wußte bereits, daß Sie mit der Zeit von selbst zu mir kommen würden, ja, ich erwartete Sie heute so halb und halb. Die Enttäuschungen marschieren schnell. Wer die ersten Flecken in der Sonne sieht, dem zeigt sie sich bald genug ganz dunkel. Und gestehen Sie nur! So gänzlich unbefleckt erschien sie Ihnen schon gestern nicht mehr?"

„Woher haben Sie nur soviel Menschenkenntnis?" fragte Herr Philipp verwundert.

Digitized by Google

„Aus der Zeit, als ich selbst noch ein Mensch war —" entgegnete er hastig, während ein plötzlicher Schatten über seine Stirn flog; dann fuhr er schnell fort: „ich habe übrigens noch etwas anderes, Besseres aus jener begrabenen Zeit, einen ganz vorzüglichen Chartreuse" — er öffnete den Wandschrank und entnahm ihm eine festverkorkte Flasche. „Bei Florenz ist er geboren in dem schönsten Bergkloster, das auf Erden zu finden ist, oder das mir darum so überaus schön erschien, weil ich ein junger Pilger war und lebte. Ich kam von Rom — können Sie sich denken, daß derselbe bergverbannte Kooperator, der jetzt vor Ihnen steht, einmal nichts Höheres kannte als den Ehrgeiz, daß kein Wunsch in ihm wohnte, der nicht der Kirche galt und seinem Beruf? Diese Wünsche sind inzwischen verraucht, verweht wie Höhenfeuer auf den Bergen — jene Reise aber steht wie ein schönfarbiger Traum noch jetzt in meinem Gedächtnis; sie war mir ein Genuß und ein Verderb zugleich; sie trieb mich unter Menschen, lehrte mich vieles vergessen, den Ehrgeiz und die Tonsur — ich war ja so jung, und das Gefühl der Jugend, das lange niedergezwängte, überkam mich voll und ganz zum erstenmal — bis — nun wozu viel Worte? — bis schließlich auf einem unserer Alpenseen mitten in der muntersten Gesellschaft, die je an Bord eines Dampfers fuhr, die Hand eines strengen Prälaten mir plötzlich auf die Schulter fiel. Man bauschte mein Vergehen ins Ungeheuerliche auf; ein Exempel wurde statuiert für die andern alle, die allein die Welt durchpilgern, Sklaven der drei Gelübde wie ich; man strafte mich mit dem Härtesten, was mich treffen konnte, man verbannte mich in diese Einöde. Damals bin ich sozusagen gestorben; was jetzt vor Ihnen steht, ist gleichsam nur der Schatten eines lebendig Gewesenen, die Mumie eines warmfühlenden Menschen. Stoßen Sie an! Der alte Mönch aus den Florentiner Bergen hat mich weder vergessen noch verdammt; er sandte mir diesen Labetrunk in die Wildnis, aber ich mag nicht allein zechen. Es lebe der Weltschmerz, und möge der Ihre ebenso rasch verrauchen und verlodern wie mein Glück."

Herr Philipp hatte sich und sein kleines Leid allmählich vergessen, während der andere sprach. Ihm war, als wachse die Gestalt des Erzählenden mit jedem Worte, staunend sah er die Lippen an, die so ruhig von bitteren Dingen sprachen, die Augen, in denen ein großes, warmes Lebensfeuer in Asche niedergezwungen war, und aus denen es doch wie Wiederschein glühender Funken flammte.

Der Kooperator sah ihn lange an. „Beneiden Sie mich noch?" fragte er.

„Nein, aber ich bewundere Sie, daß Sie das ertragen können!"

„Ich fühle nichts mehr dabei," entgegnete er dumpf; „aber trinken Sie doch! trinken Sie! Was Mönche zusammengebraut haben, das wärmt und belebt. Glauben Sie mir! In diesem Chartreuse schlummert das Parfum der Luft um Florenz, die Glut, von Pinien ausgehaucht, welche die Sonne bescheint, Cypressengeruch, und der Atem von den hundert blühenden Dolden, die um Gärten und Paläste wuchern. Hören Sie nicht den Arno rauschen? Sehen Sie dort den blauen Appenin? Fiesoles weiße Mauern, den hellen Turm von San Miniato?"

Er trank und schien in einen Traum zu versinken; eine Weile schwiegen beide.

„Nun erzählen Sie mir!" sagte dann der Geistliche tonlos — „etwas von der Welt, aus der Sie kommen, daß heißt, wenn Sie mir soviel vertrauen wollen — zwar! wem könnte ich hier oben etwas verraten?"

Herr Philipp erzählte. Es that ihm wohl, alles in Worten auszusprechen, was ihm in den letzten Tagen als dumpfer Druck auf der Seele gelegen hatte. Auch von seiner Heimat sprach er, die Bilder des allzulauten Lebens beschwor er herauf — aber seltsam! mit einem Mal schien ihm das alles minder entsetzlich; es kam ihm natürlich vor, was er bisher unerlaubt gefunden hatte. „Merkwürdig," schloß er; „wie die Entfernung verklärt — daß ich es dort nicht aushielt, steht fest — aber das Warum habe ich nicht mehr im Kopf. Es sind eben tausend Kleinigkeiten gewesen, die zusammen ein gräuliches Ganzes ausmachten."

„Und nach Ihren Erzählungen," warf der Kooperator ein, „scheint mir in diesem gräulichen Ganzen Ihr Freund Fex als einziger, vernünftiger Leuchtturm dagestanden zu haben."

„Meinen Sie wirklich? — ich weiß nicht," sagte Herr Philipp und fuhr sich mit dem

Digitized by Google

Taschentuch über das Gesicht — „ob der Chartreuse das thut — aber mir wird plötzlich viel philanthropischer zu Mut."

„Das kommt daher, weil Sie wissen, daß Ihre Existenz zu beneiden ist, weil Sie sehen, wie ich Sie beneide!"

Herr Philipp reichte ihm die Hand. „Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen!" sagte er.

„Helfen?" Da war wieder der todestraurige Ausdruck des heiligen Franziskus auf seinem Gesicht, jener himmelansehnende Schmerz derer, die sich von den Freuden der Welt abgewendet haben; der Heilige, wie ihn Rubens gemalt hat, nur daß der Strick nicht um seine Hüfte lag und die Palme in der Hand noch fehlte. „Wozu auch —" fuhr er fort, „einem Toten ins Leben zurückhelfen! und wer kann das? Dem Toten selber wäre am Ende nicht einmal damit gedient, ebensowenig, wie jenen Halberhängten, denen ein christlicher Mitbruder im letzten Augenblick wieder zum Atem verhilft, der denkbar schauderhafteste Dienst, den einer dem andern erweisen kann — finden Sie nicht auch? — Aber lassen wir den Totentanz beiseite! reden wir von etwas anderem — Morgen ist Spielprobe im Schulhaus — wenn Sie sich vielleicht unsere ländlichen Dilettanten ansehen wollen? Es sind Typen darunter, die Sie am Ende aus ihrer Heimat kennen."

Nach einer Viertelstunde trennten sie sich. Von der Turmuhr schlug es elf, eine späte Stunde für Herrn Philipp, der in letzter Zeit mit den Linser Hühnern und Bewohnern zu Bette gegangen war.

Draußen lagerte eine kalte Nacht. Von den Arseier Gletschern wehte ein Wind herab, den Herr Philipp noch nicht durch dieses Thal hatte brausen hören; er trug etwas Beunruhigendes, Aufrührerisches in sich — es war Tauwind.

Als er sich dem „Schäfle" näherte, hörte er Stimmen hinter dem Gartenzaun — Cyper und die Vroni, die auf elterliches Gebot tagüber so heldenhaft miteinander zu Ende waren, um sich allabendlich mit halberfrorenen Füßen an einem geheimen Rendez-vous zu entschädigen.

„Ich hab ihm ja nur Augen gemacht," hörte er die Vroni flüstern, „damit du ein bischen mehr in die Hitz' kämst — gelt, es hat dich geärgert? aber 's hat keine Gefahr! den stichst du noch alleweil aus!"

Dann hörte er, wie sie sich küßten, und wenn seine eigene Erinnerung auch nicht ganz frei von derartigen Reminiscenzen war, so stieg doch eine große moralische Entrüstung in ihm auf, ja, er donnerte möglichst geräuschvoll die „Schäfle"-Thür zu, ein Umstand, der von den beiden Liebenden aber nicht weiter beachtet wurde.

Die Stasi war schon zu Bett. Sein Hauswirt leuchtete ihm herauf. „Morgen giebts Knödl!" enthüllte er dem Gast und zog dann gähnend treppab.

Du lieber Himmel! Herr Philipp hatte sich Knödl bereits seit vorgestern übergegessen.

Ein böser Tag! Es war auch recht viel zusammengekommen, gerade als habe die ganze Welt, das heißt, das ganze Gebirgsthal sich gegen seine Illusionen verbündet. Das mit der Vroni war doch eigentlich stark! Er hatte wirklich etwas wie ein Gefühl für sie gehabt. Geschichten fielen ihm ein, wenn er in ihre aurikelfarbnen Augen sah, die er in müßigen Stunden auf dem Divan der Wiener Cafés in Journalblättern flüchtig durchflogen hatte, Geschichten von reichen, vornehmen Menschen, die niedrig geborene Naturkinder zu sich emporziehen und wunderbare Erfolge in den Seelen derselben großzüchten. Auch vom Theater kannte er so etwas, Birch-Pfeiffer glaubte er — zuweilen schlug es gut aus, und die Vroni war wirklich eine Schönheit.

Er trat ärgerlich ans Fenster; da sah er die Silhouetten im Schnee.

„Du brauchtest mich, sein Fischblut anzufeuern —" geradeso raffiniert wie der treulose Geliebte in der alten Minnesängerstrophe war also auch sie!

Und er hatte vor nicht gar lang seiner einstigen Flamme die kleinste derartige Sünde nicht vergeben! Und sie war doch Stadtkind, stand mitten im Leben; man hatte sie dressiert; sie mußte steuern durch die Wogen einer Saison, wo etwas berechnende Klugheit Selbsterhaltung ist!

Eigentlich war er doch ungerecht gewesen!

Da fiel sein Blick auf das Bild des Heiligen an der Wand. Seine Gedanken nahmen eine andere Wendung. „Ob es vom Philosophieren kam," fragte er sich, „daß ich so undankbar dachte? Wenn ich diesen da be-

Digitized by Google

trachte und sein Geschick, so fühle ich allerdings, wie ich zu beneiden bin!" —

Hätte die Sonne am nächsten Morgen Herrn Philipp recht freundlich entgegengeschienen, möglich, daß er trotz der Aussicht auf die furchtbaren Knödl, gegen die er bereits eine Art Haß empfand, mit gutem Mut ins Freie gewandert wäre — aber es lag blaugrau über den Alpen, und gleichmäßig tropfte es bereits von den Dächern. Die ungepflasterten Gassen von Lins zeigten hier und da schwärzliche Pfützen; die Welt sah aus, als habe sie die Nacht über herzbrechend geweint, als zerschwämme sie noch in Thränen.

Er trank seinen Kaffee wie gewöhnlich in der Wirtsstube. Cyper flickte in der Ecke einen alten Kessel und summte ein Schnadahüpfl dazu — ein Bild bäurischer Behaglichkeit.

„Elender Heuchler!" dachte Herr Philipp, sah ihn mißgünstig an und würdigte ihn keines Wortes.

Er holte seinen Walter Scott-Band und las, aber die Stimmung fehlte; er überlegte, ob er wohl Fexens Brief öffnen sollte? Nein! so weit war er doch noch nicht, Sehnsucht nach der Welt zu haben, der er entflohen war — o nein!

Das Ende seiner Überlegung war, daß er sich recht gründlich langweilte.

Dann kam der Mittag; mit ihm die Knödl.

Schaudernd wandte er sich ab und aß Brod und Suppe; schließlich geriet er fast ins Lachen, als er daran dachte, was Fex, der jetzt im ersten Restaurant für fünf Mark dinierte, wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er ihn tafeln sähe!

Der Schäflewirt drohte dem lachenden Herrn Philipp mit dem Finger und sagte vertraulich: „Kleiner Schelm! Sie habens hinter den Ohren."

Das paßte ihm nun wieder nicht, ihm, der bereits alle Examina hinter und wer weiß welch glänzende Karriere vor sich hatte; es war doch immerhin ein sozialer Abstand, der zwischen ihm und diesem einfältigen Wirt klaffte! Ja, freilich; daran hätte Herr Philipp aber nur eher denken sollen.

Den Nachmittag begab er sich zur Spielprobe ins Schulhaus.

Zu diesem war ein alter Edelsitz degradiert, der noch aus der goldnen Zeit von Lins stammte. Über den tiefen Fensternischen prangten steingehauene Wappenschilder, stolze, trotzige Tiergestalten, Blumen in schrägem Feld, Symbole mächtiger Geschlechter, die nun längst untergegangen waren im Sturme der Zeit, auf Schlachtfeldern niedergemetzelt — ausgestorben, vergessen.

Die rohen Schulbänke standen in trivialem Gegensatz dazu und ebenso die bäurischen Gestalten, über die derselbe Deckenrundbogen sich heute wölbte wie vordem über den zechenden Vasallen der Herzogin von Tyrol.

Herr Philipp kam mitten in die Probe. Du lieber Himmel! Er hatte sich auf etwas Neues, Urwüchsiges, Kerniges gefreut, und was ging vor sich? Das alte abgetretene „Versprechen hinterm Herd", das er zahllos oft von heimatlichen Dilettantenkehlen gehört hatte, in dem jeder Strizowsche Witz ihm nachgerade wie ein schmerzlicher Kalauer weh that.

Der Hausknecht von St. Anton gab den Strizow. Das war eine Leistung! Der Berliner, wie ein aus Lins gebürtiger Hausknecht ihn sich denkt, dabei ins Bedientenhafte, Rüde übertragen. Die anderen leisteten Ähnliches! Nur das Bärble stand wie eine frische Bergblume dazwischen und schmetterte mit ihrer reinen Stimme lustig über die ganze Profanation hinweg. An den Wänden saßen Linser Mütter und strickten, eine vergröberte Ausgabe jener Stadtmütter, die Herr Philipp kannte; auch Väter waren anwesend; doch waren sie nicht indolent, sondern unmanierlich; sie spuckten auf die Diele, das war ihre Beschäftigung.

Der Kooperator war Regisseur; es schien, als ob er ganz in der Sache lebte, kaum, daß er einen Blick zu Herrn Philipp warf. Ruhig ordnete er alles an, wie ein Mensch vom vollkommensten Seelengleichgewicht; keine Miene verriet, daß er noch etwas anderes sein konnte als diensteifriger Kooperator von Lins, daß es Stunden gab, in denen dies sanfte Auge zu flammen vermochte, Funken zu sprühn. Gelassen sah er an den blühenden Zügen des Bärble vorbei; freundlich redete er dem und jenem eine fürchterliche Nüance von eigner Erfindung aus; und was er wollte, geschah; sie schienen ihn alle wie ein Orakel zu betrachten, und die Kinder, die sich eingeschmuggelt

Digitized by Google

hatten und mit neugierigen Blicken zusahen, küßten ihm im Vorbeigehen scheu und ehrfurchtsvoll die Hand.

„Welch ein Mensch!" dachte Herr Philipp und schämte sich seiner eigenen Schwächen. Die Aufführung enttäuschte ihn; er wollte gehen, zumal ihm plötzlich auffiel, daß Strizow und etliche andere junge Burschen feindliche Blicke nach ihm warfen; auch schien ihm mit einem Mal, als sänge das Bärble absichtlich in seine Richtung herüber.

„Was? Sie gehen schon?" rief eine der Spielmütter, die Wassermüllerin — „das langweilt Sie halt wohl, so was Ländliches? Aber warten Sie nur — nachher giebts auch was für Städter, ‚die Verlobung bei der Laterne'. Das wird Ihnen gefallen."

Herr Philipp schüttelte sich. Wo war die Urwüchsigkeit, von der er geträumt hatte?

„Sie wollen gehen?" fragte der Kooperator, der plötzlich neben ihn trat, „unser Repertoire mißfällt Ihnen wohl?"

„Es erstaunt mich —"

Der Geistliche lächelte. „Gehen Sie nur!" sagte er; „es ist auch aus anderen Gründen besser. Es leuchtet Ihnen wohl jemand die Stiege herab; ich bin leider im Dienst."

Die Wassermüllerin nahm ein Licht und öffnete ihm; er tastete sich langsam durch den dumpfen, kellerartigen Flur. Plötzlich sah er, wie nicht mehr die Alte, sondern das Bärble neben ihm stand; sie hatte der anderen von ihm unbemerkt das Licht abgenommen.

„Sie wollen halt nicht mitspielen?" fragte sie mit ihrer weichen, klangvollen Stimme. Das Licht, das von dem elenden Wachsstummel ausging, flutete magisch in gelblichem Schein um das Kind der Berge. „Sie ist tausendmal hübscher als die Vroni!" dachte er und betrachtete sie sinnend. An den dunklen steinernen Wänden bewegten sich schwankend ihre Schatten.

„Würd' es dich freuen, wenn ich mitspielte?" sagte er, und als sie nickte, faßte er nach ihrer freien Hand und drückte einen Kuß darauf.

„O, nicht doch auf die Hand!" rief sie beschämt, als hielte sie ihre Finger viel zu gering für eine solche Ehre.

Herr Philipp war mitten in der auf diese Einwendung naturgemäßen Antwort, als plötzlich oben die Thür aufgerissen wurde und der alpine Strizow die Treppe herunterkam.

„Jetzt ist's aber genug!" schrie er und holte gerade aus, um seine schwielige Bauernfaust mit Herrn Philipps weißem, gepflegtem Gesicht bekannt zu machen; da warf sich das Bärble gegen ihn, so hoch sie reichte, hielt ihm den Arm zurück und rief: „Daß du ihn läßt! Wenn du schlägst, schau ich dich mein Lebtag nimmer an!" Andere kamen; fast der ganze Dilettantentrupp stolperte die Stiege herab. Herr Philipp stand stirnrunzelnd da; wie plump das war, dieser rohe Ausbruch bäurischer Eifersucht! Sein Blick flog über die Gesichterreihe der andern. Feindseligkeit stand darauf. Der eine ballte die Faust zu ihm herüber. Ein andrer rückte dicht auf ihn zu. Sie waren sehr in der Überzahl. Was sie riefen, verstand er nicht; im Zorn ging ihr Idiom ins Undeutliche über. Es war ein kritischer Moment.

Da trat der Kooperator unter sie.

„Wer meinen Gast nicht in Frieden läßt, verdirbt es mit mir!" rief er mit erhobener Stimme. Er sah einen nach dem andern scharf an, es war der Blick eines Feldherrn, der Blick eines mutigen Kriegers — schade, wie viele weltliche Talente hier die Kutte barg! Da murrten sie leiser; etliche zogen sich zurück. Herr Philipp ging ungestört seines Wegs, von den braunen Haselnußaugen des Bärble bis zur letzten Sekunde gefolgt.

Mißmutig begab er sich in seine Wohnung; er hatte Lins satt, gründlich satt!

In der Dämmerung trat der Kooperator bei ihm ein. „Mein Schlitten steht vor der Thür!" sagte er — „Ich muß heut abend noch nach Lauders hinunter. Wollen Sie mich begleiten? Etwas wässerig werden die Wege zwar schon sein —"

Herr Philipp sah ihn prüfend an. „Sie meinen, ich bin nicht mehr sicher hier oben?" fragte er langsam.

„Wenn Sie Ihr Gepäck gleich mitnehmen wollten, wäre es vielleicht nicht thöricht", sagte er statt aller Antwort. „Ich setz mich indessen in die Wirtsstube, aber verschweigen Sie lieber, daß Sie gehen; der Cyper könnte es hören, und auf französisch ist am Ende ebenso angebracht."

Herr Philipp verstand. Es war ein eigentümliches Gefühl, das ihn beim Packen be-

Digitized by Google

schlich, gleichsam, als packe er die Reste eines zertrümmerten Luftschlosses zusammen; er hatte sich mit seinen Chimären diesmal entschieden vergaloppiert!

Die Arbeit ging ihm schnell von der Hand, zumal sich ein Drittel seiner Sachen allmählich von selbst empfohlen hatte. Selbst ein Scottband fehlte, seit heut früh auch die Hälfte seiner parfümierten Seife. Ein Päckchen Banknoten ließ er auf dem Tisch zurück.

Als er unten den Kooperator abrief, schlug ihm noch einmal die Herdwärme des Bauernidylls ins Gesicht. Er hörte die Katze schnurren, sah wie im Nebel die vollen Wangen der Stasi und den rötlichen Dummkopf des Wirtes; dann war es zu Ende mit der Rast im „Schäfle".

Draußen schlugen die Tropfen, die vom Dache fielen, gegen das Wirtshausschild. Sie stiegen ein, der Kooperator zog die Schlittendecke hoch herauf. Die Pferde zogen an und klingelten davon. Grau und regennaß starrten die Häuser von Lins den Fahrenden nach, und die kleinen Lichter blinkten ihnen zu wie ein leuchtendes „Fahr wohl!"

Hinter den Scheiben des „Rößle" bewegten sich Gestalten. Dort schwur Herr von Strizow in Flüchen, die er von müden Arlbergtouristen droben in St. Anton gelernt haben mochte, daß er den Fremden erdrosseln werde, wo er ihn sähe; Cyper versprach Mitwirkung, und Waldl benutzte die Gelegenheit, nach dem gestrigen Zwist wieder intim mit seinen Genossen zu werden; nur der Broni that es scheinbar leid, daß der schlanke, pelzumhüllte Hals des galanten Gastes einem so elenden Schicksal anheimfallen sollte, wie ihm hier geplant ward.

Herr Philipp wandte sich unwillkürlich nach dem Fenster um.

„Ja!" sagte der Kooperator. „Es heißt zwar: auf der Alm giebt's ka Sünd — aber ich halte es für besser, daß man es nicht ausprobiert."

„Ich glaube, Sie haben mir unberechenbar viel gerettet!" entgegnete Herr Philipp ernsthaft.

„Oder nur das Renommee meiner Beichtkinder!" lächelte der andere. „Ja, so sind sie, diese vielgelobten Naturseelen — für Volksstücke fühlen sie sich bereits zu modern; da ruhen sie nicht, ehe sie sich selber zu Karrikaturen machen und Stadtposen abspielen; im Zorn aber sind sie ganz Natur, das heißt, sie benehmen sich unter Umständen wie Kain, da er den Abel erschlug — ich möchte die Gegend sehen, wo die Wilden wirklich noch bessere Menschen sind."

Die letzten Häuser verschwanden; stöhnend schleifte der Schlitten über die feuchten Schneemassen dahin; verschwommen brachen die Sterne aus phantastischen Wolkenschichten, aber ruhig und stolz zeichnete der Arseier Gletscher seine kühne Linie über das wilde Thal.

„Ja, dort hinauf muß man steigen", sagte der Kooperator, und wies auf die mächtige Kette, „wenn man fromm werden will und nichts Böses sehen, aber dann darf man auch nicht wieder herunterkommen, weder nach Lins noch sonst wohin!"

„Wie bringen Sie es nur fertig, mit diesen Menschen zu leben?" fragte Herr Philipp, noch schaudernd unter dem Eindruck, den seine verzärtelte Empfindung durch die drastische Bauernwirklichkeit bekommen hatte.

„Meine Philosophie ist einfach, aber gut: ich bleibe kritiklos — und warum sollen mich ihre Schwächen kränken? Dafür, daß sie schwach sind, sind sie ja eben Menschen —" seine Stimme klang mitleidig, als spräche er von etwas Bedauernswertem; plötzlich gab er dem Kutscher ein Zeichen, der Schlitten stand. Herr Philipp fühlte eine kalte Hand sekundenlang in der seinen. „Leben Sie wohl!" sagte der Kooperator. „Mein Geschäft ist aus. Sie sind in Sicherheit, und mir ist besser, ich bin allein." Ehe Herr Philipp antworten konnte, verwundert von dem plötzlichen Abschied, war der Kooperator in die offene Kapelle am Wege getreten, aus der die ewige Lampe matt wie ein müdes Auge in den grauen Abend blickte.

Der Schlitten riß ihn fort; noch einmal wandte er sich; da sah er von der Biegung des Pfades aus, wie die schwarze Gestalt vor dem kleinen Altar niedergesunken war, die Hände der Madonna entgegengefaltet, die in gelbem Strahlenkranze, andächtig aufwärts schauend an der Mauer schwebte.

Über der Kapelle in dämmriger Ferne verschwand Lins; ein feiner Regen sprühte nieder; von unten grollte die Trisana herauf und

Digitized by Google

rüttelte an den Brückenpfeilern, die sich über ihr wölbten. Sie war nicht mehr der plaudernde Sommerstrom, der wie ein Kind die Blöcke überjauchzte; ein wildes Alpenwasser brauste in ihrem Bett, angeschwellt von den Bächen zertauten Schnees, die von allen Seiten herniederrieselten, ein aufrührerischer Gesell, den es nach Thaten gelüstete, nach tollem Wirbeltanz und grausamer Zerstörung.

Herr Philipp hatte da droben, wo nun die Nacht ihren Vorhang niederließ, allerhand gelernt; in stillen Gedanken fuhr er ernsthaft zu Thal.

VI.

Im Hotelzimmer zu Lauders saßen zwei fanatische Bergfexe um einen Eiskübel und tranken Sekt.

Das Tauwetter war ihnen gerade zwischen eine Hochtour gekommen. Ohne das hätten sie jetzt droben sein müssen auf dem steilen Grat eines Ötzthaler Ferners, wo, hingeklebt an die Wand des abschüssigen Gesteins, die Alpenvereinshütte als ein Beweis hängt, daß es heutzutage auch nach oben hin keine Entfernungen mehr giebt, daß der Mensch die Heimstätten des Adlers ohne weiteres usurpieren kann, sobald es seiner Hoheit beliebt.

Möglich auch, daß sie ohne das eingetretene Tauwetter bereits mit zerschlagenen Gliedmaßen in einer verschneiten Schlucht gelegen hätten, von dem eisigen Höhenwind überweht, von niemand gesehen als von kreisenden Raubvögeln und schweigenden Sternen — Opfer des Sports oder des Spleens.

Die Eisaxt lag blank geschliffen auf der Fensterbank, die Stricke daneben; ihr Kostüm war nur durch die Absicht berechtigt, sich damit von allen Weltkorsos seitab zu begeben — ihre Gespräche drehten sich unaufhörlich um Grate, Führer, Lawinen und Schneebrillen.

Herr Philipp, der am Nebentisch mit dem Heißhunger eines Menschen, welcher sich längere Zeit von Heuschrecken und wildem Honig genährt hat, ein Souper nach der Karte aß, mit Hingebung ausgesucht und mit Sehnsucht erwartet — Herr Philipp hätte unter andern Umständen voll Verachtung auf die beiden Klimmvirtuosen gesehen, die sich mit demselben Eifer auf ihr Thema stürzten, mit dem unser Jahrhundert sich auf alles Absurde wirft, nicht zum mindesten auf das lebensgefährliche Ersteigen gerade jener Gipfel, die der liebe Gott so hoch ragen ließ, damit es auch ein paar bevorzugte, menschenleere Strecken auf Erden gebe.

Jetzt erschienen ihm diese Fexe fast angenehm, ja, als er fertig war, setzte er sich sogar freiwillig zu ihnen, stellte sich vor mit der Höflichkeit eines Menschenfreundes und hörte gutmütig all den halsbrechenden Geschichten zu, die der jüngere mit Feuer und Übertreibung zum besten gab; ja, als er hörte, daß die beiden erst vorgestern ihre Heimatstadt Augsburg verlassen hätten, war es ihm, als spänne sich plötzlich ein sichtbarer Faden von ihnen aus in die Welt zurück — die Welt! Er glaubte mit einem Mal ihr lustiges Gebrause zu vernehmen, das Narrenglöckleingebimmel, ihr klingendes Symbol; wie Sehnsucht kam es über ihn, als der junge Augsburger von Konzerten und Bällen sprach, die er gleich nach der letzten Hochtour ohne Ermüdung mitgemacht hätte, und als der lustige Bayer schließlich die Type einer sehr hübschen Braut aus dem Portefeuille zog, da entgegnete er aus Versehen auf die Frage, wann er heimzureisen gedenke: „Vielleicht morgen schon."

Im Ernst meinte er das natürlich nicht. Er konnte ja allein des Freundes wegen nicht früher heimkehren; aber schließlich war er ja den Augsburgern keine genaue Rechenschaft schuldig.

Sie redeten und tranken lange zusammen. Im Grunde waren die Augsburger brave Menschen, aber durchaus nur eben Durchschnitt; ihre einzige Besonderheit war ihr Fexentum, der unwiderstehliche Drang in die Höhe, dort hinauf, wo der nagelbeschlagene Schuh kaum im Eise haftet, wo man nicht einmal die blendenden Fernsichten genießen kann, weil der Schwindel einen dann erfaßt. Sie betrachteten diesen Sport aber als eine Art Religion, ja, sie kehrten jenen selben Fanatismus dafür zu Tage, wie er die Nihilisten treibt, Rußland zu befreien und den Czaren zu ermorden.

Um zehn Uhr gingen sie zur Ruhe. Wenn der Regen nachließe, wollten sie doch steigen. Herr Jung, der Syphonfabrikant, ihr Augsburger Hausnachbar, war vor acht Tagen oben

Digitized by Google

gewesen; Herr Jung sollte diese Leistung unter keinen Umständen länger vor ihnen voraus haben!

Herr Philipp ging auf sein Zimmer. Portieren — sie imponierten ihm wie ein unerhörter Luxus nach den Holzwänden von Lins — ein Divan von grünem Plüsch — aufatmend streckte er sich auf das Polster und sah zufrieden an der neuen Wandtapete entlang. Moderne Bilder — eine Balldame am Kamin — Peep-bo, die schlitzäugige Chinesin — komisch, daß ihm das alles plötzlich so elegant vorkam, daß es ihm trotz der stillosen Zusammenstellung gefiel! Sein schönes Junggesellenzimmer stand ihm mit einem Mal lebhaft vor der Seele; er hatte es mit allen Raffinements ausgestattet; die ganze Erbschaft von einem unerwartet verstorbenen Onkel hatte er hineingesteckt, und als es fertig war, verachtete er sich damals mit philosophischem Hohn ob seiner Neigung zu soviel Komfort. Diese Hotelzimmer von Lauders waren ja elende Barackenzellen dagegen! Heimweh beschlich ihn.

„Ich will mir nichts mehr weismachen!" sagte er sich. „Der Moment ist da, um Fexens Brief zu lesen."

Er suchte ihn aus dem Handkoffer vor, fast mit einer Art Neugier, was die Zeilen enthalten könnten, die ihr Schreiber so ohne weiteres mehrere Wochen alt werden ließ.

„Armer Philipp!"

Armer? und das war die Antwort auf seinen begeisterten Brief?

„Zerbrochene Sachen sind immer fatal; am fatalsten zerschlagene Illusionen! Aber tröste Dich: es konnte nicht anders kommen. Ich hätte es Dir voraussagen können, aber Du würdest mir natürlich nicht geglaubt, nur die Bissigkeit des schwarzseherischen Fex bemäkelt haben.

Toujours perdrix ist zwar auch nichts Rechtes, aber das Gegenteil hält unsereins auf die Dauer noch weniger aus!

Vermutlich wimmelt es jetzt vor Deinen Augen von Sonnenflecken; vermutlich bist Du entrüstet über die ganz natürlichen Dinge, die Du erlebtest. Daß Dein Hauswirt kein Humboldt an Geist ist, darfst Du ihm aber nicht verübeln; daß die malerischen Defreggerjünglinge Bauernseelen haben, noch weniger; daß die hübschen Lonis und Tonis da oben auch Evastöchter sind wie unsere Sophien und Margareten hier, das ist ein Faktum, woran sie schuldlos sind. Erst hast Du sie idealisiert, so sehr, daß wir armen Stadtpflanzen daneben wie zufällig noch nicht eingesteckte Sünder erschienen — und nun willst Du ihnen anrechnen, daß sie nicht sind, wie Dein Kopf geruhte sie abzuspiegeln?

Ich kann mir all Deine Enttäuschungen so ziemlich an den Fingern herzählen, da ich ja die Koulissen kenne, vor denen Dein Idyll sich abspielt. Zuweilen — obwohl Du so viel Teilnahme gar nicht verdienst, habe ich sogar Angst um Dich. Deine Erscheinung ist viel zu — wie soll ich sagen, ohne zu schmeicheln? — viel zu gut zurechtgemacht, um bei den Tonis und Lonis nicht zu zünden, und Fäuste von Bauernliebhabern sind grob. Armer Philipp! Und Du bist so empfindlich gegen alles Platte und Derbe!

Wenn Du diese Zeilen liest, sitzest Du vielleicht schon weit fort von Lins und läßt Deine blauen Flecken abheilen und Deinen Pessimismus wachsen. Nun glaubst Du am Ende an gar nichts mehr, kein philosophischer Satz kommt, Dich zu trösten — armer Philipp!

Wäre ich Du — schwer wird es mir zwar, mich in ein solches Antipodengehirn hineinzuversetzen — so ließe ich ein einfaches Naturgesetz wirken: wenn an der Wage die eine Seite fällt, so muß die andre steigen. Such' die Farbenreste zusammen, mit denen Deine Phantasie das Volk der Berge so hübsch angetuscht hat und verwende sie auf die Welt, die Du verließest, und in die Du einmal doch wieder zurückmußt. Denke nicht an ihre Fehler! Denke daran, daß auch im Sumpf Blumen wachsen, daß auch in Pfützen Sterne sich spiegeln!

Und noch eins: trag Deinen Weltschmerz nicht in ein anderes Thal! Vertrödle Deinen Urlaub nicht zwecklos in Gegenden, die ihren beau jour in anderen Monaten haben und nicht in der Frühlingstauzeit. Ich verspreche Dir, auch das leiseste Spottlächeln herabzuschlucken, wenn Du früher heimkommst, als Du gewollt hast. Auf Holzwegen umkehren, ist keine Schande, ja, wer es mit dem rechten Elan thut, beweist sich dadurch nur als Charakter.

Digitized by Google

Thust Dus nicht für Dich, so thus für Deine Karriere! Du warst so hübsch im Zug! Nun trägt Dir der unmotivierte Urlaub schädliche Glossen ein. Der R. möchte Ende März nach Italien; nun kann er nicht, weil Du flüchtig geworden bist; Du wärst so gut am Platz.

Und nun noch ein Grund!

Ich möchte mich verheiraten, weiß der Himmel! Die Wirtshauskost ist mir zuwider, und so edel wenig materiell wie Du bin ich nie gewesen. Ich heirate natürlich aus Vernunft, höchstens aus Sympathie. Du kennst meine Ansichten und meine Erfahrungen; zu einer zweiten Leidenschaft bringen Leute wie ich es nie.

Nun kommt es mir aber nicht sehr darauf an, ob ich um Gransteins Witwe anhalte oder um die junge Dame, die bei der neulichen Wohlthätigkeitssoiree den weiblichen Paris stellen sollte. Erstere nimmt mich gewiß, weil ich ihr passe; letztere vielleicht aus anderem Grunde; denke an die alte Geschichte, die immer neu wird!

Ich warte Deine Antwort auf diese Zeilen ab; dann halte ich auf der Stelle um letztere an, wenn ich nicht doch eine Konkurrenz bekomme, der ich nicht gewachsen bin.

Für Dein freundliches Bedauern meiner Existenz drücke ich Dir im Geiste die Hand, so unnötig es war. Ich bin nun einmal für Großstadtparfüm und fühle mich wohl unter diesen Tausenden, an denen mich das Gute amüsiert und das Schlechte nicht chokiert!

Auf Wiedersehen — Fex."

Herr Philipp ließ den Brief sinken und starrte in die Luft. Peep-bo lächelte vor ihrem chinesischen Fächer spöttisch auf ihn herunter. Unter den Fenstern brauste der große Strom vorbei und trieb Eisblöcke mit sich und schleuderte sie donnernd ans Ufer.

„Sie haben beide recht!" sagte Herr Philipp. „Und wenn ein verbannter Bergprieſter in den Alpen und ein kluger Weltmann droben in der nordischen Tiefebene über eine Sache dasselbe denken, so streckt meine Philosophie die Waffen und ergiebt sich. In diesem Fall mag Fexens Klugheit die meine ausstechen; was eine andere Angelegenheit betrifft, so thut er mir leid! Da wird das Ausstechen wohl auf meiner Seite sein!" —

Am nächsten Morgen reiste Herr Philipp ab.

In den brausenden Atemzügen des Tauwinds, der mächtig über die Berge schnob, kündete sich leise jubelnd, nur wie unterdrücktes Singen vernehmbar, der Frühling an. Vorbotenstimmen waren es, die der kämpfende Winter noch oft verwehen mochte, kecke, daseinsselige Laute, in denen der Lenz vermeldete, daß er nicht gestorben sei, sondern jenseits der Schneeregionen schon blütenbeladen stehe, in denen das jahrtausend alte Zwiegespräch neu begann: „Wer bist du, schöner Wandrer? Bist du es, Knabe Lenz? Er rief: Ich bin kein andrer, und komme von Florenz."

Herr Philipp schritt dem Bahnhof zu; der feine Tauregen schlug ihm feucht ins Gesicht, ringsum rieselte und rauschte es von allen Bergen und Hängen; er war froh, als er im Zuge saß, ja, er freute sich auf die Heimkehr.

Fex behielt recht; die Gegend hatte nicht ihren beau jour; sie machte ihm den Abschied leicht. Nur wenn er in die Höhe sah, kam das alte Staunen wieder über ihn, das man Bergriesen gegenüber nie verwindet; ja, ihm war fast, als habe er die Alpen noch nie so königlich groß gesehen wie jetzt, da sie gelassen und stolz die Schneelasten von ihren mächtigen Schultern abstreiften wie ein verbrauchtes Gewand, in ewiger Ruhe und der Gleichgiltigkeit der Unsterblichen dem Wandel des Jahres zuschauend, das jetzt auf den zerfließenden Resten des Winters eine neue Lenzzeit vorzubereiten begann.

Er winkte mit der Hand den Arseier Gletschern zu — vielleicht galt der Gruß dem Verbannten da droben, dessen Gestalt ihm rätselhaft in den Gedanken stand, daß er nicht wußte, was sie eigentlich gewesen, der Schatten eines Menschen ... ein Sünder oder ein Heiliger?

* * *

Fex saß mit mehreren Freunden in der Opernloge. Sie ruhten sich von einem Diner aus und sammelten Kräfte für einen Rout. Der eine gähnte in seinen Claque; der andere zupfte an dem riesigen Chrysanthemum, das er im Knopfloch trug; Herr Fex lorgnierte das Publikum und machte heitere Bemerkungen; alle drei fühlten sich unendlich wohl in ihrer Sphäre.

Digitized by Google

Von der Bühne klang es melodisch herauf; der fascinierende Zauber der Modernität schwirrte durch die Musik, der Reiz des Allerneusten, des Allerjüngsten, der gestern noch ein Unbekannter, heute schon eine Größe war — Klänge von Mascagni.

Das Haus war gedrängt voll; die übliche Ausstellung von Schönheit, Reichtum und Geschmack, das bekannte Gemisch von musikalischer Verzückung und Mitspielen ohne Gage.

Durch die angelehnten Logenthüren, über Gänge und Korridore hinweg, klangen die Töne gedämpft ins Freie und mischten sich wie leise Seufzer in den Atem der Nacht und das gleichförmige Gesurre der Stadt. Ungestüm wehte der Märzwind um den Tempel. Zerrissene Wolken jagten dunkel über ihn hin, und wie die Geister hellenischen Altertums starrten die weißen Säulenreihen in die Nacht. Auf dem Giebel des Theaters stand, von der Göttin gelenkt, das mächtige Viergespann und thronte, ein fremdartiges Symbol, hoch über dem Treiben des Alltags, über dem Karossengedonner und dem flackernden Laternenwiederschein in den Wasserlachen.

Es war das alte Abendbild, das jeder kannte, jeder als selbstverständlich hinnahm; einer aber sog es mit durstigen Blicken auf, sah genießend auf seinen ruhelosen Tumult, seine banale Schönheit; Herr Philipp war es, der langsam die marmorne Theatertreppe emporstieg. Das Parfum der Großstadt umwirbelte ihn jetzt mit seinem ganzen langverkannten, langentbehrten Zauber. . .

Wenige Minuten später fühlte Fex, wie ihn jemand an der Schulter rührte, er sah sich verwundert um; da stand vor dem roten Logenhintergrund sein Freund, unerwartet und wohlbehalten, das einst so nervös blasse Gesicht von der Farbe der Gesundheit wie verjüngt.

„Du hast Recht behalten, Fex!" sagte er lakonisch.

Fex sprang auf. „Wie kommst du hierher in aller Welt?" fragte er erstaunt.

„Ich suchte dich in deiner Wohnung, aber umsonst. Als ich dann hier vorbeiging und die erleuchteten Kandelaber vor der Rampe sah und die Menschen und das ganze Treiben, da konnte ich nicht widerstehen —"

„Aha, genesen!" erwiderte Fex, und trotz seines Versprechens zuckte es ihm ironisch um die Lippen.

* * *

Wenige Wochen später fragte Herrn Philipps Braut ihren Verlobten, wie es nur komme, daß er plötzlich so milde und tolerant, so liebenswürdig geworden sei?

Da faßte Herr Philipp das Ergebnis seiner Erfahrungen in einen Satz zusammen und sagte:

„Meine Philosophie ist einfach — ich bleibe kritiklos und verlange nicht mehr von den Menschen, als sie zu leisten imstande sind."

Herrn Philipps Braut fühlte sich natürlich sehr imponiert.

Mutterreime.

O Weib, dem Gott ans Herz thät legen
Ein Kinderrätsel süß und klein —
Wär's Gottes Sohn, so sollst du's pflegen!
Wie die Madonna sollst du sein!

* * *

Die Wege, die dein Kind soll schreiten,
Geh ihm voran,
Sonst wandelts der Gelegenheiten
Unsichre Bahn.

Das muß ein seltsam Rätsel sein:
Es giebt viel Spielleut zart und klein,
Je kleiner sie liegen in Windeln und Kissen,
Je mehr die Großen tanzen müssen.

* * *

Deck dein Kind mit Blüten zu!
Was du ihm an Glück gegeben,
Singt einst Wiegenlieder zu
Noch dem letzten Schmerz im Leben.

Viktor Blüthgen.

Digitized by Google

Kunststickerei als Frauenerwerb.

Von L. Hagen.

Nachdruck verboten.

Wer sich der Kunststickerei widmet, muß sich in erster Linie darüber klar werden, daß es sich hier um eine Kunst im vollsten Sinne des Wortes handelt, daß die Ziele und Aufgaben dieser Kunst ebensoviel Hingabe und Ausdauer verlangen, wie die Künste selbst. Die technischen Ausdrucksmittel der Kunststickerei sind wesentlich andere als z. B. die der Malerei; sie dürfen aber darum nicht angesehen werden, als ob sie sich nicht unter allgemeine Kunstgesetze zu fügen hätten. Die Kunststickerei hat meistens rein dekorative Aufgaben zu lösen. Je mehr sich aber die Kunststickerei über die Unterschiede klar ist, welche zwischen der Nadelkunst und der Pinselkunst bestehen, desto näher wird sie der vollständigen Erfüllung ihrer Aufgaben kommen. Leider ist der in den Handarbeitsgeschäften herrschende Modegeschmack noch immer sehr weit von einem richtigen Verständnis dieser Dinge entfernt. Es darf aber nicht verkannt werden, daß unsere großen Modenblätter, soweit sie die Kunststickerei berücksichtigen, sehr wesentlich zum Bessern gewirkt haben. Der Abstand zwischen dem Wünschenswerten und dem Bestehenden bleibt freilich nichtsdestoweniger sehr groß. Man wird auch kaum hoffen dürfen, daß hier durchgreifend Wandel geschaffen werden wird, ehe nicht der Unterricht in den Mädchenschulen die kunstästhetische Seite des Zeichen- und Handarbeitsunterrichts ausnutzt. Es handelt sich hierbei garnicht um die Einrichtung einer neuen Disziplin, sondern um die Anwendung einiger weniger Grundlehren, wie sie von Semper, J. v. Falke, Emilie Bach und anderen ausgearbeitet worden sind. Mit Hilfe dieser wenigen Grundbegriffe würden dann die Frauen imstande sein, dem Kunstgewerbe jene Teilnahme entgegen zu bringen, deren es so sehr bedarf. Haben wir einmal einen Stamm von Frauen herangezogen, die sich groben Verletzungen elementarer Kunstgesetze gegenüber streng ablehnend verhalten, so müssen auch die Geschäftsinhaber vom Markte weichen, die einstweilen dem Aufblühen der Kunststickerei im Wege sind.

Wenn irgendwo der mechanische industrielle Betrieb Schaden angerichtet hat, so ist es in der Kunststickerei der Fall. Die größten Unternehmungen in diesem Fache stehen unter der Leitung nur kaufmännisch geschulter Männer, die für die Bedeutung der Kunst meist nur geringes Verständnis haben. Die Stickerin wird unter den bestehenden Verhältnissen zur mechanischen Arbeitskraft heruntergedrückt; Männer, die nicht selbst sticken können, liefern die Zeichnungen und Entwürfe. Dabei kann natürlich die Kunst nicht gedeihen. Wo der Unterricht in der Kunststickerei gewissenhaft betrieben wird, läßt man die Stickerinnen das Musterzeichnen zuvörderst erlernen. So geschieht es z. B. in der Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums, und die Leiterin, Frau Dernburg, läßt auch ihre Schülerinnen nicht rein mechanisch Mustertücher arbeiten, sondern giebt ihnen Anteil an der Ausführung künstlerisch komponierter Arbeiten, so daß sie immer im Zusammenhange mit den geistigen Aufgaben ihrer Arbeit bleiben. Selbst die Stickerin, die es niemals zum Entwerfen eines Musters bringt, muß durch praktische Übung der Kunst des Zeichners so nahe stehen, daß sie sich seinen Absichten anzupassen vermag. Jeder einzelne Stich will mit ganzer Liebe ausgeführt sein. Sowie man aber vergißt, daß er nicht um seiner selbst willen gemacht wird, geht der Zusammenhang mit der Bestimmung der Arbeit verloren. Es liegt hier etwas Ähnliches vor, wie bei den Werken eines Radierers. Betrachtet man z. B. den prachtvollen Rembrandtkopf des Hochmeisters Köpping, so kann man verfolgen, mit welcher peinlichen Genauigkeit Strich an Strich, Fläche an Fläche gelegt ist. Dennoch wird auch im kleinsten Teil nicht der Zug zum Gesamtaufbau vergessen. Die Kunststickerin muß überhaupt von andern Künsten lernen; nur darf sie nie versuchen, mechanisch nachzuahmen.

Die Ausbildung in der Kunststickerei bis zur Möglichkeit selbständiger Gründung eines Ateliers erfordert fünf Jahre. Zur Atelliereinrichtung sind

Digitized by Google

etwa 4000 Mark erforderlich. Die Inhaberinnen arbeiten in Berlin zum Teil für große Geschäfte, wie Gerson und ähnliche. Die Goldstickerei gilt im ganzen für die einträglichste; sie ist aber weniger befriedigend für künstlerisch veranlagte Frauen. Eine einzelne Stickerin verdient bei achtstündiger Arbeitszeit höchstens 90 Mark monatlich; viele Ateliers lassen länger arbeiten, doch kann selbstverständlich die Leistung bei größerer Anstrengung nicht so gut ausfallen. In der Kunststickerei wird, wie in so vielen weiblichen Arbeitszweigen, der Lohn durch die Konkurrenz derjenigen Frauen gedrückt, die nur „Nebenverdienst" oder „Taschengeld" suchen. Deshalb sollten diese Frauen es sich zur Gewissenspflicht machen, ihre Zeit zu einem Lohnsatze zu veranschlagen, der nicht niedriger bemessen ist, als er es sein würde, wenn sie ihren ganzen Unterhalt mit ihrem Verdienst zu bestreiten hätten. Ohne Zweifel darf man an die höher gestellten Frauen die Forderung stellen, daß sie ihre Arbeit nicht nur egoistisch für das Bedürfnis des Augenblickes leisten, sondern sie dem Gemeinwohl dienstbar machen. Dies geschieht, indem sie sich dem großen, aller Arbeit innewohnenden Streben nach Verbesserung der Leistung anschließen. Die gebildete Frau, die eine rein mechanische Arbeit betreibt, ohne sich zu bemühen, ihre Aufgaben zu durchgeistigen und zu vertiefen, begeht ein schweres Unrecht an allen ihren ärmeren oder weniger begabten Mitschwestern. Leistet aber eine Frau der wohlhabenden Klassen in der Kunststickerei etwas, was der Förderung dieser Kunst dient, so wird ihr niemand den Ertrag ihrer Arbeit mißgönnen. Es wäre sogar sehr wünschenswert, daß ein Teil des Ernstes und Eifers, den so viele Frauen mit mäßigem Erfolge der Malerei widmen, auf die Kunststickerei übertragen würde. Einstweilen ist die Stickerin das Aschenbrödel unter den Künstlerinnen; aber die Kunststickerei hat eine große, vielversprechende Zukunft. Sie bietet schon jetzt die Aussicht auf geringen, aber leidlich sichern Erwerb. An Unterrichtsanstalten für Kunststickerei sind die folgenden zu nennen:

Berlin: 1. Fachklasse für Kunststickerei des Königlichen Kunstgewerbemuseums; Schulgeld 72 Mark im Winter-, 36 Mark im Sommersemester. Dauer der Ausbildung zwei Jahre für Stickerinnen, drei Jahre für Lehrerinnen. Die Schülerinnen machen eine sechswöchentliche Probezeit durch und müssen sich verpflichten zwei Jahre zu bleiben. Der Zeichenunterricht in den Klassen des Museums ist obligatorisch, die Stunden in der Stickerei werden im Atelier der Lehrerin, Frau Emma Dernburg geb. Seliger, erteilt. Die Schülerinnen erlernen Holbeintechnik, gleichseitigen Kreuzstich, Durchbrucharbeiten, Reticella- und Knüpfarbeiten, arabische und Janinatechnik, Spitzenstich, Rotstickerei, Aufnäharbeit, Plattstickerei, Goldstickerei und feine Weißstickerei. Bei dreijähriger Ausbildung erlangt die Schülerin vollständige Unabhängigkeit im Disponieren großer Arbeiten, im Berechnen der Kostenanschläge, Zuschneiden u. s. w. Frau Dernburg nimmt in ihrem Atelier, unabhängig vom Museumsunterricht, am 1. jeden Monats Schülerinnen gegen ein Monatshonorar von 9 Mark zur Erlernung einzelner Techniken auf.

2. Kunststickereiklasse des Lettevereins. Monatshonorar 5—6 Mark. Die Ausbildung ist der in der Schule des Museums ähnlich; es wird vorwiegend Goldstickerei und Nadelmalerei getrieben.

Dresden: Stickereiklasse des Frauen-Erwerbsvereins, Ferdinandstr. 7. Schulgeld vierteljährlich 30 Mark. Lehrzeit: zwei Jahre.

Frankfurt a. M.: Schule des Frauenbildungsvereins, Hochstr. 14 II. Schulgeld halbjährlich 30 Mark.

Hamburg: Gewerbeschule, Bremerstraße 31. Schulgeld vierteljährlich 15—45 Mark.

Hanau: Königl. Zeichenakademie. Schulgeld 50 Mark jährlich.

Karlsruhe i. B.: Kunststickereiklasse des badischen Frauenvereins.

München: Klasse des Kgl. Kunstgewerbemuseums. Schulgeld 30 Mark jährlich. Musterzeichenkursus 3—4 Jahre.

Reutlingen: Frauenarbeitsschule.

Wiesbaden: Victor'sche Kunstschule. Kursus 3 Jahre. Stickerei-Atelier von Frau Bender.

Wien: K. K. Fachschule für Kunststickerei. Lehrzeit 5 Jahre.

Die Wiener Schule ließ früher nur sehr mühsame Mustertücher anfertigen; die Schülerinnen standen dann großen Arbeiten wie Decken, Fahnen, Wandteppichen u. s. w. vollständig ratlos gegenüber. Neuerdings wird der ganze Bedarf des Hofes von den Stickerinnen dieser Schule gedeckt, so daß eine vielseitige Ausbildung erzielt wird. Ähnliche Vorteile bietet meines Wissens der Unterricht bei Frau Dernburg und Frau von Wedells (Lehrerin des Lettevereins. Dessauerstr. 15). Die Karlsruher Schule wird vortrefflich geleitet und hat besonders tüchtige Zeichnungen; die Wiesbadener Anstalten dürften mit der Münchener auf gleicher Höhe stehen.

Die Maschinenarbeit auf dem Gebiete der Stickerei ist vom Wechsel der Mode in hohem Grade abhängig. Dies gilt besonders von der Kurbelstepperei, die übrigens, wie auch die Soutachenäherei, so lange sie an der Tagesordnung ist, besonders den Musterzeichnerinnen guten Verdienst

Digitized by Google

gewährt. Die Plattstichstickerei und verwandte Techniken waren bis vor Jahresfrist Sache des Großbetriebs. Seitdem ist die Stickerei auf der Nähmaschine eingeführt worden, vermöge deren eine geübte Arbeiterin das Doppelte zu bewältigen imstande sein soll, als eine Handarbeiterin. Es bleibt indessen immer ein Unterschied zwischen Hand- und Maschinenarbeit bestehen; die Maschine dürfte höchstens für feine Weißstickerei und für Gardinenborten in Seide auf Müllergaze eine Zukunft im eigentlichen Sinne des Wortes vor sich haben. Für große Flächen wird man immer mit Applikationen verhältnismäßig schneller eine gute Wirkung erzielen, was umsomehr ins Gewicht fällt, weil die Feinheiten des Stiches bei großen Entfernungen ihre Bedeutung gänzlich verlieren.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat den deutschen Regierungen eine „Petition, die Einsetzung weiblicher Gewerbe-Inspektoren betreffend" eingereicht. Aus der eingehenden Motivierung heben wir folgende Sätze hervor: „Über den niedrigen sittlichen Standpunkt der Fabrikarbeiterin wird geklagt. Allein sie ist nicht so roh, um sich betreffs der aus den Arbeitsbedingungen hervorgehenden körperlichen Zustände und Beschwerden rückhaltlos an den Gewerbe-Inspektor zu wenden. Es unterbleibt daher, bis die Folgen unabwendbar geworden sind. Aus den gleichen Gründen, welche den weiblichen Arzt erheischen: daß eine große Mehrzahl der Frauen lieber elend zu Grunde geht, oder sich langem Siechtum aussetzt, als sich bei gewissen Krankheitserscheinungen rechtzeitig an den männlichen Arzt zu wenden, geht allein schon die Notwendigkeit weiblicher Gewerbe-Inspektion für weibliche Arbeiterschaft hervor. Denn der Fabrikarbeiterin gegenüber soll der Gewerbe-Inspektor die erste Instanz bilden, gesundheitswidrige Einflüsse zu beseitigen, ehe der Arzt notwendig geworden ist. Gleiches gilt von allen das Gebiet der Sittlichkeit streifenden Vorkommnissen und Mißständen. Diese nehmen im Arbeitsleben des weiblichen Arbeiters einen breiteren Raum ein, als in dem der dabei beteiligten Männer. Sowohl bei Feststellung der Thatsachen als zur Abstellung der Übelstände können sich die Arbeiterinnen nicht an eine Vertreterin des eigenen Geschlechtes wenden, sondern haben sich dem peinlichen, sie beschämenden und demütigenden Inquisitorium der männlichen Aufsichtsbehörde zu unterwerfen, deren wohlwollende Gesinnung und gewissenhafte Haltung nicht über das Unnatürliche dieser Zwangslage hinweg zu helfen vermag. Wenn die Schamhaftigkeit des weiblichen Arbeiters von Jugend auf andauernd so rücksichtslos verletzt wird, darf man sich alsdann wundern, daß weibliches Empfinden Einbuße erleidet, der Weiblichkeit Abbruch geschieht oder dieselbe gänzlich abhanden kommt?

Schwer fällt dabei ins Gewicht, daß die Benutzung weiblicher Arbeitskraft eine steigende Tendenz zeigt und damit die üblen Folgen vergrößert und verallgemeinert werden. Noch hat sich die dem Weibe innewohnende Zurückhaltung in der weiblichen Arbeiterschaft indes nicht gänzlich verloren. Die Thatsache spricht für sich selbst, daß die Klagen der weiblichen Arbeiter zumeist durch Vermittelung der männlichen Arbeiter und zwar der Ehemänner an die Aufsichtsbehörde gelangen. Die Gewerbe-Inspektoren heben in ihren Jahresberichten jederzeit hervor, wie sie sich noch immer in ihrer vollen Wirksamkeit dadurch beeinträchtigt fühlen, daß die Arbeiter sich zurückhaltend zeigen, ihnen nicht mit rückhaltlosem Vertrauen ohne Scheu begegnen, und ihre Fragen zögernd und ohne Offenheit beantworten. Wenn dies von Männern dem Manne gegenüber sich auffallend bemerkbar macht, wo sollte die um so viel abhängigere Arbeiterin den Mut hernehmen, sich freimütig dem männlichen Gewerbe-Inspektor gegenüber zu äußern? Darum können viele Mißstände gar nicht an das Tageslicht gezogen werden, ehe eine weibliche Gewerbeaufsicht mit gleichen Befugnissen der männlichen zur Seite steht. So schleichen diese Mißstände im Dunklen weiter und gerade sie sind es, welche das gefährlichste Gift im Volksleben verbreiten."

Die Vereinigung „Elsaß-Lothringisches Lehrerinnenheim" hat in Straßburg am Zornstaden ein stattliches und schönes Gebäude, das Auguste Viktoria-Stift, errichten lassen, das am 29. Dezember vorigen Jahres durch eine Einweihungsfeier seiner Bestimmung übergeben wurde. Es soll ein Heim arbeitsmüder Lehrerinnen werden. Das Stift enthält 42 gleich große, helle und luftige Zimmer, 30 für ständige Stiftsdamen, 12 für vorübergehend anwesende Vereinsmitglieder; es wird den Mitgliedern des Vereins „Lehrerinnenheim" für 400 Mark jährlich Wohnung, Kost, Heizung, Licht, Wäsche, die Benutzung der Badezimmer, Arzt und Arzneien gewähren. Auch Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, die Straßburg auf der Durchreise berühren, finden dort vorübergehend Aufenthalt. Das Stift steht unter dem Protektorat der Deutschen Kaiserin. Erste Vorsitzende des Vereins ist Frau Landgerichtsrat Burguburu.

Der humanitäre Verein „Frauenhort" in Wien hielt kürzlich seine erste ordentliche General-Versammlung ab. Die Präsidentin, Frau Rosa Zifferer, konnte in ihrer Eröffnungsrede auf die großen Erfolge hinweisen, die der Verein während seines bisherigen zweijährigen Bestandes erzielt hat. 4080 fl. wurden für wohlthätige Zwecke verausgabt und überdies ein Stammfonds von 10 000 fl. geschaffen. Die Mitgliederanzahl ist auf 450 angewachsen.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Zur Ergänzung des Artikels: Die Oberlehrerin** (Januarheft 1895) teilen wir folgendes mit: In dem Erlaß des preußischen Kultusministers vom 23. Oktober 1894 heißt es, daß die für die Oberlehrerinnenprüfung vorgeschriebene, mindestens zweijährige Schulthätigkeit „nur an Schulen innerhalb Preußens" zurückzulegen sei. Da die buchstäbliche Auffassung dieses Erlasses den Verträgen widersprechen würde, welche Preußen mit den verschiedensten Staaten geschlossen hat, so ist eine abermalige, diesen Punkt berührende Anfrage an den preußischen Unterrichtsminister gerichtet worden, auf welche die folgende, für viele Lehrerinnen sehr wichtige Antwort ergangen ist:

„Auf die . . . . Anfrage vom 3. Dezember erwidere ich, daß selbstverständlich die Schulen in denjenigen deutschen Staaten, mit welchen Verträge wegen gegenseitiger Anerkennung der Prüfungszeugnisse für Lehrerinnen bestehen, bei der Anmeldung zu der durch meine allgemeine Verfügung vom 31. Mai 1894 eingeführten wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen den preußischen Schulen gleichgestellt werden. Dagegen bewendet es bei der Bestimmung, daß eine Lehrthätigkeit an Schulen in anderen und ganz besonders in außerdeutschen Staaten bei der Anmeldung zu der erwähnten Prüfung nicht in Anrechnung kommen kann."

* **Sechs weibliche „Hospitanten"** studieren im gegenwärtigen Winterhalbjahr an der Berliner Universität. Den Damen ist vom Minister die Genehmigung erteilt worden, die Vorlesungen zu besuchen; sie hören u. a. bei dem Mathematiker Fuchs, den Litterarhistorikern Erich Schmidt und Ludwig Geiger, beim Botaniker Schwendener und dem Sprachphilosophen Steinthal.

* **In München** wird mit großer Energie daran gearbeitet, aus Privatmitteln ein Mädchengymnasium ins Leben zu rufen. Zur Vermehrung des Fonds hält gegenwärtig Universitätsprofessor Dr. Th. Lipps einen Cyklus von Vorträgen über Philosophie.

* **Fräulein von Kramsta** auf Muhrau, Kreis Striegau, hat durch Stiftungsurkunde vom 8. Oktober 1877 der Provinz Schlesien ein Kapital von 240 000 Mark mit der Bestimmung überwiesen, daß die Zinsen dieses Kapitals zur Unterstützung unbemittelter Lehrerinnen und Erzieherinnen für den Fall gewährt werden sollen, daß dieselben durch Alter oder Krankheit zur Fortsetzung ihrer Berufsthätigkeit dauernd oder zeitweise untauglich werden. Im Jahre 1893/94 sind an laufenden Unterstützungen 9217 Mark und an einmaligen Unterstützungen zu Badekuren 2c. 1033 Mark, zusammen 10 250 Mark gezahlt worden. Das Stiftungsvermögen, welches zum größten Teil in Hypotheken angelegt worden ist und von welchem 10 305 Mark Zinsen eingegangen sind, betrug am 31. März 1894 rund 243 300 Mark.

* **Die kürzlich in Gotha verstorbene Schneiderin Emilie Möller**, der in späteren Jahren eine Erbschaft zugefallen war, hat der Stadtgemeinde 15 000 Mark mit der Bestimmung vermacht, daß 15 arme Näherinnen, die das 35. Lebensjahr überschritten haben, die Zinsen von je 1000 Mark beziehen sollen.

* **Das Frauenheim vor Hildesheim**, in welchem Deutschland seine erste Arbeiterinnenkolonie besitzt, feierte kürzlich sein zehnjähriges Bestehen. Diese von Pastor Isermeyer begründete und bisher geleitete Anstalt ist hervorgegangen aus der Not derjenigen Frauen und Mädchen, die irgendwie die Heimat oder den guten Ruf verloren haben. Die Kolonie hat in den verflossenen zehn Jahren 430 Asylistinnen, junge und alte, aufgenommen; von 321, über die eine Statistik vorliegt, kamen 117 aus dem Korrektionshause, 72 aus Gefängnissen und Zuchthäusern, 15 aus den Irrenanstalten und Landarmenanstalten, 30 von der Landstraße. Viele bleiben ihr ganzes Leben in der Anstalt; die Entlassung ist die größte Strafe, welche die Anstalt kennt. Nach dem Muster dieses Frauenheims sind in den letzten Jahren gleiche Anstalten bei Magdeburg, Leipzig und Dresden begründet.

* **Frl. Anna Makenroth** aus Danzig ist von der juristischen Fakultät der Universität Zürich zum Doktor beider Rechte ernannt worden. Ihre Inauguraldissertation ist betitelt: „Zur Geschichte des Handels und der Gewerbefreiheit." Seit Frau Dr. Kempin ist Fräulein Makenroth die erste Dame, die in Zürich das juristische Doktorexamen absolvierte.

* **Kürzlich haben 102 370 dänische Frauen**, das ist mehr als der zehnte Teil der gesamten weiblichen Bevölkerung Dänemarks, eine Adresse folgenden Inhalts an Regierung und Reichstag eingereicht:

„Da die bevorstehenden Änderungen der Gewerbegesetzgebung zur Besserung schlechter Zustände Gelegenheit bieten, so wenden wir unterzeichneten dänischen Frauen uns an die hohe Regierung und den Reichstag mit der Bitte, daß in das neue Gesetz Bestimmungen zur Einschränkung des übertriebenen Trinkens Eingang finden möchten, welche die Geißel unseres Landes und die Quelle des größten Teiles der Verbrechen und der Armut ist, welche sich unter uns finden, abgesehen von der mannigfachen sittlichen Verderbnis. Als Bestimmungen, die sowohl nach ihrem eignen Inhalt als

Digitized by Google

auch nach den Erfahrungen anderer Länder in dieser Richtung wirksam sein möchten, nennen wir: 1. Daß jeglicher Handel mit Spirituosen und Ausschank derselben in der Zeit zwischen Sonnabendnachmittag 5 Uhr und Montagmorgen 8 Uhr verboten werde. 2. Daß der Handel mit Branntwein, steuerpflichtigem Bier und Wein nur solchen Gewerbetreibenden gestattet werde, die ausschließlich diese Waren feil halten, daß mithin dieser Handel nicht mit irgend einem anderen Handelsbetrieb vereinigt werden dürfe. 3. Daß es der Beschlußfassung der einzelnen Kommunen, sei es der Kommunalverwaltung oder den steuerzahlenden Kommune-Mitgliedern, überlassen werde, darüber zu bestimmen, ob und in welcher Ausdehnung Handel mit Spirituosen und Ausschank derselben innerhalb des Gemeindebezirks statthaben solle." Das Beispiel verdient sicherlich Nachahmung.

* **Im mathematischen Examen in Cambridge** hat Miß Johnson von Newnham College den Sieg über alle männlichen Mitbewerber davon getragen.

* **Miß K. Spiller** ist kürzlich einstimmig zur Vorsitzenden der Schuldeputation in Bridgewater (England) erwählt worden.

* **Die Times** hat kürzlich eine zweite Dame zum Korrespondenten ernannt: Madame Couvreur in Brüssel, die als Novellistin unter dem Namen Tasma bekannt ist.

* **Speiseanstalten ausschließlich für Frauen** bestehen seit einigen Jahren in Paris. Sie verdanken ihr Entstehen dem menschenfreundlichen Vorgehen einiger Frauen, die vor 2½ Jahren den Verein für Frauenwerkstätten (Union des ateliers de femmes) gegründet haben. Man erkannte die großen Unzuträglichkeiten und Gefahren, welche die gemischten Volks-Speiseanstalten zur Stunde der Mittagsmahlzeit den alleinstehenden Arbeiterinnen bieten, und richtete eine Art bürgerlicher Pension ein, welche nur für weibliche Gäste geöffnet sein und gute, sorgfältig zubereitete Speisen und Getränke zu den denkbar billigsten Preisen verabreichen sollte. Die Beteiligung war eine so große, daß man jetzt, anstatt wie zu Anfang für 60, für 600 Gäste eingerichtet ist und in der Rue Jean Jacques Rousseau eine eigene Wirtschaft erworben hat.

* **Die Frauenbewegung in Holland.** Die holländischen Universitäten werden von einer steigenden Anzahl von Frauen besucht. Die Universität Utrecht hat zwischen 1880 und 1894 118 Frauen registriert. In diesem Jahre sind 13 Frauen in Groningen immatrikuliert, 16 in Utrecht, 11 in Leyden, 15 in Amsterdam; im ganzen 55 Frauen. Von diesen studieren 11 Medizin, 19 Philosophie, 12 Naturwissenschaften und 13 andere Fächer. Die Regierung steht den Frauenbestrebungen wohlwollend gegenüber; in den Etat ist eine Forderung für die Begründung neuer Unterrichtsanstalten für Mädchen eingestellt.

* **Die Frauenstimmrechtsvereine in Norwegen** haben eine Eingabe an den Storthing, betreffend die Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen, eingesandt. Der Eingabe liegt eine Petition von mehreren tausend Frauen aus allen Teilen des Landes bei. Zweimal hat der Storthing einen solchen Vorschlag abgeschlagen; aber die Majorität betrug das letzte Mal nur wenig Stimmen. Die gegenwärtige Zusammensetzung des Storthing giebt den norwegischen Frauen gegründete Hoffnung auf baldigen Sieg.

* **Eine Russin, Frl. Tartonovski,** hat in Kiel das Uhrmacherhandwerk erlernt und hat sich kürzlich in Odessa als Uhrmacher niedergelassen.

* **Für die medizinischen Frauenkurse,** die in St. Petersburg ins Leben gerufen werden sollen, ist, der Nowoje Wremja zufolge, bereits ein Kapital von 700 000 Rubeln gesammelt worden. Die Stadt hat sich bereit erklärt, für den Unterhalt der Kurse jährlich 15 000 Rubel beizusteuern und die städtischen Krankenhäuser als Kliniken benutzen zu lassen, und von privater Seite sind der Anstalt außerdem für die ersten zehn Jahre je 12 000 Rubel Beisteuer gesichert. Viele Provinzialvertretungen, so z. B. die von Smolensk, haben an die Regierung das Gesuch gerichtet, die Kurse ins Leben treten zu lassen, da die weiblichen Ärzte für die Landbevölkerung von großem Nutzen seien; einem dringenden Bedürfnis aber kommen sie namentlich in denjenigen Provinzen des Reiches entgegen, die eine zahlreiche mohamedanische Bevölkerung beherbergen, so namentlich im Osten des europäischen Rußlands (Kasan), in der Krim, in Kaukasien und in Zentralasien, da die mohamedanischen Frauen sich durch Männer nicht ärztlich behandeln lassen.

* **Die höheren weiblichen Kurse in St. Petersburg** zählen augenblicklich 557 Hörerinnen, und zwar entfallen auf den 1. Kursus 173 (148 in der historisch-philologischen und 25 in der physiko-mathematischen Abteilung), auf den 2. Kursus 183 (151 historisch-philologische, 32 physiko-mathematische), auf den 3. Kursus 118 (94 historisch-philologische, 24 physiko-mathematische), und auf den 4. Kursus 83 (62 historisch-philologische, 21 physiko-mathematische) Hörerinnen. Im Laufe des Jahres erhielt das Komitee über 65 000 Rubel an Spenden.

* **Miß Artitia Gilbert** in Louisville (Kentucky) ist die erste farbige Ärztin. Sie ist 25 Jahr alt und studierte in dem Medical College von Louisville.

* **Wirkungen des Frauenstimmrechts.** In dem amerikanischen Staat Wyoming besteht das Frauenstimmrecht nun 25 Jahre. Am 12. Dezember vorigen Jahres — als am Jubiläumstage — erließ die Volksvertretung des Staates folgende Resolution: „Der Besitz und die Ausübung des Stimmrechts durch die Frauen in Wyoming hat keinerlei schlechte, sondern nach vielen Richtungen sehr gute Folgen gehabt; er hat in hervorragender Weise dazu beigetragen, Verbrechen und Armut aus diesem Staat zu verbannen, und zwar ohne alle Gewaltmaßregeln; er hat friedliche und ordentliche Wahlen, eine gute Regierung, einen bemerkenswerten Grad von Zivilisation und öffentlicher Ordnung herbeiführen helfen; und wir weisen mit Stolz auf die Thatsache hin, daß nach 25 Jahren, seit die Frauen das Stimmrecht besitzen, kein Distrikt von Wyoming ein Armenhaus besitzt, daß unsere Gefängnisse so gut wie leer und Verbrechen so gut wie unbekannt sind. Als das Ergebnis unserer Erfahrung bringen wir darauf, daß jeder zivilisierte Staat auf Erden den Frauen ohne Verzug das Stimmrecht gewähre. Wir beschließen, daß eine authentische Abschrift dieser Resolution durch den Gouverneur unseres Staates den Regierungen aller Staaten und Territorien Amerikas und allen gesetzgebenden Körperschaften der Welt überreicht werde, und wir ersuchen die Presse der gesamten zivilisierten Welt, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf diese Resolution zu lenken."

Digitized by Google

Bücherschau.

„Klein Eyolf". Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. (Berlin, S. Fischer, Verlag 1895. Preis 1,50 Mark.) Ibsens neues Drama zeugt wie die letztvorangegangenen von erlahmender Kraft. Aber auch erlahmt ist die Kraft Ibsens groß; und wenn die Gestalten in „Klein Eyolf" nicht mehr mit dem sicheren Realismus gezeichnet sind, der Ibsen früher eigen war, so spricht die skeptische Weisheit des Alters dafür aus dem Drama. Diese Weisheit aber spricht in Symbolen.

Alfred Allmers hat früher, als er noch ein armer Stundenlehrer war, mit seiner jüngeren Stiefschwester Asta zusammengelebt, und dies Leben war ihnen beiden „wie ein einziger hochheiliger Feiertag". Dann aber hat er geheiratet. Frau Rita Allmers war „verzehrend schön", und er hat sie auch Astas halber genommen, um die aller Sorgen zu entheben; denn Frau Rita hatte die „goldenen Berge." Dieser Ehe nun ist „Klein Eyolf" entsprossen. Als er noch klein war und im Stechkissen lag, hatte Allmers es einmal übernommen, auf das Kind zu achten. Aber seine Frau lockte ihn zu sich, er vergaß das Kind in ihren Armen; es fiel, und seitdem ist es lahm und geht mühsam an einer Krücke.

Alfred Allmers kehrt aus dem Hochgebirge in sein Heim zurück — damit setzt das Drama ein. Vordem hatte er Tage und Nächte damit zugebracht, an seinem großen Werk zu schreiben „über die menschliche Verantwortung." Das war seine Lebensaufgabe gewesen. In den Bergen aber ist ihm eine neue Lebensaufgabe aufgegangen, neben der die alte nicht bestehen kann; er will fortan nur für Klein Eyolf leben; alle die edlen Keime in ihm will er zur Entfaltung bringen. Denn Eyolfs unglückliches Schicksal „nagt" an seinem Herzen: da erscheint die Rattenmamsell. Alles Nagende im Hause will sie beseitigen. Alles was die Menschen hassen, das lockt und lockt sie bis es ihr folgt. Die lieben Kleinen, die von den Menschen verfolgt werden, müssen mit ihr gehen bis hinein ins tiefe Wasser, wo sie dann schlafen dürfen, für immer — auch Klein Eyolf muß ihr folgen. Klein Eyolf steht auf der Landungsbrücke und sieht ihr nach, bis ihm schwindlig

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maismehl. Zu **Milchspeisen, Puddings, Sandtorten,** zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** vortrefflich. In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. in Pack. à 60 u. 30 Pfg. [39

Alleinstehenden Frauen,
die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66
70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,
bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im Atelier von **Johanna Helfer,** Berlin W. Bülowstr. 21. 80]

Eine 21jähr., ev., wissensch., in Wien geprüfte Lehrerin, die der engl. u. franz. Sprache mächtig ist und schon priv. unterrichtet hat, sucht Anstellung an einer Schule.
Etwaige Anträge bitte ich zu richten an
Olga Schwarz, Kindergärtnerin,
79] Kronstadt, Purzengasse 42.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Internationales Heim,
Berlin SW., Ecke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen bess. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. Selma Spranger zugesichert. [76

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Schellingstraße 1 III.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie Damen der gebildeten Stände auf.
Preise von 2 Mark pro Tag an.

Digitized by Google

wird, bis er im Meer ertrinkt. Seine Mutter aber, Rita, hatte ihn verwünscht, weil er zwischen sie und ihren Gatten, den sie ganz, ganz für sich haben muß, getreten ist.

Nach seinem Tode aber tritt er vollends zwischen die Gatten. Alfred Allmers löst sich innerlich von seiner Frau. Mit großen offenen Augen hat Klein Eyolf auf dem Meeresgrunde gelegen, die großen offnen Augen sehn sie beide Tag und Nacht vor sich. Alfred Allmers ist willens mit seiner Asta wieder zusammen zu leben, wie vor seiner Ehe. Aber Asta ist nicht in Wirklichkeit seine Schwester; Allmers junge Stiefmutter hatte seinen Vater betrogen. Die Geschwisterliebe allein ist dem „Gesetz der Umwandlung" nicht unterworfen — das Verhältnis der beiden birgt keine Sicherheit mehr gegen den Wandel. Asta verläßt das Haus. Es kommt zur letzten Aussprache. Unten am Strande des Fjords stehn ärmliche Hütten. Es ist eine arme und verkommene Bevölkerung, die da unten lebt. Und die Kinder aus den Hütten waren dabei als „Klein Eyolf" ertrank. Sie konnten alle schwimmen, aber sie haben nichts gethan ihn zu retten. Die Hütten dort unten zerstören — das soll Ritas Aufgabe sein, wenn Allmers fort sein wird; denn er wird sie verlassen. Da aber überkommt Rita „die Kraft der Umwandlung"; nicht zerstören will sie, sie will helfen. Die armen Kinder wird sie alle zu sich nehmen an Klein Eyolfs statt. Und in dieser Aufgabe finden sich die Gatten wieder. „Klein Eyolf" ist nicht umsonst gestorben.

Das ist in dürftigen Zügen der Inhalt der Dichtung. Es sind tief mystische, in gewissem Sinne pantheistische Züge in die Charakteristik der Personen, vor allem in den Alfred Allmers verwebt. Er ist in seiner Wesenheit auch ein wenig mit dem Meer, mit der Luft und mit den Sternen verwandt. Und Rita hat die Erdenschwere einer heißblütigen, sinnlichen Frau. Am sonderbarsten aber mutet die Duplizität der Charaktere an; jede Eigenschaft findet ihr Gegenspiel im nämlichen Charakter. Vielleicht ist es der hellseherische Scharfblick des Alters, der solche Duplizität erfordert. Vielleicht zeugt sie nur von erlahmender Kraft.

Wichtiger neuer Frauenerwerb.

In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparniß.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78

Lehrkursus 20 Mark.

Mathilde Metzger.

Berlin, Friedrichstr. 215., 9—3 Uhr.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74

Frau Anna Gegenmantel
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 8. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitslehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Federschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **B. Ridder.**

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Zehn goldne Leitworte
für Mädchen im Hausdienst.
12 Kartonblätt. in eleg. Mappe 1 Mark; nach Entwurf von Prof. Boesea verfaßt von **Lina Morgenstern.**
Verlag der [72
Deutschen Hausfrauenzeitung.
Großbeerenstr. 5, Berlin SW.
Für Mädchen im Hausdienst geschrieben, sind sie bestimmt in der Hand jeder Hausfrau ein Mittel zur erziehlichen Einwirkung zu werden. Die Erläuterungen zu den 10 Leitworten enthalten in der That goldene Lehren, die jedem in den Familiendienst tretenden Mädchen die Wege für ihren Beruf ebnen sollen.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,50 Mark.

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.

Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

I. Offene Schulstellen.

1. Für ein Institut in Hessen-Nassau wird sofort eine evangelische, sehr tüchtige Lehrerin für Zeichnen, Musik und Handarbeit gesucht. Gehalt bis 600 Mark.

2. Für eine Familienschule im Braunschweigschen wird zu Ostern eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht, die auch Zeichen- und Handarbeitsunterricht erteilt. Gehalt 750 Mark und freie Wohnung und Heizung. Dauer der Stelle 2 Jahre.

3. Für eine Schule in Westpreußen wird zur Vertretung vom 15. April 1895 bis 30. September 1896 eine evangelische geprüfte Lehrerin gesucht, die auch die Turnprüfung bestanden hat. Gehalt 800 Mark.

4. Für eine mit Pensionat verbundene Schule im Großherzogtum Hessen wird sofort eine evangelische geprüfte Lehrerin, die auch die Turnprüfung bestanden hat, gesucht. Gehalt bis 500 Mark.

5. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in der Provinz Posen wird zu Ostern eine evangelische geprüfte Lehrerin, die Französisch im Ausland erlernt hat, gesucht. Französisch, Geographie und womöglich Rechnen auf der Oberstufe. Gehalt 500 Mark mit oder 1100 Mark ohne freie Station.

6. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in der Provinz Brandenburg wird zu Ostern eine evangelische, für Handarbeit, Zeichnen und Turnen geprüfte Lehrerin gesucht.

7. Für eine städtische Schule in Mecklenburg wird zu Ostern eine in Schwerin geprüfte evangelische Lehrerin, die bereits an Schulen unterrichtet und auch die Handarbeitsprüfung bestanden hat, gesucht. Gehalt 750 Mark, steigt bis 900 Mark, Pensionsberechtigung.

8. Für eine mit Pensionat verbundene Schule in Mitteldeutschland wird zu Ostern eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht. Französische und englische Konversation Bedingung, 21 Stunden wöchentlich und Aufsicht im Pensionat. Gehalt 750 Mark.

9. Für eine Privatschule in Thüringen werden zu Ostern eine evangelische, für höhere Töchterschulen geprüfte und eine für Volksschulen geprüfte Lehrerin gesucht. Eine der Lehrerinnen muß das Turnexamen bestanden haben. Gehalt 800 resp. 700 Mark.

10. Für eine Provinzial-Mädchenschule in der Provinz Hannover wird zu Ostern eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt 1100 Mark.

II. Offene Stellen in Familien.

1. In ein Pfarrhaus in der Provinz Hessen-Nassau wird zum 22. April eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 3 Mädchen von 15, 13 und 10 Jahren gesucht.

2. Nach der Provinz Sachsen wird zum 1. April eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 4 Mädchen von 12—9 Jahren gesucht.

3. Auf ein Rittergut in der Provinz Brandenburg wird zum 1. April eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin, die bereits thätig war, für 2 Mädchen von 12 und 13 Jahren gesucht. Gehalt 600 Mark.

4. Auf ein Rittergut in Ostpreußen wird zum 1. April eine bereits erfahrene, evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für 3 Mädchen von 7, 9 und 10 Jahren und für einen Knaben von 8 Jahren gesucht. Gehalt 500—600 Mark.

5. Nach dem Großherzogtum Mecklenburg wird zum 1. April eine junge,

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Ein neues Mittel gegen die Seekrankheit macht augenblicklich in England viel von sich reden. Es ist nach dem Rezept eines bekannten Londoner Arztes zusammengestellt und von einer großen Anzahl Personen mit Erfolg angewandt worden, ehe der Vertrieb von einer Gesellschaft übernommen wurde, die es in allen Ländern der Welt hat patentieren lassen und es nun unter dem Namen Yanatas (You are now able to avoid sea-sickness) in den Handel bringt. Unter den vielen glänzenden Zeugnissen über den Erfolg des Mittels befindet sich auch eines von der Prinzessin Alix von Hessen, jetzigen Kaiserin von Rußland. Das Mittel ist jetzt von Dakin, 87a Leadenhall Street, London E. C. zu beziehen, wird aber in kurzem auch in allen Apotheken und Droguerien des Festlandes zu haben sein. Es wird für viele die Schrecken der Seereise aufheben.

Fräulein Mathilde Metzger errichtet in Berlin einen Privatlehrkursus für Kunststickerei auf der Nähmaschine. Bisher wurde diese nur auf der Ringschiff-Nähmaschine und mit dünnem Seidenmaterial ausgeführt; Fräulein Metzger lehrt das gleiche Stickereiverfahren auf der Langschiff-Nähmaschine und zwar auch mit jedem dicken Material wie Filoflosse, Filoselle, Trama, Vaga, Leinengarn, Baumwolle und Wolle. Die Erfindung der Nähmaschinenstickerei wird erst durch dieses Verfahren von größter praktischer Bedeutung.

Ein **höchst zeitgemäßes Unternehmen** auf musikalischem Gebiete ist die bei Felix Siegel in Leipzig erschienene Musikalische Universal-Bibliothek, welche analog der berühmten Reklam'schen litterarischen Universal-Bibliothek Klavierstücke 2- und 4 händig, Potpourris, Tänze, Ouverturen, Arien, Lieder 2c. in vorzüglicher Ausstattung und reichhaltiger Auswahl zu 20 Pf. bietet. Den neuesten Katalog erhält man durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Kochbücher!

Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 14.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71

Ad. Dewald,
Buchhandlung,
Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

In allen Buchhandlungen zu haben:
Die Frauenbewegung
als Ergebnis d. Kulturfortschritts
nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität
von **S. Neumreiter.**
Vrlg. d. Bibliograph. Bureaus, Berlin.
— **Preis 50 Pfg.** — [54

Für Hausfrauen!
Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von **Kleider-, Unterrock-** und **Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf-** und **Teppichdecken,** in den neuesten Mustern zu billigen Preisen,
durch **R. Eichmann,**
Ballenstedt am Harz.
Leistungsfähigste Firma. [31
Muster umgehend franco.

Gesucht
evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin, die auch in Latein unterrichtet, für 2 Mädchen von 11 und 13 Jahren und für 2 Knaben von 8 und 9 Jahren gesucht. Gehalt 500—600 Mark.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine evangelische wissenschaftliche, sehr musikalische Lehrerin, die Englisch und Französisch im Auslande erlernt hat.
2. Eine 26jährige katholische Lehrerin, die Französisch im Auslande erlernt hat, an städtischer Schule.
3. Eine 24jährige evangelische, wissenschaftliche Lehrerin, die auch die Handarbeitsprüfung bestanden hat.
4. Eine 29jährige evangelische, wissenschaftliche Lehrerin, die schon 2½ Jahre an städtischer Schule unterrichtet und zu Ostern die Handarbeitsprüfung ablegt.
5. Eine 31jährige evangelische, geprüfte Lehrerin, die bereits 7 Jahre als solche thätig ist.
6. Eine 41jährige evangelische, wissenschaftliche Lehrerin, die in England und in Frankreich war.
7. Eine 22jährige katholische, wissenschaftliche, musikalische Lehrerin, die in England und Belgien war.
8. Eine 31jährige evangelische, wissenschaftliche Lehrerin, die Englisch und Französisch im Ausland erlernt hat.
9. Eine 33jährige wissenschaftliche Lehrerin, die auch die Handarbeits- und Turnprüfung bestanden hat.
10. Eine 29jährige evangelische, wissenschaftliche, sehr musikalische Lehrerin, die Französisch im Ausland erlernt hat, gut englisch spricht und ausgezeichnete Zeugnisse als Erzieherin besitzt.

Meldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Zentralleitung Frl. J. von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 Nr.
Jede Nr. 20 Pf. Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starken Papier. Elegant ausgest. **Albums à 1,50.** Gebd. Werke. Aeltere Musik.
Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Stollwerck's
Herz-Cacao
Ueberall käuflich!
Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig.
[60

☞ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☜

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 6. März 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die Frau im Recht.[1])

I.

Die Frau als Vormund.

Von

Alfred Kurlbaum.

Nachdruck verboten.

Die nachfolgenden Zeilen haben einen doppelten Zweck. Sie sollen kurz die Frauen über das geltende Vormundschaftsrecht und über ihre Stellung zur Vormundschaft aufklären. Es soll aber auch aus ihnen hervorleuchten, wie notwendig es für die Frauen ist, schon gegenüber den Aufgaben, die ihnen jetzt gestellt werden, für das Leben erzogen zu sein und nicht nur für die Thätigkeit in Haus und Familie. Aufgaben, wie sie in Nachstehendem geschildert werden, treten gerade an Gattinnen und Mütter heran, die sich nur allzu leicht an den Schutz des Familienhauptes gewöhnen und dann nach seinem Tode ratlos der Außenwelt gegenüberstehen. Die Folge davon ist, daß sie sich diesen Aufgaben entziehen, die zu erfüllen gerade sie vielleicht besonders geeignet sind.

Das Thema fordert eine Zweiteilung; der erste Teil kennzeichnet die Stellung der Frau zur Vormundschaft, der zweite giebt in großen Zügen eine Anweisung über ihr Verhalten in diesem Amt.

1.

Ein Amt bekleidet der Vormund in Deutschland. Dadurch, daß der Staat für sich die Rolle der beaufsichtigenden und deshalb zum Teil verantwortlichen Obervormundschaft übernimmt, hat er das Vormundschaftsrecht an die Grenze des Privat-

[1]) Unter obigem Titel gedenken wir eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, welche die rechtliche Stellung der Frau unter dem Gesichtspunkt der Forderungen des praktischen Lebens behandeln.

Digitized by Google

und des öffentlichen Rechtes gestellt. Durch den Vormundschaftsrichter leitet er die Vormundschaft ein und beruft den Vormund, dieser wird durch Handschlag zur gewissenhaften und treuen Besorgung verpflichtet und kann durch erhebliche Ordnungsstrafen dazu angehalten werden. Der Berufene muß sein Amt annehmen, wenn er nicht ganz besondere, durch das Gesetz festgelegte Entschuldigungsgründe hat.

Zu diesem öffentlichen Amte kann nun auch die Frau zugelassen werden. Da aber Frauen ein solches Amt in der Regel nicht bekleiden dürfen, so müssen auch hier besondere Umstände vorwalten, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel begründen.

Diese Bedingungen sind in Deutschland nicht einheitlich durch das Gesetz geregelt. Wir haben noch über dreißig verschiedene Gesetze, Verordnungen, Statuten über das Vormundschaftswesen; in einzelnen Bundesstaaten wie in Bayern gelten nebeneinander mehrere Rechtssysteme, in Preußen ist erst durch das Vormundschaftsgesetz von 1875 Wandel geschaffen. Eine Einigung ist durch die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs zu erhoffen.

Doch sind die Bestimmungen auch hier im wesentlichen aus den beiden Wurzeln des römischen und des deutschen Rechtes erwachsen. Die Gesetzgebung des alten Reiches hat denn gerade hier durch die Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts entscheidend in die Entwicklung auf die partikulare eingegriffen und nur die großen Kodifikationen, die des preußischen Rechts und die des code civil, der ja auch in einzelnen Gebieten Deutschlands Geltung hat, haben eigne und zum Teil neue Wege beschritten.

So kann man im großen und ganzen drei Rechtsgruppen unterscheiden. Jedoch auch eine Behandlung des gemeinen (das heißt des fortentwickelten römischen), des französischen und des preußischen Vormundschaftsrechtes erscheint nicht zweckmäßig. Sie würde die Leserinnen durch notwendige Wiederholungen ermüden oder durch Schachtelungen verwirren. Zudem läßt sich jene Dreiteilung nur für Hauptgrundzüge festhalten, bei dem Eingehen in die einzelnen formellen und materiellen Bestimmungen müßte immer jene große Anzahl einzelner Gesetze und Gesetzchen in Betracht kommen. Ich halte mich deshalb an das preußische Vormundschaftsrecht. Ihm am ähnlichsten will das kommende Gesetzbuch die Materie gestalten; was dieses aber Neues bringt, soll hervorgehoben werden. Die Minderheit der Leserinnen muß hier zu Gunsten der Mehrheit verzichten. Auch soll das für jede Vormundschaft Giltige und deshalb die meiste Teilnahme Verdienende besonders berücksichtigt werden.

Die Frau — von ihr soll jede Betrachtung ausgehen — stand im älteren römischen Recht selbst unter einer Vormundschaft, sie konnte deshalb natürlich nicht Vormund sein. Im deutschen Recht wurde dagegen die Mutter schon früh als Vormund des Kindes anerkannt. Das spätere römische Recht ließ dann ebenfalls Mutter und Großmutter zu, aber nur unter strengen Bedingungen. Sie mußte zu gerichtlichem Protokoll versprechen, nicht wieder zu heiraten, allen weiblichen Rechtswohlthaten entsagen, die das Vellejanische Senatskonsult über das Eintreten der Frau für fremde Schulden gegeben hatte, und ihr ganzes Vermögen dem Mündel verpfänden. Das neuere Recht hat dann den Kreis der vormundschaftsfähigen Frauen erweitert und jene lästigen Beschränkungen aufgehoben; in der richtigen Einsicht, daß unter Umständen eine Frau die geeignetere Person für die Vormundschaft ist und daß es ihr auch an Geschäftsgewandtheit durchaus nicht mangelt.

Eine Gleichstellung der Geschlechter ist, wie erwähnt, trotzdem nicht eingetreten, eben weil der Vormund ein öffentliches Amt bekleidet. Für ein solches aber verlangt der Staat persönliche Garantieen. Wohin diese gehen, das sagt der Zweck jeder Vormundschaft. Einen Vormund erhalten nach preußischem Recht:

Minderjährige, wenn sie nicht unter väterlicher Gewalt stehen, wenn die väterliche Gewalt ruht, oder wenn der Vater selbst bevormundet wird;

Großjährige, wenn sie für Geisteskranke oder für Verschwender erklärt sind, wenn sie taub, stumm oder blind und hierdurch an der Besorgung ihrer Rechtsangelegenheiten gehindert sind.

Digitized by Google

Ein Examen oder eine besondere Vorbildung braucht ein Vormund nun freilich nicht. So sucht sich der Staat die geeigneten Leute aus. Wie der letzte Satz der zitierten Vorschrift sagt, den man als Zweck über jede Vormundschaft schreiben kann: Wer seine eignen Rechtsangelegenheiten nicht selbst besorgen kann, erhält einen Beschützer, der das für ihn thut; es müssen das Leute sein, die entweder aus ganz persönlichen Gründen geeignet sind, oder im allgemeinen solche, die im Leben stehen, geschäftsgewandt sind und vor allem in weiteren Kreisen Vertrauen genießen. Nur ihnen kann die Verantwortung einer Vormundschaft aufgebürdet werden. Freilich haftet der Vormund für sein Vorgehen und auch für seine Fahrlässigkeit; er hat die Pflicht, „wie ein guter Familienvater" für das Mündel zu sorgen, ist er aber selbst vermögenslos, so bringt keine Klage und keine Bestrafung das verlorene Gut zurück.

Geeignete Vormünder zu finden, ist deshalb eine besondere Einrichtung getroffen: der Waisenrat. In jeder Gemeinde, bei größeren Gemeinden in jedem einzelnen Bezirk, werden Männer zur Bekleidung dieses Amtes, eines unentgeltlichen Gemeindeamtes, erwählt, die in ihrem Kreise bekannt sind und die Verhältnisse ihrer Gemeindeangehörigen zu beurteilen verstehen.

Walten nun die gleich zu erörternden „persönlichen" Verhältnisse, die zur Berufung eines Vormundes führen, nicht vor, so wird der zuständige Waisenrat vom Vormundschaftsrichter ersucht, eine geeignete Person als Vormund vorzuschlagen. Dieser Vorschlag ist freilich für den Richter nicht bindend, aber doch in der überwiegenden Zahl der Fälle maßgebend.

Eine Thatsache — mag sie beklagenswert sein oder nicht — ist nun, daß eine Frau heute nicht so im öffentlichen Leben steht wie ein Mann. Auch die unverheirateten Frauen, die einen andern Beruf als den der Hausfrau und Mutter haben, vermeiden es im allgemeinen, an die Öffentlichkeit zu treten und sich und ihre Arbeit allgemeiner Beurteilung zu unterwerfen. Die Sicherheit einer solchen Beurteilung ist schon beim Manne häufig recht problematisch. Das Gesetz steht deshalb mit den thatsächlichen Verhältnissen im Einklang, wenn es für alle Fälle, in denen der Vormund vom Waisenrat vorgeschlagen werden muß, die Frau für unfähig erklärt, eine Vormundschaft zu bekleiden.

Eine Reihe von Personen aber hält das Gesetz auch ohne vorhergehende Beurteilung durch den Waisenrat aus persönlichen Gründen für geeignete Vormünder. Ich gebe hier den Wortlaut des § 17 der preußischen Vormundschaftsordnung wieder:

„Als Vormünder sind in nachstehender Reihenfolge berufen:

1. Wer ohne die väterliche Gewalt zu erwerben den Mündel an Kindesstatt angenommen hat;
2. wer von dem Vater in einem Testament oder in einer gerichtlich oder notariell beglaubigten oder eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Urkunde benannt ist, sofern der Vater die väterliche Gewalt über den Mündel gehabt hat, oder unter Voraussetzung der bereits erfolgten Geburt desselben gehabt haben würde, oder sofern der Vater bis zum Tode die Vormundschaft geführt hat;
3. die Mutter über ihre ehelichen, nicht an Kindesstatt hingegebenen Kinder;
4. wer von der Mutter in der unter Nr. 2 bestimmten Form benannt ist, sofern die Mutter bis zum Tode die Vormundschaft geführt hat;
5. der Großvater väterlicherseits;
6. der Großvater mütterlicherseits.

Die Mutter ist nicht berufen, wenn sie mit einem andern, als dem Vater des Mündels verheiratet, oder wenn die Ehe mit dem Vater des Mündels durch Urteil getrennt ist."

Bei all diesen Personen ist die erforderliche Garantie in der Regel von selbst gegeben. Wer einen Minderjährigen an Kindesstatt annimmt, also Elternpflichten an ihm üben will, ist natürlich für die Übernahme der Vormundschaft am geeignetesten. Übrigens hat die Nr. 1 des § 17 eine nur beschränkte, freilich grade hier sehr interessierende Wirksamkeit. Nach Preußischem Landrecht nämlich und auch nach den

Digitized by Google

meisten andern in Deutschland geltenden Rechten erwirbt der adoptierende Mann mit der Adoption auch die väterliche Gewalt, die eine Vormundschaft überflüssig macht. Nur die Frau, die im heutigen Recht eine väterliche oder besser elterliche Gewalt nicht hat, erwirbt sie auch bei der Adoption nicht. Sie ist also, im Falle, daß eine Vormundschaft über das von ihr angenommene Kind nötig wird, die erste zum Vormund Berufene.

Liegt der Fall der Adoption nicht vor, so hat das nächste Recht und die nächste Pflicht zur Vormundschaft (das heißt, ist „berufen") der, der von dem natürlichen Beschützer und Berater, dem Vater, für den Fall seines Todes dazu bestimmt ist. Der Vater hat gewiß das beste Urteil über persönliche und materielle Verhältnisse seiner Hinterbleibenden und über eine zum Vormund taugende Person.

Benennt er niemand, so ist die Mutter der Kinder berufen. In der Regel wird der Vater aber die Mutter zum Vormund bestimmen und ihr das Amt in einer im zweiten Abschnitt zu erörternden Weise erleichtern. Thut er es nicht, so hat er dazu jedenfalls seine vom Vormundschaftsgericht zu respektierenden Gründe gehabt. Er kann auch, wie die Vormundschaftsordnung ausdrücklich sagt, eine Frau bestellen.

Die Mutter des nicht unter väterlicher Gewalt stehenden Kindes hat dasselbe Recht wie der Vater, einen Vormund für die Zeit nach ihrem Tode zu bestellen, wenn sie bis zu diesem die Vormundschaft geführt hat.

Erst wenn alle diese Möglichkeiten einer Vormundschaft nicht vorliegen, kommen die Großväter und dann die durch den Waisenrat zu benennenden Vormünder an die Reihe.

Über alle hat, wie schon erwähnt, der Vormundschaftsrichter, der die Aufsicht führt, sein Urteil zu geben, auch über die „Berufenen"; er kann sie bei der Bestellung übergehen, wenn sie ihm nicht geeignet erscheinen, nur muß er bei den Berufenen, falls sie auf ihrem Rechte bestehen, die Entscheidung der oberen Instanz, des Landgerichts-Kollegiums herbeiführen. Wie es nun Gründe giebt, die der Mutter des Mündels ihre „Berufung" entziehen, — vergleiche den Schluß des § 17 — so macht das Gesetz zu gunsten bestimmter Frauen wieder Ausnahmen von der allgemeinen Regel, daß Frauen außer den Berufungsfällen zur Vormundschaft unfähig sind. In Übereinstimmung nämlich mit dem Waisenrat können die Mütter über ihr uneheliches Kind, die Großmütter über ihre Enkel, ferner auch die anderweit verheiratete Mutter über ihr Kind und schließlich die Ehefrau über ihren für vormundschaftsbedürftig erklärten Ehemann als Vormünder bestellt werden. Dies sind alles Fälle, die ihrer Natur nach zu ernsterer Prüfung der Fähigkeit einer Frau veranlassen, in denen aber andrerseits die Frau ein unverkennbares Anrecht an die Vormundschaft hat.

Man muß nun nicht etwa glauben, daß der Richter geneigt wäre, die Frau auszuschließen. In keinem andern Zweige der richterlichen Thätigkeit läßt sich ihr Inhaber so vom Persönlichen beeinflussen. Hier, wo ihm die oberste Fürsorge für hilflose Personen zugewiesen ist, wird er immer versuchen in ein vertrauteres, persönlich angeregtes Verhältnis zu seinem Publikum zu treten, weil er wohl weiß, daß nur so ein gedeihliches Zusammenarbeiten von Richter und Vormund möglich ist. Hierüber soll im zweiten Teile noch eingehender gesprochen werden.

In noch einem Punkte ist die Frau in der Vormundschaft beschränkt. Sie bedarf, wenn sie verheiratet ist, der Erlaubnis ihres Mannes zur Übernahme. Diese Bestimmung hat ihren Grund in der andern, daß der Mann für die von der Frau geführte Vormundschaft als Bürge haftet. Natürlich kann niemand gezwungen werden, wider seinen Willen eine Bürgschaft zu übernehmen. Die einmal erteilte Erlaubnis darf der Mann nicht zurücknehmen.

Jede Mutter kann ihr Kind bevormunden, jede Mutter kann in dem Fall des eigenen Todes dem Kinde einen weiblichen Vormund geben, wenn sie selbst die Vormundschaft geführt hat. Ja, für die Frau ist ein Recht, was für die Männer eine Pflicht ist. Der Mann darf nur aus gesetzlich bestimmten Ablehnungsgründen die Übernahme einer Vormundschaft verweigern, der Frau steht unbeschränkt das Recht der Ablehnung zu. Wenn sie sich der Vormundschaft nicht gewachsen fühlt, darf sie ihr Amt in andere Hände legen.

Digitized by Google

Dies freilich ist der Grund, warum es verhältnismäßig wenige weibliche Vormundschaften giebt. Würde jede Mutter ihre minderjährigen Kinder bevormunden, so würde es mehr weibliche als männliche Vormundschaften geben, denn abgesehen von den unehelichen Kindern, giebt es mehr vaterlose als vater- und mutterlose Kinder. Aber von dem Ablehnungsrecht macht die Frau nur zu oft Gebrauch.

Der Vorwurf, der ihr aus diesem Verhalten gemacht werden kann, fällt freilich wieder auf die Männer zurück, es heißt diesen gegenüber: Erzieht eure Mädchen so, daß sie dem Tagesleben ebenso wehrhaft gegenüberstehen, wie ihr! Daß alle Besserung in der Lebensstellung der Frau mit der Erziehung anfangen muß, ist so selbstverständlich, daß es nicht hervorgehoben zu werden braucht, aber hier sind wieder einmal Verhältnisse, die nach dieser Besserung rufen.

Die Vormundschaft wird aber auch oft genug dann abgelehnt, wenn sie sehr wohl von der Frau übernommen werden könnte. Die weitaus größte Mehrzahl aller Vormundschaften hat gar keine Vermögensverwaltung in sich und beschränkt sich nur auf kleine Formalitäten und auf die Fürsorge für das persönliche Wohl des Mündels.

Ihre Aufgaben zu erkennen und zu übernehmen, müssen deshalb auch die Frauen gemahnt werden, und vor allem die Mütter. An die Mütter tritt die Anforderung, die Vormundschaft zu übernehmen, kraft Gesetzes heran. Und das in einer Zeit, wo der Schmerz um den Verlust des Gatten noch frisch, das Gefühl eigener Kraft vielleicht gebrochen oder doch wenigstens gelähmt ist. Da erscheinen dann all die notwendigen Vornahmen, die geschäftsmäßig abgemacht werden wollen, wie ein Schreckbild, wie eine Störung der ernsten Trauer. Und nur zu leicht lehnt die Müde dann die Verantwortlichkeit von sich ab und läßt einen Verwandten, einen guten Bekannten oder gar einen Fremden ein Amt übernehmen, das ihre eigene, natürliche Aufgabe sein müßte. Und doch: wie würde ihr nach Überwindung des ersten instinktiven Widerstandes die neue Aufgabe wohlthun! Wie schmerzlindernd, beruhigend, festigend ist das Gefühl einer Pflicht, einer wertvollen, zweckvollen Arbeit!

Und weiter: Die Mutter ahnt nicht, welches kostbaren Rechtes sie sich dadurch begiebt, daß sie einem andern die Vormundschaft überläßt. Freilich steht ihr die Erziehung ihrer Kinder zu, aber nach dem § 28 der V. O. „unter Aufsicht des Vormundes“. Von der Genehmigung des Vormundes hängt es also ab, welchen Lebensberuf das Mündel wählen darf, er hat seine Einwilligung zur Verheiratung des Mündels zu geben. Das sind keine Kleinigkeiten. Wenn nun auch in vielen, selbst in den meisten Fällen Übereinstimmung zwischen Mutter und Vormund herrscht, so kann doch der Fall einer Entzweiung oder wesentliche Abweichung in grundlegenden Anschauungen zu den unangenehmsten Folgen führen. Wer sollte besser mit der Eigenart des Kindes vertraut sein, als die Mutter! Daß sie freilich oft genug einen männlichen Charakter nicht zu durchschauen vermag, daß sie namentlich die Anforderungen, die das Leben stellt, nicht richtig beurteilt, das ist auch ein Vorwurf, der laut und dringend gegen die heutige Mädchenerziehung erhoben werden muß. Solange diese Grundlage fehlt, nützen alle Reformen für die Erwachsenen nichts. Und noch die andere Folgerung ergiebt sich aus dem Gesagten, daß die Mutter auch, so lange ihr Gatte lebt, die Erziehung der Söhne ins Auge fassen muß. Sie hat dazu ja den besten Berater. Ein Fremder aber entdeckt in dem Kinde nur zu leicht eine Neigung zum eignen Beruf.

Mindestens also ist es die Pflicht der Mutter, ihre Fähigkeiten genau zu prüfen, damit sie weiß, ob sie sich getrauen darf, die Sorge für ihre Kinder ganz in ihre Hand zu nehmen. Fürchtet sie sich aber vor der Schwere der Last, glaubt sie ihr nicht gewachsen zu sein, so kann sie wenigstens einen Teil davon übernehmen.

Bei den vielen Vormundschaften, die eine Vermögensverwaltung gar nicht oder nur in ganz geringem Umfange enthalten, wird ja der gern erteilte Rat des Vormundschaftsrichters für schwierig zu beurteilende Einzelheiten genügen. Dieser darf, natürlich in verständig beschränktem Umfange eingeholt und wird gern erteilt werden. Wenigstens wird der Richter, wenn es nötig ist, den Rat geben, die Hilfe eines

Digitized by Google

Rechtsanwalts zu suchen, und schon die Beurteilung dieser Frage kann der Frau Schwierigkeiten machen.

Dann aber kennt die Vormundschaftsordnung die Einrichtung des Gegenvormunds. Dieser hat nach dem Gesetze darauf zu achten, daß die Vermögensverwaltung des Vormunds ordnungsmäßig geführt wird. Er hat bei gesetzlich bestimmten Fällen auch bei der Führung der Vormundschaft mitzuwirken. Er haftet dann ebenso wie der Vormund.

Die Erziehung des Mündels aber geht den Gegenvormund nichts an, er hat nur in Vermögensangelegenheiten mitzusprechen, ist aber auch verpflichtet, auf sie sein Augenmerk zu richten. Ein Verwandter oder Freund übernimmt die Rolle des Gegenvormunds und erleichtert die Pflichten der bevormundenden Frau. Hier ist es zugleich ein Vorteil für diese, daß sie die Geschäftsführung in ihrer Hand behält und an der Hand des Kundigen in sie hineinwächst.

Schließlich aber ist auch eine Teilung der Vormundschaft möglich. Es können mehrere Vormünder für die gesamte Vormundschaft, es kann aber auch nur für einzelne Teile der Verwaltung ein zweiter Vormund bestellt werden. Dieses Verfahren zu wählen, ist für viele Fälle durchaus angezeigt, namentlich überall da, wo ein großes Vermögen die Verwaltung durch die Frau allein unmöglich macht. Die Bestimmung über die Kapitalien, die in industriellen Unternehmungen stecken, ist für einen Nicht-Geschäftsmann kaum möglich, noch schwieriger ist z. B. die Entscheidung, ob und wie ein großes Geschäft nach dem Tode des Inhabers weiter geführt werden soll. Wird dies Verfahren eingeschlagen, so hat sich die Mutter doch ihr kostbarstes Recht bewahrt und ist der schweren Verantwortung ledig, die ihr eine nicht zu bewältigende Aufgabe auferlegt.

Damit ist über die Stellung der Frau zur Vormundschaft das Nötige gesagt, es bleibt noch übrig einen Blick auf das künftige Recht zu thun.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich will einen großen Schritt vorwärts thun in der Stellung der Frau im Familienrechte. Es setzt in seinem Entwurf an Stelle der väterlichen Gewalt die elterliche, die beide Ehegatten haben. In Zukunft bedarf also nur ein elternloses Kind einer Vormundschaft. Die Mutter ist nach dem Tode des Vaters der Vater.

Damit fällt die Vormundschaft der Frau wesentlich zusammen. Wenn die Mutter nicht mehr Vormund über ihr Kind ist, im übrigen aber die Frauen im gleichen Umfange ihr Ablehnungsrecht geltend machen, wie bisher, dann wird es mit der weiblichen Vormundschaft so gut wie vorbei sein. Schon jetzt kommt es selten genug vor, daß eine Frau durch Testament oder sonstige letztwillige Verfügung zum Vormund berufen wird. Vielleicht aber wird sich das mit der weiteren Entwicklung des öffentlichen Lebens der Frauen ändern. Je mehr sie an Selbständigkeit gewinnen, je mehr ihre Erziehung darauf gerichtet sein wird, sie widerstandsfähig und streitbar zu machen, um so mehr wird sich auch das Vertrauen steigern, daß sie so gut wie der Mann im stande sind, eine Vormundschaft zu führen. Sind sie es doch jetzt schon in so vielen Fällen, in so vielen Fällen sogar bessere Vormünder als die Männer. Denn wenn das Fehlen einer Vermögensverwaltung die Vormundschaft auf die Fürsorge für die Erziehung und die persönlichen Bedürfnisse des Mündels beschränkt, so liegt es doch nur zu nahe, nach der Frau zu suchen, die sich aus dieser dankbaren Aufgabe einen Lebensberuf macht, und die sie deshalb besser löst, als der mit eigenen Geschäften belastete Mann.

Im nächsten Abschnitt wird von der Thätigkeit der Frau während der Führung der Vormundschaft die Rede sein.

Digitized by Google

Die russische Dorfschullehrerin.

Von

Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

Die russische Dorfschullehrerin ist ein ganz eigenartiger Typus, wie er sich eben nur in einem Lande entwickeln konnte, wo das Volk in geistigem Dunkel dahindämmert und die Aufgabe, das Volk zu erleuchten, nicht dem Staate, sondern einzelnen Menschen zufällt, die ihr ganzes Leben dieser Aufgabe widmen.

Während bei uns ein Mädchen sich nur schwer entschließt, Dorfschullehrerin zu werden, und ihren Posten auf dem Dorfe als ein trauriges Provisorium betrachtet, das sie annimmt, weil sie aus materiellen Gründen gezwungen ist, rasch eine Stellung zu finden, oder weil es ihr an den nötigen einflußreichen Verbindungen fehlt, ist es in Rußland ein häufig vorkommender Fall, daß Mädchen aus guten, wohlhabenden Häusern, Mädchen, die von frühester Kindheit im Wohlstand, ja Luxus gelebt haben, sich um Dorfschullehrerinnenstellen bewerben.

Es ist eine gewisse schwärmerische Exaltation, die sie veranlaßt, sich, wie sie sich ausdrücken, dem „Volke zu nähern" und „Licht in die unteren Schichten zu tragen."

Man wird in Rußland Dorfschullehrerin, wie man in katholischen Ländern Nonne wird; es ist eine Art Weltflucht, ein Streben, zu vergessen und vergessen zu werden, eine oft nur momentane, beinahe krankhaft ekstatische Sucht, Gutes zu schaffen, ein heißes Verlangen sich zu demütigen, sich aller hoffärtigen Gedanken und Handlungen zu entwöhnen.

Die russischen Dorfschullehrerinnen haben häufig etwas Märtyrerhaftes an sich. Sie schämen sich ihrer feinen Kleidung, ihrer weißen Hände, ihrer gewählten Sprache; sie schämen sich all der Gewöhnungen, die sie als Mädchen aus gutem Hause haben. Sie suchen ihre Bedürfnisse auf ein Minimum zu reduzieren, ihre Kleidung auf das Notwendigste zu beschränken, ihre Hände durch harte, ungewohnte Arbeit zu vergröbern, ihre Sprache der des Volkes anzupassen. Bevor sie anfangen zu *lehren*, *lernen* sie selbst von ihren Schülern.

Nichts ist schwerer, als das *Vertrauen* des russischen Bauern zu gewinnen; er ist mißtrauisch und hochmütig, trotz des freundlichen Lächelns und der tiefen Verneigungen. Anfänglich bleibt die Dorfschullehrerin doch immer „das Fräulein", d. h. etwas Fremdes, Aufgezwungenes, beinahe Feindliches, etwas, das irgend eine Kommission aus irgend einer großen Stadt hergeschickt, um einzugreifen in das ruhig dahinfließende Leben der Dörfler, um sich ein Recht anzumaßen über die Kinder, um Macht zu gewinnen über die Erwachsenen, und dann womöglich Bericht zu erstatten dort, in der großen Stadt, bei den großen Herren. Kein Wunder daher, daß die Bauern sich in den meisten Fällen anfänglich gegen die Errichtung einer Schule sträuben. Sie haben gerade genug am Popen (Geistlichen), der die begabtesten Kinder des Dorfes bei sich unterrichtet, und der sie dafür nach jeder Richtung hin ausbeutet. Und dennoch weicht in sehr vielen Fällen diese Voreingenommenheit einer herzlichen Sympathie, und das feindlich begrüßte „Fräulein" wird bald das „liebe Mütterchen", selbst wenn die junge Pädagogin kaum die Zwanzig überschritten hat.

Einen höchst interessanten Einblick in das Leben und Wirken einer russischen Dorfschullehrerin gewährt ein Tagebuch, das eine junge Russin auf ihrem schweren und einsamen Posten geführt hat, und dem ich nachfolgendes entnehme. Das rührende,

Digitized by Google

wenn auch vielfach noch unbeholfene Ringen der gebildeteren Klassen, mit der Volksseele Fühlung zu gewinnen, tritt uns auf diesen Blättern lebendig entgegen. Mancherlei pädagogische Maßnahmen, die dem Westeuropäer als entschiedene Mißgriffe erscheinen mögen, erklären sich aus dem Bedürfnis, das niedergedrückte Volk zu gewinnen durch ein Unterbieten an Demut und äußerer Demütigung. Noch niedriger sein wollen als das Volk, das überrascht, gewinnt, schafft Vertrauen. Zugleich bieten die Blätter noch ein besonderes kulturhistorisches Interesse, da sie zeigen, wie weit die Tolstojschen Ideen, deren Wert für das Leben zivilisierter Völker nicht allzu hoch angeschlagen werden darf, im praktischen Leben der mittleren und unteren Volksschichten Rußlands auf Sympathien und auf Verwirklichung rechnen dürfen.

„Ich bin in Petrowsk, einem kleinen Dörfchen in Südrußland, angelangt. Das ist der Ort, den mir die Schulkommission angewiesen hat. Der Gutsbesitzer von Petrowsk ist Mitglied des Schulrats. Da ich von niemand empfangen wurde, fuhr ich zum Gutsbesitzer, um ihn zu fragen, wo ich wohnen werde. Die Herrschaften waren aber noch in der Krim, und nur die Wirtschafterin konnte mir Auskunft geben. Sie ließ mich von einem Mädchen zu meiner Wohnung geleiten. Wir mußten durch das ganze Dorf gehen, das aus vierzig Häusern besteht; auf einer Anhöhe befindet sich die Kirche und etwas weiter von ihr entfernt am Waldessaum eine einsam stehende kleine Hütte. Als ich eintrat, kam mir kalte, feuchte Luft entgegen. Das Mädchen ging fort, und ich blieb allein. Ich setzte mich in meinem Pelz auf eine Bank am kalten Ofen und klapperte mit den Zähnen. Lange blieb ich so sitzen; plötzlich näherte sich ein Schlitten, blieb vor der Hütte stehen, und ich erblickte zwei Freundinnen von mir: die Lehrerin und die Feldscherin aus dem nächsten Dorf. Sie waren empört über die mir angewiesene Wohnung; aber ich sagte, wenn andere vor mir in dieser Hütte gewohnt hätten, so könnte ich es auch. Dann gingen wir ins Dorf, holten Reisig und heizten den Ofen. Unterdessen kamen meine Sachen, und ich richtete mich ein. Als alles, auch mein Klavier, seinen Platz gefunden hatte, fand ich meine Behausung ganz gemütlich. Dann fuhren meine Freundinnen fort, und ich blieb wieder allein.

Erst am anderen Tag fand ich eine Frau aus dem Dorfe, die mir für einen Rubel monatlich (etwas über zwei Mark) einige Dienste leisten wollte. Meinen ersten Besuch machte ich beim Geistlichen, der schwindsüchtig ist und ohne Unterlaß hustet, meinen zweiten bei der Familie eines Tischlers. Der Alte wollte immerwährend über den Kaiser Peter I. und die Kaiserin Katharina II. verschiedene Einzelheiten wissen — er nahm mich förmlich ins Verhör. In meiner Anwesenheit erhielten die Alten den Brief eines Sohnes, der eben Mönch geworden war. Sie baten mich, ihnen den Brief vorzulesen und lobten dann mein Lesen sehr. Die Tochter kann übrigens lesen. Ich fragte sie, was sie läse; es stellte sich heraus, daß die Leute kein einziges Buch besitzen, nicht einmal das Evangelium. Endlich erinnerten sie sich, ein Büchlein in irgend einen Winkel geworfen zu haben. — Die Frau des Sohnes raucht — äußerlich gaben sie sich Mühe, „fein" zu sein, wie sie sagen. Ich versprach ihnen eine Geschichte vorzulesen.

Am andern Tag brachte mir die Tischlersfrau Milch und schlug mir vor, mich bei ihr für den Mittagstisch in Kost zu geben. Meine Aufwartefrau kam auch und küßte mich ohne den geringsten Grund. Ich freue mich, daß man mir herzlich entgegenkommt; das tröstet mich in meiner Einsamkeit. Mit Ungeduld erwarte ich die Eröffnung der Schule. Die Frau des Tischlers möchte gern schreiben lernen; aber ihr Mann will es nicht erlauben, weil er glaubt, daß sie in den Feldscherer verliebt ist und ihm dann zärtliche Briefe schreiben wird. Ich mußte lange mit ihm sprechen und ihm das Unrecht seiner Eifersucht klarlegen. Für seine alte Mutter schrieb ich einen Brief an ihren Sohn, den Mönch. Sie war sehr zufrieden mit dem Brief, und daß ich ihn in so „mütterlichem Geiste" geschrieben . . .

Endlich, sechs Wochen nach meiner Ankunft, wurde die Schule eröffnet. Mütter und Väter brachten ihre Kinder; es sammelten sich 26 Personen an. Es ist üblich, daß die Eltern mit dem Kinde zugleich einen Laib Brot mitbringen — sie hatten aber diesmal nichts gebracht. Nur ein Vater brachte mir einen Rubel; ich nahm das Geld jedoch nicht an. Die Kinder sind lernbegierig und sind daher um acht Uhr

Digitized by Google

stets vollzählig versammelt. Ein Kleiner ist sogar heimlich von seinem Vater fortgelaufen, um die Schule zu besuchen . . .

Die Zahl der Schüler wächst mit jedem Tage; jetzt habe ich schon 32. Ich schlug denen, die singen lernen wollten, vor, nachmittags zu mir in die Hütte zu kommen. Es erschienen so viele Kinder, daß ich kaum Platz für sie hatte. Erst kam es ihnen komisch vor, als ich nach dem Klavier ihre Stimme und ihr Gehör prüfte; da ich aber ernst blieb, wurden sie es auch allmählich. Nach dem Singen las ich ihnen ein Gedicht vor und dann eine Geschichte aus einer Chrestomathie . . .

Die Singstunden haben Erfolg, obwohl die Kinder noch immer auflachen müssen, wenn ich sie einen Ton wiederholen lasse. Ein Vater kam während der Stunde, um zuzuhören und zu „staunen"; dann blieb er noch, um etwas zu schwatzen. Er fragte mich, ob man dem Traumbuch glauben dürfe; dann erzählte er mir von seinen Verhältnissen und sagte, daß seine Familie mich nicht „verlassen würde", ein jeder würde mir etwas bringen, der Öl, jener Mehl u. s. w. . . .

Die Eltern, ja selbst die Kinder, sind recht unzufrieden, daß ich gar keine Strafen gebe. Woher soll denn die Furcht kommen? fragen sie. Eines Tages, während der Stunde, entstand unter den Kindern ein großer Streit über das Strafen. Die meisten Kinder waren dafür. Endlich trat ein Knabe vor und sagte: „Der Geistliche war furchtbar streng, und wir haben doch nicht gehorcht; also ist es besser, es giebt keine Strafen, und wir richten uns nach unserem eigenen Gewissen." Während dieser Debatte erschien die Frau des Gutsherrn und Schulrats. Sie brachte den Kindern Obst und Nüsse und verteilte alles unter sie, die Kinder benahmen sich sehr bescheiden; als die Frau aber fort war, sahen sie sich verblüfft an und fragten: „Was machte sie hier? Warum hat sie uns was gegeben?"

Ein Knabe brachte mir Öl, ich nahm es an, da ich Gaben jetzt nicht mehr zurückweise, um nicht für hochmütig zu gelten . . .

Gestern war ich sehr müde und legte mich um 11 Uhr schlafen. Plötzlich klopfte es ziemlich heftig an mein Fenster. Ich machte Licht, warf mein Kleid über und öffnete die Thür. Draußen standen zwei junge Burschen, die mich bestürmten, ein wenig mit ihnen zu lernen. Ich ließ sie herein, und wir arbeiteten bis um halb ein Uhr nachts. Einer von den Burschen hatte schon früher gelernt, aber alles vergessen; der andere hatte nur kurze Zeit eine Schule besucht . . .

Heute war ich im Nachbardorf, um den dortigen Geistlichen und die Lehrerin kennen zu lernen. Die Schule befindet sich im Wächterhäuschen neben der Kirche, die Luft ist tödlich, wie in einem Keller. Bücher sind fast gar keine vorhanden, auch an sonstigem Schulmaterial fehlt es vollständig; an Platz ist großer Mangel. Die Kinder hocken zumeist auf dem Boden, es sind ihrer 70. Die Schule ist in zwei Klassen geteilt; um von einer Klasse in die andere zu gelangen, muß die Lehrerin über den eiskalten Flur gehen. Die Verhältnisse dort haben mir gar nicht gefallen.

Ich unterrichte jetzt abends um 6 Uhr fünf erwachsene Schüler, und es melden sich immer neue. Mir bleibt für mich selbst kaum Zeit genug zum Theetrinken. An Feiertagen kommen die jungen Burschen zu mir; wir trinken Thee, singen, und ich lese ihnen vor. Dann und wann erscheint auch jemand von den Eltern, um sich nach den Fortschritten der Kinder zu erkundigen. Da es hier mehrere giebt, die lesen können, werde ich öfters um Bücher angegangen. Das erste Buch, das ich leihe, gefällt immer am besten; bei den folgenden sagen sie: „Aber so schön geschrieben, wie das erste, ist doch keines. So eines wie das erste möchte ich gerne haben."

Ich bin kaum einen Augenblick allein; die Schule ist noch nicht aus, da stehen schon Burschen und Mädchen vor meiner Hütte, um bei mir zu singen, zu lernen, vorlesen zu hören. Mein Stübchen ist immer so voll, daß man sich kaum darin bewegen kann. Manchmal, besonders des Abends, spiele ich ihnen Beethoven vor, und sie fangen an die Musik zu lieben. Überhaupt benehmen sie sich allmählich freier, natürlicher und wagen es laut aufzulachen, wenn ihnen etwas komisch vorkommt. Dennoch fühle ich, daß ich — so sehr ich mir auch Mühe gebe mich den Bauern zu nähern — ihnen doch fremd bleibe. Einige kommen, um mich „anzustaunen", andere

Digitized by Google

um mich über das Traumbuch auszufragen, dieser um mir etwas zu bringen, jener um mich kennen zu lernen. Aber keiner betrachtet mich als zu ihm gehörig, und im Grunde halten sie mich für dümmer als sich selbst. Sie legen einem in der That oft Fragen vor, auf die es ohne Vorbereitung schier unmöglich ist Antwort zu geben . . .

Als ich einmal in die Klasse kam, erklärte mir einer der Knaben vor den versammelten Kindern, daß ein Bauer mich durchprügeln wollte, weil ich nicht ordentlich lehre, d. h keines von den Kindern während der Stunden prügele und es nicht zum Lernen zwinge. Ich antwortete darauf, daß das Lehren meiner Ansicht nach nicht im Strafen und Prügeln bestehe, und wenn der Bauer mich prügeln wolle, so solle ers nur thun. Diese Antwort hat sehr imponiert.

Beim Schulrat habe ich durchgesetzt, daß die Kinder ein Handwerk lernen, und so giebt ihnen jetzt ein Schneider im Nähen Unterricht. Heute bemerkte ich, wie er einem Knaben einen Hieb versetzte; der Junge lief zu mir und beklagte sich. „Seht ihr," sagte ich, „und noch vor kurzem wolltet ihr, daß ich euch strafe und prügle." „Nein, das ist schlecht," sagte das Kind und spuckte aus. Noch eine Freude habe ich gehabt: ich hörte, wie einer von meinen Schülern seinem jüngeren Bruder Mut machen wollte, zu mir zu kommen, indem er ihm sagte: „Geh nur, geh, sie thut nichts, sie ist ganz wie eine Bäuerin." . . .

Als ich das letzte Mal die Familie des Schulrats besuchte, mußte ich dort übernachten wegen des schlechten Wetters. Die Kinder hatten mich den ganzen Abend vergebens in meiner Hütte erwartet, a[illegible] sie bei mir auf der Diele. Am ande[illegible] Zuneigung zu mir hindert sie aber ni[illegible] Geduld auf eine harte Probe zu [illegible] nicht dazu verstehen, das Schulzimm[illegible] Besen zur Hand. Als ich dann fortge[illegible] beherrschte ich mich und verwies ihne[illegible] Den nächsten Tag schrieb ein Schüle[illegible] Ich antwortete auf derselben Tafel: [illegible] Darauf schrieb er wieder: „Gott [illegible] unsere Aussöhnung. —

Die Kinder sind schon sehr vert[illegible] namen. Sie kommen in meine Hütte[illegible] Sie sehen mich in allen meinen Stimm[illegible] bin ich noch gar nicht gekämmt, wen[illegible] vor ihnen, oft räume ich noch bei mi[illegible] mir, daß wenn sie mich bei irgend ei[illegible] mir noch näher fühlen, und das ist g[illegible]

Manchmal, besonders am Abend[illegible] Frauen; sie hören zu, wie ich mich m[illegible] etwas vorzulesen. Ich wähle einfac[illegible] der Bibel. Die Bergpredigt hat in[illegible] Frauen: „Das ist schön, was man l[illegible] nichts Unrechtes, andere sollten auch [illegible]

Die Familie des Gutsherrn un[illegible] sie necken mich dort mit meinen Tolst[illegible] kann sich mit meiner Lehrmethode nic[illegible] behandelt werden, sagt er. Wir kö[illegible] der Schulinspektor da; er schien sehr [illegible] ihn nicht. Daß die Lernbegier, das[illegible] worden ist, dafür hatte er keinen Bli[illegible] Programm vor sich gehen. „Das B[illegible] und rechnen kann, weiß es mehr als [illegible]

Bald ist es Ostern, und es kom[illegible] zu Feldarbeiten gebraucht werden. [illegible]

Digitized by Google

mich recht krank. Da ich kaum zehn Schüler mehr habe, lasse ich sie zu mir kommen, anstatt in die Schule. Sie sitzen, wo sie Platz finden: auf dem Bett, auf meinem Koffer, dem Fensterbrett; aber alle sind fleißig und aufmerksam ... Jetzt ist mein letzter Schüler fort, und ich komme mir verwaist vor, weiß nicht, was ich den Tag über anfangen soll. Aber doch kommen hin und wieder Knaben, die mich um Unterricht bitten, Kinder, die das Vieh auf die Weide treiben und sich für ein Stündchen freimachen ...

Endlich ist der Sommer vergangen, und der Winter mit seiner Arbeit hat wieder begonnen.

Meine Hütte ist nach wie vor jedem offen. Fremde Männer und Frauen kommen herein zu mir, wenn sie Licht sehen, und bitten mich, ich möchte ihnen vorlesen. Vielen leihe ich Bücher, kleine volkstümliche Erzählungen ... Die Kinder lieben sehr die Musik. Jetzt verlangen sie nicht mehr, daß ich die ihnen bekannten Volkslieder vorspiele, sondern bitten mich um Beethoven, dessen Name ihnen geläufig geworden ist. Dann plaudern wir viel zusammen, indem wir an das Gelesene anknüpfen; wer will, der liest oder schreibt nach dem Diktat; auch das Rechnen betreibe ich energischer, aber ich hüte mich, die Kinder zu etwas zu zwingen; sie sollen aus eigenem Antriebe fleißig sein, und viele sind es auch. Die Prügelfrage kommt noch öfters aufs Tapet; Väter kommen zu mir und bitten mich, ihre Jungen „fest durchzuhauen". Ich muß immer lange Predigten über die Schädlichkeit des Prügelns und der Strafen im allgemeinen halten, aber ohne Erfolg. Im Lande verbreitet sich die Ansicht, daß ich gleichgiltig gegen das Böse sei ... Die Leute haben gar kein Verständnis dafür, daß ich durch Beispiel, gute Lektüre, Ermahnungen und die Übung des religiösen Gefühls erziehlich wirken will. Die Kinder sollen eine böse That nicht aus Furcht vor Strafe unterlassen, sondern aus der inneren Erkenntnis heraus, daß die böse That an und für sich verwerflich ist ...

Heute kam der Adelsmarschall zu mir, unter dem Vorwande, zu sehen, wie ich lebe, in Wahrheit aber, um mich über meine politischen und pädagogischen Gesinnungen auszuforschen. „Ist es wahr, daß Sie Zusammenkünfte bei sich abhalten, daß Sie Bücher herausgeben?" fragte er. Ich sagte, daß mein Haus jedem offen stehe, der sich physisch und geistig erwärmen will, daß ich keine Bücher herausgebe, wohl aber Bücher verleihe. „Sein Sie vorsichtig," meinte er, „man ist aufmerksam auf Sie geworden ... und Sie wissen, man liebt solche Annäherung an das Volk nicht. Auch mit den Kindern müssen Sie strenger sein; ich hörte, Sie sind zu nachsichtig mit ihnen — das dürfen Sie nicht. Sie müssen nicht mit den Kindern räsonnieren, sondern sie einfach zum Gehorsam zwingen."

Ich war wie niedergeschmettert von dem Besuch, denn ich fühle, daß ich von Feinden umgeben bin, die sich allen meinen Bestrebungen entgegenstellen. Aber dennoch kann ich mein Benehmen nicht ändern, kann mich all den Leuten, denen ich mich mit ganzem Herzen gegeben habe, nicht plötzlich entziehen. Die Kinder haben ein heiliges Recht an mich. Sie nennen mich „ihre Mutter" und sind es gewohnt, zu allen Zeiten, in allen Lagen bei mir Schutz, Trost und Erhebung zu finden.

Ich leite jetzt jede Stunde durch das Lesen eines Abschnittes aus den Evangelien ein. Sie begreifen den Geist der christlichen Lehre immer mehr. Auch die Eltern kommen oftmals zu mir und bitten mich, ihnen aus der heiligen Schrift vorzulesen. Die Großen stehen jetzt auch auf ganz vertrautem Fuße mit mir. Gestern kam ein Bauer und bat mich um ein Darlehn von zehn Rubeln. Ich sagte ihm, daß wenn ich ihm die zehn Rubel gäbe, mir selbst nicht ein Kopeke mehr bliebe. „Nun", sagte er, „so will ich mir nur sechs Rubel davon nehmen und die übrigen vier Rubel Ihnen geben." — Hinterher ärgerte ich mich, daß ich erst an mich selbst gedacht hatte. Der Bauer brauchte zehn Rubel und war doch gleich bereit, mir von diesen zehn Rubeln vier abzutreten! Er ist besser als ich. — (!)

Jetzt geht es wieder zum Frühling. Der zweite Winter in der Hütte hat mich ganz krank gemacht; ich atme schwer und huste; mein ganzer Körper schmerzt mich. Ich suche durch physische Arbeit das physische Leiden zu betäuben. So habe ich mit

Digitized by Google

Hilfe meiner Aufwartefrau meine Hütte selbst geweißt, wobei ich mich anfänglich recht ungeschickt benahm. Auch mein Holz für den Ofen hacke ich jetzt selbst. Die Kinder sehen mir zu bei der Arbeit und bieten sich oft an, mir zu helfen.

Manchmal kommen Burschen und Erwachsene zu mir und bitten mich, ein gutes Wort bei der Gutsherrschaft für sie einzulegen; ein Ochse oder eine Kuh hätte sich auf die herrschaftliche Weide verlaufen und wäre eingefangen worden. Um das Tier einzulösen, müßten sie eine Strafe zahlen, die ihre Mittel überstiege. Der Schulrat ist immer sehr ärgerlich, wenn ich mit einer solchen Bitte an ihn herantrete. Er sagt, das hieße das Volk demoralisieren, wenn man es unbestraft lasse. Darauf antwortete ich, daß durch Auferlegung von Geldstrafen das moralische Bewußtsein nicht gehoben würde. Aber alles, was ich sage, ist umsonst. Er und ich, wir verstehen uns nicht, können uns nicht verstehen . . .

Warme Tage wechseln mit kalten ab. An diesen kommen die Hirtenjungen zu mir und bitten mich um die Erlaubnis, sich bei mir wärmen zu dürfen. Ich benutze die Zeit und schlage ihnen vor, ein wenig mit mir zu arbeiten. Dieser liest ein wenig, jener schreibt nach meinem Diktat; dazwischen laufen sie hinaus nach ihren Schafen sehen und kehren dann zurück zu ihrem Buche. Ein Kleiner brachte einmal ein Körbchen mit Brot und Käse mit, das seine Mutter ihm mitgegeben hatte. Er fing an zu essen und teilte seinen Vorrat mit mir. Erst wollte ich das Opfer nicht annehmen; aber da ich selbst seit ein paar Tagen nichts als trockenes Brot und Thee zu mir genommen hatte, so aß ich schließlich mit Vergnügen das mir so herzlich Angebotene. „Wirst du denn bis zum Abend nicht hungrig werden?" fragte ich meinen kleinen Freund. „Ja, kann man denn das nicht aushalten?" — Das russische Volk hält viel aus — an Hunger, Kälte und mancherlei Unbill! — Der Kleine hatte Papier und Bleistift mitgebracht und sagte: „Zeigen Sie mir nun wie man schreibt, Nadeschda!" . . .

Heute war der Hauslehrer der Gutsherrschaft bei mir und klagte, daß die Bauern ihr Vieh immer auf die herrschaftliche Weide jagen. Ich sagte ihm, daß dies nicht absichtlich geschähe, und warf ihm vor, daß er als Lehrer sich nicht schäme, das Vieh der Bauern einzufangen und sie beim Gutsherrn anzuschwärzen. „Ja, was würden Sie denn thun, wenn man bei ihnen stähle?" — „Ich würde dem Dieb verzeihen," antwortete ich, „und dadurch gewiß ein besseres Resultat erzielen, als durch die Anwendung von unverhältnismäßig hohen Strafen." Ich war sehr empört, und er verließ mich in großer Erregung. Einige Stunden später ließ mich der Schulrat holen. Er beschuldigte mich in heftigen Ausdrücken, daß ich das Volk aufwiegle und es in seiner Neigung zum Bösen unterstütze. Meine Handlungsweise wäre ungesetzlich und strafbar. Der beste Rat, den er mir geben könne, wäre, meine Entlassung bei der Schulkommission einzureichen und mich um eine Schule in einer anderen Gegend zu bewerben. Er, als Schulrat, wolle nichts gegen mich aussagen und mir keine Hindernisse in den Weg legen. Ich antwortete ihm darauf, daß, wenn ich ungesetzlich gehandelt hätte, es seine Pflicht sei, mich dem Gericht zu überliefern. Er sagte, das wollte er nicht thun, aber das Beste wäre jedenfalls, ich entfernte mich. Ich erklärte mich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen.

Zehn Tage sind nach dieser Auseinandersetzung vergangen. Ich bin bereit, das Dorf zu verlassen, in dem ich zwei Jahre gewirkt habe. Zwei Jahre sind eine kurze Spanne Zeit, und doch ist mir, als umfaßten diese zwei Jahre ein langes, reiches Leben. Ich kam her gesund und stark, ich gehe — geschwächt und krank, aber die Keime des Guten, die ich hier gesäet habe, werden aufgehen, und wenn nur einer von den vielen, die täglich an meinen Lippen gehangen, in Erinnerung an mich und meine Worte eine gute That vollbringt oder vor einer schlechten zurückschreckt, so habe ich meine Gesundheit nicht umsonst geopfert, diese zwei Jahre nicht umsonst gelebt. Mein Bündel ist geschnürt. Wohin ich meine Schritte lenke, weiß ich noch nicht. Aber ich bin unbesorgt. Kinder, Menschen finde ich überall; — dort, wo ich lehren kann, dort ist mein Platz."

Soweit die Aufzeichnungen der russischen Dorfschullehrerin. Freilich ist sie eine von denen, die ihren Beruf von der idealsten Seite auffassen, aber sie ist keine Aus-

Digitized by Google

nahme. Das Leben, das diese Lehrerin äußerlich geführt hat, ist das fast aller russischen Dorflehrerinnen, die aus Liebe zu ihrem Beruf den schwierigen Posten wählen, der für sie um so schwieriger ist, je mehr sie sich dem Volke nähern, es zu verstehen und zu beeinflussen suchen. In allen Fällen steht die Regierung diesen Bestrebungen feindlich gegenüber und nimmt jede von den Paragraphen abweichende Handlungsweise mißtrauisch auf. So kommt es, daß die Lehrerin selten lange an einem Orte bleibt, sondern ruhelos durch das weite Reich wandert, verfolgt vom Mißtrauen der Obrigkeit, des Schulrats, des Gutsbesitzers, ja oft sogar des Geistlichen, der in ihrem Verhalten ein Eingreifen in seine Rechte erblickt.

Es finden sich aber auch Dorfschullehrerinnen, die es verstehen, die vollste Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten zu gewinnen, die an den Theeabenden im Gutsherrnhause teil nehmen, mit dem Geistlichen Karten spielen, die Schulkinder mit Fuchtel und Rute in Respekt halten und ihr Haus ängstlich vor dem „schmutzigen Gesindel“ hüten; aber die bleiben dem Volke ewig fremd. Sie hinterlassen in den Herzen ihrer Zöglinge nichts als die peinliche Erinnerung an öde Klassenstunden, an harte Strafen. Sie bleiben stets „das Fräulein“, an dem sich das Kind mit scheuer Angst vorbeidrückt, und das der Erwachsene in leisem Gemurmel als „Spionin“ bezeichnet.

Nach dem Balle.

Ich hab' mit andern stundenlang gelacht,
Bunt war das Fest — dein hab ich kaum gedacht.

Dann ward es leer. Ich sah mich bald allein,
Ging halb im Traum durch stille Straßenzüge,
Und wußte nur: es war doch alles Lüge,
Die Lust der Stunden eitel Schall und Schein.

Und nur zuletzt hat es mich still beseelt:
Wie bunt das Fest, — du hast mir doch gefehlt.

So einsam . . .

Ob meine Fahnen der Lorbeer umschlang,
Ob ich ein Trutzlied zum Schwerterschlag sang,
Ob ich gefangen und wundenbedeckt
Knirschend in Ketten zum Schlaf mich gestreckt,
Ob mir im Tode die Klinge zerbrach,
Ob ich gestorben — — wer fragt danach?

Karl Busse.

Digitized by Google

Frau Träsemann.

Von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Nachdruck verboten.

Die Kinder waren heut zu ungewöhnlich früher Stunde in den Garten geschickt worden. Mit dem Stoßseufzer: „Na, jetzt wird mer doch 'n Weilchen Ruh haben vor den Plaggeistern," hatte die ‚grobe Guste' sie hinabexpediert und ihnen anbefohlen, nicht ‚solche Schande' zu machen, daß man's ‚durch die ganze Straße hört.'

Trude und Grete nickten, sagten „ja, ja" und liefen Hand in Hand davon. Die kräftigen Ausdrücke Gustes, die ihr den obigen Ehrentitel in der Familie eingetragen, beleidigten die Kinder so wenig, wie Guste sich durch jenes Epitheton ornans gekränkt fühlte. Die Grobheit schien den Kleinen so unzertrennlich von dem Begriff ‚Dienstmädchen', wie etwa Besen, Scheuertuch und Kochlöffel.

Sie trugen beide schwarze Achselschleifen zu ihren hellen Sommerkleidern und ein schwarzes Band um den runden Hut. Sehr zum Mißfallen Trudes, die eine große Vorliebe für lebhafte Farben hatte.

„Als wenn der Papa dadurch wieder lebendig würde!" pflegte sie mißbilligend zu sagen. Und die dreijährige Grete, die ihr alles so getreulich nachmachte, daß sie wirklich nur wie eine Miniatur-Ausgabe ihrer älteren Schwester erschien, schüttelte ebenso mißbilligend den Kopf und wiederholte mit ihrem feinen, vornehm schleppenden Tonfall: „als wenn er dadurch ebendelig würde!"

Seit drei Monaten war der Papa tot. Den Kindern aber erschien es wie drei Jahre. Gott! Was war nicht alles geschehen inzwischen! Drüben beim Direktor hatte es gebrannt, und sie waren mitten in der Nacht geweckt und angekleidet worden und hatten am Fenster gestanden und zugesehen, wie die goldenen Feuergarben vom Dach in den schwarzen Himmel hineinprasselten. Dann war Großmama gekommen, ‚ganz und gar', d. h. mit dem Kanarienvogel und dem Rattenfänger, der nicht etwa ein Mann war mit Federhut und Flöte, wie in ihrem Bilderbuch, sondern ein hübscher brauner Hund. Bald darauf hatte die Ziege ein Lamm bekommen, und die ‚grobe Guste' hatte sich in den Finger geschnitten, daß das Blut wie ein Springbrunnen an die Wand gespritzt war.

Solche und ähnliche schwerwiegende Ereignisse hatten die Erinnerung an den Papa etwas in den Hintergrund gedrängt. Ein Papa steht ja auch gewöhnlich über der Kinderstube. Er wird mehr von ferne geliebt, als mächtiger Herrscher, als belohnender oder strafender Richter, während die Mama mitten drin steht in dem kleinen Reich, als liebstes Gebrauchsmöbel.

Doch spukte das düstere, halb unverstandene Schicksal seines Verlustes in ihren Spielen als erkennbare Karikatur nach. Sie sammelten die aus dem Nest gefallenen jungen Vögel, tote Mäuse, Käfer. Ja, einmal hatten sie auch eine Schwarzdrossel gefunden, d. h. was die Katze übrig gelassen von diesem schönen Singvogel: Flügel und Schwanzfedern, und unter Absingung eines feierlichen Requiems begraben. Auf ihrem Spielplatz hinten im Grasgarten bezeichneten mehrere aus Stöckchen hergestellte Kreuze die Stätte, wo verschiedene zwei- und vierbeinige Kreaturen der Auferstehung harrten. Denn die Frage, mit der sich schon viele Leute den Kopf zerbrochen: auf welcher Stufe der Entwicklung ein Geschöpf stehen müsse, um der Fortexistenz würdig zu sein, machte der klugen Trude keine Schwierigkeiten: in ihrem Himmel hatte alles Platz, was je gelebt, alles.

Digitized by Google

Gestern nun war Gretes Badepuppe — mit nur geringer Beihilfe von Seiten Trudes — vom Tisch gefallen und hatte sich außer Arm- und Beinbrüchen eine tödliche Verletzung des Hinterkopfes zugezogen. Gretes anfänglich unstillbar scheinender Schmerz verlosch nur allmählich bei den Tröstungen der Schwester, die ihr mit glühenden Farben das ‚famose Begräbnis' schilderte.

Sehr gelegen kam ihnen deshalb heut das herrliche Wetter, das frühe Aufstehen, die Eile, mit der die ‚grobe Guste' ihres Amtes waltete, sie reisefertig zu machen. Ein paarmal fragten sie nach Mama und Großmama, die sich gar nicht sehen ließen. Grete weinte wohl ein bißchen und wollte den Kakao nicht trinken, den Guste ihr eingoß. Aber dem ‚Böckchen' gegenüber erwies sich Gustes geharnischte Erklärung, wenn sie nicht still wäre, gäb's gar nichts, als ein Radikalmittel.

Mit ihrem kleinen Spaten, der verunglückten Puppe, die in einem bunten Pappkästchen lag, das früher Chokoladenplätzchen enthalten hatte, die Schürzen voll von Gänseblümchen, Männertreu, Kleeblüten und goldgelbem Hahnenfuß, steuerten sie auf ihren Kirchhof zu, der zwischen Fliederbüschen und Tannen in dem lockeren Humus des Gartens angelegt war. Alles geschah, wie es sein mußte. Die Puppe verschwand unter Blumen. Dann türmte sich ein kleiner Maulwurfshaufen über der Chokoladenschachtel auf, und ein Stab wurde in die Erde gesteckt. Darauf faßten sich die beiden kleinen Mädchen bei der Hand und sangen die ‚goldne Abendsonne' — ein Lied, das sich nach Rhythmus und Inhalt für diesen Zweck als besonders geeignet bewährt hatte.

Und wie die Soldaten ihre lustigsten Weisen schmettern, wenn sie vom Begräbnis eines Kameraden heimkehren, so pflegte auch Trude, des Stimmungswechsels wegen, nach den letzten feierlichen Tönen des Liedes die heitere Frage aufzuwerfen: „Ich möcht' nur wissen, was die ‚Kanone' dabei soll!"

Denn sie zogen natürlich in der dritten Zeile ‚nie kann ohne Wonne' u. s. w. das kann-ohne zu einem Wort zusammen, wie alle Kinder.

Auf dieses Stichwort klatschte Grete ebenso regelmäßig in die Hände, drehte sich ein paarmal um ihre Achse und wiederholte mit immer neuer Genußfähigkeit den alten Witz: „Ja, das möcht' ich auch wissen, was die Kanone dabei soll!"

Nach dieser glücklichen Überleitung kam gewöhnlich die Fidelitas zu ihrem vollen Recht. Sie jagten sich für ein Weilchen, tollten und lachten, bis sie ein anderes Spiel ausfindig gemacht hatten und sich mit Eifer darein vertieften.

Die grobe Guste hatte ihnen vom Küchenfenster aus zugesehen.

„Das dumme Bechrabenspielen!" rief sie ihnen ärgerlich zu. „Wißt ihr denn charnichts anderes?"

Nein, sie wüßten nichts anderes, versicherten sie.

Die grobe Guste lachte — eine unerhörte Begebenheit.

„Ich wüßte was anderes," sagte sie. Aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus. „Morgen!" — Und als sie dringender baten, schickte sie sie in den Vordergarten. „Seht amal zu, ob Großmutters Perry da ist."

Das war eine Idee!

Sie eilten Hand in Hand um das Haus herum und kamen gerade zurecht, um einen Wagen halten und einen alten Herrn aussteigen zu sehen. Er schien zerstreut und in Eile und bemerkte die Kinder nicht eher, als bis sie ihm fast vor die Füße fielen.

Trude streckte ihm die Hand hin und lachte ihn aus. „Haha, Onkel Doktor! Siehst du uns denn garnicht? Ich bin da, und das gnädige Fräulein ist auch da!"

‚Unser gnädiges Fräulein' hieß die Kleine, weil sie etwas ausgesprochen Aristokratisches hatte in Miene, Haltung und Bewegungen. Schon ihr Stimmchen hatte so einen vornehmen Timbre, und wie sie die Mundwinkel herabzuziehen verstand — mit einem halben Lächeln — das machte ihr nicht leicht einer nach.

Die Trude gewiß nicht. Das war ein Kind von gutem Mittelschlag, lang gestreckt, mit hageren Gliedern — in ihrem bräunlichen Gesicht nichts Hübsches als ein paar kluge braune Augen. Dafür aber war sie Mamas verständige Tochter — ein nachdenkliches Kind, das scharf beobachtete, vieles zusammenreimte, nichts vergaß und den Mund auf dem rechten Fleck hatte.

Digitized by Google

Der Onkel Doktor hatte immer seinen Spaß mit ihr. „Die ist klug wie ein Mensch," pflegte er zu sagen. – –

„Ah — ihr seids — ihr Schöpse?" sagte er jetzt zerstreut.

„Haha! Schöpse! — Wir sind ja Kinder, Onkel Doktor!"

„Wir sind Kinder, Onkel," piepte das gnädige Fräulein bekräftigend.

„So — Kinder! Na, sehr angenehm. Hätte euch beinah fürn paar Schöpse taxiert. Nu laßt mich aber mal hinauf zur Mama!"

Er schob sie zur Seite, und während er der Hausthür zueilte, liefen sie neben ihm her. Das gnädige Fräulein hielt seine Hand, weil es sonst nicht mitgekommen wäre. Trude schwatzte unaufhörlich, um noch so viel Weisheit, als in der kurzen Zeit möglich, an den Mann zu bringen. Während er die Treppe hinaufstieg, rief sie ihm spottend nach: „Und bei solchem schönen Wetter liegt nun die Mama im Bett! Sag ihr doch, daß sie aufstehen soll!"

Er nickte. „Schöpse!" murmelte er mit halbem Lächeln vor sich hin.

Die Kinder setzten sich, seine Rückkehr erwartend, wie ein paar kleine Cerberusse auf die sonnendurchglühte Sandsteinstufe vor der Thür. Es war ein wonniger Morgen. Auf den Beeten blühten die Levkojen, rote und weiße Lilien, Kresse und Centifolien. Ein süßer Duft erfüllte die warme Luft. Die Schatten waren noch lang und bläulich; zwischen den Buschpartien perlte der Tau. Am Spalier, das sich bis zum ersten Stock zog, begannen die Aprikosen sich zu runden, und der Wein setzte kleine giftiggrüne Beeren an.

Der Doktor blieb lange — aber ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen. Trude schwatzte das Blaue vom Himmel. Das gnädige Fräulein geruhte zuzuhören und ab und an mal eine Frage oder eine Bemerkung einzuwerfen.

„Aber diese Mama!" meinte Trude jetzt mißbilligend. „Ich glaube, sie giebt uns heut nicht mal unser zweit' Frühstück! Von der groben Guste schmeckt's nicht halb so gut, als wenn's Mama zurecht macht. Sie hat so hübsche Finger, weißt du, so dünne . . ."

„Ja, so dünne," sagte die Kleine und streckte ihre kleine Hand prüfend aus — eine Hand wie ein weißes Rosenblatt.

„Ich hab auch dünne Hände," ließ sie sich gnädig vernehmen und lächelte ein klein wenig; denn vornehme Leute lachen nicht laut.

„Ja, du bist auch das gnädige Fräulein," meinte Trude ernsthaft. „Mama sagt immer: ich möcht nur wissen, wie wir zu dieser kleinen Prinzessin gekommen sind! Und Papa nannte dich immer ‚Pumphia', weißt du, wie die Prinzessin in der Kartoffelkomödie . . . ."

„Ja, das sagte Papa," lächelte Grete geschmeichelt.

„Weißt du denn noch, wie wir dich gekriegt haben?" fragte Trude eifrig.

„Ja, ich weiß es noch . . . . ganz genau," versicherte die kleine Dame.

„Aber ich will dir's erzählen! Der dumme Herr Doktor kommt auch gar nicht wieder!"

„Dann muß ich aber weinen," wandte Prinzessin Pumphia etwas bedenklich ein.

„Ach, das schadet nicht! Nachher lachst du desto mehr!" tröstete Trude, die um keinen Preis dies ihr Glanzstück unterdrückt hätte.

„Na, dann erzähl'," sagte die Kleine, faltete die Hände andächtig auf dem Schoß und heftete die großen, strahlenden Augen erwartungsvoll auf Trudes braunes Gesicht. „An meinem Geburtstag war's . . . ."

„Ja, gerad an deinem Geburtstag, denk mal!" rief Trude, über dies wunderbare Zusammentreffen immer wieder aufs neue staunend: „Am zweiten November! Und ein Wetter, — Katz' und Hunde zu vergiften . . . ."

„Ja — ein Wetter — Katz' und Hunde . . aber Großmamas Perry nicht, Trude!"

„Nein, den nicht! Das sagt man ja bloß so. Es goß also — wie mit Eimern, und wer auf die Straße mußte, dem floß das Wasser vorn in die Schuhspitzen 'rein und hinten am Hacken wieder raus . . . . gerade wie bei der Prinzessin auf der Erbse — weißt du, die mit den zwanzig Matratzen . . . ."

„Ja . . . . und zwanzig Unterbetten . . . . und zwanzig Kopfkissen . . . ."

„Ach Unsinn! Kopfkissen!"

„Doch — Kopfkissen!" behauptete die Kleine steif und fest.

Digitized by Google

„Na, meinetwegen!“ gab die kluge Trude nach. „Also die Mama sitzt in diesem Wetter zu Haus am Fenster. Denk' mal, welch ein Glück, daß sie zu Haus war, sonst wärst du gar nicht zu uns gekommen ....“

„Ja“, nickte Prinzessin Pumphia und machte schon ein etwas bedenkliches Gesicht. „Aber Trude, zu wem ich aber dann wohl gekommen wär?“

„Am Ende zum Kaiser ins Schloß .... weil du doch so ein feines Kind bist,“ sagte Trude und machte unheimlich große Augen. „Möcht'st du das wohl?“

Grete sah — obwohl diese inhaltschwere Frage ihr fast täglich bei dieser Gelegenheit vorgelegt wurde — so nachdenklich vor sich hin, als handle sichs wirklich um eine endgiltige Entscheidung.

„Und ist Mama auch beim Kaiser? Und die grobe Guste? Und du? Und Perry?“ fragte sie; eine rhetorische Frage, auf die sie die Antwort ganz genau wußte.

„Bewahre!“ lachte Trude. „Die sind alle hier!“

Die Kleine schüttelte den Kopf, daß die dunkelblonden Locken flogen. „Nei“, brachte sie mit ihrer vornehm-schleppenden Stimme heraus, „dann mag ich nicht zum Kaiser!“

„Gut!“ sagte Trude befriedigt, indem sie sich den Anschein gab, als habe sie an die Möglichkeit einer andern Entscheidung geglaubt. „Wie also die Mama am Fenster sitzt, kommt auf einmal die Frau Träsemann an . . mit ihrem blauen Schirm . . und ihrem langen Mantel . . und das Wasser läuft ihr . .“

„In die Schuhspitzen . .“

„Und bei den Hacken wieder raus. Sie kommt die Treppe rauf. . .“

Lange Kunstpause, in der sich die beiden Kinder mit großen Augen ansehen. Grete atmet kaum. Trude weidet sich an ihrer Spannung.

„Kommt die Treppe rauf . .“ hilft endlich das ‚gnädige Fräulein‘ leise und erwartungsvoll ein.

„Trapp, trapp zur Mama. ‚Ei Bongschur, Frau Amtsrichter, hier hab ich son nüdliches klanes Mädel. Wollen Se's denn woll behalten? Es is so an rechtes Dickerchen!‘ Die Mama hebt den nassen Mantel auf — da liegst du auf der Frau Träsemann ihrem Arm — und hast die Hände gefaltet und schläfst — akkurat wie'n Engelchen . .“

Auf Gretes durchsichtigem Gesicht spiegelt sich jeder Gedanke, wie der Himmel in einem klaren Wasser. Sie lächelt stolz und demütig zugleich, zupft verschämt an ihrer Schürze und blickt zur Erde. „Ja — 'kurat wie'n Engelchen“, flüstert sie.

„Bloß“ — fährt Trude mit hochgezogenen Augenbrauen mißbilligend fort, „daß du son furchtbares Dickerchen warst — wie die Posaunenengel in der Kirche, weißt du . .“

Grete nickt schmerzlich.

„Und wie das die Mama sieht,“ fährt Trude unbarmherzig fort, „da sagt sie zur Frau Träsemann: ‚ach, ich bitte Sie um Gotteswillen, Frau Träsemann, wie soll'n wir denn so'n kleinen Vielfraß sattmachen! Die Trude ißt uns ja schon ganz arm‘.“

Hier drangen die Thränen unaufhaltsam in Gretes Augen, und die Mundwinkel begannen zu zucken. „Warum hast du aber auch soviel gegessen, Trude!“ schluchzte sie mit bitterstem Vorwurf.

Wenn Trude diesen Triumph ihrer dramatischen Erzählerkunst genossen, kamen Großmut und Mitleid zu ihrem Recht. „Ach, es war ja bloß Spaß von der Mama,“ tröstete sie, die Arme zärtlich um die kleine Unglückliche schlingend. „Paß nur auf, wie schön es noch kommt: ‚Achhott, Frau Amtsrichter‘, sagt da die Frau Träsemann, ‚mit das arme Würmchen bin ich nu schon von anen Hause zum andern chelaufen. Kaner wills beholten, weil's so dick ist ... Und kucken Se bloß mal hin, was an nüdlich Dingchen daß es is ... so an anmal nüdlich Ding!‘“

Grete drückte die Fäuste in die Augen und weinte zum Steinerweichen. So oft sie diese Geschichte auch schon gehört, sie übte immer dieselbe schmerzliche Wirkung auf sie aus.

„Warum hat mich denn aber keiner behalten wollen, Trude, wenn ich doch so an nüdliches Dingchen war?“ schluchzte sie auf.

Auf diese nicht unberechtigte Frage wurde Trude ärgerlich. „Du bist doch ein richtiges Schäfchen, Grete!“ schalt sie. „Die Mama hat's ja doch gethan! Wie die Frau Träsemann so barmte, that's ihr schon leid. Und

Digitized by Google

da machtest du auf einmal die Augen auf und lachtest sie an. Und da sagte Mama: ‚na, lassen Sie die Grete nur einstweilen hier, Frau Träsemann. Wir wollen mal den Papa fragen, ob er sie behalten will . .'"

Gretes große Augen erweiterten sich. Die Thränen glitzerten noch darin wie Diamanten; aber sie lachten schon wieder, und ein seliges Lächeln glomm um die roten Lippen auf und erleuchtete allmählich das ganze süße Gesicht, wie ein Licht, das immer mehr Glanz gewinnt und zuletzt in die fernsten Winkel strahlt.

„Und der Papa?" flüsterte sie, um die oftgehörte Antwort so recht auszukosten.

„Na, der hat's denn richtig behalten, unser Dickerchen. Und nun haben wir dich, und du kannst in unserm Garten spielen. Das ist doch wohl hübsch, was Grete?"

Trude that sich sehr viel darauf zu gut, daß ‚wir' den kleinen Ankömmling behalten hatten. Sie erwartete jedesmal eine dankende Anerkennung, und das gnädige Fräulein sagte denn auch gefällig: „Ja, es ist hübsch . . . Aber Trude, der Doktor kommt garnicht wieder."

„Da ist er schon!" rief Trude. „Puh, es riecht ganz nach Karbol!" Und sie sprangen auf, liefen ein paar Stufen empor und faßten ihn bei den Händen.

„Ihr seid auch noch da, ihr Schöpse?" fragte er und sah sie unter der Brille hervor schalkhaft an. „Was wollt ihr denn von mir? He?"

„Kommt Mama bald in den Garten?" fragte Trude. „Hast du's ihr erlaubt?"

„Hm" machte er, blieb stehn und guckte ihnen wieder so merkwürdig verschmitzt ins Gesicht. „Ihr habt doch gute Augen, nicht wahr?"

Sie verhöhnten ihn mit ihrem Lachen.

„Na, dann habt ihr vermutlich vorher den Storch übers Dach fliegen sehn?"

Sie schüttelten den Kopf. „Nei!" sagte das gnädige Fräulein sehr bestimmt. Und Trude schrie triumphierend: „Du meinst natürlich die Spatzen, Onkel!"

„Ich werde wohl wissen, was ich meine, Fräulein Naseweis!" schnob er sie an. „Und in der Zoologie bin ich hoffentlich bewandert genug, um Fringilla domestica von Ciconia alba unterscheiden zu können, ihr großartigen Schöpse! — Also ein Storch ist übers Dach geflogen. Das steht bombenfest . . . Habt ihr schon gefrühstückt?"

„Nein!" seufzten beide und verspürten plötzlich einen mörderlichen Hunger.

„Ist auch noch lange nicht so weit. Aber wenn die grobe Guste euch Atzung bringt . . ."

„Atzung!" schrien beide bei dem unbekannten Wort. „Atzung! Das mag ein schönes Zeug sein! Nein, Butterbrot und Kirschen kriegen wir!"

„Na — also Butterbrot und Kirschen; — dann fragt sie mal so beiläufig, ob der Storch nicht am Ende ein kleines Brüderchen . . ."

Aber er mußte sich die Ohren zuhalten vor dem Hohngelächter der beiden. „St! St! Ihr Krabaten!" warnte er. „Was krakehlt ihr da? St! Leise!"

„Das glaubt er noch!" schrie Trude und wischte sich die Lachthränen aus den Augen. „Hat weißes Haar, der Onkel Doktor . . . und glaubt das noch!"

„Glaubt das noch!" piepte die Gnädige und tanzte genau wie ihre Schwester auf einem Bein, ab und zu in die Hände klatschend vor Jubel.

Der Doktor rückte an seiner Brille, putzte sich die Nase mit dem stattlichen seidenen Taschentuch und wußte augenscheinlich nicht recht, was er dazu sagen sollte.

„Ja . . . ihr etwa nicht?" fragte er zögernd.

„Ach! schon lange nicht mehr!" rief Trude. „Schon ewig lange nicht mehr!"

„Nei — ewig lange nicht mehr!" säuselte die Kleine und versuchte vergeblich, ein paar Lachthränen herauszupressen.

„Der Storch!" höhnte die kluge Trude wieder. „Der würde ja so ein kleines Kind totdrücken mit seinem scharfen Schnabel! Hast du denn daran noch gar nicht gedacht, Onkel Doktor?"

„Noch gar nicht daran gedacht?" höhnte das kleine Echo und machte dem würdigen Herrn — ebenso wie Trude — eine ironische Reverenz.

„Hm, ihr Schöpse . . . daran hab' ich allerdings . . . hm . . . ihr könntet in der That recht — —" stotterte der Doktor.

„Und in dem Sumpf, da würden ja die kleinen Kinder ertrinken müssen!" rief Trude,

Digitized by Google

im Gefühl des Übergewichts über den alten Herrn die tollsten Kapriolen vollführend. „Das ist ja alles Unsinn! Red' uns doch nichts vor! Wir wissen ja noch ganz genau, wie wir die Grete kriegten. Nicht wahr, Grete?"

Die kleine Dame schwoll ordentlich vor Wichtigkeit. „Natürlich wissen wir's noch ganz genau," nickte sie herablassend.

Der Doktor kratzte sich hinter den Ohren. „Ihr seid ja ein paar . . . ! Ist so was schon dagewesen! Haben eben reingerochen in die Welt und wollen mir altem Praktikus die Naturgeschichte . . ! Na, da sperrt doch mal den Schnabel auf! Was wißt ihr denn?"

„Daß die Frau Träsemann die kleinen Kinder bringt!" schrien beide, sich an der Spannung des alten Herrn als an einem köstlichen Schauspiel ergötzend.

„Ah — richtig!" meinte der erleichtert. „Richtig! So ist's. So ist's ja auch, natürlich!"

„Und das hast du nicht mal gewußt?"

„Hm, nein! Wenigstens nicht so sicher wie ihr. Denn seht mal . . Na, es ist aber hübsch, daß ihr meiner sträflichen Unwissenheit —"

„Ach Gott, Onkel," wehrte Trude den Dank des alten Herrn ab, „das ist ja doch so einfach: der liebe Gott hat so viele kleine Kinder in seinem Himmel. Und die giebt er der Frau Träsemann, und die fragt dann die Mamas, ob sie eins wollen . . nicht wahr Grete?"

„Ja," sagte Grete, trotz ihrer überlegenen Weisheit voll rührender Bescheidenheit.

„Es leuchtet mir allerdings bei größerem Nachdenken als das Wahrscheinlichere ein," meinte der Doktor, bedächtig sein Kinn streichelnd. „Aber — eine Frage noch: mit den Mamas selber könnte sich der liebe Gott wohl nicht in Verbindung setzen?"

Die Kinder mußten herzlich lachen über diese thörichte Frage. Nein, behaupteten sie, dazu sei eben die Frau Träsemann da. Das Warum kümmerte sie nicht weiter, und der Doktor versagte sich das Vergnügen, tiefer in die Irrgänge ihrer kurzsichtigen Logik einzudringen.

„Hätt' ich mir doch nicht träumen lassen," bekannte er, „daß die Frau Träsemann so eine einflußreiche Mittelsperson ist!"

„Na, nun weißt du's aber," sagte Trude voll inniger Genugthuung, einen lebenslang gewährten Irrtum glücklich zerstört zu haben. Und das kleine Fräulein echote im Bewußtsein, auch ihr Teil zur Aufklärung beigetragen zu haben, stolz-bescheiden: „Ja, nu weißt du's wenigstens, Onkel."

„Gott sei Dank, ja! — Was ihr für kluge Kinder seid!" sagte der Doktor bewundernd. „Aber fragt doch mal bei der Frau Träsemann an wegen des Brüderchens. Sie ist gerade oben . ."

Er machte sich eilig aus dem Staube, mit beiden Händen seine Ohren verstopfend vor dem Triumphgeheul der beiden. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! — Oben? Dann wüßten wir's doch! So dumm sind wir nicht, Onkel!"

Noch im Wagen hörte er, wie das gnädige Fräulein im Brustton der Überzeugung ihm nachrief: „Nei, Onkel, so dumm sind wir nicht!"

„Schöpse!" sagte der Doktor lachend und die Pferde zogen an.

Die Kinder redeten noch eine ganze Zeit aufgeregt von dieser Begebenheit. Was der Doktor ihnen aufbinden wollte! Er machte immer so Schnäcke. Aber es war Ehrensache für sie, ihm nicht zu glauben, nachdem er sich so blamiert hatte!

Allmählich fingen sie wieder an zu spielen. Dann erschien Perry im Garten und ließ sich ein Weilchen bewundern und ganz zart streicheln. Denn im Grunde fürchteten sich beide sehr vor Hunden und behandelten Perry mit Rücksicht auf sein stattliches Gebiß wie ein rohes Ei.

Später versuchten sie's mit dem Lamm, das im Grasgarten weidete. Aber das hatte heut Nücken und ging mit gesenktem Kopf auf sie los. Und auf einmal, als ihnen gar nichts mehr rechte Freude machen wollte, kam Truden die Erleuchtung: „Wir haben ja noch nicht gefrühstückt, Grete!"

„Nei — noch nicht gefrühstückt" — sagte diese weinerlich.

Da ihnen verboten war, unaufgefordert ins Haus zu gehen, stellten sie sich vors Küchenfenster und riefen: „Guste! Guste!" Aber keine Antwort kam. Das Genick that ihnen schon weh vom Emporgucken.

Digitized by Google

„Guste!“ weinte das ‚gnädige Fräulein‘ in höchster Ungnade.

Da — wie ein Spuk — taucht im Rahmen des Fensters ein altes gemütliches Gesicht auf, mit weißer Frisurenhaube und einer großen runden Hornbrille ....

„Frau Träsemann!“ schreit Trude, vor Schreck fast versteinert. Die Kleine sagt gar nichts. Sie sperrt nur den Mund auf und die Thränen versiegen, als sei ihr Quell plötzlich zugeschüttet.

„Ah — da sünd mich ja auch meine klanen Mädelchen!“ flötet Frau Träsemann mit ihrem süßesten Gesicht. „Na, da kommt mant ämal herauf. Die Mama will euch Bongschur sagen!“

Der Kopf verschwand. Die Kinder sahen sich an, noch ganz verdutzt. Auf einmal aber fielen sie sich um den Hals und tanzten herum. „Grete, Grete .... wenn die Frau Träsemann wirklich ....?“

Die Kleine nickte und lächelte selig. „Ein Brüderchen,“ flüsterte sie.

Sie stürmten die Treppe hinauf. „Mama, Mama!“ Und gleich hinein in Mamas Schlafzimmer.

Aber in der Thür blieben sie stehen. Die Großmutter trat ihnen mit warnend aufgehobenen Händen entgegen. „St!“ flüsterte sie, „das Brüderchen schläft.“

Die Mutter nickte ihnen aus ihren weißen Kissen freundlich zu. Mit feinem Instinkt merkten die Kinder die Veränderung in ihrem lieben, wohlbekannten Gesicht. Man sah's ihr an, der Tod war nahe an ihrem Lager vorübergegangen, und sie mochte noch garnicht so recht an das Leben glauben.

Den Kindern wurde feierlich zu Mut. Ihr kleines Herz schlug heftig.

„Kommt nur heran, meine alten Mädels,“ sagte die Mama jetzt mit ihrer leisen Stimme. „Lieber Gott, wie groß ihr seid! Als wär't ihr über Nacht ein Stück gewachsen ... Und unser Kleines daneben!“

Frau Träsemann kam auf ihren Filzpariſern geräuschlos aus dem Hintergrunde und hielt ihnen ein Bündel weißen Zeuges hin, aus dem ein kleines Köpfchen hervorsah, krebsrot, kahl, mit großen Ohren, einem Doppelkinn und dicken Ringen um den winzigen Hals.

Sie wußten garnicht recht, was sie aus dem seltsamen Wesen machen sollten, und hörten zerstreut auf Frau Träsemann, die es in begeisterten Ausdrücken lobte. „So anmal nüdliches Dingchen! Und solche Fettwampen! Und nu kuckt ämal bloß die Händchen an, was da vor Chrübchen drinne sünd ... 'S ist wieder akkurat ßon Dickerchen, wie unser chnädiges Fräulein war ...“

„Mama!“ rief Grete auf einmal in bittrer Angst, „Mama! du schickst es doch aber nicht wieder weg?“

Die Mutter ließ ihre großgewordnen, seltsam leuchtenden Augen fragend auf ihr ruhen.

„Ach, es ist bloß, Mama,“ sagte die verständige Trude, „weil's so dick ist ... und weil wir's doch am Ende nicht satt machen können.“

Die Mutter zog die Kinder zu sich nieder und lächelte, wie sie's seit des Vaters Tode nicht gethan. „Nein, wir behalten's,“ sagte sie. „Der Papa hat's uns ja aus dem Himmel geschickt, damit wir's so lieb haben sollen wie ihn selber. Nicht wahr, Frau Träsemann?“

„Ei freilich!“ beeilte sich diese würdige Vertraute des Himmels zu sagen, „kuckt doch ämal hin, ob's 'n Papa nicht wie aus'm Chesicht cheschnitten is! Seht doch mal bloß die blauen Augen ... und die chroße Nase ... nicht wahr, der chanze Papa?“

Trude hielt mit ihrer Meinung hinterm Berge. Sie versuchte gewissenhaft, die so lebhaft betonte Ähnlichkeit herauszufinden, aber es wollte ihr nicht glücken.

Das ‚gnädige Fräulein‘ aber nahm kein Blatt vor den Mund.

„Nei!“ sagte sie energisch, „es hat ja keinen Schnurrbart!“

Digitized by Google

Margarete von Bülow.

Nachdruck verboten.

„Die Lust der Natur ist Vernichtung ... Schön ist's gewiß, die Ecken auskehren, aber schöner doch, in dem reichen Haushalt mit verschwenderischer Hand wühlen, solch eine prächtige Blüte zerpflücken, ehe die Schönheit in Dienst ging, die Kraft im Keim zerbrechen und das Bild untergehen sehen, das noch, wie im Nebel, seine großen Linien in der Zukunft barg."

Es ist manchmal, als ob solchen, die jäh aus dem Leben müssen, eine düstere Vorahnung die Feder führte. Die oben angeführten Worte legte Margarete von Bülow in einer unheimlichen kleinen Skizze dem Tod in den Mund: wenige Monde später hatte er die Dreiundzwanzigjährige dahingerafft.

Ein blühendes, reiches Menschenleben kam so zum Abschluß, das Liebe und Freundschaft gehegt und genossen, und dessen Scheiden viel schmerzhafte Lücken riß; daß die deutsche Frauenwelt in dem jungen Mädchen eine ihrer bedeutendsten Vertreterinnen, ein litterarisches Talent von seltener Tiefe und Fruchtbarkeit zu beklagen hatte, das war damals nur einem kleinen, auserlesenen Kreise — Margarete von Bülow war kein Familienblatt-Talent — zum Bewußtsein gekommen. In diesem Kreise wußte man, daß in dem bescheiden auftretenden, unermüdlich lernenden und arbeitenden jungen Mädchen, das scheinbar nur harmlos die geistigen Eindrücke der Residenz aufnahm, eine künftige George Eliot — der Name ist nicht zu stolz — heranreifte.

Bei Margaretens Tode lag noch keine abgeschlossene litterarische Leistung in Buchform von ihr vor. Hier und da, in Tagesblättern zerstreut, war schon mancherlei gedruckt. Sorglos, in dem Bewußtsein reicher Schaffenskraft, hatte sie fortgegeben, was sich gestaltet hatte, zum Teil auch an Blätter, deren litterarischer Rang nicht übermäßig hoch war. Eigentlich wurde ihr jedes Erlebnis objektiv, und es war erstaunlich, wie rasch sie hinwarf, was ihr an kleinen Ereignissen im täglichen Leben nahetrat. Was litterarische Halbtalente mit Vorliebe immer wieder von sich versichern, bei ihr war es Wahrheit: sie fühlte sich thatsächlich unter dem Bann eines inneren Dranges, zu gestalten, was ihr im Leben entgegentrat. So fand sich denn bei ihrem frühen Tode Stoff genug, um vier Bände zu füllen: Novellen (Mit einem Vorwort von Julian Schmidt, Berlin, W. Hertz, 1885), Jonas Briccius (Leipzig, F. W. Grunow, 1886), Aus der Chronik derer von Riffelshausen (Leipzig, F. W. Grunow, 1887) und Neue Novellen (Berlin, Walther & Apolant, 1890).

Will man die wesentlichste negative Eigenschaft der Bülowschen Dichtungen nennen, so muß man sagen, daß sie nichts Konventionelles haben. Vielleicht hat der eigenartige, gleichfalls von allem Konventionellen losgelöste äußere Lebensgang mit dazu beigetragen.

Margarete von Bülow ist am 23. Februar 1860 in Berlin geboren. Ein feingezeichnetes Lebensbild, das ebenso von warmer Zuneigung, wie von eingehendem Verständnis ihres geistigen Lebens spricht, findet sich in den obenerwähnten „Neuen Novellen" von der Hand ihres Onkels, Thankmar, Freiherrn von Münchhausen; ich entnehme ihm folgendes:

„Die großen Fähigkeiten des Vaters hatten das Ministerium veranlaßt, ihm bald nach seiner Beförderung zum Legationsrat die Leitung des Konsulats zu Smyrna anzuvertrauen. Margarete war noch nicht vier Jahre alt, als sie ihre Eltern und Schwestern dahin begleitete. Während die letzteren die rühmlichst bekannte dortige Diakonissenanstalt besuchten, blieb die jüngste Tochter im elterlichen Hause zurück.

Digitized by Google

Kinder lernen Sprachen leicht; in der besonderen Schnelligkeit, mit welcher das kleine Gretchen es dahin brachte, ihrer Mutter als Dolmetscher im Griechischen zu dienen, wenn Gemüse- und Obstverkäufer, nach dortiger Sitte, ihre Waren ins Haus brachten, lag jedoch wieder besondere Begabung, und die damals spielend erlangten Kenntnisse waren nicht ohne Nutzen für das Studium des Altgriechischen, das sie später unternahm. Es war ein reizendes Geschöpf: Die blauen Augen, aus welchen sinniger Ernst, abwechselnd mit der liebenswürdigsten Schelmerei sprach, fesselten jeden, und niemand blieb das Kind gleichgiltig. Mit Vorliebe und unvergleichlicher Anmut pflegte es damals Rückerts liebliches Gedicht ‚Vom Büblein auf dem Eis' herzusagen, wie eine Andeutung ihres frühen Endes!"

Die großen Schwierigkeiten, die das Leben im Orient bot, hatten Bülow veranlaßt, seine Familie wieder nach Deutschland zu schicken, wohin das Jahr 1866 auch ihn vorübergehend führte. Bei seinem späteren Aufenthalte in Smyrna ließ er sich nur Margarete nachschicken. Sie traf ihn krank und stand zu Anfang des Jahres 1869, noch nicht 9 Jahre alt, allein am Sarge des Vaters.

„Die ganze Gemütsrichtung des bedeutenden Kindes zeigte sich schon früh als vorwiegend nach innen gehend. Sie war heiter, aber nicht ausgelassen, ja, eher verschlossen als mitteilsam. Was in diesem inneren Krater braunte, offenbarte sich nur durch den seelenvollen Blick ihrer Augen, durch das lebhafte Mienenspiel ihrer ausdrucksvollen Züge. Aber der große Schmerz, der dem Kinde jetzt in so zartem Alter widerfuhr, äußerte sich nicht in lauten Klagen, sondern senkte sich tief in ihr Innerstes.

Der Vater hatte ihr in dem Alter noch nichts sein können. Aber erkannt hatte er schon die hohe Begabung seiner jüngsten Tochter, während sie mit dem dumpfen Instinkt des Kindes wohl ahnte, woher diese Begabung stammte, laut und deutlich aber die heiße Liebe fühlte, die da mit dem Schlagen des Vaterherzens für sie aufhörte. Dieser erste tiefempfundene Schmerz zu einer Zeit, wo ihre Erziehung von einer der edelsten Frauen geleitet wurde, hat ihren Charakter in dem Grade vertieft und erhöht, wie er in ihren Schriften, namentlich aber in ihrem Heldentod zum Ausdruck kam."

Margarete blieb noch bis 1870 in Smyrna in der Erziehungsanstalt der „Schwester Mina Große"; dann kehrte sie nach Deutschland zurück, um mit Mutter und Schwester in Neu-Dietendorf in Thüringen ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Ein lebhafter Verkehr entspann sich mit den Verwandten in dem benachbarten Ingersleben. Dieser und das innige Zusammenleben mit den Geschwistern, besonders mit der älteren Schwester Frieda, mit der sie eben so heißhungrig die Schätze der Ingerslebener Bibliothek verschlang, als sie eifrig die Naturschönheit der Umgegend genoß, ließ sie die Einsamkeit nicht fühlen. Ein kurzer Aufenthalt in England brachte neue Eindrücke. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie, kaum achtzehnjährig, die „Chronik derer von Riffelshausen", in der sie das alte Herrenhaus von Ingersleben auf das anziehendste zu schildern verstand. Das ungewöhnliche Talent, das sich darin aussprach, veranlaßte ihre Familie, sich an Julian Schmidt um eine Begutachtung des Manuskripts zu wenden. Das Urteil des berühmten Litterarhistorikers übertraf die sanguinischsten Erwartungen. Damit war Margaretens Laufbahn entschieden. Sie siedelte nach Berlin über, um dort nach wenigen Jahren reicher innerer Befriedigung und fröhlichen Schaffens ihren Tod zu finden. Als sie am 2. Januar 1884 auf dem Rummelsburger See Schlittschuh lief, sah sie einen Knaben durch das Eis brechen; sofort eilte sie zur Hilfe herbei — mit Aufbietung aller Kräfte gelang es ihr, den Knaben über das Eis zu bringen, unter dem sie dann selbst versank. Erst nach vielen Stunden wurde ihre Leiche gefunden. Ihre Familie und ihre Freunde haben nie nach dem Namen des Knaben gefragt, dessen Leben so teuer erkauft war.

Ihre Werke haben gleichfalls in der Einleitung zu den „Neuen Novellen" den kompetentesten Beurteiler gefunden und zwar in Fritz Mauthner, dem ich in nachfolgendem das Wort lasse.

„Aus der Chronik derer von Riffelshausen ist eine glänzende Talentprobe; ein achtzehnjähriges Mädchen kann unmöglich die Reife zu einem Meisterwerke besitzen. Glücklicherweise sind gerade diejenigen Teile des Buches, auf welche das

Digitized by Google

Lesepublikum Wert legt, am besten gelungen. Mit erstaunlicher Sicherheit trifft der junge Autor namentlich die Armen im Geiste in Thüringen, seiner ererbten Heimat. Diese Diener und Bauern sind ohne jede Übertreibung und ohne jede theatralische Mache lebendig hingestellt. Weniger kann es überraschen, daß die junge Dame mit blinder Sicherheit den Ton ihrer adligen Spielkameraden wiedergab. Der Backfisch

Margarete von Bülow.

und die Braut, und unter den jungen Herren: der korrekte Kadett, der elegante Dümmling, der übermütige, dämonische Himmelsstürmer, alle sind vortrefflich gezeichnet, aber die Gestalten sind noch nicht ohne Mühe mit einander in Gegensatz gebracht. Und am Ende muß die elementare Gewalt des großen Krieges helfen, die Verwicklungen zu lösen.

Wofür die schöne achtzehnjährige Kraft noch nicht hinreicht, das ist einerseits die epische Ruhe der chronikartigen Erzählung, die doch beabsichtigt ist, und andererseits die Vertiefung der männlichen Charaktere, deren Werden wir nicht beobachten, aber auch nicht ahnen können. Es sind nicht Schatten, welche die Dichterin uns zeigt,

Digitized by Google

aber es sind doch auch nicht Menschen von Fleisch und Blut. Nur eine Gestalt verdient ausgenommen zu werden, die des ehrenwerten, aber beschränkten und jähzornigen Hofmarschalls; so hatte bisher nur George Eliot den armen Männern ins Herz geschaut.

Eine Lieblingsfigur Margaretens war offenbar der menschenfreundliche, bei allem starken Glauben doch duldsame Pastor, und die Poesie des deutschen Pastorhauses, welche ja in der deutschen Litteratur, wie in der deutschen Litteraturgeschichte keine geringe Rolle spielt, ist wohl kaum jemals von einem weiblichen Autor so tief empfunden worden, wie von Margarete von Bülow. Wie dieses Leben aber hier aus dem Handgelenk hingemalt ist, mag es doch noch mehr sehnsüchtigen Träumen entsprechen, als der Wirklichkeit. Der Autor hat es erst von draußen angesehen. In seinem nächsten Buche steht er mitten drin im Pastorhause. „Jonas Briccius" ist die Erfüllung alles dessen, was die junge Verfasserin der Chronik derer von Riffelshausen zu vollbringen versprochen hatte.

Und „Jonas Briccius" ist ein Roman, der allein Margarete von Bülow hoch über den Troß der bloß talentvollen Schreiberei heraushebt. Wenn vorhin bei einer besonderen Gestalt an George Eliot erinnert werden durfte, so war hier das ganze Werk dem bedeutenden englischen Schriftsteller ebenbürtig, der zufällig ebenfalls eine Dame war. Wie Margarete stets nach der Natur arbeitete, so hatte sie auch in dieser Erzählung bestimmte Persönlichkeiten im Auge; aber wieviel mag sie dem Helden, der vom härtesten Fanatismus durch Unglück, Verzweiflung, Laster und Blasphemie hindurch zum freien Menschentum gelangt, das seinen Glauben und seine Liebe ohne Prunk und ohne Eitelkeit im Herzen wahrt, — wieviel mag die Dichterin ihrem Helden aus Eigenem geliehen haben! Nur eine eingehende Untersuchung, welche hier aus mehr als einem Grunde nicht an ihrer Stelle wäre, könnte die Fäden bloßlegen, durch welche Margaretens geistige Kämpfe sie einen solchen Mann verstehen lassen konnten. Nur daran darf erinnert werden, daß sie in der strengen Zucht der Herrnhuter Gemeinde aufgewachsen war, und daß sie die Lösung dieser Fesseln immer als eine Befreiung empfand; einen größeren Gegensatz, als die Verse des Herrnhuterschen Gesangbuchs, welche dem Poesiehunger ihrer Jugend genügen sollten, und die modernen Franzosen und Russen, denen sie sich nun zuwendete, läßt sich freilich nicht denken.

„Jonas Briccius" erschien als Buch erst zwei Jahre nach Margaretens Tode; vielleicht hätte es bei ihren Lebzeiten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gefesselt. Wenn man aber auch die Schwierigkeiten berücksichtigt, welche dem nachgelassenen Werke eines Autors entgegenstehen, der bei seinen Lebzeiten niemals etwas veröffentlicht hat, so bleibt doch der Mißerfolg von „Jonas Briccius" eine der unverzeihlichsten Sünden, welche Deutschlands Publikum und Kritik begangen haben. Das junge Geschöpf, welches den „Jonas Briccius" in seinem Schreibtisch liegen hatte und gleichzeitig wie die bescheidenste Anfängerin in Berlin umherging, um in dem Leben der Großstadt Anregung und Stoff zu irgend einem kleinen Feuilleton zu suchen, ahnte gewiß selbst am wenigsten, daß sie ein bedeutendes Buch bereits geschrieben hatte.

Wer sie damals kennen lernte, mußte nach den ersten Worten wissen, daß das junge Mädchen trotz Schönheit und Jugendfrische doch eine geistige Arbeiterin von ungewöhnlicher Kraft war. Unser Bild zeigt wohl die feinen Züge von Mund und Kinn und den guten, klugen Blick der Augen,[1]) aber es kann keine Vorstellung davon geben, wie diese Augen zu fragen wußten, immer wieder zu fragen nach Lebensrätseln, von denen das junge Mädchen sich einbildete, daß sie kenntnisreichen Männern durchsichtiger wären als ihr; — das Bild zeigt uns nicht, wie dieser Blick fein zu lächeln verstand, wenn das zwanzigjährige Mädchen sich dem philosophischen Ratgeber plötzlich überlegen fühlte.

Um diese Zeit war Margarete von Bülow ein wenig zum Selbstbewußtsein, jedenfalls aber zum litterarischen Bewußtsein gekommen. Die Zeit des instinktiven

[1]) Dem Bande ist das mehrfach schon veröffentlichte en face-Bild von Margarete von Bülow beigegeben; wir geben ein anderes, das aus etwas früherer Zeit stammt.

Digitized by Google

Schaffens wollte sie mit einer gewaltigen Kraftanstrengung überwinden. Hatte sie zuerst die dargestellten Verhältnisse aus der Entfernung sich zusammenphantasiert, war sie dann glücklich mitten drin gestanden, so wollte sie jetzt die geistige Reife erlangen und über den Menschen und Dingen schweben. Während sie in ihrer Produktion nur tastend weiterschritt, begann sie mit leidenschaftlichem Eifer alles zu lernen, was ihr nach ihrer Meinung fehlte. Bei ihren tüchtigen Vorkenntnissen wurde es ihr nicht schwer, dem modernen empirischen Zuge der Geisteswissenschaften zu folgen; aber eine faustische Leidenschaft, über alle Erfahrung und Wissenschaft hinaus die Wahrheit zu suchen, war in ihr lebendig und ließ sie weder ein besonderes Fach ruhig bearbeiten, noch sich mit allgemeinen Kenntnissen begnügen. Von jeder neuen Bewegung der Geister, welche sich nachher vielleicht als eine Übertreibung oder gar als ein Irrtum herausstellte, hofft sie mit ungestümer Anteilnahme immer gleich eine große Reform des deutschen Wesens. Es gab kaum eine noch so radikale Strömung, für welche das zwanzigjährige anmutige und in jeder gesellschaftlichen Tugend vollendete Freifräulein sich nicht interessierte.

Margarete von Bülow hatte zu achtzehn Jahren ihren ersten Roman geschrieben; das war im Jahre 1878. Die wenigen Jahre, in welchen ihr noch zu leben und zu streben vergönnt war, fielen also in eine Zeit einer ungeheuren Umwälzung des deutschen Begriffslebens. Wir stehen dieser Epoche noch zu nahe, um ein historisches Urteil über dieselbe fällen zu können; vielleicht ist es aber möglich, in drei Gebieten den Kernpunkt zu zeigen, um welchen sich die Kämpfe der großen Mächte, aber auch die Scharmützel der kleinen drehen. Margaretens Denken und Dichten wurde von allen drei Seiten stark beeinflußt.

Nach dem unseligen Attentatsjahr war das erste das Aufflammen des deutschen Nationalgefühls in einer neuen, bewußten Art, wie es selbst der große Krieg nicht gekannt hatte. Es ist selbstverständlich, daß Margaretens Seele noch heller als viele Seelen ihres Kreises flammte, und daß sie auch von dem Fieber, von welchem dieser gesunde Prozeß begleitet war, nicht ganz frei blieb. Aber ihr scharfer Geist ließ sich weder von Menschen, noch von Phrasen verführen, und in einem Alter, welches den Krankheitserscheinungen besonders ausgesetzt war, siegte bei ihr das reine, gute, stolze Nationalgefühl über alle seine Verzerrungen.

Ungefähr um dieselbe Zeit und vielleicht im Zusammenhang mit politischen Strömungen, besann sich die Wissenschaft auf die Grenzen ihrer Macht. Rücksichtslose Forscher wie Virchow und du Bois-Reymond, warnten davor, die sichere Methode der modernen Naturwissenschaft zu sehr zu überschätzen, alle Resultate zu verallgemeinern. — Der Atomismus der Empirie fing an, bedenklich zu werden, und in den klarsten wie in den unklarsten Köpfen regte sich wieder die Sehnsucht nach einer höheren philosophischen Einheit. Der Buchstabenglaube von der einen Seite, Spiritismus, Hypnotismus und dergleichen von der anderen Seite, waren bereit, in die Lücke einzudringen. Margarete zählte zu den klaren Köpfen und ließ sich ihren Schatz an Wissen nicht rauben. Aber eine starke Vorliebe zog sie immer wieder, die Nachtseiten der Natur zu studieren und dichterisch darzustellen. Unter ihren Skizzen fehlt es nicht an Gespenstergeschichten, aber „Tagesgespenster" nennt sie trotzig eine solche kleine Novelle.

Was aber den ersten Anstoß zu der neuen Bewegung gegeben hatte, die aufblitzende soziale Gefahr, was sich seitdem nicht nur in Gesetzen und Einrichtungen, sondern auch in der deutschen Litteratur durch Vorliebe für die Armen und Elenden zum Worte meldete, das hatte an Margarete von Bülow eine eifrige Beobachterin und Schülerin. Was sie in ihrer Gestaltung des thüringischen Bauernlebens absichtslos getroffen hatte, das wurde in Berlin ihr besonderes Studium.

Von solchen Skizzen, mit denen sich die junge Dichterin gewissermaßen selbst auf die Schöpfung eines neuen großen Romans vorbereitete, giebt dieser Band herrliche Proben, welche an sich genügen würden, Margarete von Bülow einen hohen Rang unter den deutschen Erzählern einzuräumen. „Werner Afara" und „Der Herbst" beweisen, daß Margarete auf selbständige Weise den Weg zu gehen wußte, den Turgenjew

Digitized by Google

gewiesen hatte; auch die andern hier mitgeteilten Dichtungen, welche weniger von dem Pessimismus des Russen aufgenommen haben, sind den großen Ausländern darin verwandt, daß sie die letzten Tiefen der menschlichen Seele zu erhellen suchen und moderne Charaktere meisterhaft darstellen. Die neue Schule in der deutschen Litteratur wird oft der Ausländerei beschuldigt, weil sie durch den Mangel an großen deutschen Talenten gezwungen wird, auf die Skandinavier, Russen und Franzosen hinzuweisen. Margarete von Bülow war ein großes, deutsches Talent, das seine Vollendung nicht erlebte und dessen Schöpfungen trotzdem den neuerdings so hoch geschätzten Leistungen des jungen Schweden ebenbürtig sind. Die letzte Geschichte, das wundervolle Märchen „Die Glücksuhr" läßt auf den inneren Reichtum der Dichterin schließen."

Fritz Mauthner hat bei seinem Urteil über Margarete von Bülow wieder einmal seine Feinfühligkeit für echte Poesie bewiesen. Daß im übrigen unsere Kritiker so wenig Notiz von dieser ungewöhnlichen Erscheinung genommen haben, erklärt sich vielleicht daraus, daß sie noch nicht verschollen genug ist, um wieder „ausgegraben" zu werden, wobei oft nicht die Qualität des Ausgegrabenen, sondern die Mühe des Ausgrabens als die Hauptsache erscheint. Wenn diese Sitte im deutschen Geistesleben fortdauert, so wird wenigstens ein Litterarhistoriker vom Jahre 2000 in Margarete von Bülow einmal einen glücklichen Fund thun.

Margaretens Talent war durchaus epischer Natur. Wie aber alle geistig reichbegabten Menschen für tiefe Herzensbewegungen unwillkürlich einen rhythmischen Ausdruck suchen und finden, so auch sie. Die wenigen Gedichte, die sie uns hinterlassen hat, sind durchaus subjektiv. Sie bieten eben dadurch ein psychologisches Interesse: sie sind erlebt. Da sie bisher nicht im Druck erschienen sind, so glauben wir eine dankenswerte Vervollständigung dieses kleinen Lebensbildes zu geben, wenn wir einige davon zum Abdruck bringen. Wir geben zunächst zwei Stimmungsbilder, wie sie sich ihr leicht im Leben in der Natur gestalteten; die drei folgenden deuten persönliche Erlebnisse an.

Die Blume sagt:

Daß meine helle, bunte Farbe ging,
Wem soll ich's klagen, ach, wem soll ich's klagen?
Daß sich in meinem Kelch der Regen fing,
Ohne zu fragen?

Ich bat ihn nicht, ich lauschte seinem Klang,
Er fiel so rhythmisch nieder, fiel so sachte,
Es war dasselbe Lied, das er im Sommer sang,
Der Kühlung brachte.

Ich nahm ihn auf und suchte warmen Kuß,
Und eisig drang er ein und trug Verderben.
Das ist's, warum ich jetzt erbleichen muß
Und sterben.

Frühherbst.

Überm Laubengang
Rankt der rote Wein,
In den zarten Zweigen saust der Wind,
Und die Blumen ringe,
Krank nach Sonnenschein,
Trauern, daß sie nicht gestorben sind.

Zartes Blütenblatt,
Laß den Sommertraum,
Gieb die Schönheit kaltem Regen preis.
Süße Knospe du,
Die geöffnet kaum,
Willst du blühen zwischen Schnee und Eis?

Gekittet Glas.

Sie waren sich liebe Freunde gewesen
Und meinten auch Freunde ewig zu sein
Und hatten sich doch verhört und verlesen,
Es drängten ins Glas sich Sprünge hinein.
Und war doch ein Glas, so hell wie Krystall,
So fest wie Demant, von lieblichem Schall.

Das Glas war zersprungen, ihnen zu Leide,
Sie einten die Scherben voller Bedacht,
Sie sahen sich an und lächelten beide
Und meinten, sie hätten's wieder gemacht.
Doch gossen nicht Wasser, gossen nicht Wein,
Die beiden, ins Glas, das gekittete, ein.

Digitized by Google

Keine Form für die Gefühle . . .

Keine Form für die Gefühle,
Keine Worte den Gedanken,
Die in drückendem Gewühle
Mir durch Hirn und Herzen schwanken.
Fand ich Worte doch zu klagen,
Als die Krankheit mich verzehrte;
Finde keine, um zu sagen,
Daß Genesung wiederkehrte.

Als von ihrer Krankheit heilte
Unser Meister jene neune,
Wiederkehrte, ihm zu danken,
Von den vielen nur der eine.
Von den vielen, die genießen,
Sagt, wann höret ihr die Lieder?
Aber jene, welche leiden,
Hört ihr sie nicht immer wieder?

Du weißt es nicht . . .

Du weißt es nicht, was ich dir danke,
Ich aber will's dir heute sagen:
Du giebst mir Weisung, wenn ich schwanke
Und Antwort bringst du meinen Fragen.
Die Kraft erweckst du statt der Klagen,
Und aus dem Gram steigt der Gedanke,
Du bist mir Licht in Sturmeszagen,
Du bist der Stab, an dem ich ranke.

Fritz Mauthner spricht am Schluß seines Vorworts die Hoffnung aus, daß die Zeit uns noch eine Gesamtausgabe von Margarete von Bülows Schriften bringen wird. Diese Zeit wird da sein, wenn das deutsche Publikum und vor allem die deutsche Frauenwelt aufhören wird, ihr Lesebedürfnis nur aus der Leihbibliothek zu befriedigen und Sachen von dauerndem Wert auch dauernd zu besitzen wünscht.

H. L.

Zur Verständigung über moderne Malerei.

Von

Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

Wollte man das Verhältnis der modernen Frau zur zeitgenössischen Kunst danach beurteilen, wie sich das weibliche Publikum auf den großen Ausstellungen verhält, so müßte man entweder zu sehr ungalanten Schlüssen über das Kunstverständnis der Damen oder zur vollständigen Verdammung aller modernen Kunstbestrebungen gelangen. In der That, es ist hart, auf jenen großen Bildermärkten gerade aus weiblichem Munde die unbesonnensten, anmaßlichsten und aberwitzigsten Urteile von rechts und links mit selbstgefälliger Verwegenheit um das Ohr schwirren zu hören, und ich leugne nicht, daß ich in solchem Falle mehrfach mich herumgedreht und die Sprecherin mit ganz maliziösen Blicken fixiert habe. Aber ich sah dann wenigstens, daß die Urteilende nicht unter den Begriff „deutsche Frau" paßte, wie ich ihn mir gebildet und als ein Kleinod bewahrt habe. Es war stets eine jener, durch ein vollständig aberwitziges Erziehungssystem verbildeten Großstadtdamen, ein Produkt des Modejournals und des blasierten Salons, der Unbeschäftigtheit und der geistigen Brockennascherei, kurz alles dessen, was zu bekämpfen diese Zeitschrift sich zur dankenswerten Aufgabe gemacht hat.

Die echte Frau ist innerlich und vermag nicht mit morgenländischer Geschwätzigkeit die abgegriffene Scheidemünze ihres Morgenblatt-Kritikers auszugeben; ihre Begeisterung ist ihr etwas Heiliges, das sie daher still zu bewahren sucht, und so kommt es, daß die Thörin in jenen Kunstsälen so durchaus den Ton anzugeben scheint, daß

Digitized by Google

der einsichtige Mann sich versucht fühlt, ein Weiberfeind zu werden. — Er könnte übrigens auch sogleich ein Menschenfeind werden, denn auch, was dem größeren Munde männlicher Ausstellungsflaneure entströmt, läßt meist einen wahren Abgrund von Kunstunverstand erkennen.

Aber wir sind daran gewöhnt, gerade von der Frau die feinere Empfindung für alles Schöne, die natürlichere Veranlagung für Kunstgenuß zu erwarten, und daher befremdet es doppelt, gerade bei Frauen einem so geringen Verständnis für moderne Kunst zu begegnen — zu begegnen selbst in solchen Kreisen, die mit den erst angeführten keine Beziehung haben. Denn es ist keine Frage, alle spezifisch modernen Züge unserer Kunst, der litterarischen wie der bildenden, begegnen nur selten einem innigen Verständnis, selbst bei hochentwickelten Frauen. Die Ursachen hiervon können in der modernen Kunst, sie können in der weiblichen Empfindungsweise liegen. Eine unbefangene Betrachtung wird zeigen, daß beide Momente zusammenkommen, so daß also eine Verständigung nach zwei Seiten von Vorteil sein dürfte. Denn in unserer Zeit, wo das Leben des Mannes meist von den aufreibenden Pflichten des Berufes vollständig beansprucht wird, ist weniger als je der Anteil und das Urteil der echten Frau in Kunstsachen zu entbehren. —

Wird das Urteil der Frau jemals mit dem des Mannes — sonst gleiche Verhältnisse vorausgesetzt — übereinstimmen? Ich glaube nicht. Die Frau müßte ihren schönsten Vorzug, Weib zu sein, dabei aufgeben. Wir aber glauben nicht, daß der gute Kampf der Frau um Gleichberechtigung ein Kampf um grautheoretische Gleichmacherei sein kann. Nur bei der feinsten Ausbildung der spezifischen Eigenschaften zweier von Natur einmal verschieden gestalteter Faktoren können beide zu gleicher Macht und Stärke gelangen. Es handelt sich nicht um ein Gleichgewicht stumpfer Lasten, sondern um ein Gleichmaß ewig ringender Kräfte. Nur darin ist Leben, nur darin Fortentwicklung.

Daß aber, die Zukunftsideale vorausgesetzt, auch dann Weib und Mann verschieden urteilen werden, ist gar kein Fehler. Denn vor der modernen Anschauung besteht überhaupt nicht mehr die Möglichkeit eines absoluten Urteils. Immer deutlicher zeigt es sich, daß jedes Urteil nur „ein Urteil über den Urteilenden" ist, d. h. daß sich in jedem Urteil nur eine bestimmte Summe von persönlichen Anlagen und Anschauungen niederschlägt, wie sie das individuelle Leben herausgebildet hat. Wir sehen, daß sogar über abgeschlossene Epochen das Urteil beständigem Wandel unterworfen ist — ich erinnere nur an das Auf und Nieder in der Wertschätzung der Antike, das sicher noch lange nicht zur Ruhe kommt — daß schließlich jede Zeit ihr Urteil nach ihren Bedürfnissen formt. Und wenn nun, wie durchaus zu fordern, auch die geistigen Bedürfnisse der Frau in Zukunft zur vollsten Geltung kommen müssen, so wird auch das Urteil der Frau als Ergänzung zu dem ebenfalls in gewissem Sinne einseitigen des Mannes notwendig sein.

Den Unterschied, den ich — soweit sich in allen solchen Dingen verallgemeinern läßt, wobei also zahlreiche Individualitäten unberücksichtigt bleiben müssen! — zwischen der Urteilsweise des Mannes und der der Frau wahrzunehmen meine, ist dem der geistigen Bedürfnisse entsprechend. Man kann ihn vielleicht so ausdrücken, daß das Weib zunächst ästhetische, der Mann wissenschaftliche Bedürfnisse hat; das Weib strebt nach einer runden, synthetischen, der Mann nach einer grenzenlosen, analysierenden Weltanschauung. In dem schier abgrundtiefen Goetheschen: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte", ist derselbe Unterschied zwischen zentrifugaler und zentripetaler, dort die Unendlichkeit, hier die schöne Umschränkung zur Einheit suchender Lebensdurchdringung ebenfalls zum Ausdruck gebracht.

Hieraus ergiebt sich für die Frau einmal ein gewisser Konservatismus — der ist ja auch das Wesentliche der Sitte! —, eine Abneigung gegen das umstürzlerische Neue, die sehr wohl mit einer Neigung für das nur abwandelnde Neue Hand in Hand gehen kann, andererseits eine besondere Begabung für die Würdigung der Persönlichkeit als eines runden, sozusagen ästhetisch abgeschlossenen Objektes der

Digitized by Google

Betrachtung. Ich brauche kaum daran zu erinnern, wie lebhaft sich dieser Trieb bis zum Übermaß, ja, zur Manie gegenüber musikalischen „Größen" äußert.

Aus jenem Konservatismus ist es zum guten Teil zu erklären, daß auf keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit die Frau zu eigentlicher Initiative, zur genialen Handlung gelangt ist. (?) Wenn aber die Frau zu Neuem bekehrt worden ist, so geschah es immer auf dem Wege der Bewunderung einer genialen Persönlichkeit, die dieses Neue mit männlichem, rücksichtslosem Kampfesmut verfocht. Dann plötzlich kamen die außerordentlichen Vorzüge des weiblichen Charakters, das intuitive Verstehen, ein geradezu hellseherisches Nachfühlen, eine werbende Begeisterung, eine reine, rückhaltlose Hingabe zu voller Wirksamkeit. So geschieht es, daß eine scheinbare Schwäche — die oft zur wirklichen wird, insofern über der Persönlichkeitswertung das objektive Urteil verloren geht — doch dazu dient, eine andere Beschränkung des weiblichen Wesens, die Furcht vor dem Neuen, zu überwinden. —

Ist diese Umgrenzung der weiblichen Empfindungsweise richtig, so darf es nicht allzusehr wundernehmen, daß die neueren Richtungen in der Malerei im allgemeinen nur wenig Verständnis bei Frauen gefunden haben.

Das Ausschlaggebende liegt bereits in der Bezeichnung „Richtungen", und wir werden dies um so klarer erkennen, wenn wir allen diesen Richtungen einen einzelnen Künstler entgegensetzen: Arnold Böcklin. —

Es ist nicht von ungefähr, daß sich auch der Mann mit seiner größeren Vorliebe für Begriffssonderung, Stoffteilung und Rubrizierung nachgerade zuweilen an den Kopf faßt ob all der -ismen und -isten, in der Litteratur wie in der bildenden Kunst. Immer lauter erschallt es:

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn!

Und in der wachsenden Lebendigkeit dieser Forderung, in dem Überdruß am Schulgeschwätz ist das erste erfreuliche Anzeichen zu erblicken, daß die Kunst unserer Tage sich auf sich selbst zu besinnen anfängt. Denn alle „Richtungen", sie zeigen doch nur auf ein Wollen, während das Wesentliche beim Künstler gerade das Können ist.

In jenem Wollen lag nun freilich ein sehr berechtigtes, vor allem ein unbedingt notwendiges Moment für die Weiterentwicklung der modernen Kunst.

Denn seit Jahrhunderten war die Kunstübung nicht einem so toten Eklektizismus, einer so schablonenhaften, von abgezogenen Begriffen, nicht von künstlerischen Ideen beherrschten Mache verfallen als um die Mitte unseres Jahrhunderts. Die Herren „Gedankenmaler" — in deren Reihen übrigens trotz allem echte Prinzen aus Genieland kämpften — hatten aber einen so gewaltigen Anhang gewonnen, gerade weil sich alles klipp und klar nacherzählen und nachdenken ließ, was sie malten, daß diejenigen, denen es auf Nachsehen und Nachfühlen ankam, nicht anders als durch Kampf sich Geltung verschaffen konnten.

In der That, der Kampf der „Modernen" gegen den Eklektizismus und den versteinerten Klassizismus ist einer der aufreibendsten und blutigsten gewesen, und er war ein gewaltig ungleicher, denn die ihr Herzblut zu verspritzen bereit waren, standen schutzlos; die Magisterseelen aber fanden in der breiten Masse ein Bollwerk, denn diese ist an sich ein Feind des Neuen, das ja mühselig zu begreifen ist; hier aber wurde obenein gerade das von ihr verlangt, was im allgemeinen viel, viel seltener — bis in die höchstgebildeten Kreise hinauf — zu finden ist, als man glaubt: spezifisches Kunstverständnis, das heißt für die Malerei eine reine Freude an der Form und an der Farbe an sich, die nicht erst durch eine in dem Bilde zur Darstellung gebrachte philosophische oder novellistische Idee Wert zu erhalten braucht.

Nichts anderes aber war der Kampf der Modernen, als ein Kampf um die Wiedereinsetzung der eigentlich malerischen Qualitäten in ihre gebührende Herrscherstellung. Ein Bild sollte nicht mehr schön sein, wenn es in der Weise eines berühmten Meisters gemalt war oder einen gewaltigen Stoff behandelte, sondern es sollte vor allem zeigen, daß der Maler eine eigene Welt der Empfindung und des Lichtes besaß, daß er mehr aus der Natur herauszusehen vermochte, als vor ihm geschehen.

Digitized by Google

Es ist keine Frage, daß es sich in diesem Kampfe um eine vollständige Wiedereroberung der gesamten Natur gehandelt hat und daß diese Eroberung trotz aller Widerstände der „Alten" und aller Irrtümer der „Modernen" im wesentlichen jetzt wirklich gelungen ist. Zweierlei freilich ist mit jedem Kampfe untrennbar verbunden: Einseitigkeit und Überschätzung. Man muß überzeugt sein, daß das und nur das, worum man kämpft, das höchste Gut sei, um bereit zu sein, auch sein Höchstes dafür einzusetzen.

Wer aber abseits vom Kampfplatze steht, den verdrießt es leicht, daß das Feld von lauten Schlagworten widertönt, während die Schläge selbst seltener fallen, daß jeder Schlag als eine Riesenheldenthat ausgerufen und daß jeder Verlust beschönigt wird. So ist es gekommen, daß das Publikum über solchem Verdruß gar nicht erst zu der keineswegs einfachen Prüfung gekommen ist, ob hinter jenen Schlagworten nicht doch auch ein wirklicher, wertvoller Inhalt stecke.

In all jenen Schulbezeichnungen vom Intimismus, Realismus, Pleinairismus bis zum Impressionismus und Symbolismus ist nicht nur eben jener oben angedeutete Kern, Wiedereroberung der Natur, das Treibende gewesen; es ist auch eine ganz bestimmte Entwicklung wahrnehmbar, aus der die natürliche Notwendigkeit jener Übergangszustände rückschließend gefolgert werden kann.

Zu brechen galt es mit der hohlen Phrase, wie sie unter den Nachfolgern Davids in Frankreich zur Herrschaft gelangt war, und mit der Verachtung der Farbe, wie sie in dem Bilderbogenkolorismus der genialen Zeichner Cornelius und Kaulbach — gar ungleicher Genossen übrigens! — herrschte.

Und so lernte man das Wirkliche sehen. Zunächst das Einfachste. Denn dies gerade glaubten ja die Eklektiker übersehen zu dürfen! Und siehe, die Ausbeute schien fast überreich! Über dem einfachen Blachfelde lagerte eine Welt von Farbentönen, heimlichste Stimmungszauber verbreitend, die der heroischen Landschaft unbekannt geblieben waren; das „Häßliche" nach dem Schulbegriffe, d. h. alles, was nicht regelmäßig, reingewaschen und formenglatt war, offenbarte eine Fülle individuellen Lebens; man entdeckte, wie wunderbare Wandlungen die Farben, ja, die Umrisse jedes Gegenstandes im wechselnden Lichte erlitten; man suchte den Glanz hellen Mittages auf die Palette zu bannen und aus der tiefen Dämmerung hervor noch die letzten Strahlen farbig zurückgeworfenen Lichtes aufzufangen.

Und die Maler fanden das alles *schön*, denn sie *liebten* das, was sie erkannt hatten; sie schwelgten in Entdeckerfreude, als sie alle diese Geheimnisse des Lichtes lüfteten; schön aber ist uns alles, was wir geistig vollständig durchdrungen und als unserem Wesen gleichartig gefunden haben. Jene aber wollten eben nichts Besseres, als die Natur durchdringen und in ihrem Inneren wiedertönen lassen. Weil jeder neue Farbenreiz für sie eine Entdeckung war, so gab auch jeder ihnen *Stimmung*; diese Stimmung aber in einem Werke wiederzugeben, ist das eigentlich Treibende im echten Künstler.

Für diese Stimmungen aber war das Publikum noch nicht reif, *konnte* es nicht reif sein, da die spezifisch Begabtesten, die Künstler, sie selbst ja eben erst entdeckten. Um so eigensinniger glaubten die Modernen an das, was sie doch innerlichst sahen und fühlten, um so eher waren sie geneigt, auch schon jede Skizze eines flüchtigen Eindruckes für ein Kunstwerk zu halten und zu verlangen, daß alle Welt sich auch in ihre subtilsten Stimmungen hineinversetzen müsse.

Die Brücke zum Verständnis des Neuen aber baut nicht der Fanatiker der Schule, sondern — die große Persönlichkeit. Man kann ein hohes, malerisches Genie, ebenso wie ein musikalisches sein, ohne auch eine solche große Persönlichkeit zu besitzen — Haydn, Mendelssohn, Tiepolo, Makart sind dessen Zeugen —; eine *führende* Stellung erreicht nur *der* Künstler, der auch ein gewaltiger Mensch ist. Nicht nur, weil die Persönlichkeit als solche packt — besonders, wie wir oben sahen, die Frauen. Aber es ist, als ob die große Persönlichkeit uns das bisher nicht Gekannte der Natur assimiliert, denn in ihr geht sie ganz und gar in höchstem *Menschlichen* auf. Dieser Künstler giebt sich selbst, und damit Menschliches, Begreifbares, aber in ihm steckt die ganze Natur. Gerade an Böcklin im Gegensatz zu allen anderen modernen Künstlern

Digitized by Google

— Klinger und Thoma vielleicht ausgenommen — läßt sich das erkennen. Das ist der wesentliche Unterschied: die anderen sehen mehr oder weniger eine Stimmung aus der Natur heraus, die Natur versetzt sie in Stimmung; Böcklin trägt die Stimmung im Innersten, und die ganze Natur ist für ihn nur vorhanden, um Darstellungsmittel für seine Stimmung zu werden. Das spezifisch Malerische scheint bei ihm etwas Selbstverständliches, nur dazu da, der Seele Ausdruck zu verleihen, einer Seele, die alle Fibern der Natur in sich nachzittern fühlt, die alles versteht, alles in große menschliche Regungen von Lust wie Leid umsetzt.

Auch Böcklin hat Jahre gebraucht, um sein Genie beim Publikum durchzusetzen, und das kann kaum anders sein. Ein Genie, das sofort verstanden wird, ist nur unter ganz besonderen Zeitverhältnissen möglich, so daß man schier von vorn herein berechtigt ist, an jedem schon beim ersten Werk „entdeckten" Genie zu zweifeln — siehe den Helden von Publikums Gnaden, Mascagni.

Böcklin fand besonders deshalb anfangs so wenig Verständnis, weil das Publikum immer wieder von dem Künstler irgend etwas Bestimmtes erwartet, statt sich vom Künstler willig zu Neuem führen zu lassen. Seine ersten Werke fielen in die Zeit, da es Schulmeinung war, das Historienbild sei ein für allemal die vornehmste Malerei. Der erhabene Stoff! — Und so sollten seine Phantasien auf den Stoff analysiert werden; sie mußten irgend etwas sehr Erkennbares, etwas, das sich durchaus nur in einer bestimmten Form zugetragen haben durfte, etwas Historisches womöglich vorstellen! — — Daß seine Bilder lyrische Gedichte sein sollten, nein, waren, daß in ihnen nicht der wichtigthuende Ernst eines Antiquars, sondern oft genug ein wunderbar großartiger Humor herrschte, dessengleichen wir in aller Kunst nur noch bei Shakespeare, Goethe und Beethoven finden, das — das konnte ja gar nicht sein, denn das war ja gegen alle Abrede! Wie viele wissen denn auch, daß Beethoven Humor besaß — im ungeschändeten Sinne, denn heutigen Tages ist das Humoristische eine Nummer im Spezialitätentheater geworden, und „Humor" ist in einem Bilde, wenn darin ein Bauer sich auf eine frischgestrichene Bank setzt oder ein Kind über den Schatten eines Schornsteinfegers weint! Sich hinaussetzen über die Grenzen und Kümmernisse des Daseins, den ewigen Bruch zwischen Ich und Welt zu fühlen und doch darüber zu lachen, weil heilige Ahnung von dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält" die Seele erfüllt — — das ist überhaupt keine Empfindung für die Menge. Die wird immer nur die ungeheuerlichen Fabelwesen sehen, das Blau zu blau, das Grün zu grün finden, weil ihre Augen nie ohne Scheuklappen die Fülle der Natur wahrgenommen haben.

Man muß Poesie mitbringen, um den rechten Poeten durchaus zu verstehen. Und Böcklin ist ein gewaltiger Poet, ein Poet, dessen Phantasie bald wie ein luftiges Elfchen sich auf Blütenkelchen schaukelt, bald wie eine kichernde Nixe sich in plätschernd aufspritzende Fluten stürzt, bald wie ein finsterer Dämon auf schwarzrollenden Wogen daherfährt. Ihre Sprache aber ist immer Farbe und Form, niemals giebt sie die Illustration eines litterarischen Gedankens.

Darin eben berührt er sich mit den modernen Schulen bis hin zum Impressionismus. Auch ihre Kunstwerke wollen nur als Poesie in Farben gefaßt sein, und das ist das gute Recht der Maler — schade nur, daß das Farbenverständnis, gar erst das Gefühl für die Poesie der Farbe noch eine weit seltenere Gabe unter den Menschen ist als das Verständnis für litterarische Poesie.

Gelingt es erst einmal dem ernst zur Kunst strebenden Teile des Publikums, die Werke jener Modernen nur unter dieser Voraussetzung zu betrachten, so wird es wie Schuppen von manchem Auge fallen, denn schon besitzen wir eine Anzahl echter Kunstwerke auf einem Gebiete, das als echtes „Neuland" bezeichnet zu werden verdient. Ich nenne nur die beiden hervorragendsten deutschen Vertreter spezifisch moderner Richtung: Skarbina und Liebermann, von denen zahlreiche Werke sicher von der Nachwelt als Kunstwerke ersten Ranges werden bezeichnet werden.

Daß das weibliche Verständnis diesen Künstlern und den Werken verwandter Richtung nicht sogleich entgegenzukommen vermag, ist nach dem oben Gesagten vielleicht klar geworden. Noch sind die „Kunstwerke" eben selten unter der Schar der Versuche,

Digitized by Google

nach neuen Zielen zu gelangen. Noch ist mehr Kampfgetümmel als Siegeseinzug, und so bedeutend viele der Modernen als Persönlichkeiten sind: Giganten wie Böcklin sind sie eben doch nicht, deren bringt jedes Jahrhundert kaum ein halbes Dutzend — — und erst das nächste Jahrhundert vermag sie richtig auszuzählen.

Aber es ist vielleicht noch ein Weg, dem seelischen Verständnis der neueren Richtungen näherzukommen: man betrachte einmal die ganze Schule als ein Einheitliches, sozusagen als eine Kollektivpersönlichkeit! Dann wird die weibliche Empfindung das Bedürfnis nach einem „Helden" sogleich befriedigt finden. Ein Held ist es, der aus Irren und Straucheln sich emporringt, mit der ganzen Einseitigkeit eines Helden, mit dem ganzen Idealismus eines Helden, einem Idealismus, der im Anfang vielleicht an den des sinnreichen Junkers von la Mancha erinnert, der aber doch immer klarer in seinen Zielen hervortritt. — So im Zusammenhange betrachtet wird man nicht mehr von „Schmutzmalerei" und Ähnlichem reden können — Schmähungen, in denen die „Alten" just so viel und noch mehr — Ästhetik des Häßlichen entfalteten als die Modernen — man wird ein Wachsen und allmähliches Reicherwerden an Stimmungen, an Ausdrucksfähigkeit, an Verständnis der Natur empfinden; man wird mit dieser „Persönlichkeit" zu leben beginnen — und damit anfangen, sie zu lieben, nachsichtig mit ihren Irrtümern und Auswüchsen um der Zukunft willen, die sie verspricht.

Verspricht sie die?

Vielleicht ist Herr Pleinairismus und Herr Impressionismus nur der Vater eines echten Genies, ein braver Musikant, wie Wolfgang Mozarts Vater, ein vorzüglicher Erzieher, der den Weg für das Wunderkind bereitet hat. Mancherlei Anzeichen sprechen dafür.

Schon hat die neue Malweise, Sehweise sollte man noch eher sagen, das einfache Sichversenken in die Natur und in das Lichtproblem als ein *Errungenes* so weit zum Selbstverständlichen gemacht, daß sie, *ähnlich* wenigstens wie Böcklin, jetzt beginnt, aus dem Innersten, aus der Phantasie zu schaffen. Uhde und Voltz haben aus tiefem, oft wunderbar reichem und echt deutschem Empfinden heraus eine Erneuerung der „Heiligenbildmalerei" angebahnt; Hugo Vogel ist auf dem besten Wege, die große geschichtliche Schilderung in modernem Sinne zu finden, und gar eine ganze Schule, die der Symbolisten, regt sich, auf den Spuren Böcklins hinauszukommen über den Realismus, dessen Übertreibung zur Ledernheit, zur Knechtung der Phantasie geführt hatte, und sucht — oft genug auch wieder in allen Wunderlichkeiten unbehilflichen *Wollens* — *innerliche* Anschauungen, eine Zauberwelt der Poesie durch die Farbe ins Leben zu rufen.

Verzichtet man darauf, die moderne Malerei als etwas Fertiges zu betrachten, nimmt man sie als *Entwicklung*, so kann es gar nicht ausbleiben, daß man alsbald von inniger Freude über all das Keimen und Knospen, das Wachsen und Blühen erfüllt ist. Nur noch etwas Sonnenschein der Gunst! —

Mag es auch der Frau Art sein, daß sie lieber das Fertige als das Werdende bewundert: es ist doch auch echte Frauentugend, sich für tapfer Kämpfende zu begeistern! Sobald die echte, geistig vornehme Frau sich nur erst daran gewöhnt, bei all den Neuerern und Himmelsstürmern danach zu schauen, ob in ihnen nicht doch innerlichstes Suchen, ringendes Empfinden lebt, sobald sie nicht an ihre Werke herantritt mit einem „die Kunst soll", sondern ihre reiche Verständnisfähigkeit freundlich dem Künstler öffnet, der Neues sagen möchte, so wird aus unserer Zeit der Märzstürme für beide Teile eine künstlerische Maienzeit werden. Sie *muß* werden!

Digitized by Google

Im Frauen-Asyl für Obdachlose in Berlin.

Von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

In dem großen, lärmenden, glänzenden Berlin kein Dach über dem Kopfe haben! Die in Lichtfülle strahlenden Straßen, auf denen die Equipagen geräuschlos hingleiten, die Pferdebahnen und Omnibusse und Hunderte von andern Vehikeln vorüber rollen, wo eine hastende Menge sich drängt, durchwandern und nicht wissen, wohin die Schritte lenken! Nicht jene beneiden, die hinter den Spiegelscheiben des Westens beim Schein von elektrischen oder sanft verschleierten Lampen sitzen, die Füße auf weichen Teppichen, wohlige Wärme atmend — nein, den Hund in der Hütte, der in grimmer Winterkälte das Grundstück des Herrn bewacht. Ihm hat eine sorgende Hand eine weiche Streu gegeben und ihm Nahrung hingeschoben. — Wer kümmert sich um die Ärmsten der Armen, die in die Riesenstadt verschlagen, des letzten Pfennigs beraubt, in Nässe und Kälte und von wühlendem Hunger geplagt, umherirren? Wer um jene, denen das Gericht die letzte Habe nahm, welche der Wirt hinauswies, die das Betteln und Vagieren und noch Schlimmeres noch nicht gelernt haben? Ja doch, auf zweierlei Weise nimmt man sich ihrer offiziell an: wen die Polizei in einem Schlupfwinkel findet als obdachlos, den befördert sie nach dem Polizei-Gewahrsam. Hier wird mit aller Gesetzesstrenge gegen ihn verfahren, Namen und Stand erforscht, und dann ist ihm eine Unterkunft in dem gleichen Raume mit allem aufgegriffenen Gesindel gesichert. Oder das Asyl des städtischen Arbeitshauses öffnet seine Thüren und läßt ihn ein — aber auch hier kommt das polizeiliche Verhör zu seinem Recht: woher der Fahrt, wes Nam und Art. Die Sicherheit der Großstadt verlangt das eben.

So stand es vor fünfundzwanzig Jahren um die Obdachlosen in Berlin; so stände es noch heute einzig um sie, wenn nicht von privater Seite Hilfe für sie gekommen wäre. Daß Obdachlosigkeit eine unverschuldete, zufällige sein kann, daß sie nicht ein Vergehen und als solches zu behandeln ist, das war der Gedanke, den einige humangesinnte Männer bereits im Herbst des Jahres 1868 austauschten. Mit dem Wachsen Berlins war auch die Not gewachsen, es strömte von außen herein; das Wort „Berlin" wirkte wie eine Anlockung, der Zuzug wurde immer größer, und dann standen die Fremdlinge hilf- und ratlos da und fielen dem Elend anheim, dem Verbrechen. Eine Kommission unter dem Vorsitz des Herrn G. Thölde beriet über Abhilfe — und so kam man zu dem Beschluß, nach dem Muster von London, Hamburg und New-York zu privater Thätigkeit zusammen zu treten und Asyle für die Obdachlosen zu gründen.

Zuerst gedachte man der hilflosen Frauen und Mädchen. Bereit- und opferwillig brachte man Mittel zusammen, und schon im Januar des folgenden Jahres konnte das erste Frauen-Asyl mit sechzig Betten eröffnet werden. Es erwies sich als so segensreich, daß man 1870 ein Männer-Asyl auf gleicher Grundlage errichtete — beide Anstalten sind in den langen Jahren ihres Bestehens von solchem Nutzen für zahllose Unglückliche gewesen, daß sie unter den Wohlthätigkeits-Anstalten unserer Stadt in erster Reihe stehen.

Aus kleinen Anfängen hat der Berliner Asyl-Verein für Obdachlose weiter und weiter gebaut und Großes geschaffen — jetzt hat er eigne Grundstücke und eigne Häuser, und wenn die Teilnahme und Hilfsbereitschaft ihm, wie anzunehmen ist,

Digitized by Google

treu bleibt, wird er sein segensreiches Werk noch immer mehr ausdehnen können. Matten Gliedern Ruhe, müden Augen Schlaf bieten zu können, den plagendsten Hunger beschwichtigen — lieber Himmel, das ist so wenig, sieht wie eine so geringe Anforderung aus — und wie schwer ist sie zu erfüllen! Daß Menschen hungern müssen, ist ein furchtbarer Gedanke — daß sie nicht eine Stelle finden sollen, das müde Haupt zu betten, ist noch schrecklicher.

Im Gegensatz zu den strengen Maßregeln des polizeilichen und städtischen Asyls verfährt der Asyl-Verein mit wohlthuendster Milde und weitgehendster Schonung.

„Als oberster Grundsatz bei der Aufnahme in das Asyl ist die Anonymität der Aufzunehmenden proklamiert, damit niemandem durch sein Verweilen in der Anstalt ein Makel angeheftet werden kann. Eine jede Intervention der Polizei oder anderer Behörden wird dabei ausgeschlossen. Das Institut soll im eigentlichsten Wortsinn ein Asyl, d. h. eine Freistatt für Unglückliche sein, in der sie, unbelästigt von irgend welchen Recherchen, auf kurze Zeit rasten können. Um dem Mißbrauch dieser dargebotenen Gastfreundschaft vorzubeugen, muß allerdings die Zahl der jedem Individuum zur Verfügung gestellten Nächte auf fünf pro Monat eingeschränkt werden. Die einzigen Fragen, welche an die Aufzunehmenden gestellt werden dürfen, sind die nach ihrem Alter, nach der Zahl der Vorbesuche und nach ihrer Ledigkeit oder ihrem verheirateten Zustande."

Eine Reise ist's aus Berlin W nach C, wo sich in der Füsilierstraße das Frauen-Asyl befindet. Auf der langen Fahrt in der Pferdebahn, die mich mit einer Gefährtin durch völlig fremde Straßen brachte, kam mir eine Tolstojsche Beschreibung über das Elend eines russischen Asyls, vor dem er die Unglücklichen zu Hunderten hatte zurückweisen sehen, in den Sinn. Die herzzerreißenden Szenen, die Lumpen, die Stumpfheit und Vertiertheit — dann kam er nach Hause und ging beschämt die teppichbelegten Stufen zu seiner Wohnung hinauf. Appetit brachte er nicht mit für seinen gedeckten Tisch — so viele Mitmenschen hungerten in seiner Stadt, in der Welt. — Würden unser gleiche Eindrücke harren?

Es war gegen acht Uhr. Wie so anders das Publikum auf dieser Strecke — kein Sammet und kostbarer Pelz, keine Theaterkapotte und kein Opernglasbeutel. Bescheiden angezogene Männer und Frauen, meistens mit Packeten versehen, Näherinnen, die von der Arbeit kamen, Frauen mit großen Körben; die Läden hatten ganz andere Physiognomien, der Luxus und der Schimmer war hier der Notwendigkeit gewichen.

Lothringerstraße, breit, mit Boulevards in der Mitte, aber doch nicht konkurrierend mit den Straßen im Westen. Schönhauser Allee, Linienstraße, Dragoner- und Grenadierstraße — endlich eine stille, kleine Sackgasse. Dahin dringt augenscheinlich gar nichts von dem Lärm der Großstadt. Nr. 5, ein dreistöckiges Haus. Freundlicher Lichtschein aus den Fenstern der Mittelthür, links im Erdgeschoß und aus dem ersten Stock. Wie so mancher armen, müden Verlassenen mag er tröstlich winken, wenn sie auf dieser selben Stelle steht und die Hand nach dem Glockengriff ausstreckt.

Die Thür öffnete sich; hinter den durch ein Gitter halbgeteilten Treppenstufen stand eine Aufseherin. Wir fragten nach der Hausmutter, an die wir ein Einführungsschreiben hatten, denn während der Dauer der Öffnung des Asyls schreibt die Instruktion vor: „Es ist nur solchen Personen, welche das Asyl benutzen wollen, der Eintritt gestattet. Jeder andern Person, die sich nicht durch schriftliche Legitimation des Vorstandes oder des zeitigen Kurators ausweist, oder von dem inspizierenden Vereinsmitgliede eingeführt wird, ist der Zutritt unweigerlich versagt."

Im Eingang Licht, gute Luft, Sauberkeit, Stille — das machte einen behaglichen Eindruck. Man führte uns in das Vorstandszimmer; die Hausmutter bewillkommnete uns und erklärte sich freundlichst bereit, die Wanderung durch die Anstalt mit uns anzutreten und über jede Frage Auskunft zu geben. Hat sie doch schon dreiundzwanzig Jahre diese Schwelle behütet, unter diesem Dach Ordnung und Milde walten lassen — und wie viel Not, Schicksal, Elend und auch Sünde an sich vorüber ziehen sehen!

Rechts vom Eingang betritt man den gaserhellten Waschraum. In diesen wird jede Aufnahme suchende Person, nachdem sie ihre Fußbekleidung mit Pantoffeln ver-

Digitized by Google

tauscht hat, zum Waschen des Gesichts und der Hände gewiesen. Acht saubere Becken unter den Wasserhähnen laden dazu ein — hier werden auch am Morgen die Haare gemacht.

Eine Thür führt vom Waschraum aus in das straßenwärts gelegene Krankenzimmer — drei Lagerstätten reihen sich hier auf. Direkt Kranke aufzunehmen, verbietet das Hausgesetz; die im Asyl von Krankheit Überfallenen werden abgesondert und finden erste Pflege. In der von Sauberkeit blitzenden Küche stand das Mädchen am Herde neben dem Riesenkessel, in welchem sich die Mehlsuppe befand, von der jeder Asylistin ein Napf voll gereicht wurde; auf dem Anrichtetisch lag unter der Schneidemaschine das kräftige Schwarzbrot, von dem jede ein tüchtiges Stück erhielt. Des Morgens besteht die Verpflegung aus einer Tasse Kaffee und einer Schrippe. Dann sahen wir den Baderaum mit zwei großen Wannen und einer kleinen aus Zink; das Wasser war warm, das Licht brannte — sofort kann ein Bad gerichtet sein für die, welche es wünschen oder denen die Hausmutter eine sorgfältige Reinigung zu bestimmen für nötig erachtet.

Neben der Treppe hängt die Hausordnung und eine Tafel mit statistischen Angaben über den Besuch des Asyls. An uns vorüber gingen mit ihrem Suppennapf, artig grüßend, Frauen und Mädchen nach den Schlafsälen, die sich in dem ersten und zweiten Stockwerk befinden. Je vierzig und vierzig Betten sind hier aufgestellt; im oberen Geschoß hundertundzwanzig.

Und nun betraten auch wir einen Schlafsaal. Etwa so viel Personen, als Lagerstätten daselbst zu vergeben sind, befinden sich darin unter Obhut einer Aufseherin. Kein Armeleutegeruch, kein Dunst machte sich bemerkbar, die Luft war behaglich warm. In angemessener Entfernung von einander stehen die eisernen Bettstellen, die einen Boden aus elastischem Drahtgestell haben. Eine Drillichdecke dient als Unterlage, eine zweite zum Zudecken, die Kleider werden nicht abgelegt; eine besonders abgeteilte Lagerstätte hinter einem Vorhang enthält das Bett der Aufseherin. Im Winter wird um neun, zur Sommerzeit um zehn Uhr abends das Zeichen zum Niederlegen gegeben; um sieben bezw. sechs Uhr wird zum Verlassen der Lagerstätten aufgefordert. —

Die meisten der Frauen und Mädchen saßen im Gespräch mit den Nachbarinnen am Fußende des Lagers; andere standen in Gruppen um den großen Ofen. Bei unserm Eintritt mit der Hausmutter erhoben sie sich; die Unterhaltung verstummte für einen Augenblick, nur ein kläglich wimmerndes Stimmchen drang herüber — das eines sieben Wochen alten Kindes. Es war augenscheinlich das Ereignis des Schlafsaales, denn um seine Mutter, die es in den Armen hielt, drängte man sich. Sämtliche Insassinnen des Raumes waren, wenn auch ärmlich, doch genügend bekleidet; Lumpen sah man nicht, auch nicht gar zu grobe Vernachlässigung der Person — bei den meisten trat der Versuch der Adrettigkeit zu Tage. Die Armenhäusler auf dem Lande haben mir stets einen weit verkommeneren Eindruck gemacht als diese Obdachlosen der Großstadt. Sie müssen ja auch am nächsten Morgen wieder hinein in das Getümmel, versuchen sich Arbeit zu verschaffen, nach einer dauernden Unterkunft auszuschauen — denn länger als fünf Nächte nacheinander soll das Asyl sie nicht aufnehmen, um nicht Gewohnheitsgäste heranzuziehen und neuen Bedürftigen den Platz zu nehmen. Sehr häufig wendet man sich aus dem Publikum um Arbeitskräfte an das Asyl, und man ist froh, hier Nachweis geben zu können. Wer von sich und seinen Verhältnissen sprechen will, findet ein offenes Ohr und praktische Ratschläge bei der Hausmutter. Wie es nicht anders sein kann bei der Zusammenwürfelung der Obdachlosen aus allen Lebensschichten, begegnen sich schuldlos Schiffbrüchige und Verkommene, anständig Empfindende und Rohe — aber auch manche Dankesregung spricht sich rührend und unbeholfen aus im Lauf der Jahre. Nur Frauen — die Hausmutter nebst den zwei Aufseherinnen und dem Dienstmädchen — sind als Leiterinnen im Asyl thätig, und das geht vortrefflich; die Obdachsuchenden sind in der Regel fügsam den Hausgesetzen gegenüber, und kommt einmal eine Ausschreitung vor, so wendet sich die Allgemeinheit gegen den Störenfried. Sie haben die Empfindung, das Gastrecht hoch halten zu müssen, das ihnen so feinfühlig gewährt wird. Der

Digitized by Google

Polizei sind die Räume des Asyls unzugänglich, und wer sich ihm anvertraut, ist für die Nacht, die er dort zubringt, geborgen. Es mag ja sein, daß das Verbrechen einmal mit einschlüpft, daß nach dem Verlassen des Hauses der Schutzmann bereit steht zum Empfange — und daß für Jahre hinaus die Nacht im Asyl die letzte in der Freiheit war. Welche Gedanken, bunte, wirre, angstvolle mögen in den Köpfen hausen, die sich hier auf die Drillichunterlagen betten? — das waren Betrachtungen, die man nicht los wurde in dem Schlafsaal.

Nachdem die Anwesenden uns flüchtig gemustert, nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf. Da, wo wir über Arbeit und von ihnen gewünschte Beschäftigung sprachen, antworteten sie höflich, sachlich, redselig, und wo es eine Berlinerin betraf, zungengewandt. Nur eine blasse, dunkeläugige Frau, die sich zusammengekauert fern von den andern hielt, machte einen geheimnisvollen, scheuen Eindruck. — Noch immer schrillte die Kinderstimme durch den Raum, die Hausmutter beorderte Fenchelthee zur Beruhigung, und wir traten an die junge, noch nicht zwanzig Jahre zählende Mutter heran. In wenig Worten war ein Großstadtbild entrollt. Sie hatte in einem Örtchen in der Provinz ein verlockendes Ammengesuch gelesen, an die Vermieterin geschrieben, und auf eine Depesche derselben hatte sie sich mit ihrer Mutter und ihrem Kinde auf den Weg nach Berlin gemacht — da mußte ja Verdienst sein, da wurden ja goldene Berge versprochen. War eine Stellung gefunden, so sollte die Mutter mit dem Säugling heimreisen. Die Vermieterinnen geben den Ammen von auswärts Unterkunft. Als das Mädchen sich präsentierte — sie lahmte ein wenig auf einem Fuße — hieß es: „Für Berlin sind Sie unbrauchbar." Das letzte Markstück mußte für das Nachtquartier bezahlt werden; dann standen Mutter, Tochter und Säugling in der bitteren Schneekälte auf der Straße — nicht ein- und auswissend. Eine mitleidige Seele wies sie in das Asyl in der Füsilierstraße. Und was nun? Ohne Mittel, nach Hause reisen zu können, ohne Aussicht, hier Arbeit und Verdienst zu erhalten. „Nach der Heimat zurück" war unser aller Rat; das Reisegeld würde sich leichter zusammen finden, als der Unterhalt in dem großen Berlin. Wer weiß, zu welch verzweifeltem Schritte ein solch verlassenes Geschöpf getrieben worden wäre, wenn sich ihm die Thüren des Asyls nicht aufgethan hätten? Ein Fall von hunderten. Wie manches unglückliche Weib, das schon den unseligen Entschluß zum Selbstmord oder Verbrechen gefaßt hat, wird hier in den lichterfüllten, warmen Räumen noch einmal frischen Wagemut bekommen haben, das Leben zu tragen, wie andere zu arbeiten und zu kämpfen und auf bessere Tage zu hoffen.

Wie jede Frage nach der Person, so unterbleibt auch jede nach der Religion; zu welcher Konfession sich die Frau bekennt, die das Asyl betritt, kümmert niemand — das Unglück treibt die einzelne her zur traurigen Gemeinsamkeit.

Interessant ist die Frequenz-Statistik. Im Jahre 1869 belief sich die Gesamtzahl der Nächtigenden auf 12 788. Greife ich das Jahr 1892 heraus, so finde ich 10 780 Frauen, 6 628 Mädchen, 878 Kinder und 79 Säuglinge verzeichnet, die Gesamtzahl beträgt 18 286. Dieser gegenüber steht im Asyl für Männer im gleichen Jahre die Riesenzahl 109 473. —

Erfreulich ist die Thatsache, daß in dem kalten Januar dieses Jahres im ganzen nur 995 weibliche Personen im Asyl genächtigt haben — ein Beweis, daß in diesem Winter die Not und Arbeitslosigkeit nicht so erschreckend groß ist wie sonst.

Die Stunde des Niederlegens kam heran, wir verließen das saubere, schützende Haus, über welches jetzt die Stille der Nacht sank, bewegt von den Eindrücken, die uns dort geworden. Ein paar Straßen weiter, und das brausende Straßengewühl Berlins empfing uns wieder — worin so viele, viele einsamer und verlassener sind, wie der Wandrer auf Feld und Heide, und von größeren Gefahren umgeben, als das Schiff auf brandender See; — das Leben hat sie, das unbarmherzige, der wilde Kampf ums Dasein, das Ringen um den Platz, wo der Fuß stehen kann.

Digitized by Google

Fernsicht.

Von

E. Tiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

Ein Spätsommerabend im Gebirge. Die Luft ist still, lau und sonnendurchwärmt und duftet nach Heu, das aufgeschichtet an den Bergabhängen liegt. Unendliches Wohlbehagen fließt durch die ganze Natur.

Ein rotes Wahrzeichen am Himmel verrät die Stelle, wo die Sonne schwand: goldene Lichter verschwimmen auf den höchsten Bergspitzen und verzehren die letzten Sonnenstrahlen. In die Thäler schleicht das nahende Dämmern, wie leichter Nebel. — Die große Einsamkeit der Nacht beginnt; Weg und Steg werden menschenleer.

Weltfern, wie vergessen vom Strom der Zeit und der Dinge, liegt zwischen zwei hohen Bergen, die sich dicht ineinander schieben, eine kleine, schindelgedeckte Hütte. Sie ist weder grünumrankt und poetisch, noch auffallend schmuck. Im Gegenteil! Hinfällig und grau, wie widerwillig steht sie auf dem grünen Rasen, ein schmaler, getretener Wiesenweg geht auf sie zu; sie ist schlicht, unbedeutend, und doch fällt sie auf, etwa wie ein alltäglicher Dutzendmensch, den der Zufall in die Gemeinschaft hervorragender Geister gedrängt hat.

Und so liegt das graue Hüttchen, dessen ganze Poesie in seiner Baufälligkeit besteht, zwischen den zwei drohenden Bergkolossen, die, wie Riesendenkmäler aus unerdachter Vorzeit, in den blühenden, duftenden Sommerabend hineinragen. Wie grau scheint ihre Unsterblichkeit in der überschwänglich-üppigen Gegenwart der lebensfreudigen Sommerpracht! Der Blick fliegt trunken über ihre Schönheiten: die Bergwand, an der die Nachtschatten schwarz emporklimmen, den dunklen Hochwald, den grünen Rasen der Lichtung, dessen Halme und Blumen erquickt die Weihwasser des tauigen Abendsegens tragen, den kleinen Bach, der sorglos vorübertänzelt und an dessen Rand die Vergißmeinnicht einnicken, und nach Osten hin die blaue, duftumwobene Fernsicht hinein in die fruchtbare Ebene! Darüber spannt sich ein klarer Himmel; auf seinem lichtblauen Grunde ziehen rosa Wölkchen wie phantastische Falter.

Die Wunder der Schöpfung liegen ausgebreitet vor der kleinen, schindelbedeckten Hütte, die verdrossen hineinsieht.

„O, wie herrlich!“ ruft eine helle Mädchenstimme. Eine ganze Touristengesellschaft tritt aus dem Tannendunkel heraus auf die Lichtung und steht staunend vor der erschlossenen Landschaft.

„Nein, ist es nicht himmlisch?“ fragt entzückt die junge Dame, die zuerst gesprochen, und schlägt die Hände zusammen, „o, die armen Menschen, die jetzt in der großen Friedrichstraße oder unter den Linden in Berlin spazierengehen!“ Aufrichtiges Mitleid klingt aus den Worten.

„Warum arm? . . . Sie bewundern nur etwas anderes. Schaufenster und Publikum im Rahmen der Großstadt sind durchaus nicht zu verachten.“

Das junge Mädchen rümpft die Nase — eine Grimasse, die den Sprecher mehr amüsiert als beleidigt — „Schaufenster und Publikum,“ sagt sie wegwerfend, „was sind beide gegen diese Naturschönheit? . . . Gegen Wälder, Berge, Wiesen mit Blumen, gegen den freien Blick hinein ins Land? O . . . ich möchte in dem Hüttchen wohnen!“

Der Skeptiker macht ein Zeichen mit der Hand, als ob er die Erfüllung des unbedachten Wunsches beschwören wollte, „Wälder, Wiesen und Blumen — ihre Pracht ist vergänglich; wohl sind sie wunderschön im Sommer, aber im Schnee? . . . Die Berge sehen aus wie

Digitized by Google

große, weiße Grabhügel, der lange Winter hat die grausige Tragik eines Erstickungstodes."

Die junge Dame wird ungeduldig: „aber, mein Gott, jetzt ist's Sommer! Das Hüttchen liegt so friedlich . . . ich möchte sofort mit dem Bewohner tauschen! Können Sie nicht rein intensiv bewundern, was da ist, ohne dessen zu gedenken, was sein wird?"

Der Philosoph bleibt trotz ihrer Erregung völlig ruhig. „Nein, das kann ich nicht mehr, ich verlernte es im Leben; Erfahrung macht bedacht. Wie leichtsinnig und unvorsichtig Sie noch wünschen! Wie kann man sein Schicksal mit dem eines andern vertauschen wollen? Ein Glück, daß uns diese Art freiwilliger Seelenwanderung versagt bleibt, sonst säßen Sie jetzt als Bewohnerin drin in dem dumpfen engen, niedrigen Hüttchen."

„Nein — nicht drinnen!" unterbricht sie ihn eifrig mit glühenden Wangen, „Thüren und Fenster ständen weit offen, die Abendluft zöge ein als lieber Gast, ich aber säße draußen auf dem Rasen, gerade mit dem Blick ins freie Land hinaus. Meine Augen müßten wieder und immer wieder all' die Schönheit in sich aufnehmen . . . die Gedanken kämen und gingen — wenn ich könnte, sofort tauschte ich mit den Bewohnern!"

Der erfahrene Mann schüttelt den Kopf über die Zähigkeit ihres Wunsches. Er geht von dem Grundsatz aus: die meisten Menschen wären zufriedener, wenn sie bedachter wünschten; nachdenklich malt er mit seinem Stock verschlungene Zeichen auf den Weg und überlegt. Plötzlich sieht er auf: „Nun gut — nehmen wir an, Sie wohnten in der Hütte. Haben Sie daran gedacht, daß Sie nicht nur das Draußen, sondern vor allem das Drinnen eintauschten? Als da sind: harte Arbeit, magere Kost, wurmstichige Holzmöbel, kurz, die ganze Misere des kleinen Gebirgsbauern?"

„Was schadete das? Ich stände dann auch auf dem Standpunkt dieser Leute. Ich hielte mein Häuschen sauber, scheuerte und putzte den ganzen Tag darin herum, und am Abend träte ich vor die Hausthür und sähe den kleinen Weg entlang, bis die hohe, kräftige Gestalt meines Mannes auftauchte, der von der Arbeit heim käme und mir seinen Gruß zujodelte."

„Sehr poetisch!" Zum erstenmal wird der Philosoph spöttisch; sein Gefühl wendet sich voll Groll gegen den plötzlich aufgetauchten, bäuerischen, imaginären Rivalen. „Ein Arbeiter" — geringschätzig — „welche Geschmacksverirrung! Zwischen ihm und einem Weltmann ist derselbe vielseitige Unterschied, wie zwischen jener baufälligen Hütte und einer komfortablen Wohnung in der Residenz. Gas, Luftheizung, viel Licht, Teppiche und Blumen in hohen Zimmern . . ."

„Und Staub, Straßenlärm, Pferdebahngeklingel, Wagenrasseln draußen. Die Aussicht auf Telephondrähte, Schornsteine, Dächer und schmutzige Höfe. Warum sind die Augen mein liebster Sinn? Weil ich das Schöne damit sehen kann, und giebt es Herrlicheres, als die Natur? Ich möchte doch mit dem Bewohner des Hüttchens tauschen!" Triumphierend beharrt sie auf ihrem Wunsch.

Der Philosoph nimmt seinen Strohhut ab und fährt nervös mit der Hand durch sein dichtes, graumeliertes Haar. „Wie jung Ihre Wünsche sind! Denken Sie nicht der Leiden, die ein anderes Schicksal beschweren? Der Blick dafür schärft sich im Leben. Man lernt den verborgenen Wurm in der Rose, im Blütenfrühling das Herbstverwehen sehen; man hört im maigrünen Buchenwald das dürre Rascheln alter Blätter, die vereinzelt als Warner zwischen der Jugend hängen; man lernt endlich seine Wünsche nicht nach außen, sondern nach innen lenken."

„Das werde ich niemals lernen! Es ist Pessimismus, der aus Ihnen spricht." Das junge Mädchen ist fast empört über so viel Nüchternheit; „ich glaube an das, was ich sehe; in dem Hüttchen *muß* reines, ungetrübtes Glück wohnen, es dringt von außen ein durch die kleinen Fenster, die wie helle Augen ins Land schauen. Und wenn die Bewohner Unheil trifft — welches wäre so übermenschlich groß, daß die stille, erhabene Größe der umgebenden Natur keinen Trost dafür fände?"

Der Mann schweigt; er streitet nie gegen Voraussetzungen — die junge Dame lächelt triumphierend.

Das Hüttchen liegt still, wie ausgestorben, in den kleinen Fenstern spiegeln sich rosige Wölkchen, die hoch oben durch die Luft

Digitized by Google

schwimmen; die Berge stehen finster, wie versteinerte Riesen, aus den Tannen steigt kräftiger Harzgeruch und wartet des Abendhauchs, der ihn gesundheitbringend in die Ebene tragen soll.

Tiefe Stille; nur der Bach springt plätschernd über die Steine, ein Heimchen zirpt im Heu, sonst kein Hauch, kein Laut — bedingungsloses Schweigen, das an die Unendlichkeit erinnert. Es legt seinen Bann auch über die beiden Menschen. Der Mann steht still, nachdenklich auf seinen Stock gestützt, das Mädchen streichelt selbstvergessen ihre Wange mit einem Blütenstrauß, den sie auf ihrem Weg gepflückt hat. Jedes folgt seinen eigenen Gedanken.

Da — ein knarrender Laut! Schwerfällig dreht sich die rostige Thür der Hütte in ihren Angeln — gespannt sehen die Augen der beiden Fremden auf die Gestalt, die heraustritt. Eine Frau in fußfreiem Rock, mit weißem Hemd und dunklem Mieder — eine üppige, kraftvolle, junge Bäuerin. Der Kopf mit einer Last schwarzer Flechten muß sich unter dem Thürrahmen neigen. Schlank und hoch, wie eine ihrer heimatlichen Edeltannen steht das junge Weib auf der Schwelle.

Lauschend wendet sie den Kopf zurück — da schiebt sich ein schmales Kinderfigürchen in rotem Rock durch die Thürspalte; es ergreift die Hand der Frau, giebt ihr fürsorglich einen starken Stock in die andere — so steigen sie bedächtig die zwei knarrenden Stufen herunter. Langsam kommen sie über den Rasen, den Fremden entgegen. Etwas Unsicheres, Tastendes liegt in der Haltung der jungen Frau, ängstlich hält sie die Hand des kaum vierjährigen Kindes, dessen rotes Röckchen im Abendhauch flattert — wie eine Mohnblume leuchtet es durch den dunkelnden Abend. Ein liebliches Kind mit hellem Gelock und traurigen Augen, die ernsthaft zu den Fremden, dann zur Mutter aufsehen. Auf den freundlich gebotenen Abendgruß wendet die stattliche Frau langsam den Kopf — erschreckt fährt das junge Mädchen zusammen — zwei erloschene, lichtlose Augen starren sie an.

„Gelobet sei Jesus Christus!" — tonlos murmelt die Blinde den üblichen Gruß . . . dann ist sie vorüber.

Erschüttert blicken die beiden Fremden der hohen, kraftvollen Frauengestalt nach, die ein hilfloses Kindchen als Schutzengel leitet — Das junge Mädchen senkt stumm den Kopf . . .

Charakter.

Eine psychologische Studie

von

Irma von Troll-Borostyáni.

Nachdruck verboten.

„Charakter im großen und kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt", erklärte Goethe. Somit ist, was wir als Charakter bezeichnen, identisch mit: konsequenter Energie des Willens.

Doch aber spricht man von einem guten und einem bösen Charakter, woraus hervorgeht, daß in dem Worte „Charakter" zwei Begriffe sich decken: die Artung des Charakters (moralische Gesinnung) und die Kraft des Charakters (Willens-Energie).

Wir wollen nun das, was wir Charakter nennen, und seine Entwicklung in dieser doppelten Bedeutung betrachten.

Die Erziehung, deren Aufgabe es ja ist, den Menschen zu möglichster Vollkommenheit heranzubilden, hat selbstverständlich in ihrer charakterbildenden Einwirkung beide Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Sie wird es ebenso als ihre Obliegenheit ansehen, die moralische Gesinnung zu veredeln, wie auch die Willensenergie zu stählen. Denn ein starker Charakter ohne moralische Gesinnung ist ebenso brüchig, wie eine edle Gesinnung ohne die Kraft des Beharrens im Guten.

Digitized by Google

Ist die natürliche Veranlagung eine günstige, so wird es einer halbwegs vernünftigen Erziehung nicht schwer fallen, ihrer Aufgabe in beiden Richtungen gerecht zu werden. Wenn aber das zu erziehende junge Wesen von der Natur oder durch andere dem erziehlichen Einflusse vorausgegangene Einwirkungen mit schlechten, perversen Neigungen oder einem schwächlichen, widerstandsunfähigen Willen ausgestattet worden, ist dann die Erziehung im stande, solchen Individuen gegenüber mit ihrem Werke nennenswerte Erfolge zu erzielen? Und wenn sie es vermögen soll, welchen Weg wird sie einzuschlagen haben, um ihr Ziel zu erreichen?

Es kann leider nicht bezweifelt werden, daß der Machtsphäre der Erziehung, und sei es die ausgezeichnetste, durch die angeborene Naturanlage jeder Individualität feste und unübersteigbare Grenzen gezogen sind, da ein von Natur aus böses Gemüt nie und nimmer in ein edelfühlendes umgewandelt zu werden vermag, sowie die sorgsamste Kultur einen Brombeerstrauch nicht dazu bringen kann, Trauben zu tragen; dem ungeachtet ist aber das Wirkungsgebiet der Erziehung noch ein sehr großes. Das einzige Mittel jedoch, durch welches sie auf den Charakter einen dauernd nachwirkenden, formbildenden Einfluß zu üben imstande ist, ist aber — meiner tiefsten und auch wiederholt andern Ortes ausgesprochenen Überzeugung gemäß — die Entwicklung der Vernunft.

Ich will das erklären.

Jedem denkenden und auf der Höhe der modernen wissenschaftlichen Naturerkenntnis stehenden Menschen ist es klar, daß nicht nur das materielle Leben, sondern auch das individuelle Geistesleben von dem Gesetze der Kausalität beherrscht wird oder mit andern Worten, daß alles Denken, Wollen und Thun der Menschen streng kausal bedingt ist durch die Gesamtwirkung der Ursachen, welche einerseits in der angeborenen natürlichen Veranlagung, andrerseits in dem Schicksale des Menschen, d. h. in seinen persönlichen Erfahrungen und deren notwendigen Einflüssen gegeben sind.

Hat nun die Erziehung auch keine Macht über die Schaffung der in den angeborenen Geistes- und Charakteranlagen liegenden Ursachen, so steht ihr dagegen ein sehr weites Wirkungsgebiet offen in Schaffung der äußeren, dem Denken bestimmte Richtung gebenden Ursachen.

Es steht außer Zweifel, das alles Thun und Unterlassen des Menschen in letzter Linie auf seinen teils bewußten, teils nur dunkel empfundenen Willen, glücklich zu sein, zurückzuführen ist. Die edelsten wie die niedrigsten Handlungen haben keine andere Triebfeder, als die des Willens, sein eigenes Glück zu begründen. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Edle sein Wohl mit dem des andern zu identifizieren vermag, daß bei ihm der natürliche Egoismus zum Altruismus geläutert ist; während der Rohe so gefangen liegt im Banne seines eigenen kleinen Ichs, daß sein seelisches Empfindungsvermögen nicht weiter reicht als sein körperliches Gefühl, sodaß er blind und taub ist gegen allen Schmerz und alle Freude des andern, ja sogar in einem mit der Qual eines andern erkauften Zustand Genuß zu fühlen vermag.

Wenn nun das Streben nach Glückserlangung als ein mit dem Selbsterhaltungstrieb in innigstem Zusammenhange stehender Naturtrieb anerkannt werden muß, so ergiebt sich hieraus als nächste Folge, daß die Erziehung das Ziel sittlicher Charakterentwicklung nur erreichen kann, wenn sie eben diesen dem Menschen an- und eingeborenen Willen, glücklich zu sein, als Mittel zu ihrem Zwecke benutzt.

Sie kann dies, indem sie einerseits das natürliche Selbstinteresse des Menschen durch Entwicklung seiner Vernunft erleuchtet, so daß er zur Erkenntnis gelangt, daß ein wahrhaftes Glück, eine tiefe seelische Befriedigung von demjenigen nicht erlangt werden kann, der sich in selbstsüchtiger Beschränkung in Gegensatz zur Außenwelt stellt, und indem sie andrerseits durch Bildung des Gemüts die Fähigkeit entwickelt, fremden Schmerz als eigenes Leid, fremde Freude als eigenes Glück zu empfinden.

Man lehre die Jugend, die Gesetze der gesellschaftlichen Organisation begreifen; man lehre sie, daß nur die Achtung der Rechte anderer Anspruch auf Berücksichtigung der eigenen Rechte gewährt; man lehre sie, daß der Mitgenuß an den Errungenschaften der großen Kulturarbeit der Gesamtheit die Verpflichtung auferlegt, an deren Wohlfahrt nach Kräften mitzuwirken und daß, wer in verblendeter Selbstsucht das eigene Glück

Digitized by Google

auf Kosten des Glückes anderer zu fördern trachtet, sein Recht verwirkt, ein Glied des sozialen Organismus zu bilden und es verdient, mit Abscheu aus der Mitte der menschlichen Gesellschaft ausgewiesen zu werden; man öffne die junge Seele dem freiempfundenen Verständnis der in ihrer schlichten Erhabenheit das Grundgesetz aller Moral bildenden Lehre: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Durch Befolgung der bezeichneten Richtschnur wird der Jugend die Erkenntnis der wahren Moral und des wirklichen Glückes erschlossen und wird der Charakter in der Weise entwickelt, daß er das Gute übt, nicht weil er *soll*, sondern weil er es *will*. Denn der Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung ist kein unlöslicher. Durch Durchführung der bezeichneten Erziehungsprinzipien kann einem Konflikt zwischen Pflicht und Neigung vorgebeugt werden. Indem die Erziehung durch eine derartige Geistes- und Gemütbildung die moralischen Motive verstärkt und die antimoralischen Triebfedern abschwächt, wird der Charakter, d. h. die sittliche Gesinnung des jungen Wesens in der Weise entwickelt, daß die Neigung dahin gerichtet ist, das als Pflicht Erkannte freiwillig, d. i. dem eigenen naturgemäßen Glücksverlangen gehorchend, zu thun. „Pflicht ist" — sagt Goethe — „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt."

Für Kinder, die an blinden Gehorsam gewöhnt werden müssen, ist das Gebot ausreichend: „Du sollst!" und: „Du sollst nicht!" Erwachsene, vernunftbegabte Menschen wollen und *müssen* im Interesse ihres ethischen Selbstbewußtseins wissen, *warum* sie das eine thun, das andere lassen sollen. Deshalb ist es nötig, die heranreifende Jugend hierüber klare Einsicht gewinnen zu lassen, damit sie, was sie *soll*, auch *wollen* könne und ihr die Unterwerfung unter die Gebote der Moral nicht als eine Beschränkung ihrer Freiheit und ihres Lebensgenusses, sondern als eine Bedingung ihres eigenen Wohles erscheine. Diese Einsicht ist der Faden Ariadnes, der aus dem Labyrinth heißen Begehrens nach Freude und Genuß und unbefriedigter Ermattung, dunkler Verirrungen und greller Lichtblitze, schmerzlicher Reue, bangender Hoffnung und bitterer Enttäuschungen — aus diesem Labyrinthe, in dem so viele zu Tode ermüdet und verzweifelnd zu Boden stürzen, an das Ziel höchster Lebensbestimmung führt: *selbst glücklich, andere zu beglücken*. Denn nur diese Einsicht kann sie dazu vermögen, stets und in allen Wechselfällen des Lebens die Gesetze der Moral, welche eins sind mit den Forderungen erleuchteter Vernunft zur Norm der Handlungsweise zu erheben.

Die schwungvollste Phantasie vermag sich kaum eine Vorstellung von dem Bilde zu machen, welches die menschliche Gesellschaft bei einer derartigen sittlich-intellektuellen Entwicklung ihrer Glieder darböte. Denn wie es der Fluch ist der bösen That, fortzeugend Böses zu gebären, so ist es glücklicherweise nicht minder der Segen der guten, fortwirkend Gutes zu schaffen. Und so ist die herrliche Wirkung des Gutseins und des Rechtthuns eine doppelte: das heitere Gleichgewicht der Seele, der Friede in sich selbst, der auch über zufälliges Mißgeschick zu erheben vermag und in Not und Kummer tröstet, und dann der mittelbar oder unmittelbar wohlthuende, glückäende Einfluß auf alle Mitwesen.

Man wende mir nicht ein, daß eine so hohe Entwicklungsstufe der Menschheit ein unerreichbares Ideal sei, dem zuzustreben eitle Mühe. So wie der Künstler nur in dem Streben nach dem, wenngleich ihm unerreichbaren Ideale ein echtes Kunstwerk zu schaffen vermag, so kann es auch nur *der* Erziehung, welche sich das Ziel moralischer Vollkommenheit vor Augen hält, gelingen, tüchtige, edle Menschen heranzubilden. Und wer auch möchte es wagen, angesichts des Wirrsals unserer gegenwärtigen und der vergangenen Zeiten die durch die Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur bedingte Grenzlinie moralischer Vortrefflichkeit festzustellen, welche zu überschreiten die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit unvermögend wäre? Soviel ist sicher, daß, wenn es auch eine solche Grenze giebt, die Menschheit noch ein beträchtliches Stück Weg auf der Bahn ihrer ethischen Entwicklung zu durchschreiten vor sich hat, bis sie an dieser äußersten Grenze menschlicher Vervollkommnungsfähigkeit anlangt. — —

Kehren wir nach diesem flüchtigen Ausblick in eine weite, schöne Ferne, welche als letztes Ziel den Geschlechtern unserer in wehvollen Kämpfen ringenden Zeit leuchtend winkt, zu dem Ausgangspunkte unserer heutigen Betrachtung zurück, so glaube

Digitized by Google

ich, wenn auch nur in weiten Umrissen, den Weg bezeichnet zu haben, der meinem Auge als der von der Erziehung einzuschlagende vorschwebt, um ihrer Aufgabe, einer möglichst vollkommenen Charakterentwicklung, gerecht zu werden.

Haben wir nun in den vorstehenden Zeilen unsere Aufmerksamkeit der Charakterbildung als Artung des Charakters (moralische Gesinnung) zugewendet, so wollen wir jetzt die zweite Bedeutung des Begriffes: Charakter, nämlich die Energie des Willens, ins Auge fassen.

Da handelt es sich nun vor allem darum, die Merkmale zu kennzeichnen, durch welche sich die beiden Bethätigungen subjektiven Willens: Charakterfestigkeit und Eigensinn, welche sehr oft mit einander verwechselt werden, psychologisch und praktisch von einander unterscheiden, welche Kennzeichnung im Hinblick auf die Wichtigkeit, in der Erziehung einerseits die Charakterstärke zu entwickeln, andrerseits den Eigensinn zu bekämpfen, nicht als bedeutungslos erscheinen kann.

In vielen Fällen bietet die Unterscheidung zwischen beiden Arten von Willensäußerung allerdings wenig Schwierigkeit. Sehen wir beispielsweise ein verzärteltes Kind, allem Zuspruch seiner Eltern oder Erzieher zum Trotze, sich weigern, eine ihm ärztlich verordnete Arzenei zu nehmen, so werden wir nicht zögern, diese Widersetzlichkeit gegen den Willen anderer Eigensinn zu nennen, und sie ist auch nichts anderes. — Sehen wir hingegen einen jungen Mann, ungeachtet der verführerischen Lockungen leichtfertiger Freunde, sich weigern, Unehrenhaftes zu thun, so werden wir solches Beharren auf dem gefaßten Entschluß mit Recht als Charakterstärke bezeichnen.

Doch nicht in jedem Falle treten die unterscheidenden Merkmale so klar zutage. Eine junge Frau wird zu einem glänzenden Ballfest geladen. Sie lehnt es ab, und trotz allen drängenden Zuspruches von seiten der Freunde und Verwandten, ja selbst ihres Gatten, den es freuen würde, wenn sie sich das Vergnügen gönnte, beharrt sie auf ihrer Weigerung. Die guten Bekannten, die von dem Grunde dieser Weigerung nichts wissen, glauben wohl darin das Ergebnis eines launenhaften Eigensinns zu erblicken, und doch ist sie vielleicht ein Beispiel edler Charakterfestigkeit. Sie weiß vielleicht, daß die Geldausgaben, welche die Beteiligung an dem Feste ihr oder ihrem Gatten auferlegen würde, in einem Mißverhältnis zu ihrer materiellen Lage stehen, daß sie nur durch Verzicht auf Befriedigung wichtigerer oder dringenderer Lebensbedürfnisse ermöglicht werden oder gar zu einer Unordnung ihrer ökonomischen Lage den Grund legen könnten.

So entzieht sich in den meisten Fällen dem Fernerstehenden die Möglichkeit, ein sicheres Urteil darüber zu fällen, ob wir in einem gegebenen Momente ein Beispiel vernünftiger Energie oder irrationellen Starrsinns vor uns haben. Und aus diesem Grunde wird beides so leicht verwechselt. In der Erziehung jedoch sowie ferner in jedem Falle, wo ein Mensch verpflichtet oder auch nur berechtigt ist, auf einen andern Menschen Einfluß zu üben, ist jede Verwechselung beider Erscheinungen vom Übel, und darum ist es wichtig, die beiden Charaktereigenschaften wohl von einander zu unterscheiden und in jedem einzelnen Falle, wo es zweifelhaft erscheint, ob ein festes Beharren auf einem Entschluß auf Eigensinn oder auf verdienstvoller Energie beruht, dem letzten Grunde nachzuforschen, aus welchem dieses Beharren entspringt.

Bei dem Eigensinn ist die Vernunft die Sklavin, bei der Charakterstärke ist sie die Herrin des Willens.

Denn der Eigensinn ist das Beharren auf dem eigenen Willen ohne Erforschung des Grundes und des Endzweckes, welches dies Beharren hat, oder oftmals auch ein Beharren trotz der innerlichen, heimlichen Erkenntnis, daß es eines vernünftigen Grundes und Zweckes völlig entbehrt. Die Charakterstärke hingegen äußert sich in der Kraft des Willens, auf dem nach sorgsamer Abwägung der Gründe und Gegengründe sich ergebenden Entschlusse, trotz aller entgegengesetzten Einwirkungen von außen, unentwegt zu beharren.

Bei dem Eigensinnigen tritt der Wille spontan vor der Erwägung oder ohne eine solche in Aktion; bei dem festen Charakter bildet sich der Entschluß des Willens als letztes Glied in der Kette der überlegenden und prüfenden Gedanken. Der Eigen-

Digitized by Google

sinnige vermag nie oder nur sehr ungenügend Antwort zu geben auf die Frage: „Warum willst du dies, warum willst du jenes nicht?“ Der letzte Grund bleibt bei ihm immer nur: „Ich will nicht, weil ich eben nicht will!“ Der Charakterstarke vermag seinen Entschluß bis in die letzten Wurzeln seiner Willensentscheidung zu begründen, das ganze Gewebe seiner Motive aufzudecken. Er mag sich irren, aber nie wird er im Bewußtsein seines Irrtums daran starrsinnig festhalten, während der Eigensinnige erst gar nicht darüber nachdenkt, ob er sich etwa irrt, und selbst, wenn er die dunkle Empfindung seines Irrtums hat, dennoch seinem Willen nicht entsagt. Er mag eben nicht anders.

Bei dem Eigensinnigen liegt die Vernunft in den Fesseln des Willens; bei dem Charakterstarken ist die Erkenntnis des Guten, des Rechten oder des Vernünftigen die Quelle und der Grund seines Willens.

Daher kommt es auch, daß letzterer seinen Willen zu ändern vermag, wenn die den betreffenden Fall berührenden Umstände sich ändern oder unerwartet neue Gesichtspunkte an die Bildfläche treten, während der Eigensinnige allen Einwirkungen, welche den Entschluß eines vernünftig erwägenden Menschen zu modifizieren vermögen, unzugänglich bleibt: denn sein Wille ist stärker als er selbst. Er leidet darunter, er quält sich ab, er schämt sich heimlich vor sich selbst und vor den anderen, und doch beharrt er mit eherner Stirn auf seinem Willen, der ihn beherrscht.

Die Energie des Willens ist eine herrliche Blüte des Charakters, die von Erziehern und Eltern schon im jugendlichsten Alter des Kindes oder Zöglings gepflegt und entwickelt werden soll, denn vielfach bedarf der Mensch ihrer auf den verschlungenen, dunklen Pfaden des Lebens. Der Eigensinn ist ein Fehler, unter welchem der Eigensinnige oft noch mehr leidet als seine Umgebung. Und ebenso wie die Entwicklung des Charakters in seiner Bedeutung als moralische Gesinnung, kann auch die Stählung des Charakters in seiner Bedeutung als Energie des Willens und die Bezwingung des Eigensinns nur durch Aufklärung des Geistes, durch Schulung des Denkens, durch Entwicklung der Vernunft erzielt werden.

Man lehre die Jugend, sich selbst von allem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben; man halte sie an, bei allen Handlungen, ja selbst bei allen Wünschen und Aeußerungen einer Willensneigung die Gründe hiervon zu erforschen und in logischer Gedankenfolge klarzulegen; man lasse ein unmotiviertes „Mögen oder Nichtmögen“ bei den jungen Wesen nicht hingehen, sondern zwinge sie — ohne jedoch sie einen Zwang fühlen zu lassen — durch Frage und Antwort über die eigentlichen Ursachen solchen Mögens oder Nichtmögens und bei Handlungen über die Zwecke ihres Thuns sich selbst klarzuwerden und eine klare Darstellung hierüber zu geben. Auf diese Weise wird die junge Seele allmählich daran gewöhnt, ihre oft nur ganz instinktiven Willensimpulse vor der eigenen Vernunft zur Verantwortung zu ziehen, Wünsche, Neigungen und Beschlüsse auf ihre innere Berechtigung zu prüfen und sich nicht von unmotivierten und unmotivierbaren Launen und Einfällen leiten zu lassen. Mit der Gewöhnung, den Willen der prüfenden Überlegung und der aus dieser Überlegung gewonnenen Erkenntnis unterzuordnen, wird sich aber gleichzeitig die Kraft des Charakters stählen, welche der Willensrichtung die Energie des Beharrens verleiht.

Und da, wie wir gezeigt haben, der Eigensinn auf einer nicht von der Vernunft geleiteten, sondern von dieser völlig unabhängigen Willensbethätigung beruht, so ist in der bezeichneten Methode zugleich auch das beste Mittel zur Besiegung des Eigensinns selbst gegeben. Man versuche es nur niemals, ihn mit Strenge und Härte zu bezwingen. Der Strenge gegenüber, unter dem Drucke einer ihm entgegengesetzten Gewalt, verhärtet er sich — selbst wenn es in einzelnen Fällen gelingt, ihn gewaltsam zu brechen — und das von diesem Fehler behaftete Gemüt wird bitter und störrisch. Nur mit Güte und durch mit unendlicher Liebe und Geduld gepaarte sanfte Entwicklung überzeugender Vernunftgründe läßt er sich bekämpfen. Und zwar ist bei den meisten derartigen Charakteren zur Bekämpfung des Starrsinns die Liebe noch mächtiger als die Vernunft, — wie überhaupt alle Erziehung nur dann von Erfolg gekrönt wird, wenn sie von Liebe beseelt ist.

Digitized by Google

Das Wahlrecht der Frauen in England.

Von

Alice Zimmern (London).

Nachdruck verboten.

Im Dezember des verflossenen Jahres wurden zum erstenmal in England die Behörden gewählt, welche in Zukunft die Lokal-Angelegenheiten der kleineren Städte und größeren Dörfer verwalten sollen (Parish and District Councils). Seit 1869 besitzen die größten Städte (boroughs) und seit 1888 die Grafschaften (counties) das Recht über ihre eigenen Bedürfnisse selbst zu entscheiden; sie bestimmen die Steuern, die diesen Zwecken dienen sollen und haben die Aufsicht über Polizei, Straßenunterhaltung, Wasser und Beleuchtung, Armen- und Gesundheitspflege, Stadtbibliotheken sowie die Kontrolle über die öffentlichen Vergnügungslokale. Ähnliche Rechte sind nun auch den kleineren ländlichen Vorständen durch das neue Gesetz, das im vergangenen Jahr vom Parlament angenommen wurde, zuerteilt worden. Der Grund zu diesen Neuerungen ist in dem Anwachsen demokratischer Anschauungen zu suchen; man will, daß jeder Bewohner des Landes an der Verwaltung seiner Stadt oder seines Dorfes ein praktisches Interesse zeigen soll. Durch dieses neue Gesetz ist es dem Parlament ermöglicht, sich ausschließlich Reichsangelegenheiten zu widmen, was nicht nur wünschenswert, sondern geradezu notwendig geworden war. Als nun das neue Gesetz von dem Ministerium dem Parlament vorgelegt wurde, galt es für die Frauen sich zu regen und nicht nur die alten Rechte zu wahren, sondern neue Rechte zu erkämpfen. Dank verschiedenen Parlamentsmitgliedern, die für die Frauenfrage eintraten, unter ihnen besonders Mr. Walter Maclarren, der den Frauen immer mit Rat und That zur Seite stand, ist es ihnen gelungen, in diesen neuen Körperschaften (Parish and District Councils) den Männern fast gleichgestellt zu werden.

Ganz anders ist es mit den Town and County Councils. Frauen haben wohl für sie das Wahlrecht und dürfen auch gewählt werden; es stellte sich aber heraus, daß das Gesetz ihnen nicht das Recht giebt an den Sitzungen teil zu nehmen, sodaß damit das passive Wahlrecht illusorisch gemacht worden ist. Bekannt ist ja, daß Lady Sandhurst und Miß Jane Cobden in London gewählt wurden und in den ersten Sitzungen treffliche Dienste leisteten. Da erhob Mr. Beresford Hope, dessen Kandidatur gescheitert war, gegen Lady Sandhurst die Anklage, daß ihre Wahl eine ungesetzliche gewesen sei (election petition). Die Angelegenheit wurde gerichtlich verhandelt und zu Gunsten Mr. Beresford Hope's entschieden; Lady Sandhurst und Miß Cobden mußten sich beide von dem London County Council zurückziehen, und nun steht es fest, daß ohne Abänderung des Gesetzes keine Frau in diese Körperschaften hinein gewählt werden kann.

Es war deshalb von der größten Wichtigkeit, in der erwähnten neuen Gesetzvorlage für die Parish and District Councils von Anfang an die Stellung der Frau genau festzustellen. Dies ist nun auch geschehen. Jede Frau, verheiratet oder nicht, die zum Wählen berechtigt ist, oder auch nur ein Jahr lang in dem Wahlbezirk gewohnt hat, kann gewählt werden. Die Männer haben keine weiteren Vorrechte, und die Frauen sind ihnen demnach ganz gleich gestellt. Auch darf eine Frau zum Vorsitzenden (chairman) gewählt werden, nur genießt sie dann nicht, wie in solchem Falle der Mann, das Recht, als Magistrat (Justice of the Peace) zu fungieren.

Digitized by Google

Wer wählen darf, kann selbst gewählt werden — das war leicht im Prinzip festzustellen; die Schwierigkeit war nur, die Bedingungen für das Wahlrecht zu formulieren, und darüber wurde viel gestritten. Die neuen Wahltabellen sollten aus den Registern für die Parlamentswahlen und denen der lokalen Behörden zusammengesetzt werden (Parlamentary registers and local government). Frauen sind aber nur in die letzteren eingetragen. Das Wahlrecht für die Town and County Councils besitzen nur solche, die Mieter oder Besitzer eines Hauses sind (householders). Für das Parlament dürfen aber auch Männer wählen, die in möblierten Zimmern zur Miete wohnen (lodgers), auch Söhne, die im Elternhaus für ihre Wohnung bezahlen, auch männliche Dienstboten (Service franchise). Da nun die Frauen auf diesen Parlamentstabellen fehlen, so wären sie ohne Änderung des Gesetzes von den Vergünstigungen ausgeschlossen gewesen. Auch in anderer Hinsicht genügte das Lokalregister nicht, da verheiratete Frauen, selbst wenn sie Miete und Steuern aus eigenen Mitteln bezahlen, nicht wahlberechtigt sind. Diese Verhältnisse zogen sofort die Aufmerksamkeit der Vertreter der Frauensache auf sich. Mr. Maclarren, als Mitglied des Vereins „Society for promoting the return of women to all local governing bodies" ist es zu verdanken, daß der Parlamentsbeschluß durchging, daß die Verheiratung einer Frau in keiner Weise ihr Wahlrecht beschränkt, wenn sie sonst die erforderlichen Bedingungen erfüllt. Es heißt nunmehr:

1. Wer wählen darf, kann auch gewählt werden.
2. Eine verheiratete Frau, die Hausbesitzerin ist oder aus eigenen Mitteln Miete und Steuern zahlt, hat dieselben Rechte als ihre unverheiratete Schwester oder eine Witwe.

Das eifrige Streben der englischen Frauen geht nun dahin, daß dieses Wahlrecht auch auf die Town and County Councils ausgedehnt werden möge, und dieses Ziel dürfte wohl in Bälde erreicht werden.

Was überhaupt bis jetzt erreicht wurde, ist folgendes:

1. Frauen haben das aktive Wahlrecht für alle Körperschaften mit Ausnahme des Parlaments. Folglich haben sie in allen städtischen Angelegenheiten indirekt mitzureden, nur die Reichsangelegenheiten stehen ihnen noch fern. Die wichtigsten dieser Körperschaften sind: County Council, Town Council, Parish and District Council, Schoolboard (Schulbehörde) und Board of Guardians (Armenpfleger).
2. Frauen können für Parish and District Councils, Schoolboards und Board of Guardians gewählt werden (passives Wahlrecht) und haben in beiden letzteren Körperschaften bereits gute Dienste geleistet.
3. Es ist der Anfang dazu gemacht, auch die verheirateten Frauen in den Besitz dieser Rechte einzusetzen.

Daß die Leistungen und Fähigkeiten der Frauen geschätzt und gewürdigt werden, zeigt sich in der Berufung dreier Damen: Lady Frederick Cavendish, Mrs. Henry Sidgwick und Mrs. Bryant in die königliche Kommission, die zur Zeit über die höhere Erziehung beider Geschlechter berät. Daß Männer ohne Zuziehung von Frauen richtige Bestimmungen über Mädchenerziehung treffen könnten, hielt man geradezu für ein Ding der Unmöglichkeit. Die Zuziehung von Frauen zu dieser Kommission ist aber gerade in dem konservativen England von besonderer Wichtigkeit; es ist das erste Mal, daß eine Frau direkt von der Krone berufen worden ist. Damit ist die Bahn zu weiteren wichtigen Errungenschaften gebrochen, so daß die englischen Frauen mit Zuversicht in die Zukunft blicken können.

Digitized by Google

Die alte Gouvernante.

Erzählung

von

J. Timkówski.

Autorisierte Übersetzung von Adolf Garbell.

Nachdruck verboten.

Jelisawéta Alexéjewna Jeróbin erhob sich stöhnend und ihre Schwäche niederkämpfend vom Bette und setzte sich ans Fenster. In der Haltung ihrer nicht großen, mageren Figur lag etwas von weicher Trauer. Ihr altes Gesicht zeigte einen kindlichen, unschuldigen und zugleich nachdenklichen Ausdruck, und die Falten, die es bedeckten, erinnerten an das leichte Gekräusel, das manchmal auf der Wasserfläche zittert.

Jelisawéta Alexéjewna war niemals eine Schönheit gewesen, doch lebte etwas in ihrem Gesichte, das höher steht, als jede Schönheit, etwas so Sanftes, Reines! Ihre Augen blickten so kindlich treuherzig und dennoch ein ernstes, inneres, wenn auch sehr zurückgehaltenes Leben verratend, blickten mit einer so freundlichen Strenge, wie es nur die Augen sehr guter und sehr reiner Menschen thun. Das war jene geistige Schönheit, die den Menschen auch im Alter nicht verläßt. Alle ihre Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, alles, was sie sprach und that, trug den Stempel einer so herzlichen Weichheit, eines solchen Zartgefühls, daß jeder mehr oder weniger feinfühlende Mensch in ihrer Gegenwart instinktiv alles Grobe und Ausfallende vermied. Das Wort „Greisin", das etwas so Kaltes, Gefühlloses, Abgelebtes in sich trägt, paßte für sie ganz und gar nicht. Sie war eine prächtige, liebe alte Frau, die ein reines und tiefes Lebensgefühl ausströmte.

Vor dem einzigen Fenster ihres Zimmerchens erhob sich die hohe, steinerne Wand des gegenüber liegenden Hauses. Es war gerade vier Uhr, und die Sonne stand genau auf dem Himmelsfleckchen, das man von diesem Fenster aus sehen konnte. Jelisawéta Alexéjewna versäumte es nie, sich um diese Zeit an den Sonnenstrahlen zu erwärmen. Sie liebte die Sonne mehr als alles andere in der Natur und fühlte sich instinktiv zu ihren Strahlen hingezogen, wie zu allem Freundlichen, Hellen und Warmen. Die Julisonne war indessen keine erwärmende, sondern eine sengende. Das eiserne Dach glühte. Die trockene, schwüle Luft war gleichsam erstorben in Kraftlosigkeit, und die steinerne Wand strömte eine Hitze aus wie ein glühender Ofen, und Jelisawéta Alexéjewna meinte erdrückt zu werden.

Mit erhitztem Gesicht wandte sie sich vom Fenster ab. Jetzt nach dem Anblick der Sonnenstrahlen schien ihr das Zimmer noch finsterer als vorher. Dieses möblierte Loch, für das sie sechs Rubel monatlich zahlte, war lang und eng und mit seinen zerrissenen, in Stücken herunterhängenden Tapeten so unfreundlich und ungemütlich, daß es Jelisawéta Alexéjewna bei diesem Anblicke ganz unheimlich wurde. „Es ist wie ein Sarg!" dachte sie, auf die schmutzigen Wände und die niedrige Decke blickend, in deren Ecken sich Spinngewebe festgesetzt hatten. In einer dicken Schicht lag der Staub auf dem Fensterbrett, auf dem Tische und auf der zerfallenen, weitbauchigen Kommode. Sie stand auf, um einen Lappen zu nehmen und den Staub abzuwischen. Aber die Hände und Füße zitterten ihr, der Kopf brannte, und das Herz schlug aufgeregt in dieser stickigen Luft. Kraftlos ließ sie sich wieder in den Sessel sinken und wußte nicht, was thun. Sollte sie Arischa rufen, daß sie ihr das Zimmer aufräume, oder sollte sie alles so gehen lassen und sich wieder ins Bett legen?

In der Küche prasselte es in der Maschine. Auf dem Hofe schimpfte sich Arischa mit der Nachbarsköchin der Wäsche wegen. Durch das Lärmen der Frachtfuhren hindurch hörte man von der Straße her melancholische Laute eines unangenehm eindringlich tönenden Instrumentes und den Klang der Glocke, die in der nächsten Kirche zur Vesper lautete. Mit gesenktem Kopfe, ihre kleinen Hände müde gefaltet, saß Jelisawéta Alexéjewna da und überließ sich ganz der Herzbeklemmung, die sie in letzter Zeit immer öfter und öfter heimsuchte. Schon seit anderthalb Jahren war sie nach ihrem eigenen Ausdruck eine „Gouvernante außer Diensten". Sie hatte lange krank gelegen, drei Monate im Krankenhause zugebracht und dann, als sie es verließ, gefühlt, daß ihre Kraft gebrochen und ihr Lied zu Ende sei. Es begann damit für sie ein schweres, einsames Leben, ein beständiges Umherziehen in billigen Zimmern.

Digitized by Google

Während ihrer vierzigjährigen Thätigkeit hatte sie fast nichts für Unglückstage gesammelt. Wenn sie sich an einem Orte eingelebt hatte, kamen zu ihr, die Hintertreppe herauf, verschiedene unbemittelte Leute, meist Frauen und Kinder. Ihr krampfte sich das Herz zusammen, und in ihre Augen traten Thränen, wenn sie diese armen, blassen Kinder vor sich sah, die keine Freude, keine sorglose Lust, keine mutwilligen Kinderspiele kannten. Verwirrt und erregt steckte sie dann den Eltern Geld zu, liebkoste und ermutigte die Kinder und suchte sie fröhlich zu stimmen. Und zum Abschiede sagte sie manches Mal: „Vielleicht hilft mir der liebe Gott, Ihre Angelegenheiten zu ordnen." Dann machte sie sich energisch auf, die Kinder zu füttern, zu bekleiden, zu versorgen und war in ihren Bemühungen geradezu unermüdlich. Sie hatte in ihrem Leben schon viele Kinder vor Not und Sittenlosigkeit bewahrt und viel Schweres ihretwegen erduldet. Doch dafür waren ihr ja zuweilen Minuten so reinen Glückes geworden, daß sie alles Leid, alle Quälereien darüber vergessen mußte.

Jetzt, am Ende ihrer Lebenstage mußte sie sich mühsam durchschlagen und jeden Kopeken dreimal umdrehen, bevor sie ihn ausgab. Seit ihrem Austritt aus dem Krankenhause beschäftigte sie sich mit der Anfertigung von Lampenschirmen, die sie gegen ein geringes Entgelt in einem Laden verkaufte. Aber der vollständige Verfall ihrer Kräfte, der bisweilen die äußerste Grenze erreichte, zwang sie, auch diese Beschäftigung aufzugeben. Die letzten zwei Monate schon lebte sie nur davon, daß sie ihre Sachen und die verschiedenen Geschenke, die sie von ihren Zöglingen und deren Eltern „zum Andenken" erhalten hatte, verkaufte und versetzte. Die Not rückte wie eine drohende Wolke immer näher heran und lastete immer schwerer auf ihrer Seele. Krank am Körper, aber feinfühlend und empfindlich von Natur, liebte sie immer noch das Leben und begehrte danach. Nach ihrem langen, einsamen Umherziehen, nach dem Kranksein und Medizinieren, den schweren Sorgen und niederdrückenden Gedanken, eingeengt in die Erbärmlichkeit des eintönigen, alltäglichen Lebens, in diesem schwülen Loche, dieser bettelhaften Umgebung sehnte sie sich nach der frischen Luft, nach dem blauen Himmel, nach großen Räumlichkeiten, nach Liebkosungen, warmen Worten und freundlichen Gesichtern. Lebhaft wünschte sie, wenn auch nur für kurze Zeit, ihrem Herzen eine Erholung, wünschte einmal noch den Pulsschlag hellen, erwärmenden Lebens zu empfinden.

Jelisawéta Alexéjewna stand auf und öffnete die nach der Küche führende Thür. Vielleicht, daß sie mit Arischa ein Wörtchen nach ihrem Geschmacke reden, ein teilnehmendes Wort von ihr hören könnte.

„Arischa!" rief sie unentschlossen.

„Was wünschen Sie?" klang es ärgerlich zurück.

Jelisawéta Alexéjewna trat schweigend zurück. Sie bereute gestört zu haben.

In der Thür erschien ein breitschultriges, barfüßiges Mädchen mit hochaufgeschürztem Kleide und von der Hitze gerötetem Gesicht.

„Was wünschen Sie?" wiederholte Arischa. Sie hatte sich über die Schimpfreden der Köchin noch nicht beruhigen können und stand jetzt vor Jelisawéta Alexéjewna mit einer Miene, als ob Jelisawéta sie zum Zweikampf heraus gefordert hätte.

„Ich möchte ein wenig spazieren gehen, Arischa!" antwortete schüchtern Jelisawéta.

„Spazieren gehen?"

„Ja, Liebe! Es ist hier so schwül!"

„Das ist Verwöhnung, weiter nichts! Ich schmore dort an der Maschine und ersticke doch nicht!"

„Ich brauche Luft! Ich kann hier nicht atmen."

„Hm. Hier nicht atmen? Hm. Sie atmen doch! Sehen Sie jene dort," sie deutete mit dem Finger irgend wohin, „die sitzt vom Morgen bis zum Abend und ißt; ganz zu Fett ist sie geworden, wie, Gott verzeih' mir, wie ein Mops, und atmet doch!"

„Arischa, meine Freundin, begreife doch, ich bin ja hier wie lebendig begraben."

„Haben Sie sich da was ausgedacht, in solcher Hitze spazieren zu gehen. Sie werden auf dem Wege sterben."

Jelisawéta Alexéjewna wurde ärgerlich, doch sie beherrschte sich noch und sagte in weichem Tone:

„Ich langweile mich, Arischa! Ich sitze immer allein, und da überkommt mich ein Schmerz, und mir ist, als hätte man mich für irgend eine böse That ins Gefängnis gesteckt. Ich möchte Menschen sehen!"

„Wie weit werden Sie sich schleppen!" sagte Arischa ungeduldig und horchte nach der Maschine hin, „Sie werden auf der Straße hinfallen und so in Sünden sterben!"

„Nein, Arischa, fürchte dich nicht! Ich werde mich schon halten. Versetze dich doch in meine Lage! Ich bin an Menschen gewöhnt, habe mein ganzes Leben unter Menschen zugebracht, ich liebe Kinder! Ich muß, ich muß gehen! Ich bitte dich, plätte mir einen Kragen."

„Wie habe ich jetzt Zeit, zu plätten! Nur, weil Sie nichts zu thun haben, kommen Sie auf allerlei Unsinn!"

„Arischa, meine Freundin, ich bitte dich, bitte dich sehr!"

„Das ist nur so eine Laune!" brach Arischa kurz ab, „wenn Sie sterben wollen, thun Sie es lieber zuhause! Sonst wird man Sie auf

Digitized by Google

der Straße aufheben und nach Gott weiß welchem Krankenhause schleppen!"

Damit schloß sie die Thür und war verschwunden.

„Habe ich denn Zeit zu plätten? Hier die Maschine, dort Wäsche, und bald wird auch die andere herauskriechen und essen wollen. Pfui!" so hörte man sie in der Küche räsonnieren. Und je ärgerlicher Arischa wurde, um so mehr verlor Jelisawéta Alexéjewna allen Mut.

„In der That," dachte sie, „wohin soll ich gehen, zu wem? Ich bin ja ganz verwildert und zurückgeblieben . . . Ich werde allen zur Last fallen. Die Kinder werden sich am Ende gar vor mir fürchten! Ist es doch keineswegs angenehm, auf eine Kranke zu blicken. Und vielleicht bleibe ich wirklich irgendwo liegen. Nein, da ist es schon besser, in seinen vier Pfählen zu bleiben. Ach, Kinderchen, Kinderchen! Wie gerne möchte ich euch sehen! Ach, wie mir das Herz schlägt. Die Füße wollen nicht vorwärts. Doch was . . . Nicht ich allein bin krank und arm. Es gab eine Zeit, wo auch ich unter Menschen lebte und that, was meines Amtes war. Jetzt kann ich nicht mehr. Meine Kraft reicht nicht weiter. Es ist Zeit, daß ich zur Ruhe eingehe. Ach . . . ach . . . wie schwül es hier ist! Es drückt und drückt! Wie mir diese Wand zuwider geworden ist! Ich möchte mit jemand sprechen. Ich glaube, dann würde ich aufleben. Was soll ich nur thun? Nein, murren will ich nicht, o Herr! Erleichtere meine Seele! Ach, jetzt wäre es mir wohl, könnte ich einschlafen für lange, meinetwegen für immer. Ach, da innen zittert etwas . . . ."

Jelisawéta Alexéjewna hatte sich mit Mühe wieder ins Bett gelegt und verfiel infolge ihrer Schwäche in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Ihr Blick haftete auf einem Punkt, während sie unbeweglich dalag. Vor sich sah sie wie in einem Kaleidoskop eine Menge Kindergesichter, lachende, weinende, launenhafte, mutwillige und traurige. Mit ihnen ergoß sich in das Zimmer eine ganze Welle geräuschvollen Lebens, und es schien zauberhaft verwandelt. Die verblaßten gelben Blümchen auf der Tapete blühten auf; die mit Spinnweben überzogene Decke nahm eine helle Farbe an und sah einer weißen Wolke gleich, die langsam in die Höhe schwebte, und durchs offene Fenster wehte ein mutwilliges Lüftchen herein und spielte mit den Haaren der Kinder.

„Wir kommen zu Ihnen, Jelisawéta Alexéjewna, wir kommen zu Ihnen!" hörte sie fröhliche Kinderstimmen, und die Kleinen kletterten zu ihr aufs Bett.

„Auch ich komme zu Ihnen, Seelchen! Jelisawéta Alexéjewna!" hört sie eine zärtliche Stimme sagen, bei deren Klang ihr Herz süß erschauert. Sie richtet sich ein wenig auf und blickt gierig nach der Gegend, aus der diese Kinderstimme ihr entgegentönte; ein mageres Gesichtchen sieht sie dort mit großen, graublauen Augen, die so vertrauensvoll und lieb zu blicken verstehen, wie keine sonst. Es ist ihr, als ob diese Augen ihr grade ins Herz, ihren ganzen Kummer, ihre ganze Liebe sehen. Das ist Kólja Bojárinow, ihre Freude, ihr Trost.

„Koljúscha, Koljúscha!" schreit sie auf und — erwacht. Im Zimmer war es dunkel, wie zuvor. Die Tapetenstücke hingen noch ebenso traurig und unbeweglich von der Wand herab, und die Sonnenstrahlen waren vom Fenster aus nicht mehr sichtbar, denn sie hatten sich hinter die Mauer versteckt. Alles ringsum tot, unfreundlich und leer! Auf der Diele bewegte sich etwas Schwarzes, das Jelisawétas irrenden Blick auf sich zog. Mühsam erhob sie sich im Bette, ohne ihr Auge von dem schwarzen Punkte abzuwenden. Das Pünktchen blieb stehen. Eine halbe Minute lang sah sie wie erstarrt darauf hin. Jetzt rührte es die Fühlhörner und bewegte sich langsam von der Stelle. Mit frecher Schärfe hob sich das Tier von der Diele ab und schlich gleichsam unhörbar zu ihr hin. Sie fühlte einen fast schmerzhaften Widerwillen, erbebte am ganzen Körper und wollte aufschreien, doch der Atem versagte ihr, und es entfuhr ihr nur ein sonderbarer, gebrochener Laut. Die Schwabe stand plötzlich still auf ihrem Flecke, kroch aber nach einigen Minuten weiter, immer auf Jelisawétas Bett zu. Zeitweilig blieb sie stehen, als ob sie über ihren Reiseplan nachdächte. Jelisawéta Alexéjewnas Körper bedeckte sich mit kaltem Schweiß. Ein nicht zu beschreibender, panischer Schrecken ergriff sie. Als aber die Schwabe eine schnellere und entschiedenere Bewegung ihrem Bette zu machte, da schrie Lisawéta mit wilder Stimme auf, denn sie meinte schon auf ihrem Körper das unheimliche Kriechen des Insekts zu spüren. Dieser Schrei klang so erregt und schrecklich, daß Arischa wie eine Bombe ins Zimmer flog.

„Was ist Ihnen? Was ist Ihnen?" fragte sie erschrocken auf Jelisawéta hinsehend, die beide Hände aufs Herz drückte und, halb vom Bette herabhängend, auf die Diele starrte. Mit zitternder Hand deutete sie jetzt auf die Schwabe, die sich augenblicklich nicht vom Platze bewegte.

„Daß Sie gleich!" rief Arischa vor Ärger, „ich denke, es ist Gott weiß was geschehen!"

„Nimm sie fort! Um Gotteswillen, nimm sie fort!"

„Die wird Sie auffressen, nicht wahr?" fragte Arischa wütend, indem sie sich zu der Schwabe niederbückte.

„Schneller, schneller! Nimm sie fort! Sie wird sich hier verkriechen, o Gott!"

Die Schwabe war Arischas Hand entschlüpft und floh eilig unter das Bett.

„Sie ist fort!" rief Jelisawéta verzweifelt aus. „Und du schämst dich nicht? Was machst

Digitized by Google

du mit mir, du Quälgeist! O, mein Gott, mein Gott!"

Durch ihre Stimme klang eine Gereiztheit, die die unter dem Bette suchende Arischa empörte.

„Was zanken Sie mich denn eigentlich?" rief sie, unter dem Bette hervorkriechend, „es ist ja so schon einerlei! Wenn ich diese zertrete, so kommt eine andere herein. Ich habe ja in der Küche eine ganze Menge! Glauben Sie, daß ich nur hier bin, um Ihnen die Zeit zu vertreiben? Sie thun ja nichts, als mich ohne Grund von der Maschine abzurufen!"

„Ich kann es nicht länger ertragen! Ich gehe fort!" stieß Jelisawéta erregt hervor, „reiche mir . . . plätte mir . . . ich gehe gleich fort!"

„Was Sie sagen! Ich werde mich doch Ihres monatlichen halben Rubels wegen nicht zerreißen."

„Arischa, du wirst grob!"

„Pfui!" Das Mädchen spie aus, ging nach der Küche und schlug die Thür hinter sich zu.

Jelisawéta Alexéjewna bewegte sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit nach der Kommode und begann darin etwas zu suchen, wobei sie fortwährend vor sich hin murmelte: „Ich gehe fort! Ich gehe fort!"

Sie holte stark getragene Manschetten und einen ebensolchen Kragen hervor. Einen Besuch zu machen in unordentlicher Kleidung, das schien ihr geradezu unmöglich. Sie brach ein Stückchen Weißbrod und rieb den Kragen damit ab. Thränen traten ihr in die Augen, doch sie trocknete sie eilig ab, damit sie nicht auf den Kragen fallen und ihn beschmutzen könnten. Als der eine anständigere Farbe bekommen hatte, machte sie sich an die Manschetten. Plötzlich aber hielt ein Gedanke sie davon ab. Hatte sie denn das Recht, in so fassungslos trauriger Stimmung vor Kindern zu erscheinen? Hatte sie nicht selbst immer gesagt, eine Gouvernante müsse stets in „voller Rüstung" vor den Kindern erscheinen, sauber gekleidet und heiter, dürfe ihre verzweifelte Stimmung nicht zeigen, den Kindern nicht mit ihrem Grame das Herz schwer machen? Mochten die Kinder fremdes Leid sehen, sich daran gewöhnen, es begreifen lernen und Mitgefühl dafür hegen, aber sie, die Gouvernante, durfte nicht solch verzweifelte Stimmung zeigen. Das würde ja Sünde sein! Eine schwere Aufgabe stand Jelisawéta bevor: Die Notwendigkeit, sich soweit zu beherrschen, um das Leid, das ihre Seele geradezu gebrochen hatte, nicht zu den Kindern hinzutragen.

„Ich werde mich auf dem Wege zerstreuen und beruhigen," sagte sie zu sich selbst, fühlte aber dabei, wie sich das Leid immer tiefer in ihre Seele senkte. „Was geschieht denn mit mir?" flüsterte sie und ließ die Hände sinken, „man darf doch nicht so den Mut verlieren! O Gott, hilf mir!" Und Trost und Mut suchend, heftete sie ihren Blick auf ein Bild, das die Kreuzigung Christi darstellte. Ein Gedanke war es, der ihr stets in solchen Stunden, so auch jetzt zum Trost gereichte: das Bewußtsein, ihr Leben nicht nutzlos verbracht zu haben! Hatte sie doch die Herzen der Kinder durch jenes Licht erleuchtet, dessen Strahlen in ihrem Lieblingsbuche, dem Evangelium, gesammelt waren. Dieses Buch, in einem altmodischen Ledereinband, hatte sie noch von der Mutter geerbt. Sie bewahrte darin viele getrocknete Blumen und ausgenähte Lesezeichen auf und hielt es wie ein Heiligtum. Der Inhalt dieses Buches hatte sich schon in ihrer Kindheit ihr ins Herz gegraben und war ihr zum hauptsächlichen Lebensnerv geworden. Das gab ihr Kraft, die Unannehmlichkeiten des Lebens geduldig zu tragen, und das tröstete sie in schweren Stunden. Wenn sich in ihrer Seele zuviel des Kummers anhäufte, dann ging sie zur Kirche und dort, vor dem Kruzifix knieend, weinte sie ihren Kummer aus. Ihr Herz wurde dann weich im Gebet.

Aber das, was sie früher so getröstet hatte, erwies sich jetzt plötzlich als wirkungslos. Sie konnte nicht beten. Eine Todeskälte hatte ihr Inneres erfaßt. Hastig öffnete sie das Evangelium und durchlas ihre Lieblingsstellen. Auch das war vergebens. Eine Stimme, vor der sie zurückbebte, wiederholte ihr aufdringlich immer das eine: „du hast die Kinder lieben und Mitleid fühlen gelehrt; wer aber liebt dich jetzt und fühlt mit dir Mitleid? Wäre es nicht besser gewesen, einen Notgroschen zurückzulegen, damit du dich auf dein Alter bequem hättest einrichten können und den Rest deiner Tage nicht in Einsamkeit und ärmlicher Umgebung zu verbringen brauchtest? Was hat dir deine schwere, vierzigjährige Thätigkeit eingebracht? Dein Körper schmerzt, das Herz zergrämt sich, allen wirst du fremd bleiben, und niemand bedarf deiner!" Diese Stimme erschreckte Jelisawéta Alexéjewna; sie kämpfte dagegen an, konnte sie aber nicht zum Schweigen bringen. Sie suchte sich so lebendig als möglich die Leiden und Unterdrückungen auszumalen, die Christus erduldete, zitterte vor seinen Qualen, warf sich aufs Bett und preßte die Hände ans Herz. Noch nie hatte sie sich so verwirrt gefühlt, wie jetzt. Niemals war ihr das eigene Leben so nichtig erschienen, so nichtig und zwecklos. „Was ist nur mit mir?" fragte sie sich verzweifelt und fand keine Antwort.

Um das quälende Gefühl der inneren Leere zu betäuben, redete sie zu sich selbst von christlicher Pflicht, von Selbstaufopferung und von einem ehrlichen, pflichtgetreuen Leben. Doch wie zum Spott für ihre hohen Ideen zeigten sich ihrem Auge jetzt lange, einsame Tage, an denen sie

Digitized by Google

niemand haben würde, um mit ihm ein Wort zu wechseln, und lange, schlaflose Nächte, in denen sie Stunde um Stunde auf jedes Geräusch lauschen würde. Ein ganzes Leben lang eine Lehre im Herzen zu tragen und am Ende dieses Lebens nichts zu empfinden, als Kälte und Furcht! Mochte sie in noch so gehobener Stimmung sein, es genügte, daß eine Schwabe vorüberkroch, daß eine Arischa schimpfte, und alles Erhabene war aus ihrer Seele verschwunden. Ihr schien es jetzt, als habe sie ihr ganzes Leben lang sich selbst betrogen, indem sie die Erfüllung der Christenpflicht höher stellte als alles. Die Pflicht war erfüllt, aber ihre Seele war so kalt und leer, wie nie zuvor, und es war ihr, als habe sie mit den hohen Gedanken und heiligen Gefühlen jetzt nichts mehr zu schaffen. Lebensthat, Pflicht, Ideal, das waren ihr jetzt nur feierliche Laute, die hoch über ihr verklangen. Sie aber lag hier unten in diesem sargähnlichen Zimmer und fühlte sich einsam, verlassen unter Fremden, gerade darum, weil sie kein geliebtes Wesen um sich hatte, weil diese Wände so kahl und unfreundlich waren, weil diese schmutzige Decke so niedrig über ihrem Kopfe hing, und nichts, nichts da war, ihre Seele zu laben.

„Nur schneller, schneller sterben!“ dachte Jelisawéta, stützte sich auf den Tisch und bedeckte ihr Gesicht mit der Hand. „Alles in mir ist krank, und ich habe keine Kraft, mit dem Leid zu kämpfen! Der Tod ist nicht schrecklich. Vielleicht erinnert sich meiner dann noch jemand und weint an meinem Grabe. Vielleicht werden auch die guten Kinder trauern und, wenn sie heranwachsen, meiner mit einem guten, freundlichen Worte gedenken. Koljúscha wird sich zweifellos nach mir sehnen! Werde ich ihn denn wirklich nicht mehr wiedersehen? Ach, ich kann ihn nicht wiedersehen!“

Dieser Gedanke zuckte wie ein Blitz durch ihren Kopf und erregte und belebte sie aufs neue. Ihres ganzen Wesens bemächtigte sich der fieberhaft ungeduldige Wunsch, aus diesem finsteren Zimmer zu fliehen, wo sie zum erstenmal volle Verzweiflung empfunden hatte, zu fliehen vor dieser erhitzten Mauer, vor dieser ganzen traurigen Umgebung! Zu den Kindern wollte sie, sie sehen, sich mit ihnen freuen, mit ihnen trauern, ihren Koljúscha wiedersehen und ihn an ihr erkaltetes Herz drücken, um sich noch einmal, wenn auch nur für eine Stunde, als Mensch zu fühlen. Sie ergriff ihre Manschetten und schickte sich an, sie zu reinigen. Nachdem sie das so gut als möglich gethan hatte, kleidete sie sich hastig an, schüttelte aber jedes einzelne Stück vorher aus, da sie befürchtete, es könnte sich eine Schwabe darin eingenistet haben.

„Gehen Sie wirklich fort?“ fragte Arischa, den Kopf durch die Thürspalte steckend.

„Ich gehe fort!“

„Sie werden auf dem Wege umkommen! Denken Sie daran, ich habe es Ihnen gesagt!“

Als Jelisawéta Alexéjewna, nachdem sie sich gewaschen und angekleidet hatte, durch die Küche ging, blieb Arischa mit in die Seite gestemmten Händen stehen und sah ihr nach, als wollte sie sie mit ihrem Blick zu Boden strecken. Die wohlbeleibte, fettige Wirtin, die an Asthma litt, trat in die Küche, und beide beobachteten nun, wie Jelisawéta die Treppe hinunterstieg.

„Da wankt sie, die Alte!“ sagte mit bösem Lachen Arischa.

„Mein Gott, wie hält sich nur die Seele in diesem Körper!“ bemerkte die Wirtin, die jede Bewegung der Fortgehenden verfolgte.

„O, dieses halb krepierte Geschöpf!“ ärgerte sich Arischa, „wozu lebt sie denn eigentlich?“

„Sie lebt nicht und stirbt nicht!“ bemerkte apathisch die Wirtin, deren Aufmerksamkeit jetzt von der Pfanne in Anspruch genommen war. „Man möchte etwas essen!“ sagte sie, wie nebenhin, und als sie Arischas ärgerliches Gesicht sah, fügte sie schadenfroh hinzu: „Die Alte schmort jetzt wie ein Apfel!“

„Und es geschieht ihr recht, der alten Sünderin!“ lachte jene ärgerlich, obgleich sie durchaus nicht wußte, welche Sünden Jelisawéta Alexéjewna begangen haben sollte. Sie verachtete nur deren Hilflosigkeit und Schwäche, ihre wählerische Art, ihre Anforderungen an Sauberkeit, ihre weichen Bewegungen und den flehenden Ton, der oft durch ihre Stimme klang.

„Papyros raucht sie auch, ganz dünne!“ schloß sie in dem Wunsche, die Abwesende so weit als möglich herabzusetzen.

II.

Jelisawéta Alexéjewna trat auf die Straße hinaus und begab sich zur Pferdebahn, die nach Ssokólniki fährt. Atemlos langte sie beim Wagen an. Der erwies sich als überfüllt, und ratlos blieb sie stehen.

„Ich muß hinfahren!“ sagte sie sich.

Es stand jemand auf und bot ihr seinen Platz an. Sie sah nicht einmal, wer, und vermochte nicht zu danken. Da war auch schon Ssokólniki. Im Wagen hatte sich Jelisawéta ein wenig ausgeruht. Jetzt schritt sie langsam die Lichtung entlang und setzte sich auf jede Bank. Mit Genuß atmete sie den Duft der Bäume ein und freute sich wie ein Kind am frischen Grün. Am meisten aber freute sie sich über die Kinder, die mit ihren Wärterinnen spazieren gingen. Sie setzte sich zu ihnen hin und lächelte ihnen freudig zu, und dieses Lächeln gewann ihr die Herzen der Kleinen. Gefiel es ihnen doch sehr, daß sie sie „Kinderchen“ nannte, und daß sie so klein und schwächlich war. Es schien ihnen, als ob

Digitized by Google

sie für sie sorgen, sie in ihren Schutz nehmen müßten, und in dieser Rolle kamen sie sich so glücklich und so wichtig vor. Auf einer Bank geriet sie so mit den Kindern in Unterhaltung, daß die sie nicht fortlassen wollten. Als sie ging, begleiteten sie sie bis ans Ende der Lichtung, küßten sie zum Abschied und baten, sie möge doch wieder auf dieselbe Bank zurückkommen. An einer anderen Stelle bemerkten die Kinder, daß ihr das Gehen schwer fiel, faßten das „Großmütterchen" an der Hand und führten sie. Da sie aber weniger sie führten, als sich an sie hingen, so eilte ihre Wärterin herbei, um Jelisawéta von diesen kindlichen Dienstleistungen zu befreien. Ein flinker Knabe reichte ihr seinen Stock, daß sie sich darauf stütze. Ein blasses, mageres Mädchen wollte sie durchaus mit nach Hause haben und versicherte immerfort, daß ihr Papa und ihre Mama gute Menschen seien. Alles das berührte Jelisawéta Alexéjewna wohlthuend und machte sie freudig erregt. Plötzlich sah sie, wie ganz in ihrer Nähe eine Wärterin, die über die Launen des Kindes die Geduld verloren hatte, dasselbe ohrfeigte. Das kleine, hilflose Geschöpf erstickte beinahe in seinem Schmerz. Jelisawéta erbebte am ganzen Körper vor Unwillen und trat hastig zu der Wärterin hin. Ihre Hand, ihre Stimme und ihr alter, schwarzer Hut auf dem Kopfe zitterten, als sie ihr mit ihrem Sonnenschirm drohte. Lange konnte sie sich nicht beruhigen und nicht zu Atem kommen. Als sie sich dann von der Bank erhob, wurde ihr so schlecht, daß sie beinahe hingefallen wäre. Sie wußte, daß die Villa Bojárinow hier in der Nähe sein müsse, aber wo, dessen konnte sie sich nicht entsinnen. Auch versagten die Füße ihr den Dienst. So saß sie lange da, mit Kraftlosigkeit kämpfend, wenige Schritte von ihrem Koljúscha entfernt und doch nicht imstande, zu ihm zu gehen. Wie lebend stand er vor ihren Augen als fünfjähriges Kind, wie er damals war, als sie eben erst die Stellung bei Bojárinows angenommen hatte. So milde und zutraulich hatte er sie angeblickt und sie küssen wollen. Seitdem war er ihr auf Schritt und Tritt gefolgt, da er sie mit seinem ganzen kindlichen Herzen liebgewonnen hatte. Lebensvoll standen jene Augenblicke vor ihrer Seele, wo sie ins Kinderzimmer kam, um sich von Kólja für die Nacht zu verabschieden. Er schmiegte sich dann an sie und wollte sie lange nicht fortlassen. Mit unaufhaltsamer Offenheit, wie sie nur Kindern eigen ist, erzählte er ihr oder fragte sie über Christus, von dem er durch sie zuerst gehört hatte. Und sie erzählte ihm mit zitternder Stimme von Lazarus, von der Heilung der Blinden und Lahmen, von der Sanftmut Christi, und wie er die Kinder geliebt. Mit verhaltenem Atem hörte er ihrem zitternden Geflüster zu. „Jelisawéta Alexéjewna, er war so gut, so gut!" entrang es sich ihm endlich, und in begeisterter Erregung warf er die Bettdecke von sich. Trat dann die Mutter ein, so war das Gespräch beendet; sie bekreuzte Kólja noch einmal und ging hinaus, ganz erfüllt von dem tiefen, lichten Gefühle der Liebe zu Christus. Auch dessen entsann sie sich noch, wie sie Kólja am Vorabend ihres Namenstages zur Abendmesse geführt hatte. Vor dem großen, blendend strahlenden Bilde Nikolais, des Wunderthäters, knieten sie nieder. Es war ihr eine besondere Freude, mit diesem Kinde zusammen zu beten. „Gebenedeiet seist du, heiliger Vater Nikolai!" drang es zugleich mit dem Dufte des Weihrauchs zu ihr hin. Sie sah Kólja an. Er hatte sich ganz in den Anblick dieses glänzenden Bildes vertieft, seine sanften, gedankenvollen Augen leuchteten freudig, und sie empfand den Wunsch, diesen lieben Jungen gleich jetzt zu küssen.

„Geben Sie einem armen Invaliden ein Almosen!" hörte sie plötzlich eine Stimme. Sie schrak zusammen und erwachte aus ihren Träumen. Vor ihr stand ein alter Soldat mit einem Arm und ausgestreckter Hand. Seine kleinen Augen blickten heiter, ja, sogar neckisch, als ob er sich über die gewandt zusammengestellte Phrase amüsierte.

„Mein Freund," sagte Jelisawéta Alexéjewna, die beim Anblick des Alten unwillkürlich lachen mußte, „willst du mir nicht deine hilfreiche Hand geben? Ich sitze hier und kann nicht weiter. Wirst du mich bis zur Villa führen? Ich werde dir dafür dankbar sein."

„Mit dem größten Vergnügen!" erwiderte der Soldat. „Zu wessen Villa?"

„Zu Bojárinow. Sie muß hier in der Nähe sein."

„Ich kenne sie, ich kenne sie! Das ist in nächster Nähe. Ich bitte!" sagte er und half ihr von der Bank aufstehen.

„Nun, mit Gott! Sie sind schwach geworden, Herrin! Das macht nichts. Wir werden ganz leise und langsam gehen. Es giebt Leute, die ganz ohne Beine sind und so dahinkriechen, aber auch solche kommen an ihr Ziel. Hier müssen wir gehen, durch die Seitengasse. Thun Sie nur keinen Fehltritt!" ermahnte der Alte vorsichtig, und Jelisawéta spürte den Schnapsgeruch aus seinem Munde. „Dort ist sie, diese Villa!" fuhr er fort, „man vergißt hier des armen Mannes nicht. Man schenkt nur Brot, aber kein Geld. Da ist auch der kleine Herr. Was für ein lieber Mensch das ist. Sobald er einen sieht, bringt er gleich ein Brödchen. Nun, da sind wir ja schon. Gott sei gedankt. Das ist der Garten der Bojárinowschen Villa."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Schulspiele in Deutschland.[1])

Von

Max Lorking.

Nachdruck verboten.

Im Ausgang des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit tummelte sich und spielte im Freien überall in Deutschland jung und alt. Das ist seitdem ganz anders geworden, und erst seit etwa zwanzig Jahren hat sich das Jugendspiel in Form der Schulspiele von neuem entwickelt. Nach dem Kriege mit Frankreich wandte sich bei uns das allgemeine Interesse sehr ernstlich dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu, und mit der Einführung von Schulspielen scheint man 1872 in Braunschweig den ersten Versuch gemacht zu haben. Zwei Jahre darauf kam dort der englische Fußball in Aufnahme, und man machte die Erfahrung, die sich auf so manchem deutschen Spielplatz wiederholt hat, daß gerade beim Fußball in der des frischen Spiels im Freien entwöhnten Jugend am schnellsten wieder die Spiellust erwacht. Die große Beliebtheit, welche sich dieses Spiel während der beiden letzten Jahrzehnte in zahlreichen deutschen Städten erworben hat, liefert den besten Beweis, daß es unserer Jugend nicht weniger zusagt als der englischen.

Vor allen anderen Spielen hat der Fußball den Vorzug, daß er in einer Zeit geübt wird, wo die übrigen zumeist feiern, in den rauhen Tagen des Winterhalbjahres, ehe der Schnee zum Schlittenfahren oder die Eisdecke der Flüsse zum Schlittschuhlaufen einladet, und dann wieder, sobald der Frost verschwindet, im ersten Frühling. Dann sehen wir die Spieler Kopfbedeckung und Oberkleider ablegen und selbst ohne Scheu vor einem leichten Regen den Fußball beginnen. Schon der erste kräftige Lauf läßt ein wohlthuendes Gefühl der Wärme sie gleichmäßig überziehen; ihre Lungen, die in der dumpfen Stubenluft nur beklommen geatmet haben, kommen zu voller Thätigkeit und werden bis in die äußersten Spitzen mit reiner Luft vollgepumpt, und das Blut, das beim Stillsitzen in Stockung gewesen war, durchströmt frisch und kräftig den ganzen Körper. Die Möglichkeit einer Erkältung, der übrigens in dieser Zeit jedermann ausgesetzt ist, läßt sich nicht gänzlich ausschließen, aber die rasche Bewegung bietet einen trefflichen Schutz dagegen, und bei gehöriger Vorsicht ist nur der günstigste Einfluß des Spiels auf die Gesundheit zu erwarten. Es scheint jedoch ratsam, den Fußball in unserem Klima auf die rauhere Jahreszeit zu beschränken und im Sommerhalbjahr weniger anstrengende Spiele dafür eintreten zu lassen.

In Braunschweig wurden die Jugendspiele zu Ostern 1878 von seiten der Herzoglichen Regierung zu einer festen Schuleinrichtung erhoben, in der Weise, daß ein Nachmittag ohne Unterricht blieb, die Lehrer für die Aufsicht bei den Spielen förmlich verpflichtet und dafür von anderen Stunden befreit wurden und endlich ein jährlicher Zuschuß zu den Kosten der Spielgeräte bewilligt wurde. Im folgenden Jahr wurde die Teilnahme daran für alle Schüler verbindlich gemacht. Dieses Vorgehen fand zwar vielfach Anerkennung, aber wenig Nachahmung. Zu Anfang des nächsten Jahres folgte Düsseldorf, und dann kam der Erlaß des preußischen Kultusministers von Goßler, welcher der Sache volle Anerkennung zollte; doch gingen die meisten der vielen schönen Hoffnungen, die darauf gesetzt waren, nicht in Erfüllung.

Unter den Männern, die in Deutschland am meisten dazu mitgewirkt haben, nimmt der Reichstagsabgeordnete E. von Schenckendorff die erste Stelle ein, sowohl wegen seiner Thätigkeit in Görlitz wie als Begründer und Leiter des Zentralausschusses zur Förderung der Jugend- und Volksspiele. Von ihm ging auch die Anregung zur

[1]) Prof. Dr. Koch: „Die Entwicklung des Jugendspiels in Deutschland" (Hannover-Linden, Lange).

Digitized by Google

Einrichtung von Lehrgängen für die Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen in den Spielen aus, wie sie während der letzten Jahre in größerer Zahl stattgefunden haben. Jene müssen vor allem selbst die Spiele gründlich lernen, die nötige Anweisung empfangen, wie sie mit der Jugend einzuüben sind, und endlich einen Hauch der Begeisterung in sich aufnehmen, ohne die eine Wirksamkeit auf diesem Gebiete nicht segensreich sein kann.

Die Frage, wieviel Zeit diesen Spielen einzuräumen sei, läßt sich unter den jetzigen Verhältnissen nicht leicht beantworten. Das ärztliche Gutachten über das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen von 1882 verlangte neben dem zweistündigen Turnunterricht wöchentlich noch sechs Stunden Leibesübungen im Freien. Die eigentlichen Schulspiele, d. h. die von der Schule angeordneten und in ihren Lehrplan aufgenommenen, haben sich bisher in weit engeren Grenzen gehalten und werden schwerlich über zwei Nachmittage hinausgehen können. Darunter sind auch andere im Freien betriebene kräftige Leibesübungen zu verstehen, wie das Werfen des Balls oder des Gers, Springen, Hinken, Laufen und Ringen.

Da die Jugendspiele zunächst als eine Ergänzung des Turnunterrichts in den Schulen aufgetreten sind, so ist ihre Entwicklung durch die Rücksicht darauf wesentlich bedingt, aber sie bilden doch den zweiten Schritt, um in der Erziehung der Jugend das Gleichgewicht der körperlichen und geistigen Arbeit wieder herzustellen. Das Turnen allein ist nicht im stande, die ganze Fülle der 316 Muskeln des menschlichen Leibes gebührend zu berücksichtigen; im lebhaften Spiele dagegen treten sie alle in Thätigkeit. Da gilt es, bald sich schnell zu bücken, bald sich in die Höhe zu recken, sich zu stemmen und dann wieder nachzugeben, den Körper nach links oder nach rechts hinzuwerfen, im Sprunge nach dem Ball zu haschen, ihn im Fall nicht loszulassen, kurz zahllose einfache und zusammengesetzte Bewegungen auszuführen. Und was besonders wichtig ist, diese Bewegungen müssen fast durchweg einer plötzlichen Willensregung entspringen, während beim Turnen jede einzelne Bewegungsform durch den Lehrer oder Vorturner oder beim Kürturnen durch die frühere Anweisung genau bestimmt wird. Es ergänzt also das Spiel den heilsamen Einfluß, den das Turnen erstrebt.

Man hat es mehrfach für unnatürlich erklärt, daß die Jugend zum Spielen angehalten, ja sogar gezwungen werden soll, es schließe dies die Freude aus, da Spiel und Zwang widersprechende Begriffe seien. Nun ist es ja ohne Zweifel richtig, daß es an sich weit erfreulicher wäre, wenn man auf dem Spielplatz ohne Zwang auskäme, auch erweckt man dadurch leicht den Schein, als traue man den Spielen selbst zu geringe Anziehungskraft zu und wolle deshalb die Jugend mit Gewalt dazu heranbringen. Im großen und ganzen spielen Knaben wie Mädchen recht gern, aber gerade diejenigen pflegen sich davon fern zu halten, welche die Bewegung im Freien inmitten ihrer Altersgenossen am nötigsten hätten. Natürlich darf der Zwang nicht unvermittelt auftreten, nicht erbitternd oder gar aufreizend wirken. Die Schüler selbst müssen von vornherein empfinden, daß er nur zu ihrem Besten und zum Gelingen der Spiele wirken soll. Den ältern Schülern läßt sich dies leicht verständlich machen; wenn diese aber sich willig fügen, so wirkt bei den jüngern schon die Macht des Beispiels hinlänglich. Erster Grundsatz für die Leitung auf den Spielplätzen muß immer sein, daß auf ihnen Fröhlichkeit herrschen soll, denn nur dann bringt das Spiel wahren Segen. Die Engländer, die doch sonst überall die Freiheit der Individualität schonen, scheuen sich nicht, von den Zöglingen ihrer öffentlichen Schulen regelmäßige tägliche Teilnahme am Spiel unbedingt zu fordern.

Das letzte Ziel dieser Bestrebungen geht dahin, die Spiele in freier Luft in Deutschland wieder zur Volkssitte zu machen. Unser ganzes Volk, nicht bloß die männliche, sondern auch die weibliche Jugend, mit den Kindern zusammen die Erwachsenen, sollen sich daran gewöhnen, möglichst regelmäßig, soweit es die Jahreszeit gestattet, statt wie bisher meist innerhalb der Stadtmauern in geschlossenen Räumen, ihre Erholung draußen im Freien zu suchen. Es werden schon jetzt zahllose Turnerfahrten unternommen; Tausende und Abertausende erholen sich in den Gebirgen; das Baden im kalten Wasser und das Schwimmen im freien Flusse, das im vorigen Jahr-

Digitized by Google

hundert den Schülern allgemein streng verboten war, ist jetzt längst durch die Sitte geheiligt und wird sogar den Mädchen gestattet; Knaben, Jünglinge und Männer, Mädchen, Jungfrauen und junge Frauen tummeln sich im Eislauf; im Sommer sind Flüsse und Seen mit den Fahrzeugen der Ruder- und Segelvereine bedeckt; die Kunst des Radfahrens verbreitet sich immer mehr und mehr, und in den letzten Jahren haben sich viele Fußballvereine von Erwachsenen gebildet. Wir sehen hier wie überall die Ansätze zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung.

Auch in England besteht das rege Spielleben nicht länger als vierzig Jahre. Schon die große Anzahl der Londoner Spielplätze läßt darauf schließen, daß nicht die oberen Zehntausend allein Criquet und Fußball spielen. Im Gegenteil, auch kleinere Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Gesellen und Lehrlinge beteiligen sich mit größtem Eifer. Gewöhnlich haben diese Leute ihre eigenen Vereine und bestimmte Spielplätze; die Kosten bringen sie durch Erhebung von kleinen Beiträgen und von Eintrittsgeldern bei ihren Wettspielen auf. In Deutschland sind wir den Engländern insofern voraus, als unsere zahlreichen Turnvereine allen Schichten der Bevölkerung Gelegenheit zu kräftiger Leibesbewegung bieten. Für den Arbeiter, der den ganzen Tag hindurch den Lärm und Staub der Stadt hat ertragen müssen, ist es aber von besonders hohem Wert, wenn er diese Bewegung in frischer Luft genießen kann. Auf dem Spielplatz werden auch die sonst im Leben schroff trennenden Standesunterschiede eine Zeit lang vergessen.

Vielfach ist die Beobachtung gemacht worden, daß die seit kurzem durch die Gesetzgebung eingeführte Sonntagsruhe nicht durchweg heilsam wirkt, sondern die der Schule entwachsene männliche Jugend mehr zum Wirtshausbesuch verleitet. In Magdeburg hat die städtische Lehrerschaft die jungen Lehrlinge, mit denen sie von der Schule her noch in Verbindung stand, an jedem Sonntag im Sommer zum Spiel, im Winter zum Eislauf versammelt. Sehr wünschenswert wäre es, dies zu verallgemeinern, doch ist die erste Vorbedingung dazu, daß die jungen Leute schon in ihrer Schulzeit die Spiele gründlich erlernt und eifrig betrieben haben.

In England hat man mit Genugthuung festgestellt, daß dort seit den vier Jahrzehnten des blühenden Spiellebens eine Verbesserung der physischen Eigenschaften in den Mittelklassen der Bevölkerung deutlich wahrzunehmen ist und daß dieselbe zum großen Teil dem wohlthätigen Einfluß der Wiederbelebung des athletischen Sports im Freien zuzuschreiben ist. In den englischen Großstädten giebt es überall zahlreiche Spielplätze, namentlich in London, dessen gesundheitliche Einrichtungen durchweg musterhaft sind. Im Jahre 1891 waren nach einem amtlichen Bericht dort nicht weniger als 6700 Spielplätze für Criquet und 1000 für Fußball in stand gesetzt und erhalten, sodaß auf je 5000 Einwohner etwa ein Fußball- und 7 Criquetplätze kommen. Es sind großartige Summen, die dafür alljährlich von den englischen Städteverwaltungen verausgabt werden, und sollen sich in Deutschland die Spiele zur Volkssitte gestalten, so wird man auch hier viele Tausende für solche Zwecke in Anspruch nehmen müssen.

Digitized by Google

Stenographie als Frauenerwerb.

Von H. Dehmke.

Nachdruck verboten.

In unserem zeitarmen Jahrhundert, das sich das Wort des Engländers „time is money“ zur Richtschnur zu machen scheint, hat sich naturgemäß der Anwendungsbereich der Stenographie weit über die Grenzen ausgedehnt, die dieser zeitsparenden Kunst durch ihre Erdenker und Förderer ursprünglich gesteckt waren. Gering ist daher auch die Nachfrage nach Stenographiekundigen, die sich ihrer vornehmsten Aufgabe widmen, öffentliche Verhandlungen von Staatsangelegenheiten u. s. w. wiederzugeben, im Verhältnis zu solchen, die bereit sind, ihre Kenntnisse den Erfordernissen des praktischen Lebens zur Verfügung zu stellen. Dieses stets wachsende Bedürfnis nach Erleichterung aller mit Schreibwerk Belasteten, sowohl im Handel und Verkehrsleben wie im Dienste der Kunst und Wissenschaft, legte es auch den Frauen nahe, sich mit der Stenographie vertraut zu machen und sich dadurch in dem Kampfe um das tägliche Brot ein vorzügliches Mittel zu sichern.

Die praktischen Amerikanerinnen vor allem wurden schon vor längeren Jahren auf die Vorteile aufmerksam, die die Stenographie den Erwerbsbedürftigen bietet. In allen bedeutenden Geschäften, Hotels u. s. w. sind Stenographinnen in großer Anzahl thätig. Bei den öffentlichen Prüfungen in der Stenographie behufs Zulassung zum Civildienst sind die Kandidaten stets zur Hälfte Frauen, denen nach bestandenem Examen gut honorierte Kopistenstellen offen stehen. Um den Stenographinnen auch im Falle der Not eine Zufluchtsstätte bieten zu können, hat der Nationalverein weiblicher Stenographen in Chicago sich in einen Verein zu Hilfs- und Versicherungszwecken umgewandelt. Diese Vereinigung, die der bekannten Frau Potter-Palmer ihre Entstehung verdankt, beabsichtigte auf dem Lande ein Haus zu erwerben, wo die Stenographinnen ihre Ferien verleben und in Krankheitsfällen Pflege und Unterstützung finden können.

Soweit sind wir freilich in Deutschland noch nicht. Immerhin aber haben die Stenographinnen jetzt schon in vielen größeren Comptoirs, technischen Büreaus u. s. w. ihren Einzug gehalten, und die größte Vereinigung stenographierender Frauen, der Berliner „Damenverein für Stolzesche Stenographie“ kann bei einem Mitgliederbestande von nahezu 400 Frauen bereits auf eine zehnjährige höchst segensreiche Thätigkeit zurückblicken.

Die Aussichten einer Stenographin in Deutschland sind je nach der Vorbildung und den übrigen Kenntnissen geringere, bessere und beste. In kaufmännischen Geschäften pflegen Anfängerinnen 60—90 Mark monatlich zu erhalten. Das Einkommen steigt jedoch bei hervorragenden Leistungen oft bis auf 150 Mark und mehr. Schriftsteller, Professoren und andere Gelehrte beschäftigen stenographische Schreibhilfe meist stundenweise. Das Honorar richtet sich auch hier nach den Leistungen.

Was die Gelegenheit zur Erlernung der Stenographie anbetrifft, so bestehen heute nicht nur in Berlin, sondern auch in allen großen und kleinen Provinzstädten stenographische Vereine, die Unterrichtskurse veranstalten und Privatlehrer nachweisen. Diese Gesamtkurse, an denen Herren und Damen teilnehmen, finden in Berlin allmonatlich statt und werden durch Säulenanschläge bekannt gegeben. Der Unterricht, der zwölf Lehrstunden umfaßt, kostet 6 Mark, das Lehrbuch 1 Mark. Privatunterricht kostet 25—40 Mark. Außer diesen öffentlichen Kursen wird in Berlin in der Stenographie Unterricht erteilt: im Lettenverein, Königgrätzerstraße 90, in Salomons Handelsakademie, Wallstraße 25, in Strahlendorffs Schreibschule, Beuthstraße 10, sowie in der Fortbildungsschule des kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte.

Mit dem theoretischen Unterricht ist es natürlich nicht gethan. Nach beendetem Kursus gilt es zunächst, das Wissen, das in diesen 12 Stunden gewonnen ist, zu erweitern, und die technische Fertigkeit, soweit von einer solchen überhaupt schon gesprochen werden kann, durch unausgesetzte

Digitized by Google

Übung zu vergrößern, um so die Sicherheit im Schreiben. und vor allem im Wiederlesen zu gewinnen, die die unerläßliche Grundlage einer praktischen Verwertung der Stenographie bildet. Eine Dame, die Stenographie erlernt und sich nicht sofort, frisch vom Kursus kommend, täglich mehrere Stunden im Schreiben und Lesen übt, wird ebensowenig eine brauchbare Stenographin werden, wie eine angehende Klavierlehrerin, die verabsäumt, täglich mehrere Stunden Tonleitern zu spielen. Zur Erlangung der weiteren Ausbildung ist es erforderlich, sofort nach beendetem theoretischen Unterricht den sich daran anschließenden Fortbildungskursus zu besuchen, oder sich einer stenographischen Vereinigung anzuschließen, die sämtlich den gemeinnützigen Zweck verfolgen, durch Diktatstunden, Preiswettschreiben und billigen Lesestoff die stenographische Ausbildung zu erweitern.

Nach vollendeter Ausbildung bieten diese Vereine Gelegenheit, die erlangten Kenntnisse nutzbringend zu verwerten. Die Bedingungen der Stellenvermittelung des erwähnten Damenvereins in Berlin sind kostenfrei vom Büreau, Berlin C., Burgstraße 13, zu beziehen.

Hervorragend befähigte Frauen, denen es an Zeit, Geld oder Gelegenheit mangelt, Unterrichtskurse zu besuchen, vermögen die Stenographie durch Selbstunterricht zu erlernen. Zu empfehlen sind hierfür „Briefe für den Selbstunterricht von Bäckler und Stavemann (Berlin, Mittler u. Sohn, Kochstraße 68—70). Jeder Brief kostet 40 Pf.; 6 Briefe sind erforderlich. Nach dem Studium dieser Briefe müssen wieder tägliche Lese- und Schreibübungen vorgenommen werden. Daran müssen sich regelmäßige Schreibstunden nach Diktat anschließen. Jedes Stenogramm muß wiedergelesen werden. Grundbedingung für die Wiederlesbarkeit wie zur Erlangung größerer Schnelligkeit ist, sich von Anfang an einer schönen deutlichen Schrift zu befleißigen.

Wer sich mit allen Feinheiten der Stenographie vertraut gemacht hat, mindestens 150 Silben in der Minute schreibt und Talent zum Unterricht verspürt, kann sich durch ein Examen vor der stenographischen Prüfungskommission Berlin S.W., Abgeordnetenhaus, den Titel einer „geprüften Lehrerin der Stenographie" erwerben. Die Unkosten, die dieses Examen macht, betragen ca. 3 Mark.

Die Wildhagensche Frauen-Industrie-, Kunstgewerbe- und Mal-Schule in Halle,

die schon seit 1879 besteht, hat den Zweck, durch gründlichen theoretischen und praktischen Unterricht in den verschiedenen Zweigen der weiblichen Handarbeit die weibliche Jugend methodisch und systematisch zu schulen und für das Leben tüchtig zu machen. Die gewerbliche Ausbildung der Schule geht von dem Bedürfnis des Hauses im Schneidern, Wäschefabrizieren, Nähen, Stopfen und Flicken aus und führt die Schülerinnen in diesen Fertigkeiten zu der Vollkommenheit, daß ihre Fabrikate sich von denen guter Geschäfte nicht unterscheiden. Die Schule bildet auch gewerbliche Lehrerinnen, Stützen der Hausfrau und Direktricen für Geschäfte aus. Sie zerfällt je nach ihren verschiedenen Zwecken in 4 Abteilungen: eine Industrieschule, ein Handarbeitlehrerinnen-Seminar, eine Fortbildungsschule und eine Zeichen- und Mal-Schule. Vorsteherin der Anstalt ist Frau Elise Gehrts-Wildhagen.

Die Kunstgewerbe- und Kunststickerei-Schule in Wiesbaden,

die früher von Frau Bender geleitet wurde, ist seit 1888 in den Besitz von Frl. H. Ridder übergegangen. Der dort gebotene Kursus in der Kunststickerei bezweckt die Ausbildung von Fachlehrerinnen und kunstgeübten Stickerinnen und bietet außerdem Damen Gelegenheit, einzelne Techniken zu erlernen. Es werden gelehrt: a) Gleichseitige Techniken; b) Monogrammstickerei; c) Leinwand- und altdeutsche Stickerei, Durchbruch ꝛc., jede Weiß- und Rotstickerei, Füllmuster; d) à jour-Arbeiten, arabische Technik, Applikation; e) grob- und feinspanische Stickerei; f) Platt- und Flachstickerei in Seide ꝛc., Phantasie-Arbeiten; g) chinesische Flachstickerei, Nadelmalerei; h) Goldstickerei in allen Techniken und i) Klöppeln. Preis je nach der Anzahl der wöchentlichen Stunden 6—15 Mark monatlich.

Die Kinderpflegerinnen-Schule des Berliner Fröbel-Vereins

bereitet junge Mädchen zur Unterstützung der Hausfrauen in der Wartung und Beschäftigung der jüngeren Kinder und in der wirtschaftlichen Thätigkeit vor. Sie pflegen neben freier Station in den Familien jährlich 150—180 Mark zu erhalten. Das Vorstandsmitglied Frau Unglaube, Bülowstr. 55 (Sprechstunde 2—3, außer Sonntag und Mittwoch) ist zu näherer Auskunft bereit. — Anfangs April beginnt in der Schule ein neuer einjähriger Kursus. Das Schulgeld beträgt 42 Mark für das Jahr. Mädchen, die beim Eintritt wenigstens 15 Jahr alt sind, erhalten, wenn sie durch Führung und Fleiß befriedigen, nach einem Jahr ein Entlassungszeugnis als Fröbelsche Kinderpflegerin. Anmeldungen von Schülerinnen nimmt der Leiter der Schule Prof. Dr. Pappenheim, Alexandrinenstr. 70 (1—2 Uhr) an.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Vorstand des „Vereins der Freundinnen junger Mädchen"** in Straßburg hat aus sicherer Quelle erfahren, daß gegenwärtig im südlichen Deutschland Geschäftsagenten herumreisen, um junge Mädchen durch hohe Lohnversprechen zu verlocken, als Dienstboten oder Gouvernanten namentlich in Wien, Pest und Konstantinopel Stellungen anzunehmen. Zahlreiche traurige Erfahrungen haben leider die Thatsache erwiesen, daß die meisten dieser Mädchen nur in ihr Verderben gelockt werden und manche ganz verschwinden. Es ist also dringend vor der Annahme solcher Stellen ohne genaue Erkundigung bei Behörden oder zuverlässigen Personen zu warnen.

* **Ein mustergiltiges Arbeiterheim** findet sich, wie das „Volkswohl" berichtet, in Stockholm in der Sibyllengasse, das von Frl. Lagerstedt geleitet wird, die einen Verein begründete, um das von ihr in London bei Octavia Hill studierte System nach Stockholm zu verlegen. Das Arbeiterheim umfaßt 65 Wohnräume, Waschküche und Badezimmer, sowie einen größeren Saal. Das Ganze befindet sich in einem erstaunlichen Zustande der Ordnung; da sind keine Risse in den Wänden und auf den Treppen, kein Schmutz auf den Höfen oder in den Fluren. Der helle und luftige Saal zu ebener Erde wird teils zu Erbauungszwecken, teils als Arbeitsschule für die in dem Heim wohnenden Frauen und Kinder verwandt. Dieser Unterricht, der zweimal in der Woche stattfindet, wird gratis erteilt und umfaßt Handfertigkeits- und Handarbeits-Stunden. Ungefähr 40 Kinder und 26 Frauen genießen diese Unterweisung. Das Unternehmen folgt übrigens rein geschäftlichen Prinzipien und erhebt für die Wohnungen durchaus angemessene Mieten, die regelmäßig und pünktlich bezahlt werden. Nach den Wohnungen ist stets eine so lebhafte Nachfrage, daß sie niemals leer stehen.

* **Russische Astronominnen.** Wie die Petersburger Nowoje Wremja mitteilt, arbeiten gegenwärtig 5 russische gelehrte Damen auf dem Gebiete der Astronomie, und ihre Arbeiten werden der Akademie der Wissenschaften zur Durchsicht vorgelegt. Die erste Astronomin ist die Gräfin Bobrinski, die der Astronomie nicht nur durch eigene fleißigste Arbeit dient, sondern auch große Geldopfer zur Förderung astronomischer Arbeiten bringt. Drei andere Damen: Maximowa, Tepljakowa und Bronskaja sind mit Berechnungen der Planeten beschäftigt: die erste hat sich dem Planeten „Dido" gewidmet, die zweite dem Planeten „Isabella" und die dritte dem Planeten „Iklea". Die fünfte Astronomin Frau Shilowa hat sich im vorigen Jahre mit der Sterngruppe „20 Vulpecula" beschäftigt, deren Glanz sie studierte. Das Resultat ihrer meist photographischen Arbeiten war derartig, daß es von der Akademie der Wissenschaften mit dem Prädikat „wichtig" belegt werden konnte.

* **Universitätsbildung für Lehrerinnen** wird in England mehr und mehr Sitte, wie eine Enquete beweist, die kürzlich von Mrs. Sidgwick, der Vorsteherin von Newnham-College angestellt wurde. Von 667 Studentinnen von Newnham sind 374 Lehrerinnen geworden; 5 Ärztinnen, 2 Missionarinnen; eine ist Buchbinder und eine Handelsgärtner. 122 leben bei ihren Eltern und 108 haben sich verheiratet; ihren Kindern wird die gründliche geistige Ausbildung der Mutter wahrlich nicht zum Schaden gereichen.

* **In Bukarest** studierten im Jahre 1893—94 91 Frauen, und zwar 26 in der Faculté de sciences, 47 in der Faculté de lettres, 11 Jura und 7 Medizin. — Zur Hebung der Lage der Frauen hat sich in Jassy ein Frauenbund gebildet. Er beabsichtigt, verschiedene Schulen sowie Bibliotheken und Lesehallen zu gründen und die Veränderung verschiedener Gesetze anzustreben, die sich auf die Stellung der Frau beziehen.

* **Das von Pundita Ramabai**, der mutigen Vorkämpferin in der indischen Frauenbewegung, zu Poona gegründete und mit einer Schule verbundene Heim für Hindu-Kind-Witwen, erfreut sich in neuester Zeit immer größerer Anerkennung, sogar unter den orthodoxen Hindus. Der kürzlich verstorbene Fürst von Mysore hatte die Zufluchtstätte der unglücklichen kleinen Witwen besucht und Ramabai 500 Rupies für die Anstalt geschenkt. Das mit einer Kind-Witwe eröffnete Heim zählt deren jetzt fünfzig. Die Mittel dazu werden aus Amerika von 75 Zweigvereinen gespendet, die sich im Laufe der letzten Jahre der „Central Ramabai-Association" zu Boston angeschlossen haben. (S. Pundita Ramabai von M. v. Kraut, Halle, Fricke's Verlag.)

* **Totenschau.** Vor kurzem starb Miß Frances Buß, eine Autorität auf dem Gebiete des englischen Mädchenschulwesens. Nach dem Muster ihrer großen Privatschule in London wurden s. Z. die englischen High schools eingerichtet. — Am 3. Februar starb in München Frl. Emilie Ringseis, die sich als Dichterin besonderer Schätzung in katholischen Kreisen erfreute. — Mrs. Mary Thorneycroft, eine bekannte englische Bildhauerin, die vielfach für die englische Königsfamilie arbeitete, starb am 1. Februar d. J.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Genossenschaft „Frauenheim"
erläßt folgenden Aufruf:

Bereits vor einigen Monaten waren wir in der Lage, die am 5. Oktober v. J. erfolgte Gründung des auf dem Borgsdorfer Terrain (bei Berlin) zu errichtenden

Frauenheim,

„Lehr-, Pensions- und Versorgungsanstalt, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haft", zur Kenntnis unserer Leser zu bringen. Heute haben wir die Genugthuung, den zahlreichen Interessenten mitteilen zu können, daß die durch die Initiative des Freiherrn von Broich, Geh. Ober-Regierungs-Rat und vortragenden Rat im Staatsministerium, ins Leben gerufene Genossenschaft, sowie durch den vor einigen Monaten erfolgten Eintritt des Fräulein Luise Lehmann, bekannt durch ihr langjähriges Wirken am hiesigen Lette-Institut — eine derart lebhafte Beteiligung zunächst vornehmer Frauen der Residenz herbeigeführt worden ist, daß nun bald daran gedacht werden kann, aus denselben ein besonderes Komitee für einen öffentlichen Aufruf an die ganze deutsche Frauenwelt zu bilden. Auch sind die Pläne und Kostenanschläge für die zu errichtenden Gebäulichkeiten fertig gestellt, so daß auf Grund derselben nunmehr die Beschaffung einer Baugelder-Hypothek in die Hand genommen werden kann.

Da die Erlangung der Teilhaberschaft in jeder Weise erleichtert ist, — das Eintrittsgeld beträgt 5 Mark, der zu erwerbende Geschäftsanteil von 300 Mark kann auf einmal oder in beliebigen Raten, jedoch nicht unter 1 Mark monatlich eingezahlt werden, — so haben wir um so mehr Veranlassung, auf eine große allgemeine Beteiligung zu rechnen, weil die hier zu errichtende Erziehungsanstalt die praktische Durchführbarkeit des vom National-Verein zur Hebung der Volksgesundheit geplanten weiblichen Dienstjahres nachweisen bezw. bethätigen soll.

Kräfte zur Verwirklichung dieses schönen Zwecks sind in unserem Vaterlande in solcher Fülle vorhanden, daß ein großes segensreiches Werk erwartet werden kann, wenn die Berufenen der deutschen Frauenwelt ihre Mitwirkung nicht versagen wollen. Interessenten steht jede beliebige Anzahl von Prospekten zur Verfügung, welche man franko verlangen wolle; wer vertrauenswürdige Personen kennt, welche Zeit und Fähigkeit besitzen, Mitglieder anzuwerben, wolle uns solche nennen. Dieselben sollen für ihre Anwerbungsdienste bezahlt werden. Briefe ꝛc. sind zu richten an die Lehr-, Pensions- und Versorgungsanstalt Frauenheim, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haft, Berlin, Königgrätzerstr. 70.

Eine „Vereinigung technischer Lehrerinnen"
ist kürzlich in Berlin gebildet worden. Die Bestrebungen der Vereinigung sind: Hebung des Standes der technischen Lehrerinnen und zwar sowohl durch Fortbildung als durch Wahrung und Förderung ihrer materiellen Interessen und Gründung einer Unterstützungskasse. Die Lage der technischen Lehrerinnen ist nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland eine traurige, und zwar hauptsächlich deswegen, weil man die technischen Stunden (besonders Handarbeit und Turnen) gern den sogenannten wissenschaftlichen Lehrerinnen überweist, um die diesen zukommenden Stunden vielfach durch Lehrer zu besetzen. Den Bestrebungen des Vereins ist daher bester Erfolg zu wünschen. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Ida Angely, Schriftführerin Frl. Helene Blum.

Der Frauengewerbeverein zu Leipzig
hat trotz seines verhältnismäßig sehr geringen Alters im letzten Jahre eine sehr vielseitige und glücklicherweise sehr erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Die jeden Monat stattfindenden Vereinsabende haben zwischen den Leipziger Mitgliedern einen freundlichen und den Zwecken des Vereins sehr förderlichen Verkehr herbeigeführt. Die Gewerbetreibenden beginnen die Stellenvermittelung des Vereins immer mehr zu beachten. Leider sind für die Stellen nicht immer die geeigneten Kräfte zu gewinnen, da es einem guten Teil der sich meldenden Mädchen noch an der notwendigen Vorbildung fehlt. — Die dritte blühende Schöpfung des Vereins ist die Fortbildungsschule, eine Abendschule, die schon 150 Schülerinnen zählt, obgleich sie nicht viel länger als ein Jahr besteht. Sehr erfreulich ist es, daß auch viele ältere Mädchen, welche schon lange einen befriedigenden Erwerb haben, an den Stunden teilnehmen, nur um ihrem starken Drang nach geistiger Fortbildung zu genügen. — Das neueste Unternehmen des Vereins ist die Gründung einer Verkaufsstelle für gewerbliche und kunstgewerbliche Arbeiten. Als ein sehr günstiges Symptom ist es zu betrachten, daß Leipzigs Bürgerschaft diesem nur von Frauen geleiteten Verein wohlwollend gegenübersteht und demselben Unterstützung nicht versagt. So ist es möglich geworden, in der besten Geschäftslage Leipzigs einen geräumigen Laden mit zwei großen Schaufenstern zu mieten. Gediegene selbstgefertigte gewerbliche und kunstgewerbliche Arbeiten werden hier auch von auswärtigen Mitgliedern angenommen.

Digitized by Google

(Mitgliedsbeitrag jährlich 1 Mark). Die Arbeiten werden nur in Kommission genommen. Die Arbeiterin selbst ist also die eigentliche Verkäuferin. Sie hat den Preis zu bestimmen und 10% desselben an die Verkaufsstelle zu entrichten. Ganz unbemittelte Arbeiterinnen können aus der Darlehnskasse des Vereins auf ihre Arbeiten einen Vorschuß erhalten bis zur Höhe von 50 Mark. Schon sind auch aus Berlin und anderen großen Städten Arbeiten angemeldet, und da es in Leipzig nicht an einem kaufkräftigen Publikum fehlt, so erscheint der Erfolg ziemlich gesichert. Die Preise dürfen weder herabgedrückt, noch zu plötzlich in die Höhe geschraubt werden; dieselben müssen übereinstimmen mit den Preisen in den betreffenden Geschäften. Nähere Auskunft über die Verkaufsstelle erteilt Frl. Lotte Dürr, Leipzig, Querstraße 14.

Der Verein für Hausbeamtinnen,
der am 30. März 1894 in Berlin unter der Mitberatung der verschiedenen Delegierten und Freunde des am 29. März daselbst geschlossenen „Bundes deutscher Frauenvereine" gegründet wurde (vergl. Juli-Nummer des vorigen Jahrgangs) erläßt einen Aufruf, in welchem er dringend um recht zahlreichen Beitritt und um Gaben und Legate für die Hilfskassen bittet. Der Jahresbeitrag ist auf nur 1 Mark festgestellt, um auch denjenigen, welche schon von vielen Vereinen in Anspruch genommen sind, und den Hausbeamtinnen selbst, die Teilnahme zu erleichtern. Die Mitglieder des Vorstandes sind bereit, auf Wunsch Statuten ꝛc. zuzusenden und Beitrittserklärungen mit Adressen und Beiträge in Empfang zu nehmen, wofür dann die Kassiererin, Frau Hauptmann Langerhannß, Berlin, Bülowstraße 21, direkt die Mitgliedskarten den Gemeldeten zusenden wird.

Der Vorstand spricht die Hoffnung aus, bei der großen Zustimmung, welche die vorbereitenden Schritte zur Begründung des Vereins gefunden haben, bald in vielen Städten Lokalkomitees zur Mithilfe zu bekommen, namentlich auch zur Uebernahme von Stellenvermittelung zur Erleichterung des Zentral-Stellenvermittelungs-Bureaus in Berlin, welches Frau Schepeler-Lette, Vorsitzende des Lettevereins, im Lettehaus, Königgrätzerstraße 90, übernommen hat.

Badischer Frauenverein.

Das Stellenvermittelungs-Bureau des Badischen Frauenvereins, Gartenstraße 47 in Karlsruhe, hat auch dieses Jahr sich wieder bemüht, seiner Aufgabe gerecht zu werden, Frauen und Töchtern gebildeter Stände einen entsprechenden Beruf zu verschaffen. Zwei Drittel der Stellenangebote kamen aus Baden, die andern aus Preußen, den Rheinlanden, Elsaß-Lothringen und der Pfalz. Einige Stellen wurden auch nach Frankreich, der Schweiz, Österreich, drei sogar nach Afrika und eine nach Südamerika vermittelt. Zum größten Teil wurden die vermittelten Stellen mit Badnerinnen besetzt, doch fanden Gesuche aus Preußen, Hessen, Bayern, Württemberg und der französischen Schweiz gleiche Berücksichtigung, nur stellte sich hier zuweilen die Entfernung zwischen Anbietenden und Suchenden als Hindernis entgegen. Die größte Nachfrage war nach Erzieherinnen, Kinderfräulein und Kindergärtnerinnen; die Hälfte aller vermittelten Stellen wurde mit solchen besetzt. Dann kamen der Zahl nach Stellvertreterinnen der Hausfrau, Haushälterinnen, Stützen der Hausfrau; Jungfern schlossen sich an diese an, sodann Gesellschafterinnen und Pflegerinnen, Weißzeugbeschließerinnen ꝛc. An gut vorgebildeten Kräften ist immer noch Mangel.

Der allgemeine österreichische Frauenverein
beabsichtigt, nach dem Muster der in Dresden, Berlin, München und Leipzig organisierten Rechtsschutzvereine für Frauen, eine diesen Vereinen ähnliche Institution ins Leben zu rufen. Dieselbe soll allen unbemittelten, verheirateten und unverheirateten Frauen zugute kommen; sie soll ihnen zur Schlichtung bei allen aus den sozialen, geschäftlichen, ehelichen und außerehelichen Verhältnissen hervorgehenden Streitigkeiten behilflich sein. Es ist der Vereinsleitung gelungen, eine Anzahl von Wiener Anwälten teils als juridische Beiräte, teils zur Verfolgung der zur Kenntnis des Vereines gelangenden Streitfälle zu gewinnen, welche sich in uneigennützigster Weise dem Vereine zur Verfügung gestellt haben.

Zur Amtshandlung ist vorläufig ein Lokal des VII. Bezirkes, Neubaugasse Nr. 25, in Aussicht genommen, wo vom 1. Februar an jeden Freitag von 5 bis 7 Uhr abends die Rechtsuchenden ihre Beschwerden vorbringen können.

Spenden für die Rechtsschutz-Institution nimmt entgegen die Vereins-Kassiererin Frau Anna Frisch, Wien, Verlagshandlung, I. Bezirk, Wipplingerstraße Nr. 21.

Der deutsche Prager Frauenerwerbverein
hielt kürzlich unter dem Vorsitz der Frau Pauline von Dormizer die Generalversammlung ab. Der Geschäftsbericht erinnert an das 25jährige Bestehen dieses sehr segensreich wirkenden Vereines. Aus diesem Anlasse wurden die Spenden der böhmischen Sparkasse zur Errichtung eines Freiplatzes im Frauenheim verwendet, weiter ein Kapital von 5000 fl. als Fonds zur Abfindung der dienstuntauglich gewordenen Lehrerinnen und Beamten aus dem Vereinskapital ausgeschieden. Die Schulen des Vereins gediehen auch im letzten Jahre in sehr erfreulicher Weise. Das Vereinsvermögen betrug am Jahresschlusse 36 348 fl. 50½ kr., die Sofienstiftung 531 fl. 86 kr., der Vermögensstand des Frauenheims 17 266 fl. 91 kr. In den Ausschuß wurden wieder Frau Karoline Klaudi, Frau Nora von Görner, Frl. Marie Unschuld und die Frauen Marie Wittmütz und Melanie von Zepharovich gewählt.

Der Deutsche Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen in Prag
hat kürzlich seinen zweiten Jahresbericht herausgegeben. Der junge Verein hat eine sehr rührige Thätigkeit entwickelt. Im April 1894 reichte er dem österreichischen Abgeordnetenhaus eine Petition um Zulassung der Frauen zu allen Studien ein. Er begründet dieselbe vom sittlichen Gesichtspunkt wie von dem des immer schärfer zu Tage tretenden sozialen Notstandes aus, der durch folgende Zahlen illustriert wird: Im Jahre 1890 war die Zahl der Frauen in Österreich um 517 155 größer als die Zahl der Männer. Die Zahl der erwachsenen Frauen ist relativ noch größer; während auf

Digitized by Google

1000 Männer 555,59 über 20 Jahre alte kamen, entfielen auf 1000 Frauen 568,65 über 20 Jahre alte. Die Überzahl der erwachsenen Frauen gegenüber den Männern vermehrt sich noch dadurch, daß die Sterblichkeit der Männer bedeutend größer ist als die Sterblichkeit der Frauen; während im Jahre 1891 auf 1000 weibliche Einwohner 957 männliche entfielen, entfielen auf 1000 weibliche Gestorbene 1048 männliche. Die Zahl der Eheschließungen nimmt immer mehr ab; während im Jahre 1882 auf 1000 Einwohner in Österreich 8,21 Eheschließungen kamen, kamen im Jahre 1889 bloß 7,49, im Jahre 1890 7,55 Eheschließungen auf 1000 Einwohner. So kommt es, daß es in Österreich 2 249 770 alleinstehende über 25 Jahre alte Frauen giebt (31. Dezember 1890), oder von 1000 über 25 Jahre alten Frauen sind 290,56 alleinstehend. Da ist es freilich an der Zeit, die Berufssperre aufzuheben! — Der Verein bereitet die Gründung eines Lehrerinnenheims vor. Vortragszyklen, Lesezirkel und eine Bibliothek dienen den Bildungszwecken des Vereins. Vorsitzende ist Frau Wilhelmine Wiechowsky, Schriftführer Herr Dr. Karl Winterstein.

Bücherschau.

„Lieder-Symphonien" von Schulte vom Brühl. (Wiesbaden, Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei.) **„Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben"** von Schulte vom Brühl. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1895.) Langjährige Freundschaft hat Schulte vom Brühl mit dem trefflichen Romanschriftsteller Otto Müller verbunden und dieser Freundschaft hat er nun ein Denkmal gesetzt, indem er schlicht, eindringend und wahrhaftig die Persönlichkeit Otto Müllers zeichnete. Zahlreiche interessante Briefstellen hat Schulte vom Brühl in dem Büchlein veröffentlicht, und die menschliche und litterarische Physiognomie Müllers hat er mit wenig Strichen charakteristisch gezeichnet. Des Autors eigene Persönlichkeit ersteht dem Leser dabei neben der des Freundes — eine liebenswürdige und abgeklärte Persönlichkeit, die sich in den „Lieder-Symphonien" noch schöner giebt. Mit voller Beherrschung der metrischen Form geschrieben, sind Schulte vom Brühls Gedichte voller Anmut und Grazie. Sie behandeln die ewig alten Themata aller echten Lyrik — wenn die Weise des Verfassers auch nicht immer eine neue — so ist sie doch immer eine persönliche und schlicht wahrhaftige.

„Deutsche und Franzosen." Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. (Wien-Pest-Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1895. Preis: 3,50 Mark.) Bettelheim, der einer der hervorragendsten von den deutschen Kritikern ist, hat in diesem Bande eine Reihe von Essays veröffentlicht, die in ihrer Gesamtheit ein Bild der zeitgenössischen Dichtung Deutschlands und Frankreichs geben und mit feiner biographischer Kunst geschrieben, in die Tiefe verschiedenartigster litterarischer Produktion einführen. Diese Aufsätze, die stilistisch vornehm und in der Seelenanalyse scharfsinnig sind, zu loben, ist überflüssig. Umso weniger ist es überflüssig, sie zu lesen.

„Melusine und andere Novellen" von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Herz, 1895.) In dem Mittelpunkt einer jeden der neuen Novellen von Paul Heyse steht ein Frauencharakter: ganz im Gegensatz zu Marie von Ebner-Eschenbach hat Heyse das Eigentümliche seiner Frauencharaktere in ihrer Weichheit, Zartheit und Hinfälligkeit gefunden. Sie erliegen fast allesamt ihrer Sinnlichkeit, die aber eine schöne Sinnlichkeit ist. Und meistens gelangt doch das bessere Selbst dieser Frauen zum Sieg, sei es nun, daß sinnliche Instinkte mit diesem besseren Selbst verbündet sind, wie in der „Rächerin", sei es, daß sich das bessere Selbst, wie in „Melusine" zuguterletzt siegreich über die Sinnlichkeit erhebt. Heyses neuer Novellenband zeigt den Meister nach dem Niedergang seines Schaffens in den letzten Jahren wieder im Vollbesitz, oder doch nahezu im Vollbesitz seiner künstlerischen Kraft. Und in unsere Zeit der Stil- und Gefühlswirrnis klingt diese seelenkundige Weltweisheit Heyses, in spiegelklarem ruhigem, tönendem Stile zum Ausdruck gebracht, klärend und zu Selbsteinkehr mahnend hinein.

„Esther Waters" by George Moore. 2 vols. (Leipzig, Heinemann and Balestier. 1894. Preis 3,20 Mark.) Moores neuer Roman hat großen und breiten Erfolg gehabt; in vierzigtausend Exemplaren ist die Originalausgabe allein verbreitet. Und doch ist Esther Waters nur die Geschichte eines Dienstmädchens.

All die kleinen Leiden, die ein Mädchen bei fremder Herrschaft zu erdulden hat, die Demütigungen und das Überanstrengtwerden, all das, was ihre Mitmädchen ihrem Schamgefühl und ihrem religiösen Empfinden zumuten, das alles ist in Moores neuem Roman verzeichnet. Und doch ist das Buch durchaus nicht tendenziös gefärbt, es ist eine groß angelegte, ernste Dichtung. Ein Buch, das fesselt und nicht losläßt.

Es ist die Geschichte des Mädchens, dem die Heirat versprochen wird, das diesem Versprechen allzu gläubig traut und dann allein und gegen alle berechtigten und unberechtigten Vorurteile der Gesellschaft für ihr Kind zu sorgen hat. Es ist ein Leidensweg, den Esther Waters zu gehn hat. Sie geht ihn trotzig zuerst und nachher mutig: die Leiden festigen und stärken ihren Charakter. Der Roman dieses Dienstmädchens ist ein Buch schlichten Heldentums.

Und in anderer Beziehung noch ist Moores neuer Roman interessant: er zeigt, wie der französische Naturalismus nach England hinübergewirkt hat und wie der englische Geist auf ihn reagiert hat. Denn dieser naturalistische Roman ist dank der Vertiefung der Charakteristik zugleich eine Überwindung des Naturalismus.

Digitized by Google

Die **„Bibliothek der fremden Zungen"** (Deutsche Verlags-Anstalt) hat wieder interessante Bändchen herausgegeben: Geschichte ohne Ende von Richard Harding Davis, Alt Davan von W. Korolenko, Abdio von Neera und An die Jugend von Emile Zola. Außer den Titelnovellen enthält jeder Band noch eine Reihe von Erzählungen: sie zeigen die altbekannten Vorzüge: geschmackvolle Auswahl und gute Uebersetzung. Eine besonders feine Pointe hat trotz ihres Namens die „Geschichte ohne Ende." Von packender Wirkung ist „Bei der Finnenkirche" von Magd. Thoresen; die tiefe Tragik im Leben des verlassenen und verratenen Mädchens, das nie erschöpfte Gretchen-Thema, hat hier einen ergreifenden Ausdruck gefunden. Von ähnlich ergreifender Wirkung ist „Ein Seelchen" von Louis Couperus; es schildert die Leiden eines Kindes, das seelische Vereinsamung in den Tod treibt.

„Aus dänischer Zeit." Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. Gesamtausgabe (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1894). Zuweilen empfindet man doch auch in unserer hastenden Zeit, die ungezählte Bücher, welche gelesen werden müssen, zu Tage fördert, das Bedürfnis nach einem Buch, das nicht gelesen werden muß, sondern bei dem man behaglich ausruhen kann. Da nehme man „Aus dänischer Zeit" zur Hand. Es ist eine fast verschollene, die Älteren unter uns doch so heimatlich anmutende Welt, in die uns die Verfasserin führt. Die Zeit steigt vor uns auf, wo die Kinder ohne Examina groß wurden, wo sie in goldener Freiheit den Reiz des Landlebens, der Kleinstadt auskosteten; wo die Eltern Zeit hatten; wo der Beamte sein Amt noch gemütlich nahm und wo keinerlei soziale Fragen existierten. Denn wenn auch die politischen Fragen — die Verfasserin führt uns nach Schleswig-Holstein — die Großen ernst genug berührten, so ließen sie doch das Kindergemüt völlig ruhig; die kleinen Erzählungen und Skizzen, die das im höchsten Grade originelle Leben weltabgeschiedener Insulaner schildern, erhalten einen doppelten Reiz, da wir unwillkürlich mit durch das Auge des Kindes schauen. — Von derselben Verfasserin erschienen:

„Eine von den Jüngsten" und **„Die Allerjüngste"**. (Für die reifere weibliche Jugend. Leipzig, Geibel und Brockhaus.) Dieselbe Frische der Auffassung und Anschaulichkeit der Erzählung machen auch diese Bücher zu einer das junge Volk sicherlich ansprechenden Lektüre. Die Verfasserin kennt Kinder; sie vermag sich sogar in die Seele eines Sekundaners zu versetzen, was garnicht so leicht ist. Wir sind sicher, daß sie auch ohne die leidigen Konzessionen an dem Backfischroman das Interesse ihrer Leserwelt festzuhalten vermöchte.

„Wessen Tochter?" Novelle von Helen Gardener. Übersetzt von Hanna Bieber-Boehm. (Berlin, Imberg u. Lessson, Preis 2 Mark.) Wahrheiten, die in trockener Abhandlung nicht einleuchten wollen oder nicht gehört werden, flüchten sich nicht selten mit Erfolg zur Dichtung. Niemand wird ohne Ergriffenheit die schmucklose kleine Novelle lesen, in der Helen Gardener für die geistige Kameradschaft des Mannes mit der Frau, für ihre Gleichberechtigung als Mensch und Bürgerin eintritt. Ihre Beweisführung ist eine schneidende: sie zeigt, wie die laxe Moral, die dem Manne sittliche Vergehen nicht anrechnet, die ihn Gesetze machen läßt, welche selbst Kinder der Verführung preisgeben, sich an seinem eigenen Fleisch rächt: der Vater sieht die eigene Tochter ein Opfer des Gesetzes werden, an dessen Zustandekommen er selbst mitgewirkt hat, ein Gesetz, das eben „für die Töchter anderer" gemeint war. Das Buch ist für denkende Frauen bestimmt.

„Neue Gedichte" von Helene Migerka. (Leipzig 1895, Georg Wigand.) Helene Migerka geht in ihren Gedichten ihre eigenen Wege; ihre Lyrik meidet die abgetretene Fahrstraße. Modernes Gesellschaftsleben mit all seinen konventionellen Lügen ist es, das ihren Spott und ihre Laune reizt. Aus lustig ironischer Stimmung ist ihr manch flottes Gedicht geglückt. Nur müßte ihre Gesellschaftssatire persönlicher sein.

„Der Stein der Weisen." Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie. (Wien, A. Hartleben, vierteljährlich Florin 1,80 = Mark 3.) Die Zeitschrift bietet eine reiche Fülle von Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. So enthält das kürzlich erschienene 3. Heft eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen, unter andern: „Der Sternhaufen im Sternbilde des Herkules" (3 Bilder); „Grün Erin" (8 Bilder); „Die Verbauung der Wildbäche im Gebiete der Etsch" (4 Bilder); „Farbenharmonie". Unter den kleineren Beiträgen (mit zusammen 12 Abbildungen) nennen wir: Elektrische Schrämmmaschine und elektrische Stoßbohrer, Das Cycloidoskop, Tief- oder Hochbahn? Der Hausschwamm und die Mittel zu dessen Beseitigung, Vulkanische Bomben. Die Zeitschrift verdient warme Empfehlung.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 28.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maismehl. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg. 42]

Digitized by Google

„Streifzüge durch Wald und Flur." Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Von Bernh. Landsberg. (Leipzig, B. G. Teubner 1895, gebunden Mark 2,80.) Für die neue Methode des naturkundlichen Unterrichts, die darauf hinausgeht, die Schüler zur Auffassung des Lebens in der Natur zu führen, sie ins Freie zu bringen, anstatt ihnen nur in der Klasse einen rein systematisch-morphologischen Unterricht zu erteilen, ist hiereinvorzügliches Hilfsmittel geschaffen. Es ist nicht nur den Lehrern, sondern auch den Müttern warm zu empfehlen.

„Das neue Vortragsbuch." Eine reiche Auswahl ernster und heiterer Deklamationsstücke, herausgegeben von L. Rosner. (Wien, A. Hartleben, Preis geh. 2 fl. = 3,60 Mark.) „Das neue Vortragsbuch" ist eine geschickt ausgewählte Sammlung ernster und heiterer Vortragsstücke, die zum Teil ihre Anziehungskraft schon bewährt haben, doch ist auch manches Neue darunter. Da Bücher dieser Art besonders von den Vereinen für ihre Produktions-Abende stets willkommen geheißen werden, dürfte diese ungemein reichhaltige Sammlung von Vorträgen einer freundlichen Aufnahme in weiten Kreisen sicher sein.

Kleine Mitteilungen.

Alleinstehende durchreisende Damen, die nicht gern ein Hôtel in Berlin aufsuchen, auch die teuren Preise der Großstadt scheuen, finden im Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W., Schellingstraße 1 III. gute Unterkunft und Verpflegung für 2—3 Mark täglich. Ebenso bietet das Internationale Heim, Berlin S.W., Enckeplatz 7 II. von Frau Spranger begründet, durchaus empfehlenswerte Unterkunft und Pension zu denselben billigen Preisen.

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. YANATAS tranquillizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used YANATAS and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL ★ TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found YANATAS a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.

Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Alleinstehenden Frauen,

die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66

70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,

bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Gesangschule: Schultze-Strelitz.

Berlin W. (30), Ghediticshstr. 51.

Ausbildung für Bühne und Konzert.

Theoretische und praktische Unterrichtskurse für Lehrerinnen.

Methode: Julius Hey. [89

Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Digitized by Google

Ferienkurse in Greifswald. In der Zeit vom 3. bis 31. Juli dieses Jahres werden in Greifswald Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen abgehalten werden; und zwar ein französischer, ein deutscher und ein geschichtlich-geographischer Kursus. Wir heben aus der Fülle des Gebotenen folgendes heraus.

1. Französischer Kursus.

Phonétique expérimentale, Prof. Dr. Rousselot, zweimal wöchentlich. **Composition française,** Lic. Gènevois, zweimal wöchentlich. **L'établissement del'enseignement libre; l'organisation de l'enseignement général; le mouvement politique des partis en France; le mouvement littéraire contemporain,** Prof. Dr. Rousselot, wöchentlich je ein Vortrag. **Ein Kapitel aus der französischen Litteratur des 19. Jahrhunderts,** Prof. Dr. Koschwitz, einmal wöchentlich. **Geschichte der Philosophie in Frankreich,** Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schuppe, einmal wöchentlich. **Grundzüge des französischen Verfassungsrechts,** Prof. Dr. Stoerk, zweimal wöchentlich. **Die französische Volkswirtschaft,** Prof. Dr. Fuchs, zweimal wöchentlich. **Die Methodik des französischen Unterrichts,** Oberlehrer A. Ohlert, einmal wöchentlich. Außerdem in besonderen Zirkeln: **Mündliche französische Sprachübungen,** und Besprechung der Werke der mit dem Kursus verbundenen französischen Lehrmittelausstellung.

2. Deutscher Kursus.

Einführung in das Studium der deutschen Sprache und Litteratur, mit Übungen, Prof. Dr. Reifferscheid, viermal wöchentlich. **Neuhochdeutsche Grammatik,** Prof. Dr. Siebs, viermal wöchentlich. **Die Hauptdramen Lessings,** Privatdozent Dr. Bruinier, zweimal wöchentlich. Für Ausländer werden in besonderen Zirkeln: **Praktische mündliche und schriftliche Sprachübungen** veranstaltet werden.

3. Geschichtlich-geographischer Kursus.

Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters, Privatdozent Dr. Altmann, zweimal wöchentlich. **Anleitung zum Selbststudium über das Zeitalter Papst Gregor VII. und das Verhältnis von Kirche und Staat**

Stollwerck's Herz Cacao

Ueberall käuflich!

Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig.

[60

Webe-Apparate
für Damen
Preis: 30, 20, 13 Mk.
Schnellste, interessanteste Arbeit, leicht nach der Gebr.-Anweis. zu erlernen.
Mittellosen schneller Verdienst!

Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen bess. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.,** Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. eig. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung. ● **Lehrplan frei.** ●

Leichtes Salonstück.
Neu! Sehr gefällig:
Ilse-Gavotte.
Preis 1 Mark.
Gegen Einsendung des Betrags franco.
Emil Sudermann, Dresden-N.

In Freud und Leid.
Ein Blumenstrauß religiöser Gedichte alter u. neuer Zeit. Herausgegeben von der Diakonissenanstalt Bethesda.
Elg. geb. mit Goldschn. 2,25 Mark. Diese Samml. mit Dichtung. von Geibel, Gerok, Spitta, Sturm rc. eignet sich bes. als Konfirmationsgesch. Zu bez. von der Bethesda Buchhandlung, Berlin S.W., Wilhelmstr. 2. [92

Töchterpensionat Bauer
Dresden-A. [81
verzogen nach **Werderstrasse 14, I.**
Morgensonne, Garten und Spielplatz.

Ernährungslehre.
Anleitung
zur häuslichen Gesundheitspflege.
25 Vorträge
für Lyceen, Fortbildungs-, Haushaltungs- und Kochschulen, Kurse für häusliche Gesundheitspflege, sowie zum Selbstunterricht für Lehrerinnen, Hausfrauen und Mütter
von
Lina Morgenstern.
Prämiiert auf den Weltausstellungen für Hygiene und Rettungswesen in Berlin, Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Chicago u. a. St. m. [74
Dritte umgearbeitete und erweiterte Auflage.
S.W., Berlin 1895. Großbeerenstraße 5.
Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

von den bedeutendsten Zeitschriften als **vorzüglich** anerkannt, versendet die Erfinderin Frau Prof. **E. Wernicke,** geb. von Hackewitz, **Berlin W.,** Eisenacherstr. 18. — Man fertigt damit: **Unterröcke, Decken** aller Art, **Shawls, Pelerinen, Portièren, Kindersachen, Smyrna-Teppiche** und **Kissen** rc. aus altem und neuem Material. [82

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. **Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im Atelier** 80] von **Johanna Helfer,** *Berlin W. Bülowstr. 21.*

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Internationales Heim,
Berlin SW., Encke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen bess. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. **Selma Spranger** zugesichert. [76

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49
Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.
Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **D. Ridder.**

Digitized by Google

im Mittelalter, Prof. Dr. Bernheim, einmal wöchentlich, zweistündig. **Einführung in das Studium der neueren deutschen Geschichte,** Prof. Dr. Schmitt, einmal wöchentlich. **Überblick über die brandenburgisch-preußische Geschichte bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I.,** derselbe, dreimal wöchentlich. **Einführung in die Geschichte der preußisch-deutschen Wirtschaftspolitik,** Prof. Dr. Fuchs, zweimal wöchentlich.

Die Vorlesungen finden täglich, außer Sonnabends, in den Vormittagsstunden von 8—1 Uhr statt.

Das Honorar beträgt für alle drei Kurse zusammen 20 Mark. Es steht jedem Teilnehmer frei, sich aus der Gesamtheit der Vorlesungen die ihm genehmen auszuwählen.

Schriftliche oder mündliche Anmeldungen nimmt Herr Prof. Dr. Koschwitz, Greifswald, Marktstr. 3, entgegen. Näheres ergeben die Prospekte.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

„Blasiert." Roman von Max Viola. (Berlin. Verlag des Bibliograph. Bureaus.) Preis broch. 3 Mark.

„Blüten-Knospen." Gedichte von Luise Birgfeld. (Dresden. E. Pierson's Verlag.) Preis 5 Mark.

„Liebesträume." Novellen von Violetta. (Dresden. E. Pierson's Verlag.) Preis 1,50 Mark.

„Ein neues Novellenbuch." Von Hans Grasberger. (Dresden. E. Pierson's Verlag.) Preis 3 Mark.

„Frau Holding's Herz." Die Geschichte einer Familie von Margarete Halm. (Dresden. E. Pierson's Verlag.) Preis 2 Mark.

„Aus Harlaub's Heim." Gedichte von Fritz Mohrer. (Dresden. E. Pierson's Verlag.) Preis 2,40 Mark.

„Die wahren Reichen." Von François Coppée (Engelhorns Romanbibliothek XI. 8). Stuttgart. J. Engelhorn. Preis 50 Pf. broch., geb. 75 Pf.

„Mädchenbriefe" herausgegeben von A. Tagholm. (Neuwied. A. Heusers Verlag.) Preis 1,25 Mark.

Wichtiger neuer Frauenerwerb.

In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparniß.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78

Lehrkursus 20 Mark.

Mathilde Metzger.

Berlin, Friedrichstr. 215., 9—3 Uhr.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74

Frau **Gegenmantel,** geb. **Engelhardt.**

Berlin NW., Lessingstrasse 33.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Frauenbewegung als Ergebnis d. Kulturfortschritts

nebst einer physiologisch-medizinischen Kritik der weiblichen Inferiorität von **S. Neunreiter.**

Verlg. d. Bibliograph. Bureaus, Berlin.

— **Preis 50 Pfg.** — [54

Kochbücher!

Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 14.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71

Ad. Dewald,

Buchhandlung,

Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Das **Placierungsbureau** von Frau Joh. Simmel, geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Kindergärtnerinnen Bildungs-Anstalt. Gegr. 1865. Berlin, Elsasserstr. 50. [91 **A. Schulze,** Vorst. Neuer Curs. beg. April. Auch werd. Famil. Kindergärtn. nachgew.

Perfekte Modistin [83 für elegante und einfache Roben **Fahrenbruch,** Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Musikalien

Jede Nummer 10 Pfennig. Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.** [85

Bei **A. Anacker,**

Papier- und Schreibwarenhandlung.

Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut

f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **A. Lederhause,** Berlin O., Andreasstr. 31, II. [86

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten Dr. **Derrnehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehen. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan,** Berlin, Spandauerstr. 77. [87

Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck

empfehlen wir als ganz hervorragend:

Adolf Graf von Westarp: „Herzblut";

Adolf Graf von Westarp: „Deutsche Lieder";

L. Glück: Von der Mark zum Sachsenwalde.

Jeder Band ungebunden Mark 1,50, „ „ hocheleg. gebd. „ 2,50.

Zu bezieh. d. alle Buchhdlg. u. direkt v. Verleger **Paul Moedebeck,** Berlin W. 30, Motzstr. 7. [88

Pensionat [93 **für Töchter** gebildeter Stände m. **Handarbeits- und Haushaltungsschule, höhere Töchterschule** von Frau Direktor **Schmidt, Dresden,** Rosenstraße 30. — Prospekte gratis u. franko. —

Frau v. Mylke, [94 **Stellen-Vermittelungs-Institut** für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Musikalien-Versand-Geschäft

A. Reetz, Berlin, Potsdamerstr. 139.

Kataloge gratis und franko. [75

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das III. Quartal (April-Juni 1895) noch im Monat März zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 7. April 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Motto: Es giebt in der Weltgeschichte kein eigentlich wichtigeres Thema als die uralte Tragödie von den Märtyrern, die den Sumpf bewegen wollen. Fr. Nietzsche.

Nachdruck verboten.

Er stand und sah unbeweglich in die Landschaft hinaus. Nicht Italiens Cypressen, die unauslöschlich seinem inneren Auge vorschwebten, umgaben ihn hier; nordische Fichten und Kiefern drängten ihr schwärzliches Grün zwischen die rohen Holz- und Eisenkreuze des kleinen hochgelegenen Friedhofs, schlossen sich in düsterem Halbkreis um den frisch aufgeworfenen Hügel, von dem welke Kränze mit verregneten Bandschleifen tief hinabhingen in das regennasse Gras. Nicht blinkten, wie noch vor wenigen Tagen, die zauberhaft blauen Augen der italienischen Seen zu dem Sinnenden auf aus dem zackigen Kranz ihrer Kalkfelsen, die rötlich erglühten im wunderbar durchsichtigen Schimmer der scheidenden Sonne. Platt wie ein Teller breitete sich die nordwestdeutsche Tiefebene vor ihm aus im fahlen Grün herbstlicher Wiesen, mit spärlich keimender Wintersaat bestellter Felder; von Dünsten und Nebeln überwallt wie das Schattenreich der Griechen. Eine Pappelallee begleitete das träg hinkriechende Flüßchen; eine Windmühle drehte das gespenstische Kreuz ihrer Flügel; am Rand eines gelblichen Wäldchens schimmerten die roten Dachreihen einer Arbeiterkolonie: — sonst kahle, glatte Fläche, soweit das Auge trug, einförmig wie das Meer, doch ohne seine Wellen, und drüber tief herabhängend der schwere nordische Herbsthimmel. Im Westen, hinter den kreisenden Mühlenflügeln färbten ihn ein paar Streifen schwärzlich glühenden Rotes, gleich erlöschenden Kohlen, die die Fortsetzung der heutigen Regengüsse ankündeten. Ein trauriger Fleck Erde! Und doch! — und doch —! Wie hatte er, seit er denken konnte, dies öde Stückchen Welt geliebt, die Menschen geliebt, die unter den roten Ziegeldächern hausten, die Menschen, die er größtenteils nicht von Antlitz noch Namen kannte, die Felder geliebt, auf denen das Brot für sie wuchs, die rußigen Mauern und Essen, in denen dies Brot erworben wurde! —

Digitized by Google

Grade dem Feuerstreifen am Himmel gegenüber erhob sich die dunkle Masse der Hochöfen, überwältigend, erdrückend hoch in der ebenen Landschaft, und die Funkengarben, die aus den Schlünden der Essen brachen, die Feuerströme, die die Gießhalle durchrauschten, überstrahlten in brennender Höllenglut den matten Sonnenabglanz am Himmel. Zu Füßen des Werks in einer Bodensenkung lag das Dorf, an das Flüßchen geschmiegt; sein kleiner Kirchturm ragte kaum empor bis zum Fundament des großen Schornsteins. Und hinter ihm in der Ferne, da, wo die dunstige Erde und der wolkige Himmel in einander verschwammen, tauchte schattenhaft ein neuer Wald von Essen auf; er gehörte zu dem mit der Eisenhütte verbundenen Walzwerk, und auch dieses war das Eigentum des Einsamen, wie jedes Fleckchen Land, jede Hütte und jeder Strauch, so weit die Blicke reichten. Wenn er Jahre lang all diesem fern in der Verbannung weilte — nicht sein Haß, seine Liebe war's, was ihn hinausgetrieben hatte, seine Liebe zu den Leuten unter den roten Dächern. Die hatte ihn vaterlandslos, heimatlos gemacht, hatte ihn im Herzen und räumlich getrennt von dem Schläfer unter dem frischen Hügel und den welkenden Kränzen, seinem Vater. Erst vor drei Tagen, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Unermüdlichen ihn erreichte, war er heimgekehrt. Er fand sein Erbe in guter Ordnung. Ein eisernes Regiment hatte der Alte von seinem Rechenpult aus geführt, und der Erfolg gab ihm Recht. Hochofen nach Hochofen ward gebaut, Grube um Grube erworben, das Walzwerk errichtet, der Grundbesitz erweitert; stetig mehrten sich die roten Ziegeldächer der gradlinig gebauten Arbeiterdörfer. Und wieder und wieder muß Erwin seines Vaters Werk als Musterschöpfung preisen hören, — ein Preis, gemischt mit neugieriger Verwunderung, daß der einzige Sohn solches Mannes in freiwilliger Verbannung Jahr um Jahr im Auslande weilt, ohne Verständnis, ohne Interesse für seines Vaters Genie. Er aber kann nicht bewundern. Das macht, er ist der Bürger einer Zeit, die noch in Windeln liegt; seine Ohren hören voraus. Es geht ein frischer Zug jetzt durch die Welt nach höherer Entwicklung des einzelnen, nach freier Bethätigung seiner ihm angeborenen Fähigkeiten. Aus den blöden Herden gehorchender Sklaven erhebt sich schon hie und da ein menschliches Antlitz mit eigenen, nur ihm gehörigen Zügen, und seine vom Boden frei erhobenen Blicke sprechen: das bin ich, ich! keine Zahl, keine Nummer, ein Etwas von eigener Art, ein Kunstwerk, das in der ganzen Schöpfung so nur ein einziges Mal vorkommt; als solches sollt ihr mich anerkennen und meine Eigenart achten! —

Der Alte im Nebellande verschließt Auge und Ohr diesen Anzeichen und ihrem Gebot. Wer an seinen Maschinen arbeitet, ist ihm selbst Maschine, Ding, Nummer, — eine Nummer, die er als sparsamer Wirtschafter vor dem Verderben schützt durch Aufbewahrung in einem geeigneten Gehäuse, Arbeiterwohnung genannt, die er so gut kleidet und nährt, als nötig ist, um sie funktionsfähig zu erhalten, aus der er allen Nutzen preßt, den sie hergeben will, gerade wie er keine Schlacke wegwirft, die noch ein Körnchen Eisen enthält. Damit seine Werkzeuge sich nicht vor der Zeit abnutzen, schreibt er ihnen ihre Lebensbedingungen vor. Er bestimmt, womit sie sich Sonntags amüsieren, wie viel Seidel Bier sie trinken, was sie nach Feierabend lesen dürfen. Er bestimmt die Frucht, die jeder in seinem Garten bauen, auch ob und wann der junge Arbeiter eine Familie gründen darf, — ja sogar mit welchem Weib. Fürchtet er eine Verschlechterung seiner Arbeiterrasse durch die Vermischung der betreffenden Geschlechter, so läßt er solche Ehe so wenig zu, wie er als Landwirt duldet, daß ihm seine Rinderzucht durch ungeeignete Kreuzung verdorben wird. Die Augen starr auf das in seinen Händen reißend zusammenströmende Gold gerichtet, weiß er's nicht, merkt er's nicht, daß er emsig Zündstoff zusammenträgt und aufschichtet zum drohenden Weltbrand, der, wenn er ausbricht, mit dem Schiefen, Ungerechten und Überlebten einer vergangenen Weltordnung auch ihre lebenstrotzenden Errungenschaften, die Kulturblüte von Jahrtausenden hinwegraffen wird, das kostbare Erbteil noch ungeborener Geschlechter, denen herrliche Frucht aus dieser Blüte zureifen sollte.

Vom Glück begünstigt wie immer, hat er den Ausbruch des ungeheueren Feuerbrandes

Digitized by Google

nicht mehr erlebt. Die Ruhe eines heitern Sommerabends lag über seinem Reich als er hinwegging; nicht einmal ein Wetterleuchten verkündete das nahende Gewitter. Die Barometer aber, die Sturm anzeigten über die ganze von Kulturvölkern bewohnte Erde, hatte er seinem Bezirk fern zu halten gewußt. Keine Stimme der Zeit drang in den abgeschiedenen Pferch; keine Zeitung außer dem Amtsblatt durfte über die Schwelle der Hütten kommen. Und daß kein gesprochenes Wort Aufruhr und Empörung in die Gemüter trage, dafür sorgte ein bis ins Kleinste organisiertes Angebersystem, das den Arbeiter im Heiligtum seiner Hütte die Rede angstvoll wägen ließ, damit nicht der eigene Sohn ihm zum Verderben sie weitertrage.

Als Sieger war er geschieden. Und so lag er auf seinem letzten Lager mit dem überlegenen Lächeln der Lippen, dem schlauen Zusammenziehen der Augenlider, mit dem er seinen Lieblingsausspruch im Kreis seiner Vertrautesten zu begleiten pflegte: „Alles in allem, der Mensch ist eine Bestie; Futter und die Peitsche die einzigen Gründe, mit denen man ihn zwingt.“ —

Und jetzt stand einer an seinem Platz, der Gottes Abbild sah in jedem unter die Füße getretenen Knecht, dessen Seele ein neues Paradies zu schaffen sich vermaß aus diesem modernen Bagno, eine Stätte maßvoller Freiheit, geistigen Emporstrebens, tüchtiger Arbeit und reiner, menschlich edler Freude; der die ihm zugefallene reiche Erbschaft nicht ansah als eine Quelle der Lust für sich, vielmehr als eine schwerlastende Pflicht; nicht als ein Mittel zum Lebensgenuß, sondern als eine Dornenkrone; aber eine Dornenkrone, die ihren Träger ehrend hervorhebt aus der Menschheit und die er nur mit dem Leben lassen wird.

Still ist's, feierlich still in dieser Abendstunde. Nicht mehr rauschen die Tannen auf dem Friedhof; der Wind ist eingeschlafen. Die Heuschrecken im Gras schweigen, unfroh der triefenden Nässe. Nur die uralten Eingeborenen des Landes, die großen, schwarzen Krähen rufen einander zu über die weite, öde Fläche, verständigen sich mit heiserem Krächzen über winkende Beute. Und ab und an fällt ein Nebeltropfen mit dumpfem Klatschen aus den schwergesogenen Zweigen der Föhren in den Sand. Öde, neblig, trostlos, das Land heut wie gestern, gänzlich unempfindlich für seinen neuen Paradiesesberuf, und die Mühseligen, die unter den roten Ziegeldächern jetzt zum Abendbrod rüsteten, ahnten so wenig wie das Land den Umschwung, der sich zu ihren Gunsten vollzogen hatte, und daß ein Erlöser ihnen aufstand in ihrem neuen Herrn. —

Schlürfende Schritte weckten den Träumenden. Den Mittelweg zwischen den Gräben herauf wandelte mit Würde eine vornübergebeugte Gestalt in dunklem Winterüberzieher und abgeschabtem Cylinderhut. Der Nahende hatte ein feistes, lächelndes Gesicht mit seltsam zurücktretendem Kinn und vorstehenden, neugierig untersuchenden Augen; der Mund zog sich über den zahnlosen Kiefern zusammen, als sauge er beständig an einem Stückchen Zucker.

„Wünsche dem jungen Herrn einen guten Abend.“ Höflich nahm der Ankömmling den Cylinder ab.

„Guten Abend, Herr Pastor.“

Pastor Mahrenholz sah mit bedeutsamem Blick von der Gruft auf den Erben. „Es freut mich, Sie hier zu finden. Sie sind ein guter Sohn, Herr Relling. — Oder darf ich sagen Erwin?“

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen.“

„Nun, das ist lieb von Ihnen, Erwin. Das Herr Relling will mir Ihnen gegenüber nicht recht aus der Kehle. Ich habe Sie ja vom ersten Lebenstag an gekannt, sozusagen auf dem Arm getragen. Und meine liebe Frau wird noch jetzt nicht müde zu erzählen, was für ein köstlicher kleiner Blondkopf Sie gewesen sind, und immer artig, gar nicht wie unsere Dorfrangen.“

„Armer Vater,“ murmelte Erwin.

„Ja, er hat einen schweren Packen irdischer Sorgen mit sich hinübergenommen. Mögen sie ihm die ewige Ruhe nicht verkümmern! Um Sie hat er sich Sorgen gemacht, kurzsichtiger Mensch, der beständig sorgen mußte, um sein Werk und wie Sie es weiterführen würden. Ach, lieber Erwin, das Werk, das rollt wohl seinen Weg. Unersetzlich war nur einer von allen, die ein Weib geboren hat.“

Erwin seufzte. „Glauben Sie mir, sein einsames Alter lastet wie ein Vorwurf auf

Digitized by Google

mir. Aber ich konnte nicht anders. Was nicht zusammen paßt, das soll sich meiden."

Der Pastor putzte seine in der Abendkühle beschlagenen Brillengläser und wiegte lächelnd den Kopf. „Nu, nu, nu, Sie sind jung, Erwin. Auf dieser Welt kann sich nicht alles meiden, was nicht zusammen paßt. Unser Herrgott hat vieles sich Widerstrebende durcheinander gepflanzt auf dem Acker seiner Gemeinde. Wenn ich da jedesmal — Aber ich sehe, ich halte Sie auf, lieber Erwin."

Erwin bewegte in der That unruhig seine Füße, ohne sich doch von der Stelle zu rühren, da sein Zartgefühl ihm verbot, den alten Herrn einfach stehen zu lassen.

„Gesteh' ich's nur," erwiederte er, „ich brenne darauf, eine Art Harun al Raschid-Rundgang durch mein Reich anzutreten."

„Harun al Raschid? Hm — war ein weiser Herr, aber als Vorbild möchte ich ihn heutzutage nicht empfehlen. Wohin wollen Sie denn ‚rundgehen', wenn die Frage erlaubt ist?"

„Ich will meine Arbeiter in ihren Wohnungen aufsuchen."

„So; ei, recht schön. So was macht immer einen guten Eindruck. Es sind da ein paar Musterwirtschaften, die den besuchenden Fremden allemal gewiesen werden; die Familie Zieseniß am Eingang des Dorfes gleich rechts, — brave, christliche Leute und nicht allzu schmutzig. — Ich kann sie Ihnen empfehlen."

„Ich will alle meine Arbeiter besuchen und die elendesten und bedrücktesten zuerst."

Der Pastor sah Erwin an und lächelte. Eine Einwendung schwebte ihm auf den Lippen, aber er schluckte sie hinunter. Seine Art war, es dem lieben Gott zu überlassen, Schiefes gerade zu richten. Er zog höflich den Hut und empfahl sich mit einem guten Wunsch. „Ein Heißsporn," dachte er, „ein ganz gefährlicher Heißsporn! ein verkappter Sozialist! Aber er wird ruhig werden. Natürlich! Es sind noch alle Sozialisten ruhig geworden, denen solch ein Eigentum in den Schoß fiel."

Während der Pfarrer behaglich den Weg vom Hügel heruntertrottete zum Pfarrhaus, wo ihm am knisternden Küchenfeuer der wärmende Schlafrock hing und die Pantoffeln standen, mit denen die treusorgende Gattin den Heimkehrenden erwartete, schritt der neue Herr auf der andern Seite den Eisenbahndamm entlang geradeaus nach Westen dem am Himmel verglimmenden Feuerstreifen entgegen.

Ein Zug rasselte stoßend, holpernd an ihm vorüber, eine kleine, derbe Lokomotive, die eine Anzahl mit graubräunlichen Eisenerzen beladener Wagen von den Gruben zur Hütte schleppte. Der Mann, der sie führte, starrte im Vorbeifahren den Fußgänger mit blöder Verwunderung an. Dann faßte er langsam nach der Mütze. Der Zug war schon weit, bis er sie vom Kopf bekam, und noch weiter, bis er sich zu dem hinter ihm Stehenden wandte.

„Karl, ich glaube, das war er."

„Der sieht ja ganz paßlich aus."

„Was spirdelich, wie? Ein Milchgesichte! Kein Blut, keine Knochen. Der Alte war dir 'ne andere Sorte Kater."

„Na, denn werden ja wohl nächstens bei uns die Mäuse Hopsassah tanzen!"

„Ja, gewisse Leute schenieren sich nu wohl gar nich mehr."

„Wenn du mit das den Fahrke gemeint haben solltest, der hat überhaupt niemals gewußt, was schenieren für 'n Ding is."

„Halt's Maul. Mich is allens Wurscht. Ich thu' meine Arbeit."

„Na, ich doch auch! Man redet doch bloß 'nen Ton." —

Erwin wanderte weiter auf dem schlüpfrigen Lehmboden. Schon erhob sich zu seiner Rechten ein weitläufiges Gebäude, das Pumpenhaus. Zwei mächtige Dampfmaschinen hielten hier Tag und Nacht das Pumpwerk in Bewegung, das aus den Erzlagern das Wasser hob und in den Fluß ableitete, um die Gruben vor dem Ersaufen zu schützen. Die Thür stand offen. Hinter den blitzenden Stahlstangen und Kurbeln der Dampfmaschinen drehte sich schwerfällig gleichmäßig das Schwungrad. Beim ungewissen Schimmer einer kleinen Petroleumlampe war ein Mann mit Ölen beschäftigt. Erwin trat nicht ein, er wandte sich links einen kleinen Abhang hinauf. Und schon klaffte senkrecht vor seinen Füßen abfallend der Abgrund, die breite, tiefe Spalte der Grube mit ihren phantastisch zerklüfteten Wänden von

Digitized by Google

braungrauem Eisenstein, den willkürlich eingeschnittenen und gesprengten Terrassen, Stollen, Höhlungen, mit den mattglänzenden Schienensträngen unten auf der Sohle, den Bretterbuden und umherstehenden Erzwagen. Zu beiden Seiten krabbelten wie Ameisen Menschen an diesen Wänden, bohrten mit spitzer Keilhaue, mit scharfem Stichel Löcher für die Sprengpatronen, oder hackten das geborstene Gestein mit wuchtigen Beilhieben herab und schaufelten es in die bereitstehenden Wagen. Ein paar Aufseher schienen noch zu rechnen hinter den erleuchteten Scheiben eines kleinen Häuschens am Eingang des Stollens, dem sogenannten Bremsberg.

Erwin stieg die schmale Holztreppe zur Sohle der Grube nicht hinunter. Er wandte sich in einem Winkel zurück, den roten Dächern zu, die näher und höher aus dem Boden hervorwuchsen. Wie unleidlich gleichmäßig diese Häuschen geordnet standen, aufmarschiert wie eine Truppe Soldaten, Zweifamilienhäuser eines wie das andere; die eine Hausthür links, die andere rechts, weil größtmögliche Entfernung einer Hausfrau von der anderen der Erhaltung des Friedens ungemein förderlich ist; auf der Grenzscheide der Grundstücke der beiden Familien gemeinsame Brunnen. Vorn in den Gärten wuchsen Blumen, überall dieselben; weiter zurück Kartoffeln, Kohl, Rüben. Kleine Stallungen für eine Kuh oder einige Ziegen waren den Häuschen angehängt, aus denen ein mäßiger Wohlstand sprach, aber keinerlei Eigenart. Wer den Charakter ihrer Bewohner kennen lernen wollte, mußte ihr Inneres betreten.

Vor einer der Hütten stand eine Frau und hielt die Hand über die Augen, aus Gewohnheit; die längst untergegangene Sonne blendete sie nicht mehr. Lange stand sie so. Dann wandte sie sich und rief zum Nachbargarten hinüber, wo eine Frau auf den Knieen liegend Kartoffeln aus der Erde grub.

„Sie! Petersen!"

„Was denn, Frau Zieseniß?"

„Gucken Se bloß mal."

Die andere richtete sich auf, trat, die Kartoffeln in der Schürze, ein paar Schritte vor, und beide sahen Erwin zu, wie er über den Moorboden daherwanderte.

„Nee, sagen Se bloß, Ziesenissen, was hat er so in die Nässe herumzustaken?"

„Das is fein," erklärte die Gefragte. „Er macht sich Motschon, sagt Zieseniß. Das is so Mode wo er herkommt. Dort giebts nichts wie Berge, so hoch, daß die Wolken sich die Nasen dran stoßen. Und die Menschen dort, was die Zugereisten sind, laufen immer bloß die Berge rauf un runter, rauf un runter, rein zum Pläsier. Nu will Herr Relling das hier fortsetzen."

„Ja, mit Bergen können wir ihm aber nich aufwarten. Er muß sonst schon die Grubenstiege rauf und runter klabastern wie 'n Laubfrosch."

Die Frauen lachten. Der Garten der Zieseniß hatte eine Holzeinfriedigung; die Petersen stützte sich darauf und sprach leiser.

„Na, und Ihr Karl is jetzt bei die Lokomotive?"

„Ja, er hat ja so 'n Hang für alles, was Maschine heißt, un Herr Fahrke mag ihm gern leiden. Er is auch 'n anstelligen Bengel. Na, un die Graupen im Kopfe vergehen ihm schon, wenn er tüchtig zu arbeiten hat."

Die Petersen hob, von der Anspielung gekränkt, die Nase in die Luft.

„Von wegen der Graupen, Ziesenissen, da möcht' ich Sie bitten, daß Sie ihren Karl was mehr zu Hause hielten. Es wäre mich nämlich nich lieb, wenn unsere Ricke mit dem jungen Menschen ins Gerede käme, indem an Heiraten ja doch nich zu denken is —"

„Nich im siebenten Traume, Petersen. Nehmen Sie 's nich für ungut, daß ich Ihnen das so geradezu sage. Der Herr Relling leidet 's nicht, und wir aber auch nicht. Der Bengel is zu jung. Und uns krabbeln noch sechse auf der Diele. Erst soll er uns die Groschens mal wieder einbringen, die er uns gekostet hat, sagt Zieseniß."

„Dasselbige predigt Petersen unserer Ricke den geschlagenen Tag. Der Karl Zieseniß, sagt er, das is Kalbfleisch. Da kann was Gutes draus werden, und es kann aber auch was nich Gutes draus werden."

„Da möcht' ich doch bitten! Ein guter Junge is unser Karl nu wirklich. Ihre Ricke kann froh sein, wenn sie mal so einen kriegt."

Digitized by Google

„Unsere Rieke is eine, die auf sich hält," sagte die Petersen spitz. „So 'n schönes Gesicht wie Ihre Olga hat sie ja vielleicht nich. Dahingegen im Punkte der Ehrbarkeit, wo die Männer doch auch höll'sch kitzlich sind, — nich an zu tippen. Das kann auch nich jede Mutter von ihrer Tochter sagen."

„Wollen Sie mich damit vielleicht zu verstehen geben, daß unsere Olga —"

„I, wo werd' ich denn! An Ihrer Olga ihr Techtelmechtel mit dem Ingenieur Fahrke hab' ich noch gar nich mal gedacht. Zieseniß wird ja wohl wissen, warum er da ein Auge zudrückt."

Frau Zieseniß war beängstigend rot geworden vor Zorn. Eine gepfefferte Entgegnung schwebte auf ihren Lippen, als ein kleiner Flachskopf, der Mutter Rockzipfel schüttelnd, meldete: „Mutter! er kommt!" Es war sein Amt, nahenden Herrschaftsbesuch rechtzeitig anzukündigen.

Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stürzte davon in ihr Haus.

Befriedigt schaute die andere ihr nach. „Es is mich lieb, daß ich's ihr mal ordentlich gegeben habe. Die wird ja rein unklug vor Hochmut mit ihrem Karl!"

Aber auch sie kehrte nicht zu ihren Kartoffeln zurück. Wenn der neue Herr sich herbeiließ, persönlich in den Hütten herumzustöbern, da galt's die Gelegenheit beim Schopf fassen. Sie hätte lang schon gern einen Hühnerstall neben dem Ziegenstall gehabt, und dann war das Dach über der Kammer nicht ganz dicht. Vielleicht konnte man das zum Vorwand nehmen um noch einen Erker aufsetzen zu lassen für einen Logisburschen. —

Als Erwin auf ein freundliches Herein! die Thür des Zieseniß'schen Hauses aufstieß, stand er überrascht wie vor einem Bild. Auf der Diele, die Küche und Vorraum zugleich war, saß eine Gruppe rosiger Flachsköpfe um einen Tisch. Grell vom Schimmer der Lampe bestrahlt, hoben sie sich malerisch ab von dem weichen Hintergrund der fast dunklen Winkel und Ecken, aus denen nur hier und da ein Messinggriff, ein funkelnder Blechtopf aufleuchteten. Was aber Erwin völlig bannte, war die Erscheinung eines jungen Mädchens von verblüffender Schönheit, das sich im Lampenschein zwischen den Kindern hin und her bewegte.

Einen Augenblick starrte die Schar den Eintretenden an, stumm wie er. Dann knixte die Schöne unter holdem Erröten. „Unser junger Herr! Herr Relling!" — Und sie schob eilfertig eins der Kleinsten von seinem Stuhl, wischte mit der Schürze über den Sitz und lud den Gast ein, Platz zu nehmen.

Frau Zieseniß kam aus der Kammer gerannt. Sie trocknete sich noch im Laufen die Hände ab. Herr Relling möge es ja nicht für ungut nehmen, wie er es bei ihr antreffe. Sie sei so überrascht! — Dabei trug sie ein Halstuch und eine Schürze, an denen noch sämtliche Knicke vom Plätten sichtbar waren. Erwin achtete nicht darauf. Seine Augen hingen an dem jungen Mädchen.

„Ihre Tochter?" fragte er. Es war sein erstes Wort.

Frau Zieseniß lächelte verstohlen. „Unsere Olga, Herr Relling, unsere Zweite. Karl, was der Älteste ist, arbeitet schon auf dem Werk. Olga soll nächstens in der Stadt dienen. Was will man machen? Aufs Stühlchen setzen können wir unsere Mädchens nich; dazu haben wir's nich übrig."

„Ihr Mann arbeitet auf der Hütte, Frau Zieseniß?"

„Ja, im Möllerraum. Er versteht was von die Erze, Herr Relling. Sie haben ihm da auch immer gern leiden mögen. Er war gut angeschrieben bei dem seligen Herrn. Zweiundzwanzig Jahre und drei Monate, das ist fast ein Menschenleben. Aber Zieseniß is für das Beständige, und ich bin auch nich für den Wechsel, Herr Relling. Ganz konservativ, wie man so sagt. Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Wenn's auch manchmal spack is mit das Nähren. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Treu' und Redlichkeit is kein leerer Wahn."

Erwin fragte, ob die Frau mit ihrer Wohnung zufrieden sei, oder ob sie irgend eine bauliche Veränderung wünsche?

„Nu, nee aber, Herr Relling! Zu gütig sind Sie. Sie machen einen ja ordentlich schamrot. Aber wir sind auch nicht ausverschämt. Nich ein Nagel, nich wahr, Olga? Alles in schönster Ordnung. Der alte Herr

Digitized by Google

hat für uns geſorgt wie für ſeine Kinders, das is wahr." Sie führte den Zipfel ihrer Schürze an die Augen.

Erwin hob den Fuß zum Gehen.

Die Frau ſah's über den Schürzenzipfel hinweg und lenkte haſtig ein. „Das heißt — einzig und allein da an der Stubenthür — weil Sie mich ſo freundlich fragen, Herr Relling! ſonſt würd' ich mich nicht unterſtehen — aber die Stubenthür, die klemmt ſich ein bischen, nicht wahr, Olga? Wir hätten ſchon längſt zum Tiſchler geſchickt. Aber wo acht Kinders ſind! Es war nich übrig, Herr Relling."

„Ich werde Ihnen morgen den Tiſchler ſchicken."

„Ja und dann, — bloß weil Sie mich gerade darauf bringen, Herr Relling, das Dach, das is wohl nich ſo ganz dicht. Unſrer Olga regnet es öfters mal aufs Bett, nich wahr, Olga?"

„Ach, Mutter, was liegt an den paar Tropfen! Die ganze Kammer is ja voll Schimmel."

„Dem muß ſelbſtverſtändlich abgeholfen werden."

„Viel wird da wohl nich an zu machen ſein, Herr Relling. Denn die Feuchtigkeit, die kommt eigentlich aus dem Keller. Ja, der Keller, der liegt ein Spierchen zu tief — und in den Balken ſitzt ja wohl der Schwamm in, weil daß es kein maſſives Haus nich is, Herr Relling, ſondern man bloß Fachwerk, was lang ſo gut nich halten thut. Und geworfen haben ſich die Wände auch all, kein Fenſter ſchließt — und denn der Küchenherd, der raucht — nur bei Weſtwind, Herr Relling, aber den haben wir ja nu mal hier das ganze Jahr — und in den Stall können wir winters kein Vieh hineinſtellen, der is zu kalt — und denn is auch oben in der Kammer die Tapete —"

„Ich werde das ganze Haus nachſehen laſſen, Frau Zieſeniß. Guten Abend."

„Zu gut ſind Sie, Herr Relling! Mich auch ſchönſtens zu bedanken! — Olga, geh' mal flink mit dem Herrn Relling mit. Er weiß noch kein Beſcheid mit die Kolonie."

Aufatmend trat Erwin in die feuchte Abendluft hinaus. Ihm war ſchwül geworden bei dem endloſen Wunſchzettel des Weibes. Gewiß, er kam um zu geben, gleichwohl —

Da fragte eine weiche Stimme an ſeinem Ohr: „Ach, nicht wahr, Herr Relling, Sie finden uns recht unbeſcheiden?"

Olga! Er hatte des Mädchens vergeſſen über dem Geſchwätz der Alten. „Vielmehr," erwiderte er, „es betrübt mich, daß Sie all die Zeit ſo ſchlecht gewohnt haben."

„Sie müſſen Mutter was zu gut halten," bat ſie. „Sie iſt ſo furchtbar eigen, und mit den vielen Kindern kann ſie wirklich nicht wie ſie will."

Erwin lächelte ihr freundlich zu. Das Mädchen mit ſeinem rotflammenden Haar, ſeiner blühenden Geſichtsfarbe, ſeiner kätzchenartigen Anmut war das erſte Schöne, auf das er in ſeiner Nebelheimat ſtieß.

Zutraulich fuhr Olga fort: „Es ſind Mutter hier viele neidiſch, meinen immer, ſie hätt' was voraus, weil ſie ſich's ihr Lebtag hat ſaurer werden laſſen als andere. Ich bin auch recht froh, daß ich in die Stadt komme."

„Haben Sie denn auch Feinde?" fragte Erwin beluſtigt.

„Nicht das Schwarze unter dem Nagel gönnen einem ja die Menſchen hier!" beteuerte ſie eifrig. „Nicht mal die paar Stückchen Coaks aus den Maſchinen! Herr Relling hat's doch erlaubt, daß wir ſie uns aus der Aſche leſen, da wo die Arbeiter ſie ausſchütten. Wenn ich mich aber dort blicken laſſe, ich kann's gar nicht ſagen, was für abſcheuliche Dinge ſie mir nachrufen!"

„Da werde ich Sie alſo unter meinen ganz beſonderen Schutz nehmen müſſen. — Was iſt das für ein Feuerſchein da links."

„Dort?" Olga verzog den Mund. „Da wohnt Wehland, der Schmied."

„Führen Sie mich zu ihm."

„Zu Wehland?"

„Warum nicht?"

„Ich dacht man ſo, weil Wehlands doch Michaelis zockeln. Herr Relling hat ihn fortgejagt."

„Fortgejagt?"

„Weil er die Leute verdirbt."

„So, deshalb."

„Ja, er lieſt ſo Blätter, wiſſen Sie. Und dann hält er Reden. In der Kolonie will auch keiner mit ihm zu ſchaffen haben."

Digitized by Google

„Führen Sie mich also zu Schmied Wehland."

„Ach? Wirklich?"

„Mich wird er wohl nicht verderben."

Olga lachte keck. „'s ist auch wahr. Vielleicht ist's mit dem Verderben überhaupt nicht so schlimm."

„Sehen Sie mal an! Sie sind wohl selbst so eine kleine Auffässige?"

Olga legte beteuernd die Hand auf die Brust. „Nicht mal gegen den alten Herrn, gewiß und wahrhaftig, der doch oft streng war und — und wunderlich. Aber für Sie — für Sie würde ich geradewegs durchs Feuer gehen."

Erwin lachte. Im Schatten der Dorfstraße verschwammen die Farben und Formen, die ihn geblendet hatten. Er hörte nur das schlau naive Mädchen aus dem Volk, das sich ihm angenehm machen wollte.

„Hier ist ja wohl des Schmieds Thür. Schönen Dank, Fräulein Olga."

Olga Zieseniß wanderte langsam zwischen den Häuserreihen zurück. Sie wußte, daß aus jeder Fensterhöhle hervor ein Augenpaar sie neidisch beobachtet hatte, während sie neben dem Herrn schritt, der mit ihr redete wie mit seinesgleichen, ja, ihr sogar zum Abschied eine Verbeugung machte wie einer Dame. Sie freute sich darüber. Als sie an das Ende der Kolonie gelangte, bog sie nicht zu ihrer Hütte herum, sondern tauchte in eine Bodenfalte, um nach einigen hundert Schritten eilfertig und verstohlen die Richtung nach dem Werk einzuschlagen.

Erwin trat derweil über die Schwelle der weit offenstehenden Thür in die Schmiede. Ihm den Rücken zukehrend, bearbeitete dort ein stämmiger Mann mit helltönenden Hammerschlägen eine glühende Eisenstange, die er mittelst einer Zange auf dem Ambos hin und her wandte.

„Guten Abend," grüßte Erwin.

Der Mann antwortete nicht. Er wandte nicht den Kopf. Das flackernde Schmiedefeuer warf seinen Schatten riesengroß an Wand und Decke.

„Guten Abend, Wehland," wiederholte Erwin lauter.

Zwischen den Hammerschlägen ward ein Knurren vernehmbar.

„Guten Abend, guten! mir! — Guten! Was ist denn das für ein Narr, der mir guten Abend wünscht?"

„Ihr Chef. Erwin Nelling."

Jetzt wandte der Mann sich hastig um. Erwin sah in ein gebräuntes Gesicht, dessen unteren Teil ein schwarzer Vollbart und dessen oberen pechschwarzes Haar in dicken Strähnen verdeckte. Zwischen beiden hervor flackerten schmale, schwarze Augen ihn an; aber nur einen Augenblick. Dann machte der sehnige Arm eine Bewegung, die deutlicher als Worte sagte: „Wozu gut? — Es lohnt nicht, das Eisen darum kalt werden zu lassen." Und der Mann kehrte ihm wieder den Rücken, that noch ein paar wuchtige Schläge und stieß die aufzischende Stange in das Kühlbecken. Dann erst wandte er sich mürrisch.

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich besuche alle meine Arbeiter, also auch Sie. Wenn Sie Wünsche hegen in Bezug auf Stellung, Wohnung, Gehalt, so finden Sie jetzt die beste Gelegenheit, sie mir persönlich vorzutragen."

Wieder starrte der Schmied einen Augenblick unschlüssig den Redenden an, dann zuckte er kurz die Achseln. „Sie wissen ja, wir zockeln Michaelis." Er zog eine neue, rotglühende Stange aus dem Feuer.

Aber innerlich würgte ihn etwas. Und Erwin hatte einige Nägel und Klammern zurückgeschoben und sich auf den Rand des steinernen Kühlbeckens niedergesetzt. Das weiße, ruhige Gesicht unter dem schlichten, blonden Haar forderte geradezu zu einer Aussprache heraus.

„Daß Sie nicht denken, 's is wegen meiner," stieß Wehland endlich hervor. „Pox Kuckuck! Die Welt ist weit, und arbeiten kann ich! Und ob nun hier gerade das Himmelreich ist, das ist Ansichtssache. Aber meine Alte! Die Weiber hängen am Haus wie die Katzen. Und freilich gewöhnt sich eine in fünfundzwanzig Jahren. Dann sind da auch die drei Kreuze auf 'm Friedhof, wo unsere Kinders unter begraben liegen, all unsere Kinders! Verstehen Sie mich nur recht, mich is auch das wurschtig. Ich weiß wohl: wenn der Mensch tot ist, dann ist's aus. Aber dem Weibervolk machen die Pfaffen so viel weis.

Digitized by Google

Meine laßt sich's nicht ausreden, daß die drei Kopfchen aus irgend einem Ausschnitt im blauen Himmel gerade auf ihre eigenen Gräber heruntergucken, wenn sie ihnen Kränze darauf legt. Und da ist sie bange, sie könnten's übel vermerken für später, für das Wiedersehen in Wolkenkuckucksheim, verstehen Sie? — wenn die Kränze ausblieben. Quatsch! Aber sie hängt nu mal dran. Und das ist auch wahr, und wenn Sie mich gar fragen, will ich mit der Antwort nicht hinterm Berge halten: behandelt worden sind wir hier wie die Hunde!"

„Erklären Sie mir das."

„— Was soll ich?"

„Nichts. Reden Sie nur fort."

„Wir werden alle hier behandelt wie die Hunde. Mit 'nem Maulkorb an leben wir; wir dürfen nich mal unsere Augen brauchen! Da hat so'n Lausbub, ein nichtsnutziger Schufterer, ein Kerl, dem der Mund wässerte nach meinem Platz, der hat's dem Alten gesteckt, daß — daß ich — Na, kurz und gut! ich les' noch eine Zeitung außer dem Amtsblatt."

„Sind Sie deswegen entlassen?"

„Ich lese den Vorwärts, ja wohl. Aber das ist mein gutes Recht als deutscher Bürger. Was in ganz Deutschland nicht verboten ist, das darf mir niemand nich verbieten. Das is ungesetzlich. Dumm ist's noch dazu. Wenn Sie ganz Arnsfelde unter 'ne Glasglocke setzen, wir hören und sehen doch, wie's anderswo zugeht und daß die Arbeiter überall anfangen die Nachtmützen von den Ohren zu ziehen. So, das wär meine Meinung. Stecken Sie sie sich hinter den Spiegel, Herr Relling, — weil ich doch schon zockeln muß!"

Erwin stand auf. „Wenn Sie sich im Dienst nichts haben zu Schulden kommen lassen, so sehe ich die Notwendigkeit nicht. Wegen seiner persönlichen Ansichten entlasse ich keinen rechtschaffenen Arbeiter. Sagen Sie das Ihren Kameraden und Ihrer Frau."

Wehland setzte zu einer Erwiderung an. Aber ehe er seine Gedanken zu Worten formen konnte, war Erwin weit. Da strich der Mann sich über die Stirn und schüttelte den Kopf. Eigentlich wollte er sich freuen, und die Freude kam nicht, nur ein dumpfes, mißtrauisches Staunen. Warum trampelte der Neue ihn denn nicht unter die Füße wie der Alte, wo er's doch konnte. Aber vielleicht konnte er's in Wahrheit nicht? Vielleicht war irgend ein Punkt in seiner Stellung schwach, und er mußte schmeicheln und streicheln, wo ein kräftigerer Herr befahl? Vielleicht hing er diese Freundlichkeit gar nur wie eine Art Speck in einer Mausefalle auf? — Etwas war hier gewiß nicht wie es sein sollte! —

Wehland ließ die Eisenstange unbeachtet verkühlen und schlurfte schwerfällig hinüber zur Küchenthür, die er zur Hälfte aufstieß.

„Guste! Weißte das Neueste? — Es wird nich gezockelt."

„Ach nee, du!" Der Frau sanken die Arme am Leibe herunter. „Is das auch gewiß? Jesus die Freud'! Die fährt einem ja in alle Glieder. Wie is es denn nur möglich?"

„Spaß! Der Neue wagt's eben nicht, uns zu schassen." —

Erwin schritt durch die Wiesen heim, dem schlammigen Graben folgend, in dem das Grubenwasser in trägem Gefälle hinunterglitt zum pappelumkränzten Flüßchen. Während er sinnend über das Erlebte hinwanderte, hafteten seine Blicke mechanisch auf einer weiblichen Gestalt, die in einiger Entfernung vor ihm den nassen Wiesenpfad verfolgte, umkreist von einem munteren Terrier, — keine Arbeiterin, keine Bäuerin nach Gang und Kleidung. Sie trug ein graues Herrenhütchen, einen hellen, knappen Regenmantel und feste Lederstiefel, in denen ihre Füße so unbekümmert durch die Pfützen und Lachen des Pfades stampften, wie nur die Füße einer sportliebenden Angehörigen der oberen Klassen es über sich gewinnen. Wer war sie denn, die Einsame in der Abenddämmerung?

Jetzt blieb sie stehen, sie sprach, sie rief zum Graben gebeugt. Sie schien in Verlegenheit. Richtig, der Terrier fehlte. Sie schürzte kurz entschlossen das Kleid und schien willens, in den Graben zu treten. Erwin war mit wenigen Schritten an ihrer Seite.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen behilflich bin. Unsereiner ist auf Wassertouren besser eingerichtet."

„Mein Hund muß sich in den Binsen verwickelt haben. Er kann nicht ans Land."

Digitized by Google

„Richtig, da zappelt der kleine Kerl. Warten Sie.“

Mit einem Fuß ins Wasser tretend packte Erwin den Hund im Genick, hob ihn aus den ihn umschlingenden Wasserpflanzen und setzte den sich Schüttelnden aufs Trockne.

„Ich danke Ihnen. Hoffentlich haben Sie bei dem Rettungswerk nicht zu viel Nässe abbekommen.“

„Nasser als naß kann man glücklicherweise nicht werden. Und was in dieser Beziehung möglich ist, hatte ich mir schon vorher in diesem Froschparadies geleistet.“

Sie stand, den Kopf des Hundes streichelnd, dicht vor ihm und lächelte ihm zu. Ein eigentümliches Gesicht, zartblühend, als wäre die Färbung seiner Sammethaut aus Kirsch- und Pfirsichblüten gemischt, ein Rassegesicht dabei, eigenwillig hochmütig, die Brauen fast zum Halbkreis gewölbt, das Kinn breit hervortretend, die vollen Lippen wie in Verachtung zusammengezogen. Aber die Augen widersprachen dem Ausdruck der übrigen Züge. Eine weiche Zärtlichkeit lag in ihren goldig braunen Tiefen, eine schweifende Sehnsucht, — Gazellenaugen, aber eine Menschenseele sprach aus ihnen.

Erwin zog seinen Hut. „Erwin Relling von der Arnsfelder Hütte.“

„Florence Hadeln von der Zuckerfabrik.“

„Also Nachbarn?“ Sie schritten Seite an Seite.

„Nicht ganz. Ich bin nur Besuch, Besuch meines Bruders; aber ein dauerhafter Besuch. Ich bleibe bis zum Frühjahr.“

„Hier? Das ist aufopfernd.“

„Garnicht. Ich hab' sie gern, diese weiten Haideflächen mit den am Horizont verschwimmenden Gehölzen und den tiefhängenden Wolken drüber. Es läßt sich so viel dabei denken und träumen. Sie freilich haben sich in Italien den Blick dafür verdorben.“

„Kennen Sie Italien?“

„Wie jedermann. Ich bin einigemale durchgereist worden. Das ist Sitte bei uns Zuckerrübenleuten.“

Doch da er voll Interesse weiter fragte, wußte sie überall Bescheid. Wenn sie passiv gereist war, so hatte sie doch aktiv geschaut, ganz mit eigenen Augen. Aber sie machte wenig Wesens von ihrer Originalität. Etwas ungeduldig Nervöses, Spöttisches lag in ihrer Art sich zu geben, ein Widerwille gegen volltönende Worte, etwas wie Furcht vor der Möglichkeit sich zu begeistern.

Erwin verhehlte ihr nicht, daß seine Heimat ihm mißfalle.

„Ja, ich weiß, das Froschparadies,“ nickte sie, die Hände in den Taschen ihres Mantels. „Da wird Arnsfelde auch diesmal nicht lange das Vergnügen Ihrer Anwesenheit genießen.“

„Wieso?“

„Einfach, Sie brennen durch, dorthin, wo's schöner ist.“

„Von hier fort? Von meinen Leuten fort, dem Werk, das mein Vater geschaffen hat? Fort aus meinem eigensten Wirkungskreis? Lebendig nicht, gnädiges Fräulein.“

Sie lachte. „Auch Sie! — Wie alle allen gleichen! Ähnlich wie Handschuhe, alle rechten überein, — überein alle linken. Ein wenig Putz für uns Frauen; für die Männer ein paar dicke Geschäftsbücher, — und das Glück ist gebacken.“

„Die Geschäftsbücher interessieren mich nicht so sehr als die Menschen.“

„Menschen? — Kann man sich für die denn auch interessieren?“

„Aber mein Fräulein!“

„Ja, ja, ich verstehe schon! Kinderkrippen, Jünglingsverein, Strumpfstricken, Bibelstunden, Suppenanstalten — Brr!“

„Mein Ehrgeiz ist noch viel ausschweifender. Ich suche die moderne Quadratur des Zirkels, die Lösung des Problems, meinen Arbeitern ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, ohne die Konkurrenzfähigkeit des Betriebs preiszugeben. Theoretisch habe ich natürlich Volkswirtschaft studiert, manchen dicken Folianten durchgeackert mit saurem Bemühen. Was sich praktisch von dem Wust verwerten läßt, muß ich jetzt erproben. Eins steht mir fest: glücklich machen will ich die Menschen, die von mir abhängen.“

„Nein,“ sagte sie und sah ihn staunend an, „Sie sind doch anders als mein Bruder.“

„Danach dürfte ich auf Herrn Hadelns Mitwirkung bei meinen Plänen nicht rechnen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Meinem Bruder gelten seine Leute so viel wie seine Maschinen;

Digitized by Google

nein, ein bischen weniger, denn Menschenfleisch wächst von selbst nach, die Siedkessel und Dampfpressen aber muß er aus seinem eigenen Beutel ersetzen. Wenn die Rüben nur genug Zucker ausgeben und der Reichstag ihm die Ausfuhrprämie nicht zu sehr beschneidet, ist er putzmunter. Und meine Schwägerin wird nie begreifen — falls nur nicht Butzel oder Nuscha zahnen oder den Schnupfen oder die Masern haben, daß irgend was auf der Welt besser sein könnte."

„Sie aber haben gewiß ein warmes, menschenfreundliches Herz."

„Ich? Ich hab' gar keines."

„Kein Herz?"

„Nein."

„Was denn?"

„Langeweile."

Jetzt lachte Erwin. „'s ist immerhin etwas."

„Furchtbare Langeweile," beteuerte sie. „Und das ist ganz natürlich. Ich sticke nicht, ich singe nicht, ich male nicht; ich punze nicht mal Leder."

„Da hätten Sie eigentlich hübsch Zeit mir zu helfen."

„Ihnen? Das wär' noch besser. Es ist ja Unsinn, was Sie wollen. Man kann die Menschen nicht glücklich machen. Wenn man's könnte" — sie stockte — „wenn man's könnte, könnt' ich's nicht! —"

Vor ihnen lag die Wegscheide. Florence blieb stehen. „Aber Ihnen wünsch' ich Glück," sagte sie mit gänzlich veränderter Stimme, und aus ihren wunderbaren Augen brach ein so warmer Strahl, daß er ihrer Herbheit und abweisenden Kälte vergaß. „Es ist so hübsch an etwas zu glauben, auf etwas zu hoffen, einmal im Leben nicht zu rechnen. — — Gute Nacht. — Werden Eisen und Zucker gute Nachbarschaft halten?"

„Das Eisen wenigstens verspürt die größte Neigung dazu."

„Also auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen."

Sie schritt rasch und ohne sich umzuwenden auf dem Wege zur Zuckersiederei hin. Erwin sah ihr nach, und ihm war zu Mut wie nach einem Bad in frischwogender See. Etwas Lastendes, Dumpfes war von ihm abgefallen. Lebenskraft und Lebenslust, wie er sie nie gefühlt hatte, durchströmten ihn. Doch sann er vergebens nach einem Vorfall oder einem Wort, das ihn besonders beglückt hätte. Es war der Klang ihrer Stimme, ihres Lachens, der Blick ihrer Gazellenaugen, war der Gegensatz ihrer kapriziös rücksichtslosen Art zu seiner etwas pedantischen Bravheit. Ihr gefiel diese Gegend? — Er sah sich um. Aber sie hatte recht! Es lag Stimmung über dieser grau in grau gezeichneten Landschaft mit den verschwimmenden Hintergründen, den dunklen Föhrensträußen und den steifen Pappelreihen am Fluß, eine wunderbare, melancholisch reizvolle Stimmung. — — Plötzlich mußte er laut lachen über seine jähe Entdeckung und sich selbst. „Zuletzt: Bäume und Himmel, Land und Wasser, was liegt daran?" dachte er. „Die Menschen sind's, die einen Fleck Erde zum Himmel oder zur Hölle machen."

Arnsfelde dünkte ihm von heut ab kein düsteres Schattenreich mehr.

II.

Da er jetzt scharf zur Hütte umbog, frappierte Erwin abermals der Anblick ihrer Glut- und Feuerströme. Wie oft er dies Bild von Kindheit an erblickt hatte, der Eindruck blieb der gleiche: der offene Rachen einer Hölle, gespenstisch, phantastisch, wie keines Dichters Phantasie sie auszudenken vermag, überwältigend in ihrer grauenhaften Großartigkeit. Vier der sechsundfünfzig Öfen der Coakerei wurden eben „ausgeschoben". Aus ihren offenen Thüren rückten langsam die vier Meter hohen Feuerberge hervor, durch einen unsichtbaren Schild an starker Zahnradstange bewegt, schienen sie aus eigener Macht zu wandern, weißglühende Höllenbrände, die gierig umherspürten nach Leibern Verdammter. Und gleich Teufeln, unförmlich anzusehen durch Schutzbleche an Köpfen und Füßen, umsprangen schwarze Gestalten die Flammenkegel. Schauerlich blitzte das Weiße ihrer Augen vom grellen Feuerschein getroffen auf; in den Händen schwangen sie fauchende Schlangen, stachliche Skorpione — die langstieligen Eisenhaken, mit denen sie die Glut auseinanderzerrten, die Schläuche der Dampfspritzen, deren zischenden Strahl sie gegen die fertigen Coakes richteten, um sie vor fernerem Verglimmen zu bewahren.

Digitized by Google

Die ganze Front des Windhauses und der Hochöfen erschien glutübergossen, wie von bengalischen Flammen bestrahlt; in fahlem, unirdischem Schwarz zeichneten die unbeleuchteten Ecken und Seiten sich in den grauen Himmel. Eine Gicht mußte eben beendet, die Gichtglocke über die Mündung des Hochofens herabgesenkt worden sein, denn bläuliche Flammen schlugen aus der Esse. In der offenen Gießhalle stand das Eisen noch glühend in den Coquillen, ein weitverzweigtes Netz weißflüssiger Höllenströme. Durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters war nicht weit vom Stichloch die stockende Oberfläche eines dieser Rinnsale aufgeschürft. Ein gigantisches Feuerwerk prasselte aus der Verletzung hervor bis zur Deckenwölbung der Halle, eine riesige Garbe von Leuchtkugeln, Schwärmern, Ähren; wie Wasserstaub einen Springbrunnen, so umtanzten zarte achtstrahlige Sterne in buntschillerndem Gefunkel den mächtigen Strahl flüssigen Eisens.

Erwin schritt an den Hochöfen vorüber auf ein kahles Haus zu, dessen unleidlich regelmäßig angebrachte Fenster durch alle Stockwerke gleichmäßig erleuchtet waren, was dem Gebäude das Ansehen einer großen Laterne verlieh. Hier lagen die Arbeitsräume der Beamten. Erwin stieg die Treppe hinauf und betrat das ehemalige Kabinet seines Vaters, das auch er sich zu seinem Arbeitszimmer ausersehen hatte. Er schloß ein Fach des Schreibtisches auf, nahm ein kleines Buch mit Notizen heraus und drückte auf den Knopf einer Klingel.

„Ist Herr Winter noch auf dem Büreau?"

„Ja. Der Herr Buchhalter sagte, er wolle auf Herrn Relling warten."

„Bitten Sie ihn zu mir."

Ein Mann mit grauem Bart und Haar trat ein. Er ging sehr leise und vorsichtig und lächelte in einer kindlich verlegenen Art. Neue Gesichter machten ihn beklommen; Veränderungen regten ihn auf; er hatte noch einen besonderen Grund, jede Veränderung zu fürchten.

„Ich möchte Sie Verschiedenes fragen, Herr Winter. Sie sind seit so vielen Jahren mit dem Werk verwachsen —"

„Das bin ich, Herr Relling, seit fünfunddreißig Jahren. In guten und bösen Zeiten hat Ihr Herr Vater mich durch sein Vertrauen beglückt und geehrt — ja, beglückt und geehrt."

Erwin schob dem Alten einen Stuhl hin, auf dessen äußerste Kante dieser sich halb schwebend kauerte, aus Gehorsam; nicht zur Erhöhung seiner Behaglichkeit.

Der Chef sah in sein Buch. „Numero eins" — Du lieber Gott! was da wohl noch für Nummern kommen würden!

„Erstens wollte ich Sie fragen, lieber Winter: wie lang ist der Arbeitstag unserer Leute?"

„Zwei Schichten bei den Hochöfen, Herr Relling, Tag- und Nachtschicht. Aber in der Coakerei, ja, da sind's drei Schichten. Wir haben das einführen müssen. Es ging nicht anders. Länger als acht Stunden halten die Arbeiter die Hitze nicht aus — nicht aus."

„Und in den Gruben?"

„In den Gruben wird nur bei Tag gearbeitet."

„In den Maschinenräumen, in den Werkstätten?"

„Zwölf Stunden, Herr Relling, wie bei den Öfen. Überall zwölf Stunden; nur bei der Coakerei nicht. Es ging nicht."

„Zwölf Stunden ist lang, wenn man erwägt, daß die Leute zum Schlafen, für ihre Reinlichkeit, für ihre Mahlzeiten, ihre Ausbildung, das Leben mit ihren Familien doch auch der Zeit bedürfen. Bitte, stellen Sie unter Zugrundelegung der Bücher eine genaue Berechnung an, wie hoch unser Jahresüberschuß sich belaufen würde, wenn wir den Arbeitstag zu acht, höchstens zu zehn Stunden ansetzten?"

„Sehr wohl, Herr Relling, ich werde Ihnen die Berechnung vorlegen."

„Zweitens habe ich da einige von meinem Vater geführte Bücher und Verzeichnisse durchgesehen. Demnach scheint von dieser Stelle aus ein sehr weitgehender Zwang auf die persönlichen Angelegenheiten der Arbeiter ausgeübt worden zu sein, wie?"

„Aber nein, Herr Relling, das — das kann man wirklich nicht sagen. Der selige Herr bethätigte ein warmes Interesse für jeden in seinem Brod; das ist wahr. Aber über die Fürsorge eines guten Vaters hinaus ging seine Bevormundung nicht."

Digitized by Google

„Zeitungen, zum Beispiel, durften nicht gelesen werden?"

„Das Amtsblatt, Herr Nelling, war jedem gestattet und uns Beamten auch die Kreuzzeitung und die Norddeutsche Allgemeine, sehr gute Blätter. Wir haben sie uns öfter von Herrn Werner, unserem Chemiker geliehen, und der Selige hatte nie etwas dagegen, niemals!"

„Das Recht eine Heirat zu bewilligen hat mein Vater sich auch angema—, vorbehalten."

Dem Buchhalter ward schwül. Wo wollte er denn hinaus, der Junge, in seinem unheimlichen Neuerungsdrang? Er, Winter, war ein alter müder Mann und haßte Veränderungen. Wozu Veränderungen, da alles vorzüglich ging? Da Arbeitgeber und -nehmer zufrieden waren!

„Die Leute haben sich gut dabei gestanden," sagte er mit Ueberzeugung.

„So? Das wundert mich. Wo jungen, heißblütigen Menschen die Möglichkeit einer regelrechten Ehe abgeschnitten wird, pflegen sich sonst leicht ordnungslose Vereinigungen zu bilden. Kam das hier nicht vor?"

„Es kam schon vor. Aber der selige Herr hielt auf Zucht. Unmoralität hat er in Arnsfelde nie geduldet."

„Sehr schön. Wie fing er es denn an, sie zu verhindern?"

„Sobald ein Mädchen sich vergaß, mußte es fort."

„Fort? Wohin mußte es denn?"

„In die Stadt."

„In welche Stadt?"

„Wohin jede selbst wollte. Darin ließ der Herr ihnen nun völlig freien Willen."

„Und was machten sie in der Stadt, fremd, allein, unerfahren, mit einem hilflosen Kinde belastet?"

Dazu zuckte der Buchhalter die Achseln. Er wußte es nicht, was sie dort machten; — oder eigentlich wußte er's recht gut; aber es giebt Schlußketten, die man besser nicht zu Ende denkt, wenn man darauf hält gut zu schlafen und mit Appetit zu essen. Er sagte einfach: „So welche durften in Arnsfelde nicht bleiben."

Erwins Lippen zuckten. „Wir wollen diese Ordnung abändern, lieber Winter. Falls die Eltern eines Liebespaares mit der Heirat einverstanden sind, wird von meiner Seite niemals ein Einspruch erfolgen. Die Mädchen aber, die sich dennoch vergessen, wollen wir versuchen hier in ihrer Heimat, im Schutz ihrer Familie, wieder auf den rechten Weg zu bringen."

Der Buchhalter griff sich stumm an den greisen Kopf, der fünfunddreißig Jahre mit heißem Eifer nach einer Richtung hin denken gelernt hatte und nun auf einmal binnen einer Viertelstunde umlernen sollte nach der anderen.

Da wurde die Thür heftig aufgerissen, und ohne Anfrage stürmte ein breitbrüstiger Mann ins Zimmer, das klein und niedrig zu werden schien bei seinem Eintritt. Sein Gesicht war von Sonne und Wind gebräunt. Schlichtes dunkles Haar von ungewöhnlicher Fülle fiel auf eine festknochige, glatte Stirn. Schmale, braune Augen blickten lebhaft unter sehr geraden Brauen hervor, die Nase war groß und gerade, das Kinn massig hervorgearbeitet, die Lippen ungewöhnlich rot. Seine Stimme dröhnte laut, und er nahm sich nicht die Mühe sie zu dämpfen.

„Da sehen Sie's nun, Winter! Der Kerl, der Petersen, ist doch ein Schuft!"

Das verlegene Zwinkern und Winken des Alten machte ihn endlich auf die Anwesenheit seines Chefs aufmerksam. Aber sie verblüffte ihn nicht.

„Bitt' um Entschuldigung," brummte er. Es klang eher wie Verdruß über die Unterbrechung seiner Rede denn wie eine Abbitte.

Erwins Haltung war eisig. „Wollen Sie mich gütigst mit dem Herrn bekannt machen, Winter."

„Herr Ingenieur Fahrke, unser Hüttenin-spektor," stammelte der Buchhalter.

Nelling und sein Untergebener maßen einander schweigend. Sie sahen sich zum erstenmal. Denn Fahrke war bei der feierlichen Beamtenvorstellung am Tag zuvor in Geschäften fern gewesen. Aber die unüberbrückbare, im tiefsten Instinkt begründete Abneigung, die jeder von ihnen dem andern einflößte, sprang scharf und schneidend in diesem ersten Augenblick der Bekanntschaft hervor.

„Herr Ingenieur Fahrke, dies Zimmer betritt keiner der Herren vom Werk ohne Meldung oder Anfrage."

Digitized by Google

„Schön," sagte Fahrke mit einer Miene, die deutlich ausdrückte: „Abgeschmackter Formelkram!"

„Ich nehme zu Ihrer Entschuldigung an, daß Sie Wichtiges bringen. Was ist's mit diesem Petersen?"

Mit ironischer Steifheit meldete Fahrke: „Habe zu rapportieren, daß der Hüttenarbeiter Klas Petersen aus Wisselrode sich unziemliche Reden über die Leiter des Werkes, so wie Aufhetzereien seiner Kameraden hat zu Schulden kommen lassen; auch daß er verbotene Zeitungen liest und verteilt. Der Zeuge wartet draußen."

„Einen Zeugen haben Sie gleich mitgebracht? Das ist praktisch."

„Wer ist's denn?" fragte der Buchhalter halblaut.

„Nickel Firmus natürlich. Der Kerl ist Goldes wert." Und zu Erwin zurückgewandt mit einer Bonhomie, als wollte er sagen: Schon gut, Kleiner, ich trag' dir's nicht nach wie du mich empfangen hast —

„Soll ich ihn reinrufen?"

„Ich bitte darum."

Der Arbeiter trat ein und zog verlegen den Schlapphut, ein hübscher Bursch mit einem runden Gesicht und großen Schnurrbart.

„Wer sind Sie?"

Nickel malträtierte seinen Hut und schwieg. Das wußte er nicht. Das gehörte auch nicht zur Sache.

Erwin verbesserte sich: „Wie heißen Sie?"

„Nickel Firmus schreib' ich mich."

„Sie kommen, um uns Ihren Kameraden anzuzeigen?"

Nickel Firmus nickte und riß an seinem Schnurrbart. Er wünschte sich fort. Der alte Herr, ja, der wußte einem braven Kerl die Zunge zu lösen, daß die Angaben nur so hervorpolterten. Der kleine Blonde da verstand's nicht.

„Was hat Petersen verbrochen?"

„Er is 'n Sotschaldemokrat, Herr Relling."

„Woher wissen Sie das?"

„Nu so. Der Peter Hinrichsen hat zu ihm gesagt — beim Aufstich wars! Petersen hat gerade den Schlackenkloß in der Hand gehabt, um das Eisen im Stichloch was zurückzuhalten, — da sagte Peter Hinrichsen ganz laut zu ihm: Klas Petersen, sagt er, du bist 'n Sotschaldemokrat."

„Weiter."

„Weiter hat Peter Hinrichsen nichts gesagt."

„Und das ist alles, was Sie wissen?"

„Nu nee, alles wohl nich."

„Was also noch?"

„Eh daß Hinrichsen das von den Sotschaldemokraten sagen that, da führte der Petersen ausverschämte Reden und sagte, wir Arbeiter wären dumm."

„Was heißt das?"

„Als wie wir wären dumm."

„Was meinte er denn damit?"

„Das wird Petersen wohl wissen, was er damit meinen that."

„Was denken Sie sich aber dabei?"

„Er hat gesagt, wir wären dumm."

Erwin fing an ungeduldig zu werden. „Aus all diesem können Sie doch nicht schließen, daß der Mann ein Sozialist und Hetzer ist! Wenn Sie weiter nichts zu sagen haben, können Sie gehen."

Nickel stand und stand. Er war kein Dussel; er wußte, was er wußte. Was aber thun, wenn so ein Herr nicht begreifen will? Ungeschickt, stumm wühlte er in der Rocktasche: endlich zog er eine Hand voll zerknitterter Papiere hervor, die er dem Chef reichte.

„Da! und da!"

„Was ist denn das?" Mit Widerwillen entfaltete Erwin einige der Blätter, die unfrisch von den Griffen vieler schmutziger, ungelenker Finger waren. Er erkannte eine Nummer des „Vorwärts," ein paar sozialistische Broschüren: Hilf Dir selbst und Arbeiterkatechismus.

„Gehören diese Schriften vielleicht Petersen?"

„Alle miteinander."

„Wie kommen denn Sie dazu?"

Der Bursch sah stumm auf seine Fußspitzen.

„Hat Petersen sie Ihnen gegeben?"

„Nee, das nich."

„Hat er öffentlich, ich meine, in der Gießhalle, daraus vorgelesen?"

Nur ein Kopfschütteln.

„Dann gehören sie ihm wohl garnicht?"

„Und ob!"

„Wieso?"

Digitized by Google

„Er hatte sie doch in seinem Brotbeutel stecken unter der blechernen Kaffeekanne. Und da war extra eine Tasche für in."

„Woher wissen Sie das so genau?"

„Nu eben, ich bin beigegangen."

„Bei Ihres Kameraden Brotbeutel?"

„Er lag ja dicht beim Ofengestell. Und Petersen hatte doch mit 'n Aufstich zu thun und mußte mit dem Schlackenkloß seine Manövers machen. Da konnte er nich von weg gehen. Nee, das konnte er nich."

„Und da benutzten Sie die Zeit, während deren Ihr Kamerad pflichttreu seiner Arbeit oblag, um hinterlistig sich in den Besitz seines Eigentums zu setzen?"

Nickel verstand nicht, was der Neue meinte. Er sah nur, daß er „was heftig" wurde, und wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

„Gehen Sie!"

Doch Nickel stand und stand. Der Schlapphut in seiner Rechten war schon zu einem formlosen Knäuel zusammengeknüllt.

„Auf was warten Sie denn?"

„ — Eine Mark hätt' ich zu kriegen."

„Eine Mark! Wofür denn?"

„'n Sotschaldemokraten 'reinlegen bringt in Arnsfelde eine Mark."

„Ins Zuchthaus bringt Sie's in Arnsfelde, wenn Sie die Finger nicht von andrer Leute Eigentum lassen! Merken Sie sich das. Angeber haben von mir nichts zu erwarten als Schimpf und Schande. — Hinaus!"

Nickel sah hilflos auf Winter, auf Fahrke. Erst als der Ingenieur ihm einen derben Knuff gab, ging er widerwillig aus der Thür, brummend, trotzig, gekränkt in seinem innersten Rechtsgefühl durch die Vorenthaltung der wohlverdienten Mark. Er kam nicht wieder! Da konnte der Neue lange auf lauern! Und ein Dieb war er noch lang nicht, noch lang nicht! Er hatte gethan, was ihm Jahr und Tag als Pflicht vorgepredigt worden war, — eine angenehme Pflicht, weil sie etwas einbrachte. Mochten die Herren es unter sich ausmachen, was Recht sein sollte. Sie hatten da besser Zeit zu als Nickel Firmus; aber dann mochten sie auch gefälligst dafür sorgen, daß Recht Recht blieb und Nickel Firmus mit seinem guten Zutrauen nicht hereinfiel.

Ebenso entrüstet wie sein Arbeiter war Erwin. „Hat wirklich mein Vater öffentlich den Preis von einer Mark auf Spitzeldienste gesetzt? Und sind die Leute hier so gemein, für diesen Bettelpfennig ihre Kameraden ans Messer zu liefern?"

„Von dieser Seite haben wir die Anordnung des seligen Herrn niemals angesehen," versicherte Winter erschrocken; „nicht wahr, Fahrke, niemals! Der Betrieb ist ausgedehnt, Herr Relling. Wir haben zweitausend Arbeiter auf der Hütte, fünfzehnhundert in den Gruben, viertausend auf dem Walzwerk, macht siebentausendfünfhundert, — und dann noch die Familien, fünf, sechs Köpfe im Durchschnitt. Man kann nicht überall zugleich sein. Und der selige Herr sicherte sich gern einen Überblick über das Thun und Treiben, die Art und Gesinnung seiner Leute; die Entscheidung lag ja doch von Fall zu Fall in seiner Hand. Wir hatten besoldete Aufpasser, die regelmäßig Bericht erstatteten, und wer sonst von dem andern etwas wußte, nun, dem wurde der Weg und die Versäumnis mit einer Mark vergütet. Ja. Es ist ein ausgedehntes Werk, Herr Relling; viele unruhige Köpfe."

„Ich hoffe, mit anständigeren Mitteln auszukommen. Nicht auf das Mißtrauen der Leute gegeneinander, auf ihr Vertrauen zu mir, ihr Vertrauen in meine Rechtschaffenheit und mein Wohlwollen gedenke ich meine Autorität zu gründen. Streichen Sie das Gehalt der Angeber und machen Sie diese Maßregel allen Arbeitern auf dem Werk bekannt. Wie ich Verrat belohne, wird der Elende seinen Gesinnungsgenossen wohl mitteilen."

„Sie haben sich den Kerl zum erbitterten Feind gemacht, Herr Relling," bemerkte Fahrke trocken.

Erwin schob die entwandten Papiere in einen Umschlag und schrieb Klas Petersen darauf. „Geben Sie das dem Manne in meinem Namen zurück."

„Ohne Kündigung?"

„Ohne irgendwelche Bemerkung."

„Dadurch werden Sie sich den Schuft auch nicht zum Freunde machen," brummte Fahrke. „So was ist zu hoch für seinen dicken Schädel."

Digitized by Google

„Werb' ich denn um seine Freundschaft? — Ich thu' meine Schuldigkeit."

Fahrke ließ sich nicht stören. „Die unruhigen, aufrührerischen Elemente hat der Chef des Werkes unter allen Umständen zu Feinden; dagegen hilft keine Nachsicht, kein Edelmut, keine Geduld. Deswegen hielt der selige Herr darauf, sich wenigstens die willigen, lenksamen Leute zu Freunden zu halten."

„Es ist gut. Ich habe noch mit dem Herrn Buchhalter zu sprechen."

„Schön. Guten Abend."

Winter sah Fahrke mit Neid aus der Thür gehen. Was sparte der Unberechenbare ihm auf? Kam jetzt der wunde Punkt seiner Stellung an die Reihe? Er las mit Unbehagen in Erwins Miene, wie sehr der Hütteningenieur ihm mißfiel. Auch das war nicht gut. Ach, alles ging schief an diesem Unglücksabend. Er versuchte einzulenken.

„Wenn Herr Relling den jungen Mann gütigst nicht nach seinem heutigen etwas — hm — etwas unmanierlichen Auftreten beurteilen wollten! Er ist ein Arbeiter, wie man ihn selten findet, und ein guter Mensch, Herrn Relling unbedingt ergeben, unbedingt! Ein Herz von Gold! Manieren, — ja, die hat er ja leider nicht. Woher sollte er sie haben? Seine Eltern waren einfache Landleute, er hat sich heraufgearbeitet. Ein eminenter Kopf! Aber brüsk, plump, sehr plump leider! Ein ungeschliffener Diamant, Herr Relling —"

„Beruhigen Sie sich. Wenn der Mann sich in seinem Fach tüchtig und gewissenhaft erweist, werden wir uns über die Formen unseres Verkehrs miteinander schon verständigen. Es war etwas anderes, was ich mit Ihnen besprechen wollte, Herr Winter. Ihre Augen lassen seit einigen Jahren zu wünschen übrig, nicht?"

Barmherziger! Da war's heraus! Dem alten Mann bebten die Kniee, und vor den Augen, denen der Schreck für den Augenblick alles Sehvermögen für die vorhandenen Gegenstände raubte, zogen in furchtbarer Deutlichkeit die Bilder der drohenden Zukunft vorüber: sein Auszug aus dem weinumrankten Häuschen gleich links an der Dorfstraße, die Loslösung all der von Alter und Erinnerung geheiligten Gegenstände von den Wänden, an die sie in fünfunddreißigjährigem Beharren fest angewachsen schienen, seine Verbannung aus dem Garten, dessen Rosen er alle selbst okuliert hatte, in dem seine Frau ihr in der ganzen Gegend berühmtes Gemüse zog; seine Trennung von den Bäumen und Mauern, den Gängen und Treppen, die gleichsam vollgesogen waren mit dem friedlichen Glück dieser fünfunddreißig Jahre, — den Winkeln, in denen die Liebesworte seiner jungen Frau noch wisperten, den Dielen, in denen noch die ersten Schritte seines Töchterchens nachzitterten. Er wollte nicht fort! Er wollte einschlafen in der sonnigen Kammer mit der Aussicht auf die Pappeln des Flüßchens; er wollte begraben sein unter den Tannen und Föhren des kleinen Friedhofes. Wenn es seinem Geist vergönnt war dem Grab zu entsteigen, wollte er auf seinem eigenen Hügel sitzend hinüberschauen nach den flammenden Essen des Werks. Nur nicht fort! Nur nicht fort von diesem Fleck Erde!

Aber sein Chef wartete auf Antwort.

„Ich kann's nicht leugnen, Herr Relling." Er hatte Mühe, nicht aufzuschluchzen bei dem Geständnis.

„Ich höre, Ihre Tochter hilft Ihnen bei der Arbeit?"

„Ja, ja, Herr Relling. Der selige Herr war so gütig, es zu gestatten — so gütig." Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Und unser Mariechen hat sich recht gut eingearbeitet. Ja, das heißt, Herr Relling, was ich irgend vermag, das erledige ich immer selbst. Ich — ich —"

„Es ist nur natürlich, daß Sie in Ihren Jahren einer Stütze zur Entlastung bedürfen, und gewiß arbeiten Sie lieber mit Ihrer Tochter als mit einem fremden Schreiber."

„Herr Relling haben nichts dagegen? — O, wirklich nicht?"

„Aber lieber Winter, wie sollt' ich? Die Bücher sind sorgfältig geführt, Ihre Tochter schreibt eine gute Hand, davon habe ich mich überzeugt. Es ist vielmehr mein Wunsch, daß Sie alle mechanischen Arbeiten mehr und mehr Ihrem Gehilfen übertragen, um mir um so kräftiger durch das unersetzliche und einzige Gut Ihrer fünfunddreißigjährigen Erfahrung in meinem Amt zur Seite stehen zu können."

Digitized by Google

„O, Herr Relling —!“ Diesmal weinte der Buchhalter wirklich.

„Wieviel Gehalt bezieht Fräulein Winter?“

„Keins, Herr Relling! im mindesten keins! Wie kämen wir dazu? Sie — sie ist ja ein Teil von mir. Denn — denn eigentlich müßte doch ich selbst — und ein Jüngerer könnte das ja auch. Aber, Herr Relling, wandern von einem Ort, an dem man fünfunddreißig Jahre — fünfunddreißig Jahre! 's ist hart, nicht wahr? — Sie sind so gut, ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen. Sagen Sie nichts von Gehalt.“

„Das ist nicht in der Ordnung. Vom ersten November ab wird Fräulein Winter das Gehalt eines zweiten Buchhalters beziehen. Diesen Posten bekleidet sie. Seine Einkünfte kommen ihr zu.“

„O, Herr Relling! Herr Relling! Wie soll ich denn so viel Güte? — Ich fasse es gar nicht —“

„Gute Nacht, Herr Winter. Ueberlegen Sie sich die Sache mit den Ihrigen. Es geht auf neun. Ich habe Sie schon zu lange aufgehalten, gute Nacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Winterlaub.

Zerzaust von Schnee- und Sturmeswetter,
So flattert, runzlig und durchnäßt,
Im knospenfrischen Eichgeäst,
Das dürre Laub der Winterblätter.

Wie oft es auch der Frost durchschauert,
— In einem lichten Frühlingstraum
Hat es, an hartgefror'nem Baum,
Den langen Winter überdauert.

Wie kalt es auch der Sturm umgrollte,
— Die zähe Kraft verließ es nie,
Dies Stückchen Lenzespoesie,
Das gerne zweimal leben wollte.

Es harrt' und harrte unverdrossen,
Bis daß es endlich noch einmal
Mit seinem lebenswarmen Strahl
Ein neuer Frühling übergossen;

Doch er läßt frische Knospen sprießen
Und drängt es fort von seinem Platz,
Und achtet nicht des alten Blatts,
Das hinfällt, zu der Menschen Füßen.

Um seine Strahlen aufzutrinken,
Erduldete es unverzagt
Des Winters Frost und Sturm und Nacht, —
— Der Frühling naht, — und es muß sinken.

Lou Andreas-Salomé.

Digitized by Google

Luise Otto-Peters †.

Nachdruck verboten.

Am 16. März ist sie zur Ruhe gebettet worden, die Veteranin der deutschen Frauenbewegung. Im Novemberheft des vorigen Jahrganges haben wir das Bild und eine kurze Lebensskizze der nunmehr Heimgegangenen gebracht; heute möchte ich noch mit einem kurzen Wort dessen gedenken, was sie für die deutschen Frauen bedeutete.

„Es kam ein neuer Pharao auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph." Das Wort fiel mir ein, als ich vor kurzem in einer Frauenzeitung las, daß die junge Herausgeberin die erste Frau zu sein meinte, die jemals in einem Arbeiterverein gesprochen habe. Wie eine Schuld empfand ich die Unwissenheit meines Geschlechts über das, was unsere Bahnbrecherinnen für uns gethan. Verschiedene Gestalten zogen an meinem Auge vorüber: Marie Hofmann, Gräfin Guillaume-Schack, Auguste Schmidt und andere, die nicht nur zu Arbeiterinnen gesprochen, sondern warmherzig für sie gehandelt haben. -Und am Anfang der Reihe stand die kleine, unscheinbare, gebeugte Gestalt von Luise Otto; sie ist bahnbrechend gewesen auch auf diesem Gebiet. Ihr Roman „Schloß und Fabrik", der das Arbeiterleben im Erzgebirge schildert, wurde sofort nach seinem Erscheinen konfisziert. Das Jahr 48 sah sie unermüdlich thätig in Arbeiterkreisen und Frauenvereinen; dem sächsischen Ministerium rief sie in einer Adresse zu: „Glauben Sie nicht, die Arbeit organisieren zu können, wenn Sie nicht die Arbeit der Frauen mitorganisieren. Und wenn alle an sie zu denken vergessen, ich werde es nicht vergessen."

Es liegt ein Hauch von Romantik über den Achtundvierzigern, der mit ihrem unverwüstlichen Idealismus zusammenhängt. Wer würde es heute auch nur versuchen, Politik zu machen mit Versen? Für jene Zeit aber gab Georg Herweghs:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn"

einen mächtigeren Impuls als heute Wahlreden. Das jubelnde: „Und ein Frühling ist im Lande, wie die Welt noch keinen sah" klang ahnend vor, noch ehe er kam, und auf Herweghs Aufforderung:

„Aber wollen mich die Männer
Nicht verstehn, die schwer verirrten,
O, so höret ihr mich, Frauen,
Traget ihr ein Schwert in Myrten.
Denn mich dünket: Frau und frei
Nicht so fremd einander klingen
Diese Worte, diese zwei"

antwortete Luise Otto:

„Und den Ruf hab' ich vernommen
Aus dem kühnen Dichtermunde,
Und ich nahm das Wort zu Herzen,
Nahm es für Prophetenkunde.
Fröhlich will das Schwert ich tragen,
Darf ich für mein Volk es schwingen,
Jubelnd unsre Schlachtenlieder
Unsrem Feind entgegensingen."

Derselbe Idealismus, der sie die wiederholte Konfiskation ihrer Frauenzeitung — mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb ich Bürgerinnen" —, der sie Ausweisungen aus verschiedenen Städten und unaufhörliche Polizeichikanen ruhig hinnehmen ließ, ließ sie auch ihre Hand dem zum Tode verurteilten „politischen Verbrecher" August Peters — als Schriftsteller Elfried von Taura — zur Verlobung reichen.

Digitized by Google

Elfried von Taura! Wer in der Welt würde heute ein solches Pseudonym wählen! Eine ganze Ritterburg mit Zinnen und Erkern steigt vor unserem geistigen Auge empor. Und wie aus den Zeiten Georg von Sturmfeders klingt denn auch die Geschichte dieser Verlobung mit dem Zuchthäusler, die sieben lange Jahre dauerte. Nur vier Besuchstage im Jahr waren ihr gegönnt, um den Geliebten — in der Zuchtlingsjacke und mit geschorenem Haar — zu begrüßen, jahrelang ohne ihm auch nur die Hand reichen zu können, da doppelte Gitter sie trennten. Die kurze Zeit ihrer Ehe war reich an Leid, da das Zuchthaus die Kraft des Mannes untergraben hatte, aber reich auch an tiefster Herzensbefriedigung.

Diese wenigen Züge kennzeichnen Luise Otto. Freiheit des Denkens und Idealismus sind die Grundzüge ihrer Persönlichkeit gewesen. Die Form, in der sie ihre Gedanken aussprach, ist heute veraltet; wir, die wir eine andere Sprache sprechen, können kaum noch daraus entnehmen, was sie den Zeitgenossen bedeutete. Die Gedanken selbst aber sind heute noch in der Frauenwelt nicht überholt. Unerschrocken dachte sie die Frauenbewegung bis in ihre letzten Konsequenzen zu Ende. „Die Frauen haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich um die Interessen des Staats zu kümmern," das war ihr Leitspruch. Sie ist bahnbrechend und anregend gewesen für alles, was heute in der Frauenwelt der Vollendung entgegenreift. Wenn Jüngere, eben erst in die Frauenbewegung Eingetretene, sie mit ihren Ideen weit hinter sich zu lassen glaubten, hatte sie nur ein gutmütiges Lächeln; es war ihr so gleichgiltig, ob sie Anerkennung fand, wenn nur die Sache vorwärts ging. Es gehörte die große Denkweise Luise Otto's dazu, um im Allgemeinen Deutschen Frauenverein, den sie gegründet hatte und dessen Vorsitz sie 30 Jahre lang führte, neben der begabten Gefährtin, Auguste Schmidt, nach außen zurückzustehen, und ein seltenes Beispiel neidloser Frauenfreundschaft zeigte sich in der Art, wie stets eine die andere in den Vordergrund zu stellen bemüht war.

Sie hat niemals sich selbst gesucht, stets nur die Sache: das ist das schönste Wort, das wir ihr auf das Grab schreiben können. Und von diesem Idealismus, dieser Selbstlosigkeit, dieser Fähigkeit, die eigene Person dem Dienst der Idee unterzuordnen, dieser Freiheit von Menschenfurcht und Menschendienst, die Luise Otto auszeichnete, können wir alle lernen, alle.

Helene Lange.

Von Frauen und über Frauen.

„Ja, gewiß, es kann nicht geleugnet werden, das weibliche Geschlecht ist einer unendlichen Vervollkommnung und einer wahren, vielbedeutenden Größe fähig; aber seit Jahrtausenden unterliegend dem Rechte des physisch Stärkeren, mehr noch dem Vorurteile, als sei das Weib nur des Mannes wegen da und nur insofern etwas wert, als es dem Manne gefalle und diene, ist in ihm vieles unterdrückt und geknickt, vieles unerkannt und unbemerkt zu Grunde gegangen. Doch so, wie man aus einem Torso noch die einstige Schönheit des ganzen Körpers, aus einer Ruine die Pracht und Herrlichkeit des ehemaligen Wunderwerkes erkennt, so schimmert auch durch unsere jetzige Erniedrigung und Beschränkung der angeborene Adel unserer Natur und die Hoheit unserer Abkunft hervor. Diesen Adel zu retten, ihn aufs neue geltend zu machen, sei die große Aufgabe für eine bessere Menschheit." Betty Gleim.

*

Man kann mit Empfindungen wie mit andren Gütern schlecht haushalten. Rahel.

*

Der Leute Gespräche sind gefährlich, die nur erzählen, nie ergründen, beurteilen, erwägen, bemerken; sie geraten ins Klatschen, da sie sich und andere nur unterhalten wollen; sie haben nur einen kleinen Zweck und zu diesem kleinen Zweck noch kleinere Mittel. Rahel.

Digitized by Google

Unser Optimismus.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Wir leben in der vergnüglichsten Zeit. Der Humor liegt nur so in der Luft. Ich teile die Ansicht von Sir Edwin Arnold, des für Buddhismus schwärmenden Dichter des „Light of Asia," der in einem im vorigen Jahre in Birmingham gehaltenen Vortrag öffentlich bekannte: „Ich bin froh, gelebt zu haben, und mit meinem Anteil an Welt und Leben wohl zufrieden." Ich selbst habe so eine Ahnung, daß, wenn ich gleich dem englischen Poeten sechzig Jahre alt geworden sein werde, dessen Bekenntnis dahin vervollständigen werde: Ich bin froh, in dieser unserer Zeit gelebt zu haben.

Wie viel köstlich humorvolle Dinge bringt jeder neue Tag! Heute bittet ein Abgeordneter des deutschen Volkes den deutschen Reichstag, den lieben Gott und die Unsterblichkeit der Seele zu schützen vor denen, die an jenen und an diese nicht zu glauben vermögen. Morgen überfällt einen preußischen Staatsminister ein gar lustiger Redekoller, weil ein modernes Schauspiel ihn geärgert und der Ärger seiner Beredsamkeit Schleusen geöffnet hat. Und gestern fragte ein anderer fürnehmer teutscher Herr einen berühmten teutschen Maler, ob er „auch" male. Vorgestern konstituierte sich eine Aktiengesellschaft mit sechsundzwanzig Millionen Kapital, um die neue Erfindung des französischen Chemikers Moissan, des Diamantenherstellers, nämlich den Alkohol auf chemischem Wege aus mineralischen Rohprodukten billiger herzustellen als aus Getreide und Kartoffeln, produktiv auszunutzen; und dabei tagen die Groß-Kartoffelbauer und Kartoffelspiritusbrenner lustig und ahnungslos weiter und agitieren für Zölle und Monopole. O Kanitz! Wenn die Sechsundzwanzigmillionengesellschaft in Aktion tritt, haben all deine Anträge „ka' Nutz." Und übermorgen etwa — ja was kommt morgen und übermorgen? So einen Hauptscherz wie die Kommissionssitzung für die Umsturzvorlage vom 8. März, wo drei Parteien erst einträchtiglich beisammen saßen, um für den berüchtigten § 130 zu stimmen und sich wegen des Rattenkönigs von Unteranträgen und Amendements dann verzankten, daß sie — in der Weise spielender Kinder: „wenn ich das nicht bekomme, will ich auch das nicht haben" — schließlich den Paragraphen samt der ganzen Regierungsvorlage ablehnten — so einen Hauptscherz erlebt man nicht alle Tage. Aber der Humor liegt ja nur so in der Luft.

Galgenhumor?

Beileibe nicht. Richtiger, echter, sonnenheller Humor. Unser Humor ist Weltanschauung, ist Optimismus. Es ist nie eine Zeit optimistischer gewesen als die, in der wir leben, da wir dem Ende eines Jahrhunderts entgegenrasen, über die Maßen froh, daß es Schlag auf Schlag zu Ende geht, weil wir vom neuen Jahrhundert alles erhoffen.

An der Neige eines Jahrhunderts ist die Menschheit immer besonders optimistisch gewesen. Früher waren es chiliastische Träume, die sich um die Jahrhundertwenden der frommgläubigen christlichen Welt bemächtigten. Als das Jahr eintausend heranbrach, sollte auch das tausendjährige Reich der Apokalypse hereinbrechen. Und der Glaube an die nahe bevorstehende Herabkunft des himmlischen Jerusalems auf die erneuerte Erde hat sich fast an jeder Jahrhundertwende wiederholt. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erwarten wir vom kommenden zwanzigsten Jahrhundert auch nichts mehr und nichts minder als ein himmlisches Jerusalem auf Erden, in dem es

Digitized by Google

keine soziale Not mehr giebt und Wissenschaft und Technik das Leben bis zur Paradiesesseligkeit behaglich und schlaraffenmäßig bequem gestalten werden. Das Auftreten des Antichrists aber, der dem tausendjährigen Reich vorausgehen soll nach der Offenbarung, die Entfesselung aller bösen Mächte, die nennen wir heute „fin de siècle," und die bösen Mächte sind die sogenannte „décadence" und die Umsturzvorlage und der obenerwähnte unsterbliche Antrag. Die alten Kirchenväter, die sich schwere Gedanken über die dem tausendjährigen Reiche der Glückseligkeit voraufgehende vorübergehende Herrschaft des Bösen gemacht haben, sie haben es sich unmöglich vorstellen können, daß diese Zeit des Antichrists so vergnügt sein würde! Daß es eine Zeit voll göttlichen Humors, die vergnügliche Zeit des wieder zu alleiniger und unumschränkter Herrschaft gelangten Optimismus sein würde. Nie zwar hat es irgend einer Zeit am Optimismus gefehlt. Er ist stets und zu allen Zeiten die herrschende, im Grunde genommen die allein herrschende Weltanschauung gewesen. Und am meisten meistens dann, wenn Theoretiker des Pessimismus auftraten. Es ist nicht bedeutungslos, daß zwei Pessimisten von der Kraft eines Schopenhauer und Tolstoj am Anfang und am Ende unseres Jahrhunderts stehen, des optimistischsten seit den Tagen der Renaissance, da Hutten den Spruch in die Welt jauchzte: „Die Geister erwachen, die Studien blühn, die Welt beginnt zu leben!"

Eigentlich pessimistisch ist wohl kaum eine Zeit gewesen, derart, daß der Pessimismus die allgemeine Weltanschauung war; es sei denn die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der schwarze Tod über die Erde ging und Europa von den Klagen widerhallte, die an den Gräbern von 25 Millionen verzweifelt genug erklungen haben mögen. Sonst ist der Pessimismus immer nur Gemütssache einzelner gewesen. Und die ihn zu einer Art von philosophischem System ausgearbeitet haben, sind darüber meist recht alte Herren geworden: Hobbes, Jean Jacques Rousseau, Kant, Schopenhauer erreichten alle das Greisenalter; Tolstoj ist ein Siebenundsechzigjähriger, der übrigens bei seinem asketischen Pessimismus eine Jahresrente von 140 000 Rubel zu verzehren hat und in der Praxis es keineswegs so gar ernsthaft mit der Askese nimmt, die er predigt; wie ein interessantes, eben erst erschienenes Büchlein einer ganz naiv aus der Schule plaudernden Freundin des „Eremiten von Jasnaja Poljana"[1]) erzählt. Danach scheint der Bauerngraf dem biblischen Spruche nachzuleben: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; er predigt zwar den Vegetarianismus, nächtlich aber, wenn er arbeitend und sinnend durch die Zimmerflucht seines Schlosses wankt, macht er sich mit Wohlbehagen über die Cotelettes und Beefsteaks her, die ihm seine sorgsame Gattin heimlich hinzustellen pflegt. — Schopenhauer, der Pessimist par excellence, hat bis an sein Lebensende — und er trug sich zweiundsiebzig Jahre mit einem Leben, das seine Philosophie längst zum Tode verurteilt hatte — die optimistische Hoffnung gehegt, einen treuen Freund, einen „Menschen" zu finden nach seinem Herzen, der ihm mindestens so viel wäre, wie sein vielgeliebter Köter. Bei Schopenhauers galliger Gemütsart — welch ein Optimismus! — Einem so argen Gemütspessimisten wie Hamlet, der im ersten Akt schon wünscht:

„O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Tau sich auf!"

und über das ganze „ekle, schale, unersprießliche Treiben dieser Welt" ein „Pfui pfui" ruft, im dritten Akt die Rechnung anstellt: „Sein oder Nichtsein — das ist hier die Frage," und dann, als Ophelia dazukommt, dem Grafen Leo Tolstoj die Tendenz der Kreuzersonate vorwegnimmt: „Ich sage, wir wollen nichts mehr von Heiraten wissen: wer schon verheiratet ist, alle außer einem (dem König, an dem er den Mord des Vaters rächen will) sollen das Leben behalten; die übrigen sollen bleiben wie sie sind," (damit die böse Menschheit sich nimmermehr von neuem gebäre) — Hamlet wird der schließliche, unfreiwillige Abschied vom Leben noch schwer genug, und er möchte noch allerlei sagen und anordnen: — „hätt' ich nur Zeit — der grause Scherge Tod verhaftet schleunig" — ehe er resigniert: „Der Rest ist Schweigen."

[1]) Anna Seuron, Graf Leo Tolstoj-Intimes aus seinem Leben. Berlin, S. Cronbach.

Digitized by Google

So wenig, wie ein überzeugter Pessimist je allein aus der Überlegung, daß Nichtsein besser sei als Sein, dahingegangen ist, um sich ins Nichtsein zu flüchten, in das große Schweigen hinüberzuretten, so wenig also der Pessimismus von seinen Verfechtern jemals bethätigt worden ist, so wenig läßt sich seine Wahrheit überhaupt beweisen. Professor Paulsen macht einmal den Vorschlag, nach Art einer Geschäftsbilanz folgende Rechnung zu versuchen:

„A. Lusteinnahme: 1. gut geschlafen — macht so und soviel Lusteinheiten; 2. mit Appetit gefrühstückt, soviel; 3. ein Kapitel aus einem guten Buch gelesen, soviel; 4. einen Brief von einem Freunde erhalten, soviel u. s. w. . . . " — Gegenkonto:

„B. Schmerzen: 1. eine widrige Geschichte in der Zeitung gelesen — macht so und soviel Schmerzeinheiten; 2. durch ein nachbarliches Klavierspiel gestört, soviel; 3. einen langweiligen Besuch empfangen, soviel; 4. angebrannte Suppe gegessen, soviel, ꝛc. . . ." — „Der Philosoph wird gebeten, bei den einzelnen Posten die Zahlen einzutragen," bemerkt er ironisch dazu. Die Unmöglichkeit dieses Unternehmens sieht ja jeder ein.

Dahingegen meine ich, daß sich die Berechtigung des Optimismus ganz gut zahlenmäßig beweisen lasse. Es läßt sich durch die Statistik feststellen, daß Krankheiten, Verbrechen, Armut in beständiger Abnahme begriffen sind. Im Durchschnitt beträgt für jeden Menschen die Zeit z. B., in der er krank ist, nur noch sechzehn Stunden pro Dekade. Sechzehn Stunden körperlichen Leidens auf zehn Jahre des Wohlbehagens, das ist gewiß erträglich! Von einer Dekadence der Menschheit ist keine Rede, nicht einmal von einer körperlichen. Die heutige Menschheit ist durchschnittlich stattlicher als sie es einst gewesen. Während die mittlere Größe eines dreißigjährigen Mannes gegenwärtig 1,68 Meter beträgt, die einer Frau im selben Alter 1,58 Meter, erreichte der Mensch der Quaternärepoche nur die Durchschnittshöhe von 1,62 Meter; der Mann der neolitischen Epoche war durchschnittlich 1,61 Meter, die Frau jener vorzeitlichen Epoche nur gerade anderthalb Meter groß. In der ersten historischen Epoche zeigt sich bereits eine merkliche Größenzunahme des Menschengeschlechts: 1,65 Meter maß der Mann, 1,55 Meter die Frau. Um drei Zentimeter ist die heutige Menschheit über die vorsintflutliche hinausgewachsen. Broca, der berühmte französische Arzt und Anthropolog, zeigte, als unter Napoleon III. die alten Kirchhöfe von Paris aufgeräumt wurden, daß an den Schädeln der letzten sechs Jahrhunderte eine relative Vergrößerung des Schädelraumes von Jahrhundert zu Jahrhundert wahrzunehmen ist.

Überhaupt widerlegt die vergleichende Forschung und die Statistik Schritt für Schritt die alte Annahme, daß Degeneration, mindestens körperlicher Verfall, die Gefolgschaft der Kulturentwicklung sei. Ein anderes Beispiel noch: den modernen Großstädten hat man gewiß nicht viel Gutes nachgesagt betreffs des gedeihlichen Einflusses auf die körperliche Entwicklung ihrer Bewohner. Nun ergiebt es sich gerade, daß in London die Leute im Durchschnitt größer sind, als in den englischen Provinzen mit überwiegend ländlicher Bevölkerung, z. B. Wales. Und in Bezug auf das Wachstum der Kinder zeigt sich etwas ganz besonders Auffälliges: die Kinder Londons gedeihen heutzutage wesentlich besser als noch vor sechzig Jahren; im Jahre 1893 wog ein Arbeiterkind von neun Jahren durchschnittlich bereits soviel wie im Jahre 1803 ein Kind von zehn Jahren. Dabei muß man noch in Betracht ziehen, daß viele dieser Arbeiterkinder heutzutage in Findel- und Armenhäusern aufwachsen, wo sie erwiesenermaßen kleiner und schwächlicher bleiben müssen als im elterlichen Hause.

Von einer moralischen Dekadence ist noch weniger die Rede. Wir triefen von Moral und guten Sitten gegenüber der Rohheit und Sittenlosigkeit alter Zeiten. Das ganze Mittelalter noch war bestialisch im Vergleich zu uns. Jedes Blatt der Geschichte erzählt es.

Was die Technik heute erreicht hat, und was sie in absehbarer Zeit erreichen wird, um uns das Leben in der Gegenwart und nächsten Zukunft so bequem und angenehm wie möglich zu machen, ist im Vergleich zu dem, was früheren Zeiten zu Gebote stand, einfach unvergleichlich.

Digitized by Google

Schopenhauer meinte, wenn man die Toten in den Gräbern fragen könnte, ob sie noch einmal zu leben wünschten, so würden sie mit den Köpfen schütteln. Dem widerspricht erstens der Glaube an die Wiedergeburt, dem viele Völker anhingen und noch anhängen, sie mußten doch wohl wünschen, noch einmal zum Erdenleben zurückzukehren: man glaubt, was man wünscht; und zweitens würde ein Toter vom Anfang des Jahrhunderts, der jetzt, am Ende des Jahrhunderts, aufstehen könnte, sich höchlichst verwundert die Augen reiben über all das Neue, Großartige, das die Technik der letzten fünfzig Jahre geschaffen, und dann vergnügt und höchlichst interessiert dem ersten Besten, der ihm aus dieser neuen Welt entgegentritt, sicherlich das Gegenteil von dem Goetheschen Wort: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" zurufen. Wenn Dubois-Reymond sein stark besuchtes naturwissenschaftliches Publikum an der Berliner Universität las, versäumte er nie, bei Gelegenheit des Fortschrittes der Beleuchtungstechnik auf die primitiven Thonlämpchen im Museum hinzuweisen, bei denen ein Horaz noch seine lebensfreudigen Lieder schrieb. Sir Edwin Arnold entwarf in dem eingangs erwähnten Vortrag eine anschauliche Skizze eines heutigen Birminghamer Handwerkers und meinte dann, ein König in alten Zeiten hätte nicht im entferntesten so königlich gelebt, gegessen und getrunken wie jener. „Alle Erdteile," sagte er, „füllen dem bescheidensten Handwerker von heute den Tisch mit den luxuriösesten Dingen, wie sie ein Heliogabalus oder Lucullus niemals genossen haben." Thatsächlich sollte man Schopenhauers Frage an die Toten einmal an die Lebendigen richten und zwar an jene alten Leute, welche — übrigens zu allen Zeiten — die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu loben, die sogenannte „gute alte Zeit" gegen die böse neue auszuspielen sich gewöhnt haben, man sollte an sie die Frage stellen, ob sie noch einmal jene „gute alte Zeit" zu leben wünschten, und sie würden allerdings alle, meine ich, mit den Köpfen schütteln. Schon Hesiod, der Zeitgenosse Homers, hat von der guten alten Zeit geschwärmt, die er das „goldene Zeitalter" genannt hat, während er selbst nur noch in einem eisernen zu leben vermeinte. Seither hat sich die Mär von der goldenen Vergangenheit und der blechernen Gegenwart bis auf die jüngsten alten Leute unserer Zeit verpflanzt. Es ist das eine Art rückwärtsgekehrten Optimismus. Auf einer Thermometerskala könnte man diesen Optimismus unter Null verzeichnen, den andern, in die bessere Zukunft schauenden, über Null, und die vollständige Indifferenz, die stumpfe Gleichgiltigkeit — oder das „im Ganzen Resignieren" Goethes? — wäre der Nullpunkt.

Dieser rückwärtsgekehrte Optimismus war allerdings einst mehr, als nur die Gemütsverfassung der grämlichen alten Leute. Er war Weltanschauung noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein. Dieses erst begann damit, das goldene Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft zu verlegen; und im achtzehnten Jahrhundert — auch darin das Jahrhundert der Aufklärung — gelang der erste Nachweis, daß die relative Vollkommenheit der Gegenwart aus niederen Anfängen im Laufe einer ungemein langen Entwicklung geworden. Es machte nun nichts mehr aus, daß die Romantik das Thermometer der optimistischen Weltauffassung wieder unter Null herabzudrücken sich bemühte, daß Schelling die Fabel von dem weisen und vollkommenen Urvolk erfand; James Watt heizte bereits seine Dampfmaschine an, und Darwin lag in der Wiege. Der Plus-Optimismus, nicht jener tote, unfruchtbare, eingefrorene, sondern der lebendige, lebenweckende und lebennährende, der gegenwartfreudige und zukunftgläubige, jener Optimismus, der John Stuart Mill sagen ließ: „Jede achtungswerte Eigenschaft der Menschheit ist nicht Ausstattung der Natur, sondern Ergebnis der Kultur," siegte auf der ganzen Linie. In der Siegesfreude überpurzelte er sich wohl gelegentlich. Der alte Karl Gustav Carus, Professor der Gynäkologie und königlich sächsischer Leibarzt (gestorben 1869 in Dresden) z. B. glaubte nachweisen zu können, daß eine Flügelanheftung auf dem Rücken des Menschen morphologisch vorgesehen sei. Und heute auch, jedesmal, wenn eine neue Findung oder Erfindung uns aufregt, gerät unser Optimismus stark an die Grenze der Siedetemperatur. Aber mag er doch!

Gerade dieser höchste Optimismus ist ja göttlichen Ursprungs! Wenn man den alttestamentarischen Geschichtskundigen trauen darf, ist er vor nunmehr 5655 Jahren

Digitized by Google

erfunden worden. 5655 Jahre nämlich sind nach mosaischer Zeitrechnung seit Erschaffung der Welt verflossen, und der Optimismus erblickte das Licht der Welt, gerade als das Licht die Welt erblickte. Denn schon am ersten Schöpfungstage, nachdem das Licht geworden, war es, da „Gott sahe, daß das Licht gut war."

Und zum Schluß heißt es wieder vom Weltschöpfer: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut!" Der alte Verfasser der Genesis war demnach ein Optimist optima forma. Den Optimismus des Weltschöpfers und den eignen zugleich zeigte er hierdurch in einer so gewaltigen, imponierenden, monumentalen, kurz in einer so wahrhaft göttlichen Größe, daß allerdings nie wieder der Optimismus als Weltanschauung diese Größe erreicht hat, mit der er in jener dunkeln Zeit, die das Licht schuf, aufstand, ein eherner Koloß, um am Beginn der Menschheitsgeschichte der werdenden Menschheit zu weisen, daß er die einzig wahre Art der Weltbetrachtung sei.

Ein Mädchenhort.

Von

Marie Hübner.

Nachdruck verboten.

Monate sind vergangen, seit ich den Charlottenburger Mädchenhort besuchte; aber die Bilder stehen mir noch ganz klar vor Augen.

Wie ein Schlinggewächs dehnt sich die Großstadt aus. Straße reiht sich an Straße, und die gesunden Ranken, die Straßen, in denen ein arbeitstüchtiges, erwerbfrohes Bürgertum lustige und behagliche Wohnungen findet, strecken sich nach Westen hin aus. Bis in den äußersten Westen aber sind spillrige, gelbe Ranken vorgeschossen, enge Straßen mit hohen nüchternen Häusern, die den Dunst der Großstadt gefangen halten und ihren Bewohnern nur ein kleines, schmales Stück Himmel gönnen — Straßen, die leider dazu vorherbestimmt sind, der Arbeiterbevölkerung notdürftige, enge Behausung zu gewähren. Durch eine solche Straße hindurch im äußersten Westen der Vorstadt Charlottenburg, über einen engen Hof, auf den die gedrängten Fenster von vier Stockwerken gläsern herniederblicken, durch eine niedere Hinterpforte und über den düsteren Flur einer Hintertreppe führt der Weg in den Charlottenburger Mädchenhort.

Mit der Leiterin des Hortes durfte ich den Weg gemeinsam machen. Sobald wir an der Klingel gezogen, hörten wir nahende lustige Kinderstimmen. Die Thür wurde aufgerissen, und jubelnd hängten sich die Kleinen an die Arme meiner Begleiterin. Sich freuen können ist ja das Vorrecht der Kinder — zumeist freilich auch ein Vorrecht der Kinder privilegierter Klassen.

Drei mäßig große Zimmer und zwei Küchen, das sind die Räumlichkeiten, über die der Hort gegenwärtig verfügt. Das Zimmer für die Schularbeiten mit seiner kleinen, bescheidenen Bibliothek fand ich leer; Weihnachten stand vor der Thür, und da hatten sie ihre Schularbeiten zumeist zu Hause gemacht, um gemeinsam kleine Weihnachtsgeschenke für ihre Eltern herzustellen. Sie saßen denn auch in dem größten Zimmer um zwei lange Tische herum und bastelten an kleinen Stickereien und Handarbeiten. Und wo sie in ihrer geschäftigen, kindlichen Unbeholfenheit nicht aus und ein wußten — die Hilfe war bei der Hand. Hinter ihren Stühlen standen die Helferinnen des Vereins, junge Mädchen aus den besten Ständen, die sich berufen

Digitized by Google

fühlten, an ernster Arbeit teilzunehmen, und sich selbst wohl kaum bewußt waren, wieviel sie, die Lehrerinnen, hier zu lernen hatten. Aber mit jugendfrischer Begeisterung gingen sie an ihre Aufgabe, das sah man. Denn wenn sich die Kleinen fragend an sie wandten, leuchteten die Kinderaugen ganz stolz; sie wußten, sie fanden sorgendes Verständnis. Und wenn von Zeit zu Zeit die jungen Lehrerinnen ein Lied anstimmten, dann fielen die Kleinen herzhaft freudig mit ein.

Welches mag das Schicksal der kleinen, wertlosen Nichtigkeiten gewesen sein, an die die Kinder soviel Eifer wandten? Im langen Laufe des Jahres waren die Mädchen gewöhnt, ein zerrissenes Kleidungsstück, einen schadhaft gewordenen Rock von Hause mitzubringen. Daran lernten sie nähen und flicken und nahmen auch der Mutter eine Arbeit ab. Dann aber, vor Weihnachten, waren sie mit Freuden auf den schönen Gedanken eingegangen, etwas für ihre Eltern zu arbeiten. Ob die Eltern alle ein Wort des Dankes fanden? Ob einige wenigstens das wertlose Ding nicht in den Winkel warfen und sich dadurch den Weg zum Herzen ihres Kindes weisen ließen?

„Stille Nacht, heilige Nacht" hörte ich es über den Flur hin von ganz ungeübten, zittrigen Kinderstimmchen singen. Wir öffneten die Thür, da saßen die ganz Kleinen zusammen. Die waren noch nicht so weit, um mit Nadel und Schere umgehen zu können. Sie waren der Obhut einer gelernten Kindergärtnerin anvertraut, saßen um einen Tisch herum und machten Papierketten für den Weihnachtsbaum. Das war eine schwere Arbeit! Sie mühten sich ganz schrecklich damit ab, und ihre Bäckchen glühten, wenn sie gelobt wurden.

Das Eigenartige und das Zielweisende des Charlottenburger Mädchenhorts ist in seinen beiden Küchen beschlossen.

In der einen, kleinen Küche sah ich eine Dame mit ihren beiden kleinen Adjutantinnen, zwei Kindern des Heims, walten. Sie kochte das Abendessen für die kleine Schar. Denn ehe die Mädchen nach Hause geschickt werden, bekommen sie zu essen; dadurch erst fühlen sie sich heimisch in ihrem Heim. Und ein kräftiges, warmes Gericht zweimal die Woche — so oft öffnet sich ihnen zur Zeit der Hort — das ist für die meisten garnicht zu verachten. Auch bringt die Mahlzeit eine Fülle häuslicher Arbeiten, die sie lernen müssen, ganz von selbst mit sich. Da giebt's nachher Geschirr und Messer und Gabeln abzuwaschen, und Küche und Zimmer bedürfen der Reinigung. Dazu werden die Mädchen methodisch und gründlich angehalten. Man hat in dem Charlottenburger Mädchenhort offenbar die Kunst gefunden, den Kindern gründliche, ernste Arbeit lieb zu machen.

In der anderen, weitaus größeren Küche stehen zwei kleine Herde. Ein Geschirrschrank ist da mit dem notwendigsten Gerät. An der Wand hängt eine Tafel; weiter Abbildungen der Tiere, die für die Küche in Betracht kommen, mit eingezeichneter Einteilung, wie sie zerlegt werden; endlich eine Tabelle, die die chemischen Bestandteile der wichtigsten Gemüse und Kolonialwaren angiebt. Unter Anleitung zweier geprüfter Kochlehrerinnen, die sich abwechseln, lernen hier die zwölf ältesten Mädchen des Heims, Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, einfach kräftige Hausmannskost kochen.

Die Kinder sind in zwei Gruppen geteilt, und je zwei thun sich zum Kochen zusammen. Die Lehrerin giebt die nötigen Anweisungen und sieht gleichzeitig, ob die Kinder sie richtig ausführen. Sie fängt jedesmal systematisch mit dem Feueranmachen an; ist das Essen schon öfters gekocht, dann muß eins der Kinder versuchen, selbst zu sagen, wie es zu machen ist. Die Rezepte notieren sich die Kinder in ein Buch; die nötigen Einkäufe machen je zwei jedesmal selbständig. Und wenn die Lehrerin ein Ei in den Topf thun läßt, dann erzählt sie den Kleinen von Pflege und Wartung der Hühner, und wenn die Mädchen das Fleisch oder ein Gemüse zurecht machen, dann hören sie von dem Nährwert und der chemischen Zusammensetzung. Der Kochunterricht wird unmerklich mehr als bloßer Kochunterricht: mit Gartenbau und Gemüsepflege und Haustierwartung und einigen chemischen Kenntnissen werden die Kinder vertraut gemacht. Und sie lernen nicht nur kochen: sie lernen peinliche Ordnung und häuslichen Sinn. Sie sehen an Stelle sozialer Gegensätze soziale Fürsorge. Und wie die Kenntnisse, die der häusliche Beruf von der Frau fordert, ihnen langsam und

Digitized by Google

liebevoll eingeprägt werden, so prägt sich ihnen auch die Liebe zu häuslicher Ordnung ein. Und manch eine schon hat die Ordnung mit sanfter Hand vom Laster fern gehalten, dem sie sonst verfallen wäre.

* * *

Aus ganz individuellen Anfängen ist der Charlottenburger Mädchenhort entstanden. Er ist die Schöpfung von Frau Hedwig Heyl.

Als Gattin eines Fabrikbesitzers hatte Frau Hedwig Heyl täglich Gelegenheit zu sehen, wie schwer, wie unmöglich beinahe es für den Arbeiter ist, für die Erziehung seiner Kinder Sorge zu tragen. Er selbst, in vielen Fällen auch seine Frau, ist tagsüber in der Fabrik beschäftigt. Die Kinder werden irgend einer Nachbarin anvertraut, oder sie sind sich selbst ganz überlassen. Und doch weiß man, daß die Eindrücke, die ein Kind in den ersten Jahren in sich aufnimmt, die entscheidenden sind. Wie sollen die Kinder zu tüchtigen Menschen innerhalb der Grenzen ihres eigenen Standes werden? Wie sollen sie davor bewahrt werden, dem Proletariat anheimzufallen? Frau Heyl fühlte sich für das Gedeihen der Kinder ihrer Arbeiter verantwortlich.

Und sie ließ die Kinder zu sich kommen! In einem hellen, freundlichen Gartenhaus versammelte sie die Kinder. Und jedes Stück und jedes Gerät in dem Häuschen zeugte davon, daß ein liebendes, sorgendes Auge es beschafft und ausgesucht hatte. Die geeigneten Kräfte zur Überwachung und Anleitung fanden sich. Zuerst die Schularbeiten! Dann wurden die Mädchen, ganz wie es noch heute in dem Mädchenhort geschieht, in allem unterrichtet, was zur Haushaltung gehört. Sie lernten Reinmachen und Kochen, und viele, die diese Schule der Liebe durchgemacht haben, sind treffliche Dienstmädchen geworden. Die Knaben erhielten Handwerksunterricht. Sie wurden unterwiesen mit Hammer und Hobel, mit Nadel und Schere und mit der Schusterahle umzugehen. Zu ihrer Konfirmation bekamen sie wohl ein Stück Leder und wußten sich dann ihr Schuhzeug selbst herzustellen. Sie lernten eben Handgeschicklichkeit und Anstelligkeit. Und das will etwas sagen in unserer Zeit, die in den meisten nur einen Muskel oder einen Nerv ausbildet, sodaß nicht nur Gebildete, auch viele Arbeiter unfähig sind, das Notwendige in der eigenen Wirtschaft selbst zu machen.

Das kleine freundliche Gartenhäuschen steht heute leer. Aus den Kindern wurden Erwachsene, und da die Fabrik ihre alten Arbeiter festhielt, fehlte der Nachwuchs. So wurde es stiller in dem Häuschen, bis sich seine Pforten ganz schlossen. Aber die Idee des Ganzen, in der sich ein weiches Gefühl mit praktisch-klugem Gedanken vermählte, ist nicht gestorben. Die Stadt Charlottenburg nahm sie auf, und so entstand nach dem Plan und unter der Leitung von Frau Hedwig Heyl der Charlottenburger Mädchenhort.

Wer eine fruchtbare soziale Idee gehabt und sie unbekümmert um dumme Anfeindungen und dummen Spott — beides fehlt ja nie — durchgesetzt hat, der mag es schmerzlich empfinden, sie aus seinen sorgenden Händen, sei es auch nur teilweise, zu entlassen. Das ist nur natürlich. Aber Staat und Gemeinde sind nun einmal darauf angewiesen, von Ideenraub zu leben, und den Ideen selbst dient die Übernahme meist zum Vorteil. Es ist als ob man ein Gewächs aus dem Topf nimmt und es in den Garten einpflanzt: ist es lebenskräftig, so muß es erstarken und gedeihen. Und die soziale Idee, die Frau Hedwig Heyl in dem Hort für die Kinder ihrer Arbeiter verwirklicht hatte, war lebenskräftig. Sie hat sich nach zwei Seiten hin entwickelt: sie hat zu den Kinderhorten und zu den Haushaltungsschulen die Anregung gegeben. Und das eben ist das Beachtenswerte an dem Charlottenburger Mädchenhort: er ist beides in einem, Kinderhort und Haushaltungsschule.

Es fragt sich, ob diese Verbindung eine glückliche ist, und ich meine, sie ist es.

* * *

Man hofft, die Frau der niederen Stände zu einer starken Bundesgenossin im Kampfe gegen das Verbrechen und gegen den Alkoholismus zu erziehen. Zumeist aber beruht die Stärke dieser Frauen darin, daß sie dem Manne und den heran-

Digitized by Google

wachsenden Kindern die Häuslichkeit lieb zu machen wissen. Dazu muß die Frau Hausfrau sein. Sie muß mit bescheidenen und bescheidensten Mitteln den paar Zimmern oder dem einen Zimmer etwas Wohnliches zu geben imstande sein, sie muß durch gute Zubereitung das einfache Gericht schmackhaft machen können. Das will gelernt sein. Es will früh gelernt sein.

Frau Hedwig Heyl.

Neben der Zahl der Frauen, die sich verheiraten, steht die große Anzahl derer, die ledig bleiben. Ein Teil von ihnen — ich rede von den unteren Volksschichten — werden Dienstmädchen. Sie bedürfen dringend systematischer Schulung in Haushaltung und Kochen. Und diese Ausbildung ist auch für all die andern in hohem Grade wünschenswert. Das alleinstehende Mädchen, die Fabrikarbeiterin und die Arbeiterin in der Konfektion, wird sich ihr Leben gesünder und zweckmäßiger einrichten können, wenn ihr die Grundbegriffe rationeller Haushaltung von früh auf fest eingeprägt sind. Die Forderung gründlicher Schulung in diesen Dingen ist also eine ganz allgemeine — sie darf deshalb den Müttern nicht überlassen werden. Sonst

Digitized by Google

eben bleibt alles beim Alten. Das naturgemäße Postulat, meiner Meinung nach, ist, daß der Haushaltungsunterricht in das Lehrprogramm der Volksschulen oder besser noch: obligatorischer Fortbildungsschulen aufgenommen werde. Einige mittlere Städte Deutschlands sind mit dieser Reform bereits vorangegangen.

In anderen Städten, wie Bremen, hat man unabhängig und aus Mitteln privater Wohlthätigkeit Haushaltungsschulen eingerichtet. Jede Schülerin der ersten Abteilung muß ein wöchentliches Schulgeld von 50 Pfennig, die der zweiten Abteilung von 30 Pfennig zahlen. Die Schulen haben sich bewährt, und H. O. Reddersen, der ein gründlicher Kenner dieser Fragen ist, hat in seiner Schrift „Hauswirtschaftliche Unterweisung der Mädchen aus den unbemittelten Ständen" (Bremen, G. A. v. Halem 1894) ausgiebig darüber berichtet. Er selbst aber hat nicht umhin können, die Thatsache einzuräumen, daß, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, die Fabrikmädchen aus den Schulen fortgeblieben sind. Will man also den Unterricht für die gesamte weibliche Jugend nutzbar machen, so muß man ihn nicht nach, sondern während der Schulzeit einsetzen lassen.

Die Berliner Mädchenhorte (Verein „Mädchenhort", Verein „Kinderhort", Zentralverein „Mädchenhort"), die mit einem Kostenaufwand von 32 000 Mark ungefähr 800 arme Schulkinder aufzunehmen imstande sind, beschränken ihre Thätigkeit zumeist auf Pflege der Kinder und Ausbildung in Handfertigkeit. Der Charlottenburger Mädchenhort sucht, wenn auch vorerst noch mit schwachen Kräften, die Lücke, die der öffentliche Unterricht läßt, auszufüllen. Und das Bedenken, daß die Mädchen für systematischen Koch- und Haushaltungsunterricht zu jung seien, ist nicht schwer anzuschlagen. Zumal dann nicht, wenn man das System von Frau Hedwig Heyl, in kleinen Rationen für je zwei Personen zu kochen, annimmt. Die vortrefflichen Volks-Kochbücher von Hedwig Heyl (Berlin 1891, Verlag von Karl Habel) sind nach diesem Prinzip ausgearbeitet. Sie werden hoffentlich die Ideen und Prinzipien, die für die Einrichtung des Charlottenburger Mädchenhortes maßgebend gewesen sind, auch an anderen Orten Wurzel fassen und gedeihen lassen. Die Verbindung von Mädchenhort und Kochschule ist so lange ein glücklicher Notbehelf, bis sich die Aufnahme des Kochunterrichts in den Lehrplan der Volksschule durchgesetzt haben wird.

Inmitten der schönen Anlagen für die Gartenschule, die ein weiteres Verdienst von Frau Hedwig Heyl ausmacht, stand das Gartenhäuschen, in dem die Kinder sich versammelten. Großstadtkindern pflegen Blumen und Pflanzen ein Sonntagsnachmittags-Anblick zu sein — hier wurde ihnen eine Fülle von Anregungen und Natureindrücken ganz von selbst zu teil. Es ist nicht unwichtig, daß ein Kind das Gemüse wachsen sieht, das es zubereiten soll. Und im Prinzip ist auch in dem neuen Mädchenhort daran festgehalten, den Kindern soviel als möglich Anregungen zu geben. In dem scheinbar bescheidenen Gebiet, das Frau Hedwig Heyl für ihre Wirksamkeit sich ausgesucht, hat sie es sich immer angelegen sein lassen, den Kreis zu erweitern, die Grenzen hinauszuschieben, Anregungen zu geben. Das ist ein Zug ihres Wesens. Und es muß das ein Grundzug aller Pädagogik werden. In dem Herzen des Kindes sind die Keime vieler Fähigkeiten: damit die herrschende sich voll entwickeln könne, müssen alle angeregt werden. Bescheiden schien der Wirkungskreis, den Frau Hedwig Heyl sich ausgesucht: würden mehr Mädchen zeitig mit diesen notwendigen Aufgaben vertraut gemacht, so gäbe es vielleicht nicht ach! so viele Frauen, die ganz und gar darin aufgehen.

Digitized by Google

Allerlei Medizinisches vom Eisen.

Von

Dr. **Karl Spiro.**

Nachdruck verboten.

Der frühere preußische Kultusminister von Goßler, dem die deutschen Universitäten für so manche Förderung zu lebhaftem und neulich durch die Ernennung zum Doctor quadruplex ausgedrückten Dank verpflichtet sind, hat sich auch bemüht, den Unterricht in der Geschichte der Medizin an den preußischen Universitäten neu anzuregen und zu erweitern. Diese Bemühungen sind — man muß sich darüber klar sein, gleichgiltig, ob man es bedauern mag oder nicht — erfolglos geblieben, und es ist charakteristisch, daß sogar der einzige ordentliche Lehrstuhl für Geschichte der Medizin, der im deutschen Reiche durch eine — reaktionäre Laune eines preußischen Kultusministers vor fast 30 Jahren begründet war, nach dem Tode August Hirschs nicht wieder besetzt worden ist. Sind in der Zwischenzeit auch einige vortreffliche Einzelstudien veröffentlicht worden, so machen sich doch auch hier wieder und immer wieder die öden Kompilationen breit, die sich damit begnügen, aus 12 Büchern ein dreizehntes zusammen zu stoppeln. Äußere Gründe für dieses Darniederliegen eines wichtigen Zweiges der medizinischen Wissenschaft, eines allerdings noch viel wichtigeren für die allgemeine Kulturgeschichte, anführen zu wollen, hieße den Kernpunkt der ganzen Frage absichtlich übersehen, denn es ist klar, daß hierfür etwas anderes in Anspruch genommen werden muß, wir meinen den Gegensatz zwischen naturwissenschaftlichen und historischen Disziplinen überhaupt, der sich vor allem in der Methode der Behandlung kund thut und für die in einer meisterhaften Rektoratsrede Windelband die Kunstausdrücke „nomothetisch" und „idiographisch" eingeführt und begründet hat.

Dieser Gegensatz in der Behandlungsweise läßt es auch erklärlich erscheinen, daß die faktische Ausbeute aus historischen Studien oft für die moderne Medizin viel geringer ist, als man vermuten möchte, und es soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß man vom Eisen, einem unserer populärsten und nach seiner Verwendbarkeit bekanntesten Mittel, und speziell von seiner innerlichen Anwendung, bei den alten Ärzten nichts findet und nur für die Anwendung des Eisenvitriols als Wundheilmittel gelegentlich Andeutungen erhält. Daß es für die Herstellung chirurgischer Instrumente angewendet wurde, versteht sich von selbst und wird ja ausdrücklich durch jenes heroische hippokratische Wort bezeugt, das Schiller seinem feurigen Jugendwerke als kraftvolles Motto voransetzte.

Wie es scheint, schulden wir die Einführung dieses Mittels den Arabern, denen wir überhaupt für so manche Förderung der Heilkunde verpflichtet sind; zu seiner großen Bedeutung kam aber das Eisen erst, als auch im Blute Eisen als konstanter und, wie es schien, wesentlicher Faktor nachgewiesen war. Seither ist dieses Medikament, mit dessen Geschicken in neuerer und neuester Zeit sich die folgenden Zeilen beschäftigen sollen, in Tausenden und aber Tausenden von Fällen angewendet worden, und wenn man von jenen Arzneimitteln, die in erster Linie als Genuß- und Nahrungsmittel gebraucht werden und als solche ihre größte Bedeutung haben, absieht, so kann man getrost die Eisenpräparate als die am meisten gebrauchten Mittel unseres Arzneischatzes bezeichnen.

Freilich zu den stets wirksamen Mitteln hat das Eisen nie gehört; so unzählige Präparate auch in den Handel kamen, bei keinem von ihnen konnte man mit jener Sicherheit auf einen Erfolg rechnen, wie wir ihn bei Anwendung der Fingerhut-

Digitized by Google

präparate (Digitalis purpurea) für Herzkrankheiten oder beim Chinin für die Malaria stets antreffen; ich habe manchen Kollegen getroffen — und es waren nicht die schlechtesten unter ihnen — der von der üblichen Anwendung des Eisens gar nichts wissen wollte; Anschauungen, wie ich sie noch jüngst von einem älteren Arzte aussprechen hörte, er habe bei der Eisen-Therapie als einzige Wirkung nur — schlechte Zähne gesehen, waren mehr, als Laien glauben mögen, verbreitet. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als hätte diese Skepsis ihre wissenschaftliche Bestätigung gefunden.

Es ist jetzt 40—50 Jahre her, daß die wissenschaftliche Arzneimittellehre einen neuen Aufschwung nahm, und es darf vielleicht gerade in diesen Tagen, wo der Russifikationsprozeß in den deutschen Ostseeprovinzen in ein letztes Stadium getreten zu sein scheint, besonders hervorgehoben werden, daß dieser so verheißungsvolle Aufschwung von der alten Dorpater Hochschule aus stattfand. Nur wenige wissenschaftliche Arbeiten, wie die von Fontana über das amerikanische Pfeilgift und die von Withering über die Digitalis, waren gleichsam wie Wegweiser in ein zu entdeckendes Land vorhanden, als dort, zur selben Zeit, wo in Berlin unter Johannes Müllers Augen eine inzwischen berühmt gewordene Physiologengeneration heranwuchs, von Rudolph Buchheim die wissenschaftliche Pharmakologie begründet wurde.

Als bei der nun beginnenden systematischen Untersuchung auch das Eisen in den Kreis der Untersuchungen gezogen wurde, ergab sich die unerwartete Thatsache, daß von dem medikamentös gereichten Eisen so gut wie nichts („zum Glück für die Patientinnen" sagt mit Recht einer unser besten Chemiker) vom Körper aufgenommen, sondern stets alles vom Darm wieder ausgeschieden wurde. Damit schien jener oben erörterten Skepsis von wissenschaftlicher Seite aus Recht gegeben zu sein — aber im Ernste konnte ein vorurteilsloser Kritiker doch nicht glauben, daß ein Mittel, das so unzählige Male gebraucht war und dem Sturme der Zeiten wie der Moden getrotzt hatte, stets wirkungslos gewesen wäre, und die von Bunge aufgestellte Hypothese, daß die Eisenmittel eben während ihres Aufenthaltes im Darm und in der Einwirkung auf denselben ihre heilsame Wirkung entfalten, war in der That geeignet, die vorhandenen Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade zu heben.

Freilich nur bis zu einem gewissen Grade, denn da der Organismus zu seinem Aufbau des Eisens dringend bedarf, er täglich auch Eisen abscheidet, so muß er zum Ersatz auch Eisen aufnehmen; faktisch enthalten es auch fast alle unsere Nahrungsmittel, und der von vornherein wahrscheinliche Satz, daß eisenfreie Nahrung zur Fristung des Lebens nicht ausreicht, wurde durch sorgfältige Experimente bestätigt, die auch die Nutzlosigkeit der künstlichen Zugabe unserer Eisenpräparate evident darthaten. (Bunge-Socin.) Wir müssen daher annehmen, daß das Eisen in den Nahrungsmitteln in einer ganz besonderen Form, in einer besonderen Art chemischer Bindung, für die uns erst die neuere physikalische Chemie die Erklärung geschaffen hat, vorhanden ist. Nur solches Eisen also, wie es in den Nahrungsmitteln gegeben ist, wird nicht im Verdauungskanal zerstört, sondern, ohne Giftwirkungen hervorzurufen, vom Organismus aufgenommen und zur Blutbildung verwertet.

Überschauen wir nun die gebräuchlichen Nahrungsmittel auf ihren Eisengehalt, so fällt — und dies ist sicherlich vom allergrößten Interesse — auf, wie der Eisengehalt der Milch ein, absolut und relativ genommen, kleiner ist. Während die Aschenanalysen zu dem überraschenden Resultate geführt haben, „daß das Verhältnis der verschiedenen anorganischen Stoffe zu einander in der Milch fast genau dasselbe ist, wie im Gesamtorganismus des Säuglings" ist der Eisengehalt der Milch-Asche sechsmal geringer als der der Asche des Säuglings. Würde der mit Milch aufgezogene Säugling nur über das ihm darin gebotene Eisenquantum verfügen, so müßte seine Entwicklung bald gehemmt sein; zum Glück — und dieses merkwürdige Ineinandergreifen verschiedener Faktoren legt eine teleologische Deutung allzu nahe — verfügt der Säugling noch über eine ergiebigere Quelle, aus der er den für sein Leben so notwendigen Stoff sich verschaffen kann: die Leber des Säuglings nämlich ist ganz besonders reich an Eisen; er bekommt seinen Eisenvorrat für das Wachstum seiner Organe schon bei der Geburt mit auf den Lebensweg. Diesen Vorrat zehrt der

Digitized by Google

kindliche Organismus langsam in den ersten Lebensmonaten auf, bis ihm ein Wechsel in der Nahrung eisenreichere Kost zuführt. Am genauesten läßt sich dieser wiederum von Bunge entdeckte Vorgang an Kaninchen und Meerschweinchen verfolgen. Während die Meerschweinchen, die vom ersten Tage nach ihrer Geburt an Vegetabilien, insbesondere die sehr eisenreichen grünen Blätter genießen, kaum eine Schwankung in ihrem Eisengehalte aufweisen, nimmt derselbe bei Kaninchen vom Tage der Geburt an stetig in den ersten zwei Lebenswochen ab, um sein Minimum in der dritten Lebenswoche zu erreichen, wo auch bei diesen Thieren der Übergang von der reinen Muttermilch-Nahrung zur vegetabilischen Kost stattfindet. Im Wesen der Sache dieselben, natürlich nur zeitlich modifizierten Verhältnisse treffen auch für den menschlichen Organismus zu, und wenn man diese sorgfältige und so wunderbar eingerichtete Ökonomie überdenkt, so wird man darin nicht nur einen deutlichen Beweis für die wichtige Rolle ersehen, die das Eisen im Haushalte des Organismus spielt, sondern man wird auch erkennen, von wie außerordentlichem Werte es für uns sein muß, das Eisen so wie es in den Nahrungsmitteln vorhanden ist und wie es in der Leber (auch bei Erwachsenen) deponiert wird, in einem künstlichen Präparate, so zu sagen zur freien Verfügung, zu haben. Dieses ist nun in der That einem Pfadfinder auf dem Gebiete der physiologischen Chemie — Schmiedeberg in Straßburg — gelungen, und wir dürfen die Synthese des Ferratins als einen der schönsten Erfolge bezeichnen, die auf diesem erst in jüngster Zeit angebauten Gebiete errungen sind.

Ob und welche Erfolge vom Ferratin in der Behandlung von Krankheiten zu erwarten sind, ob man damit z. B. auch jenen Störungen der Blutbildung, die jenseits der Darmwand ihren ursächlichen Sitz haben, wird beikommen können, dies alles zu erörtern, ist hier nicht der Ort, dies alles gehört vor ein ärztliches Forum. Wohl aber können wir hier darauf hinweisen, welche Rolle das Ferratin bei jenen Störungen zu spielen berufen ist, die so zu sagen innerhalb der normalen Breite liegen. Freilich, genau können wir die Bedeutung des Eisens für physiologische Verhältnisse noch nicht abschätzen; nach den Untersuchungen der Botaniker (Molisch) scheint es ein rechter Hans in allen Gassen zu sein, und aus dieser Allgemeinwirkung auf die Gewebe wird sich vielleicht auch jene Appetitsteigerung erklären, die nach Eisendarreichung von jeher beobachtet ist, und die ich ganz besonders auch beim Ferratingebrauch konstatieren konnte. — Zukunftsmusik ist es auch noch, ob man mit Rücksicht auf den geringen Eisengehalt der Milch schon Säuglingen Ferratin reichen kann — ich selbst habe mich in einem Falle, wo ein Kind bei zu ausschließlicher Milchnahrung recht heruntergekommen war, von den oben dargelegten physiologischen Gesichtspunkten leiten lassen und einem noch nicht zweijährigen Knaben mit einem Erfolge Ferratin verabreicht, wie ihn in dieser Weise sicher kein anderes Eisenmittel gezeitigt hätte.

Für eine andere Lebensperiode können wir aber auch heute schon dem Ferratin eine ganz besonders erfolgreiche Verwendbarkeit prophezeien. Jene Bleichsuchtszustände, die wir die Chlorose der jungen Mädchen nennen, sind so außerordentlich verbreitet und darum so allbekannt, daß wir ihre Schilderung hier uns füglich erlassen können; sie wurden auch von jeher schon als Symptome von Eisenarmut gedeutet — der Chlorose verdankt ja die Eisentherapie ihre Bedeutung. Im Lichte jener physiologisch-chemischen Daten, die wir anführen, ist diese Eisenarmut nichts Wunderbares mehr: mit jener Vorsorglichkeit, die wir schon oben bewundert haben, sammelt der Organismus gleich beim Eintritt in das jungfräuliche Alter Eisen an, um damit in der Zeit der Mutterschaft das werdende Kind fürsorglich ausstatten zu können. Dieses Lebensalter ist daher dasjenige, wo die Eisentherapie bisher ihre rationellste Indikation hat, und hier wird auch jedes wahrhaft gute Eisenmittel am besten seine Wirksamkeit entfalten können — und entfalten müssen. Hoffen wir, daß auch das neueste Eisenmittel hier zum reichen Segen lebender und kommender Generationen wirken wird.

Und wie jenen zwei Leuten, die der Eisentherapie Deutung und Wendung gegeben haben, den Professoren Bunge und Schmiedeberg der Dank nicht nur der wissenschaftlichen Welt gebührt, so wird dieser Triumph der physiologischen Chemie hoffentlich auch anders noch zu denken geben. Es ist sicher kein Zufall, daß jene beiden

Digitized by Google

Männer von Dorpat ausgegangen sind, wo neben dem oben genannten Pharmakologen Buchheim noch zur gleichen Zeit ein Physiologe wie Bidder und ganz besonders ein physiologischer Chemiker wie Carl Schmidt lehrten und wirkten. — — Wie die medizinische Geschichtsforschung, wie auch die Hygiene vor kurzer Zeit noch eine Anregung von der maßgebenden Behörde empfangen hat, so wird vielleicht und hoffentlich auch die physiologische Chemie von eben dort her bald stetige Förderung erhalten; daß sie sich einer solchen würdig erweisen wird, ist nach den schon errungenen Erfolgen mit Sicherheit zu erwarten.

Das Preußische Abgeordnetenhaus und die Höhere Mädchenschule.

Nachdruck verboten.

Der Kanzler Axel Oxenstierna soll einmal zu seinem Sohne gesagt haben: „Mein Sohn, du weißt garnicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.“ Wer der 31. und 32. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses beiwohnte und die Debatte über das Höhere Mädchenschulwesen hörte, wird ähnliche Empfindungen nicht haben unterdrücken können.

Man hegt ja freilich ganz besondere Erwartungen, wenn diese Frage im Abgeordnetenhaus angeschnitten wird. Denn da die meisten der Herren einmal eine Tochter zur Schule geschickt haben, so sind sie ja über die Mädchenschulfrage auf das eingehendste orientiert. Nur scheint es fast, als ob das Maß der Begabung der eigenen Töchter — oder der Väter — den Maßstab der Beurteilung für diese Fragen überhaupt gäbe. Nur so läßt es sich erklären, wenn wir auf der einen Seite hören, daß eine Vertiefung des Unterrichts in den Höheren Mädchenschulen dringend notwendig sei, auf der andern Seite dagegen auf die Gefahr hinweisen hören, daß durch die weitgehende wissenschaftliche Vorbildung in unseren Mädchenschulen ein weibliches geistiges Proletariat herangezogen werde, eine Anklage, gegen die man unsere unschuldigen Mädchenschulen gewiß mit einigem Recht in Schutz nehmen darf. Einer der Herren fand sogar einen Kausalnexus zwischen dieser tiefgehenden Bildung und der Gefahr, daß einmal weibliche Abgeordnete im Hohen Hause erscheinen könnten. Dem Zuhörer auf der Tribüne kam unwillkürlich der ketzerische Gedanke, daß es garnicht so übel wäre, wenn einmal eine vernünftige Frau, vielleicht die Mutter einiger mitgiftloser Mädchen, den Herren auseinandergesetzt hätte, was heute von der Frau im Leben verlangt wird und welches Los ihrer wartet, wenn sie ihm nicht gerüstet gegenübersteht. Möglicherweise würde dadurch die „große Heiterkeit“, die auf jede Trivialität über das Heiraten mit absoluter Sicherheit erfolgte, etwas gedämpft worden sein.

Es war erfreulich, daß die Vertreter der Regierung dem Ernst der Lage in der Frauenwelt mehr Rechnung trugen. Die feine Ironie, mit der der Minister darauf hinwies, daß es auch Mädchen gäbe, die nicht heiraten, war wohl angebracht, obwohl auch sie nur Heiterkeit hervorrief, die eben im Abgeordnetenhaus von dem Thema Frauenbildung untrennbar scheint.

Und die totgehetzten Vergleiche zwischen Schule und Familie, um zu beweisen, daß dem Lehrer die erste Stelle an der Mädchenschule gebühre! Vergleiche, die noch dazu auf der völlig fehlerhaften Annahme ruhen, halberwachsenen Mädchen gegenüber sei der Einfluß des Vaters wichtiger als der der Mutter. Ein für allemal: der

Digitized by Google

Lehrer bleibt in der Mädchenschule immer nur Lehrer; er kann auf seine Schuljungen väterlichen Einfluß üben, den Mädchen gegenüber verringert sich diese Möglichkeit genau in dem Maße, als sie sich dem Jungfrauenalter nähern. Merkwürdig, daß die Herren, die sich stets an das Bild von der Familie anklammern, nicht konsequenterweise mütterlichen Einfluß im Gymnasium verlangen!

Im Jahre 1888 äußerte Lord Granville, der Kanzler der Universität London, in einer Versammlung, daß die höchste Erziehung, die unter rationellen Bedingungen den Frauen gegeben werde, sowohl für diese selbst als für die menschliche Gesellschaft ein Vorteil sei. Und als Camille Sée das Gesetz für die Frauenlyceen einbrachte, meinte er, daß dasselbe die Zukunft und die Sicherheit Frankreichs beträfe, denn von den Frauen hänge die Größe wie der Verfall der Nationen ab. Wenn wir daneben Herrn von Eynern hören, der doch „vielfach ängstlich" wird bei der „weitgehenden wissenschaftlichen Vorbildung" unserer Töchter, so — bleibt uns der Trost, daß Männer wie Herr von Eynern die Weltgeschichte nicht aufhalten werden.

Aber so wenig man auch im stande ist, das, was die Herren vorbrachten, ernst zu nehmen, so ist die Situation selbst wahrlich ernst genug. Seit einer Reihe von Jahren erleben wir genau dasselbe Schauspiel, sobald im Preußischen Abgeordnetenhaus das Thema „Frauenbildung" überhaupt berührt wird. Einige wohlwollende Freunde halten gutgemeinte, aber matte Programmreden; anderen Herren ist die Gelegenheit gerade gut genug zu flachen Witzen, für die das Haus noch nie eine energische Ablehnung gehabt hat. Fühlen die Herren denn nicht, daß sie in ihr eigenes Fleisch schneiden? Und wenn selbst die Herren Redner in der Lage sind, ihre Töchter sicher zu stellen vor Not und Elend, bedenken sie nicht, daß sie die gesetzlichen Vertreter einer großen, stets wachsenden Anzahl unversorgter Frauen sind, deren einziges Vermögen eine gute Ausbildung ist? Wenn die übrigen Nationen, welche die Angelegenheiten ihrer Frauen mit demselben Ernst behandeln, wie die der Männer, es noch nicht gewußt haben, so konnten die Verhandlungen vom 28. Februar und 1. März dieses Jahres es ihnen klar machen: daß auch die preußischen Frauen im Preußischen Abgeordnetenhaus eine Vertretung ihrer Interessen haben — ist eine Fiktion.

Helene Lange.

Sprüche.

1.

Frauen giebt es wie Zimmerblüten:
Sorgsam muß man sie pflegen und hüten;
Während sich andere prächtig entfalten
Einsam und frei nur in Felsenspalten.

2.

„Ich möchte ach —!" wie klingt das schlimm,
Muß Kraft und Saft verzehren.
Was dir erreichbar — nun das nimm!
Was nicht — lern still entbehren;

3.

Lieber dem Feinde ins Antlitz schauen,
Lieber in Zorn mich und Glut verlieren,
Als bei dem Gleichmut der ewig Lauen
Selber allmählich zu Eis gefrieren.

Gertrud Triepel.

Digitized by Google

Die alte Gouvernante.

Erzählung

von

J. Timkówski.

Autorisierte Übersetzung von Adolf Garbell.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 371 und Schluß.)

III.

Auf der geräumigen, von Epheu umrankten Terrasse saßen Márja Gawrílowna Bojárinow, ihre fünfzehnjährige Tochter Lélitschka und ihre Kousine Sónja. Márja Gawrílowna, eine hübsche, volle Dame in leichtem, üppigem Kostüm, nähte an irgend etwas. Lélitschka, ein volles, ganz der Mutter ähnliches Mädchen, wiegte sich leicht im Schaukelstuhl, und die nicht mehr ganz junge Kousine, die schon zu verblühen anfing, las zerstreut in einem französischen Roman. Als sie die Gartenthür knarren hörte, blickte Márja Gawrílowna von ihrer Arbeit auf.

„Es sind Bettler!" sagte sie, als sie am Eingange des Gartens den Soldaten mit der Alten sah.

„Gehen Sie in die Küche!" schrie sie mit ihrem tiefen Kontrealt ihnen zu. Der Soldat nahm seine Mütze ab und entfernte sich. Die Alte ging in den Garten.

„Was ist das?" fragte Márja Gawrílowna, betroffen und mürrisch auf die Kommende hinsehend. Die Kousine führte langsam ihre Lorgnette an die Augen. Indessen sprang Lélitschka vom Stuhle auf und trat an die Stufen der Terrasse.

„Das ist ja Jelisawéta Alexéjewna!" rief sie verwundert aus.

„Mein Gott, sie kann ja kaum gehen!" sagte Márja Gawrílowna.

„Sieh mal hin, Sónja; sie ist nicht wieder zu erkennen!"

Die Kousine sah aufmerksam durch ihre Lorgnette. Lélitschka stand hinter dem Epheu versteckt und verfolgte mit ängstlichem Blick jede Bewegung Jelisawéta Alexéjewna's. Márja Gawrílowna sah immer unruhiger ihre Kousine an.

„Jelisawéta Alexéjewna, wie kommen Sie hierher?" rief sie mit jenem unbestimmten Lächeln, mit dem Wirte einen unerwarteten Gast empfangen, wenn sie nicht wissen, was sie mit ihm machen sollen. „Was fehlt Ihnen? Sie sind krank! Wie haben Sie sich nur entschließen können, hierher zu kommen?" Jelisawéta Alexéjewna lächelte angestrengt, wollte etwas antworten, begann aber statt dessen zu husten und machte eine abwehrende Bewegung.

Márja Gawrílowna führte sie auf die Terrasse, setzte ihr einen Stuhl hin und brachte ihr ein Glas Wasser. Jelisawéta hustete noch lange und bemühte sich vergebens, zu Atem zu kommen. Lélitschka sah sie forschend mit ihren großen, hübschen Augen an, in denen eine unruhige Neugier lachte. Die Kousine legte ein Lesezeichen ins Buch, schloß es, warf sich in ihren Stuhl zurück und blickte mit scheuem Mitleid zu Jelisawéta hin. Jedesmal, wenn ihr Blick auf das von Krankheit und Müdigkeit abgemagerte Gesicht fiel, hatte sie ein unangenehm beklemmendes Gefühl, und es drängte sich ihr die Frage auf: „Was werden wir denn mit ihr machen?"

Nachdem Jelisawéta Alexéjewna das Wasser getrunken hatte und wieder zu Atem kam, sah sie sich ihre Umgebung an. In den auf sie gerichteten Blicken machte sich ein Etwas bemerkbar, das ihr ein peinliches Gefühl verursachte. Um den Eindruck ihrer Erscheinung ein wenig zu mildern, suchte sie einen heiteren, ungezwungenen Ton anzuschlagen.

„Guten Tag, Márja Gawrílowna," begann sie, „ich wollte Sie so gerne einmal sehen! Guten Tag, Sónja Nikolájewna, Sie haben sich garnicht verändert! Kchi, kchi . . ." hustete sie dazwischen. „Seien Sie gegrüßt, Lélitschka!"

Lélitschka setzte sich neben sie, aber beim Anblick ihrer zitternden Hände küßte sie dieselben flüchtig und setzte sich, ganz rot vor Verlegenheit, wieder in ihren Schaukelstuhl.

Jelisawéta überlief es kalt. Vor ihrem Geiste tauchte die frühere Lélitschka auf, ein einfaches, liebes, dienstbereites Mädchen. „Wie sie gewachsen, wie hübsch und — wie fremd sie geworden ist," dachte sie.

„Verzeihen Sie, Márja Gawrílowna," fuhr sie in ihrem früheren Tone fort, bemüht, das beklemmende Gefühl niederzudrücken, „ich gehöre nach dem Waganjkowo[1]), und statt dessen mache ich Besuche!"

[1]) Ein berühmter Kirchhof in Moskau.

Digitized by Google

„Hören Sie auf!“ gab Márja Gawrilowna zurück und beugte sich noch tiefer über ihre Stickerei.

„Wer wird denn so den Mut sinken lassen!“ fügte Sónja hinzu. Bei sich aber dachte sie: „Werde ich wirklich auch einmal in eine so schreckliche Lage kommen?“

„Ich bin ja immer krank!“ sagte Jelisawéta, hielt aber sogleich inne, da ihr gerade einfiel, wie unangenehm alte Leute mit ihren Krankheiten anderen sein können. „Hauptsächlich ist es ein Gefühl der Langeweile. Ich habe niemand, mit dem ich ein Wort reden könnte. Ich mag schrecklich gern Menschen sehen und mich zeigen!“ sie lachte auf und begann von neuem zu husten.

Die Wirtin antwortete ihr mit einem scharfen Lächeln.

„Ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt,“ fuhr Jelisawéta fort, „nach Ihnen ganz besonders! Sie können sich nicht vorstellen, wie es mich hierher zog. Ich dachte mir: mag es sein, wie es will; ich gehe hin!“

„Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich unserer erinnern,“ sagte Márja Gawrilowna, ohne von ihrer Arbeit aufzusehn.

„Ach, wenn Sie wüßten — Ich bin in der letzten Zeit wie lebendig begraben!“ entfuhr es Jelisawéta, doch schnell beherrschte sie sich. „Wie befinden sich die Ihrigen?“ fuhr sie fort, „sind alle gesund?“

„Ja, Gott sei Dank! Ich bin darüber von Herzen froh, denn das ist ein so großes Glück.“

„Ist Páwel Michailowitsch zu Hause?“

„Er ist seit gestern mit Sserósha auf die Jagd gefahren und muß bald zurückkommen.“

„Und Ihr kleines Töchterchen?“

„O, das ist jetzt groß geworden, ist schon vier Jahr alt. Sie wird mit Mademoiselle Büchot auf dem Spielplatz sein.“

„Mademoiselle Büchot ist jetzt die Ihrige, und ich bin Ihnen fremd geworden!“ entfuhr es einem kalten Luftstrom gleich Jelisawétas Lippen. „Nun, wie ist es denn, Lélitschka, sind Sie mit Ihrer neuen Gouvernante zufrieden? Haben Sie sie lieb gewonnen?“ fragte sie in immer wechselndem Tone und selbst erstaunt, daß sie ihre einstige Schülerin mit „Sie“ anredete.

„Ja,“ antwortete Lélitschka und blickte errötend zur Seite, „ja, es ist lustig mit Mademoiselle Büchot!“

„Die Alten sind immer strenger als die Jungen, nicht wahr, Lélitschka?“ fragte scherzend Jelisawéta Alexéjewna.

Lélitschka antwortete nicht, sondern lachte nur unbestimmt. Gleichmäßig schaukelte sie ihren blühenden, schnell entwickelten Körper und hielt dabei ihre hübschen Füße, die in reizenden Pantoffeln steckten, weit von sich. Ihre ganze Erscheinung atmete Gesundheit, das ruhige Bewußtsein der Schönheit und jenes besondere Gleichgewicht, das Leute haben, die sich nichts sehr zu Herzen nehmen.

Alle schwiegen, und nur das Knarren des Schaukelstuhles unterbrach die Stille. Als Jelisawéta Lélitschka anblickte, zog sie infolge eines sonderbaren Gefühles ihre Füße an sich und das Kleid herunter. Jelisawéta Alexéjewna wandte mechanisch ihren Blick ab und sagte dann leise auf französisch — auch infolge eines sonderbaren Gefühls — zur Wirtin:

„Finden Sie nicht, liebe Márja Gawrilowna, daß Lélitschkas Kleid zu kurz ist?“

„Was fällt Ihnen ein, Jelisawéta Alexéjewna?“ fragte Frau Bojárinow trocken zurück. „Ich kann es nicht ausstehen, die Kinder älter zu machen, als sie sind!“

Jelisawéta begriff, daß ihre Worte hier nicht angebracht waren, fühlte sich überhaupt verwirrt und wußte nicht, wovon sie sprechen sollte. Wäre ihr in diesem Augenblick jemand mit einem freundlichen Wort entgegen gekommen, so hätte sie alles frei herausgesagt, was sich in ihrer Seele angesammelt hatte, so aber war ihr, als ob ihr etwas die Kehle zuschnüre und sie am Sprechen verhindere.

„Ich bin selbst daran schuld,“ dachte sie, „wenn es den Leuten schwer wird mit mir umzugehen. In Gesellschaft muß man lebhaft und munter sein! Welches Recht habe ich, die Leute traurig zu stimmen? Wer kann denn an einer abgelebten Greisin Freude finden, in deren Nähe einem Todesgedanken kommen? Sie alle sind jung und gesund, sie zieht es zu den Lebendigen, Heiteren, und ich verderbe ihnen die Stimmung!“

So beschuldigte sie sich selbst und nur sich allein. Nichtsdestoweniger regte es sich bitter in ihrem Herzen und krampfte sich in beleidigtem Gefühle zusammen.

Sónja Nikolájewna, die heimlich jede Bewegung des kranken Gastes verfolgte, begriff sehr wohl, was in Jelisawéta Alexéjewnas Seele vorging. Doch ihre Empfindungen für sie waren geteilte. Einerseits fühlte sie, wie Jelisawétas Gegenwart ihre Nerven aufregte, und andererseits that ihr die „arme Alte“ leid, und sie sagte sich, daß man etwas freundlicher mit ihr umgehen müsse. Aber Wärme, Liebe konnte sie in sich nicht finden. Und deshalb beschränkte sie sich aufs Fragen, da sie meinte, daß man so am besten seine Teilnahme ausdrücken könne.

„Nun, wie leben Sie jetzt, Jelisawéta Alexéjewna?“ Sónja bemühte sich den trockenen Ton der Frage durch ein liebenswürdiges Lächeln zu mildern.

Jelisawéta begann zu erzählen von dem, was sie gequält, als sie allein in ihrem dunklen Zimmer gesessen hatte. Dort hatte sie den unwiderstehlichen Drang gefühlt, ihren Kummer jemand mitzuteilen, jetzt aber erschienen ihr

Digitized by Google

alle ihre Qualen so geringfügig und unbegreiflich, und es war ihr, als müßten sie allen nichtig und erbärmlich vorkommen. Geradezu schwer fiel es ihr, ihren Zuhörern von den zerrissenen Tapeten, von der Grobheit Arischa's und von den übrigen Kleinlichkeiten zu sprechen, unter denen sie noch unlängst so gelitten hatte. Und sie schreckte vor dem Gedanken zurück, hier ihre Seele zu enthüllen, ihre Wunden zu öffnen, die ihr noch vor zwei Stunden so weh gethan.

Sie senkte plötzlich den Kopf. Sie begriff mit einem Male, was sie zu begreifen sich gefürchtet hatte: daß sie hier eine Fremde und daß sie zu ungelegener Zeit erschienen sei. Ihre Lage hatte jetzt eine bestimmte Gestalt angenommen. Die andern dachten, daß sie sich bei ihnen einschmeicheln wollte, um für einige Zeit ihr Gast zu sein, und deshalb erfolglos Versuche machte, lebhaft zu erscheinen. Sie ihrerseits wollte auch nicht länger vor ihnen die Rolle der interessanten Gesellschafterin spielen. Jetzt konzentrierten sich alle ihre Gedanken auf den Magneten, der sie so gewaltsam hierher gezogen hatte. Schon als sie eben auf die Terrasse trat, hatte ihr die Frage auf den Lippen geschwebt, die sie jetzt — sie wußte selbst nicht, warum — sich nicht entschließen konnte, aussprechen. Nach allen hatte sie gefragt, nur nach einem, nach Kólja, wagte sie es nicht. Jedesmal, wenn sie von ihm sprechen wollte, erbebte ihr das Herz, und sie sprach von etwas anderem. Alle wußten, daß Kólja ihr Liebling war, und niemand erwähnte ihn mit einem Worte. Darin lag für sie etwas Schmerzendes und Sonderbares. War es mütterliche Eifersucht? War es ein dumpfes, unwillkürliches Mißtrauen der Gouvernante gegenüber? „Ja, was macht denn Kólja?" fragte sie endlich mit klangloser Stimme.

Alle hatten die Frage erwartet, gerieten in Bewegung und sahen einander an.

„Kólja lernt mit Andréi Iwánowitsch seine Lektion!" antwortete Márja Gawrílowna, indem sie sich eifrig an ihrem Arbeitskorb zu schaffen machte.

Jelisawéta hatte schon am Ton erraten, welcher Gedanke jene immerwährend beunruhigte.

„Kólja ist zu nervös!" fügte Márja Gawrílowna hinzu, und alle begriffen, warum sie das sagte.

Jelisawéta war es klar, daß schon vorhin, als die Wirtin sie mit der Frage empfing, wie sie hierher gekommen sei, der Gedanke an Kólja ihr mütterliches Herz gegen sie eingenommen hatte.

„Kann ich ihn sehen?" fragte sie.

„Ich werde sogleich sehen, was er macht!" Und Márja Gawrílowna stand auf und gab der Kousine ein Zeichen.

„Ach, mein Gott, wie das alles zu ungelegener Zeit kommt," sagte sie im Gehen leise zu Sónja. „Ich persönlich habe ja nichts dagegen, aber ich fürchte mich Kólja's wegen. Du weißt, wie empfindsam er ist. Er zeigt eine so krankhafte Zuneigung zu Jelisawéta Alexéjewna. Wenn er sie jetzt wiedersieht, in diesem elenden Zustande, ich bin überzeugt, daß er die ganze Nacht nicht schläft!"

„Ja . . . vielleicht . . ." sagte nachdenklich die Kousine. „Übrigens," fügte sie hinzu, „ist Jelisawéta Alexéjewna so unglücklich geworden, ohne daß man sie dafür verantwortlich machen kann."

„Es macht sie ja auch niemand dafür verantwortlich! Möchte sie doch aber dem Kinde nicht die Nerven aufregen!" sagte ärgerlich Márja Gawrílowna. „Wie kann man denn in solch einem Zustande zu Gaste bleiben, noch dazu, wo Kinder sind! Glaubst du, daß sie bleiben wird?"

„Ich glaube, sie ist zu diesem Zweck gekommen."

Sónja sagte das in einem Tone, dem man unmöglich anhören konnte, ob sie Jelisawéta rechtfertigen, oder ihr einen Vorwurf machen wollte.

„Ich werde das nicht zulassen!" bemerkte Márja Gawrílowna energisch. „Wenn sie hier bleibt, so wird sich Kólja während der ganzen Zeit aufregen. Entsinnst du dich noch, wie es war, als Jelisawéta Alexéjewna uns damals verließ? Und außerdem, bedenke, sie wird sich hier ins Bett legen und — Gott verhüte es — bei uns sterben. Von den Plackereien und Unannehmlichkeiten will ich noch garnicht reden, aber stelle dir nur vor, welchen Eindruck das alles auf Kólja machen wird!"

Sónja aber dachte daran, wie das alles auf sie selbst wirken würde. Jetzt, nachdem sie mit Jelisawéta Alexéjewna erst gegen eine halbe Stunde zugebracht hatte, fühlte sie schon, wie ihre Nerven darunter litten. Und wenn sie nun bleiben würde? Brauchte doch sie, Sónja, nur erst nervös zu werden, und alle jene häßlichen, trüben Gedanken würden ihr von neuem kommen, widerwärtige, aufdringliche Gedanken über verwelkende Jugend, verfehltes Leben, unerwiderte Gefühle! Sie würden auf sie einstürmen, sobald sie nur ein wenig aus dem regelmäßigen Geleise ihres streng abgemessenen, egoistisch abgeschlossenen Lebens träte.

„Was beginnen?" sagte sie nachdenklich, mehr sich selbst als Márja Gawrílowna antwortend.

„Ich werde Kólja nicht zu ihr gehen lassen, das steht fest!" antwortete die Wirtin erregt. „Ich glaube, ein Sohn muß der Mutter teurer sein, als alles andere."

Digitized by Google

Plötzlich kam Lélitschka ins Zimmer gelaufen.

„Mama, Mama!“ begann sie in lautem Flüsterton, „Jelisawéta Alexéjewna weint! Ich weiß nicht, was ihr ist! Gehe doch zu ihr!“

Márja Gawrílowna wandte sich nach der Terrasse. Aber in demselben Augenblick rief eine helle Kinderstimme von oben: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn!“ Hastige Schritte kamen die Treppe herab, und Kólja stürmte ins Gastzimmer. Márja Gawrílowna war ganz bestürzt und wollte ihn an der Hand festhalten. Kólja aber, der lange hinter seiner Lektion gesessen, glaubte, die Mutter spiele mit ihm, kreischte lustig auf und lief im Zimmer umher. Seine lebensvollen, freundlichen, blauen Augen leuchteten und funkelten, und sein Köpfchen auf dem feinen Halse, um den ein großer Kragen ziemlich weit zurückgeschlagen war, drehte sich so schnell von einer Seite zur andern, wie bei einem jungen Kätzchen, vor dem man eine Feder oder ein Fädchen hin und her schwingt.

„Kólja, komm hierher!“ befahl streng die Mutter. Aber Kólja, der auf den Ton der Mutter nicht acht gab, schlüpfte aufjauchzend an ihr vorüber und rannte, aus vollem Halse lachend, auf die Terrasse. Wie angewurzelt blieb er stehen beim Anblick der Fremden. Doch das währte nur einen Moment. Seine Augäpfel vergrößerten sich; er öffnete den Mund und zog krampfhaft die Luft ein, wie wenn er aufschluchzte, und plötzlich stürzte er sich Jelisawéta an den Hals, sodaß er sie beinahe vom Stuhl geworfen hätte.

„Jelisawéta Alexéjewna, Herzchen!“ brachte er zwischen seinen Küssen hervor.

„Koljúscha, Koljúscha!“ stammelte sie, den Knaben an ihre Brust pressend.

„Genug, Kólja, genug!“ rief Márja Gawrílowna in strengem Tone.

Doch er hörte nicht, fuhr fort, Jelisawéta zu liebkosen und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Genug, Kólja; genug, mein Lieber!“ sagte unter Thränen Jelisawéta, als sie den Unwillen seiner Mutter bemerkte.

„Sie sehen, wie nervös er ist!“ bemerkte vorwurfsvoll Márja Gawrílowna und führte den Sohn an der Hand von ihr fort.

Lélitschka, die von der Thür aus der Scene zugesehen hatte, verschwand im Zimmer. Sónja Nikolájewna trat auf die Terrasse, und als sie sich erinnerte, daß die Stunde ihrer Abendmotion gekommen sei, ging sie eilig in den Garten.

„Nun, Koljúscha, erzähle, wie du ohne mich lebst!“ sagte Jelisawéta in jenem herzlich weichen Ton, der ihr immer sogleich die Herzen der Kinder gewann.

„Ich habe den Rundlauf gelernt!“ begann Kólja lebhaft, indem er sich von der Hand seiner Mutter zu befreien suchte.

„Sprich jetzt französisch, Kólja!“ unterbrach ihn Márja Gawrílowna, die ihn fest an der Hand hielt.

Sie schätzte die ausgezeichnete Aussprache Jelisawéta's sehr hoch und wollte daraus für ihren Sohn den einzigen Nutzen ziehn, den man jetzt noch von Jelisawéta Alexéjewna erwarten konnte. Und noch eine andere Berechnung hatte sie dabei: Wenn Kólja französisch spricht, dachte sie, wird er nicht so schnell gefühlvoll und regt sich weniger auf.

„Wissen Sie, Jelisawéta Alexéjewna, das ist so lustig, an dem Rundlauf zu laufen!“ fuhr Kólja fort, ohne die Worte der Mutter zu beachten. „Ich werde es Sie unbedingt lehren, es ist garnicht schwer!“

„Kólja, so sprich doch französisch!“ befahl streng die Mutter.

Kólja erzählte auf Französisch weiter, verfiel aber alle Augenblicke ins Russische. Jelisawéta Alexéjewna hörte zu, ohne ihre Augen, in denen noch die Thränen nicht getrocknet waren, von dem Kinde abzuwenden. Alles, was ihr Kólja erzählte, alle Kleinigkeiten aus seinem Kinderleben waren ihr so nahe, so verständlich. Kólja fühlte, daß alle seine kleinen Freuden und Erlebnisse bei ihr volle Teilnahme fanden, und hätte ohne Aufhören mit ihr sprechen mögen. Und plötzlich, im Sprechen, riß er sich von der Mutter los, eilte zu Jelisawéta hin, schmiegte sich an sie und unterbrach seine Erzählung mit dem Ausruf: „Ach, meine liebe Jelisawéta Alexéjewna!“

Márja Gawrílowna stieg mit unzufriedenem Gesicht die Stufen zum Garten hinab, suchte die Kousine auf und begann, in besorgtem Tone zu ihr zu sprechen.

Als die Mutter gegangen war, schmiegte sich Kólja noch fester an Jelisawéta Alexéjewna an und sagte, mit einem Ausdruck, als ob das eigentliche Gespräch zwischen ihnen erst jetzt beginnen solle:

„Jelisawéta Alexéjewna, weshalb sind Sie so lange nicht gekommen? Ich habe mich ohne Sie so gelangweilt! Sind Sie böse auf mich?“

Er blickte in ihre sanften, von zarter Liebe durchleuchteten Augen, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Jelisawéta Alexéjewna, meine Liebe, lassen Sie uns, wenn ich herangewachsen bin, auch so sitzen!“

„Wirst du denn, wenn du herangewachsen bist, nichts thun? Wirst du auf einem Flecke sitzen?“ fragte Jelisawéta mit freundlichem Lächeln.

Er war für einen Augenblick verdutzt.

„Nein, ich werde eine Gouvernante werden!“ entschied er nach einigem Schweigen.

Digitized by Google

Jelisawéta lachte auf.

„Gouvernante werden nur Frauen. Aber Erzieher kannst du werden."

„So werde ich Erzieher!" wiederholte Kólja. „Oder ich bekleide ein Amt wie Papa, und wenn ich nach Hause komme, sitze ich bei Ihnen!"

Jelisawéta strich über sein weiches Haar und blickte mit trauriger Zärtlichkeit in seine reinen, tiefen Augen.

„Wenn du erwachsen bist," entrang es sich ihr unwillkürlich, „so werde ich nicht mehr am Leben sein, Koljúscha!"

„Wie das?" fragte Kólja mit weit geöffneten Augen.

„Ich bin schon alt und werde bald sterben. Wirst du dann meiner gedenken?"

Kólja drückte krampfhaft ihre Hand.

„Das dürfen Sie nicht! Das dürfen Sie nicht!" begann er in einem gedrückten Tone, der jeden Augenblick in Schreien übergehen konnte.

„Nun gut, Koljúscha, gut!" verbesserte sich Jelisawéta Alexéjewna. „Ich werde leben, lange, lange, bis du erwachsen und ein guter, mitleidiger Mensch geworden bist. Nicht wahr, Koljúscha?"

Der Knabe antwortete nicht. Er sah, wie in ihren Augen Thränen zitterten.

„Jelisawéta Alexéjewna, Sie sind jetzt arm? Sie leben dürftig? Beleidigt Sie jemand?"

„Nein, mein Lieber, es ist nichts! Es giebt Leute, Kólja, die viel ärmer sind, als ich."

„Kennen Sie den Soldaten mit einem Arm? Ist er ärmer als Sie?"

„Ja, Kólja, er ist ärmer als ich."

„Wohnen Sie jetzt weit von uns fort?"

„Nein, nicht sehr weit."

„Ich werde Sie besuchen, Jelisawéta Alexéjewna."

„Ja, komm' zu mir, Kólja, meine Freude!" Sie küßte zärtlich seine Augen und fühlte sich fast glücklich.

„Wohnen Sie allein?" fragte Kólja.

„Allein, du meine Freude."

„Ganz allein?"

„Ja, Koljúscha!"

„Langweilen Sie sich nicht, Jelisawéta Alexéjewna? Wohnen Sie doch lieber bei uns! Bleiben Sie bei uns! Ja? Ach ja! — Mamachen, Jelisawéta Alexéjewna wird bei uns bleiben!" rief er frohlockend in den Garten hinunter.

Jelisawéta sah hinab und erblickte auf einem entfernten Kieswege die üppige Figur Márja Gawrílowna's und neben ihr Sónja, die sich mit ihrem Schirm vor den schrägen Strahlen der Sonne schützte. Sie schrak zusammen und sah traurig auf Kólja.

„In meinem Zimmer werden Sie schlafen, Jelisawéta Alexéjewna," fuhr der Knabe fort. „Ich werde Kátja bitten, daß sie Ihnen das Bett weich, recht weich macht! Dann können wir uns unterhalten! O, das wird lustig sein! — Mama!" rief er noch einmal in den Garten hinab. „Wissen Sie," fuhr er dann fort, „Sie werden sich in mein Bett legen! Ja, so ist es schön! Und ich liege auf dem Divan. Sind Sie einverstanden? Sagen Sie mir, Gute, Liebe, daß Sie einverstanden sind!"

Ungeduldig zupfte er an ihrem Kleide und küßte ihre faltigen Wangen.

„Nun gut, Kólja," antwortete sie mit einem unterdrückten Seufzer, „wir werden sehen, nachher, nachher!"

„Auf was für einem Bette schlafen Sie denn zu Hause?"

Und Kólja fragte sie eifrig über alles aus. Und Jelisawéta Alexéjewna vertraute ihm wie einem Freunde alle Einzelheiten ihres traurigen Lebens an. Alles, was sie betrübte, auch von den Schwaben, erzählte sie ihm. Eng schmiegte er sich an sie an, und jedes ihrer Worte drang sichtlich tief in seine Seele ein. Trotzdem sie im Alter um ein halbes Jahrhundert verschieden waren, verstanden sie einander so gut. Wie dieser zarte, wißbegierige Knabe alle Unbill ihres Lebens begriff! Je länger diese reinen, kindlichen Augen, in denen eine so bewußte, dem Alter nicht entsprechende Liebe leuchtete, auf ihr ruhten, je fester dieses warme, lebensvolle Körperchen sich an sie schmiegte, desto mehr erwärmte sich ihr erkaltetes Herz, und in ihre Seele kehrten neue Kräfte zurück.

IV.

„Weißt du mir nicht zu helfen?" sagte Márja Gawrílowna zu ihrer Kousine. „Ich frage dich um Rat, und du bemühst dich, zu schweigen; als ob du hier fremd wärest und dich nicht in meine Lage versetzen könntest!"

„Aber man muß sich doch auch in die Lage Jelisawéta Alexéjewnas versetzen!" bemerkte apathisch Sónja.

„Schämst du dich nicht?" brauste Márja Gawrílowna auf. „Du würdest also mir und meiner Familie eine ganz fremde Dame vorziehen?"

„Garnicht! aber man muß doch den Anstand wahren!" sagte ebenso apathisch die Kousine.

„Höre auf, dich zu zieren!" erregte sich Márja Gawrílowna, „ich weiß sehr gut, daß dir dieser Gast unbequem ist und du froh wärest, ihn los zu sein! Du willst nur, daß es ohne dein Zuthun geschehe!"

„Pfui!" Sónja runzelte verächtlich die Stirn. „Ich glaube, darüber braucht man nicht weiter zu sprechen!"

„Worte richten hier nichts aus! Es kommt nur darauf an, wie wir sie auf die eine oder andere Art hinaustransportieren! Ich wünsche

Digitized by Google

durchaus nicht, daß sie bei uns zu Gaste bleibt."

Das Wort „hinaustransportieren" veranlaßte Sonja wieder zu einem Stirnrunzeln. Sie wandte sich ab und schwieg. Beide waren mit einander unzufrieden und gingen wortlos weiter.

„Wie ärgerlich, daß mein Mann fortgefahren ist! Männer verstehen es, sich nicht zu genieren, nicht so delikat zu sein, wie unsereins."

„Er kommt gewiß bald!" unterbrach Sónja lebhaft. Sie fühlte durch das unangenehme Gespräch mit Márja Gawrílowna und durch den Stickhusten, der zuweilen von der Terrasse herübertönte, ihre Nerven beeinflußt. Deshalb klammerte sie sich freudig an den Gedanken, daß Páwel Michailowitsch den gordischen Knoten zerhauen werde. Sie selbst wollte nur thun, was ihr Gewissen zuließ. Aber wenn sie auch den Gast verteidigte, er würde ja Jelisawéta Alexéjewna dennoch hinaustransportieren. Auf diese Weise blieb ihr Gewissen rein, und ihre Nerven würden trotzdem Erleichterung finden.

„Sieh doch! Ob sie das nicht sind?" rief sie, mit dem Schirm auf eine herannahende Staubwolke deutend.

Eine Minute später fuhr ein leichter, offener Wagen am Gitterthor vor. Der Lichatsch brachte das Pferd gewandt zum Stehen, und Sserósha sprang sogleich heraus. Er war ein breitschultriger Knabe von sechzehn Jahren, trug einen Matrosenanzug, hohe Jagdstiefel, Gewehr und Jagdtasche. Aus der letzteren sah Wild heraus. Nach ihm kam Jeck, ein hübscher Rassehund, der sich sichtlich von der Jagd schon ausgeruht hatte, und dann Páwel Michailowitsch, ein Mann in den mittleren Jahren mit einem ganz roten, verbrannten Hals. Auch er war im Jagdanzug und hatte einen breitkrempigen Hut auf, den er mit jugendlichem Chic zurückgesetzt trug, was seinem noch sehr frischen Gesicht sehr gut stand.

Márja Gawrílowna begrüßte ihren Mann am Wagen und flüsterte ihm sogleich ins Ohr:

„Jelisawéta Alexéjewna ist gekommen! Sie lebt kaum noch. Eh man sichs versieht, bricht sie zusammen! Kólja ist schrecklich aufgeregt. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll! So geht es nicht. Bringe du das irgendwie in Ordnung!"

Páwel Michailowitsch, bei dem die Eindrücke der Jagd noch nicht ganz verwischt waren, hörte seiner Frau nur halb zu. Ihm erschien das, was sie vorbrachte, als eine Kleinigkeit, die man würde beseitigen können, ohne erst soviel Worte zu verlieren.

„Jean," rief er dem Kutscher zu, „warten Sie ein wenig!"

„Zu Befehl!"

„Nun, und jetzt gieb uns zu essen und zu trinken! Wir sind hungrig wie die Wölfe!" wandte er sich an seine Frau, trat dabei in den Garten ein und begrüßte sich auf dem Wege mit Sónja.

Auf der Terrasse war der Theetisch gedeckt. Der Sámowar summte, und ein Imbiß stand bereit. Mademoiselle Büchot war vom Spielplatz zurückgekehrt, setzte sich an den Tisch und machte der Jenny, die sich im Lehnstuhl nicht zurecht zu setzen verstand, auf Französisch Bemerkungen. Die junge Gouvernante in ihrem modischen Kleide, mit ihren bestimmten Bewegungen, ihrer lauten, selbstbewußten Stimme bildete einen scharfen Kontrast zu Jelisawéta Alexéjewna. Die hübschen, blitzenden Augen der Französin streiften schnell Jelisawétas rot gewordenes, erregtes Gesicht mit dem kindlich gerührten Lächeln und gingen ebenso schnell auf einen anderen Gegenstand über. Beim Erscheinen des Vaters wurde Kólja plötzlich still und trat ein wenig von Jelisawéta zurück, die sich wie schuldig fühlte, ohne recht zu wissen, warum.

„Ach, unsere liebe Jelisawéta Alexéjewna!" rief Páwel Michailowitsch, in einem Tone, in dem man mit Kindern und mit schwachsinnigen Alten umzugehen pflegt.

Jelisawéta streckte ihm mit einem schuldbewußten Lächeln ihre Hand entgegen.

„Nun, und du? du Thränensack?" fragte er Kólja und kniff ihn dabei fest in die Wangen. Kólja blinzelte mit den Augen und wurde ganz rot.

„Ach, du Sauertopf!" sagte der Vater und ging dann fort, um sich zu waschen.

Márja Gawrílowna, Sónja und Lélitschka standen um Sserósha herum, der auf den Stufen der Terrasse saß und das Wild aus der Tasche holte. In einem gemacht gleichgiltigen Tone erzählte er davon, wie er geschossen und wie Jeck sich ausgezeichnet hatte.

„Diese Schnepfe hier hat mir viel zu schaffen gemacht!" sagte er. „Hinweg, Jeck!" schrie er drohend den Hund an, der den Vogel fassen wollte. „Marsch! Sonst werde ich die Peitsche holen müssen! Sechzehn Stück!" schloß er und legte das Wild in die Jagdtasche zurück. „Wenn der Vater nicht verschlafen hätte, würden wir verteufelt viel geschossen haben."

„Ich möchte nicht so vom Morgen bis zum Abend in den Sümpfen herumwaten!" meinte Lélitschka.

„Ihr Mädchen versteht davon nichts!" gab Sserósha verächtlich zurück.

Kólja trat mit verwirrtem Gesicht und den Spuren der väterlichen Finger auf den Wangen an den Bruder heran und betrachtete schüchtern das Wild, das jener in die Tasche schob. Es fiel ihm auf, daß die Vögelköpfchen so hilflos baumelten.

Digitized by Google

„Thut es ihnen nicht weh, Sserósha?“ fragte er schüchtern.

„Pflanzt sich der Sauertopf auch noch hier auf!“ rief ärgerlich Sserósha, stand auf und ging nun ebenfalls Toilette zu machen.

Die Damen nahmen ihre Plätze am Theetisch ein.

Páwel Michailowitsch hatte sich umgekleidet und trat jetzt am Arm eines hohen Blonden in einer Bluse auf die Terrasse hinaus. Das war Andréi Iwánowitsch, ein weitläufiger Verwandter, der in einer Villa ganz in der Nähe wohnte. Er verbrachte hier den größten Teil seiner Zeit, ging mit Kólja spazieren und beschäftigte sich mit ihm, denn er hatte den ungewöhnlichen Knaben lieb gewonnen.

„Haben Sie gesehen, was für ein Blutvergießen wir angerichtet haben?“ lachte Páwel Michailowitsch.

„Ja. Und das ist schlimm!“ sagte Andréi Iwánowitsch, jedes Wort betonend. „Kinder haben wenigstens unschuldiges Spielzeug, das Ihre aber ist grausam!“

„Nun ja, ich wußte es! Aber morgen, wenn wir dieses Spielzeug braten, dann werden wir sehen, was Sie beim Mittagessen sagen!“

„Sie wissen, ich esse dergleichen nicht.“

„Ach so, ich vergesse, daß Sie Vegetarianer sind! Nun, das ist ja eine ernste Sache!“ spöttelte Páwel Michailowitsch, setzte sich und zog ein Roastbeef heran.

„Nach meiner Meinung ist es einfach überspannte Verrücktheit, sich des Fleisches zu enthalten!“ bemerkte Sónja mit einem bösen Klang in der Stimme.

Dieser erregte Ton veranlaßte alle, sich nach ihr umzusehn. Márja Gawrílowna konnte sich eines feinen Lächelns nicht enthalten, denn sie wußte, daß ihre Kousine sich an die Reste der Jugend anklammerte und große Hoffnungen auf das Roastbeef setzte.

„Ich esse Fleisch, weil ich gesund sein will!“ fügte Sónja in heftigem Tone hinzu.

„Sie kennen ja die Vorschriften garnicht!“ sagte Andréi Iwánowitsch mit einem nachsichtigen Lächeln.

„Jelisawéta Alexéjewna!“ rief er dann freudig aus, als er sie hinter der Theemaschine erblickte. „Ich hatte Sie garnicht bemerkt. Beschäftigen Sie sich noch immer mit der Aufklärung?“

Jelisawéta öffnete den Mund, um zu antworten, doch er fuhr ohne zu warten, fort:

„Die Erziehung ist eine große Sache! Ich überzeuge mich immer mehr und mehr davon. Wie herzlich freue ich mich, Sie zu sehen, da ich ja in Ihnen eine Verbündete begrüße.“

„Apropos, Jelisawéta Alexéjewna,“ unterbrach ihn Páwel Michailowitsch, „ich habe den Kutscher warten lassen, da Sie hier kaum einen einzigen finden werden. Sie dürfen sich ihm ruhig anvertrauen; ich kenne den Kutscher sehr gut. Auch der Wagen ist bequem und schüttelt nicht.“

Das war so unerwartet und zu so ungelegener Zeit gesagt, daß alle schweigend zu Boden blickten. Jelisawéta ging es wie ein Stich durchs Herz, und es wurde ihr dunkel vor den Augen.

„Ich danke Ihnen, Páwel Michailowitsch,“ brachte sie mühsam hervor, „das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.“

Páwel Michailowitsch aß, als wäre nichts vorgefallen; seine ganze Aufmerksamkeit schien durch seinen Teller in Anspruch genommen zu sein. Andréi Iwánowitsch strich sich den Bart und sah ihn fragend an. Márja Gawrílowna wandte ihre Augen nicht vom Theebrett ab, Lélitschka hatte sich ins Anschauen ihrer Pantoffeln versenkt, und Sónja rieb mit fieberhafter Eile ihre Lorgnette ab.

„Bezahlen Sie den Kutscher nicht, Jelisawéta Alexéjewna,“ setzte Páwel Michailowitsch hinzu, „ich engagiere ihn immer für einen Monat.“

„Merci!“ stammelte Jelisawéta und blickte Kólja an. Der Knabe saß mit einem Stückchen Brot im Munde vor seiner unberührten Theetasse. Mit weit geöffneten Augen starrte er Jelisawéta an. Márja Gawrílowna bemerkte das.

„Jelisawéta Alexéjewna, ist Thee gefällig?“ fragte sie in liebenswürdigem Tone. „Und warum essen Sie nicht? Nehmen Sie doch ein Butterbrot.“

Jelisawéta griff mit unsicherer Hand nach der Tasse. Dabei kam aus ihrem Ärmel die unsaubere Manschette zum Vorschein. Das brachte sie vollständig in Verwirrung. Sie setzte eilig die Tasse hin und versteckte ihre Hand. Es kam ihr plötzlich so kalt vor. Ein unangenehmes Zittern überlief ihren Rücken. Der Gedanke, daß sie unglücklich, elend und unordentlich sei, daß sie den Leuten zur Last falle und sich deshalb alle von ihr abwendeten, hemmte alle ihre Bewegungen. Sie fürchtete, die Augen zu erheben, saß unbeweglich und wünschte nur, daß sie niemand ansehen möge.

„Fahren Sie denn fort, Jelisawéta Alexéjewna?“ fragte Kólja in ganz verändertem Tone.

„Ja, mein Freund!“ antwortete sie leise, ohne aufzublicken. Kólja stieg alles Blut ins Gesicht. Seine Mundwinkel zitterten, und das Stückchen Brot, das hinter der feuerroten Wange stecken blieb, gab ihm ein noch elenderes und verwirrteres Aussehen.

„Fahren Sie nicht fort!“ brachte er nach einer Pause kaum hörbar hervor.

„Es geht nicht anders, mein Freund! Ich muß fahren!“ antwortete Jelisawéta leise, indem

Digitized by Google

sie ihre Hände unter dem Tisch zusammenpreßte.

Kólja fing ihren unglücklichen, traurigen Blick auf und begann plötzlich bitter, bitter zu weinen. Das waren nicht gewöhnliche, kindliche Thränen; bewußter Kummer und Beleidigung machten sich in seinem Weinen bemerkbar, dessen Bedeutung nur Jelisawéta Alexéjewna verstand.

„Wirst du aufhören zu weinen!" sagte in strengem Tone Páwel Michailowitsch. „Du weißt, daß ich Thränen nicht leiden kann, du elender Greiner! Hörst du? Sogleich bist du still! Sonst mußt du dich vom Tische entfernen!"

„Höre auf, Koljúscha! Weine nicht, mein Lieber. Sei ruhig!" sagte Jelisawéta, die erschrocken und in tiefster Seele erregt war.

„Nun, Kindchen, rege dich doch nicht auf! Sei nicht traurig."

Aber Kólja fuhr fort, konvulsivisch zu weinen.

„Hinaus!" schrie Páwel Michailowitsch.

Márja Gawrílowna nahm Kólja an der Hand und führte ihn ins Zimmer. Mademoiselle Büchot und Jenny folgten ihr.

„Das sind die Früchte Ihrer sentimentalen Erziehung," sagte Páwel Michailowitsch mit scharfer Betonung zu Jelisawéta. „Sie entwickeln in den Kindern eine weinerliche Empfindsamkeit, und daraus werden Leute, die zum Leben untauglich sind. Sie haben mir mein Kind verdorben!"

Jelisawéta erblaßte, wollte etwas sagen, ließ aber statt dessen traurig den Kopf sinken.

„Erlauben Sie," trat Andréi Iwánowitsch für sie ein, „Sie bringen da Jelisawéta Alexéjewna einen Schlag bei, den sie garnicht verdient hat. Ich kenne sie schon lange. Sie hat die Kinder immer gelehrt, heiter zu sein, und hat ihnen darin ein Beispiel gegeben. Schon durch ihre Persönlichkeit allein hat sie immer auf die Kinder einen ermunternden Eindruck gemacht."

„Ich spreche nicht von Jelisawéta Alexéjewna, sondern von meinem Sohne, aus dem sie einen Weichling gemacht hat."

„Nein, sie hat ihn gelehrt, zu lieben und Mitleid zu empfinden, und das ist das Wichtigste!" erwiderte Andréi Iwánowitsch.

Jelisawéta sah dankbar zu ihm auf. „Ja, das ist das Wichtigste im Leben!" bekräftigte sie innerlich und fühlte, daß sie nicht so ganz einsam sei.

„Lieben! Mitleid haben!" spöttelte Páwel Michailowitsch, „nein, vor allem muß man ein gesunder Mensch sein mit gesunden Nerven und Muskeln. Ich bin überzeugt, daß Nikolai einer der unglücklichsten und unnützesten Menschen sein wird!"

„Du greifst Jelisawéta Alexéjewna zu sehr an, Páwel," sagte Márja Gawrílowna, die, zurückgekehrt, bemerkte, daß der Streit sich zuspitzte. „Vergiß nicht, daß sie ihm eine ausgezeichnete Aussprache beigebracht hat, und Kólja bei ihr so gern französisch sprach. Auch Grammatik lernte er sehr gut."

„Gewiß!" bestätigte Sónja, die etwas zur Verteidigung des Gastes sagen wollte, „Jelisawéta Alexéjewna hat Kólja viel Gutes erwiesen, und wir müssen ihr sehr dankbar sein. Kólja hat bei ihr ausgezeichnet gelernt."

„Das ist nicht die Hauptsache," bemerkte Andréi Iwánowitsch, „weder die Aussprache, noch die Grammatik. Wichtig ist nur, daß Jelisawéta Alexéjewna in die Seele des Kindes den Samen eines vernünftigen Lebens, einer vernünftigen Erkenntnis gelegt hat. Wenn sie nur das für Kólja gethan hätte, so würde er dennoch ihr ewiger Schuldner bleiben. Es giebt kein Geld, womit man dergleichen bezahlen könnte!"

„Nun, entschuldigen Sie," wandte Páwel Michailowitsch ein, „jeder hat seine Ansichten! Ich z. B. halte Ihre erbärmliche, sogenannte „blutlose Philosophie" und Ihre „Vernünftigkeit," die, dem Leben entrückt, in der Luft schweben, für keinen Groschen wert! Das Leben, mein Verehrtester, ist kein Armenhaus, wo man über das Eitle der Welt nachdenkt und über seine Sünden seufzt! Das Leben ist ein Kampf der Geister, der Talente, der Leidenschaften, der Hände und Kapitalien! Da ist eine gewisse Portion Raubgier erforderlich, ein dreister Egoismus und eine feste Hand. Sie aber mit Ihrer totgeborenen Moral werden immer jedem gesunden Menschen zuwider sein! Ihre Moral ist ein lebloses, entartetes Produkt!"

„Erlauben Sie, was nennen Sie Moral?" ereiferte sich nun auch Andréi Iwánowitsch.

„Ich spreche nicht von Ihnen, selbstverständlich!" bemerkte Páwel Michailowitsch mit schlecht verhehlter Ironie. „Sie kokettieren nur auf Ihre Art damit und werden es bald als Gerümpel von sich werfen. Wenn ich siebzig Jahre alt und schwachsinnig bin, werde ich vielleicht danach greifen; jetzt aber fangen Sie mich nicht mit Ihren erbärmlichen Redensarten von einem glückseligen, friedlichen Leben! Ich will normale Menschen um mich sehen, d. h. gut organisierte Tiere, und nicht sentimentale Rebellen, solche Subjekte, die nicht von ‚dieser Welt' sind!"

„Aber erlauben Sie, Páwel Michailowitsch, Sie begreifen nicht . . ."

„Ich wünsche," fuhr jener fort, ohne zu hören, „daß der Mensch diesem saftigen Stück Roastbeef ähnlich sei . . . ."

„Pfui!" rief Sónja.

„Und Sie bemühen sich, aus ihm eine abgebrühte Rübe zu machen! Das ist ein Gericht für zahnlose Leute, wer aber Zähne

Digitized by Google

hat . . . Ach, gehen Sie doch mit Ihren Kartoffelideen!"

„In welch einem gastronomischen Jargon sprechen Sie denn?" fragte Sónja, die solche scharfen Ausdrücke nicht leiden konnte.

„Sie haben sich dermaßen an die alte Lüge gewöhnt, daß Sie für die Wahrheit nicht zugänglich sind," sagte Andréi Iwánowitsch, sich beherrschend.

„Sehen Sie, Jelisawéta Alexéjewna ist sechzig Jahre alt und Ihr Sohn Sserósha sechzehn. Und dennoch haben ihre Ansichten über das Leben etwas Jugendliches, etwas ewig Neues, das die Morgenröte eines neuen Lebens verkündet! Ihr Sohn dagegen macht den Eindruck des Alten, Abgelebten, trotz seines blühenden Gesichtes und seiner roten Wangen!"

„Nun hört auf zu streiten!" legte sich Márja Gawrílowna ins Mittel.

„Höre nicht auf diesen Prediger!" sagte Páwel Michailowitsch und schlug dabei Sserósha kräftig auf die Schulter, „er schwatzt nach seiner alten Gewohnheit dummes Zeug! Sehen Sie sich doch, teurer Andréi Iwánowitsch, einmal Sserósha an! Diese Farben des Gesichtes, diese Muskeln und Schultern; das ist keine abgebrühte Rübe, das ist . . . . ."

„Roastbeef!" fiel Andréi Iwánowitsch ein.

Sserósha fuhr auf und machte eine drohende Bewegung. Der Vater hielt ihn zurück.

„Ich bitte Sie ergebenst um eines," sagte er im Geschäftstone zu Andréi Iwánowitsch, „predigen Sie Ihre Ideen, wo Sie wollen, nur nicht in meiner Familie und in Gegenwart meiner Kinder! Lassen Sie Sserósha in Ruhe, und trichtern Sie vor allem diesen zeitgemäßen Unsinn nicht meinem Nikolai ein. Er ist ohnehin schon verdorben, dank unserer lieben Jelisawéta Alexéjewna. Es fehlt nur noch Iwán Jákowlewitsch Koréschin!"

„Leben Sie wohl!" sagte Jelisawéta mit zitternder Stimme. Sie hatte sich mit Mühe erhoben und stand auf die Lehne des Stuhles gestützt. Alle blickten jetzt auf ihr von physischem Schmerz entstelltes Gesicht.

„Wohin wollen Sie denn gehen, Jelisawéta Alexéjewna?" fragte Márja Gawrílowna freundlich und zugleich verlegen. „Es ist ja noch nicht spät! Fürchten Sie nichts, der Kutscher ist uns bekannt. Bleiben Sie noch! Sie haben doch keine Eile!"

„Nein, ich muß jetzt gehen!" sagte Jelisawéta, mit den Blicken ihre Mantille suchend.

„Wenn Sie doch etwas essen möchten!" bat die Hausfrau jetzt geschäftig. „Trinken Sie doch wenigstens ein Glas Milch! Das stärkt ja vorzüglich!"

„Ich kann nicht, Márja Gawrílowna, ich mag nicht!"

Jelisawéta kleidete sich eilig an. Páwel Michailowitsch that, als ob er sehr beschäftigt sei. Sserósha runzelte die Stirn und pfiff verächtlich vor sich hin. Márja Gawrílowna nötigte fortwährend den Gast zum Bleiben, und Andréi Iwánowitsch blickte unentschlossen von einem zum andern, da er nicht wußte, was er thun solle und müsse. Sónja spielte nervös mit der Lorgnette. Es that ihr leid, daß sie so wenig zur Verteidigung Jelisawetas gesagt hatte. „Möchte nur alles schnell vorüber sein!" dachte sie, nur um ihre Nerven besorgt.

Als Jelisawéta jetzt begann, sich zu verabschieden, wurden plötzlich alle liebenswürdig und zuvorkommend.

„Nehmen Sie dieses Tüchlein mit, Sie werden sonst frieren!" sagte die Wirtin geschäftig.

„Beunruhigen Sie sich nicht, es ist ja warm!"

„Es wird aber kühler, und vor allem ist es feucht! Nein, Sie müssen sich unbedingt einwickeln!"

„Um Gotteswillen, beunruhigen Sie sich nicht! Ich komme ausgezeichnet an!" sagte Jelisawéta, mit den Augen Kólja suchend.

„Nein, ich lasse Sie nicht so! Lélitschka, geh' und hole das graue Tuch!"

Lélitschka lief ins Zimmer.

„Es ist mir in der That unangenehm," wiederholte Jelisawéta, sich noch immer nach Kólja umsehend, „wie werde ich Ihnen das Tuch wieder zustellen?"

„Iwan wird es morgen holen! Sie suchen etwas?"

Lélitschka brachte das Tuch.

Andréi Iwánowitsch half Jelisawéta in den Wagen. Alle waren herausgekommen, den Gast zu begleiten, nur Sserósha nicht. Alle waren in peinlicher Stimmung.

„Sitzen Sie gut?" fragte Márja Gawrílowna.

„Sehr gut! Ich danke Ihnen."

„Lassen Sie, ich werde Ihnen die Füße einwickeln!" erbot sich die Hausfrau.

„Ja, die Hauptsache ist, daß die Füße nicht frieren!" fügte Sónja hinzu und half ihrer Kousine.

„Ach, bitte, beunruhigen Sie sich nicht! Es ist mir wirklich peinlich. Ich werde es selbst besorgen. Ich danke Ihnen!" wiederholte Jelisawéta.

Es lastete ihr schwer auf der Seele, sie schämte, erregte und quälte sich und wagte garnicht, die Umstehenden anzusehn.

„Lélitschka, leben Sie wohl!" sagte sie, sich im Wagen umwendend.

„Leben Sie wohl!" erwiderte Lélitschka; ihre Stimme zitterte. „Iwan fährt gut! Sie werden bald zu Hause sein."

Digitized by Google

„Sei recht vorsichtig, Iwan!“ ermahnte Pawel Michailowitsch.

„Schön! Sie können sich darauf verlassen.“

„Jelisawéta Alexéjewna, suchen Sie gesund zu werden,“ sagte Márja Gawrílowna freundlich. „Schonen Sie sich; die Abende sind jetzt feucht! Und schreiben Sie uns, wie Sie sich fühlen . . . .“

„Vor allen Dingen essen Sie vernünftig,“ sagte Pawel Michailowitsch besorgt hinzu. „Kenne ich euch doch, die ihr ‚nicht von dieser Welt‘ seid! Ihr denkt ewig an das Herz und vergeßt darüber den Magen.“

Jelisawéta lächelte gezwungen und begegnete dem Blick des Andréi Iwánowitsch, der in qualvoller Unentschlossenheit dastand und nicht wußte, was er sagen oder thun sollte.

„Auf Wiedersehn, Jelisawéta Alexéjewna!“ rief er plötzlich, erfreut darüber, daß er endlich Worte fand, um seinen Gefühlen Luft zu machen. Er drückte ihr kräftig die Hand. „Ich fühle, daß zwischen uns ein geistiges Band, eine Art Seelenverwandtschaft besteht, und ich weiß, daß wir beide an einer großen Sache, einer That der Liebe und des vernünftigen Lebens arbeiten. Erlauben Sie mir, Ihnen zum Abschied mein innigstes Mitgefühl und meine Hochachtung auszudrücken! Der Allmächtige wird es uns vergönnen, daß wir einander noch öfter begegnen, und wir werden dann vieles besprechen können. Ich schätze Ihre reinen Ansichten und Ihren hohen Begriff vom Leben so sehr. Lassen Sie mich noch einmal Ihnen freundschaftlich die Hand drücken!“

Jelisawéta reichte ihm ihre kleine, kalt gewordene Hand und sah in seine ernsten, blauen Augen, und es war ihr, als ob er garnicht sie ansehe, sondern in den leeren Raum hinausstarre, als ob er diese schönen Worte nicht zu ihr gesagt, sondern vor sich hin gesprochen habe. Dieser sonderbare Gedanke machte sie betroffen. Noch einmal sah sie forschend in sein junges, hübsches Gesicht, und wie ein kalter Wasserstrahl traf es ihre Seele. Vieles, das ihr bisher vollständig natürlich erschienen, kam ihr plötzlich abnorm und sonderbar vor.

„Wie denn das?“ durchzuckte es sie, „eben sprach er noch so schön mit mir, trat für mich ein, und jetzt plötzlich dieser sonderbare Blick, als ob ich schon nicht mehr hier und meine Persönlichkeit ihm schon entrückt wäre. Wie ist das möglich? Warum sprach er denn zu mir wie ein Freund? Doch das ist ja einerlei! Ich fahre sogleich fort und werde nichts mehr von ihm hören, wie er nicht von mir! Ich werde wieder allein und fremd sein für alle und auch für ihn. Aber warum drückt er mir denn die Hand, als ob er mich liebte, mir für etwas dankte? Das ist unnötig. Das schmerzt nur . . . Nein, nein! Ich verurteile ihn ganz ohne Grund! Er ist ein ehrlicher, gutmütiger, sympathischer Mensch. Nur ich selbst bin unerträglich geworden, sodaß es ihm wie den anderen schwer wird, mit mir zu verkehren.“

Sie hatte es erraten. Andréi Iwánowitsch dachte über das Leben und über ein Wesen nach, das sich Jelisawéta Alexéjewna nannte und mit ihm in der Auffassung des Lebens vollständig übereinzustimmen schien. Sie war ganz unähnlich dieser Jelisawéta Alexéjewna, die von einem inneren Weh, von einer kalten Vereinsamung gequält und von den Bojarinows so freundlich hinaustransportiert wurde. Es war nicht dieselbe, die vor ihm in der Droschke saß mit eingewickelten Füßen, mit hoffnungslosem Gesichtsausdruck und einem gequälten Herzen, das krankhaft von einem leidenschaftlichen Verlangen nach Teilnahme, nach Liebe durchzittert wurde. Er sah vor seinen Augen etwas Helles, Großes, in dem die Strahlen eines vernünftigen Lebens sich wiederspiegelten, ein Etwas, das da lebte und existierte, ohne von Raum und Zeit begrenzt zu sein, ohne etwas gemeinsam zu haben mit solch einem finsteren Loch, das man ein Zimmer nennt, worin die Not, das Leid, die Vereinsamung sich oft eine Stätte bauen, und wohin jetzt Jelisawéta Alexéjewna — die wirkliche — zurückfahren würde.

„Ich danke Ihnen, Andréi Iwánowitsch! Möge Ihnen Gott alles Gute geben!“ sagte Jelisawéta, ihm noch einmal die Hand drückend. „Leben Sie wohl! Vielleicht sehen wir uns nie mehr wieder . . .“

„Weshalb denn?“ fragte Andréi Iwánowitsch, noch mit seinen Gedanken beschäftigt. „Kommen auch Berg und Thal nicht zusammen, so doch die Menschen.“

„Weshalb sagt er das?“ dachte Jelisawéta.

„Márja Gawrílowna, Sónja Nikolajewna,“ sagte sie dann, „ich danke Ihnen allen . .! Verzeihen Sie einer alten Frau . . . . Ich bin vielleicht zu ungelegener Zeit gekommen und dazu noch in solchem Anzuge. Entschuldigen Sie das, und tragen Sie es mir nicht nach.“

„Was sprechen Sie nur? Wir haben Ihnen zu danken!“ sagte freundlich Márja Gawrílowna.

„Au revoir!“ rief Sónja. Sie wollte ihr einen Handkuß zuwerfen, erinnerte sich aber, daß das nicht recht passend sei und machte eine unbestimmte Geste.

Der Kutscher setzte sich zurecht und nahm die Leine.

„Vergessen Sie uns nicht, Jelisawéta Alexéjewna!“ sagte Márja Gawrílowna, „wir sind so sehr an Sie gewöhnt! Wir sind . . . Ach!“ unterbrach sie sich plötzlich, als sie

Digitized by Google

Kólja erblickte, der Hals über Kopf herangestürzt kam.

„Wie sonderbar von Mademoiselle Büchot! Man hat ihr doch gesagt . . .“

Ehe sich noch jemand besinnen konnte, hatte Kólja schon Jelisawéta umarmt und rief schluchzend:

„Jelisawéta Alexéjewna! Teure! Liebe! Seelchen! Fahren Sie nicht fort!“

„Kólja, Kólja!“ rief Márja Gawrilowna, ihn am Ärmel zupfend. „Du wirst Jelisawéta Alexéjewna umstoßen! Laß sie doch! Sie muß nach Hause fahren, halte sie nicht auf! Genug, genug!“

„Koljúscha, du meine Freude! du mein Trost!“ brachte Jelisawéta hervor, während sie den Knaben mit Küssen bedeckte. „Ich werde nur an dich denken, dich herbeisehnen, du mein Schatz, mein Teurer! . . . . Du . . . du . . . . .“ Und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen . . . . Sie drückte den Kopf des Kindes, der ganz heiß vom Weinen war und noch Spuren der Eau de Cologne zeigte, womit ihn seine Mutter vorhin benetzt hatte, fest an ihre schwache, alte Brust.

Sónja war zur Seite getreten und sah schweigend auf diese Scene hin. Sie fühlte schon jetzt, daß sie die Nacht nicht schlafen und am Morgen mit verstimmten Nerven und Kopfschmerzen aufstehen würde.

Páwel Michailowitsch packte Kólja rauh an, riß ihn von Jelisawéta los und rief: „Fahr zu, Iwan!“

Der Kutscher trieb das Pferd an, und der Wagen rollte davon.

Kólja lief nach. „Jelisawéta Alexéjewna!“ rief er atemlos. „Fahren Sie nicht fort! sah . . .“ er stolperte und fiel. Jelisawéta schrie auf und befahl zu halten. Ganz bestäubt und schmutzig wollte Kólja schon in den Wagen springen, als ihn Sserósha auf Befehl des Vaters ergriff und zurückzog. Ohne weitere Anordnung abzuwarten, fuhr Iwan jetzt schnell davon.

V.

„Nun, gnädige Herrin, wir sind angekommen! Steigen Sie aus!“ sagte Iwan, als er vor dem Hause hielt, wo Jelisawéta Alexéjewna wohnte. „Wir sind angekommen!“ wiederholte er ungeduldig, denn er war müde, hungrig und deshalb ärgerlich.

„Längst hätte ich zu Hause sein müssen!“ brummte er. „Herrin, Herrin, hören Sie doch!“

„Was?“ fragte leise Jelisawéta, die aus einer Art von bewußtlosem Zustande erwachte.

„Wir sind da. Steigen Sie aus!“

Sie begann sich zu bewegen, vermochte aber nicht sich zu erheben. Durch ihren ganzen Körper lief ein Zittern.

„Bitte, klopfen Sie und rufen Sie Arischa!“ brachte sie stöhnend hervor.

Iwan klopfte ungeduldig an die Pforte.

„Wer dort?“ rief eine ärgerliche Stimme.

„Ich bin es, Arischa!“ sagte Jelisawéta mit Anstrengung.

„Komm heraus! Nimm die Herrin in Empfang!“ schrie Iwan. „Diese Plackerei!“ brummte er vor sich hin.

Arischa trat heraus und sah in die Droschke.

„So steigen Sie doch aus!“ rief sie. „Immer müssen Sie einen belästigen! Was sitzen Sie denn noch?“

„Ich kann nicht aufstehen, Arischa!“ sagte Jelisawéta leise. Für einen Augenblick war Arischa ganz starr. Dann hob sie Jelisawéta wie ein Kind aus dem Wagen.

„Das fehlte nur noch, verzeih mir Gott!“ rief sie aus. Aber durch den ärgerlichen Ton ihrer groben Stimme klang etwas, das ihr Erschrecken verriet und noch etwas anderes, Undefinierbares.

Als sie Jelisawéta Alexéjewna ins Zimmer gebracht hatte, legte sie sie aufs Bett und zündete ein Licht an.

„Nun, da hast du dir was Schönes geholt!“ sagte sie, in das blasse, leblose Gesicht der Kranken blickend. In diesem plötzlichen Übergang zum „du“ lag jetzt deutlich erkennbar Gutmütigkeit, Mitleid und das Gefühl des Schreckens . . . .

„Soll ich dir Wasser reichen? Oder soll ich die Theemaschine anzünden? Weshalb schweigst du denn?“

Jelisawéta drehte mühsam den Kopf und stieß hastende, unverständliche Laute hervor. Arischa hörte schweigend zu und schüttelte dann den Kopf.

„Was sprichst du da? Ach, du altes Weib du . . . .!“

„Ko . . . Ko . . .“ wiederholte Jelisawéta angestrengt.

„Was ist denn das für ein Ko?“ fragte sich Arischa, indem sie sich im Zimmer umsah. „Was fürchtest du denn?“

„Ko . . . Ko . . .“ wiederholte Jelisawéta. Thränen liefen über ihre Wangen.

Arischa beugte sich über sie und sagte mit leisem Vorwurf: „Du hast dir was geholt! Was soll ich jetzt mit dir machen?“ Ihre Stimme klang dabei wie verhaltenes Schluchzen. Sie ging eilig, die Schürze an die Augen führend, nach der Küche, ohne zu wissen warum.

„Was ist? Was ist mit ihr geschehen?“ fragte erschrocken die Wirtin.

„Sie schwatzt unverständliches Zeug! „Ko . . . Ko . . .! weiter kann ich nichts verstehen.“

„Was soll denn das heißen?“

„Wie kann ich das wissen? Sie kann nichts mehr sprechen und bringt nur diese Laute hervor.“

„Ist sie vielleicht betrunken?“ fragte leise die Wirtin.

Digitized by Google

„Was fällt Ihnen ein?“ entgegnete Arischa unwillig. „Das kann Ihnen passieren. Sie hat solche Anwandlungen nicht. Es muß sie wohl der Schlag getroffen haben . . .“

Arischa schluchzte und rieb ihre rot gewordene Nase. Vorsichtig öffnete sie die Thür zu Jelisawétas Zimmer und trat leise zu ihr hin. Die ängstlich gewordene Wirtin folgte ihr, seufzte und schlug kleine Kreuze über der Brust.

„Jelisawéta Alexéjewna, hören Sie doch! Jelisawéta Alexéjewna!“ rief Arischa mit verhaltener Stimme. „Soll ich den Geistlichen holen? Was?“

Jelisawéta antwortete nicht. Sie lag auf der Seite mit weit geöffneten Augen. Ihr erlöschender Blick ruhte auf dem Kruzifix, dessen silberne Einfassung im Schein des Lichtes trübe glitzerte, und in diesem Blicke lag ein Flehen, ein trauriges Bedenken . . .

Arischa beugte sich noch einmal über die Kranke. „Sie stirbt!“ sagte sie dann und schlug ein großes Kreuz . . .

Liselotte.

Von

Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

In den Olymp des Sonnenkönigs Louis XIV. wurde 1671 eine kernig frische, unverdorbene, unverzierte Pfälzerin versetzt. Liselotte, wegen ihrer Ausgelassenheit und ihrer tollen Knabenstreiche das „Rauschenblatten-Knechtchen“ genannt, kam in den engen Schnürpanzer höfischer Etikette und wurde Herzogin von Orleans oder, um es höfischer auszudrücken: Elisabeth Charlotte, Tochter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und seiner Gemahlin Charlotte von Hessen-Kassel folgte aus Staatsraison der Werbung Philipps V., der nicht nur Herzog von Orleans, sondern vor allem der Bruder des „Herrn der Welt“, Ludwigs des Vierzehnten war.

Wer einmal ein Bild der Liselotte gesehen, wer einmal einen Brief von ihr gelesen, der muß sie liebgewonnen haben. Sie gehörte zu jener Gattung der „Kreuzbraven“. Die modische Turmfrisur überragte bei ihr nicht ein zierlich graziöses Puppenporzellanköpfchen, sondern einen kräftig geformten, nicht zu kleinen Kopf. Die Stirn ist hoch, die Augen blicken klug und unbefangen, frei-offen in die Welt. Um den Mund zuckt Schalkheit und Witz. Das Doppelkinn schließt stattlich ab. Stattlich ist auch ihre Figur. Vielleicht sogar korpulent, von Wespentaillenschlankheit keine Spur. Es ist die Körperdimension, die Cäsar gerne um sich sehen wollte, jene behagliche Rundung, die so gemütlich, jovial und ehrlich wirkt. Und so wie sie aussah, so war auch Liselotte, und wie sie war, so schrieb sie auch. Diese Briefe, die, wenn man sie isoliert liest, größtes Vergnügen gewähren, werden zu ganz eigenartigen Dokumenten, wenn man daneben andere Denkmäler aus derselben Zeit legt.

Es ist das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts, die à la mode-Zeit, die Epoche der Affektiertheit und der galanten Schnörkel, und in diese preziöse Sprache hinein tönen mit einem Mal unverfälschte, ungenierte Naturlaute, es wird munter von der Leber weggeschwätzt. Liselotte redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und bis an ihr Lebensende zeigt sie sich völlig frei auch nur von der geringsten Ansteckung durch Konvention und modisches Wesen. Liselotte war nicht nur eine herzhafte Plauderin, sondern ein starker, eigner, selbständiger Charakter. —

Die stattlichen Bände ihrer Korrespondenz, wie sie der Stuttgarter „Litterarische Verein“ bietet, sind soeben durch ein neues Buch vermehrt worden, das bisher unbekannte Blätter der lieben Frau veröffentlicht.[1]) Sie erhalten besonderes Interesse durch

[1]) Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. v. Harling, geb. v. Uffeln, und deren Gemahl, Geh. Rat Fr. v. Harling zu Hannover. Herausgegeben von Dr. Eduard Bodemann, Kgl. Rat und Ober-Bibliothekar zu Hannover. Mit einem Bildnis der Herzogin Elisabeth Charlotte. Preis 6 Mk. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

die Adressaten, Herrn und Frau v. Harling. Frau v. Harling war die Erzieherin der späteren Herzogin und ihre intimste Vertraute. Ihr wurde alles rückhaltlos mitgeteilt. Und als sie tot war, rückte ihr Gatte in den vakanten Vertrauensposten. So geben diese Briefe Allerpersönlichstes.

* * *

Mehr ein übermütiger Junge als ein sittiges Mägdlein vertollte das „Rauschenblatten-Knechtchen" seine Jugendjahre in der fröhlichen Pfalz. Ein Schrecken ihrer Gouvernanten. Die arme Jungfer Eltz von Quadt, ihre erste Hofmeisterin, war ihr nicht im entferntesten gewachsen. Die schon bejahrte Respektsperson wollte sie einst wegtragen, um mit Rutenstreichen die guten Lehren fühlbarer zu machen. Aber Liselotte begann in den altersschwachen Armen der Duenna ein solches Zappeln und schlug so kräftig mit ihren jungen Füßen gegen die alten Beine, daß die Würdedame mit ihrer Last fiel. „Sie wollte derowegen nicht mehr bei mir sein; also gab man mir Jungfer von Uffeln zur Hofmeisterin, die man Uffeln hieß, und später zu Hannover Herrn von Harling geheiratet." Mit ihr hat sich das ausgelassene Naturkind besser vertragen. Die „Jungfer Uffeln" blieb, wie sie Rauschenblatten-Knechtchens Beste war, auch die herzliche Freundin der Herzogin von Orleans.

Das fröhliche Lachen der Liselotte verkehrte sich in bitteres Weinen, da sie „als das politische Lamm für den Staat und das Land geopfert" wurde und die verhaßte französische Heirat eingehen mußte, die der Pfalz soviel Vorteile bringen sollte und später in Wahrheit nur Mord, Brand und Verwüstung schuf. Neunzehnjährig verließ die Prinzessin November 1671 Deutschland und alles, was ihr teuer war. Und wie das, was sie eintauschte, neues Land und neue Sitten auf sie wirkten, das spricht bitter genug einer ihrer ersten Briefe aus: „Was das Lachen betrifft, so muß das noch ein Rest vom Lachen meiner Jugend sein, denn jetzt lache ich selten. . . . Wer das Lachen vertreiben will, mag sich nur in Frankreich verheiraten, es wird ihm bald genug vergehen." Von ihrem ehelichen Leben berichtet sie wenig, und auch der Gatte, den sie in den Briefen nur „Monsieur" nennt, wird nur in gleichgiltigem Zusammenhange erwähnt. Mit kräftiger Behaglichkeit und derber Lust aber spricht sie von ihren künftigen Mutterfreuden: „O meine liebe Jungfer Uffel! Wie kommt es einem Rauschenblattenknechtchen spanisch vor, wenn man nicht laufen und springen darf, auch nicht einmal in einer Kutsche fahren, sondern in einer Chaise muß getragen werden. Und wenn es bald gethan wäre, so wäre es noch eine Sache, aber daß es ganze neun Monate fortdauern muß, das ist ein trübseliger Zustand. . . . Wenn aber dies Ei einmal ausgebrütet sein sollte, so wollte ich, daß ich es euch auf der Post nach Osnabrück schicken könnte, den ihr versteht euch besser auf dies Handwerk, als alles was hier im Lande ist, und ich bin aus eigner Erfahrung versichert, daß es wohl versorgt sein würde. Aber hier ist kein Kind sicher, denn die Doktoren haben der Königin schon fünf in die andere Welt geholfen." . . .

Das Lachen lernte sie schon wieder, dazu hatte sie ein zu fröhliches Gemüt. Aber gegen französisches Wesen und Thun bewahrte sie zeitlebens Mißtrauen und Abneigung, und immer lobt sie Deutschland, Deutschland über alles. Vor allem kulturgeschichtlich interessant ist die Kritik über Frankreich und die Franzosen. Da müssen in erster Linie die Ärzte herhalten, jene Klasse der Purgiermänner mit wichtig wallender Perücke und großknöpfigem Stock, die Molière zu unsterblicher Lächerlichkeit geführt hat. Sie kannten nur eine Generalkur, und wie sie gehandhabt wurde und wie sie dem Patienten bekam, das erzählt Liselotte mit drastischer Laune. Die Frauen hatten damals in ihrer Ausdrucksweise und ihrem Stoffe eine größere, männliche Freiheit, und die Herzogin, die wie alle kräftig gesunden, robusten Naturen an derben Natürlichkeiten Gefallen fand, schöpfte in solchen Schilderungen diese Freiheit bis zum Grund aus. Freilich fügt sie, was höchst komisch wirkt, als Milderung den „dollen Histörgen" stets gewissenhaft ein „mit Verlöff" hinzu.

Nichts konnte dieser graden Natur verhaßter sein, als die kranke, perverse Frivolität am Hof des „Roi soleil". Und neben den Ärzten bekommen es gründlich die „jungen

Digitized by Google

Leutte von Qualitet" zu hören. Sie giebt freilich zu, daß „diß Landt hir gar deuchtig vor die jungen Leütte ist, maniren zu lernen undt auch die Welt zu kennen, undt kann man in dem Fall mehr hir einen Monat lehrnen, alß in andern Örten jahr undt tag." Aber sie warnt doch davor, die Jungen nach Frankreich zu schicken, wo „die abscheulichste Laster in schwang gehen, so man erdenken kann. Das ist nun die große mode leyder bey allen jungen Leuten zu Paris: weder ahn Gott noch ahn Teufel zu glauben, auch scheint es woll an ihrem dollen Leben, denn alles, was man von dem Leben von Sodom und Gomorra verzehlt, seindt Kinderspiel gegen, was zu Paris vorgeht" . . .

Garnicht beruhigen kann sie sich über die Unsauberkeit und über die Unsicherheit in den Straßen von Paris. Sie erzählt in anschaulichen Bildern allerlei Mord- und Raubgeschichten und schildert als Zeitgenossin Nachtstücke, die an Scenen aus E. Th. A. Hoffmanns Fräulein von Scudery erinnern: „Gestern hat man noch vier frisch getötete Körper in der Rue Quincampois in einem Ziehbrunnen gefunden. Man hat vor acht Tagen zwey Kerl gebrendt, deren Sünden so abscheulich undt gottslästerlich gewesen seindt, daß der Greffier, so es hat schreiben müssen, übel darvon geworden". . . .

Dieser offnen und rückhaltlosen Frau ist nichts so zuwider als die Intriguen und Ränke ihres neuen Vaterlandes. Und empört macht sie ihrem Herzen Luft: „Nichts ist lügenhafter, alß die Gazetten undt Zeittungen; wenn man hir in Frankreich jemandts ein Stück ahnthun will, lest man auf ein Zettelgen schreiben, was man zu wissen thun will, wickelt einen Thaler drin und macht die Überschrift: au gazetier d'Holande, so ist man gewiß, daß die Post hernach alles was in dem Zettel gewesen, in den holländischen Zeittungen stehet." . . . Die Gazetten müssen also wohl in Frankreich im siècle de Louis XIV. ebensowenig, wenn auch in anderer Weise, „geniert" worden sein, als in Preußen im siècle de Frédéric le Grand.

* * *

Interessant ist es zu beobachten, wie die deutsche Prinzessin ihre Eigenart, mitten hinein in fremdes Wesen versetzt, bewahrt. Es ist fast einzig dastehend, wie hier eine fest und stark in sich gegründete Natur auch nicht eine Unze neuen Blutes in sich aufnimmt, wie alle Strömungen wirkungslos von ihr abprallen. Die französische Herzogin von Orleans bleibt die alte deutsche Liselotte. Höchst markant ist dafür, daß sie, Mode und Konvention ein Schnippchen schlagend, ganz unverzaglich rüstig weiter deutsch an ihre Landsleute schreibt, nicht französisch à la cour. Wie das mutig und überraschend war, geht daraus hervor, daß Herr von Harling, der nach dem Tode seiner Gattin diese Korrespondenz zur Weiterführung erbte, an die hohe Frau nur französisch zu schreiben wagte. Sie aber bittet ihn, doch lieber deutsch zu schreiben, sie habe es doch noch nicht vergessen. Und zum Beweise „damit ihr seht, daß ich ein besser Gedechtniß habe, alß ihr woll meint, so sage ich mit einem Zitat aus einer alten deutschen Posse:

„Herr Öllerian, Frau Schredtlin Margrettlin, herudt ihr dorchrekels, herudt auß den samschläger, treckt den därendecker ahn, nembt den Emerlin, thut Waterquatschren drin, denn dat rattenstert hat die Vielheit in profoßhaus gebracht."

Auch bei ihrem Pagen, dem jungen Harling, dem Neffen ihrer einstigen Erzieherin, den sie im Sündenbabel straff an den Ohren hält, sieht sie sorglich darauf, daß er sein Deutsch nicht verlernt.

Ein Greuel sind der deutschen Frau die Toilettenkünste der galanten Pariserinnen, sie warnt die Deutschen davor, diesen Beispielen zu folgen, und noch als Greisin sagt sie derb: „sie ist im Leben mit keinem Geschmier umgegangen, wird es auch im Alter nicht anfangen, und lieber mit ihren Runzeln ausgehen, als weiße Sachen auf ihr Gesicht schmieren."

Die Liselotte hat in ihrem massiven, gesundheitsvollen Wesen etwas Lutherisches und Frauratgoethisches, in ihrer fröhlichen, herzenheiteren Sinnlichkeit, die die guten Dinge dieser Erde lustig genießt und sich's gern wohl sein läßt. Sie ist kein Kostverächter, gute und reichliche Magenfreuden finden sie immer genußfähig. Aber französische

Digitized by Google

Speisen, vor allem die Ragouts, weist sie von sich, und ihr größter Schmerz ist, daß sie in ihrer Verbannung das geliebte pfälzische „sawerkraut" entbehren muß. Wie herzlich dankbar ist sie Harling, wenn er ihr hannoversche Mettwürste schickt: „Ich habe gottlob noch einen guten deutschen Magen, der alles wohl verdaut; alle Abend esse ich ein Salatchen, so alle Franzosen sehr verwundert; sie verderben ihre Magen, weil sie dieselben mittags und abends zu sehr überladen." Ja, sie wirkt sogar reformatorisch, und stolz kann sie bald erzählen: „Ich habe hier auch den rohen Schinken in Mode gebracht und viel andere deutsche Essen als Salat mit Speck, braunen Kohl, auch Wildpret, welches man hier fast garnicht ißt, und Pfannkuchen mit Bücking: dem guten seligen König hatte ich dies Essen gelehrt, er aß es herzlich gern. Ich habe mein deutsches Maul noch so auf die deutschen Speisen verleckert, daß ich kein einziges französisches Ragout leiden noch essen kann, ich esse nur Rindfleisch, Kalbsbraten und Hammelschlägel, gebratene Hühner, selten Feldhühner und nie Fasanen."

Sie ist eine gesellige Natur und liebt, frohe Menschen um sich zu sehen; allein zu essen betrübt sie. —

* * *

Vor der Heirat hatte die pfälzische Prinzessin zum Katholizismus übertreten müssen. Im Herzen aber blieb sie einem einfach schlichten Gottesglauben treu, einer Vertrauensreligion, wie sie solche einfachen unkomplizierten Naturen haben, ohne Skrupel, Zweifel und Reflexionen, lutherisch und frauratgoethisch.

Mit einer ihr kongenialen Kraftpersönlichkeit, dem tollen Christian von Braunschweig, sagte sie: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind."

Konfessionellen Zank und Dogmenstreit haßt sie, ihr Trost sind Bibel, die evangelischen Kirchengesänge und Luthers Lieder. An dem intolerantesten Hofe blieb sie duldsam, groß- und freiherzig gegen Andersgläubige. Als der große Leibniz gestorben war, ohne das Abendmahl zu verlangen, und die Geistlichen ihn bis ins Grab hinein verfolgten, kann Liselotte ihre Entrüstung nicht lebhaft genug ausdrücken: „Wenn die Leute gelebt haben wie dieser Mann und wie Herr von Harling mir sein Leben beschreibt, kann ich nicht glauben, daß er nötig gehabt hat, Priester bei sich gehabt zu haben, denn sie konnten ihm nichts lehren, er wußte mehr als sie alle. . . . Ich zweifle garnicht an des Leibniz Seeligkeit." Und wie überlegen die starkgeistige Frau, rings umgeben von Bigotterie, über die Sündenvergebung durch Menschenhände dachte, lehrt die Briefstelle: „Wenn die Protestanten ahn die himmelsthür kommen, wirdt sankt Petrus vielleicht auf dem grabat (Siechbett) liegen, also leicht hinein kommen können, ohne des Bischofs absolution." Die alten Betschwestern am Hof, die ihrer Maienblüte Sünden abzubüßen hatten, bekreuzigten sich vor der Abtrünnigen. Sie mußte ja sicher für die Hölle reif sein, sie, der nichts heilig war, nicht einmal der durch ehrwürdigste Tradition sanktionierte Geist Königs Franz I., der nachts um die zwölfte Stunde sein Grab verläßt und im grünsammtenen Schlafrock die Runde durch die Gallerie des Schlosses zu Fontainebleau macht. Das erlauchte Gespenst imponierte der kouragierten Liselotte ganz und garnicht; so ließ es sich denn auch, da es auf Gegenliebe kaum zu hoffen hatte, garnicht erst vor ihr sehen: „ich habe oft nachts in der Galerie spaziert, aber der gute Franz premier hat mir nie die Ehre gethan, sich vor mir sehen zu lassen, hat vielleicht mein Gebet nicht für gut genug gehalten, ihn aus dem Fegefeuer zu helfen, und hierin mag er wohl recht haben."

Einfach, natürlich, gesund, wie ihr Wesen, so ist auch ihre Lebensanschauung, die sie an einer andern Stelle einmal kurz und bündig zusammenfaßt: „In dieser Welt wird man gebohren, um zu leyden; ist es nicht auff eine Manier, so ist es auff die ander. Daß beste, wie mich deücht, ist, seinen gerahten Weg fort zu gehen und sich in Gottes Schutz befehlen undt, wirdt man ahngefochten, sich auff best zu wehren, wie Ihr seht, daß ich gethan. Seydt in keinen Sorgen vor mich. Ich bin zu alt, umb mich was weiß zu machen lassen. Ich glaube nicht, daß man mich mehr plagen wird; denn ich habe gar trocken gesagt, daß man mich mit Frieden lassen solle, daß man doch nichts mit mir ausrichten würde; auch seyder dem hat man mich nur

Digitized by Google

gebetten, nicht davon zu reden, welches ich leicht akkordire; den ich gebe mich gar vor keinen Apostel aus." —

* * *

Liselotte war eine Lebenskünstlerin. Auf einen Boden versetzt, der für ihr Naturell das ungeeignetste Erdreich war, faßte sie festen Fuß. Mitten in Freuden und Vergnügungen, die zu verstehen und zu genießen sich ihr einfacher, gesunder Geschmack sträubte, verlernte sie trotzdem das Fröhlichsein nicht. Sie schuf sich eben andere Unterhaltungen oder kostete die gründlich aus, die von den Zerstreuungen à la mode ihrer Neigung entsprachen. So ging sie eifrig noch bis in ihr hohes Alter in das Theater. Besonders gern sah sie den Schauspieler Michel Baron, und nicht genug kann sie rühmen, wie er den Misanthrope gespielt. Außer Molière sind damals noch Repertoirstücke: „la mort de Pompée" von P. Corneille und „Crispin rival de son maistre" von Alain René Lesage.

Hauptvergnügen für die Herzogin, die eben zeitlebens Naturkind blieb, war aber der Landaufenthalt. Die Stadt drückt und beängstigt sie: „Ich bin nicht gern hier in Paris, denn wenn ich nicht jagen, spazieren gehen oder in die frische Luft kann, thut mir die Milz wehe, ich bekomme Seitenstiche und Kopfweh." Die Jagd ist ihre Hauptpassion, im Aushalten von Strapazen läßt sie sich von keinem Manne beschämen, und da sie nun einmal, wie sie es gern gewollt, „kein Mannesmensch und Kurfürst" geworden, will sie zeigen, daß auch schwache Frauen etwas leisten können. Im vorgerückten Alter noch macht sie Wolfshetzen mit, die sechs Stunden dauern, und jagt drei Stunden lang den Hirsch.

Liselotte ist nun bald sechzig Jahr alt, und die Zeit ist an ihr nicht spurlos vorübergegangen. Sie entwirft selbst ein verblüffend ungeschmeicheltes Porträt, von echt Liselotteschen Ehrlichkeitskraft: „Ich bin braunrodt, voller Kinderblattermähler und habe viel runtzeln, drey an der Stirn, in den Ecken von Mundt, ahn den Ecken von den Augen, zwischen den Augen über der Naß daneben. Ich habe einen kurzen Hals, die Taille wie die Kübelreütter klein, breydt von axellen, habe umbs Gesicht die Haar weiß wie silber!" Auf die Jagd muß sie nun bald verzichten, da sucht sie sich andere Unterhaltung. Aus dem am Hof leidenschaftlich getriebenen Spiel macht sie sich nichts; sie ist nicht reich genug, wie andere ihres Standes zu spielen, und zu kleinerem Spiel hat sie keine Lust. Die Freude ihres Alters ist ihre Medaillensammlung: „ich habe eine zimblich schöne suite von goldenen Medaillen; ma tante hat mir auch silberne undt bronzene verehrt; ich habe zwei oder drei hundert gegrabene antique steine; ich habe viel Kupferstück, die ich auch sehr liebe." Sie lernt auch jetzt die Einsamkeit schätzen und findet an sich selbst vollauf Genüge. Beschaulich sitzt sie in ihrem Kabinett, freut sich ihrer Ungestörtheit und Heimlichkeit. Neben Lesen und Sammeln hat sie sich allerlei harmlose „Divertissements" erdacht: „Fliegenjagd, da ergötz ich mich auch mit; ich klappe sie aber nicht, sondern habe zwey kleine gläserne Fleschgen auf meinem Tisch vor mir stehen, darin ist honig und Wasser, darinnen fangen sich fliegen und mucken, das amusirt mich recht." . . .

Und ihr letzter Wunsch ist es, den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verbringen. Die kernige Frau hing am Leben, aber sie fürchtete den Tod nicht, sondern sah ihm offen und heiter mit einem Scherz auf den Lippen entgegen, genau wie Frau Rat: „ich wünsche noch fürchte den Tod nicht, alßo mag es gehn, wie Gott will." Als sie krank wird, und ihr die Ärzte mit den bekannten Mitteln kommen, feuert sie die Herren energisch hinaus: „Man hat mich wollen wie eine Französin behandeln und man bedenkt nicht, daß einem deutschen Rauschenblattenknecht die französischen Possen, Aderlässe und Purgationen garnicht zukommen. Auch habe ich nun allem diesem Teufelswerk abgesagt, seitdem befinde ich mich viel besser."

Die Besserung war nicht von langer Dauer. Die Reise nach Rheims zur Krönung Ludwigs XV., Oktober 1722, beschleunigte ihre Krankheit, und am 8. Dezember starb sie. In der Königsgruft zu St. Denis schläft sie den letzten Schlaf.

* * *

Digitized by Google

Von Politik ist wenig auf diesen Blättern die Rede. Politisieren war Liselottens Sache garnicht: „wer all sein Leben ein Rauschenblattenknecht gewesen, versteht sich kein Haar auf Staatssachen.“ Auf Ludwig XIV. hat sie wohlthätig gewirkt, doch nur zu bald gelang es der Maintenon, diesem Einfluß die Spitze abzubrechen. Die Maintenon war denn auch die bestgehaßte Feindin der Herzogin von Orleans. Und als sie stirbt, macht Liselotte aus ihrer Freude kein Hehl: „Wir haben eine fromme Seele zu St. Cyr verloren, nämlich die alte Maintenon; ein Donnerwetter ist schuld an ihrem Tod. . Sollte man sich in jener Welt kennen, so wird dort, wo alles gleich und kein Unterschied des Standes ist, diese Dame zu wählen haben, ob sie bei Louis XIV. oder dem lahmen Scarron wird bleiben wollen. Sollte der König dort wissen, was man ihm in dieser Welt verhehlt hat, wird er sie dem Scarron gutwillig wiedergeben. . . . Gott der allmächtige hat ganz Frankreich von einem bösen wütigen Tier erlöst, als er die Maintenon fortgeschafft hat, ich kann nicht sagen ‚zu sich genommen‘, ich finde dies zu zweifelhaft.“ Im Herbst ihres Lebens, als Ludwig XIV. gestorben und Ludwig XV. unmündig unter der Regentschaft stand, hätte Liselotte als Mutter dieses Regentschaftsvertreters noch eine politische Rolle spielen können. Sie wollte es nicht, und sie sagte mit einem goldnen Wort: „Frankreich ist leider nur gar zu lange durch Weiber regiert und verdorben worden, es ist nicht nötig, daß ich auch daran künstele.“

Dieses Negative an Politik ist uns und den Briefen zugute gekommen. Kein Haupt- und Staatsaktionswerk rollt sich vor uns auf, sondern ein echtes Menschen- und Frauenbuch. Wir lesen nicht die offiziellen Sendschreiben einer Fürstin, sondern die unverhüllten Briefe eines gesunden, an Körper und Geist rüstigen Weibes. Wir haben nicht Audienz bei der Herzogin von Orleans, sondern plaudern mit der Liselotte.

Die Frau im Recht.

I.

Die Frau als Vormund.

Von

Alfred Kurlbaum.

Nachdruck verboten.

2.

Dieser zweite Teil kann nach dem Zweck der Aufsätze und dem zu Gebote stehenden Raum kein Hilfsbüchlein für Vormünder sein. Man darf deshalb nicht eben einzelne gute Ratschläge, Belehrungen im Speziellen, Anweisungen für verwickelte Fälle erwarten. Es kann nichts gegeben werden, als ein Einblick in einen Teil unseres Rechtssystems, in dem auch die Frau kraft besonderen Berufes heimisch werden kann. Wer einen guten Führer auf den oft dornigen Wegen einer Vormundschaftführung haben will, dem sei das Buch über *Nachlaßbehandlung und Vormundschaftsachen* von *Märker* empfohlen, das im vorigen Jahre in der 14. Auflage erschienen ist. Besonderheiten für die Frau sind jetzt wenige mehr hervorzuheben, wohl nur, daß die Mutter als Vormund gewöhnlich ein leichteres Amt hat, als andere Vormünder.

§ 27 der Vormundschaftsordnung sagt: „Dem Vormund liegt die Sorge für die Person und die Vermögensangelegenheiten des Mündels, sowie die erforderliche Vertretung desselben ob, soweit nicht für gewisse Angelegenheiten ein Pfleger bestellt ist.“

Digitized by Google

Der Gesetzgeber hat in den Motiven zum Gesetz ausdrücklich hervorgehoben, daß er die Sorge für das persönliche Wohl als die erste Aufgabe des Vormunds betrachte. Oft genug beschränkt sich ja auf sie auch die ganze vormündliche Thätigkeit. Der gewissenhafte Vormund wird sich diese Sorge um so angelegener sein lassen, als er hier am freisten und unabhängigsten schalten kann. (Die früher geltende Bestimmung, daß er an das Gericht regelmäßige Erziehungsberichte einreichen müsse, ist mit der Vormundschaftsordnung gefallen.) Für eine Nichtachtung dieser seiner Pflicht kann er freilich vermögensrechtlich nicht haftbar gemacht werden, ebensowenig wie ihm in dieser Hinsicht bestimmende Vorschriften zu geben sind. Nur in betreff der religiösen Erziehung hat er sich an die gesetzlichen Bestimmungen zu halten. Es soll deshalb schon bei der Anstellung des Vormundes auf das religiöse Bekenntnis Rücksicht genommen werden. [1])

Doch ist er auch in Erziehungsfragen immer noch dem Eingreifen des Gerichtes ausgesetzt.

Erstens ist zu einigen Handlungen, die die persönliche Lebensstellung des Mündels beeinflussen, die obervormundschaftliche Genehmigung nötig. Diese sind: die Entlassung des Mündels aus der preußischen Staatsangehörigkeit, die Annahme des Mündels an Kindesstatt, der Eintritt des Mündels in die Einkindschaft und — die Heirat des Mündels. Nach preußischem Rechte bedarf jedes eheliche Kind solange bis der Sohn 25, die Tochter 24 Jahre alt geworden ist, zur Heirat der Genehmigung des Vaters, nach dessen Tode der der Mutter. Minderjährige Kinder, die unter Vormundschaft stehen, müssen die Zustimmung der Mutter, des Vormundes und des Vormundschaftsgerichtes, ist die Mutter tot, die der beiden letzteren nachweisen. Die verweigerte Zustimmung des Vormundes kann durch Beschluß des Vormundschaftsgerichtes ersetzt werden. Sind Mutter und Vormund aber eine Person, so kann die mütterliche Weigerung durch das Gericht nicht beseitigt werden, auch nicht durch das Prozeßgericht, denn auf Erteilung des Ehekonsenses kann nur das großjährige Kind (unter 24 bez. 25 Jahren) klagen.

Zweitens aber ist der Waisenrat verpflichtet, sein Augenmerk auf Erziehung und persönliches Wohl der Minderjährigen zu richten. Er hat insbesondere Mängel oder Pflichtwidrigkeiten, welche er bei der körperlichen oder sittlichen Erziehung des Mündels wahrnimmt, anzuzeigen. Direkte Zwangsmittel gegen den Vormund stehen dem Waisenrate nicht zu Gebote, er muß sich immer an das Vormundschaftsgericht wenden, dieses kann auch, wenn es auf anderem Wege zur Kenntnis solcher Fälle gelangt ist, vom Waisenrate Bericht erfordern; das Gericht rügt alsdann, sucht die Besserung durch Ordnungsstrafen zu erzwingen und ordnet schließlich die Enthebung des Vormundes von seinem Amte an, die es bei groben Pflichtverletzungen auch sogleich eintreten lassen wird. Andererseits aber kann das Gericht auch die Erziehungsrechte dem Vormunde, wenn dieser sie mit der Mutter des Mündels zusammen ausübt, allein übertragen,

[1]) Vielleicht interessiert es, hier etwas über die religiöse Erziehung der Kinder aus Mischehen zu erfahren. Die Bestimmungen hierüber sind lange verschiedener Auslegung unterworfen gewesen, bis der höchste preußische Gerichtshof für diese Materie, das Kammergericht, die Handhabung der gesetzlichen Vorschriften festgelegt hat. Es gilt folgendes:

1. Grundsätzlich sind alle Kinder aus Mischehen, Söhne sowohl wie Töchter, in der Religion des Vaters zu erziehen. Eine Änderung der Religion des Vaters während der letzen Krankheit kommt hierbei nicht in Betracht.

2. Diese Regel gilt „auch nach dem Tode" der Eltern und kann niemals durch Verträge ausgeschlossen werden.

3. Abweichungen sind nur in folgenden Fällen zulässig:

a) Wenn während bestehender Ehe die Eltern einig sind, (und solange sie einig sind) daß die Kinder oder ein und das andere Kind in einer andern Religion als der des Vaters erzogen werden, so behält es dabei sein Bewenden. Es kann also in diesem Falle, so lange eben die Eltern einig sind, während der Ehe von keiner andern Seite Einspruch erhoben werden.

b) Stirbt der Vater, so kommt es darauf an, ob er bereits ein ganzes Jahr oder noch nicht so lange die Kinder in einer andern als seiner Religion hat erziehen lassen; in ersterem Falle bleiben die Kinder in der andern Religion, im letzteren Falle aber werden sie wieder in die Religion des Vaters zurückgeführt. Vergl. Märker S. 384 u. 385.

Digitized by Google

wenn der Mutter, was aus erheblichen Gründen geschehen kann, das Erziehungsrecht entzogen worden ist.

Für den Fall der Vormundschaft ohne Vermögensverwaltung also hat sich die Frau nur um die wenigen angeführten materiellrechtlichen Bestimmungen und um einige Formalien bei Beginn und Ende der Vormundschaft zu kümmern. Diese sind bei jeder Vormundschaft zu erledigen und sollen deshalb im Zusammenhange mit der Vermögensverwaltung genannt werden. Im übrigen hat sie volle Freiheit, sich der Erziehung ihres Mündels, wie der eines eignen Kindes, anzunehmen. Die Verantwortlichkeit ist demnach mehr eine rein moralische als eine rechtliche.

Anders ist es, wenn mit der Vormundschaft die Verwaltung von Mündelvermögen verbunden ist. Hier erhebt sich vor allem die materiellrechtliche Verantwortlichkeit für alle geschäftlichen Anordnungen dem Mündel gegenüber. Dann unterliegt der Vormund in erhöhtem Maße der regelmäßig ausgeübten Aufsicht des Gegenvormundes und des Vormundschaftsgerichts und ist namentlich dem letzteren Rechenschaft schuldig. Die damit verbundene Verantwortlichkeit gegen diese beiden ist formaler Natur; die von ihnen erteilte Einwilligung und Genehmigung befreit den Vormund nicht von seiner vermögensrechtlichen Haftung gegenüber dem Mündel, denn wie weit jene für begangene Versehen haften, ist eine von der Verpflichtung des Vormundes ganz unabhängige Frage. Nicht einmal wenn mehrere Vormünder nebeneinander bestellt sind, darf sich der eine, falls er verklagt wird, der Einrede bedienen, daß er nur für seine Portion belangt werden wolle, er muß sich — unbeschadet seines Rückgriffs auf die andern — die Klage auf das Ganze gefallen lassen. Ja selbst die dem Mündel abgelegte Schlußrechnung und die darauf von diesem erteilte Entlastung läßt noch eine, wenn auch beschränkte, Haftung zu.

So liegt es nicht nur im Interesse des Mündels, sondern auch in dem des Vormundes, daß dieser sich die Verwaltung des fremden Vermögens mit äußerster Sorgfalt angelegen sein läßt, er muß auf sie, nach § 32 der V. O. die Sorgfalt erstrecken, „welche ein ordentlicher Hausvater auf seine eignen Angelegenheiten verwendet.“ Dies Verlangen kann an ihn gestellt werden, weil er im ganzen, bis auf bestimmte Ausnahmen, in seiner Verwaltung selbständig ist. Die Selbständigkeit aber ist ihm gegeben, damit er nicht unter der beengenden Aufsicht des Richters eine gebundne, unerfreuliche Thätigkeit habe, bei der er nur ein Auge auf die Geschäfte, das andere aber ängstlich schielend auf die Behörde gerichtet hat. Die Einführung der Selbstverwaltung im Vormundschaftsrecht hat anfangs allerhand Anfechtungen erfahren müssen, bis man in allen Kreisen, denen der Mündel, wie des Vormunds, eingesehen hat, wie viel ersprießlicher für beide Teile das selbständige Wirtschaften ist.

Immerhin hat sich der Vormund in gesetzlich festgelegten Grenzen zu bewegen. Deshalb ist es nötig, daß er sich vor allem mit den Vorschriften der Vormundschaftsordnung bekannt macht. Sie sind klar und ausführlich und gestatten eine leichte Befolgung. Sie weisen auch zugleich auf eine zweite Richtschnur für die Verwaltung hin: (§ 36) hat ein Erblasser des Mündels über die Verwaltung oder Veräußerung der zu seinem Nachlasse gehörigen Gegenstände Bestimmungen für den Vormund getroffen, so sind diese zu befolgen. Eine Abweichung von diesen Bestimmungen ist mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts gestattet, wenn Umstände eingetreten sind, welche die Befolgung als nachteilig für das Mündel erscheinen lassen. Innerhalb dieser Einschränkungen schaltet der Vormund frei. Er berechtigt und verpflichtet das Mündel unmittelbar durch alle Rechtsgeschäfte, die er ausdrücklich oder im stillschweigenden gegenseitigen Einverständnis für das Mündel geschlossen hat.

In Vormundschaftssachen immer im Namen des Mündels, nie im eigenen Namen zu verhandeln, empfiehlt sich auf das dringendste. Die eigene Tasche und das fremde Vermögen sollen streng getrennt bleiben. Es ist dem Vormund verboten, Vermögensgegenstände des Mündels in seinem eigenen Nutzen zu verwenden. Hat er es doch gethan, kann ihm das Vormundschaftsgericht die notwendige Verzinsung vom Nutzungstage an auf 8 bis 20 Prozent festsetzen. Die Verpflichtung zur Aufstellung des Inventars ist ein weiterer Hinweis auf die übrigens selbstverständliche Empfehlung,

Digitized by Google

die Verwaltungen gesondert zu halten. Der Vormund hat von dem bei Einleitung der Vormundschaft vorhandenen oder später dem Mündel zugefallenen Vermögen unter Zuziehung des etwa vorhandenen Gegenvormundes ein genaues und vollständiges Verzeichnis aufzunehmen. Das Inventar ist die unentbehrliche Grundlage jeder ordentlichen Vermögensverwaltung.

Die vom Vormund zu berücksichtigenden gesetzlichen Beschränkungen in der freien Verwaltung sind nun folgende. Er darf das Geld, das nicht zu den laufenden oder zu andern durch die Vermögensverwaltung begründeten Ausgaben erforderlich ist, nur in bestimmter, das Vermögen des Mündels nicht gefährdender Sicherheit anlegen. Im § 39 der Vormundschaftsordnung finden sich die Staatspapiere, Rentenbriefe, Schuldverschreibungen von Kreditanstalten, Hypotheken und Grundschulden aufgezählt, die „mündelsicher" oder „pupillarisch" sicher sind. Gelder, die nicht so angelegt werden können, sind bei der Reichsbank oder bei öffentlichen, obrigkeitlich bestätigten Sparkassen zinsbar zu belegen.

Weiter darf der Vormund für das Mündel keine Schenkungen vornehmen; nur die üblichen Gelegenheitsgeschenke sind gestattet.

Ergänzend und beaufsichtigend tritt ferner der Gegenvormund ein. Es giebt Menschen, die Aufsicht in irgendwelcher Form, die nicht von einer vorgesetzten Behörde ausgeübt wird, nicht vertragen zu können glauben. Solche Vormünder werden sich stets mit dem Gegenvormund in den Haaren liegen. Am meisten hat dabei das Mündel zu leiden. Auch hier gilt der schöne Satz von der Eintracht und der Zwietracht. Übrigens ist dem Gegenvormund, dem ja die Einsicht in alle Geschäfte zusteht und der dieselbe Verantwortung wie der Vormund trägt, ebenfalls zu raten, sein Amt zweckmäßig zu verwalten, indem er wohl seine Pflichten gewissenhaft wahrnimmt, sich vom Chikanieren und Nörgeln aber frei hält und den Vormund nicht unnötig beschränkt. Entgegenkommen von beiden Seiten und bereitwillige Offenheit von seiten des Vormunds wird am ehesten zum gewünschten Erfolge führen. Der ausdrücklichen Genehmigung des Gegenvormundes bedarf es nur in drei Fällen, nämlich zur Veräußerung von Wertpapieren, zur Einziehung, Abtretung oder Verpfändung von Kapitalien, sofern sie nicht bei Sparkassen belegt sind, und zur Aufgabe oder Minderung der für eine Forderung bestellten Sicherheit. Können sich die Vormünder nicht einigen, so entscheidet das Vormundschaftsgericht.

Dieses selbst endlich hat zu einer ganzen Reihe von Geschäften seine Einwilligung zu geben, als da sind: Erbauseinandersetzungen, alle Geschäfte mit unbeweglichen Sachen, Abschluß von Vergleichen, Ausstellung von Wechseln, wenn nicht dazu, als zum Geschäftsbetrieb erforderlich, allgemein Erlaubnis gegeben ist, Vornahme mit ganzen Erwerbsgeschäften, Prokuraerteilung, Aufnahme von Darleben, Übernahme fremder Verbindlichkeiten und Erbschaftsentsagung. Wie man sieht, alles Vornahmen von weitgehender Bedeutung. Vor Erteilung der Genehmigung hat das Gericht den Gegenvormund, bei Veräußerungen von Erwerbsgeschäften auch das über 18 Jahre alte Mündel zu hören. Die Geschäfte sind im § 42 der Vormundschaftsordnung näher verzeichnet. Erwähnt sei noch, daß der Vormund bei Verwaltung eines erheblichen Vermögens zur Stellung einer durch richterliches Ermessen bestimmten Sicherheit angehalten werden kann.

Gänzlich verschieden von der Verwaltung ist nun die Rechenschaft über die Verwaltung. Sie wird geschuldet dem Gegenvormund, dem Gericht und dem Mündel. Sie wird sich am besten aus einer kurzen Darstellung des äußerlichen Ganges einer Vormundschaft ergeben.

Das Gericht ladet den Vormund zur Bestellung und verpflichtet ihn durch Handschlag. Von diesem Augenblicke beginnt seine Haftung. Dann erhält der Vormund seine schriftliche Bestallung. Unter Zuziehung des Gegenvormundes stellt er das Inventar auf und reicht es mit der von beiden abzugebenden pflichtmäßigen Versicherung der Richtigkeit und Vollständigkeit dem Gericht ein. Ist vom Erblasser die Offenlegung des Inventars verboten, so wird das verschlossen eingereichte Inventar eingesiegelt. Alljährlich fordert das Gericht Rechnungslegung über die Vermögens-

Digitized by Google

verwaltung. Bei Verwaltungen von geringem Umfange kann, wenn die Rechnung des ersten Jahres gelegt ist, der Termin für die folgenden auf 2—3 Jahre bestimmt werden. Die Rechnung muß sorgfältig und nach den gesetzlichen Vorschriften angefertigt werden, weil sie sonst unbarmherzig zurückgegeben und neu verlangt wird — keine Chikane, sondern eine notwendige Ordnungsvorschrift. Es sind der Rechnung ein Vorbericht über Ab- und Zugang des Vermögens und die Belege beizufügen. Unter der Rechnung versichert der Vormund, daß er alle Einnahmen verrechnet habe und außer den in der Rechnung aufgeführten vormundschaftlichen Vermögensstücken keine verwahre. Die Rechnung wird vom Gericht geprüft. Ist ein Gegenvormund da, so muß ihm die Rechnung unter Nachweis des Vermögensbestandes vorgelegt werden. Er macht dann seine etwaigen Bemerkungen dazu und fügt seine Unterschrift bei.

Die Vormundschaft endet dadurch, daß das Kind stirbt oder großjährig wird, oder daß der Vormund aus dem Amte entsetzt oder entlassen wird. Das letztere kann bei einer Frau eintreten, wenn sie sich verheiratet. In diesem Fall ist erst der Ehemann zu hören, von dessen Einwilligung die Fortdauer der Vormundschaftsführung in erster Linie abhängt, dann Verwandte oder Verschwägerte des Mündels, ob sie die Beibehaltung wünschen, und erst dann entscheidet der Richter.

Am Ende der Vormundschaft muß der Vormund dem Mündel, dessen Rechtsnachfolger oder, wenn ein neuer Vormund eintritt, diesem das verwaltete Vermögen herausgeben und binnen zwei Monaten Schlußrechnung legen. Auch diese Rechnung geht durch die Hände des Gegenvormundes, der außerdem zu jeder Auskunft über die Verwaltung verpflichtet ist. Die Rechnung wird dem Gericht eingereicht, dieses legt sie dem Mündel oder dessen Rechtsnachfolger oder dem neuen Vormund, denen auch Einblick in die Vormundschaftsakten zu geben ist, vor, und führt, wenn Einwendungen nicht gemacht werden, die Entlastung herbei. Ist diese gegeben, so haftet der Vormund nur noch für Irrtümer oder Betrug. Nun giebt der Vormund seine Bestallung zurück, und damit ist die Vormundschaftsführung erledigt.

Dies ist der regelmäßige Gang einer Vormundschaft, in der dem Vormunde keine Erleichterungen gestattet sind. Sehr häufig aber, und namentlich falls der Vormund eine Frau ist, ist er von zahlreichen Pflichten befreit. Die Befreiung ist teils gesetzlich, teils muß sie durch den Vater oder die Mutter angeordnet sein. So sind die Mutter, der Ehemann (bei Vormundschaft über Großjährige) und die Großeltern von der Rechnungslegung, dieselben mit dem Gegenvormund von der Sicherheitsstellung befreit. Eine Schlußrechnung aber muß jeder Vormund ablegen. Wenn ferner die Mutter mit ihren Kindern in fortgesetzter Gütergemeinschaft lebt, wie es nach vielen deutschen Statutarrechten der Fall ist, die Mutter also den Nießbrauch des ganzen Vermögens gesetzlich hat, so ist sie nicht einmal zur Einreichung eines Inventars verpflichtet. Übrigens sei ihr empfohlen, ein solches doch für sich anzufertigen; es giebt gesetzliche Beschränkungen im Verbrauch der Vermögenssubstanz auch hier, und wenn sie sich auch der Einwilligung ihrer Kinder sicher fühlt, so kann ihr doch niemand für den zukünftigen Schwiegersohn stehen. Auch muß sie ja jedenfalls eine Schlußrechnung legen.

Schließlich aber giebt es eine Reihe testamentarischer Befreiungen, die ganz gewöhnlich der Mutter durch den Gatten zugesprochen werden. Die Vormundschaftsordnung sagt ausdrücklich, daß der Vormund von der Notwendigkeit der Genehmigung des Gegenvormundes und des Gerichts befreit werden kann, soweit es sich um geschäftliche Anordnungen handelt.

Außerdem aber kann der Testator noch bestimmen, daß die Bestellung eines Gegenvormundes überhaupt, die Offenlegung des Inventars, die Pflicht jährlicher Rechnungslegung und die Kautionsbestellung verboten werde, und durch bestimmte Anordnung sogar erlauben, daß das Vermögen seiner Kinder in anderen als mündelsicheren Papieren angelegt werden solle. Damit ist die möglichst große Befreiung des Vormundes eingetreten.

Digitized by Google

Die Massage als Frauenerwerb.

Nachdruck verboten.

Obschon in der Regel in Fällen, in denen Massage notwendig erscheint, der behandelnde Arzt, bezw. die Ärztin sie selbst ausüben sollte, so giebt es doch Fälle, in denen die Zuziehung einer Masseuse unumgänglich nötig wird, trotzdem ihr eine vollständige medizinische Bildung abgeht. Das ist vor allen Dingen der Fall, wenn es sich um weibliche Patienten handelt, die einen männlichen Arzt gebrauchen. Sie verlangen meistens selbst nach einer Masseuse; darauf weist u. a. Prof. Dr. Dujardin-Beaumetz hin in seiner Einleitung zu der französischen Übersetzung des Werkes: Die Massotherapie oder die Massage als Behandlungsmethode, von William Murrell, Professor am Westminster-Hospital, London, Examinator am Royal College of Physicians.

Die Massage ist ein Beruf, der die auf eigenen Erwerb angewiesene Frau in den meisten Fällen bei mäßigen Ansprüchen vollkommen ernährt, und auch durch seine Erfolge Befriedigung gewährt. Notwendig ist dazu allerdings, daß der Beruf mit Sicherheit, mit voller Erkenntnis seiner Tragweite und nach gründlicher Erlernung ausgeübt wird.

Bekanntlich sehen viele die Massage und alles, was zu ihr gehört, mit großem Mißtrauen an und nicht ganz mit Unrecht, nicht als ob die Massage an und für sich nicht leistungsfähig wäre, sondern weil sie leider so häufig in Fällen angewendet wird, wo sie eben gar nicht am Platze ist. Es wird kein Unterschied gemacht, sondern sie wird bei allen Arten chronischer Leiden zu Hilfe gezogen. Das ist ein großer und bedauerlicher Fehler. Man betrachtet sie als spezielles Behandlungssystem, während sie in Wirklichkeit nur eines aus der Zahl der therapeutischen Agentien ist, über die jeder Arzt disponiert. Man übt sie ohne Kenntnis und stiftet oft unberechenbaren Schaden. Es ist nicht angenehm, von einem Aneurysma oder einem Magengeschwür zu hören, das durch die Anstrengungen eines allzueifrigen Masseurs geborsten ist, aber solche Unglücksfälle sind nicht so selten. Der sogenannte Masseur oder die Masseuse, die im Lande umherreisen mit einem Zeugnis, das nur die Bescheinigung für eine bezahlte Taxe ist, sind eine Schande und haben es dahin gebracht, daß eine berechtigte Behandlungsmethode in Verruf gekommen ist, so heißt es in dem Vorwort zur 4. Auflage des schon erwähnten Werkes von Dr. W. Murrell. Das mögen sich Frauen und Mädchen merken, die sich dem Beruf der Massage zuwenden wollen und der naiven Ansicht sind, daß sie nach einer 4—6 Wochen langen Erlernung der Handgriffe der Massage sich selbständig zur Behandlung anbieten können, wie dies ja leider oft genug geschieht, gewissenlos, aber billig. Billig, das ist aber die Losung bei dem großen Publikum; es ahnt nicht, wie teuer, wie schmerzlich teuer einem armen Patienten hinterher die billige Massagebehandlung zu stehen kommen kann. Die heilbringende Hilfeleistung einer erfahrenen Masseuse kann nicht gar so billig sein.

Dr. Murrell sagt in Bezug auf die Frage, wer soll denn nun die Massage ausüben: „Es wäre schwer anzunehmen, daß eine so delikate Verrichtung einer unerfahrenen oder ungebildeten Person anvertraut werden dürfe. Für Frauen und Kinder ist es wesentlich, eine ganz vollkommene Masseuse zu haben. Sie muß eine gebildete Frau sein, (ich gebrauche dies Wort mit Fleiß) die in den verschiedenen Methoden durchgebildet wurde, welches Studium zum mindesten zwei Jahre erfordert. (Ein Ideal, aber wie alle Ideale schwer erreichbar.) Sie muß eine solche Kenntnis der Oberflächen und Eingeweide, der Anatomie und der Physiologie haben, daß sie imstande ist, die Vorschriften des Arztes mit Verständnis auszuführen. Es ist nicht nötig, daß sie physisch stark sei; Geschicklichkeit und Intelligenz sind wichtiger. Sie muß eine feinfühlige Frau sein, und der Besitz eines angenehmen Temperaments wird den Wert ihrer Dienste erhöhen. Sie muß eine gute Gesundheit haben, kräftige Muskeln, ein fröhliches Temperament, kein unangenehmes Gesicht und gute

Digitized by Google

Manieren, eine weiche, biegsame, feste Hand, eine gute Erziehung und ein gewisses Feingefühl. Kenntnis der Grundzüge der Anatomie, wie die der Lage der verschiedenen Teile, der Lage und des Verlaufs der größeren Arterien, Venen und Nerven, und Kenntnis gewisser physiologischer Thatsachen, wie der Funktionen der verschiedenen Organe, der Vorgänge der Zirkulation und der Ernährung und endlich Bekanntschaft mit den durch die verschiedenen Manipulationsformen hervorgebrachten Wirkungen, mit der Reihenfolge, in der diese verschiedenen Formen angewendet werden sollen, um gewisse allgemeine Wirkungen zu erzielen, mit dem Schaden, der angerichtet werden kann durch unrichtige und unordentliche Ausführung, und eine praktische Fertigkeit in ihrer Anwendung, die nur durch Unterricht bei einem erfahrenen Lehrer erreicht werden kann. Die Massage ist eine Kunst und muß als solche durch Studium und Praxis unter maßgebender Leitung erworben werden. —

Fast scheint es unglaublich, daß die erste Grundlage eines in so viele Gebiete übergreifenden Berufes durch einen Lehrkursus von 6 Wochen gelegt werden könne, und doch ist dem so. Wer einige Kenntnis von den Grundsätzen der Stenographie hat, wird das begreifen. Auch hier ist das System in einer verhältnismäßig unglaublich kurzen Zeit dem Laien begreiflich zu machen, und doch, welche Übung, welch ernsten Fleiß erfordert es hinterher, ein brauchbares Stenogramm zu liefern; auch hier rechnet die Lehrzeit nach Wochen, die Übung bis zur Fertigkeit nach Jahren. —

Die Massage war in primitiven Formen schon den Alten bekannt; ein Eingehen darauf würde hier zu weit führen. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts wurde sie nach langer Vergessenheit zuerst in Frankreich von neuem ausgeübt und zeitigte in der Mitte des Jahrhunderts die ersten wissenschaftlichen Werke bedeutender Ärzte darüber. Inzwischen sind neben der manuellen Behandlung die medico-mechanischen Institute mit den Zander'schen Apparaten ins Leben getreten, deren Deutschland jetzt schon 25 besitzt. Lehrkurse werden an allen größeren Instituten erteilt, und alle größeren Städte weisen deren auf.

An dem medico-mechanischen Institut in Berlin W. Leipzigerstr. 130 erteilt Herr Dr. Schütz Lehrkurse. Ein solcher tritt nach vorhergegangener Anmeldung von 6—8 Damen ins Leben, dauert 6 Wochen bei wöchentlich viermal 1½—2 Stunden und kostet einhundert Mark. Nach absolvierter Lehrzeit erhält die Schülerin ein Zeugnis, das sie berechtigt, unter Aufsicht und nach ärztlicher Verordnung ihren Beruf auszuüben. Die Erlernung der Handhabung und Bedienung der Zanderschen Apparate geschieht unentgeltlich. Ohne verbürgen zu können, daß die leitenden Ärzte aller nachbenannten Institute überhaupt und unter gleichen Bedingungen Unterricht erteilen, nennen wir noch folgende Anstalten: für Breslau, Dr. Kurznitzki; Dresden, Dr. v. Reißer; Frankfurt a./M., Dr. Nebel; Hamburg, Dr. Hasebrock; Leipzig, Dr. Ramdohr; Wiesbaden, Dr. Staffel. Auf eine einfache briefliche Anfrage erhält man die gewünschte Auskunft. Schließlich gereicht es uns zur Genugthuung in dem Organ „Die Frau" gerade eine Frau als besonders tüchtige Lehrmeisterin für Massage und schwedische Heilgymnastik empfehlen zu können. Frl. Lina Neumann, Inhaberin der Anstalt Dresden-A., Kohlschütterstr. 6 erteilt Lehrkurse von 4 und 8 Wochen, entweder nur in Massage oder mit Hinzunahme von schwedischer Heilgymnastik. Frl. Neumann hat vor Begründung ihrer Anstalt die eingehendsten Studien gemacht. Nach einer gründlichen Vorbildung in einer großen Anstalt Deutschlands, ging Frl. N. nach London, um sich in der Anstalt des Schweden Kellgren die Kenntnis der schwedischen Heilgymnastik und Massage nach dem System des Dr. Mezger anzueignen, verblieb dann in selbständiger Ausübung noch 2 Jahre nach ihrer Lehrzeit in London und gründete dann die Anstalt in Dresden. Anmeldungen sind zu richten an das Institut für Heilgymnastik und Massage, Dresden-A., Kohlschütterstr. 6.

Die Kunststickerei-Schule zu Köln

bildet in dreijährigem Kursus Frauen und Mädchen aus, welche die Stickerei als Beruf zu wählen beabsichtigen. Das Lehrziel der Schule ist die Befähigung nicht nur zu selbständiger Anfertigung von Kunststickereien, sondern auch zur Leitung von Stickereigeschäften und zur Lehrbefähigung auf dem Gebiete der Kunststickerei. Der Lehrstoff umfaßt die verschiedenen Arten und Techniken der Kunststickerei, sowie den für die Erreichung obiger Ziele notwendigen Unterricht im Fachzeichnen. Es werden gelehrt: Die gleichseitigen Techniken, als: Holbeintechnik, gleichseitiger italienischer Kreuzstich, Doppelplattstich; die einfache Weißstickerei, Herstellung von Flachknoten und Macramé-Arbeiten, die Leinenstickerei und der Leinendurchbruch; die Aufnäharbeit (Applikation), die Nadelmalerei, Bild- und Wappenstickerei, sowie die verschiedenen Arten der Goldstickerei und Unterweisung im Fachzeichnen. Weitere Auskunft erteilt die Leiterin der Kunststickerei-Schule, Frl. Fanny Graeff, Köln, Brandenburgerstraße Nr. 13. — Die Schule ist durch einen Verein begründet worden, dessen Vorsitzende Frau Eugen vom Rath, geb. Stein, ist.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Ueber die Fabrikarbeiterinnen** und die jugendlichen Fabrikarbeiter im Deutschen Reich enthält das vierte Heft des Jahrgangs 1894 der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs eine auf Grund der Gewerbe-Inspektionsberichte für 1893 angefertigte Übersicht. Danach wurden in Fabriken und diesen gleichstehenden Anlagen, die den Gewerbe-Aufsichtsbeamten (Fabrikinspektoren) unterstellt sind, 219 781 jugendliche Arbeiter im Alter von unter 16 Jahren (gegen 220 174 im Jahre 1892) beschäftigt und zwar im Alter von unter 14 Jahren 3 730 (7 426) Knaben und 2 181 (3 913) Mädchen, im Alter von 14 bis 16 Jahren 140 695 (139 513) Arbeiter und 73 265 (69 322) Arbeiterinnen. Die Fabrikarbeit von Kindern ist nach diesen Zahlen seit 1892 wieder in erheblichem Maße zurückgegangen, nämlich um 48 Prozent. Unter den im Jahre 1893 beschäftigten 616 620 erwachsenen Arbeiterinnen waren 249 209 oder 40,4 Prozent 16 bis 21 Jahre, 367 411 oder 59,6 Prozent über 21 Jahre alt. 305 175 oder 49,5 Prozent der Gesamtzahl waren in der Textilindustrie, 84 876 oder 13,8 Prozent in den Gewerben für Nahrungs- und Genußmittel beschäftigt.

* **Lehrerinnengehälter.** Die „Blätter für soziale Praxis" (Nr. 106) berechnen, daß die Berliner Volksschullehrerin durchschnittlich in Wirklichkeit ca. 1 119 Mark, nach Verhältnis der zu leistenden Stundenzahl ca. 700 Mark weniger als der Lehrer erhält, das ist etwa fünf Achtel des durchschnittlichen Lehrergehalts. An der Hand von zuverlässigen Zahlen wird ferner an einem ausführlich dargestellten Beispiel bewiesen, daß eine Berliner Gemeindeschullehrerin auf mittlerer Gehaltsstufe, selbst bei günstigen häuslichen Verhältnissen mit ihrem Gehalt nicht auskommen könne, ganz abgesehen davon, daß viele Lehrerinnen Verpflichtungen gegen Angehörige haben, denen sie sich weder entziehen können noch wollen.

Weit schlimmer steht es freilich noch mit der Besoldung der Volksschullehrerinnen in den östlichen Provinzen. So bezieht eine Lehrerin in Garki bei Adelnau, Provinz Posen, ein Anfangsgehalt von 600 Mark, das in 40 Dienstjahren und 8 Stufen auf 1090 Mark steigt. Die außerdem für Wohnung und Feuerung bewilligten 260 Mark dürften kaum zur Bestreitung dieser Bedürfnisse ausreichen. Nach zehnjähriger Thätigkeit kommt die staatliche Alterszulage von 40 Mark hinzu, die in fünfjährigen Stufen auf 350 Mark steigt. Und diese Besoldung steht in Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien nicht vereinzelt da. In den Orten Bogdanowo, Langguhl, Sarne, Rawitsch, Dubin, Nikolaiken, Weichselmünde, Oliva, Karthaus, Dirschau, Stargard (Preußen) schwanken die Besoldungen zwischen 600 und 660 Mark jährlich, wobei entweder ein unzureichender Zuschuß zur Wohnung und Feuerung geboten wird oder beide in natura zur Stellung gehören oder sogar, wie in Rawitsch, von dem kärglichen Einkommen, 675 Mark jährlich, bestritten werden müssen. Über die Beschaffenheit der ihr angewiesenen Dienstwohnung liefert eine Lehrerin in Oberschlesien folgende Schilderung: „Meine Dienstwohnung bestand in einem Stübchen im Giebel eines Bauernhauses; Wände und Decke weiß getüncht, letztere mit der ausgestreckten Hand bequem zu erreichen. Ein ebenfalls getünchter Lehmherd verengte den Raum, den zwei kleine, schlecht schließende, auf das Dach des Nachbarhauses, in dem sich eine Schlächterei befand, hinausgehende Fenster nur notdürftig erhellten."

Die Posener Zeitung (Nr. 187) der wir diese Angaben entnehmen, macht dazu die sehr richtige Bemerkung: „Es klingt wie eine Satire auf die sonst immer von Behörden, Ärzten und amtlichen Vorgesetzten aufgestellte Behauptung von der geringeren physischen Leistungsfähigkeit der Lehrerinnen, wenn man sieht, wie deren Höchstgehalt von Staat und Gemeinden in Fernen gerückt wird, welche nur unter Voraussetzung der vollen männlichen Kraft die Möglichkeit gewähren, das Endziel nicht nur zu erreichen, sondern auch das so schwer errungene, annähernd auskömmliche Gehalt noch einige Jahre zu genießen. Für die Mehrzahl der Lehrerinnen bleibt ein solches eine lockende Fata Morgana in der Wüste ihres entbehrungsvollen Lebens, die ihnen ihre kümmerliche Lage nur drückender macht, weil das bittere Gefühl erlittenen Unrechts hinzutritt. In vielen Orten wird den für schwächer gehaltenen Lehrerinnen auch dasselbe Arbeitsmaß zugewiesen, wie es von den Lehrern verlangt wird. In Bogdanowo, Garki, Oliva, Schwersenz, Ohra, Stallupönen, Pr. Holland, Tolkmit, Elbing, (800—1400 Mark in 30 Dienstjahren) und Beuthen, Oberschl., sind die Lehrerinnen vokationsmäßig zu 28—30—32 Unterrichtsstunden, die sie in meist überfüllten Klassen zu erteilen haben, verpflichtet. 80 Kinder in einer Klasse ist Norm, die Zahl 100 wird oft überstiegen. So teilt eine Lehrerin aus Oberschlesien mit, daß ihr auf einer Landstelle im Klassenunterricht 115, im Industrieunterricht 208 Schülerinnen zugewiesen wurden. Wo bleibt da die Rücksichtnahme auf die schwächere weibliche Kraft?"

* **In England** ist bekanntlich im Kirchspielgesetz vom März 1894 das Wahlrecht und die

Digitized by Google

Wählbarkeit für Kirchen-, Schul- und Armenräte nicht nur den ledigen Töchtern und Witwen, sondern auch allen verheirateten Frauen zugesprochen worden, die ein besonderes Eigentum besitzen. Zu der ersten Wahl nach diesem Gesetze, die im vergangenen Dezember stattfand, stellten sich 458 weibliche Kandidaten, und von diesen sind 391 gewählt worden, die nunmehr in den Kirchen-, Schul- und Armenräten von England und Wales sitzen.

* **Die Belgische Liga für Frauenrechte** hat einen Aufruf an die großen Geschäfte in Brüssel erlassen, mit der Bitte, ihre Inhaber möchten ihre weiblichen Angestellten mit Sitzen versorgen, damit sie sich wenigstens zeitweise setzen können. Die Ladenbesitzer haben sich jedoch geweigert, da nach ihrer Behauptung ihre reichen Kundinnen daran Anstoß nehmen würden. Da die Liga diesen Grund nicht für genügend hält, läßt sie nun unter den Brüsseler Damen ein Zirkular herumgehen, in dem sie sie auffordert, die Geschäfte zu boykottieren, die sich dem Vorschlag widersetzen.

* **An der finnländischen Universität Helsingfors** giebt es gegenwärtig 105 weibliche Studierende (unter 1921 Studierenden) gegen 73 im letzten Semester. 47 sind davon in der historisch-philologischen Fakultät und 45 in der mathematischen eingeschrieben, sieben Damen studieren Jurisprudenz, fünf Medizin und eine Theologie.

* **Auch in Island** macht die Frauenbewegung Fortschritte. Eine der Führerinnen beabsichtigt jetzt Monatshefte unter dem Titel „Das Frauenblatt" herauszugeben, das alle Fraueninteressen vertreten soll, besonders auch Erziehungs- und Unterrichtsfragen. Es wird schon im nächsten Monat ins Leben treten.

* **In Amerika** empfangen etwa 50 000 Frauen Universitätsbildung; von diesen gehören 11 992 den nur für Frauen bestimmten Universitäten an. Von den 4 leitenden Universitäten hat Wellesley 700 Studentinnen, Smith 696, Vassar 430 und Bryn Mawr 194.

* **Mrs. Cleveland,** die Frau des Präsidenten der Vereinigten Staaten, ist Mitglied des Frauen-Mäßigkeitsvereins (Womens' Christian Temperance Union) geworden.

* **Das Frauenstimmrecht** ist nach dem Beispiel von Neu-Seeland kürzlich gleichfalls in Süd-Australien eingeführt worden. In Neu-Seeland betrug nach einer neuerdings veröffentlichten Statistik bei den ersten Parlamentswahlen die Zahl der eingeschriebenen Wahlberechtigten 302 997, davon 193 536 Männer und 109 461 Frauen. An der ersten Abstimmung beteiligten sich 129 792 Männer und 90 290 Frauen. Da die Zahl der Frauen, die Anspruch auf das Wahlrecht hatten, 130 915 betrug, so ergiebt sich, daß 78,2 Prozent der wahlberechtigten Frauen aus eigenem Antrieb ihre Einschreibung in die Wählerliste verlangten; unter den Eingeschriebenen haben dann 85,18 Prozent ihr Wahlrecht wirklich ausgeübt, von den Männern nur 67 Prozent. Dieses Ergebnis widerlegt jedenfalls die Behauptung, daß die Frauen das politische Stimmrecht nicht wollen oder daß sie es, wenn sie es haben, nicht benützen. Auch in Amerika stand das Frauenwahlrecht kürzlich wieder auf der Tagesordnung einer gesetzgebenden Versammlung. Die Legislatur der englischen Kolonie Neu-Braunschweig, Canada, hat einen Gesetzentwurf, der den Frauen von gewissem Vermögen oder Einkommen das parlamentarische Stimmrecht erteilen wollte, nur mit einer Majorität von vier Stimmen abgelehnt.

* **Totenschau.** In Christiania starb am 6. März im 82. Lebensjahre Camilla Collet, eine der hervorragendsten Schriftstellerinnen Norwegens und die erste Vorkämpferin für die Frauensache. Sie war eine Schwester des Dichters Henrik Wergeland. 1841 verheiratete sie sich mit Professor Collet, und nun begann sie ihre schriftstellerische Thätigkeit, in der sie mit ihrem Hauptwerk „Die Töchter des Amtmanns" das größte Aufsehen erregte. Hier warb sie im Gewande des Romans für die „Freimachung der Frau", indem sie gegen die konventionelle Ehe protestierte und für das Recht der Liebe eintrat. Nach dem Tode ihres Gatten hielt sich Frau Collet viel im Auslande, so auch in Deutschland auf.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ein Frauen-Fortbildungsverein

hat sich vor kurzem in Köln gebildet. Die Frauenbewegung hatte bis dahin in der alten Handelsstadt wenig Wurzel fassen können. Einige energische Frauen, an ihrer Spitze die Frau Oberbürgermeisterin Becker, Frl. Mathilde v. Mevissen und Frl. v. Mumm waren in Verbindung mit Herrn Oberstaatsanwalt Hamm dem Gedanken näher getreten, auch in Köln einen Frauenverein ins Leben zu rufen, der in erster Linie die Fortbildung der Frauen zu idealen und praktischen Zwecken ins Auge fassen sollte. Ende November fand zur Anregung weiterer Kreise für diese Idee ein Vortrag von Helene Lange statt, am 28. Dezember die konstituierende Versammlung. Herr Oberstaatsanwalt Hamm setzte zunächst die Zwecke des zu begründenden Vereins auseinander: die Bildung der Frauen und ihre Förderung in den ihnen offen stehenden Berufszweigen. Er legte dar, wie es den Frauen selten oder nie gelinge, in einem Beruf zu voller Entfaltung ihrer Kräfte zu kommen, da die höheren, besseren Stellen, die neben pekuniären Vorteilen eine größere innere Befriedigung und Berufsfreudigkeit gewähren, von Männern besetzt würden. Den strebsamen, begabten Frauen nun eine geeignete Vorbildung für die oberen Stellen, besonders im Handlungswesen und im Lehrfach zu verschaffen, das sei die praktische Aufgabe des Vereins. Auch solle eine Haushaltungsschule für die Frauen und Töchter weiterer Kreise gegründet werden.

Digitized by Google

Da der Gedanke der Begründung einer kaufmännischen Fortbildungsschule am meisten Anklang fand, so wird der Verein zunächst eine solche ins Leben rufen. Es würden folgende Lehrfächer ins Auge zu fassen sein: Buchführung, kaufmännisches Rechnen, geschäftliche Aufsätze und Korrespondenz, Handelslehre, Warenkunde, Französisch, Englisch, Kalligraphie und Stenographie. Die Kurse werden schon zu Ostern ins Leben treten. Weiterhin werden dann Fortbildungskurse für Lehrerinnen geplant, für die sich gleichfalls lebhaftes Interesse zeigte.

Der Verein zählt heute schon 5—600 Mitglieder. Vorsitzende ist Frau Oberbürgermeister Becker, zweite Vorsitzende Frl. v. Meviſſen, Schatzmeisterin Frl. v. Mumm, Schriftführer Herr Dr. jur. G. Mallinckrodt.

Der Verein „Lehrerinnenheim"

zu Berlin (Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins) macht bekannt, daß die Leitung des Heims (Berlin, Schellingstraße 1 III) vom 1. April dieses Jahres ab Frl. Elise Streckfuß übergeben wird. Er bittet die Verbandsvereine, unter ihren Mitgliedern diese Nachricht zu verbreiten und sie zu veranlassen, auch in ihrem Bekanntenkreise auf das Heim aufmerksam zu machen, da es nur bei genügendem Zuspruch dauernd gehalten werden kann. Der Pensionspreis beträgt bei geteiltem Zimmer 15 Mark pro Woche, 60 Mark pro Monat; bei Privatzimmern je nach der Größe von 70 Mark monatlich an. Der Tagespreis für Durchreisende beträgt bis zu dreitägigem Aufenthalt bei vollständiger Pension täglich 2,50 Mark; Pension ohne Mittagessen 2 Mark. Nachtquartier und Frühstück 1,50 Mark. Das Heim nimmt nicht nur Lehrerinnen, sondern auch andere durchreisende Damen auf kürzere oder längere Zeit auf. Meldungen sind an die neue Vorsteherin zu richten.

Der Frauenbildungsverein zu Frankfurt a. M.

hielt kürzlich unter dem Vorsitz von Frau Rosalie Teblee seine Generalversammlung ab. Wie aus dem erstatteten Bericht hervorging, zählt der Verein 704 Mitglieder. Die Zahl der die Anstalt besuchenden Schülerinnen betrug für sämtliche Fächer 773, und zwar im Winterhalbjahr 360, im Sommerhalbjahr 413. Von den 11 Schülerinnen, welche sich zur Prüfung als Handarbeitslehrerinnen vorbereiteten, haben 9 ihr Examen im Frühjahr in Wiesbaden und eine im Herbst an der Elisabethschule mit Noten für höhere Schulen bestanden; 3 davon haben bereits Stellen an Schulen erhalten. Eine Schülerin ist im Unterricht verblieben. Der neusprachliche Unterricht erfuhr eine Umgestaltung nach der neuen Methode. Die Zahl der Pensionärinnen war 10. Der Kindergarten war durchschnittlich von 54 Kindern besucht, die Bildungsanstalt für Fröbelsche Kinderpflegerinnen von 9 Schülerinnen. Die Familie Rießer spendete 1 000 Mark zu einer Pauline Rießer-Stiftung, aus deren Zinsen eine Schülerin unentgeltlich unterrichtet wird. Die Ausgaben des Vereins beliefen sich auf 25 585 Mark, die Einnahmen auf 26 392 Mark.

Der Volksbildungsverein

in München hat eine Haushaltungsschule ins Leben gerufen, die sich die Aufgabe stellt, den Schülerinnen planmäßig praktische und theoretische Anleitung und Unterweisung in allen Haushaltungsgegenständen zu gewähren und zugleich den Sinn für eine geordnete Haushaltsführung zu pflegen. Die Anleitung, Unterweisung und Übung wird sich auf alles erstrecken, was Gegenstand der Fürsorge einer Frau in einem bürgerlichen Haushalte ist, somit auf Ernährung, Kleidung und Wohnung. Zu Grunde gelegt wird hierbei der Haushalt einer Familie des kleineren oder mittleren Bürgerstandes. Der praktische Unterricht in der Schule erstreckt sich auf Kochen und alle damit im Zusammenhange stehenden Arbeiten; auf Beschaffung und Behandlung der Bekleidungsgegenstände sowie der Tisch- und Bettwäsche; auf Einrichtung und Instandhaltung der Wohnräume. Der theoretische Unterricht umfaßt Lebensmittellehre und im Anschlusse hieran Haushaltungsrechnen und hauswirtschaftliche Buchführung sowie Gesundheitslehre. Die Gemeinde hat das Haus Nr. 18 an der Burgstraße dem Volksbildungsverein zur Einrichtung der Schule überlassen.

Der Frauenbildungsverein zu Breslau

hat auch im vorigen Jahre sehr erfreuliche Resultate zu verzeichnen gehabt. Die nachfolgende Tabelle gewährt einen Überblick über die verschiedenen Anstalten des Vereins und die Frequenz derselben.

A. Lehranstalt für Frauenarbeiten . . .	563
B. Fortbildungsschule	277
C. Kinderpflegerinschule	81
Volkskindergarten	119
D. Handarbeitslehrerin-Seminar	24
E. Handelsschule	26
F. Kochschule	128
G. Haushaltungsschule	81
H. Photographische Lehranstalt	20
Somit besuchten insgesamt	1319

Schülerinnen die verschiedenen Abteilungen. Der Verein zählte im vorigen Jahre 444 Mitglieder. Der Vorstand besteht aus folgenden Personen: Frau Anna Simson, Vorsitzende. Frau E. Oelsner, Frau Th. Jenke, Stellvertreterinnen. Moritz Müller, Kassenwart. Frl. C. Hofmann, Stellvertreterin. Frl. H. Glock, Schriftführerin. Frau Pinder, Stellvertreterin. Frau Alwine Böttcher. Frau Geheimrat Brie. Frau Pauline Drechsler. Frau Gertrud Friederici. Frau Agnes Krusemark. Frau Prorektor Maaß. Frau Geh. Kanzleirat Schirmer. Frau Malwine Sachs. Frau Professor Schönborn. Geh. Justizrat Biernacky. Fabrikbesitzer Rocksch. Dr. Malochowsky.

Der Rechtsschutzverein zu Dresden,

der am 17. Januar 1894 seine Sprechstunden eröffnete, ist im ersten Halbjahr von rund 400 Personen in Anspruch genommen worden. Das zweite Halbjahr vom 1. Juli bis 31. Dezember 1894 weist dem gegenüber eine entschiedene Abnahme der Frequenz nach, so daß das Gesamtergebnis des Jahres 1894 sich auf 628 Personen belief.

Digitized by Google

Dieses scheinbar ungünstige Verhältnis findet einerseits durch die großen Gerichtsferien seine Erklärung, andererseits wird sich aber auch die Abnahme solcher Fälle mit der Zeit noch mehr bemerklich machen, die eine Vermittelung seitens des Vereins als ziemlich aussichtslos erscheinen lassen. Hierzu sind in erster Linie die Ehescheidungen und die Alimentationsforderungen für uneheliche Kinder zu rechnen, und hier ist bereits ein Rückgang des prozentualen Verhältnisses zur Gesamtzahl zu konstatieren. Während in dem ersten Halbjahr Ehescheidungen ca. 28 Prozent und Alimentationsforderungen für uneheliche Kinder 10 Prozent der Gesamtzahl betrugen, sind diese im letzten Halbjahr auf ca. 27, resp. 9 Prozent zurückgegangen. Im Gegensatz zu der geringen Abnahme dieser Fälle ist eine desto stärkere Zunahme der Erbschaftsstreitigkeiten und Schuldforderungen zu konstatieren, die von 20 Prozent auf 26 Prozent der Gesamtziffer gestiegen sind, während Mietstreitigkeiten mit 7 Prozent und vermischte Fälle mit 31 Prozent partizipieren. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Cäcilie Dose, Dresden, Winkelmannstr. 1 II.

Bücherschau.

„Das Buch der Frauen." Von Laura Marholm. (Paris und Leipzig, Albert Langen 1895.) Für die Gefühle, aus denen das vorliegende Buch, wie es scheint, hervorgegangen ist, in denen es schwelgt, die es verherrlicht und die es uns als die Quintessenz des modernen „Weibempfindens" hinstellen möchte, hat die Pathologie einen Sammelnamen: hysterisch. Was bei hysterischen Frauen eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist, tritt uns hier auf jeder Seite entgegen: das Geschlechtsleben ist Mittelpunkt des Denkens, selbst die Bilder und Gleichnisse werden ihm entnommen. Das geistige Streben der Frau, ihr Ringen nach eigener Persönlichkeit wird als Abirrung von der einzigen Bestimmung, die sie hat, hingestellt: „dem Gottesdienst der Mysterienfeier zu lauschen," „des Mannes zu sein" und darin aufzugehen. Um ihre Theorie zu erhärten, wählt die Verfasserin sechs Frauen aus, die sie für Vertreterinnen par excellence der modernen Frauenbewegung hält. Es sind Marie Baschkirzeff, Anna Charlotte Edgrén-Leffler, Eleonore Duse, Mrs. Egerton, Amalie Skram und Sonja Kowalewska. In all diesen Frauen steckt, wenigstens nach der Marholmschen Darstellung, ein Stück Hysterie, ein Stück der „Dränge und Verschwiegenheiten" des modernen Weibes, wie das Vorwort so unnachahmlich deutsch sagt, die nach der Anschauung der Verfasserin seine Eigenart ausmachen. Wer sie nicht aufweist, wird aus der Liste bedeutender moderner Frauen gestrichen. George Sand, George Eliot, Marie Ebner-Eschenbach — überwundener Standpunkt. Sie sind keine modernen „Weibnaturen", d. h. mit anderen Worten: sie sind zu gesund.

Es ist eine höchst bequeme Art der Beweisführung, die sich Laura Marholm ausgesucht hat. Aus der Fülle gesunder Erscheinungen der Gegenwart wählt sie sechs mehr oder weniger innerlich angekränkelte, um an ihnen zu beweisen, was sie eben beweisen will. Man könnte umgekehrt etwa Strindberg nehmen und an ihm beweisen, „daß der Mann des Weibes ist." Es giebt immer Naturen, deren Gedanken sich ausschließlich um das andere Geschlecht drehen, deren Angelpunkt das Gefühlsleben ist; am häufigsten findet man sie unter genialen, künstlerisch angelegten Menschen. Und das bringt uns auf die größte logische Schwäche des Marholmschen Buches. Die sechs Frauen, die sie uns vorführt, sind durchaus nicht charakteristisch für die moderne Frauenbewegung. Große, geniale Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Malerinnen sind zu jeder Zeit sporadisch aufgetaucht, und selbst die Kowalewska hatte ihre Vorgängerin in Sophie Germain. Charakteristisch für heute sind die Frauen, die ihr Denken nicht auf sich, sondern auf die Menschheit gerichtet haben: Florence Nightingale, Octavia Hill, Mrs. Child, Mrs. Beecher-Stowe, Lucy Stone, Frances Willard. Wie, wenn die Verfasserin einmal versuchte, diese in ihr Prokrustesbett zu spannen? Aber sie sind leider nirgends von der Gefühlshysterie angekränkelt und darum nach Laura Marholms Theorie keine Vertreterinnen moderner „Weibnatur." An intellektueller Bedeutung und künstlerischer Begabung können sie sich allerdings mit L. Marholms sechs Frauen nicht messen, aber ob verheiratet oder unverheiratet, sie umschlossen außer dem engen Kreise von Menschen, der ihnen persönlich nahestand, mit ihrem Herzen die, für die niemand sonst sorgte, sie lebten für eine Idee. „Den Frauen die Liebe," das Wort der Marholm würden auch sie unterschreiben, aber neben der Geschlechtsliebe die Liebe zur Menschheit, zu den Verlassenen, den Armen und Unterdrückten, dem rechtlosen eigenen Geschlecht und darum Beteiligung am öffentlichen, am Menschheitsleben: das ist der Schlachtruf der modernen Frau.

So ist „Das Buch der Frauen" in Bezug auf das, was es beweisen soll, total verfehlt. Daß es nebenbei einige Kinderkrankheiten der Frauenbewegung richtig charakterisiert, macht das Buch um

Digitized by Google

so gefährlicher, weil es dadurch und durch die prophetisch-selbstsichere Art, in der die Verfasserin auftritt, manche über seine innere Hohlheit wegtäuschen wird. Alles in allem genommen, glauben wir, daß die Frauen, denen bei der Lektüre des Marholmschen Buches die Schamröte ins Gesicht steigt, mehr von echtem „Weibempfinden" in sich haben, als die, welche mit der Verfasserin übereinstimmen. Was aber auch denen, die von einer Ausdehnung des Wirkungskreises der Frau über die Familie hinaus nichts wissen wollen, die Augen über den Wert und die Richtung des Marholmschen Buches öffnen muß, ist: daß das tiefste Mysterium im Leben des Weibes, das Heiligtum der Mutterschaft und Mutterliebe darin nicht die geringste Rolle spielt. Wir können nur bedauern, daß eine Frau von der intellektuellen Bedeutung einer Marholm ihr eigenes Geschlecht in solcher Verzerrung auffaßt und darstellt und es wagt, diese verschwommene Erotik für das innerste Wesen des Weibes zu erklären. Jede gesund empfindende Frau und Mutter wird dagegen protestieren.

„Standesgemäß". Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise (E. Liß-Blanc) (Berlin, Gebr. Paetel, 1894). Die in den letzten Jahren schnell bekannt gewordene, beliebte Erzählerin, (deren Roman „Moderne Menschen" demnächst in dänischer Sprache erscheint) behandelt in „Standesgemäß" ein sehr zeitgemäßes Thema. Die kleinen Künste einer verarmten adligen Familie, die durch eine reiche Heirat ihren zerrütteten Verhältnissen aufzuhelfen hofft, und die kraftvolle, energische Selbsthilfe, mit der ein „entartetes" Mitglied dieser Familie sich selbst sein Schicksal schafft, sind geschickt zu einander in Gegensatz gebracht. Ungezwungen treten am Schluß die Tendenzen hervor, denen die Gestalten des Romans dienen: Nicht durch Geburt, sondern aus sich selbst heraus wird der Mensch niedrig oder vornehm — und: „Die Gegenwart hat keine Ahnung, was ein Weib leisten, was sie mit ihrer raschen Fassungsgabe und ihrem warmen Herzen dem öffentlichen Leben nützen kann! Weil die Frau von gemeinnützigem Wirken staatlich, offiziell ausgeschlossen ist, darum ist unser öffentliches Leben so verroht, von Egoismus zerfressen; es wird ihm ein zu gewaltiger Zusatz von Menschenliebe entzogen." Für die Verbreitung dieser, noch immer als ketzerisch angesehenen Wahrheiten ist die künstlerische Darstellung ein mächtiger Bundesgenosse.

„Deutsche Bürgerkunde". Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates und in die Elemente der Volkswirtschaftslehre. Von Dr. A. Giese, Oberlehrer in Berlin (Leipzig, R. Voigtländer, 1894. Preis geb. 1,25 Mark). Das kleine Buch orientiert in knapper, übersichtlicher Weise über die im Titel aufgeführten Stoffe und ist nicht nur Schülern sondern auch Erwachsenen warm zu empfehlen. Besonders möchten wir die Frauen darauf hinweisen, da die höhere Mädchenschule es in den seltensten Fällen zu ihren Aufgaben rechnet, ihre Schülerinnen über die Staatseinrichtungen der Gegenwart und nun gar über volkswirtschaftliche Dinge zu unterweisen, während die Verfassung des Servius Tullius immer ihre Rolle noch nicht ausgespielt hat. Es ist daher keine Seltenheit, daß ein junges Mädchen, selbst in Berlin, von unseren Staatseinrichtungen nicht das geringste weiß und Reichstag und Abgeordnetenhaus nur nach ihrer Lage unterscheiden kann. Aus vorliegendem Buch ist die unentbehrliche Grundlage zu gewinnen, auf der dann weitergebaut werden kann.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Von grösstem Nutzen!!

„Kindergarderobe" hat bereits über 90,000 Abonnenten!

Hütter,

„Kindergarderobe" hat bereits über 90,000 Abonnenten!

welche für ihre Kinder unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider verwerten und die „Kleinen" handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Sächelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Zündholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlage von **John Henry Schwerin, Berlin W.** neu erscheinenden concurrenzfreien Blatte:

„Kindergarderobe"

Illustrierte Monatsschrift m. Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung und Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung und Unterhaltung der „Kleinen", mit der Beilage „Für die Jugend".

Vierteljährlich **60 Pf.** [98

Zu sämtlichen Kinder-Costümen vollständige Schnitte!

Abonnements zu **60 Pf.** vierteljährl. b. all. **Buchhandlgn.** u. **Postanst.** — **Gratis-Probenummern** durch die **Buchhandlungen** und durch die **Expedition der „Kindergarderobe", Berlin W., Magdeburger Platz 5.**

Digitized by Google

„Erziehung und Ausbildung der Mädchen." Teil I. Das Studium der Frauenseele. Teil II. Die Erziehung und Ausbildung der Mädchen im Elternhause und in den Schulen. Von Albr. Goerth. (Leipzig, Julius Klinkhardt, 1894). Das Buch bewegt sich in den merkwürdigsten Widersprüchen. Auf der einen Seite tritt der Verfasser für die modernen Bestrebungen in Bezug auf Frauenbildung und Zulassung der Frau zu höheren Berufen ein, auf der andren eifert er in maßlosen Ausdrücken gegen die „Weiber", die dasselbe thun. Er streitet den Frauen den Mut ab, für eine Idee einzutreten und hilft sich angesichts des gerade augenblicklich von einem großen Teil der Frauenwelt aufgenommenen Kampfes für Ideen mit dem geschmackvollen Satz: „Die streitsüchtigen Weiber — namentlich alte verbissene Jungfern, alte Lehrerinnen und Erzieherinnen — welche in den letzten Jahrzehnten sich durch ihre Schimpfereien in Journalen hervorgethan haben, kämpfen nicht um Ideen, sondern befriedigen nur ihre Zank- und Skandalsucht und maßlose Eitelkeit." — Dazwischen finden sich recht verständige Bemerkungen über Erziehung, Mädchenlektüre und dergl.; hervorzuheben ist ein kräftiger Feldzug gegen die Backfischlitteratur. Alles in allem, fürchten wir, wird die in der Vorrede mit aller Naivetät ausgesprochene Zuversicht des Verfassers, daß der erste Teil seines Werks „in der Zukunft von der Geschichte der Pädagogik als ein bahnbrechendes Werk bezeichnet werden wird", arg getäuscht werden.

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. YANATAS tranquillizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used YANATAS and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found YANATAS a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch**, Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Webe-Apparate für Damen
Preis: 30, 20, 13 Mk.
Schnellste, interessanteste Arbeit, leicht nach der Gebr.-Anweis. zu erlernen.
Mittellosen schneller Verdienst!

von den bedeutendsten Zeitschriften als vorzüglich anerkannt, versendet die Erfinderin Frau Prof. **E. Wernicke**, geb. von Hackewitz, **Berlin W.**, Eisenacherstr. 18. — Man fertigt damit: **Unterröcke, Decken** aller Art, **Shawls, Pelerinen, Portièren, Kindersachen, Smyrna-Teppiche** und **Kissen** ꝛc. aus altem und neuem Material. [8

Gesangschule: Schultze-Strelitz.
Hamburg, Grindelhof 35a.
Ausbildung für Bühne und Konzert.
Theoretische und praktische **Unterrichtskurse für Lehrerinnen.**
Methode: **Julius Hey.** [49
Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

„Misch-Masch." Allerlei Geschichten von Robert und Mary Misch. (Berlin. Lidlicqr. Bureau.) Preis 2 Mark broch.

Der Ministerialerlaß vom 31. Mai für das höhere Mädchenschulwesen. Von C. Nobl. (Neuwied-Berlin. Heusers Verlag.) Preis 50 Pf.

Das Recht der Lebenden. Roman von Anna Vogel vom Spielberg. (Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft [Geschäftsleitung M. Breitenstein.]) Preis für Mitglieder broch. 3,50 Mark. für Nichtmitglieder Preis broch. 4,20 geb. 6 Mark.

„Auf Dionysosspfaden." Gedichte von Paul Lanzky. (Leipzig. Robert Claußners Verlagsanstalt.) Preis broch. 2 Mark.

„Eine neue Zeit." Schauspiel aus der Reformationszeit in 4 Akten. (Leipzig. Red. Claußners Verlagsanstalt.) Preis broch. 2 Mark.

„Morphium." Novellen von Adine Gemberg. (Berlin. S. Fischer.) Preis 3 Mark.

„Drama eines Kindes." Von Elsbeth Meier. (Berlin. S. Fischer.) Preis 1 Mark.

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz**, 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97

A. Sennecke, Hohenzollernstraße 2.

Musik-Schule und Seminar

zur Ausbildung von Gesang- und Klavierlehrerinnen.

Erfurt, Neuwerkstraße 19.

Besondere Kurse unter günstigen Bedingungen für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

19] Direktorin Frl. **A. Hesse.**

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im Atelier von **Johanna Helfer,** *Berlin W. Bülowstr. 21.*

Handelsinstitut für Damen

102] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Mondamin

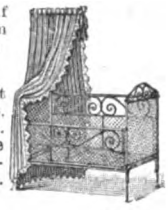
alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maismehl. Zu **Milchspeisen, Puddings, Sandtorten,** zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** vortrefflich. In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. in Pack. à 60 u. 30 Pfg. [39

Schlafe patent, raumsparend u. bequem auf **Jaekel's** preisgekröntem Patent-Bett-Sofa

„UNICUM".

Bestes Bett-Sofa d. Welt mit Sprungfdr.-Matratze u. gross. Raum f. d. Betten am Tage. Ebenso Patent-Bett-Stühle von 25 Mk. an. Patent-Bett-Schränke, Chaiselongue etc. Abteilung II.



Eiserne Betten, Englische Betten, Kinder-Betten, Amerikanische Stahldraht-Matratzen. Zusammenlegbare Betten f. Dienstboten.

—— **Gute Verpackung nach auswärts.** —— [100

Preislisten bitten über **Patent-Möbel u. eiserne Betten etc.** besond. zu verlangen.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,

Grösste Special-Fabrik, **Berlin SW., Markgrafenstrasse 20,** Ecke Kochstrasse.

Alleinstehenden Frauen,

die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66

70000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,

bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von **Kleider-, Unterrock-** und **Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf-** und **Teppichdecken,** in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch **R. Eichmann,**

Ballenstedt am Harz.

Leistungsfähigste Firma. [31

Muster umgehend franco.

Musikalien

Jede Nummer 10 Pfennig.

Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**

Bei **A. Anacker,** [85

Papier- und Schreibwarenhandlung.

Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut

f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **A. Federhausse, Berlin O.,** Andreasstr. 31, II. [86

G. Winckelmann's Buchhandlung u. Antiquariat

Berlin W.

14/16 Oberwallstraße 14/16

Lager von

Lehrmitteln

und

Anschauungsbildern.

Katalog über Lehrmittel, sowie Lagerkatalog und Antiquariatskatalog Nr. VII (Kunstlitteratur) steht gratis und franko zu Diensten. [103

Mme. Ailland prend étrangers voulant se perfectionner dans la langue française pour 150 frcs. p. m. 32, Bd. Montparnasse Paris. Références: Mlle. M. Guthe. Rinteln a. d. Weser.

Perfekte Modistin [83 für elegante und einfache Roben **Fahrenbruch,** Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Künstlerinnen-Verein München.

Damen-Akademie.

Sommersemester 1. April — 31. Juli. Ausbildung im Figurenfach, Landschaft und Stilleben, Modellieren, Illustrieren unter bewährten und hervorragenden Lehrkräften. — Anmeldungen zu adressieren:

Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins, Türkenstraße 89, Rckg.

Inscription 1. und 2. April, von 9—12 ebendaselbst. [101

Digitized by Google

Leichtes Salonstück.
Neu! Sehr gefällig:
Ilse-Gavotte.
Preis 1 Mark. [96
Gegen Einsendung des Betrags franco.
Emil Sondermann, Dresden-N.

In Freud und Leid.
Ein Blumenstrauß religiöser Gedichte alter u. neuer Zeit. Herausgegeben von der Diakonissenanstalt Bethesda.
Eleg. geb. mit Goldschn. 2,25 Mark. Diese Samml. mit Dichtung. von Geibel, Gerok, Spitta, Sturm 2c. eignet sich bes. als Konfirmationsgesch. Zu bez. von der Bethesda Buchhandlung, Berlin S.W., Wilhelmstr. 2. [92

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten Dr. **Bernhl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehen. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Neuestes Werk für Damen!
Von H. Klemm's vollständiger
„Schule der Damenschneiderei"
zum gründlich. **Selbstunterrichte** erschien die ganz nach neuster Mode gezeichn. 17. Aufl. mit 700 Schnittfig. u. Skizzen, broch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk. [95
Prospecte gratis und franco.
Dresden, H. Klemm's Verlag.

Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen bess. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.,** Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. eig. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung.
● **Lehrplan frei.** ●

Soeben erschien:
Ratschläge
für deutsche Erzieherinnen in England
von
Helene Adelmann
Preis 40 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.
Berlin S. 14. **W. Moeser Hofbuchhandlung.**

Wichtiger neuer Frauenerwerb.
In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78
Lehrkursus 20 Mark.
Mathilde Metzger.
Berlin, Puttkammerstr. 14 III, 9—3 Uhr.

Kindergärtnerinnen Bildungs-Anstalt.
Gegr. 1865. Berlin, Elsasserstr. 30. [91
A. Boltze, Vorst. Neuer Curs. beg. April. Auch werd. Famil. Kindergärtn. nachgew.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74
Frau **Gegenmantel,** geb. **Engelhardt.**
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49
Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Federschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.
Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **H. Ridder.**

Frau v. Mylke, [94
Stellen-Vermittelungs-Institut für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W, Potsdamerstr. 20.

Kochbücher!
Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 14.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71
Ad. Dewald,
Buchhandlung,
Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Frauenarbeit in Deutschland
von Lina Morgenstern.
Preisgekrönt in Chicago.
I. Teil: **Geschichte d. deutschen Frauenbewegung und Statistik der Frauenarbeit** auf allen Gebieten, namentlich in Industrie, Handel, Erziehung und Krankenpflege.
II. Teil: **Adreßbuch und Statistik der Frauenvereine in Deutschland** (6000 Adressen).

Die Frauen des 19. Jahrhunderts.
200 biographische und kulturhistorische Zeit- und Charakter-Gemälde von Lina Morgenstern.
Mit 21 Porträts. [72
3 Bände hochelegant geb. 24 Mark.
Brlg. d. Deutschen Hausfrauenzeitung,
Berlin S W., Großbeerenstr. 6.

Musikalien-Versand-Geschäft
A. Reetz, Berlin, Potsdamerstr. 139.
Kataloge gratis und franko. [75

Internationales Heim,
Berlin SW., Encke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen bess. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. **Selma Spranger** zugesichert. [76

Mit vorliegendem Heft beginnt das (3.) Quartal: April bis Juni 1895

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die „**Frau**" durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. April bestellen, wollen die Lieferung des April-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei directer Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 8. Mai 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Münchener Tage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Münchener Tage! Sonnenglut, Kunstgenüsse — bei den Sezessionisten auch manchmal das Gegenteil — englischer Garten, Isarluft, eine Alpenreise in Aussicht, — das ist so ihr herkömmliches Milieu. Aber diesmal war die Kulisse eine andere: das Münchener Arbeiterinnenheim mit seinen freundlich-ernsten Räumen, die Laub- und Tannengewinde schmückten und von deren Wänden die Bilder der Begründerinnen: Gräfin Butler-Haimhausen und Frau Betty Naue herabschauten. Draußen wehte ein eisiger Wind; drinnen aber tagten, warm von eifriger Arbeit, die Delegierten all der Vereine, die zusammen den Bund deutscher Frauenvereine ausmachen.

Viele Leserinnen der Frau werden bis zum heutigen Tage von der Existenz eines Bundes deutscher Frauenvereine wenig oder nichts gewußt haben. Es ist ihnen wohl kaum zu verdenken, denn der Bund ist sehr jung: er wurde im April 1894 nach dem Vorbilde des nordamerikanischen National Council of Women gegründet. Auch von diesem ist nur spärliche Kunde über den Ozean gedrungen, und so bot Frau Anna Simson aus Breslau in ihrem Vortrag: Was der Bund deutscher Frauenvereine will und was er nicht will, auch mancher Delegierten etwas Neues, als sie ein Bild des Wirkens dieser imponierenden amerikanischen „Schwesterschaft" mit ihren 700 000 Mitgliedern entwarf. Seine Ziele und Arbeitsgebiete hat der National Council selbst in einem im vorigen Jahre erschienenen „Bundeskatechismus"

Digitized by Google

skizziert. Es heißt darin: „Was ist der Zweck des National Council of Women?" Die Antwort lautet: „Das weitere Publikum mit dem großartigen Umfange und der Mannigfaltigkeit der Frauenbethätigung zum Wohl der Menschheit besser bekannt zu machen" ferner: „Frauen aus allen Arbeitsgebieten zusammenzubringen" und endlich: „den vereinigten Einfluß aller dieser Frauen solchen allgemeinen Arbeitsgebieten zuzuwenden, zu denen alle von Herzen ihre Zustimmung geben können — such as all can heartily agree upon."

Das Wort ist das A und O des Bundes. Obwohl daher die meisten Vorstandsmitglieder Anhänger der in Amerika so weit verbreiteten Mäßigkeitsbewegung oder des Frauenstimmrechts oder beider sind, so tritt doch der Bund selbst in keiner Weise dafür ein, weil er weiß, daß hier die allgemeine Zustimmung versagen würde.

Bei der Eröffnung des National Council i. J. 1891 erzählte Miss Frances Willard, seine Präsidentin, ein „nachdenkliches" Geschichtchen von einem Kölner Maurer. Als der erste Gottesdienst in dem vollendeten Dom gefeiert wurde, sagte er mit lauter Stimme, hingerissen von der Feierlichkeit des Moments: „Hätten wir je gedacht, daß wir etwas so Großartiges zu stande bringen würden!" Natürlich wurde er zunächst zur Ruhe verwiesen; nachher aber fragte man ihn, was er mit seinen Worten gemeint habe. Er antwortete: „Ich habe jahrelang drüben über der Straße den Mörtel gemischt. Hatte der Mörtel nichts mit dem Dom zu thun?"

In diesem Geschichtchen liegt das Geheimnis all solcher Verbindungen wie der Bund deutscher Frauenvereine eine ist. Der Mörtel, der sie zusammenhält, ist die stille, unscheinbare, im Geist echter Aufopferung sich Tag für Tag vollziehende Arbeit; es ist der Geist der Liebe und Selbstverleugnung. Diese Auffassung zur Geltung zu bringen, war eine Hauptaufgabe der diesjährigen Verhandlungen, da Auffassungen zu Tage getreten waren, nach denen die Aufgabe des Bundes in erster Linie darin bestehen sollte, die ganze Frauenfrage im Geschwindschritt und unter lebhaften äußeren Kundgebungen zu ihren letzten Konsequenzen zu führen. In dieser Beziehung wirkte der Vortrag von Frau Simson befreiend und klärend.

Der Bund hat im vorigen Jahre seine Kräfte besonders an zwei Aufgaben gesetzt: die Kinderhorte zu fördern und die Einführung weiblicher Fabrikinspektoren vorzubereiten. Die diesbezüglichen Petitionen haben zwar bisher keinerlei positive Resultate bringen können, ohne Zweifel sind aber — besonders für die Fabrikinspektion durch Frauen — manche maßgebende Kreise gewonnen. Die Weiterführung dieser Aufgaben wird eine der wesentlichsten Arbeiten auch im nächsten Jahre sein. Frau Anna Simson und Frau Jeannette Schwerin wurden als die am meisten kompetenten in erster Linie mit den weiteren Schritten zur Vertretung der Forderung: weibliche Fabrikinspektoren betraut.

Wenn neben diesen umfassenden Aufgaben noch einige von der ungeheuersten Wichtigkeit in Angriff genommen werden sollen, so täuschte man sich in der Versammlung keineswegs darüber, daß wirkliche Erfolge auf den in Rede stehenden Gebieten erst mit der Zeit und vermutlich unendlich langsam erreicht werden würden. Aber hier gilt es, Schleiermachers Wort zu beherzigen: „Dazu ist die Zeit noch nicht reif, sagen sie immer. Soll es deswegen unterbleiben? Was noch nicht sein kann, muß wenigstens immer im Werden bleiben."

Es sind die denkbar schwierigsten Fragen, um die es sich handelt: die Sittlichkeits- und die Mäßigkeitsfrage. Selbst wenn der Petition, die der Bund um Ab-

Digitized by Google

schaffung der gewerblichen Prostitution an den Reichstag richten will, nur der moralische Wert eines Protestes gegen die empörenden Zustände, die das sittliche Leben unseres Volkes untergraben, beigelegt werden sollte, so muß eben dieser Protest geschehen. Die Petition selbst betont drei Punkte: Die Widerrechtlichkeit der Entwürdigung eines Teiles der Staatsangehörigen zur Ware; die Unmöglichkeit, durch die jetzigen Maßregeln die Durchseuchung des deutschen Volkes zu verhindern, und die sittliche Schädigung und Herabwürdigung, die auch das männliche Geschlecht durch die jetzigen Zustände erfährt.

Es war bezeichnend, daß das von der Vorsitzenden des Bundes, Auguste Schmidt, gehaltene Referat, daß die Petition selbst keinerlei Widerspruch erfuhr. Vor etwa zwanzig Jahren wurde jedes Vorgehen nach dieser Richtung hin geächtet. Heute erkennen die deutschen Frauen an, daß, wenn ein großer Teil unserer Geschlechtsangehörigen im Schmutz versinkt, es nicht vornehm heißen darf: wir wollen unsere Hände nicht mit dem Schmutz besudeln. Was Josefine Butler — gewiß auch anfänglich mit Widerstreben — in England gewagt und mit so vorzüglichem Erfolge durchgeführt hat, das muß auch die deutsche Frau in die Hand nehmen. Zu entsetzlich laut sprechen die statistischen Erhebungen; zum Himmel schreien vor allen Dingen die Zustände in den großen Städten. Frau Hanna Biber-Böhm hat nach dieser Richtung hin ein umfangreiches Material zusammengetragen, das als Anlage der Petition beigegeben werden soll und wahrhaft erschütternde Details enthält.

Wenn die sittlichen Zustände unser Volk zerrütten, so nicht minder die Trunksucht. Fräulein Ottilie Hofmann, die dem Vorstand des Bremer Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke angehört, führte Details an, die mit der schwersten Besorgnis für die Zukunft erfüllen können. Deutschland wird danach im Alkoholkonsum nur noch von Belgien, Dänemark und Rußland übertroffen. Auf den Kopf der Bevölkerung, Frauen und Kinder mitgezählt, kamen 1885 nach Dr. Scholzs Angabe jährlich 10 Liter Branntwein; 1893 nach Dr. Bodes Bericht 13,2 Liter; außerdem an Bier 107,8 Liter, an Wein 6,44 Liter. Die jährliche Ausgabe für diese Getränke beträgt in Deutschland $2^1/_2$ Milliarden, d. h. die berauschenden Getränke kosten unserem Volk ca. sechs mal so viel wie das ganze Militärbudget. „Welche eine Welt von irdischen und geistigen Schätzen ist in diesem Alkoholmeer versunken!" so durfte die Berichterstatterin mit Recht ausrufen.

Es ist ferner statistisch erwiesen, daß wenigstens $^7/_{10}$ der Gefängnisse, der Armen- und Krankenhäuser durch Opfer der Trunksucht gefüllt werden, für die die Mäßigen als Steuerzahler aufkommen müssen. Verringerung des Alkoholkonsums bedeutet Verringerung der Verbrechen, das hat die Kriminalstatistik klar bewiesen. So sank während der Wirksamkeit Father Mathews in Irland der Schnapsverbrauch in zwei Jahren von 11 auf 6 Millionen Gallonen und die Zahl der Untersuchungsgefangenen von 36 392 auf 21 790.

Der sicherste Weg, dem entsetzlichen Laster beizukommen, ist: den guten Willen der einzelnen zu gewinnen. Diese Überzeugung hat denn auch überall zur Bildung von Vereinen geführt, die ihr Augenmerk vor allen Dingen der heranwachsenden Jugend zuwenden. Diesen Weg beschloß auch der Bund einzuschlagen und durch ein ausführliches, von Fräulein Hofmann vorgelegtes Anschreiben an die Vorstände von Knabenhorten, Fortbildungsschulen und anderen Unterrichtsanstalten diese für die von den Mäßigkeitsvereinen vertretenen Ideen zu gewinnen.

Digitized by Google

Die großen Benachteiligungen, die verschiedene Paragraphen des Familien- und Eherechts im Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches der Frau in Aussicht stellen, haben bereits verschiedene Frauenvereine: den Allgemeinen Deutschen Frauenverein, den Verein Frauenwohl in Berlin, den Rechtsschutzverein in Dresden ernstlich beschäftigt. Eine Menge Material ist bereits gesammelt. Der Bund beschloß die Einreichung einer diesbezüglichen Petition an den Reichstag und ernannte zu dem Zweck eine Kommission, die sich zunächst mit der nochmaligen Sichtung und Bearbeitung des Materials zu beschäftigen haben wird.

Das waren die Gegenstände, um die sich — allerlei innere Angelegenheiten abgerechnet — die Verhandlungen des Bundes vorzugsweise drehten. Selbstverständlich kamen mancherlei Gegensätze dabei zum Ausdruck, da die in München vertretenen Vereine den allerverschiedensten Tendenzen und Arbeitsgebieten angehören. Dank der milden, humanen, gerechten und parlamentarisch unanfechtbaren Leitung von Auguste Schmidt, die bei dieser Gelegenheit wieder die seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften bekundete, die sie an die Spitze der deutschen Frauenbewegung gestellt haben, kam es zu keinem verletzenden Aufeinanderplatzen der Meinungen; zum Schluß wurde stets ein befriedigendes Resultat erzielt. Wenn auch einzelne der in solchen Bewegungen stets nach einiger Zeit auftauchenden „Jungen" (nicht immer an Jahren, sondern an Erfahrung) hier und da ein wenig an Goethes Baccalaureus erinnerten („Wer außer mir entband euch aller Schranken philisterhaft einklemmender Gedanken .... Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf," und wie die unsterblichen Worte des alten Weisen von Weimar alle heißen), so wirkt ja so ein wenig Baccalaureustum immer ganz anregend und erhält bei Humor.

An die Delegiertenversammlungen schlossen sich noch zwei Vortragstage an, die von den regsamen und warm für die Frauensache begeisterten Münchener Vereinsvorständen, an ihrer Spitze Frau Dr. Betty Naue, veranstaltet waren, um weitere Kreise für die neuen Ideen zu gewinnen; die warme Aufnahme der Vorträge bewies, mit wie großem Erfolg!

Der Bund deutscher Frauenvereine ist ein entschiedener Fortschritt. Er will die einzelnen Vereine von ihrem Vereinsegoismus, der sie häufig von jeder Teilnahme an nicht in ihrer Richtung liegenden Interessen ausschließt, befreien und den großen Gedanken gemeinsamer Aufgaben und Ziele pflegen. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß sich den 60 Vereinen, aus denen er jetzt besteht, in reicher Anzahl weitere anschlössen.

Digitized by Google

Die Frau im Recht.

II.

Der letzte Wille.

Von

Dr. Paul Schüler.

Nachdruck verboten.

Ein tüchtiger, aber etwas wunderlicher Rechtslehrer pflegte seine Vorlesungen über Erbrecht damit einzuleiten, daß er an seine Hörer die Frage richtete, ob vielleicht einer der Herren zu sagen vermöchte, wodurch sich der Mensch vom Tiere unterscheide. Wenn dann eine Reihe von Antworten erfolgte, schüttelte der Professor nur lächelnd den Kopf. Der aufrechte Gang — die Sprache — die Vernunft —: das waren seiner Ansicht nach Höhepunkte einer Entwicklung, deren Vorstufen sich auch bei Tieren fänden; Quantitätsunterschiede, nichts weiter. Was aber den Menschen qualitativ wesentlich vom Tiere unterscheide, das sei die Fähigkeit, seinem Willen über den Tod hinaus zwingende Geltung zu verschaffen, den Überlebenden vermöge des Testaments den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken.

Ferdinand Lassalle bezeichnet das Buch mit den sieben Siegeln[1]) als „die römische Unsterblichkeit“: gewiß im Sinne jenes römischen Juristen, der keinen anderen Trost für den Tod kannte als die voluntas ultra mortem — den Willen über den Tod hinaus. Ein Triumph des Geistes über die Materie: das ist die Bedeutung des letzten Willens, und man begreift — was einer lebensfrohen Jugend oft unverständlich erscheint —, daß Menschen in reiferem Lebensalter sich mit Vorliebe der Erwägung hingeben, wie es nach ihrem Tode gehalten sein soll: nicht weil sie gern an den Tod denken, sondern weil das Verfügungsrecht über den Tod hinaus dem finsteren memento mori etwas Tröstliches giebt. Das Ausdenken, Abfassen und Umändern des letzten Willens wird nicht selten zur Lieblingsbeschäftigung des Alters; ja, es giebt Naturen, bei denen das Testieren zum leidenschaftlichen Sport ausartet, nicht anders als Kartenspiel und Pferderennen.

Diesem Spielen mit dem letzten Willen leisten solche Gesetzgebungen Vorschub, die — wie die französische und österreichische — die bloße Niederschrift und Unterschrift für ausreichend bezeichnen, um den Anordnungen des Erblassers Kraft zu geben. Mit Recht bemerkt der bekannte Jurist Dernburg: „Bei einem so bedeutungsvollen Akte ist Gewicht darauf zu legen, daß der Wille ein gesammelter und ernster sei, und daß jeder Zweifel möglichst abgeschnitten werde, ob es sich um einen bloßen Entwurf und um ein vorläufiges Projekt des Erblassers, oder um einen bestimmten Entschluß handelt.“ Von diesem Gesichtspunkt aus ist der strengen Form des preußischen Landrechts der Vorzug zu geben. Danach muß der Erblasser — ohne Unterschied des Geschlechts — entweder sein Testament zu gerichtlichem Protokoll erklären oder — und dies ist das Übliche — das bereits geschriebene und eigenhändig unterschriebene Testament in einem Couvert persönlich dem Amtsgerichte seines Wohnorts in Verwahrung geben. Die Strenge dieser Form, die Fragen, welche der Richter an den Testator stellt, um sich von seiner Zurechnungsfähigkeit zu überzeugen, der Hinweis, daß die Noterben [d. h. Ehegatten, Kinder und, wenn Kinder nicht vorhanden sind, Eltern] im Testamente bedacht sein müssen — das alles bietet Gewähr dafür, daß nicht jedes beschriebene Blatt Papier, welches sich im Nachlaß findet, für ein Testament ausgegeben werden kann, und daß ein Vorkommnis, wie das folgende, welches sich im Gebiete des französischen Rechtes ereignet hat, unmöglich ist:

In dem Nachlasse einer Schauspielerin, welche vor Jahren dem Elternhause den Rücken gewandt hat, um sich der Bühne zu widmen, findet sich ein Zettel mit den

[1]) Eine alte Form des römischen Testaments.

Digitized by Google

Worten: „Meine gesamte Habe vermache ich meinem lieben Hund Mopsus als demjenigen Geschöpfe, welches sich allein als treu erwiesen hat. Meine Dienerin Anna S., welche eine Summe von tausend Mark erhält, soll gehalten sein, Fürsorge zu treffen, daß mein Hund Mopsus bis an sein Lebensende standesgemäß verpflegt wird. Zu Testamentsvollstreckern ernenne ich meine Dienerin und den Herrn . . . .“ Es folgen Anordnungen über Anlage des Vermögens und die Unterschrift. Zum Glück lebte der Vater der Erblasserin, welcher die Nichtigkeit des Testaments geltend machte, weil sein Noterbenrecht verletzt, ein Hund nicht erbfähig, seine Tochter nicht bei Sinnen gewesen sei. Sämtliche Gründe trafen zu.

Es kann nicht geleugnet werden, daß den Vorteilen der strengen Form erhebliche Nachteile gegenüber stehen. „Rasch tritt der Tod den Menschen an“: wenn jemand sich entschließt, sein Testament zu machen, ist es ihm vielleicht nicht mehr möglich, die erforderliche Form zu erfüllen. Ein Testament schreiben und unterschreiben: das würde er noch zu stande bringen. Aber Krankheit fesselt ihn ans Bett, und der Tod wartet nicht, bis die Gerichts-Deputation seinem Ersuchen, zu ihm in die Wohnung zu kommen, Folge leistet. Da ist es denn nur ein schwacher Behelf, wenn das Landrecht den Erblasser über den zwanzigsten Teil seines Nachlasses durch bloße Schriftform [Kodizill] verfügen läßt. Gesetzgeberisch war offenbar der Gedanke maßgebend, daß man in gesunden Tagen sein Testament errichten solle. Körperliche Leiden behindern nicht selten die freie Disposition. Rücksichten leiten den Kranken, die in gesunden Tagen in Fortfall kommen. Kaptationen und Erbschleichereien der Umgebung sollen vermieden werden. So kehrt denn in modernem Gewande derselbe Gedanke wieder, der jenem alten, deutschen Stammesrechte zu Grunde lag, wonach jemand, der sich gewisser Güter begeben wollte, erst eine Probe seiner Rüstigkeit dadurch ablegen mußte, daß er freihändig und ohne fremde Hilfe auf ein Pferd sprang. Angesichts dieser Kraftprobe wird die Anforderung des preußischen Landrechts gewiß nicht übertrieben erscheinen.

Aber freilich: was in vielen Fällen gerecht ist, kann in anderen zu Härten führen.

Ein Ehemann, dessen Bemühungen, eine leitende Stelle im Hause einzunehmen, an der Entschlossenheit seiner Ehefrau gescheitert waren, hat auf Gericht ein Testament deponiert, in welchem seine Kinder aus zweiter Ehe erheblich vor den Kindern aus erster Ehe bevorzugt waren. In seiner letzten Krankheit regt sich das Gewissen, und er macht eine schriftliche Verfügung, in welcher es heißt: „Das Testament, welches ich auf Gericht niedergelegt habe, entspricht nicht sowohl meinem Willen als vielmehr demjenigen meiner lieben Ehefrau. Ich widerrufe dasselbe hiermit ausdrücklich und bestimme, daß nach meinem Ableben die gesetzliche Erbfolge eintritt.“

Dieser erste und letzte Wille war nicht imstande, das einmal errichtete Testament zu entkräften; denn wie die Errichtung des Testaments, so ist auch seine Aufhebung an strenge Formen gebunden. Nur die Rücknahme des deponierten Testaments oder die förmliche Errichtung eines neuen, das alte aufhebenden, vermag ein giltig errichtetes Testament wieder umzustürzen.

Aus den Härten, welche die Formenstrenge zur Folge hat, ist dem Gesetzgeber kein Vorwurf zu machen. Er hat bei der Frage, ob Formenzwang oder Formenfreiheit, nicht zwischen Gut und Übel, sondern — wie so oft — nur von zwei Übeln das kleinere zu wählen. Bei der Unzulänglichkeit alles Irdischen kann eben auch das Recht zum Unrecht werden. „Fiat justitia — pereat mundus!“ Das Wort des Kaisers Ferdinand ist imposant und demütig zugleich: „Das Recht muß seinen Gang haben, und sollte die Welt zu Grunde gehen!“

Insoweit das Testament ungiltig, oder, wenn keines vorhanden ist, tritt die Intestaterbfolge ein. Indem das Gesetz die fehlende Verfügung des Erblassers ersetzt, stellt es sich als seinen präsumtiven Willen dar. Denn wenn auch im allgemeinen das Gesetz die Aufgabe hat, einen Ausgleich zwischen dem Egoismus des einzelnen und dem Interesse der Allgemeinheit herzustellen, so ist doch bezüglich der Erbfolge ein Gegensatz zwischen Individuum und Staat nicht vorhanden: beiden kommt es darauf an, daß das Vermögen der Familie erhalten bleibt. Jene soziale Bewegung, deren Ziel es ist, daß das Vermögen des Erblassers der Gesamtheit zugewendet werde, rüttelt

Digitized by Google

an dem Grundpfeiler des Staates, an der Familie. Die Aufhebung der erbrechtlichen Beziehungen zwischen den Familiengliedern würde eine gefährliche Lockerung des Familienbandes bedeuten. Wenn der Mann, den heute das Bewußtsein beseelt, daß die Früchte seiner Arbeit dereinst Frau und Kindern zu gute kommen, in Zukunft nur für Unbekannte arbeiten soll, die seine Habe unter dem Titel der allgemeinen Brüderlichkeit in Anspruch nehmen: es würde die Lust an der Arbeit und damit die Leistungsfähigkeit schwinden und das Interesse an der Familie um ein Erhebliches vermindert werden. Aber die Rechnung, welche die soziale Frage mittels eines allgemeinen Erbrechts löst, hat mindestens einen bedeutenden Faktor übersehen: das natürliche Empfinden des Menschen.

Soll nun die gesetzliche Erbfolge als Ersatz und Ergänzung des letzten Willens betrachtet werden, so taucht sogleich die Frage auf: woher die vielen Testamente, welche die Erbfolge abweichend vom Gesetze bestimmen? Entsprächen die Gesetzesvorschriften dem Volksbewußtsein, so würde gewiß die Zahl der letztwilligen Verfügungen eine geringere sein. Aber wir Modernen haben ja noch immer unter Gesetzen zu leiden, die nachgerade ein Alter von anderthalb Jahrtausenden erreicht haben. In dem Lande, welches heute unter dem Zeichen des Halbmonds steht, konnten Rechtsnormen kodifiziert werden, denen zufolge jeder, auch der entfernteste Verwandte, zur Erbfolge berufen wurde, nur der Ehegatte nicht! Der kam erst an die Reihe, wenn es keinen von jenen „Verwandten" gab, deren Verhältnis zum Erblasser auch dem Juristen erst verständlich wird, nachdem er die Anzahl der dazwischen liegenden Grade vermöge eines kopfbrecherischen Exempels festgestellt hat. War so einer vorhanden, dann mochte die Witwe sehen, wie sie fertig wurde: von Rechts wegen durfte sie betteln gehen. Es wollte wenig bedeuten, daß der Kaiser Justinian aus Mitleid mit der „armen Witwe" [mulier inops] ihr in gewissen Ausnahmefällen ein unentziehbares Anrecht auf den vierten Teil des Nachlasses gab. Dieses unglückselige Viertel[1]) hat auf die deutschen Gesetzgeber alter und neuer Zeit eine Art Zaubermacht geübt; in Landrechten, Provinzial- und Lokal-Statuten spukt es verhängnisvoll umher. Schade, daß der Kaiser Justinian die Bestimmung des preußischen Landrechts, wonach der mit Kindern erbende Ehegatte höchstens ein Viertel und, wenn mehr als drei Kinder vorhanden sind, gar nur einen Kopfteil erhalten soll, nicht mehr erlebt hat! Er würde diese Bestimmung sowie den § 1971 des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch, welcher den Ehegatten, wenn Abkömmlinge miterben, gleichfalls zu einem Viertel beruft, vielleicht als eine erfreuliche Entwicklung seines römischen Rechts begrüßt haben. Aber der moderne Deutsche hat denn doch andere Begriffe von der Innigkeit der ehelichen Gemeinschaft als die alten Römer und die Türken, und wenn das Verhältnis der Familienglieder zu einander den Maßstab bildet, nach welchem die Erbfolge zu bestimmen ist, so ist keiner eher und zu einem größeren Anteile zu berufen als der, welcher gemeinhin die längste Zeit mit dem Verstorbenen zusammen gespart und die Sorgen des Lebens geteilt hat.

Ein heilsames Gegengewicht gegen das dürftige, römische Viertelsrecht bieten die mannigfachen Formen der germanischen Gütergemeinschaft, wie sie die deutschen Lande in einem Geltungsbereich von etwa elf Millionen Seelen beherrschen,[2]) indem ein Zusammenfließen der ehelichen Vermögensmasse bewirkt wird, derart, daß nach dem Tode des einen Gatten der Überlebende häufig die Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens erhält: häufig; denn das eheliche Güterrecht ist ungemein verschieden im deutschen Vaterlande, wechselt von Provinz zu Provinz, oft von Meile zu Meile, ja, von einem Bauerngut zum andern! Nirgends entfaltet sich der sprichwörtliche Partikularismus der Deutschen zu so reicher Blüte, wie auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts; man möchte es mit einem Gewande vergleichen, in welchem vor lauter Lappen und Flicken der Grundstoff kaum noch zu erkennen ist. Künftige Kulturhistoriker werden

[1]) Die quarta statutaria, auch statutarische Portion genannt.

[2]) Allgemeine Gütergemeinschaft besteht z. B. überwiegend in den Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern; auch in Lippe, Bremen und Hamburg; in Teilen der Provinzen Hannover und Schleswig, der Königreiche Baiern und Württemberg.

Digitized by Google

sich verwundert fragen, wie es möglich war, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Deutschen Reiche eine solche Zersplitterung des Rechts herrschen konnte. Dankbar wird die größere Einheitlichkeit empfunden werden, welche der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für die nach seiner Einführung geschlossenen Ehen verspricht.

Wo die eheliche Gütergemeinschaft nicht herrscht, da ist die überlebende Gattin nicht selten in einer bemitleidenswerten Lage, wenn sie nicht etwa durch Verträge vor oder während der Ehe für den Todesfall ihres Mannes sichergestellt ist. Hat ein armes Mädchen einen reichen Mann geheiratet, so wird sich nach dem Tode des Mannes der Unterschied in den Lebensverhältnissen bitter fühlbar machen. Eine österreichische Witwe muß es als eine besondere Gnade des Gesetzgebers empfinden, wenn sie überhaupt das römische Viertel zu Eigentum erhält: sind nämlich weniger als drei miterbende Kinder vorhanden, dann erhält sie lediglich die lebenslängliche Nutznießung dieses Viertels. Geradezu grausam behandelt Frankreich seine Witwen; und die unter der Herrschaft des code lebenden Rheinländerinnen haben alle Veranlassung, dem französischen Gesetze gram zu sein! Der überlebende Gatte hat nämlich überhaupt kein Recht auf den Nachlaß, es sei denn, daß Blutsverwandte bis zum zwölften (!) Grade nicht vorhanden sind. Da mag denn oft genug die Witwe auf den guten Willen der Erben angewiesen sein und in die traurigste Abhängigkeit geraten. Muß sich nicht in Anbetracht solcher Kulturzustände die sittliche Entrüstung über jene Barbaren, welche alle Bedenken über das Erbrecht der Gattin dadurch erledigen, daß sie die Witwe zum Scheiterhaufen führen, in recht bescheidenen Grenzen halten?

Von den Systemen der Gütertrennung wird das in einem Teile der Mark Brandenburg[1]) herrschende Gesetz dem überlebenden Ehegatten noch am meisten gerecht. Er hat, wenn er erben will, sein eigenes Vermögen in den Nachlaß einzuwerfen und von dem Ganzen die Hälfte zu nehmen. Daß aber auch diese Art der Erbregulierung nicht sonderlich populär ist, dafür sprechen die vielen, von beiden Eheleuten unterschriebenen, sogenannten gemeinschaftlichen Testamente, in denen sich beide gegenseitig auf's Ganze einsetzen, mit der Maßgabe, daß die Kinder nur erhalten sollen, was nach dem Tode des Letztlebenden übrig ist. Diese eigentümliche Verfügung besteht aus zwei Testamenten in einem Schriftstück, deren jedes mit dem anderen steht und fällt. Sie entspricht so recht der Vorstellung des Deutschen von der Innigkeit der Ehe. Das Sprichwort „Mann und Weib — ein Leib" heißt auf's Erbrecht übertragen: Mann und Weib — ein Testament.

Die wenigsten der wackeren Eheleute, die sich so gegenseitig auf's Ganze einsetzen, wissen, daß ihr Testament — — ungiltig ist! Aber der Rechtsverständige, der ihnen das Testament aufsetzt, weiß, daß der Anspruch, den die Kinder auf den Nachlaß des erstversterbenden Elternteils haben, verletzt ist; darum vergißt er nie, dem Testament einen letzten Paragraphen des Inhalts anzuhängen: „Falls eines meiner Kinder mit den Bestimmungen dieses Testaments nicht einverstanden ist, wird es auf den Pflichtteil gesetzt." Da hütet sich wohl ein jeder, das Testament anzufechten; wenn nicht aus Pietät und um des lieben Friedens willen, so doch, weil er sich mit der Aussicht getröstet, dereinst erheblich mehr zu erhalten, als jetzt, wo er nur seinen Pflichtteil beanspruchen könnte.

Man sieht: das Leben findet Mittel und Wege, um das starre Gesetz zu durchbrechen. Tote Buchstaben sind kein Bollwerk, das imstande wäre, dem Strome der Zeit zu widerstehen. Auch in Zukunft wird die Praxis es verstehen, sich über die Schwierigkeiten hinwegzusetzen, die der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs ihr bereiten möchte: er will die gemeinschaftlichen Testamente abschaffen. So legt er auf der einen Seite die Axt an eine altbewährte deutsche Rechtseinrichtung; auf der anderen Seite tritt er mit dem römischen Viertelserbrecht des Ehegatten selber ein Stück römischer Erbschaft an, als wollte er das Wort des Dichters und Juristen illustrieren:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

[1]) auch in Berlin.

Digitized by Google

Vom alten Erbrecht des Kaisers Justinian behaupten selbst Liebhaber nicht, daß es die Krone seiner Schöpfung gewesen sei. Möge das zu erwartende deutsche Erbrecht solchen Leuten, die das Bedürfnis haben, alles Menschliche zu vergleichen, die Arbeit nicht zu leicht machen!

Vielleicht ist es gerade die häufig beliebte Errichtung gemeinschaftlicher Testamente, welche vielfach den Glauben erweckt, als könnten Frauen allein und selbständig letztwillige Verfügungen überhaupt nicht errichten. Begünstigt wird diese Vorstellung durch die Beschränkungen in der Handlungsfähigkeit, denen die Frauen noch heute in Deutschland unterworfen sind. Der Jahrhunderte währende Freiheitskampf, in welchem es der Frau geglückt ist, die Fesseln der Geschlechtsvormundschaft abzustreifen, hat aus der einstigen Sklavin zwar eine Genossin gemacht, aber keine gleichberechtigte Genossin. „Der Mann ist das Haupt der ehelichen Gesellschaft, und sein Entschluß giebt in gemeinschaftlichen Angelegenheiten den Ausschlag.“ [1]) Und allerdings ist es undenkbar, daß sich bei Angelegenheiten, die nur eine einheitliche Regelung zulassen, wie z. B. in Wohnungs- und Erziehungsfragen entgegengesetzte Willensäußerungen der Gatten mit gleichem Erfolge geltend machen. Aber das Gesetz hat auch solche Angelegenheiten zu „gemeinschaftlichen“ gemacht, die an sich lediglich den einen Ehegatten, nämlich die Frau, betreffen und daher einer einheitlichen Regelung seitens des Mannes keineswegs bedürfen: an dem Frauengut steht, soweit es nicht zum Vorbehaltenen gehört, nicht der Frau, sondern ausschließlich dem Manne die Verwaltung zu. Ist er leichtsinnig oder hat er Unglück, dann wehe der Frau! Das beschränkte Einspruchsrecht, welches ihr die Gesetze geben, kann sie vor den Folgen der Handlungen ihres Mannes nicht schützen; ihre Existenz ist in seine Hand gestellt. Durch notarielle, beziehungsweise gerichtliche Verträge kann der Frau Verwaltung und Nießbrauch ihres Vermögens erhalten werden: aber wie viele schließen denn Verträge? Pflicht des Gesetzgebers wäre es, ein gesetzliches System der Verwaltungstrennung aufzustellen, demzufolge jeder der Gatten das ihm gehörige Vermögen frei und unabhängig verwaltete. Dann erst wird es möglich sein, der Frau eine Handlungsfähigkeit einzuräumen, die ihr heute um deswillen versagt oder doch nur in beschränktem Maße zugestanden ist, weil kollidierende Verfügungen über die in der Hand des Mannes vereinigten Vermögensmassen vermieden werden müssen.

Dieser Grund für die Beschränkung der weiblichen Handlungsfähigkeit kann natürlich nur für die Dauer der ehelichen Gemeinschaft, nicht aber für eine Zeit in Betracht kommen, wo von „gemeinschaftlichen Angelegenheiten“ nicht mehr die Rede ist. Von Todeswegen kann daher die Frau — auch ohne Wissen und Willen des Mannes — über das ihr zustehende Vermögen frei verfügen, wobei sie die über die Errichtung des letzten Willens vorgeschriebenen Formen zu wahren und das Pflichtteilsrecht der nächsten Angehörigen zu berücksichtigen hat. Sie ist sonach nicht anders gestellt als eine unverheiratete weibliche Person, die — gleichviel ob sie noch unter väterlicher Gewalt steht oder nicht — hinsichtlich der Errichtung eines letzten Willens in keiner Weise behindert ist, es sei denn durch die Bestimmung des Landrechts, daß Minderjährige zwischen vierzehn und achtzehn Jahren ihr Testament nicht versiegelt dem Gericht übergehen dürfen, sondern zu Protokoll erklären müssen.

So wird denn der Frau angesichts des Todes die Gleichheit im Rechte zu teil, welche ihr im Rechtsverkehr unter Lebenden zur Zeit noch versagt ist. Aber die Entwicklung drängt mit Macht auf eine privatrechtliche Gleichstellung der Geschlechter hin. Nicht was die Menschen trennt, sondern was sie verbindet, die Gleichheit der Art, nicht die Verschiedenheit des Geschlechts wird die Grundlage künftiger Rechtsentwicklung sein. Dann wird das Recht seinen obersten Grundsatz: „Vor dem Gesetze sind alle gleich“ nicht mehr durch Ausnahmen durchbrechen, welche die Frau auf dem Gebiete des Privatrechts anders stellen als den Mann und jenes Wort zu einer papierenen Wahrheit machen.

[1]) § 184 II, 1 des Allg. preuß. Landrechts.

Digitized by Google

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 401.

Taumelnd schwankte der Buchhalter die Treppe hinunter und über die Schwelle des Hauses. Erst draußen, inmitten der Feuerströme rechts und links, bei dem Sausen und Stampfen der Dampfmaschinen, dem Gebimmel der Glockensignale, die den Aufzug der Transportwagen zur Ofenmündung verkündeten, bei dem Prasseln der Kohlen, die aus plötzlich aufklappenden Handkarren in die oberen Öffnungen der Coaksöfen polterten, dem Hämmern, Feilen, Raspeln in den Reparaturhallen, dem schrillen Pfeifen der kleinen stämmigen Berglokomotiven, — inmitten dieses ohrbetäubenden, ihm jedoch durch lange Gewohnheit vertraut gewordenen Lärms, kehrte dem durch die widerstreitendsten Empfindungen verwirrten Manne das klare Denkvermögen wieder. Es war dunkel geworden. In den kleinen, netten Häuschen des Dorfes rüsteten die Bewohner teilweise schon zur Ruhe. Aber ob die Menschen schliefen, das Werk schlief nicht. Tage und Nächte ohne Unterbrechung keuchte sein fauchender Atem über die friedlichen Felder und das stille Dorf.

Winter faltete die Hände in überschwänglicher Seligkeit. „Herr Gott, ich danke dir! Wie gut er ist! — hätt's ihm nicht zugetraut. War so 'n eigener Jung'. Gar kein Kind, verschlossen und wunderlich, wollt' immer was Besonderes. Wunderlich ist er ja noch; recht wunderlich. Ja! — aber gut! gut! — zu gut — — hm, zu gut — — Was liegt daran? Ich bleibe!"

Gastlich strahlte ihm der erleuchtete Flur seines Hauses entgegen, als er durch den kleinen Vorgarten schritt. Seines Hauses! Ihm war, als hätte er's eben neu geschenkt bekommen. Aus der offenstehenden Stubenthür drang der Klang jugendlicher Stimmen, helles Lachen. Der Tisch war mit einem feinen Damasttuch bedeckt. Wurst, Braten, im Haus gebackener Kuchen standen darauf. Der blanke Theekessel sang leise über einer bläulichen Spiritusflamme. Hinter ihm in der behaglichen Sofaecke saß seine Alte, das Strickzeug in der Hand, ihr gutes Lächeln auf dem frischen, unter den grauen Scheiteln und Löckchen doppelt frisch erscheinenden Gesicht. Ein kräftig gebauter junger Mann mit glatt geschorenem Kopf in einer Art Joppe und hohen Stiefeln saß ihr zur Seite, Doktor Werner, der Chemiker des Werkes. Seine Kameraden nannten ihn Schnecke, keiner wußte recht warum. Jedenfalls waren die Rundung und das blühende Fett seine einzige Ähnlichkeit mit diesem Schaltier. Dann kam Marie, des alten Paares einzige, spät geborene Tochter. Obgleich sie kaum achtundzwanzig Jahre zählte, war auch ihr Haar schon ergraut. Sie trug es hochaufgesteckt mit einem Ringellöckchen an jeder Seite, eine Frisur aus der Empirezeit. Zu den ungewöhnlich blühenden Farben ihrer Wangen und Lippen nahm es sich aus wie gepudert und gab ihren energischen Zügen etwas vom Charakter eines alten Familienbildes.

An Frau Winters linker Seite saß Herr Seeger, ein kleiner Schwarzer mit tadellosem Scheitel und Shlips, der Ingenieur der Wasserwerke und Bahnanlagen, — Wiesel hießen ihn seine Freunde. Mit übereinandergeschlagenen Beinen dehnte sich Fritz Helmke, der Grubeninspektor, ein hagerer Flachsblonder, in einem Ohrensessel. Zwei Stühle warteten leer.

Weiße Gardinen verhüllten die Fenster, Photographieen und kleine Bildchen bedeckten

Digitized by Google

die lichten Blumen der Tapete. Der Kanarienvogel auf dem Nähtisch vor den mit blühenden Pflanzen verstellten Scheiben war durch ein dunkles Tuch sorglich vor dem Licht geschützt. Dicht neben seinem Käfig hatte die graue Hauskatze sich auf der weichen Tischdecke zusammengerollt. Ein zottiger, braun und weiß gefleckter Jagdhund lag quer über dem Eingang.

Tiefatmend stand der alte Herr auf der Schwelle still. Immer von neuem empfand er wohlig das Behagen, die sonnige Heiterkeit, die übersprudelnde Lebensfreude, die abgeben möchte allen und jedem in ihrer frohen Sattheit, die undefinierbare Mischung von Wohlwollen, Güte, Nachsicht, Tapferkeit und Humor, die aus allen Ecken und Winkeln des beschränkten alten Hauses aufstieg, aus jeder Vorhangfalte lugte und in wärmstem Strahl aus den Augen seiner langjährigen Lebensgefährtin leuchtete. Nicht er allein empfand es so. Es war der Zauber, der all die alleinstehenden jungen Beamten in dem großen Betrieb wieder und wieder und fast allabendlich wie in ein Vaterhaus in die Familie des alten Buchhalters zog.

Aber Frau Winter hatte den Schritt ihres Mannes durch das Lachen und Schwatzen der Jungen erkannt. Sie nickte ihm zu.

„Du kommst spät, Vater."

Marie war aufgesprungen, hing seinen Hut an den Haken und half ihm mit raschen, entschiedenen Bewegungen den Mantel ausziehen.

„Ist Fahrke noch nicht hier, Mariechen?"

„Was? Seid Ihr nicht mit einander aufgehalten worden? — Ich werd' ihn ausschelten."

„Nu, nu, vielleicht hat er zu thun. Vielleicht. Der eine Ofen will nicht wie er soll. Hm — und der Chef — ja, hm —"

„Hat er Fahrke heut gesehen? Wie ging's denn?"

„Je nun, hm. So so lala, so so lala."

„Er mag Fahrke wohl nicht? Sag's nur gerade zu, Väterchen. Das thut nichts. Ich hab' ihn auch zuerst nicht leiden mögen."

Darüber brachen die jungen Leute in ein Jubelgeschrei aus.

„Wen mochten Sie nicht leiden, Fräulein Winter, Fahrke?"

„Nicht ausstehen konnt' ich ihn."

„Das ist aber anders geworden."

„Natürlich. Der kriegt jede herum und jeden, wie er will."

„Aber Fräulein Mariechen! Sie und jede! —"

„Ihnen hätte ich überhaupt nicht zugetraut, daß Sie ein Herz an sich entdecken würden."

„Das sag' ich ja! Wie ich vor acht Monaten hier eintrat, der Respekt, den ich gleich vor Fräulein Winter kriegte! Die reine Eisjungfrau. ‚Brunhilde mit Hojotoho' — Geben Sie mir eine Tasse Thee zum Auftauen."

„Schweigen Sie still, Wieselchen. Sie sind doch bloß neidisch auf Fahrke."

„Aber feste! Das sind wir alle!"

Der Dicke im Sofa sagte nichts. Er seufzte.

Aber der hagere Grubeninspektor brummte melancholisch. „Soll ein Mensch nicht neidisch werden, wenn ihm das beste Stück Kuchen vor der Nase weggeschnappt wird!"

Sogleich ergriff Marie den Kuchenteller und bot ihn dem Grollenden. „Da liegen noch ein paar hübsche Stücke, Herr Inspektor."

Die wasserblauen Augen im wettergebräunten Gesicht des Langen hoben sich mit komischem Schmachten zu dem Mädchen auf. „Den Kuchen hab' ich nicht gemeint! Dieser Kuchen — Pah! —"

„Wenn Sie ihn nicht mögen. —"

Er hielt eilig den Teller fest. „Lassen Sie nur. Man behilft sich." Seufzend griff er tief in den aufgeschichteten Kuchenberg und nahm schwermutsvoll ein Stück nach dem andern.

„Herr Relling hat lange mit dir geredet, Wilhelm," sagte unterdessen Frau Winter über den Tisch und die scherzende Jugend weg zu ihrem Mann. Ein Anflug von Sorge lag in dem Ton.

In diesem Augenblick sprang Marie vom Stuhl auf und lief, den Anwesenden Schweigen zuwinkend hinter die nächste Thür. Mylord, der Jagdhund, hatte mit leisem Knurren den Kopf gehoben. Jetzt unterschieden auch Menschenohren Schritte auf den Steinplatten des Vorgartens.

„Guten Abend," sagte Fahrke eintretend und hängte seinen Hut an den Zapfen.

Digitized by Google

„Guten Abend, Mama Winter.“ Er sah verwundert um sich. „Wo ist denn Marie?“

„Weg,“ erklärte der Inspektor stockernsthaft.

„Eins, zwei, drei, Geschwindigkeit ist keine Hexerei,“ lachte Seeger. „Die Spukgeister, an die Sie nicht glauben wollen, haben sie geholt, Stachelschweinchen.“

Winter rieb sich vergnügt die Hände; er liebte allen Scherz. „Ja, ja, mein Bester! Die Weiber, ja, die Weiber! Wenn man's mit den Weibern verdirbt!“

„Unsinn,“ brummte Fahrke und zog mit dem Fuß einen Stuhl heran. „Geben Sie mir lieber was zu essen. Ich hab' einen Mordshunger.“ Er griff nach Eiern und Braten. „Mamachen Winter, eine Tasse Thee! Nicht voll! ich helfe mit Cognac nach.“

Jetzt trat Marie zürnend aus ihrem Versteck hervor. „Ungeheuer! packt sich den Teller voll, ohne sich nach mir nur umzusehen.“

„Ich finde es bequemer, wenn Sie sich nach mir umsehen. Thun Sie mir noch ein bischen Zucker in den Thee, ja?“

„Arsenik!“

„Damit würd' ich nun warten, bis Sie mit ihm verheiratet sind,“ schlug Seeger vor. „Wo bleibt sonst die Steigerung?“

„Es ist wahr, wir sind noch nicht einmal richtig verlobt.“

Hierzu seufzte Frau Winter tief und schwer.

„Sei ruhig, Mutter,“ versicherte Marie, „wir kommen hin.“

Fahrke sagte nichts; er kaute.

„Meinen Sie etwa nicht?“ drängte sie.

Er hob rasch den Kopf. „Was hatte der Chef Ihnen eigentlich zu sagen, Winter? Sie fürchteten doch — oder dürfen wir nicht darüber reden?“

„Wohl, wohl,“ rief der Alte strahlend. „Eine gute Nachricht! Marie, Mamachen, eine gute Nachricht! Das Kind kann sich jetzt die Aussteuer selbst verdienen. Vom ersten November ab ist sie zweiter Buchhalter! Zweiter Buchhalter!“

„Was sagst du, Vater? Jetzt erst sagst du's? Ist's gewiß? Seit wann weißt du's? Woher?“

„Vom ersten November ab mit vollem Gehalt. Der Herr Relling hat es mir gesagt, ganz aus freien Stücken, ja! O, der ist gut. Für den leg' ich die Hand ins Feuer.“

„Davon kriegen Sie nichts als Blasen,“ brummte Fahrke.

„Wollen Sie mir wohl gratulieren, Philipp! Buchhalter! Hören Sie doch, zweiter Buchhalter!“

Fahrke beschäftigten andere Gedanken. „Weiß er — von Ihren Augen?“

„Das ist's ja! Ich soll mich schonen, mir's bequem machen, so bequem ich nur kann — ja, um den unersetzlichen, einzigen Schatz meiner Erfahrung ihm zur Stütze möglichst lange zu erhalten. Das hat er wörtlich gesagt, wörtlich! ein lieber Herr!“

„So,“ murmelte Fahrke, „so.“

„Wundert Sie's, lieber Fahrke? Ja, mich hat's auch gewundert. Lieber Gott! ich erwartete ja meine Entlassung.“

„Aber Papa Winter!“ riefen die jungen Leute einstimmig. „Was für ein Einfall! Ein so alter Beamter!“

„Papperlapapp! Die alten Hunde jagt man am ehesten vor die Thür. Neue Herren, neue Diener. Aber unser Herr ist von anderem Schlag. Gott sei's gedankt!“

„So gratulieren Sie mir endlich, Herr Kollege,“ drängte Marie und berührte mit der Fingerspitze ungeduldig Fahrkes Schulter.

Des Ingenieurs Augen blitzten auf. „Papa Winter, wenn die Aussichten so gut sind, so, ich meine, — so könnten Sie uns wohl endlich richtig verloben —“

„Bravo, Stachelschweinchen! Hurrah!“ rief der lange Grubeninspektor. „Dann aber auch gleich Verlobungstrinkgelage. Sie brauchen uns nicht mal erst einzuladen. Wir sind vollzählig versammelt.“

Der Buchhalter erschrak vor dem plötzlichen Verlangen; er wehrte sich, so gut er konnte. „Aber Kinder! liebe Kinder! Es ist zu früh. Gut geht's, wohl; gut für mich. Aber — hm — Sie sind doch der Bräutigam, Fahrke —“

„Wollen Sie sagen, für mich geht es schlecht?“ Die Zornadern an der Stirn des Mannes schwollen. „Haben Sie kein Zutrauen zu mir?“

„Wie Sie das nun auffassen! Oben hinaus! immer oben hinaus! Ich halte dafür,

Digitized by Google

daß wer ein Haus gründet, festen Boden unter den Füßen haben muß. Ich und meine Frau, wir haben's zum wenigsten so gehalten, nicht Rieke?"

„Leg' ein gutes Wort für uns ein, Mutter," flüsterte Marie.

Die aber wollte nicht. Viel lieber hätte sie ihr einziges Kind dem Chemiker gegeben, der ernst und in sich versunken neben ihr saß, dessen Leid sie nachfühlte tief im Herzen. Er war guter Leute Kind, selbst brav und rechtschaffen. Er liebte ihr Mariechen, sie schien seine Neigung zu erwiedern; alles war auf gutem Weg gewesen, als wie ein Wirbelwind dieser Fahrke ihr zwischen all ihre keimenden Hoffnungen fegte, dieser Kraftmensch aus der Hefe des Volks, ohne Manieren, ohne Schonung, ohne Rücksicht. Der riß ihres Kindes Herz an sich, wie seine plumpen Finger alles an sich rissen, was ihnen begehrenswert schien. Als Ersatz für den erkrankten Hüttenmeister, als Aushilfe für einen bescheidenen Posten, war er vor vier Monaten eingetreten, und im Umsehen hatte er den Ingenieur der Schmelzöfen aus dem Sattel gehoben, sich's bequem gemacht in seiner warmen Stelle, die rechte Hand des alten Herrn war er im Begriff zu werden, als dessen Tod noch stolzeren Hoffnungen ein Ende machte. Sie liebte Fahrke nicht, sie war zu ehrlich, ihm Zuneigung zu heucheln.

Aber die jungen Leute bestürmten den Buchhalter mit jubelndem Leichtsinn. Und Fahrke selbst sprach das entscheidende Wort, bissig, rauh und herrisch.

„Ich verstehe! Sie sind vorsichtig, Winter. Ihre Aktien steigen — meine fallen."

„Pfui!" sagte Werner mit Nachdruck.

„Ei was, zum Kuckuck! Betteln hab' ich nicht gelernt. Alles hier auf dem Werk scheint ja in der Brühe der Menschenfreundlichkeit des neuen Chefs zu schwimmen, Kerls und Beamte! Nur mich trägt diese Bettelsuppe nicht! Ich bin der ausgespieene Kloß, der schwarze Bock unter lauter weißen Lämmerchen! Immer zu! Wenn Sie bei einem Schwiegersohn, wie ich bin, Ihre Rechnung augenblicklich nicht zu finden glauben, Herr Winter, sagen Sie's! Ich schnüre mein Bündel —"

„Wilder! schäm' dich!" mahnte Marie.

Der Buchhalter war rot geworden. „Sie mißverstehen meine Bedenken völlig," sagte er mit Würde. „Meine Frau und ich sind wahrlich nicht Menschen, deren Zuneigung wechselt, je nachdem der Wind weht. Vorsichtig, ja, das bin ich. Wer langsam baut, baut fest. Und, lieber Himmel! alte, altmodische Leute sind wir auch, finden uns mühsam in die raschlebige neue Zeit. Aber Niedrigkeit der Gesinnung finden Sie bei uns nicht."

Er nahm Fahrkes und Mariens Hände und legte sie ineinander. „Ihr wollt es. Möge es euch zum Heile gereichen, Kinder. Gott segne euch und wende unser unzulängliches Thun zum Besten. Nehmt einander, habt einander lieb und steht zu einander in guten und bösen Tagen, wie meine Frau und ich es gehalten haben. Ein Wort ist ein Wort, hier oder am Altar; der Ort thut nichts zu noch ab. Wie ihr euch Treue haltet, so segne euch Gott."

Seine Stimme zitterte von verhaltenen Thränen; Frau Winter schluchzte, während Fahrke seine Heftigkeit mit seiner Liebe zu entschuldigen suchte.

Den übermütigen Jungen aber wurde des Ernstes schon zu viel.

Wieselchen schleppte Gläser aus dem Eckschrank auf den Tisch, während Werner schweigend die Teller zusammenräumte. Der lange Inspektor hatte den Kellerschlüssel vom Haken genommen; er kannte ihn wohl, diesen interessantesten Schlüssel des Hauses, und gerade als die Rührung überzuquellen drohte, erschien er mit zwei Flaschen Sekt, die von des Buchhalters Geburtstag her dort lagerten.

Bald begleiteten launige Trinksprüche das Klingen der Gläser.

Als Werners Glas das Mariens berührte, sagte er einfach: „Möge es Ihnen gut gehen jetzt und immer," trank es auf einen Zug leer und warf es auf den Boden. Dann ging er mit weiten Schritten zum Kleiderständer, nahm seinen Hut und ohne Entschuldigung und ohne Gruß verließ er das Zimmer.

Verblüfft, verdüstert schauten die Zurückbleibenden ihm nach. Marie war sehr blaß geworden; Frau Winter seufzte, Fahrke runzelte die Stirn. Vergebens suchte der lange Inspektor durch einen gewagten Witz Behagen und Humor in die verstörte Gesellschaft zurückzubringen. Wieselchen sah nach der Uhr, erklärte, es sei spät, und die Gäste gingen.

Digitized by Google

Marie lehnte sich zärtlich an Fahrkes Schulter, der, den Kopf auf die Hand gestützt, finster dreinsah, gar nicht wie ein beglückter Bräutigam. „Trägst du mir's nach?" fragte sie leise, demütig. „Gewiß, ich hatt' ihm keinen Anlaß gegeben."

„Ach, der Narr! Ich dacht' an unsere Zukunft. Dein Vater kann einen ja ordentlich graulich machen mit seinem Unkenruf."

„Hast du keinen Mut? Du! Lieber, es regnet ja Gold auf uns herab. Denke nur, meine Stellung! Und Herr Nelling — Ja, was ist denn das?"

„Was?"

„Auf deiner Schulter."

„Was denn?"

Sie ergriff etwas, hielt es in den Lichtschein der Lampe und lachte:

„Aber buchstäblich: es regnet Gold."

Das Ding war ein rotes, goldglänzendes Menschenhaar. „Sieh doch! gesponnenes Gold."

Eine Flamme schlug in Fahrkes Gesicht. „Da — da hat der Kerl — der Theobald beim Aufstich —. Gieb mir eine Bürste."

„Trägt Theobald das Haar so lang?"

Fahrke legte die Bürste, die er in der Hand hielt, nieder; seine Augen blitzten wie Dolche. „Soll das heißen, das du mir nicht traust?"

„Was denkst du auch gleich, Hitzkopf? Warum soll ich dir nicht trauen? Es giebt so viel Mädchen in der Welt, schöner, reicher, glänzender als ich. Wie kämst du dazu, der armen Marie Winter zu sagen du hättest sie lieb, wenn's nicht wäre?"

Er küßte ihre Lippen. „Du darfst mich nie durch Argwohn kränken, hörst du?"

„Weiß schon, weiß! Du bist ein unbändiges Füllen, eifersüchtig auf deine Freiheit. Ach, das seid Ihr Männer alle! Doch sieh, was du mir nicht sagen willst, danach werd' ich dich nimmer fragen. Daß du mich liebst, hast du mir gesagt, das weiß ich. Ach und ich närrisches Ding, will ja nichts wissen als das eine!"

Auf der Tischdecke lag das Goldhaar wie ein feines, gleißendes Schlängelchen. Fahrke starrte darauf hin, während er zerstreut die Hand der Braut streichelte: „Meine gute Marie!" —

III.

Die Petersen hatte ihr dreieckiges Tuch um die Schultern geschlagen, einen großen alten Henkelkorb an den Arm gehängt, und kam aufs Werk. Hinter der Mauer des Kesselhauses warteten schon fünf Weiber, Frauen von Arbeitern, denen das Recht zustand, sich die unverbrannten Coaksstücke aus der Asche aufzulesen, welche die Heizer aus den Vorwärmern der übrigens durch die Gase der Coakerei und der Hochöfen geheizten Dampfkessel, oder aus den Feuerkasten der Lokomotiven und Lokomobilen an dieser Stelle ausschütteten. Sobald ein Mann mit seiner Last erschien, stürzten die Weiber sich darauf, rissen mit Schaufeln, Holzstücken, mit den Händen, die noch glühenden Schlacken an sich. Was jede packte, gehörte ihr; sie mochte es in Gemächlichkeit verlesen. Inzwischen wurde geschwatzt. Das Coakssammeln war die Börse der Weiber; die öffentliche Meinung von Arnsfelde wurde hier geprägt.

„Morgen," grüßte die Petersen herzutretend.

„Morgen, Petersen. Warum sind Se nich was zeitiger gekommen?" sagte die Kollmann, eine rundliche Dicke. „Sie hätten können Wehlanden sehen nach 'n Werke stiebeln."

„Dunner, ja! da wird die Wehlanden ja nächstens wohl vor Hochmut bersten. Dicknäsige Trine! Alle Naselang 'ne neue Mütze, ein neues Umschlagetuch und dann in der Kirche immer dicht vor'n Herrn Pastor gesetzt und geknixt und die Augen verdreht."

„Wo der Mann mit Revelutschon und Unbotmäßigkeit umging. Was manche für 'n Glück haben — Ich sage —"

Ein hübscher junger Mensch, das blühende Gesicht von Ruß geschwärzt, schleuderte den Inhalt eines Blechkastens mit kühnem Schwung vor die Füße der Frauen. „Uffgepaßt!"

Wie eine Schar Krähen auf eine Beute schossen die Vetteln auf die am Boden liegende Asche. Ein paar Sekunden lang hörte man nur kratzen und schrappen. Dann hatte jede ihr Teil errafft.

„War das nich Zieseniſſens Karl?" fragte die Ballin, eine hagere Zahnlose.

„Ja; der kommt nu auch in die Jahre."

„Denken Sie, Kollmannen," beklagte sich die Petersen, „Firmus hat meinen denn auch reinlegen wollen. Aber das kam anders"

Digitized by Google

„Der Neue, das soll so'n Leisetreter sein. Die Zieseniſſen kann gar nich genug erzählen: ordentlich beklommen ist ihr geworden, so zuckersüß hat er gethan und immer ja, ja! zu allem, was sie vorbringen that. Vom Keller bis zum Dache wird er hergehen und ihr das Haus auf neu zurecht machen lassen."

„Die Zieseniſſen weiß zu kören und auf ihren Vorteil zu laufen. Für die fallen immer ein paar Streifen von anderer Leute Fell ab." Die Petersen war bitter neidisch, denn der Neue hatte sie noch nicht heimgesucht, um ihr das gewünschte Stockwerk auf ihr Häuschen setzen zu lassen.

Aber jetzt bekam sie den spitzen Ellenbogen der Mieke Ballin in den Rippen zu fühlen. „Passen Sie Achtung."

Olga kam den Weg herunter in blendend weißer Schürze, mit ausgeschnittenen Schuhen und weißen Strümpfen, das dreieckige Umschlagtuch lose um die Schultern gelegt, den großen, braunen Korb lässig am Arm schlenkernd. Hinter ihr zog ein halbwüchsiger Junge einen Handwagen voll Kartoffeln.

„Guten Morgen, Olgachen," grüßte die Kollmann, „ein bischen spazieren gehen, ja?"

„Ich gehe zu Herrn Nelling hinauf. Hab' ihm eine Bestellung von Mutter auszurichten." Es war Frau Zieseniß eingefallen, daß sie statt des Hühnerstalls lieber einen Kuhstall haben wollte, und sie schickte ihre Älteste deswegen. Wozu hat eine hübsche Kinder, wenn ihre Hübschigkeit zu nichts nutz sein soll? —

Olga wandte sich zu ihrem Bruder. „Fritz, nu schiebste die Kartoffeln ordentlich in die Röhre und machst feste zu. Und wenn andere Leute versuchen sollten dich da weg zu drängeln, dann stehst du fest und leidest es nich. Du bist gerade so gut wie andere."

Der Junge zog brummend einen Schieber auf und schob seinen Waschkessel voll Kartoffeln in die Abzugsröhre der Coakerei, in deren warmen Dämpfen die Leute vom Werk das Futter für ihr Vieh zu kochen pflegten. Er ärgerte sich, daß kein einziger Freund zugegen war, mit dem er, bis sein Gericht Kartoffeln gar wurde, hätte klickern können um Stahlfedern oder eine Versteinerung aus den Gruben.

„Ich hätte dem Herrn auch gern was ausgerichtet," meinte die Petersen. „Aber unsere Kinder müssen arbeiten."

Olga streckte ihr Stumpfnäschen hoch in die Luft. „In die Zuckerfabrik, wie Ihre Rieke, darf ich nich gehen. Das leidet Vater nich."

„Unsere Rieke hat noch nichts Schlechtes bei Herrn Hadeln gesehen."

„I bewahre! Ganz im Gegenteil, sogar recht was Hübsches," lachte Olga frech und ging vorüber. Die Weiber schimpften ihr nach.

Aber droben an der Rampe beim Bahnübergang, da Olga eben mit zusammengezogenen Brauen nach der Gießhalle hinüberstierte, packte ihr großer Bruder Karl mit schmerzhaftem Griff ihre Hand.

„Was hast du da eben von Rieken gesagt, Katze?"

„Hab' dich bloß nich! Mutter leidet's ja doch nich, daß du dich mit 'nem Fabriklottchen gemein machst."

„Schandmaul!"

„Brauchst ja nich auf mich zu hören."

Karl überlegte. „Es giebt 'nen Haufen Kerle in der verdammten Fabrik. Hast du sie mit einem zusammen gesehen? Ich laß mich nicht zum Narren halten!"

„Meinst du, die Rieke wird auf dich warten, bis sie graue Haare kriegt?" höhnte Olga.

Karl ballte seine hartgearbeiteten Fäuste, zu wütend, um sprechen zu können.

„Zieseniß! He! Fahren wir heut, oder fahren wir nich?" schrie in diesem Augenblick der Heizer von der Lokomotive herüber. Der Zug stand zum Abgang nach den Gruben fertig. Mit einem Fluch sprang der Führer an seinen Platz, und mit schrillem Pfiff wand sich die lange Schlange leerer Wagen in weit ausholender Kurve zwischen den Gebäuden des Werks hinaus ins Freie.

Olga tänzelte anmutig, die zierlichen schwarzen Schuhe schonend, von Stein zu Stein durch den tiefen Schmutz den Abhang hinab zum Haus des Chefs. Aber Erwin war nicht dort.

Er lebte, aß und schlief jetzt in seinem Büreau. Das Fieber aller Reformatoren brannte ihm im Blut, das Fieber des Theoretikers, der darauf brennt, die Richtigkeit seines wohl ausgeklügelten Exempels durch die

Digitized by Google

Praxis bestätigt zu sehen; das Fieber des stark wollenden Mannes, dessen lebenslang gewaltsam aufgestaute Thatkraft plötzlich über den niedergestürzten Damm bricht, um sich auszutoben, auszurasen, in wenigen Augenblicken zu schaffen und zu zerstören mit der Gewalt von fünfunddreißig Jahren, — in Tagen nachzuholen die Versäumnis eines ganzen Menschenalters. Wie hätte er nicht eilen sollen? Er hielt ja das Glück in Händen, das Glück für Tausende! Und es sengte ihm die Finger. Jede Minute, die er zögerte es auszugießen, schien ihm ein Verbrechen.

Er hatte den alten Winter und seine Tochter rastlos angespornt, all die Beamten des Werks erbarmungslos abgehetzt, und heute war's fertig, das neue Schema der Glückseligkeit. Kurz vor der Mittagspause rief der Ton einer Glocke, die nur bei besonderen Feierlichkeiten geläutet wurde, sämtliche auf dem Werk anwesende Arbeiter in die Frühstückshalle. Der Raum war zu klein sie zu fassen; ein Teil drängte sich vor dem Eingang zusammen. Auf einem Tisch vor der geöffneten Thür stehend, verlas Werner, der Chemiker, des Herrn Willen:

„Die Arbeitsstunden sind auf dem ganzen Werk auf acht herabgesetzt, drei Schichten in den vierundzwanzig Stunden anstatt zweier.

Der Chef begiebt sich seines Rechtes, die Schließung einer Ehe zu beanstanden. Jedem Arbeiter ist gestattet zu freien, wann und wen er will, entsprechend dem allgemeinen Landesgesetz.

Keine politische oder religiöse Überzeugung soll verfolgt werden, die Zeitung keiner Partei den Arbeitern des Werks verboten sein.

Niemand, der eines Kameraden Vergehen anzeigt, hat für diese Handlung Beförderung oder Lohn in irgend welcher Form zu erwarten."

Wie eine Bombe schlug in die Schar der durch Jahrzehnte geknechteten Männer diese Botschaft, die mit einem Hauch all das hinwegblies, wogegen die Kühnsten unter ihnen kaum im engsten Kreis ihrer Meinungsgenossen zu murren wagten, wahr und wirklich machte, was die Vorgeschrittensten kaum als fernes Endziel aufzustellen wagten. Einen Augenblick standen sie starr, sie begriffen nicht. Sie warteten, nachdem Werner längst zu Ende gelesen hatte, immer noch auf den Schlußsatz, den Grund zu diesem Entgegenkommen, die Falle, die hinter diesem Köder zuklappte, auf den Schwanz, in dem, wie beim Skorpion, das Gift steckte. Denn so hatte harte Erfahrung sie gelehrt: für nichts ist nichts. Wer freiwillig Rechte aufgiebt, bezweckt damit, sich größere anzumaßen.

Aber der Chemiker stieg ruhig vom Stuhl und nagelte das Blatt an den Thürpfosten über die alte Arbeitsordnung, die dort angeschlagen hing. Keine Lohnherabsetzung, keine Entlassungen, — nichts! nur die trockene Meldung, daß heut zum erstenmal um vier Uhr Feierabend gemacht werde.

Da löste sich die Spannung, da flogen die Mützen in die Luft unter lautem Hurrah, und die von der Coaksernte herbeigeeilten Weiber schrieen am unbändigsten. Erwin, der, um sich für die Mühe der vergangenen Tage zu belohnen, an diesem Mittag zu einem ersten Besuch auf der Zuckerfabrik hatte anspannen lassen, bekam als Abschlagszahlung für seine Edelthat ihren Jubel mit auf den Weg. Sie erkannten das Fuhrwerk auf der Chaussee, liefen herzu, hemmten die Pferde, den Wagen umwogend wie eine Ährenfeld, in dem der Wind spielt. Und jede Ähre war ein glücklicher Mensch, und zwei strahlende Augen schauten aus jeder zu Relling auf.

„Hoch! Hoch! Hoch unser Chef! Und nochmals hoch!" — Wie Donner rollte der Ruf über die weite Ebene. Olga Ziesenitz aber, die immer früher aufstand als die übrigen, hatte aus Erwins eigenem Garten flink ein paar Herbstblüten zusammengemaust. Die warf sie zu zierlichem Sträußchen gebunden dem neuen Herrn zu, der tief gerührt die eigentümliche Spende in seinem Knopfloch befestigte. So fuhr er, das Herz bewegt von eigner und fremder Freude, vor der Villa des Zuckerfabrikanten vor.

Sie lag ein wenig abseits von den Siedereien; von ihren Fenstern mußte man weit hinausschauen können über das flache Land. Nachdem Erwins Kutscher eine Weile mit der Peitsche geknallt hatte, erschien ein Diener, der im Herbeilaufen seine Livree zuknöpfte, öffnete hastig den Schlag und lud den Besuch

Digitized by Google

zum Eintreten ein. Er lief dann Erwin voran die Treppe hinauf, öffnete eilfertig verschiedene Thüren, hinter denen niemand sich zu befinden schien, um schließlich zu versichern, er wisse nicht, wo Herr und Frau Hadeln seien, sie würden wohl nächstens kommen. Ob er den Herrn zum gnädigen Fräulein führen dürfe? Und eilig — denn der schrille Ton einer ungeduldig gezogenen Klingel schien ihn schon wieder nach einer anderen Seite des Hauses zu rufen — stieß er vor dem Gast die Thür eines dreifenstrigen Salons auf. Erwin stand vor Florence.

Ihre Augen leuchteten auf bei seinem Kommen. „Das ist hübsch, daß Sie Wort halten," sagte sie, ihm die Hand schüttelnd.

„Ich scheine allerdings Tag und Stunde nicht günstig gewählt zu haben."

„Doch, doch. Mein Bruder und meine Schwägerin haben immer zu thun, daran müssen Sie sich gewöhnen. Gemütlich werden sie nur bei den Mahlzeiten. Ich habe desto mehr Zeit. — Sie bleiben natürlich zu Tisch?"

Erwin versuchte abzulehnen.

„Nein, wirklich, hier bleibt alles zu Tisch," versicherte Florence. „Ich sage Ihnen ja, die Mahlzeiten sind das einzige Band, das die Hausgenossen auf eine halbe Stunde zusammenhält."

In diesem Augenblick ward auf dem Flur eine Frauenstimme laut: „Friedrich! Friedrich! Anspannen! Zum Medizinalrat fahren! Butzel ist krank! todkrank! — Sie müssen ihn mitbringen, den Medizinalrat! — Liese, Dora! Wasser! Tropfen! — Er stirbt — Mein Butzel stirbt!"

Betroffen griff Erwin nach seinem Hut. „Da störe ich aber doch wirklich —"

„Wieso denn? Butzel stirbt täglich dreimal. Daran müssen Sie sich auch gewöhnen. Heut hat er sich heimlich über meine Bonbonnière hergemacht, und das ist meinen Pralinees und dem Buben gleich schlecht bekommen. Zu Tisch aber erscheint er, munter und gefräßig wie immer."

Und abermals erfüllte eine Stimme das Treppenhaus mit lautem Schall, diesmal eine Mannesstimme. „Wenn das kein Ende nimmt, so bin ich bankrott! bankrott! Ich halt's nicht länger aus! Hat denn die Polizei kein Einsehen? Die Bande stiehlt mir das Hemd vom Leibe! Die Butter vom Brot! — Nachsuchen! Nachsuchen! Alle Häuser durchsuchen! Jeden Verschlag. Ich komme selbst herunter."

Und wieder nahm Erwin seinen Hut. „Unter diesen Umständen hat Ihr Herr Bruder wirklich keine Zeit —"

„Wenn Sie auf günstigere Umstände warten wollen, können Sie Ihren Besuch nur überhaupt aufstecken. Die Arbeiterwohnungen werden täglich durchsucht, und jeden Tag macht Oswald einigemal Bankrott. Das gehört hier zur Gesundheit."

„Wie boshaft Sie sind!"

„Nein, ich bin nicht boshaft, ich langweile mich nur. Und alle Tage einen toten Neffen und alle Tage einen bankrotten Bruder, das ist auch nicht amüsant."

„Gleichwohl wollen Sie den Winter hier aushalten?"

„Warum nicht? Ich langweile mich anderswo auch. Ich langweile mich überall, überall! Es ist meine Krankheit. Langweilen Sie sich nie?"

„Nein!"

Er sah sie an, wie sie ihm gegenübersaß, hoch und schlank gewachsen, rötliche Lichter auf dem welligen, braunen Haar, mit einer Sammethaut, durch deren reines Weiß er meinte das rote Blut fließen zu sehen, mit großen, kindlichen Augen, die den Spott der hochmütig geschürzten Lippen Lügen straften durch ihren Blick voll schlafender Leidenschaft, voll unbewußter Sehnsucht. Seltsame Augen, die jünger schienen als der Mund, Augen voll köstlicher Unschuld, während das übrige Gesicht von vorzeitiger Erfahrung und früher Weltverachtung redete.

Er schüttelte den Kopf. „Wie können Sie sich langweilen?"

„Weil ich normal aussehe und eine leidliche Partie bin? Meinen Sie das? Aber das ist auch langweilig. Immer hübsch Mittelsorte! nichts drunter, nichts drüber, nichts Großes, Einziges! Die Welt ist so platt, sag' ich Ihnen, widerlich und dumm, vollgepfropft mit zwecklosen Geschöpfen wie ich."

„Was hindert Sie, sich einen Wirkungskreis zu schaffen?"

Digitized by Google

„Soll ich spiritistisches Medium werden? Soll ich Bettelkindern französische Konversation beibringen? Ich kann mir nichts weismachen — ich will's auch nicht! Sich selbst belügen ist das Abgeschmackteste. Ich mag nicht die Füße bewegen und mir einreden, ich liefe. Was Rechtes muß es sein, wenn ich arbeiten soll! Da könnt' ich schaffen für drei. Aber was Rechtes giebt's nicht für meinesgleichen."

„Es gäbe es wohl —"

Sie unterbrach ihn. „Und dann müßt' ich etwas von Herzen lieb haben, einen Glauben, einen Menschen, ein Ideal, ein Ziel! — Und ich glaube nichts. Ich habe auch nichts lieb. Nein, wirklich nicht! Wenn Sie mich auch ansehen mitleidig wie ein verlorenes Schäfchen. Ich habe in diesen Tagen viel an Sie gedacht — darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden, ich hab' Zeit, an alles Überflüssige zu denken. — Und ich hab' Sie beneidet. Sie glauben — Sie wollen. Es ist ja Unsinn, was Sie wollen —"

„Danke ergebenst."

„Das thut nichts. Sie glauben dran. Der Glaube ist alles."

„Dies Bekenntnis würde Pastor Mahrenholz sehr erfreuen."

„Lachen Sie nur! Mokieren Sie sich nach Herzenslust über die merkwürdige Zwiesprache, die wir zwei mitsammen führen und über die meine Schwägerin sicher die Hände ringen würde." Ihre Augen sahen wieder in endlose Fernen mit jenem sehnsüchtigen Blick, der immer von neuem den brennenden Wunsch in Erwin entfachte, dem Suchen dieser Seele ein Ziel, dem ihr selbst unklaren Verlangen Erfüllung geben zu dürfen. — „Wenn's drauf ankommt, ich kann auch korrekt reden, drei Stunden immerlos und nicht einen eigenen Gedanken, ganz wie die hübsch aufgezogenen Uhrwerke, unsere jungen Mädchen — — Zu Ihnen hab' ich gesprochen wie ein Mensch zum Menschen, weil Sie ein Mensch sind, eine Person für sich, ein Individuum, etwas mit eigenem Willen und eigenem Empfinden. Die anderen kommen mir immer vor wie Charaktermasken, Typen ihres Standes. Der gute Pastor Mahrenholz, das ist eben der Pastor; meine Schwägerin, das ist die Mutter; mein Bruder ist der Fabrikant; die Arbeiter, nun, das sind die Arbeiter; alles Herde, Masse, Nummern. Bei allen die gleichen Wünsche, Instinkte, Hoffnungen, die gleichen Züge sogar, — die Züge ihres Standes. Kennt man einen davon, kennt man alle. Ich bin kein Herdentier, obgleich als Weib geboren, das heißt als Herdengeschöpf par excellence. Ich passe in keinen der vielen Pferche. Das ist mein Stolz und — mein Unglück."

„Nach diesem erwartete ich eigentlich, daß Sie sich mir als Vorkämpferin für die Rechte der Frauen vorstellen würden."

„Kämpfen — ich! Und für die Frauen! die anderen! Was kümmern mich die? Was kümmert mich die Herde! — Ach, Sie verstehen mich nicht."

„Vielleicht lern' ich's noch. Müssen nicht gleich die Geduld verlieren." Er lächelte fein, und seine Augen hingen fast ein wenig zu unverwandt an dem Mädchen. Aus ihrem Blick, aus dem tiefen Orgelklang ihrer Stimme, der stolzen Anmut ihrer Bewegungen schuf er sich ein Bild von ihr, das nichts gemein hatte mit der Karikatur, die ihre eigenen Lippen entwarfen. Aber er wollte noch klarer in ihrer Seele lesen. Unmerklich wandte er das Gespräch auf ihre Jugend, ihre Eltern. Ihre Mutter entstammte einem alten Grafengeschlecht. Vielleicht hatte Florence es ihr im tiefsten Herzen bis zur Stunde nicht verziehen, daß sie ihr zum Vater einen Industriellen gab, und jedenfalls war sie selbst in den ungewohnten Verhältnissen niemals froh und heimisch geworden. Sie starb, zweiundzwanzig Jahre alt, bei der Geburt der Tochter, der sie als Erbteil das vornehm hochmütige Gesicht ihrer Ahnen und ihre eigene, unbefriedigt schweifende Sehnsucht zurückließ. Florences Erziehung war eine richtige Odyssee gewesen, jedes System und jede Methode waren an ihr erprobt worden. Bonnen und Gouvernanten aus aller Herrn Länder und von jedem Grad von Klugheit und Verschrobenheit hatten sich an der Aufgabe ihrer Heranbildung versucht. Sie hatte auch ein halbes Jahr lang eine Töchterschule besucht und verschiedene Pensionate; so war sie groß geworden, — erzogen nicht.

Kurz vor zwei Uhr erschien der Hausherr, dieser seines Vaters echter Sohn, ein stämmiger Mann mit rotem Gesicht und

Digitized by Google

faserigem Schnurrbart. Er begrüßte den Nachbarn mit derber Herzlichkeit, wiederholte seiner Schwester Einladung zu Tisch und fuhr dazwischen fort sich die Seele leicht zu schimpfen. Diese verdammten Polacken stahlen wie die Raben, ohne Ansehn der Dinge, was sie erwischen können, brauchbar oder nicht, lediglich um zu stehlen. Die Blumen aus dem Garten, den Handschuh, den die Frau verlor, das Spielzeug der Kinder, Bänke, Gläser, Petroleum, Seife hatten sie ihm gestohlen, — Seife! und sie wuschen sich doch nicht. Er wußte nicht, ob sie sie vielleicht auffraßen. Wenn er sich auf sein Eigentum drauf setzte, sie stahlen es ihm unter dem Leibe weg. Der Herr Nachbar würde da noch Dinge erleben!

Erwin hatte die Unvorsichtigkeit zu fragen, warum Hadeln denn mit Polacken arbeite statt mit einheimischen Leuten? Da kam er gut an.

Aus der Frage sehe man, daß der Herr von auswärts komme. Mit Einheimischen! Lieber wolle er seine Bude gleich schließen. Kamen die Leute wohl sich für einen civilen Lohn zu verdingen? Proste Mahlzeit! Höchstens schickten sie ihre Weiber und Kinder. Die Männer, nich rühr an! vagabundierten lieber, stahlen unserem Herrgott den Tag. Zu heiß war's ihnen in den Siedereien, zu heiß! Die Luft nicht gut genug. Bessere Ventilation verlangten sie. 's war um die Motten zu kriegen. So 'ne Anstellerei! — Jählings fuhr der Zürnende herum, rot im Gesicht wie ein ergrimmter Puter.

„Florence, hast du hier einheizen lassen? Bei der Hitze! So 'ne Unvernunft! Zieh doch den Ofenschirm vor! Die Fenster auf! Ich ersticke. Ich schmore! — Verzeihen Sie, lieber Nachbar, aber solch eine trockene Ofenglut, die kann ich nun mal nicht vertragen!"

„Vielleicht verträgt unsere Landbevölkerung sie auch nicht."

„Wieso? Wieso?"

„Die Hitze an den Siedkesseln, mein ich."

Oswald Hadeln stellte sich vor seinen Gast, die Hände in den Taschen, und sah ihm steif in die Augen. „Sind Sie vielleicht ein Sozialdemokrat? Bitte, dann sagen Sie's lieber gleich."

„Bis jetzt nicht."

„Das ist mir lieb. Aber solche Schnäcke sind gefährlich. Nehmen Sie mir's nicht übel. In unserer Zeit muß Herr zu Herr stehen."

„Ein Tier der Herde zum andern," dachte Erwin, und seine Augen begegneten denen Florences.

Jetzt kam auch Frau Hadeln im hübschen Hauskleid, rundlich und rosig, an der linken Hand Nuscha, das Mädchen, an der rechten Butzel, den Helden, der einmal wieder den Tod überwunden hatte. Sie entschuldigte ihr Ausbleiben. Eine Mutter habe immer zu schaffen. Aber sie erachte es für ihre oberste Pflicht, das Gemüt ihrer Kleinen zu bilden. Dazu versäume sie keine Gelegenheit, und niemals überlasse sie die holden Kleinen fremdem Einfluß. Butzel bewies auch sogleich sein gebildetes Gemüt, indem er Erwin heimlich Senf an den Rockärmel wischte.

Pastor Mahrenholz kam pünktlich mit dem Schlag der großen Wanduhr. Er aß häufig bei Hadelns. Aber heute war er nervös. Nur zerstreut erledigte er die üblichen Erkundigungen, Fragen, Klagen und Tröstungen und kam schon beim zweiten Löffel Suppe auf Erwins gewagtes Experiment zu Arnsfelde, von dem er am Morgen vernommen hatte, und das ihm gewaltig im Kopf herumging. „Ein Wagnis, lieber Erwin, ein gefährliches Wagnis! Ich wollte, Sie hätten sich vorher mit Sachverständigen darüber ausgesprochen. Hören Sie nur, lieber Hadeln —"

Der Hausherr horchte finster auf die Auseinandersetzung, wurde sehr rot, schluckte, schien eine lange Rede reden zu wollen und sagte schließlich nur das eine: „Sie sind doch ein Sozialdemokrat."

„Keineswegs. Nicht Revolution, Reformation ist mein Ziel. Ich liebe unsere mühsam errungene Kultur und ich würde es als einen unersetzlichen Verlust betrachten, wenn der elementare Ausbruch der Massenverzweiflung sie wegschwemmen sollte, wie ein überschäumender Gießbach sorgsam auf den Fels getragene Ackerkrume. Gerade um dies Unglück zu verhüten, halte ich es für notwendig, der Arbeiterklasse die Muße und die Mittel zu gewähren, diese Kultur kennen zu lernen. Sie ist gerettet, wenn ihre Segnungen erst in die Hütten dringen, wenn sie dem Volk so

Digitized by Google

unentbehrlich geworden ist wie uns. Und sagen Sie selbst, wer ist mehr geeignet, wer ist mehr berufen als wir, die Höhergestellten und darum Weiterschauenden, die Befehlenden und darum Mächtigeren, die Feuer, die planlos, verderbendrohend allerorten heimlich glimmen, zusammenzufassen zu einer gebändigten und darum segenbringenden Kraft? Der drohenden Explosion vorzubeugen, indem wir den aufgestauten Leidenschaften ein Ventil öffnen. Wenn wir das Verbotene zum Erlaubten umprägen, wie ich es heute that, nehmen wir ihm den Reiz des Verbrechens und seinen Fluch und machen es harmlos."

„Harmlos, die Schreiberei und Hetzerei der verdammten Preßpiraten? — Nein, mein Bester! Gott verzeih' Ihnen; Sie wissen gar nicht, was Sie gesündigt haben. An Ihres Vaters Institutionen, die Sie leichtherzig niederreißen, besaß die ganze Provinz ein Bollwerk gegen die Sozialdemokratie."

„Das giebt's jetzt nirgends in der Welt."

„Ja, es ist eine schauderhafte Zeit."

„Es ist eine große Zeit! eine Frühlingszeit des Werdens! Neue Gedanken, neues Keimen, neues Wachsen und Wollen überall. Alle Verhältnisse brechen die Jahrhunderte lange Erstarrung. Das Größeste wie das Kleinste ringt nach Neugestaltung. Es ist schön, jetzt zu leben, jetzt mitzuthun."

„Den Kuckuck auch! Wo die Schönheit steckt, seh' ich nicht. Aber daß den Fabrikanten von Zucker und von Eisen die alte Zeit bekömmlicher war, das weiß ich."

„Was Zucker und Eisen! Die Menschen, die Bürger, all seine Bürger und ihr Wohl, das ist der Zweck des Staates."

Erwin begann sich über seine Pläne, seine Hoffnungen zu verbreiten. Er wurde lebhaft, ein leichtes Rot trat auf seine Wangen; die Worte flossen von seinen Lippen. Die heutigen Reformen waren nur der erste Schritt, die Ebnung des Bodens. Er gedachte Fachschulen für die jungen Arbeiter in Arnsfelde selbst einzurichten, Kochschulen für die künftigen Hausfrauen. Die Betriebsleiter und Inspektoren würden demnächst auf dem Werk selbst ausgebildet werden, aus dem Schoß der Arbeiterschaft zu leitenden Posten hinaufsteigen.

Hadeln sagte gar nichts. Überlegene Duldung im Blick der vorstehenden Augen, hörte der Pastor zu, bloß dann und wann durch ein leises Kopfschütteln seine Nichtübereinstimmung andeutend. Endlich rückte er mit seinem eigenen Plan heraus. Er erbot sich, Bibelstunden einzuführen in Erwins Interesse, im Interesse der bedrohten Ordnung. „Ja, ja, mein lieber Erwin, das ist eine alte Regentenweisheit: Gebet und Arbeit sind die beiden Zäume der widerspenstigen Menschheit. Wenn Sie den einen lockern, müssen wir den andern um so fester anziehen."

Aber Erwin ereiferte sich: „Ich brauch' gar keinen Zaum. Befehl' ich Bestien? Ich bilde mir ein, mit gesitteten Menschen zu schaffen zu haben, mit Menschen, die dem Gebot der Vernunft zugänglich sind." —

Als er aufbrach, drückte Florence ihm fest die Hand. „Kommen Sie bald wieder, Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Es ist als ob Sie einem immerzu Märchen erzählten. Ich langweile mich fast gar nicht, wenn Sie da sind."

Erwin lachte. „Die Einladung ist ungeheuer schmeichelhaft."

Aber er war überzeugt, daß er sehr bald wiederkommen würde, während er im Wagen lehnte, den Kopf ein wenig schwer von den ausgezeichneten Weinen, die Hadeln zum Friedensschluß hatte aus dem Keller holen lassen.

„Denn so bin ich nu mal," sagte der Zuckerfabrikant, „ein grundgutmütiger Kerl. Ich kann nicht böse sein, einem Nachbarn und Berufsgenossen nun mal garnicht, — am allerwenigsten einem unglücklichen. Ja, Lieber, Sie sind ein verlorener Mann. Sie wollen's nicht glauben? — Die kränksten Menschen sind die, die ihre Krankheit nicht merken. Sie werden sie merken. Das geht wie mit dem Fieber. Jetzt sehen Sie lauter schöne Dinge, die angenehmsten Phantasien umgaukeln Sie. Aber die Kopfschmerzen hinterdrein! Der Katzenjammer! Au!" —

Und als Erwin eine lebhafte Verteidigung seiner geistigen Gesundheit nicht unterdrücken konnte, erwiderte Hadeln nur: „Armer Kerl!" Seine Augen schwammen dabei, als glänzte eine Thräne darin. Erwin fand den vier-

Digitized by Google

schrötigen Dicken, der ihn beweinte, ungeheuer komisch.

Aber Florence hatte es ihm angethan, ihre Herbheit, ihre Bitterkeit, die den schärfsten Stachel gegen das eigene Herz zu kehren schienen. Er wunderte sich nicht länger, daß sie geworden war, wie sie war. Er wunderte sich nur, daß es nicht mehr ihresgleichen unter den alleinstehenden, vermögenden und darum zur Unthätigkeit verdammten Mädchen gab. Aber freilich, ihre großangelegte Natur, ihr scharfer Verstand drängten zur Klarheit und sahen, wo minderbegünstigte Mitschwestern eine Binde um die Augen trugen.

„Ein Opfer der sozialen Stellung des Weibes," dachte Erwin, den sein Herz zu allen Unterdrückten hinriß. „Gewaltsam legen wir Fähigkeiten und Thatendrang der einen Hälfte der Menschheit in Ketten, beschneiden sie, ersticken sie, oder gönnen ihnen statt zweckbewußten Sichauslebens nur ein unnützes Spielen und Tändeln. Wie wundern wir uns dann, daß gesunde Säfte zu Gift verbittern und kräftig erkeimte Pflanzen zu wüstem, unfruchtbarem Gerank entarten? Wir wollten nicht, daß sie sich entfalten sollten nach ihrer Art. Sie entfalten sich trotz uns, aber zu Krüppeln. Unser ist die Schuld. Den ungeheueren Lebenstrieb, den wir nicht töten konnten, haben wir krank gemacht."

Aber in diesem Fall hoffte er auf Heilung. Diese sollte lieben und glauben lernen, an die Liebe glauben. Auch arbeiten sollte sie lernen, dies dritte, von dem sie nichts wissen wollte, und das doch vielleicht der einzige Weg war, auf dem man zu den beiden andern gelangte. —

Um fünf Uhr an diesem Tage ward es in Ladewigs Hüttenschenke lebhaft. Keinerlei Verabredung war getroffen worden. Aber die Überzeugung wurzelte in allen Arbeiterherzen, daß Freiheit nimmer wachsen und gedeihen könne, falls sie nicht nach Gebühr mit Trunk begossen würde. Wilm Tönniges brachte die Ziehharmonika gleich unter dem Arm mit. „Kein Vergnügen ohne Damens," meinte er auf Ladewigs Vorstellung, daß Tanz nur Sonntag nachmittags und auch da nicht immer erlaubt sei. „Mit der Knechtschaft, mein' ich, hätten wir heute in Arnsfelde aufgeräumt."

Der phlegmatische Wirt lehnte am Thürpfosten, die Hände in den Taschen. „Mich kann's recht sein. Wünsche bloß, daß das dicke Ende nich nachkommt."

Er war früher Grubenarbeiter gewesen, hatte verdient und eine Wirtschaft aufgemacht. Jetzt sah er im Geist eine weite Perspektive fetter Wochen sich aufthun. Die Geldkatze um seinen Leib schwoll in seiner Phantasie zu beängstigender Dicke. Aber er ließ sich nichts merken. Er traute dem Wind nicht. Winde wechseln, Herrenlaunen noch rascher. Der Neue war — neu. Man mußte abwarten, lavieren. Inzwischen schaute er behaglich wie ein satter Kater auf die drei Feldwege, die vor seiner Thür zusammenliefen und auf denen gleich Zügen von Ameisen, schwarz und dicht, die Arbeiter von Arnsfelde, von Wisselrode und Edesse daherwimmelten in sein Haus.

Jetzt aber nahte einer, der hatte keinen Sonntagsrock an, ein Rothaariger in Schlapphut und zerrissener Joppe, ein Bündel auf dem Rücken.

„Nanu," machte Ladewig und zog die Augenbrauen in die Höhe. Er hatte dem Rotkopf schon einigemal die Thür gewiesen. „Das wissen Sie doch, Jakob Schmalz, daß für Ihresgleichen hier keine Stühle stehen."

Aber der Bursch warf, an dem Abwehrenden vorübertretend, sein Bündel auf den Tisch und lachte frech: „Denn geben Sie mir 'nen Sessel. Mir auch recht! Hier bin ich, hier bleib' ich! Ich nehm' Arbeit auf dem Werk."

„Dazu wird Herr Relling auch noch ein Wörtchen mitreden."

„Wird er nich! Gehen Sie hin, lesen Sie die neue Arbeitsordnung. Wegen seiner politischen oder religiösen Überzeugung soll kein Arbeiter gemaßregelt oder benachteiligt werden. Benachteiligen Sie mir nich, Ladewig! Ich verlang' Bier."

„Wenn das sich so verhält, dann meinetwegen! immer 'ran!"

„Siehste wie du bist! Dicker, wir trinken noch Brüderschaft."

Aber der Wirt brachte nur ein Seidel. Immer hübsch abwarten.

Rings um den neuen Ankömmling ließ man Erwin Relling hoch leben, hoch und

Digitized by Google

nochmals hoch. An dem Tisch links saßen die Tonangebenden unter den Arbeitern, Zieseniß, der Vielerfahrene, und Petersen, der immer eine Naselang hinter seinem findigen Kameraden herkeuchte, und dem das Fleisch schon völlig von den Knochen gefallen war vor Neid und Eifersucht und dem rastlos nagenden Verlangen, es dem Nachbarn einmal gleichzuthun. Diesmal gesellte sich auch Wehland, der Schmied, zu ihnen, vormals gemieden wie ein Aussätziger; aber heute bestritt ihm niemand seinen Platz. Diese Männer redeten manch vernünftiges und gewichtiges Wort von der Veränderung der Zeiten, der Herr Relling Rechnung trage. Sie, die Klugen, rühmten Erwins Klugheit, während die Jungen, Unerfahrenen an den anderen Tischen mit großem Aufwand von Lungenkraft sein gutes Herz priesen. So sinnig und sittig begann die Feier, daß sogar Petersen und Firmus, der Zuträger, einander über den Tisch weg die Hände schüttelten, nachdem Firmus seine Entschuldigung vorgebracht hatte.

„Nichts für ungut, Petersen. Das von neulich kommt meinerseits nich wieder vor. Wenn Herr Relling nich mal 'ne lumpige Mark dafür übrig hat, gut bedient zu werden, dann hab' ich mit deinem Brotbeutel nichts zu schaffen. Ich mische mich nich in andrer Leute Dummheiten, wenn da nichts für mich bei zu holen is." —

Aber der Wirt ging jetzt zwischen den Tischen ab und zu und warf halbe Worte und vieldeutige Reden gleichsam als kleine abkühlende Wasserstrahlen in die auflodernde Begeisterung, — Worte, bei denen man sich nichts und alles denken konnte; Reden, für die kein Staatsanwalt Rechenschaft zu fordern imstande war. Da ihm die Einnahme des Tages je länger desto besser gefiel, sann er auf Mittel, seine Gäste möglichst häufig in gleicher Anzahl herbeizulocken; er wußte aber aus Erfahrung, daß zufriedene Menschen lange kein so sicheres Schenkenpublikum abgeben wie unzufriedene; darum war er bestrebt, das Wohlbehagen nicht einen zu hohen Grad erreichen zu lassen.

„Ja, meine Herren, der alte Relling, das war 'n Fuchs. Aber der junge — der junge — passen Sie Achtung! der ist ihm über."

„Was ich sage? Je, Wehland, garnichts sag' ich. Ich warte auf das Ende. Auf das Ende. Verstehen Sie?"

„Kräht nur nich zu laut, Jungens. Die Vögel, die zu früh singen, holt die Katze."

Aber Petersen wollte einmal im Leben eine eigene Meinung haben und wirklich, er war dem Neuen dankbar. „Beseht's von welcher Seite ihr wollt: so einen Herrn wie unsern, den soll man mit der Laterne suchen! Er hat's doch in keiner Weise nötig, uns derart entgegenzukommen. Er legt das Geld für die vier Arbeitsstunden bar und blank bei. So was muß man anerkennen."

Doch Jakob Schmalz, der Rotkopf mit dem Bündel, schrie jetzt laut lachend über den Tisch: „Nicht nötig! nicht nötig! So'n Unsinn kommt auch nur euch Kohlstrünken im Mistbeet des alten Relling in die verdummten Köpfe! Nicht nötig! — Hat das große Schwungrad nötig sich zu drehen, wenn ihr Dampf dahinter macht, oder nich? Und wenn's rechts herum saust, könnt ihr's links herumsausen machen mit euren Händen? Der Geist einer Zeit, das is auch so 'ne Art Dampfkraft, die den Menschen treibt, ob er will oder nicht. Das neunzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung saust rechts herum, und nicht der alte und nicht der junge Herr Relling drehen's links herum, wenn sie sich auch mit ihren Leibern daran hängen wollten. Licht thut euch not! Licht! Licht! Licht! — Ihr armen Tröpfe könnt ja noch nicht einmal einen richtigen Gebrauch von euren euch angeborenen Augen machen. Da, geht her! zündet euch 'ne Laterne an!"

Er griff in die Tasche und schleuderte einen Haufen Schriften auf den Tisch. „Seht mich an! Durch ganz Deutschland bin ich gewalzt, durch Sachsen, Thüringen, Bayern, hinauf bis ins Österreichische und hinunter bis ins Mecklenburgische. Wo ich einen gescheiten Gedanken aufgeschrieben fand, da hab' ich mir'n mitgebracht. Lest! und thut den Erbfehler von Wisselrode von euch ab, eure Dummheit."

Schon griffen die Jungen neugierig nach den Papieren. Zieseniß schüttelte mißbilligend den Kopf. Der alte Respekt saß ihm noch in den Knochen. „So was sollt' im Wirtszimmer nich geduldet werden, Ladewig!"

Digitized by Google

Der Wirt zuckte die Achseln. „Wenn der Herr keinem das Maul verbietet, wie kann nachher ich's?"

Zieseniß beharrte. „Wenn er so anständig is, uns nich das Maul zu verbieten, dann verlangt derselbige Anstand doch wohl von uns, daß wir's nich gegen ihn aufreißen."

„Ne," sagte Wehland und schlug auf den Tisch, „das seh' ich nich ein. Wenn er uns die Freiheit nur zum Schein und Ornament geben wollt', denn hätt' er's beim Alten lassen sollen."

Und Firmus, in dem der Zorn gegen Erwin unvermindert kochte, stimmte ihm bei. „Ist der ganze Sums eitel Dunst und Falschheit, denn is es dem Neuen grad recht. Denn mag er die Suppe ausfressen, die er sich eingebrockt hat."

Die Jugend stand jetzt auf. In der Hinterstube hatte Tönniges einen Tisch an die Wand gerückt, einen Stuhl darauf gestellt, und sich mit seiner Ziehharmonika und seinem Bierseidel hinaufgeschwungen, denn allgemach fanden sich nun auch die Frauen ein, die erst noch in der Eile das Haus bestellt und den Putz aus den Truhen gekramt hatten. Die Häuschen der Kolonie Wisselrode lagen wie ausgestorben. Ein paar Großmütter hüteten die Wiegenkinder.

Frau Zieseniß, deren brennender Ehrgeiz ungern Zeit versäumte, benutzte den Weg von Wisselrode bis zur Schenke, um Olga mütterliche Lehren zu geben.

„Mädchen, mach' mich keine Dummheiten, das sage ich dich. Ich hab' immer nach das Höhere gestrebt, und deshalb wäre es mich nich lieb, wenn meine Älteste sich mit einem ganz gemeinen Hüttenarbeiter verplemperte. — Was hat denn nu eigentlich Herr Relling zu dich gesagt?"

„Danke, hat er gesagt, als ich ihm das Bouquet in den Wagen reinschmiß."

„Danke — weiter nichts?"

„Was soll er denn sonst sagen?"

„Nee, das is wahr. Mädchen, ich sage dich bloß das eine: häng' dich an keinen Kerl. So wie eine das thut, is ihr der Verstand wie weggepustet. Wenn ich denke, was aus mich hätte werden können, wenn ich mich nich von Vater hätte bereden lassen."

Olga schielte mit etwas unehrerbietigem Spott der Mutter in das verwitterte Gesicht, aber sie wagte nicht ihren Zweifel laut werden zu lassen.

„Herr Relling is 'n umgänglicher Herr," fuhr Frau Zieseniß fort. „Wenn du nich 'ne Pute bist, läßt er uns sicher den Kuhstall bauen. Und wenn Vater denn alle Tage vier Stunden länger Zeit hat, denn muß er ordentlich heran, das Vieh besorgen und den Garten umgraben. Es wurde mich schon lange ein bischen viel."

„Den Kuhstall bauen," lachte Olga verächtlich und stieß mit der Spitze ihres Tanzschuhes ein Steinchen weg, das ihr im Weg lag. „Wenn ich weiter nichts ausrichte."

„Mach' mich bloß keine Dummheiten, Mädchen," mahnte die Mutter. „Ich muß dich das sagen, denn ich bin deine Mutter, und keine andere sagt es dich nich. Und schrei' auch nicht Hering, eh daß du ihn am Schwanze packst. Mit Fahrke hast du das auch nicht richtig angefangen, sonst hätte der sich nicht an Buchhalters Marie gehängt. Ich hatte mich das ganz anders vorgestellt. Aber die Mannsleut' sind glatt wie die Aale. Wenn eine das nich klug anfängt —"

Olga fuhr wie von einer Schlange gestochen herum. „Da brauchtest du mich nich an zu erinnern, Mutter, dem Fahrke gedenk' ich's!" —

Sie standen jetzt vor Ladewigs Schenke. In der Hinterstube piepte und wimmerte Wilms Ziehharmonika. Im wirbelnden Staub stampften die tanzenden Paare. Tabaksqualm erfüllte die Vorderstube. Die Häupter der Männer verschwammen darin wie in Wolken. Durch die Lücken glühten ihre Gesichter röter von Trunk und Reden, als sie über dem flüssigen Eisen und am Schlund des Hochofens zu glühen pflegten. In den Winkeln, den Gängen, hinter den herbstlich gelichteten Büschen des Gartens fanden Paare sich zusammen, kosend, streitend, sich versöhnend.

Auch Rieke Petersen war nach vollendetem Tagewerk auf der Zuckerfabrik zum Tanz angetreten. Aber Karl empfing sie mürrisch. Der Schwester Worte bohrten in seiner

Digitized by Google

Seele. Warum hielt sie's mit einem andern? War er ihr nicht gut genug? Oder hatte sie kein Vertrauen zu ihm? Rieke, eine Blonde, Schmalbrüstige, die immer leise redete, immer die Augen niederschlug und sich dabei auf ihren Vorteil besser fast verstand, als selbst Mutter Ziesenitz, hütete sich wohl, den Freier abzuleugnen, den einzig die Bosheit ihrer künftigen Schwägerin ihr anerschaffen hatte. Da doch zwischen ihnen beiden nichts werden könnte, murmelte sie ergeben, so sei es am besten, rasch und mit eins von einander zu gehen. Das meinten ihre Eltern auch.

Karl, der sie im Geist schon sich entrissen sah, packte mit beiden Händen ihre Schultern, damit sie ihm bleibe. Warum denn nichts werden? Wieso denn? Der Neue ließ seine Leute freien wie sie wollten. Wer sagte ihr denn, daß er sie nicht freien wollte?

Rieke seufzte. Dergleichen beteuerten junge Burschе wohl. Aber später käme da nichts nach. Und sie wäre ein ehrbares Mädchen, worauf Karl schwur: Vater und Mutter sollten ihn nicht mehr hindern sie zu heiraten, als die piepsenden Spatzen auf dem Dach. Dem war nicht ganz so, vielmehr schlug das Herz ihm unruhig, wenn er an seine „nach das Höhere strebende" Mutter dachte. Er erreichte aber dadurch, daß die spröde Rieke sich willig von ihm küssen ließ. Und als er sie mit zwei Seideln Bier traktiert hatte, gestand sie ihm errötend, sie möge im Grund nur ihn leiden und mit dem anderen wär's bloß Unsinn gewesen. Da schlug Karl voll männlichen Selbstbewußtseins auf den Tisch:

„Dummes Ding! wir können alle Tage heiraten. Da hab' man keine Bange. Das geht niemand was an als uns beide!" Er war aber beim achten Seidel.

Als der Abend vorrückte, ging Fahrke zum Arbeiterfest. „Ein Vernünftiger muß doch aufpassen", sagte er zu Marie, die ihn gern bei sich zurückgehalten hätte. „Kannst dich bei deinem Abgott, dem Relling, dafür bedanken. Ohne seine hirnverbrannten Neuerungen könnt' ich heut Abend bei dir bleiben."

Im Grund jedoch war er froh, aus dem weinumrankten Häuschen loszukommen, los von den Hunden, Vögeln und Eichhörnchen, Mariens Lieblingen, fort aus der Ordnung und dem Behagen der lavendelduftenden Schränke und leuchtend weißen Schutzdecken. Draußen atmete er auf. Stände er sich nur ein klein bischen besser mit dem neuen Herrn, er wollte den Kuckuck thun und die Buchhaltertochter freien! Verdammtes Pech, das ihn verfolgte! Er war so gut im Sattel gewesen bei dem Alten! und der ungeheure Betrieb mit seinen riesigen Dampfmaschinen, seinen mächtigen Hochöfen, seinen Flammen, seinem Lärm, den Tausenden bienengeschäftiger Menschen, die darin wirkten, war ein Reich, in dem seine Herrschfreude und Machtbegier sich mit Wollust tummelten. Aber bei dem Neuen, dem Schwächling, dem Idealisten und Sozialisten wollte es ihm nicht glücken. Der verwarf ihn, Thor, der er war! Ihn, sein Widerspiel, der ihn ergänzte mit all den Eigenschaften, die ihm fehlten, und ihm dadurch von unberechenbarem Nutzen sein konnte. Bosheit des Geschicks! Sollte er wirklich, er mit seiner Riesenkraft, seinem Riesenwillen, den Fähigkeiten und Fertigkeiten hinter seiner Stirn, in seiner Brust, den haarscharfen Sinnen, verdammt sein, in der Enge, der Niedrigkeit weiter zu keuchen, in der er geboren war? —

Wuchtigen Schrittes trat er in die Schenkstube. „Ich denk', Sie sehen zum Rechten, Ladewig," sagte er stirnrunzelnd, die Versammlung mit den Augen überfliegend.

„So viel es geht, Herr Ingenieur. So viel es angeht."

„Unsinn," sagte Fahrke unwirsch. „Es geht gerade so viel wie Sie wollen. Sie sind verantwortlich für das Betragen der Leute."

„Da sei Gott vor, Herr Ingenieur! ich nich. Die neue Arbeitsordnung —"

„Papperlapapp! Schwatzen Sie mir kein Blech vor, hören Sie! Bei mir zieht das nicht."

Er trank sein Bier aus, trat in den Tanzsaal und musterte die Paare. Seine Blicke leuchteten auf. Das war noch ein Weib, diese Olga! Wie sie sich drehte, daß die feinen Knöchel unter den fliegenden Röcken sichtbar wurden. Wie gemeißelt jedes Glied, fest und schlank! Nacken und Arme, von der leichten Bluse freigelassen, lebendiger Marmor!

Digitized by Google

Und das schimmernde Rot des Bluts in den Wangen und ein Stückchen Hals hinunter! Und das leuchtende Gold des Haares drüber! Die Braut daheim war der Winter mit seinem Schnee und seiner Kühle, diese hier der lachende Sommer mit seinem leuchtenden Saatengold, seiner sprühenden Farbenpracht. Seine Augen weiteten sich, er schwelgte. Olga that, als sähe sie ihn nicht, obgleich ihr Kleid ihn fast streifte. Er merkte es und lächelte.

Zum nächsten Tanz engagierte er sie. Der Bursche, der sie in den Armen hielt, wagte nicht, sie dem gefürchteten Ingenieur Fahrke zu verweigern. Mit blöder Schüchternheit ließ er sie sich entführen.

„Ich tanze nicht," zischte Olga, und ihre Augen funkelten den Kecken an.

„Ach!" Er hielt sie umschlungen und drehte sich mit ihr, daß ihr der Atem verging. Unmöglich, sich loszureißen; seine Arme hielten sie fest wie eine eiserne Falle.

„Ich tanze nur mit ledigen Herrn," wehrte sie atemlos. „Und für Sie — für Sie schickt sich das gar nicht, Herr Fahrke!"

Er führte sie zu einem Tischchen. „Willst du Limonade oder Bier?"

„Ich will, daß Sie mich in Ruh' lassen."

„Kratzt Kätzchen?" Fahrke griff in die Tasche und zog ein kleines Medaillon an schwarzem Band hervor. „Artig sein, Kätzchen."

„Sie haben schlecht an mir gehandelt, Herr Fahrke", sagte Olga mit Würde, „und jetzt handeln Sie schlecht an Ihrer Braut." Aber während sie sprach, folgte ihr Blick begehrlich den Bewegungen des Schmuckstücks, das Fahrke leise auf und nieder schaukeln ließ.

„Halt' ich nicht, was ich versprochen habe? Sieh, wie es funkelt!"

„Sie haben mich tief gekränkt, Herr Fahrke."

„Komm mit in den Garten. Ich erkläre dir dort — Ich kann doch nicht hier vor all' den Menschen —"

Die Lustigkeit, die Ausgelassenheit hatten einen Grad erreicht, daß niemand auf den Nachbarn achtete.

Olga trat mit ins Freie, ins Dunkel der Nacht, doch nur wenige Schritte. Es war kälter geworden; Milliarden Sterne funkelten.

„Weiter geh' ich nicht. Sagen Sie mir hier, was Sie mir zu sagen haben."

Im Augenblick schloß er sie in die Arme und erstickte sie fast mit Küssen.

Sie schrie auf. „Das ist schändlich! Lassen Sie mich los! Ich rufe um Hilfe! — Sie wollen mir etwas sagen und dann —"

„Sagen? Ich? — Bist du aber dumm! Was sollt' ich dir denn sagen? Was hätt' ich dir zu sagen?"

„Nichts? — Wirklich nichts! — Wie schlecht Sie sind. Sie versicherten mir einmal, Sie hätten mich lieb und — und am selben Abend verlobten Sie sich mit Fräulein Marie! Ich bin nur ein armes Mädchen, aber ehrlich und unbescholten, und — und es ist wohl nicht Überhebung, wenn ich mir einbildete, Sie würden sich wenigstens entschuldigen —"

„Willst du ein goldenes Kettchen zu dem Medaillon? Das Band ist eigentlich schade auf solchen Hals."

Olga wandte ihm den Rücken. Er haschte ihren Arm und hielt sie fest. „Sei nicht langweilig. Es muß doch nicht immer gleich darauf losgeheiratet sein. Überhaupt, was hat Heiraten für einen Wert? Man heiratet aus Vernunft, um ein Haus zu gründen, um Verbindungen zu bekommen, aus Berechnung, aus Laune, weil's Mode ist. Liebe, das ist ganz etwas anderes. Die hat keinen Grund. Und wenn man eine lieb hat, dann thut man ihr etwas zu Gefallen, bringt ihr hübsche Sachen mit, die ihr Freude machen, nimmt sie in Schutz, wendet ihr kleine Vorteile zu —"

Olga richtete sich zornig auf. „Ich brauch' Ihren Schutz nicht, Herr Fahrke; Gott sei Dank, mich schützt einer, der so hoch über Ihnen steht wie Sie über mir!" —

Und nachdem sie, diesen Trumpf ihrem Gegner ins Gesicht schleudernd, ihrem Racheverlangen endlich genug gethan hatte, riß sie die Thür auf und stürmte ungestüm in den Flur.

Dort stand gerade Kollmanns Fritz mit des alten Rademachers Ida in einer dämmerigen Ecke und versuchte ihr des neuen Herrn Verfügung in Bezug auf Liebesleute ins Handgreifliche zu übersetzen. Die brüske Störung ergrimmte den halb Betrunkenen. Er gab Olga eine Ohrfeige.

Digitized by Google

Als wäre dies ein Signal gewesen, so wurde im Augenblick die Balgerei allgemein. Geschrei, Püffe, Wutgekreisch pflanzten sich mit rasender Eile von einem Ende von Ladewigs Schenke zum andern fort, gleich Wellen, die, von einem Steinwurf aufgewühlt, hastig ans ferne Ufer schlagen. Auf dem Flur und in der Hinterstube schlug man sich um ein Mädchen, in der Vorderstube um eine künftige Weltordnung, und weder die Weltordnung noch das Mädchen waren der wirkliche Grund der Erregung. Es war einzig der Taumel, der in rasender Ansteckung ein Gehirn nach dem andern ergriff, der Taumel des Neuen, der Freiheit, der Muße, des Alkohols. Die Bande waren dem lang gefesselten Riesen von den Gliedern gefallen. Er mußte sie recken, dehnen, gleichviel, was er damit zerschlug, einfach um sich der neuen Bewegungsfreiheit bewußt zu werden. —

Als Erwin, das Herz voll seliger Träume von Liebe, von Erfolg, sich der Kolonie Wisselrode näherte, scholl ihm ein Gejohl entgegen, vor dem die Wagenpferde sich kerzengerade aufbäumten, das Klirren zerschlagener Gläser, das Krachen zerbrochener Stühle. Unter der flackernden Laterne über der Thür drängte sich eingekeilt ein wüster Haufen. Leib an Leib rangen Ziesenitz und Wehland, und die schweren Glasseidel schwirrten wie Schneeballen durch die Luft und schlugen auf die Köpfe nieder, die zu eng aneinander gepreßt waren, um sich ausweichend zur Seite biegen zu können. Vom Garten her aber wälzte sich ein zweiter Schwarm: Bursche und Mädchen mit ausgestreckten Armen, mit krallenartig ausgespreizten Fingern, geifernd, brüllend, kreischend, und vor ihnen auf flog eine weibliche Gestalt, in hellem, zerfetztem Kleid, mit zerzaust flatterndem, rotem Haar, die Hände an den Kopf gepreßt, wie um ihn vor hinterrücks geführten Streichen zu schützen.

Erwin ließ halten, sprang aus dem Wagen. Da warf das Mädchen sich ihm zu Füßen.

„Um Gotteswillen! Schützen Sie mich, Herr Relling! Sie wollen mich morden!"

Ein Rest der Ehrfurcht, die Erwins Vater unantastbar gemacht hatte, überdauerte noch im Gemüt des Rohesten. Verblüfft standen die Verfolger. Den Herrn erkennend, zogen sie verlegen die Mützen.

„Fräulein Olga! Stehen Sie auf. Was geht hier vor? — Niemand soll Ihnen ein Leid thun."

Aber das Mädchen klammerte sich an seinen Arm. „Verlassen Sie mich nicht!" Todesangst brannte in ihren Augen. Ihre Hand, ihre Stirn waren blutig.

„Steigen Sie in den Wagen. Sie kommen mit mir." Er wandte sich zu den Ringenden. „Sie aber! Schämen Sie sich! Gehen Sie nach Hause. Sofort nach Hause. Ich werde morgen den Vorfall untersuchen."

Man hörte ihn schon nicht mehr.

„Ist denn niemand hier um Ordnung zu stiften? Der Wirt! — Kutscher! rufen Sie den Wirt. Ich halte die Pferde."

„Ladewig!" schrie der Kutscher. „Ladewig! Du sollst herauskommen zum Herrn! La — de — wig!"

Aber der Wirt fand es unter den obwaltenden Umständen richtiger, taub zu sein; auch war er gerade beschäftigt, alle noch heil gebliebenen Seidel im Glasschrank zu verschließen.

„Das hilft denn nich, Herr Relling," erklärte der Kutscher. „Das Beste ist, Sie steigen wieder ein; die haben all' den Koller. Und bis sie den nich ausgeschlafen haben, is mit die Gesellschaft nix anzufangen."

Angewidert und verletzt folgte Erwin dem vernünftigen Rat. Er haßte Lärm, Aufläufe, Raufereien, Betrunkenheit.

In den Köpfen der Zunächststehenden dämmerte inzwischen eine matte Erinnerung an die Begeisterung des Morgens auf. Halb mechanisch schrieen sie dem abfahrenden Wagen nach: „Hoch! hoch Herr Relling!" Und die Betrunkenen im Hintergrund der Schenkstube wiederholten den Ruf, ohne zu wissen um was es sich handelte, nur gleichsam als Dank für den vergnügten Abend. Aber Jakob Schmalz, dem seine roten Haare bereits wie die Struwelpeters um die blasse Stirn standen, über die von der Anstrengung des Schreiens das Wasser in hellen Tropfen herabrieselte, überbrüllte alle: „Es lebe die Anarchie!" —

Der letzte Laut des Tosens und Schreiens erreichte den Wagen nicht mehr, der rasch unter den flimmernden Sternbildern der schwarzen Himmelswölbung hinrollte, als

Digitized by Google

Erwin sich zu dem leise weinenden Mädchen wandte.

„Haben Sie Schmerzen? Sein Sie ruhig, Kind. Meine alte Karline weiß mit Wunden umzugehen."

Olga haschte die Hand ihres Retters und drückte ihre brennenden Lippen darauf. „Ohne Sie hätten die schändlichen Menschen mich umgebracht!" — Schluchzen schüttelte sie; die Angst, die Aufregung zitterten mächtig in ihr nach.

„So schlimm würde es wohl nicht geworden sein. Und jetzt sind Sie in Sicherheit."

„Ach, Sie wissen nicht, wie schlecht die Leute hier sind! wie schlecht! Ich hab' doch keinem Menschen je was gethan!" Plötzlich erschrak sie so heftig, daß sie aufhörte zu schluchzen. — „Ach Gott! und zum Dank für Ihre Gutheit beschmiere ich Ihnen noch die schönen Wagenpolster mit Blut!"

Darüber mußte Erwin lachen. Und mit diesem Lachen schwand die lastende Verstimmung, und sein natürlicher Humor gewann die Oberhand.

Der alte Winter riß den Schlag des Wagens auf. „Gott sei Dank, daß Sie da sind, Herr Relling! und unverletzt! Was hab' ich mich geängstigt!"

„Ja, dieser erste Tag unserer neuen Weltordnung schließt nicht sehr ermutigend," sagte Erwin. „Nun, auch dies Meer wird sich glätten, und sind wir thöricht gewesen, werden wir lernen. Ist ein Beamter zur Hand? Senden Sie ihn nach Ladewigs Schenke. Ich lasse Feierabend bieten."

„Das wird nicht nötig sein. Unser Mariechen, Herr Relling, steht schon seit zwei Stunden an unserem Speicherfenster und sieht mit einem Feldstecher hinüber. Vor fünf Minuten ist's ganz dunkel bei Ladewig geworden."

„Um so besser. So werden sie ausschlafen. Und das wollen wir auch." Er half seiner Begleiterin aus dem Wagen. „Ich bringe eine Patientin mit."

„Olga Zieseniß? —" Der Buchhalter brummte es, die Lippen verziehend, als wär' ihm was Saures zwischen die Zähne gekommen. Dann empfahl er sich.

Erwin leitete das noch immer zitternde Mädchen in sein Haus. Er trug Heftpflaster und Karbolwasser herzu und unterstützte Karline in der Pflege der Wunden, die sich als unbedeutende Schrammen erwiesen. Dann überließ er Olga der Obhut der alten Dienerin.

Sie lag in dem blütenweißen Bett der Fremdenstube, in den spitzenbesetzten Kissen, unter den seidenen Decken, sorglich verbunden, mit offenen Augen vor sich hinträumend die ganze Nacht. Ein Fieber brannte in ihrem Blut, das nicht von den unbedeutenden Verletzungen herrührte. Sie befühlte das feine Linnen der Tücher, den Stoff der Decken. Ihre Augen schweiften begehrlich über die altertümlichen Schränke, den Diwan, die Sammetdecke des Tisches. So wollte sie's einst auch haben! So mußte sie's haben! Es war der Rahmen, der ihrer Schönheit gebührte! — Dazwischen sah sie noch immer die offene Schenkenthür, vollgepfropft mit sich balgenden Männern; sie hörte das Pfeifen, Kreischen, Johlen hinter sich. Und im hellen Glanz des aus dem Flur brechenden Lichts erblickte sie das weiße Gesicht, den klaren, milden Blick ihres Beschützers. Wie ein Gott inmitten einer Hölle entfesselter Teufel hatte er vor ihr gestanden, hilfreich und machtvoll wie ein Gott, gütig, licht und heiter wie ein Gott. Sie war ihm ehrlich dankbar. Sie fühlte, daß er anders war als die Männer, die sie bislang gekannt hatte. Etwas wie Wärme entzündete er in ihrem kalten, eitlen Herzen. Und diese unbestimmte Empfindung des Wohlgefallens an dem Menschen verschwamm mit dem sehr ausgeprägten Wohlgefallen an Reichtum, Glanz und Üppigkeit in ihrer Seele zu einem gebieterischen Begehren, einer wilden, phantastischen Hoffnung, die ihr den Schlaf raubten bis zum lichten Tage. —

IV.

Am nächsten Morgen, als Wisselrode ausgeschlafen hatte, rieb es sich verwundert die Augen ob des Geschehenen. Die Angesehensten der Arbeiter thaten sich zusammen und entsandten unter Vater Zieseniß Führung eine Deputation zur Abbitte an den beleidigten Herrn.

Es sei ihnen von Herzen leid, daß solches vorgekommen wäre, und Herr Relling möchte

Digitized by Google

ihnen die Ungebühr nicht nachtragen. Und wegen der Anstifter, die würden sie selbst gern bestraft sehen und würden sie dem Herrn Relling sicher namhaft machen, wenn sie sie wüßten. Aber sie hätten wohl alle mitgethan, und könne keiner sagen, wer der erste gewesen sei. Der Herr Relling möge deswegen aber beileibe nicht glauben, sie erkennten's nicht an, was er aus freien Stücken ihnen zugewendet habe, und es wäre etwa Gehässigkeit oder Undankbarkeit oder Auflehnung bei dem Radau mit untergelaufen. Das nicht. Die reine Freude und Überraschung hätte ihnen in den Köpfen gespukt, und eine unbändige Freude könne einen Menschen ebenso verdreht machen wie ein schwerer Verdruß.

Erwin, der die Reuigen in der Gießhalle empfing, winkte Fahrke herbei. „Ich höre, Sie waren bei dem Fest zugegen. Konnten Sie denn nicht der Wüstheit steuern?"

Fahrke hatte diese Interpellation den ganzen Morgen schon kommen sehen und war entschlossen, ihr durch Dreistigkeit die Spitze abzubrechen.

„So wenig wie Sie selbst, Herr Relling," erwiderte er keck.

Wieder maßen die beiden Männer sich mit den Augen. Dann wandte der Chef sich zu der Deputation zurück.

„Ich habe Ihnen Freiheiten eingeräumt," sagte er einfach, „weil ich Sie für vernünftige Männer hielt. Gestern haben Sie sich als solche nicht erwiesen. Ich hoffe, Sie thun es künftig."

Das war alles. Er war kein Redner, ein Schauspieler schon gar nicht. Aber die Arbeiter schieden enttäuscht. Das Volk liebt dramatische Auftritte, aufregende Schaustellungen. War die Unart des gestrigen Abends keinen größeren Aufwand von Entrüstung wert, ei, weshalb hatten sie sich überhaupt ein Gewissen daraus gemacht? —

Fahrke wandte sich an den Chef. „Soll Jakob Schmalz wirklich angestellt werden, Herr Relling?"

„Wenn er gute Zeugnisse vorweist."

„Er hat sich gestern bei Ladewig sehr mausig gemacht."

„Gestern ist abgethan."

„Wie Sie befehlen. Dann darf die Tanzerei für nächsten Sonntag wohl auch nicht untersagt werden?"

„Kein Vergnügen, wo ich zu bestimmen habe. So lange die Welt steht, haben die Menschen sich zu wenig gefreut; es ist ihr Erbfehler. Lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir anderen wehe zu thun. Diese Ansicht eines großen Menschenkenners hab' ich zu der meinigen gemacht, Herr Ingenieur."

Innerlich knirschend blieb Fahrke zurück. O blindes Schicksal! Warum die Macht, die herrliche, kostbare, die göttliche Macht diesem Philosophen in den Schoß werfen, dem die Seligkeit des Befehlens fremd war, der den Rausch der Herrschaft nicht kannte, freiwillig ihre Zügel von sich werfen konnte! — Er hätte an seiner Stelle stehen sollen! —

Als Erwin nach Haus kam, fand er Olga zum Heimweg fertig in seinem Arbeitszimmer seiner harrend. Er hatte das Mädchen fast vergessen.

„Sieh da, Fräulein Olga. Wie geht's? Was sagt der Arzt?"

„Ich darf nach Haus."

„Das freut mich."

„Aber erst wollt' ich Ihnen danken."

„Es ist ja nicht der Rede wert. Haben Sie denn alles hier nach Wunsch gehabt?"

„O, Herr Relling, es war wunder — wunderschön! Wie in einem Königsschloß."

Erwin dachte an ihren Schreck, an ihre Verwundung, und da er es aufgegeben hatte, den Schuldigen zu bestrafen, hielt er es für seine Pflicht, sie in anderer Weise zu entschädigen. Er nahm ein hübsches Perlmutterkästchen von seinem Schreibtisch und legte ein Goldstück hinein.

„Ich möchte, daß Sie ein kleines Andenken an den gestrigen Abend mitnehmen. Aber in einem Junggesellenhaushalt findet sich nichts für Sie Geeignetes. Suchen Sie sich selbst aus, was Sie erfreut."

Sie stand, ohne die Gabe zu nehmen, sah ihn an, und plötzlich warf sie sich vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hände mit Küssen.

„Stehen Sie doch auf, Kind. Was fällt Ihnen ein?"

Das Haus lag tief an einem Abhang; sogar zur Mittagszeit erschienen die im unteren

Digitized by Google

Stock gelegenen Stuben dämmerig. Seltsam phosphoreszierten des Mädchens Augen durch das fahle Licht; ihre Stimme klang abgebrochen, atemlos.

„Ich möchte — ich möchte etwas anderes, Herr Relling."

„Was denn?"

„Behalten Sie mich bei sich, Herr Relling."

„Bei mir?"

„Der Karline zur Hilfe, als Hausmädchen. Ich bin gesund und flink und stark. Ich soll ja doch dienen, sagt Mutter. Ich diene aber bei niemand lieber als bei Ihnen, Herr Relling, bei niemand!" —

Wie hastig die überroten Lippen das hervorsprudelten! In den Augen, die weit geöffnet ihn anschauten, brannte noch ein Rest von Fieber, brannte die volle Leidenschaft eines heißblütigen Weibes. Diese Augen redeten eine Sprache für sich; sie erzählten ganz etwas anderes als die Lippen, kein Sterbenswörtchen von pflichttreu wischenden Staubtüchern und ehrbar glättenden Bügeleisen. Der Traum der Nacht loderte aus ihnen hervor.

Unwillkürlich wich Erwin einen Schritt zurück, aber er lächelte gütig. Seiner zart empfindenden Natur widerstrebte es, zu verletzen. Selbst den Tadel kleidete er gern in ein freundliches Gewand. „Das wird sich nicht machen lassen, mein Kind. Wollen Sie dienen, so muß es bei einer Hausfrau sein. Ein so hübsches, anmutiges Mädchen wie Sie schadet seinem Ruf, wenn es bei einem Junggesellen in Stellung tritt."

„Ach, wenn es das allein ist —!" Ihr Gesicht strahlte; sie hörte in der Zurückweisung nur die Schmeichelei. „Deswegen brauchen Herr Relling sich keine Gedanken zu machen —"

Er runzelte die Stirn. „Vorläufig bedürfen Sie noch der Aufsicht Ihrer Mutter."

Sie schrak zusammen, sie verstand endlich; die Worte erstarben ihr auf den kecken Lippen. Einen Augenblick stand sie starr. Dann schlug sie die Hände vor ihr brennend rotes Gesicht und stürzte ohne Gruß aus der Thür.

In unbehaglicher Stimmung blieb Erwin zurück. Ihm war, als hätte er in einer köstlichen Blume unvermutet ein häßliches Insekt gefunden. Dies Kind, dies bildschöne, graziöse Geschöpf, auf dem seine Augen mit künstlerischem Wohlgefallen ruhten, so frühreif! so bewußt nichtsnutzig! so bar aller mädchenhaften Scheu! Mußte denn jede seiner Gutthaten ihm diesen bittren Nachgeschmack zurücklassen!

So oft er bei seinen Wanderungen durch die Stube an der Stelle vorbeikam, auf der Olga gestanden hatte, meinte er im Teppich die Eindrücke ihrer Füße zu sehen, ihrer Kniee, als sie vor ihm auf der Erde lag. Es war wie die Hallucination von einem Fleck, von etwas Unreinem. Schließlich streute er die Asche seiner Cigarre auf die Stelle und klingelte: „Nehmen Sie den Schmutz da fort."

Dann wurde ihm behaglicher. Er warf sich in den Sessel vor seinem Arbeitstisch und dachte an Florence.

Aber schon führte Karline den Pastor Mahrenholz herein. Der Alte hielt an seiner Idee der Bibelstunden fest und hatte beschlossen, sie mit dem technischen Fortbildungsunterricht, den Erwin plante, in Zusammenhang zu bringen.

„Wenn Sie das Christentum nicht zur Basis ihrer menschenfreundlichen Schöpfungen nehmen, werden Sie nichts erreichen, mein lieber Erwin. Glauben Sie einem alten Mann. Was nicht auf diesem Grundstein aufgeführt wird, das hat keinen Bestand. Christus ist noch immer das A und O. Drehen Sie sich, wie Sie wollen, nennen Sie Ihr Thun mit den weltlichsten Namen — Sie können nichts ersinnen dem Nächsten zu Lieb' und Frommen, das nicht er geboten hätte."

Relling ließ sich bereden und willigte drein, daß die technischen Stunden jedesmal durch eine kurze Andachtsübung eingeleitet werden sollten. Aber als dann Mahrenholz sich empfahl, bereute er seine Nachgiebigkeit. Der Zwang dieser obligatorischen Andachtsübungen ging wider seine Ueberzeugung. Das Beste, das Höchste sollen die Menschen mit heißem Bemühen suchen. Es verliert an Wert, wird es ihnen aufgedrängt. Und wirklich! es war der Heilsbotschaft des Christentums unwürdig, Suchende und Nichtsuchende damit zu überschütten. Christus ging in die Wüste und in die Einsamkeit der

Digitized by Google

Berge, und die ihn hören wollten, folgten ihm nach. Die Aufdringlichkeit, mit der sein Wort heutzutage mitten in den Lärm des Alltagslebens hinein Willigen und Unwilligen vorgepredigt wurde, war sicher keine der geringsten Ursachen, die den Arbeiter mehr und mehr von dem Evangelium zurückscheuchten.

Nun, das war geschehen und nicht rückgängig zu machen. Um so eifriger arbeitete er an den übrigen Verbesserungen, die er beabsichtigte.

Er hatte aus dem benachbarten Städtchen Lehrer für den Zeichen- und Rechenunterricht gewonnen, tüchtige Werkmeister für die praktische Unterweisung. Auch die Ingenieure des Werks wurden zu einzelnen Vorträgen herangezogen. Das Verzeichnis der Kurse und der Stundenplan eines jeden hingen neben der Arbeitsordnung. Teilnehmer meldeten sich in hellen Haufen. Es fehlte an Raum, die Wißbegierigen unterzubringen. Bereitwillig räumte Erwin zwei Stuben seines eigenen Hauses dazu ein. „Im Frühjahr bauen wir," tröstete er die über den ins Haus getragenen Schmutz rebellische Karline.

Er richtete eine Koch- und eine Nähschule ein für die künftigen Frauen und Mütter und Schneiderkurse für die, welche nicht in die Ehe zu treten gedachten. In der Kochschule wurden die Speisen für den Tisch der ledigen jungen Leute bereitet, den er im Frühstückssaal eröffnete. Aus einem ehemaligen Warenhaus ließ er mitten im Winter eine Heimstätte herrichten für diese meist von auswärts zugezogenen Elemente, die bisher in den einzelnen Arbeiterhäusern auf Logis gelegen hatten. Die Familien sollten unter sich sein in ihren eigenen Räumen. Der fremde Mann zwischen ihren heranwachsenden Töchtern taugte nicht. Er nahm den Kindern den Platz, dem Familientisch die Gemütlichkeit und oft die Würde.

Für die Witwen und unversorgten Mädchen schuf Erwin einen neuen Erwerbszweig: das Nähen der Kittel und Hemden für den Konsumverein, den schon der alte Relling am Eingang der Kolonie eingerichtet hatte. Ihm war die Kolonial- und Kurzwarenhandlung eine ergiebige Einnahmequelle gewesen; dem Anstandsgefühl seines idealer angelegten Nachfolgers widerstrebte es, daß er sich an seinen eigenen Leuten bereichern sollte, und er ließ ankündigen, daß der Reinertrag des Unternehmens als Dividende unter die Arbeiter des Werks verteilt werden sollte.

„Er eifert wie der Apostel Paulus," sagte Pastor Mahrenholz zu seiner Frau.

„Er rast wie ein Kind, das sein neuestes Spielzeug zu Schanden spielt," knurrte Fahrke.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling.

Aufschlägt
Im Walde
Frühling sein Zelt;
Nun trägt,
Wie balde,
Festschmuck die Welt.
Wie schön
Erklinget
Vogelgesang,
Die Höh'n
Umschlinget
Grünes Gerank.

Nun pilgert durch das blüh'nde Land
Die junge Liebe Hand in Hand,
Im Herzen pocht's so eigen.
Und als die Nachtigall erwacht,
Da küssen sich zwei Lippen sacht,
Und Wort und Wunsch erschweigen.

Am Bach
Im Röhricht
Flüstert der Wind . .
Wie schwach,
Wie thöricht
Die Menschen sind.
Doch leis im Baum singt ein Vögelein . .
Wie süß, wie herrlich muß Liebe sein!

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Mathilde Weber.

Nachdruck verboten.

Die moderne Frauenbewegung strebt nicht, wie so gern behauptet wird, nach Gleichmachung der Geschlechter. Sie ist sich wohl bewußt, daß Arbeitsteilung auch in Zukunft die Losung sein wird, nur will sie die Grenzlinie anders ziehen. Diese Linie kann nicht mehr wie bisher zwischen Haus und Öffentlichkeit hinlaufen, überhaupt nicht bestimmte Gebiete in zwei Teile teilen, sondern sie wird die Thätigkeit erst da abgrenzen, wo die natürlichen Anlagen sich scheiden, und so dazu beitragen, daß die Arbeit beider Geschlechter sich glücklicher als bisher ergänzt.

Wie segensreich eine solche Neuteilung der Arbeitsgebiete wirken wird, zeigt sich schon jetzt auf sozialem Gebiet, und hier wiederum in erster Linie bei der Armenpflege. Die Frauen haben von jeher eine große Rolle darin gespielt; unsere Zeit sieht sie organisatorisch auftreten, und gerade hier zeigt es sich, wie die individualisierende Methode der Frau mit der generalisierenden des Mannes zusammen erst ein Ganzes schaffen kann.

Eine der Frauen, die den Beweis dafür geliefert haben, die nebenher auch gezeigt haben, daß eine vielbeschäftigte Hausfrau ein Herz und eine Hand für die Tausende von Darbenden außerhalb ihres Herdes haben kann, ist Frau Mathilde Weber.

Wer sie je auf einem Frauentage hat sprechen hören, der weiß, daß sie Süddeutsche ist durch und durch, nicht sowohl durch ihren Dialekt, als durch die Beweglichkeit ihres Wesens, die warme Teilnahme, mit der sie ihre Aufgaben erfaßt, die ehrliche Herzlichkeit, mit der sie auftritt. Er weiß ferner, daß sie keine Frau der allgemeinen Theorien ist, sondern die praktische Hausfrau, die mitten im Leben steht und aus ihren Erfahrungen heraus die Ideen gewonnen hat, denen sie ihr Leben weiht. Ihre ganze Erziehung hat sie zu ihrer Rolle prädestiniert. Als Tochter eines Landwirts (sie ist 1829 auf Schweizerhoff bei Ellwangen geboren) wurde sie in „spartanischer Einfachheit", aber glücklicher Freiheit erzogen. Früh lehrten sie die Eltern Arbeit und Arbeiter schätzen; auch den Wert des Erwerbs lernten die Kinder frühzeitig kennen, da sie ein kleines Taschengeld durch Hilfeleistungen in Haus und Garten verdienen mußten. Der Vater, ein Mann, der die Unabhängigkeit über alles liebte, unterrichtete die Kinder selbst; um freie Hand darin zu haben, hatte er das Lehrerexamen abgelegt. — 1851 heiratete Mathilde; einige Jahre später siedelte das junge Paar nach Tübingen über, wo Professor Weber eine landwirtschaftliche Professur erhalten hatte.

Teils auf ihrem Landgut Bläsieberg in der Nähe Tübingens, teils in der Stadt selbst fand Frau Weber reichlich Gelegenheit zu sozialen Studien. Dem Wunsch, ihre Kräfte zur Förderung ihrer Mitmenschen zu benutzen, wurde eine bestimmte Richtung gegeben durch ihre Bekanntschaft mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein. Die empfangenen Anregungen setzte sie nach ihrer praktischen Art schnell in Thaten um. Sie begründete eine Frauenarbeitsschule in Tübingen und beteiligte sich lebhaft bei bereits bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen. Die für sie charakteristische Leistung aber ist die Begründung des Armen- und Beschäftigungsvereins, der später die Rechte einer juristischen Person erhielt. Es war der erste von Frauen organisierte und geleitete Armenverein, der die Privatarmenpflege besorgte, um den Hausbettel abzuschaffen. Die Vertreter der städtischen und kirchlichen Armenpflege

Digitized by Google

traten sehr bald mit dem Verein in Verbindung, und eben diese Zusammenarbeit erwies sich als Vorbedingung eines günstigen Erfolgs.

Eine Reihe weiterer gemeinnütziger Gründungen folgte: ein Sonntagsverein, der den Armen im Winter in gut durchwärmten Räumen eine Sonntagsunterhaltung schafft, ein Frauenbildungsverein u. a. verdankt ihr seine Entstehung. Daß heute eine Straße Tübingens nach dem Weberschen Ehepaar — der Mann nahm bis zu seinem 1891 erfolgten Tode den regsten Anteil an allen diesen Bestrebungen — benannt ist, daß Alt und Jung ehrfürchtig grüßt, wenn die Frau Professor durch die Straße schreitet, und die Kinder herbeieilen, ihr die Hand zu reichen, mag ihr eine warm empfundene Befriedigung sein; stolz hat es sie sicher nicht gemacht. Mathilde Weber gehört zu den Frauen, die nicht sich selbst suchen.

Neben dieser vielseitigen Thätigkeit trat die unermüdliche Frau auch schriftstellerisch für ihre Ideen ein. Dem praktischen Bedürfnis und der Erfahrung entsprangen: „Über die sozialen Pflichten der Familie", „Die Mission der Hausfrau", „Über die hauswirtschaftliche Erziehung der Mädchen weniger bemittelter Stände" und ein „Leitfaden für Dienstboten". In die Zukunft aber wies hinaus die heute bereits in fünf Auflagen vergriffene Broschüre: „Weibliche Ärzte, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit". Die hierin ausgesprochenen Ideen hat die Verfasserin mit Energie und Glück auf verschiedenen Frauentagen vertreten; die Schrift wurde der ersten Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (Mathilde Weber war inzwischen in den Vorstand des Vereins eingetreten) in der Ärztinnensache als Begleitschrift beigegeben, und die schlichte, warme, auf Erfahrung und tiefer Überzeugung beruhende Darstellung hat der Sache manchen Anhänger gewonnen.

Mit gleichem Freimut wie in der Ärztinnenfrage sprach sich Frau Weber auch über das Thema aus: „Warum fehlt es an gebildeten Diakonissinnen und Pflegerinnen?" Mit regstem Interesse nimmt sie so an allem teil, was die Frauenwelt angeht und bewegt; auch „Die Frau" hat sich ihrer lebhaften Teilnahme zu erfreuen gehabt. Der Aufsatz von Frau Jeannette Schwerin über „Armut und Armenpflege" hat sie zu einer Reihe von Äußerungen veranlaßt, zu denen wir ihr im nachfolgenden noch selbst das Wort lassen:

„Es ist ein großes Unrecht, wenn man dem gedrückten Weibe der Armut, dem ratlosen Mädchen, dem verwilderten Kinde den Einfluß und Verkehr mit verständnisvollen, gebildeten und wohlwollenden Frauen entzieht.

Es ist eine verweigerte Gabe, welche nicht durch die zum Schalter des Vereinszimmers herausgereichte Mehl- und Brodmarke oder durch den gutgemeinten Zuspruch des Armenpflegers ersetzt werden kann. Ihm werden sie nie so rückhaltslos ihre Bedrängnisse mitteilen oder gar Rat in mütterlichen, häuslichen oder wirtschaftlichen Sorgen bei ihm holen.

In seinem Privatleben überläßt der Armenpfleger diese Pflichten ja auch seiner Frau. Warum sollte er im Hause der Armen diese Aufgaben zweckdienlicher und besser besorgen als sie?

Der Vorwurf, Frauen könnten nicht objektiv genug sein, erweist sich auch als unbegründet. Im Gegenteil wirken sie vielfach unparteiisch, ausgleichend, vermittelnd und versöhnend, in Fällen, wo sonst hochgebildeten und charaktervollen Männern durch leidenschaftliche politische, öfters noch kirchliche Stellungnahme das objektive Urteil in Armensachen sich trübt. Manchmal in erregten politischen Zeiten hört man von einzelnen Heißspornen Aussprüche wie: „Ich will und werde nichts in Armensachen thun," „hungern sollen sie, warum stimmen sie nicht mit uns" und dergleichen mehr.

Leise möchte man da des öftern an die gerühmte männliche Objektivität erinnern, und ihnen sagen, daß es doch ein gar mittelalterlicher Gedankenzwang sein würde, wollte man die Armen durch die Not zur Aufgabe eigener Anschauungen zwingen. Im Gegenteil, nur vergrößerte Nächstenliebe und Fürsorge lassen den durch ungünstige Lebensschicksale oder Aufhetzereien verbitterten Teil der menschlichen Gesellschaft den bestehenden Verhältnissen gegenüber gerechter und in ihrer eigenen Lebensstellung zufriedener werden.

Digitized by Google

Gottlob sind aber die Armen und Unglücklichen unseres Volkes traditionell daran gewöhnt, daß gerade durch Frauenhilfe in so manches glückverlassene Haus wieder Trost, Friede und Wohlstand kommt, so daß sie diesen Beistand schmerzlich vermissen, wo er bei einer systematischen Neuorganisation der Armenpflege in den Hintergrund gedrängt wird. Sollte denn die erhöhte Bildung und Erziehung der Neuzeit

Frau Mathilde Weber.

so spurlos an unserem Geschlecht vorübergegangen sein, daß wir zu einer systematisch-geregelten sozialen und humanen Thätigkeit nicht befähigt wären?

Keine Zeit vor uns hat auch nur den hundertsten Teil auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit geleistet als die Gegenwart, und doch nimmt die Verbitterung und die gegenseitige Entfremdung der Stände immer mehr zu. Da darf man wohl fragen, könnte bei den reichlich gespendeten Mitteln nicht Befriedigenderes geleistet werden, namentlich in idealer und ethischer Beziehung?

Sollten z. B. die verschiedenartigen humanen Vereine nicht viel häufiger nur die Vermittlerrolle für die aktive Familienthätigkeit übernehmen, statt diese immer mehr

Digitized by Google

auf nur passive Geldbeiträge für fremde Menschen zu beschränken? Die Vereinsthätigkeit würde freilich dadurch eine noch viel schwierigere und aufopferungsvollere, wenn sie nur die Brücke bilden wollte für einen regeren persönlichen Verkehr von Hütte und Palast, aber je häufiger und unmittelbarer er stattfände, je größer wäre der moralische Gewinn für beide Teile.

Leider ahnen so manche Menschenfreunde, die durch ihre Verhältnisse den unteren Klassen fernstehen und alle ihre reichen Gaben aus Gewohnheit, Schüchternheit oder Bequemlichkeit durch die Vereine gehen lassen, nicht den mächtigen Einfluß, welchen der Gebildete durch seine Persönlichkeit selbst auf den scheinbar Rohesten auszuüben vermag, durch den Zauber eines freundlichen Blickes, durch den Klang eines herzlichen Wortes.

Auch denjenigen, welche sich, verletzt durch das viele Schlechte und Rohe, das uns täglich vor Augen tritt, in sich selbst zurückziehen möchten, könnte man zurufen: Es ist trotzdem bei ernstlichem Willen leichter als es scheint, Menschen zu finden und Seelen zu gewinnen.

Auch für den Reichen erschiene es uns als ethischer Verlust, wenn es ihm immer leichter gemacht würde, sich mit seinen Vereinsbeiträgen von aller persönlichen Fürsorge und Teilnahme für das Elend loszukaufen. Es ginge uns dadurch ein nicht zu unterschätzendes sittliches Moment unseres Volkslebens verloren, wenn es nicht mehr bei der Privatarmenpflege nach dem schönen Spruche heißen dürfte: ‚Dem Armen, dem du dein Brot brichst, reiche auch deine Seele dar.‘ —

Mit Recht hebt Lorenz v. Stein hervor: ‚Der Ungebildete, wenn er gesunken ist, kann sich nur mit Hilfe des Gebildeten wieder emporheben.‘ Diese Art innerer Mission gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Armenpflege, und gerade hier sind die Frauen am Platz. Der praktische Engländer hat schon längst offiziell die Frauen in der Armenpflege verwendet; achten die deutschen Männer ihre Frauen weniger als die Nachbarvölker oder haben sie *neben* ihren Berufsgeschäften soviel Kraft, Zeit und Talent, sich nach dem Elberfeldschen System jedem einzelnen Falle menschlichen Elends eingehend zu widmen?

Die spezifischen Eigenschaften der Frau befähigen sie gerade für diese Art Armenpflege ganz besonders, so daß sie in erfolgreichster Weise die Thätigkeit des männlichen Armenpflegers zu ergänzen imstande ist. Die Frau wußte schon oft noch Rat und Hilfe, wo der Mann verzagte. Noch öfter brachte sie in die verkommenste Häuslichkeit, welche durch die Lethargie und Mutlosigkeit des verschuldeten Elends verloren schien, mit ihrer aufmunternden Güte und Energie Ordnung, Frieden und Fleiß, indem sie mit den Hilfsmitteln ihrer Bildung und Erziehung dem armen unwissenden Weibe aus dem Volke treulich zur Seite stand.“

Das sind nicht Phrasen, das sind Erfahrungen. Die diese Worte gesprochen, hat ihre Wahrheit an sich selbst erfahren, sich und andren zum reichen Segen. Wir können nur wünschen, daß ihr noch eine lange Wirksamkeit im Dienst der guten Sache beschieden sein möge.

H. T.

Digitized by Google

Ästhetische Gedankenlosigkeiten.

Ein grämlicher Streifzug durch unsere tägliche Umgebung.

Von

Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

„Ach, diese nichtsnutzigen Säkerhetsschachteln!“ gab mir ein guter Freund zur Antwort, als ich ihn nach der Ursache seiner grausam verbrannten Hand fragte.

„Wieso?“

„I, ich will mir eine Zigarre anstecken, nehme die Schwedenschachtel, reiße ein Holz an, so: da geht die ganze Bescherung in die Luft, und die Flamme schlägt mir in die Hand! ... Darüber lachen Sie noch?“

„Ja, daran sind doch aber nicht die ‚nichtsnutzigen Schweden‘ schuld, sondern, mit gütigem Verlaub, Ihre eigene Unvorsicht, besser eigentlich Gedankenlosigkeit!“ —

„Wenn ich mir auch erst noch beim Streichholzanstecken etwas denken soll!“

„Hm, man braucht ja wahrhaftig nicht die tausend Gedanken des Kollaborators vom sprechseligen Berthold Auerbach zu haben: aber einmal sollte man auch den Nebensächlichkeiten des Lebens Aufmerksamkeit schenken und sich's überlegen, welches System für die mechanische Aneignung solcher Verrichtungen das praktischste ist. Ich verbrauche alle drei Tage meine Schachtel Schweden. Aber ich schiebe sicher erst ganz mechanisch die Schachtel zu, ehe ich anstreiche, ich streiche sicher immer von mir weg, um keine Funken auf die Kleider zu bekommen, und ich streiche sicher nicht über die ganze Reibfläche, in großem Schwunge, als ob ich nun ganz was Wichtiges zu ersinnen oder zu entscheiden hätte, sondern quer zur Hauptrichtung, damit ich mich nicht schon nach dem zwölften Streichholz zu ärgern habe, daß die Reibmasse verbraucht ist.“

„Sie sind eben ein unausstehlicher Pedant!“

„Daß ich Raucher bin, spricht schon dagegen. Aber, die Anwesenden natürlich ausgeschlossen: ich wundere mich allerdings über mancherlei Gedankenlosigkeiten der lieben Nächsten, die trotz aller Vernachlässigung des Nebensächlichen doch auch nicht einmal große Gedanken produzieren, die vielmehr alle ihre Aufmerksamkeit immer nur auf irgend eine — aber auch immer nur eine — nicht einmal wesentliche Sache ihres Alltagsstrebens richten und deshalb unendlich viel Ungereimtes, aber durch die Gewohnheit Vertrautgewordenes gar nicht mehr als ungereimt oder gar verwerflich wahrnehmen.“ —

„Und Sie alter Doktrinär wollen kein Pedant sein?“ brummte mein Freund.

Ich bot ihm eine Zigarre und führte ihm lächelnd meine ‚gedankentiefe‘ Streichholzentzündungsmethode vor. — Der Rauch stimmte ihn bald milder. Ich stellte zwei Aschbecher vor ihn: „Welcher gefällt Ihnen besser?“ fragte ich höflichkeitshalber.

„Ist ja vollkommen egal!“

„Das nun gerade nicht!“ warf ich ein, über meine hofmeisterliche Widerspruchslust nun doch selbst lächelnd.

„Soll ich mir dabei auch wieder was denken?“

„I nun, dabei kann man sich sogar sehr viel denken, wenn man will.“

„Ja, wenn man will ... auch über ein Mückenbein“ ....

„Ganz gewiß! — Ich muß sogar immer wieder über diese Gedankenlosigkeit nachdenken, denn sie ärgert mich!“

Digitized by Google

„Und da ärgern Sie wieder — mich zum Beispiel?"

„Nein, das nicht. Wenigstens rede ich nicht nur, um zu ärgern. — Aber wär's nicht gut, wenn die Leute sich bei jeder Sache erst einmal selbständig etwas dächten, ehe sie sich zufrieden geben? Das kostete meist nicht einen Augenblick Zeit mehr, denn diese Ärgerniserreger haben einfach gar keine Gedanken, also auch keine Zeit zum Denken zu verlieren! — — — So ein Kerl, der Aschbecher macht oder verkauft, sollte doch wenigstens was von Aschbechern verstehen, mit einem Wort, über sie nachgedacht haben, wenn ich auch einmal über die Käuferthorheit fortsehe, die aber eigentlich alles Elends Quelle ist, insofern nämlich lediglich der Mangel an Verständnis und Warenkunde den Pfuschern, Ramschbazarschwindlern und solchem Gelichter zum ‚Geschäftmachen' verhilft. Warum sind wir so unglaublich unwissend und thöricht, daß wir uns jeden Schund in die Hand stecken lassen, von dem der Verkäufer mit dummer oder gut geheuchelter Ehrlichkeit behauptet, er sei ‚geschmackvoll', modern oder praktisch oder wohlfeil? Ist nicht jeder modische Aberwitz auf solche Gedankenlosigkeit zurückzuführen, die sich alles aufreden läßt, statt selbst zu prüfen? —

Hätte man nur immer eine Ahnung, wie so eine Mode entsteht, man würde sich schämen, das nachzumachen, was irgend ein spleeniger Engländer oder eine Pariserin von nur allzu eindeutigem Rufe aus Aberwitz der Langeweile ausgeheckt!"

„Weiß schon, weiß schon! Nun kommen wieder Ihre Lieblingsgeschichten von König Midas, dessen Eselsohren zur Erfindung des Turbans führten, von der klumpfüßigen Königin Jes-sas-nee oder wie sie heißt, um derentwillen alle Chinesinnenfüße noch heut verkrüppelt werden, von den Kostüm-Frechheiten der Pompadour und Dubarri, die von ehrbaren Frauen gedankenlos nachgeahmt wurden, und von Lord Känguru, dessen Füße zu der Schöpfung der modernen Gigerlstiefel geführt haben."

„O, ich will es gar nicht so ‚en gros' machen! Das sind nur so einige Perlen aus der Weltgeschichte des Blödsinns. Aber das ist meist schon lange her, und manchmal habe ich so eine halbe Hoffnung, als könnte dergleichen Ungeheuerliches bei uns und im XIX. Jahrhundert nicht mehr Wurzel fassen. Über Kleiderthorheiten kann man ja sowieso milder denken. Das sind heutzutage nur Schmerzen einer ‚Saison'. Denn wie sagt der unsterbliche Eberhard Treubier, der hoffentlich auch Ihnen bereits längst der Trost aller trüben Stunden ist?

„Beständ'gen Umsturz nur die Parze schürzt:
Lenz stürzt den Winter, Winter 'n Sommer stürzt;
Was faul ist stürzt, und jede Nuß, die taube ...."

Einfach genial ausgedrückt, nicht wahr?

Ja, wenn nun aber diese tauben Nüsse als ‚Kunstwerke' aufbewahrt werden, dann fängt die Thorheit an, bedenklich zu werden. — Sehen Sie diese Aschbecher, von denen unser Gespräch ausging .... Warten Sie, ich will Ihnen meine ganze Sammlung zeigen, ‚Zeichen der Liebe' obenein; aber Zeichen von Geschmack? ...

Hier ein vierblättriges Kleeblatt aus Bronze; sieht, mit Asche bepackt, äußerst glückverheißend aus! — Hier ein Fuchskopf, der auf den Spitzen der Ohren und der Schnauze aufgestellt wird, um in seiner Höhlung den Aschbecher zu tragen; etwas für Tierfreunde und Jagdliebhaber, nicht wahr? — Hier eine Trommel ohne Fell, mit übergelegten Klöppeln, äußerst praktisch zum Zigarrenabstreichen. — Hier eine echte Muschelschale, mit einem dicken Niet auf hohem Nickelfuß befestigt: ganz geeignet, die Asche einer ganzen Woche zur schönsten Zimmerdurchdüftung zu bewahren. — Hier ein Krokodilkopf, aufzuklappen, so daß die Asche sogar aufgefressen zu werden scheint. Wünschen Sie noch mehr?"

„Genug, genug; aber lieber Himmel," lachte mein Freund abwehrend, „was wollen Sie! Ein Aschbecher — entschuldigen Sie, eine Aschschale, denn ich sehe Ihren Widerspruch schon emporsteigen, ist eben ein halber Luxusgegenstand, ein ‚Bibelot', an dem sich die spielende Phantasie zu schaffen macht."

„Was? Spielende Phantasie? Die phantasieloseste, kopfloseste Sucht ist das, durch etwas um jeden Preis Neues, noch nie Gesehenes Gimpel zu fangen! Aber das Mittel verfängt eben, wie Sie sehen, denn die meisten ... Die meisten denken eben

Digitized by Google

nur höchstens einen Gedanken, und auch den nur halb! — ‚Ach der niedliche Fuchskopf!‘ Das genügt. Ist's was besonders Bedachtes, so heißt's womöglich: ‚Und gar noch als Aschbecher zu brauchen! Wie praktisch!‘ — Es ist ja rein, um aus der Haut zu fahren! Hat denn nicht auch ein Aschbecher sozusagen Lebensbedingungen? — Ja, Sie lachen! — Ist es denn nicht für einen Feinorganisierten widerlich, Asche in solchen ‚süßen Bibelots‘ zu sehen? Die Asche überhaupt zu sehen? Ein Aschbecher muß also von Rechts- und Geschmackswegen durchaus geschlossen, ein Becher sein, um häßliche Überreste zu verstecken. Er muß feststehen, nicht wackelig wie dieser Fuchskopf, damit jedes Verstreuen ausgeschlossen ist; er muß eine Vorrichtung zum Abstreichen haben und eine trichterförmige Öffnung, so groß, daß auch der nachlässigste Raucher nichts vorbeischüttet. Das ist doch der Zweck, der muß doch zuerst und allermindestens erfüllt werden, ehe man einen Gegenstand kauft.

Meinen Sie denn nun wirklich, es sei nicht bezeichnend für unsere ästhetische, ja allgemeine Gedankenlosigkeit, daß sie einen solchen vernünftigen Aschbecher überhaupt nirgends kaufen können? Oder meinen Sie, solche Narretei beschränke sich auf dies hübsche Beispiel, das mir gerade zuerst in die Finger fiel? Meinen Sie, daß nicht wirklich für neun Zehntel aller Menschen das Abstruse der einzige Reiz ist, der ihre Geschmacksthätigkeit wenigstens einen Moment lang in schwerfällige Schwingungen versetzt? Sehen Sie sich doch nur eine moderne Schreibtischgarnitur an, oder gar erst einen Bazar von latest novelties oder hautes nouveautés, — denn um derartige Dummheiten selbst zu machen, sind wir lieben Deutschen wahrhaftig obenein noch wieder — zu dumm!

Ahnen Sie auch nur, auf was für Dingen ein unglückseliges Thermometer seine ehrlichen Streckübungen machen muß? Oder in was für Gehäusen eine Dame ihr Briefpapier unterbringt, oder ihre Süßigkeiten? Oder was alles als Briefbeschwerer amtieren muß? Haben Sie noch nie eine ekelhafte Spinne, in Brillanten nachgebildet, im Haar einer Dame funkeln sehen? Oder eine Reitgerte als Armband schief um ihr Handgelenk gewickelt? Bewunderten Sie nicht den Stalleimer, den ein Offizierkasino als Bowle benutzt, während eine Jockeymütze, von einer Peitsche umschlungen, den Löffel dazu bildet? Gerade der Sport, dessen Pflege wir in anderer Beziehung so sehr nötig haben, da wir nicht länger ein Volk von Stubenhockern sondern von wetterfesten und kraftbewußten fröhlichen Thatmenschen sein sollten — gerade der Sport hat uns einen wahren Hexensabbath der Geschmacklosigkeiten heraufbeschworen, obenan das Hufeisen, das ja freilich als Glückssymbol mit dem edlen Borstentier um den Preis der Schönheit wetteifert, das man aber nun keineswegs etwa idealisiert, sondern womöglich bis auf den Stallgeruch getreu nachbilden möchte.

Ich könnte vielleicht mit einigen ähnlichen geistvollen Ideen dem bankerotten Kunstgewerbe wieder zu herrlicher Blüte verhelfen. Warum werden Taschenuhren für Damen unter zwanzig Jahren nicht als Velociped, für solche über zwanzig nicht als Schneckenhäuser gebildet? Gäbe es etwas Sinnigeres für Vorstandsdamen von Wohlthätigkeitsvereinen als Riechfläschchen in Form von Proletarierstiefeln? — Regenschirmgriffe in der rundlichen Form von Kröten: welch Behagen, sie anfassen zu dürfen, da man weiß, daß sie ‚nur so thun‘! Lampenfüße in Gestalt von Pinguinen würden unsere Bildungsfortschritte gegen die Eskimos, welche diese armen Vögel bekanntlich nur mittelst hindurchgezogenen Dochtes als Lampe benutzen, sehr geistreich ins hellste Licht setzen. Eine Briefmappe in Erbbegräbnisform für heimliche Liebesbriefe, ein Juwelenschränkchen als silberne Mäusefalle, ein Portemonnaie als Revolver mit verschiedenem Kaliber für die einzelnen Geldsorten — zum Vorschießen geeignet —: welche unheimlich packenden Witze! — Ja, Sie lachen! — Ist das alberner als eine Zigarrenspitze mit einem Menschenkopf, als ein Schweizerhaus zur Aufbewahrung von Briefpapier, als ein Pantoffel aus Rohrgeflecht zur Aufnahme von Blumen, als ein Negerkopf, dem statt der Haare — Kresse aus dem Schädel wächst? Das alles und tausendmal mehr derartiges können Sie in Berlin nicht nur ausgestellt, sondern auch bewundert und gekauft sehen — die echten Gedanken der Gedankenlosigkeit! Und

Digitized by Google

was antwortet Ihnen der auf der Höhe der Gegenwartskultur stehende Ladenjüngling, wenn Sie etwa einmal solchen Mummenschanz im Kunstgewerbe zurückweisen? — ‚Ja,' sagt er, mit erhabenem Lächeln die Achseln zuckend, ‚das ist Geschmackssache! Es ist das Allerneueste und wird sehr viel gekauft!' Sie sind der Ungebildete, mein Lieber, mit Ihrer Philistrosität und Ungebildetheit, Sie der Sie nicht wissen, daß ‚Fein sein' Glauben heißt, Glauben an alle Fexereien, die ein müdes modernes Hirn ausgebrütet hat oder ‚lovely' findet, das zufällig in der großen Welt irgend eine Rolle spielt!"

„Aber das alles geschieht doch eigentlich nur in Kreisen, die mit der wirklich guten Gesellschaft, der Aristokratie der Herzensbildung, nichts zu schaffen haben!"

„Meinen Sie? — Als ob nicht die kaufkräftigsten Kreise die Produktionsweise bedingten! Die aber haben zumeist eben die Bildung des Geldsackes! Sie bekommen ja in den Läden gar nichts anderes als das ‚Moderne', wenn Sie nicht unter dem Fluche der Lächerlichkeit nachhaltig auf Ihren ‚veralteten Geschmacklosigkeiten' bestehen! So gut Ihnen jeder Schuster ein Paar plattfüßige Kähne als neuesten englischen Chic aufredet, so gut bekommen Sie z. B. Briefumschläge und Visitenkarten augenblicklich fast nur noch in dem langen, wie auf den Kopf geschlagen aussehenden und durchaus zu der ganzen Gigerlproportion passenden Form, die bald noch vollständig dem Fidibus gleichen wird. Können Sie — um anderes zu wählen — denn wirklich noch anständige, d. h. geschmackvolle und gediegene Bronzegegenstände bekommen? Entweder müssen Sie ein Vermögen aufwenden, und zwar für französische Ware, oder Sie erhalten schlecht gegossene und kaum ziselierte Nachbildungen verschnörkelter Prachtstücke, die nur der roheste Geschmack mit Kunst in irgend einen Zusammenhang bringen kann. Aber kauft nicht auch die wirklich gebildete Dame lieber Rokoko-Photographierahmen . . da, auch bei mir steht natürlich so einer, denn wer zertrümmert gleich geschmacklose Geschenke? — statt eine einfache, aber wirklich gediegene Leiste zu wählen?

Giebt es denn aber ein deutlicheres Zeichen, daß man bei solchen Gegenständen nicht denkt, wenigstens ästhetisch nicht denkt, sondern nur oberflächlich ein wenig — dämmert? ‚Es sieht doch ganz nett aus, von weitem. Und aus der Nähe: ach, was wäre da wohl überhaupt noch zu sehen? So viel kümmert man sich doch gar nicht um — Künstlerisches!'

Kann aber dabei nun wirklich Künstlerisches erstehen? Wer verdenkt es dem Kunstgewerbtreibenden, wenn er das Scheinende verfertigt, da das Echte von den wenigsten nur erkannt und gewürdigt wird? Es ist mindestens ebensosehr die Schuld des Publikums, das keine Warenkenntnis, keine Ahnung von den Anforderungen besitzt, die man an künstlerische Gegenstände stellen sollte, als die Schuld unserer Kunstgewerbtreibenden, daß vor aller Modesucht noch nicht einmal die Gegenstände unseres täglichen Gebrauches eine sinngemäße Form und damit den einzig richtigen Anfang zu ästhetisch vollendeter Durchbildung zeigen. Die Gedankenlosigkeit fördert ja erfahrungsmäßig schließlich mehr als das Grübeln, das viel Zeit kostet; Zeit aber ist Geld!

Wenn wir uns nicht schon so sehr an alle solche Thorheiten gewöhnt hätten, wenn wir etwa wie ein wieder auferstandener Grieche in unsere Umgebung träten, so würden wir über die technischen Fortschritte der Gegenwart nicht mehr staunen als über die Unfähigkeit, diesen Fortschritten künstlerisch nachzukommen. Sehen wir uns nur um: wir haben nicht weit zu suchen! — Da, das Buffet, unseres Heiratsgutes Prunkstück; — ich habe es weder gezeichnet noch ausgesucht, muß ich im voraus bemerken. — Ist es nicht geradezu läppisch, die Thüren wie einen Tempel mit Säulen einzufassen, mit Säulen, die sich beim Öffnen gemütlich mit der Thür herumdrehen, statt den Aufbau zu tragen? Vermuten Sie, daß hier dieses große, ausladende Profil, am oberen Abschluß des Unterbaues, Schubladen hinter sich verbirgt? — Ist es menschenwürdig, daß einer stumpfsinnigen Symmetrie zuliebe hier rechts im Unterbau die Thür in drei wagerechte Abschnitte mit drei falschen Schlüsselblechen gegliedert ist, weil links drei Schubladen vorhanden sind? Auf solche ‚Finessen' ist so ein Tischler noch obendrein stolz!

Digitized by Google

Sehen wir weiter! — Haben Sie schon einmal eine geistreiche Studierlampe gesehen? Ich nicht! Alle Ausbildung beschränkt sich auf den Fuß, für den man in hilfloser Weise bald einen großen Topf, bald eine Säule, bald einen Gildenhumpen als Vorbild wählt; Brenner und Glockenaufhängung sind nur technisch, nie künstlerisch durchgebildet. Dafür hängt man ja nun freilich neuerdings die ‚mit Recht so beliebten' farbigen seidenen Lampenschleier über das Ganze; das giebt wenigstens noch einen Farbenfleck in der ‚Innendekoration', frech wie ein Juchzer bei Schluß einer Kirmeß, und eine Proportion, als ob ein Kind statt eines Hutes ein Mühlrad aufgesetzt hätte! — Ja, entzückend geschmackvoll!

Dabei möchte ich Sie doch gleich noch besonders auf den Gipfel der Vornehmheit in der Beleuchtungstechnik aufmerksam machen: ‚Glühlichtwachskerzen'. — Kennen Sie nicht? — Etwas Feingefühl, etwas Geist und Phantasie, dann kommen Sie von selbst darauf! Wachskerzen waren doch früher das ‚Vornehmste'. Also Wachskerzen mußte ein ‚feiner' Kronleuchter haben. Als dann das Gas kam, machte man lange Tüllen für die Brenner und steckte Porzellancylinder darüber: Gottlob: das vornehme Wachslicht war anscheinend wieder da! — Jetzt erfand man das Glühlicht; die Technik läßt die denkbar freieste Ausbildung zu, denn man bedarf nur der Glasbirne und des Leitungsdrahtes. Unter solchen Umständen ist es sogar unserer an ästhetischen Erfindungen so ungeheuer armen Zeit gelungen, wahrhaft entzückende Ausbildungen von Beleuchtungskörpern zu schaffen. Aber die Vornehmheit? Sucht sie etwa in besonders zierlichen Ranken glühender Wunderblumen sich hervorzuthun? Keineswegs! Die Engländer haben es richtig fertig gebracht, die Glühlichtbirne auf eine steife weiße Glasröhre zu schmelzen, und das alte Wachslicht, diesmal mit einer Art Seifenblasenhaut über der Flamme, ist wieder gerettet! — Lehrt das noch nicht, daß man selbst mit einem Spatzengehirn noch vornehm thun, Vornehmes ‚erfinden' kann?

Und nun zum Schluß möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf einen besonderen Liebling der Grazien und Musen lenken: das Klavier in seinen beiden Abarten Pianino und Flügel. Tonfülle und Mechanik haben seit den Zeiten Mozarts unvergleichliche Fortschritte gemacht: ob man aber in ein Kunst-Gewerbemuseum der Zukunft ein einziges der modernen Gebilde um seiner äußeren Erscheinung willen stellen würde? Der einzige Ehrgeiz eines modernen Flügels besteht darin, schwarz, glatt und blank auszusehen, damit die Hausfrau nur ja jede Schramme mit unversiegbarem Kummer betrachten muß! — Hat man aber jemals Unpraktischeres, Widersinnigeres gesehen als die Pedalanordnung? Statt zu zeigen, daß sie am Kasten des Flügels hängt, daß sie also nach oben hin Steifigkeit besitzt, gestaltet man sie als eine auf einem in der Luft schwebenden Kasten stehende Lyra, die man dann meist nach hinten durch einen häßlichen dicken Messingstab versteifen muß!

Aber da hatte, als man noch drei und mehr Pedale anbrachte, ein geistreicher Meister die Riesenidee, daß man die Zugdrähte ja mit den Saiten einer Leier vergleichen könne — o wie sinnig musikalisch! — die Leier wurde einmal gemacht: — und trat als großartiger Witz der Gedankenlosigkeit ihren Siegeszug durch die ganze Welt an! Daß sie wackelt, gar nicht zu dem Flügelkasten gehörig erscheint: wer sieht das? Nur die Nörgler, nicht wahr?

Was nun die Notenaufstellung und deren künstliche Beleuchtung anlangt, so sind hier nicht einmal die praktischen Anforderungen gelöst. Giebt es denn eigentlich etwas Primitiveres als diese Klappen im Pianodeckel oder diese ewig schwankenden, bedrohlichen Pulte der Flügel? — Aber es scheint, als ob der Ärger über diese Dinge nun einmal notwendig ‚dazugehöre'. Nun gar die Lichtträger! — Überall hat die Lampe das flackernde, dünne Licht der Kerze verdrängt; zum Lesen krauser Notenköpfe halten es die Herren Pianofortefabrikanten immer noch für allein bewährt! Oder ist das etwa eine künstlerische Lösung, wenn neuerdings in die dünnen Lichtarme kleine Petroleumlampen gesteckt werden, um dort zu balancieren, wie ein Kürbis auf einer Thonpfeife, deren Mundstück, man weiß nicht wie, mit der Gehäusewand durch irgend ein scheußlich ziseliertes Broncegekröse verbunden ist?

Digitized by Google

Oder wollen Sie endlich jene, an Gefährlichkeit schier mit Dynamitbomben wetteifernden ‚Klavierlampen' billigen, die krahnartig über einem sehr schweren Fuß nach vorn zu aufgebaut sind?

Das alles sind Gedanken der Gedankenlosigkeit, und ich könnte Sie noch lange mit ähnlichen Beispielen — ärgern.

Ich meine aber, solche Beispiele *sollten* uns eben *alle* ärgern. Wir müßten sie sehen, fühlen, nicht ausstehen und daher beseitigen lernen! Dann fingen wir vielleicht einmal an, über das Thörichte hinweg zu vernünftigen Ausgestaltungen unserer Kunstgewerbsgegenstände zu kommen. Denn erst über die Vernunft gelangen wir zur Schönheit, das ist ganz sicher. Auch die Freiheit der graziösen Laune, der man durchaus ihr Recht lassen soll, kann erst dann anheben, wenn sie genau weiß, mit welchem vernünftigen Gedanken sie tändelt und wie weit sie gehen darf, ohne ins Läppische oder Widerwärtige zu fallen!" — — — — — —

Weshalb ich mir erlaubt habe, diese stark junggesellenhafte Plauderei weiblichen Augen zu unterbreiten?

Alle Gründe will ich nicht verraten; ich hoffe immerhin, daß es nicht durchweg auch eine ästhetische Gedankenlosigkeit gewesen. Aber ich kann jetzt doch mit der Miene unschuldvollster Harmlosigkeit versichern, daß so ein Gespräch nur unter Männern möglich, weil unter Damen eine solche — Abgestumpftheit gegen ästhetische Gedankenlosigkeiten in unserer täglichen Umgebung nicht denkbar wäre. Geschmack ist ja die eigentliche Domäne der Frau, während der Mann sich berechtigt hält, den einen Gedanken an seinen Beruf fortzuspinnen und sich gegen alle übrigen zu verschließen — wobei er dann oft genug auch den Berufsgedanken so mechanisch fortspinnt wie mein guter Freund seine lebensgefährliche Streichholzentzündungsmethode.

Die Frau hat für viel mehr Dinge auf einmal Auge und Ohr. Sie behält sämtliche Toiletten einer großen Gesellschaft und weiß nach Monaten noch genau, wie das Service, die Tischläufer, der Blumenschmuck u. s. w. ausgesehen und auf jeden einzelnen Gast gewirkt haben.

Vor allem aber besitzt die Frau, gerade die deutsche Frau nach Aussage sämtlicher im Buchhandel gangbaren Dichter ‚Sinnigkeit'. Das hängt mit *Sinn* zusammen. Sie also ist besonders berufen, den Unsinn aus ihrer Umgebung zu verbannen, den tieferen Sinn aller Menschenschöpfungen, und der künstlerischen ganz besonders, zu erfassen und nachzufühlen.

Und da — lediglich durch die Schuld gedankenloser Männer, wollen wir hoffen — eine gewisse Reinigung unserem Kunstgewerbe sehr von Nöten ist, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, so möchte ich mein festes Vertrauen darauf setzen, daß es nur einer Berufung an das weibliche Feingefühl bedarf, um den ganzen Trödelkram ästhetischer Gedankenlosigkeiten aus unseren modernen Zimmern schleunigst hinwegzufegen und Raum zu schaffen für eine — sinnigere Kunst!

Frage.

Wir wanderten still durch die sonnige Haide
In tiefem Sinnen zum Städtchen zurück.
Altweibersommer wehte wie Seide
Dir blitzende Fäden ins blonde Genick.
Ein Kätzlein huschte grad zwischen uns beide . . .
Wem ist's zu leide?
Wem bringt es Glück? —

Ludwig Jacobowski.

Digitized by Google

Wer den Herrn Baron beweinte.

Eine kleine Geſchichte

von

Ant. Andrea.

Nachdruck verboten.

Ein alter Junggeſell, der Herr Baron, mißtrauiſch, menſchenſcheu, nörgelig, für gewöhnlich geizig, in Ausnahmefällen ein vornehmer Menſch. Sein ſchönes Rittergut durchſchnittlich Weizenboden; fruchtbare Wieſen dazu und üppige Waldungen, in denen das Wild faſt zahm ſpazieren ging. Das alte Schloß im Park, ſeit mehr als zwei Jahrhunderten Stammſitz der Herrn von Soundſo, verwittert, ruinenhaft, romantiſch im Dickicht von wuchernden Schlingpflanzen, umfriedet von mächtigen Eichen und Buchen. Die Wirtſchaftsgebäude mit der Brennerei morſch, armſelig ausgebeſſert und an allen Ecken und Kanten geſtützt; der große Cylinderſchornſtein allein noch gerade — weil er den Einſturz bereits hinter ſich hatte und im vergangenen Herbſt neu aufgebaut worden war. Das Dorf mit dem Pfarrhauſe ein Haufen Verfall: ſchiefe Giebel, ſchäbige Strohdächer, bröckelndes Mauerwerk. Neubauten oder gründliche Ausbeſſerungen vorzunehmen, fiel dem Herrn Baron nicht ein: er knauſerte mit jedem Ziegelſtein, jedem Pfennig.

Um ſo freigebiger war die Natur. Den ganzen Trümmerhaufen von Dorf hüllte ſie in Laub, Blumen, Duft und Sonnenglanz ein, beſonders im Frühling, wenn die Roßkaſtanien mit den weißen Kerzenblüten ihre Zweige breiteten, wenn die Linden Knospen ſchlugen, der Flieder blühte, und aus jeder Spalte weiße und gelbe Blumen hervorguckten; wenn der Park ſeine grünen, vielfach ſchattierten Kuliſſen vorſchob und ringsherum die jungen Saaten emporſchoſſen — einer Märchenlandſchaft glich es dann! Die herrlichſten Phantaſien ſah man förmlich in der Luft fliegen; man hätte zum Dichter werden können.

Ob der Herr Baron, der mitten in dieſem Reichtum von Poeſie alt und grau geworden, das je empfand? Wer wußte es! Die Leute im Dorf ſicherlich nicht.

„So'n oller, gnietſchiger Junggeſell!" bemerkten verſteckt die Frechſten unter ihnen, wenn der Baron mal grade ein unangenehmes Machtwort geknurrt hatte. „Starven möt hei doch as we gemeenen Lüd, und weinen thut kein Menſch nich um ihn." Sahen ſie ihn aber von weitem kommen, dann riſſen ſie die Mützen vom Kopf und machten einen Katzenbuckel. Die Buben auf der Straße liefen davon, wenn es hieß: „Doa kümmt de Herr Baron!" Sie folgten ihrer natürlichen Eingebung.

Eine dorfbekannte Liebhaberei hatte der Herr Baron: ſeinen Park. „Weil der ihm kein Geld koſtet," ſagten kritiſche Geiſter, wie der Herr Schulmeiſter. Was wuchs und blühte und wucherte da nicht alles bunt durcheinander! Bäume von allen Gattungen, Prachtexemplare; Laub- und Nadelholz; wildes Geſtrüpp und Zierſträucher. Auf den Teichen niſteten Schwäne und wilde Enten; an den Tümpeln pfiff die Rohrdommel und quakten die Fröſche; in der grünen Lichtung äſten unbefangen die Rehe; in den Tannen flogen knarrend Faſane auf; im Unterholz lagerten Völker von Rebhühnern. Die Nachtigallen erſt! Den ganzen Park überſchwemmten ſie, ohne Rückſicht auf das Schloß und den Herrn Baron. Das Singen und Trillern und Glucſen nahm kein Ende. Wenn der Baron Ruhe vor ihnen haben wollte, mußte er die Fenſter ſchließen. „Dummes Vieh!" murrte er einmal um das andere. Aber die Nachtigallen machten ſich nichts daraus. Sie ſangen deſto ſchöner, und jeden Frühling kamen ſie zahlreicher wieder.

Digitized by Google

Wollten sie dem Herrn Baron die Grillen vertreiben? Er hatte nämlich welche — wovon wäre er sonst so grämlich und menschenfeindlich geworden? Vielleicht auch, daß er zuviel über die Vergänglichkeit der Dinge grübelte. Wenn es wahr war, was die Leute sagten, so hatte er Grund dazu. Seine Vorfahren, alte echte Feudalherren, sollten das schöne Rittergut stückweis an sich gerissen und die Bauern, ihre Hörigen, verjagt haben. Ihr letztes Opfer schleuderte einen Fluch auf sie: in der fünften Generation sollte das Geschlecht der Herrn von Soundso aussterben, ihr alter Stammsitz verfallen, ihr Name erlöschen und vergessen werden — — —

Der Herr Baron war der einzige männliche Sprößling aus der fünften Generation, nie vermählt gewesen, und gegen den Verfall ringsumher verschmähte er sich zu wehren.

Dennoch, er hätte an seine Erben denken können! Seine einzige Schwester, Witwe eines französischen Diplomaten, besuchte ihn jeden Sommer mit ihren beiden reizenden Töchtern, obgleich regelmäßig beide Teile froh waren, wenn man sich nachher auf die nächsten elf Monate verabschiedete. In den letzten beiden Jahren verzichtete der Baron auf den Besuch, seiner Kränklichkeit halber.

Eines schönen Morgens im Mai ließ der Herr Baron seine Wirtschaftsmamsell vor ... Sie hatte eine halbe Stunde darum betteln müssen.

„Was wollen Sie schon wieder?"

Mamsell fuhr mit dem Schürzenzipfel in ihrem roten Gesicht herum und zeterte und stöhnte eine Geschichte ab von ihrer einzigen Schwester, die plötzlich gestorben, vor Gram, natürlich über einen Taugenichts von Ehemann, der sie verlassen hatte, um unter die Seiltänzer zu gehen — von der kleinen Mieze, dem Wurm, das mit seinen knapp fünf Jährchen hilflos in der Welt zurückgeblieben. Kurz und gut — damit der Jammer über ihre einzigen Verwandten ihr nicht das Herz bräche — ob der Herr Baron gütigst erlauben wollte, daß sie die kleine Mieze, das Wurm, zu sich nähme, wenn auch nur so lange, bis sie ein anderes Unterkommen bei barmherzigen Seelen gefunden hätte.

Der Baron würdigte weder die Mamsell noch ihre Rührung eines Blickes. „Sie sind wohl verrückt!" brummte er und deutete nach der Thür. Mamsell kannte das: es half nichts. Sie mußte trostlos abziehen. Im Wirtschaftshause schüttete sie der Inspektorsfrau ihr Herz aus: jetzt kündigte sie dem Herrn Baron, ganz gewiß! Sie ließe das Wurm, die Mieze, nicht umkommen in dieser hartherzigen Welt. Nein — sie kündigte!

Sie that dies nämlich jedesmal, wenn sie sich über den Baron ärgerte: es waren dabei bald fünfundzwanzig Jahre geworden.

Fünf Minuten später bestellte der Diener des Herrn Baron, Mamsell sollte morgen die Göre, die Mieze, holen lassen! Sie könnte bleiben, bis man sie dem Waisenhaus einverleibe. Der Herr Baron verbäte sich indes, daß Mieze je seine Augen oder Ohren belästigte, sonst müßte sie sich mit samt der Tante Mamsell zum Henker scheren.

Mieze kam. Ein süßes, schwarzäugiges Ding, blondlockig dabei, und zart wie ein Lilienblatt. Sie lachte über das ganze Gesichtchen, als Mamsell sie von dem alten, klapperigen Wirtschaftswagen hob.

„Jotte doch — das Viehchen kann noch vergnügt sein, bei all das Elend. Und die Mutter tot — und so'n Vater!"

Mieze strahlte wie die Frühlingssonne. Was verstand sie von dem Elend der Welt? Sie war da um sich zu freuen und jeden Tag ihres kleinen Lebens von neuem froh zu werden.

„Nun bleib' ich immer bei meiner Tante Mamsell," zwitscherte sie. „So viele schöne Blumen sind da, und grüne Bäume, die will Mieze alle lieb haben. Und ein Häschen hab' ich gesehen. Darf Mieze es greifen?"

„Bei Leibe nicht!" warnte Mamsell. Auch keine Blumen abpflücken, kein Gräschen — ja nicht! Das gehörte alles dem Herrn Baron. Der litte es nicht.

Mieze nahm es sich zu Herzen; aber in den Park zu laufen fürchtete sie sich nicht. Tante Mamsell unterwies sie genau, wie sie es machen mußte, um dem Herrn Baron nicht in die Hände zu fallen: vor allen Dingen immer hübsch hinten herum gehen und nicht dem Schloß zu nahe kommen!

Mieze hatte auch so reichlich genug Park. Den ganzen Tag tummelte sie sich unter den

Digitized by Google

Bäumen, und wenn sie müde wurde, schlief sie auf dem grünen Rasen ein. Am liebsten lag sie in der Lichtung, um die das Buchenwäldchen schattige Mauern zog, und sah die Rehe äsen in dem hohen Grase und die Schmetterlinge, bunte und weiße, sich auf den Halmen schaukeln: den Kuckuck hörte sie da rufen, die Drossel pfeifen, und wenn es Abend wurde, schrien die Käuzchen . . .

Der Herr Baron hatte keine Ahnung mehr von dem Dasein dieses Kindes. Damals, als Mamsell sich bei ihm bedanken wollte für die „gütige Erlaubnis", brummte er hastig:

„Gut, gut! Aber keinen Lärm, keine Unarten! Sorgen Sie dafür."

Im Juni, als die Nachtigallen noch sangen und die Linden schon blühten, ging der Herr Baron einst zufällig über Mittag durch den Park. Es war schön warm — so recht mollig für seine alten, morschen Glieder. In der Lichtung bei den Buchen ästen Rehe; nicht weit davon guckte ein blondes Kinderköpfchen aus dem Grase. Als der Baron näher kam, liefen die Rehe fort und das helle Köpfchen tauchte in die Höhe. Zwei erstaunte, glänzende Kinderaugen richteten sich auf den fremden Mann.

„Nun sind sie weg, die hübschen Rehe!" sagte Mieze mit Bedauern. „Wenn einer so ankommt, dann fürchten sie sich. Sachte mußt du gehen, so!" — — —

Sie machte es dem Herrn Baron vor, wie man auf den Zehenspitzen zu trippeln hätte, damit die Rehe nicht verscheucht würden.

Mit großen Augen musterte der Baron das reizende Geschöpfchen. „Was machst du hier?" brummte er nichts weniger als leutselig.

„Na, ich sehe zu. Da — die vielen Schmetterlinge; die Rehe — die kommen wieder. Vor Mieze haben sie keine Bange. Mieze hat sie so sehr lieb. Drüben hat das Häschen sein Nest. Da mußt du ganz leise gehen, ja? Horch — was da so schön singt, das ist die Nachtigall!"

Der Baron schaute noch immer in das süße Gesichtchen mit den strahlenden Augen. Und die kleine Stimme — wie das Läuten von Glockenblumen im Märchen berührte sie sein altes Herz, das sich leise zu regen begann wie unter einer Staubschicht. War dies kleine Wesen der Frühling? War es die Jugend, wie sie am schönsten lächelt und strahlt? Ach, auch er hatte einst eine Jugend gehabt, einen Frühling. Kurz waren sie gewesen, längst dahin. Der Staub des Lebens hatte sich auf sie gelegt und auf seine Erinnerung, in die er sie eingeschlossen. Ein Seufzer streifte seine schmalen, herben Lippen — die so wenig in vielen, vielen Jahren gelächelt hatten. Er zupfte einen Grashalm und warf ihn achtlos fort: so, ein Leben wie das seine, wie von Hunderttausenden!

— — „Du, du!" machte Mieze warnend. „Das gehört alles dem Herrn Baron. Der leidet es nicht."

„So — — hast du ihn gesehen?"

„I wo. Mieze is artig. Nach dem Schloß, wo der Herr Baron wohnt, geht sie nicht. Tante Mamsell hat es verboten. Die Kinder im Dorf laufen fort, wenn er kommt. Du auch?"

„Nein," sagte er, mit einem eigenen Zucken um seinen herben Mund. „Ich kann nicht laufen. Ich bin ja der Baron."

Mieze riß die blanken Guckaugen noch weiter auf. Sie hatte sich den Herrn Baron schlimmer vorgestellt. Dann lächelte sie zutraulich: „Nicht böse sein auf Mieze, bitte, Herr Baron!"

„Nein, nein," sagte er und berührte flüchtig ihr helles Köpfchen.

Er ging fort, und Mieze legte sich zufrieden ins Gras.

Zu Hause bemerkte sie: „Du, Tante Mamsell! Der Herr Baron ist garnicht böse."

„Er hat aber seine Mucken!" meinte die.

Eines Nachmittags sah Mieze den Baron kommen — wieder in der Lichtung. Sie lief ihm entgegen und machte einen zierlichen Knix. „'Tag, Herr Baron! Heut sind keine Rehe da."

„Schade," sagte er.

„Sie haben sich neulich vor dir gefürchtet, Herr Baron! Ich werde ihnen aber sagen, daß sie nicht dumm sein sollen. Du bist ja ein ganz guter Herr Baron."

„Schön — —"

Sie trippelte dicht an seiner Seite neben ihm her.

„Erlaubst du wohl, Herr Baron, daß ich mir ein paar Gänseblümchen pflücke?"

Digitized by Google

„Ja."

„Ach, da stehen auch die schönen Glockenblumen. Die darf Mieze aber nicht abpflücken, nein?"

„Hole sie dir nur!"

Mieze hüpfte hin. Unterwegs sah sie sich ein paarmal nach ihm um und lächelte vergnügt: „Dir bring ich die allerschönsten mit!"

Wirklich, er bekam sie. „Da," sagte Mieze. „Stelle sie zu Hause in deine Blumenvase, sonst verwelken sie: das ist gerade, als wenn Mieze großen Durst hat und sterben muß."

„Danke!" sagte der Baron. Es war ein leiser, langer, weicher Laut.

„Bitte!" knixte Mieze. Dann sprang sie ein Stückchen voraus.

„Horch!" rief sie ihm zurück: „Da pfeift der Vogel Bülow. Dann giebt's Regen ... Ach, lieber Herr Baron, darf ich mir ein Häschen greifen?"

„Wenn du kannst — —".

Der Baron folgte ihr. Sie schlängelte sich wie ein Kätzchen durch das Gebüsch, bis nach dem Tümpel, wo die Nachtigallen schlugen. Am Wege, unter einer riesigen Platane, stand eine Bank.

„Da kannst du dich hinsetzen, Herr Baron!" flüsterte Mieze verstohlen, damit das Häschen es nicht hörte. „Aber geh nicht fort! Nein, lieber Herr Baron? Ich will dir das Häschen zeigen."

Er setzte sich auf die Bank, während Miezens Lockenköpfchen im Gebüsch unsichtbar wurde. Da wehten die weichen Lüfte den Staub von seinen Gedanken: sie wachten alle, alle auf und trugen ihm die Erinnerung zu. Damals — als er jung war, hatte er das blonde Försterstöchterchen geliebt, tief in dem Grunde seines Herzens. Niemand wußte es. Sie? Dann hätte sie es aus seinen Augen lesen müssen. Gesagt hatte er es ihr nie. Wenn sie sein Weib geworden wäre, die Liebliche! Dann wäre er jetzt nicht einsam, verbittert, entlaubt, wie der Baum im Spätherbst. Dann umspielten ihn holde kleine Wesen mit schwarzen Augen und sonnenlichtem Haar, wie diese kleine, zwitschernde Mieze. — —

Aber — — die Herrn von Soundso wären um ihre Ruhe gekommen in ihren zinnernen Särgen: ihr edles Blut sich mit plebejischem mischen? Nimmer! Sie würden ihm aus der Ewigkeit herüber gedroht und ihren eigenen Staub über sein Glück geschüttet haben. Er entsagte. Ein echter Edelmann muß alles können, sein Herz opfern, einsam leben — und unbeweint sterben . . .

Er hörte Mieze zurückkommen; aber er regte sich nicht. Die Erinnerung hielt ihn fest in ihrem Banne.

„Kein Häschen," klagte Mieze. Gewiß hätte die Hasenmutter den Kleinen heut nicht erlaubt, in den Garten zu kommen.

„Ach" — Jetzt bemerkte sie erst, daß der Baron die Augen geschlossen hatte. Sie ging ganz leise heran und kauerte sich zwischen seinen Knieen an die Erde. Im Gebüsch sang die Nachtigall. „Sei stille, liebe Nachtigall!" flüsterte Mieze. „Der Herr Baron will schlafen." Sie lehnte das Köpfchen gegen sein Knie, und als die Nachtigall ihre nächsten Noten in die blaue Luft schmetterte, war Mieze eingeschlafen.

Aber der Baron schlief nicht. Er träumte nur still und tief, wie die Einsamen, die Schwermütigen träumen, die nie das Glück im Leben finden.

Endlich machte Mieze die Augen auf. Sie waren voll von dem unbewußten Lächeln der Unschuld.

„Hast du gut geschlafen, lieber Herr Baron?"

„Sehr gut," sagte er freundlich, einen Wiederschein der Erinnerung auf seinem Antlitz . . . .

Als Mieze den Abend zu Bette gebracht wurde, fragte sie:

„Geht der liebe Herr Baron nun auch schlafen, Tante Mamsell?"

„Ne, so'n Küken!" sagte die nachher zu der Inspektorsfrau:

„Alle Leut' heißt sie lieb. Auch den Herrn Baron. Der sollte das man hören!" — —

Eines Tages kam der Diener in die Küche, wo Mamsell grüne Bohnen schnitt.

„Wissen Se, Mamsellchen, mit wem der Herr Baron spazieren geht?"

„Wo schall ick allens weiten?"

„Mit Ihrer Mieze."

„Ach du meine Güte!"

Sie wollte hinausstürzen, das Kind zur Ordnung zu rufen; aber der Diener sagte:

Digitized by Google

„Loaten's man sin, Mamsellken! 't is dem Herrn Baron sien Pläsiervergnäugen. Kinners un Jungveih sün de Sägen von uns Herrgott." . . .

Der Herr Baron und Mieze blieben gute Freunde. Das Kind durfte ungehindert im Umkreis des Schlosses spielen. Es geschah sogar das Unerhörte, daß der Baron sie mehrere Male hereinrief.

Im Herbst, als es kalt wurde, bekam der Herr Baron einen Schnupfen; er ließ sich lange nicht draußen blicken. Mieze spielte im Garten, wenn das Wetter es erlaubte. So oft sie in die Nähe des Schlosses kam, schaute sie hinauf nach den verhangenen Fenstern. Eines Mittags packte der Diener den Herrn Baron in Pelzdecken und ließ seinen Wagen vorfahren. Der Herr Baron wollte endlich wieder an die frische Luft. Es ging zunächst in den Park. Richtig — in der Kastanienallee vergnügte Mieze sich mit dem Aufhäufen des trockenen Laubes. Sie trug ein gestricktes Mützchen auf dem kleinen Lockenkopf. Ihr Gesichtchen darunter sah schmal und zart aus; ihre Händchen waren gerötet von der scharfen Luft.

Der Baron ließ halten. Der Kutscher mußte mit der Peitsche knallen. Das hörte die Kleine. Sie schaute auf, und ihr weißes Gesichtchen begann zu leuchten. „Ach, lieber Herr Baron!" Sie war an den Wagen gelaufen und streckte die roten Händchen nach ihm aus. „Nun bist du nicht mehr krank, lieber, guter Herr Baron! Schau doch — alle die hübschen, bunten Blätter! Wenn sie lange an der Erde liegen, dann werden sie schwarz. Kommst du jetzt wieder in den Park?"

Der Kutscher mußte Mieze in den Wagen heben, und der Baron nahm sie unter seine Pelzdecke. Dann fuhren sie hinaus auf das Feld und in den Wald, wo der Wind durch die kahlen Bäume sauste und ihnen zuschrie, daß es vorbei wäre mit den Blumen und dem Sonnenschein draußen.

Diesen Abend ließ der Baron Mamsell sagen, sie sollte besser für das Kind sorgen. Es sähe kränklich aus.

Im Winter wurde der Herr Baron recht grau und gebrechlich.

„Er hat das Reißen!" sagte der Diener. Der Oberinspektor erlaubte sich gelegentlich, dem Baron einen Arzt vorzuschlagen.

„Unsinn!" brummte der Gnädige. „Für Quacksalbereien unnütz Geld ausgeben." Dabei blieb es.

Der Winter nahm endlich ein Ende. Mieze durfte bei gutem Wetter in den Garten. Weit ging sie aber nicht, nur bis ans Schloß; da blieb sie stehen und guckte zu den Fenstern hinauf. Einmal erschien dort der Baron. Sie rief ihn mit ihrem feinen Stimmchen. Gleich darauf holte der Diener sie zu seinem Gnädigen herauf. Von der Zeit an mußte sie jeden Tag kommen. Mamsell brachte sie hin und der Diener nach Hause.

„Mieze schall Melk drinken," sagte er gelegentlich: „Der Herr Baron hat es befohlen."

Ja, der Winter war der Kleinen schlecht bekommen. Ihr Gesicht, schmal und durchsichtig, schien aus Lockenhaar und Glanzaugen zu bestehen.

„So 'ne hübschen, klugen Kinners warn nich grot," sagten die Leute zu Mamsell. Die fand das ganz richtig. Ihre Schwester selig war ja auch jung gestorben, obgleich sie lange nicht so schön und klug gewesen wie Mieze.

Als es wärmer wurde und Mieze länger im Garten spielen konnte, wurden ihre Wangen frischer. Sie hielt sich gewöhnlich unter den Fenstern des Barons auf. Wenn er oben an die Scheiben klopfte, sah sie in die Höhe und lachte und freute sich. Einmal kam sie aus dem Park gelaufen, als der Baron ein wenig das Fenster geöffnet hatte: „Ach, lieber Herr Baron, die Veilchen blühen schon!" Sie pflückte ihm einen Strauß. Der Diener mußte ihn in ein Gläschen stellen: eine Blumenvase hatte der arme Baron nicht. Mieze saß bei ihm und erzählte von dem Frühling und den Vögeln, die wiedergekommen waren.

Je dumpfer und öder es im Zimmer des Herrn Baron wurde, desto lichter und duftiger wurde es draußen. Mieze hielt es nicht mehr lange bei ihm aus. Wann er gesund würde, fragte sie täglich. Wann er hinaus käme. Die Rehe wollten ihn sehen, die Blumen, der schöne, blaue Himmel.

Einmal meldete sie freudig:

„Die Nachtigall ist wieder da, Herr Baron! Nun mußt du aber in den Garten kommen. Was willst du in deiner Stube? Draußen ist es viel schöner: da kannst du tief, tief in den Himmel gucken."

Digitized by Google

Er lächelte matt: „Grüße die Nachtigall und die Sonne! Sie sollen noch ein wenig auf mich warten“ . . . .

Mieze brachte ihm einen Strauß Himmelsschlüssel. Sie hatte sie im Park gepflückt. Es waren die ersten.

„Eine sollst du in dein Knopfloch stecken, lieber Herr Baron!“ Seine Finger waren aber so steif, daß er nicht damit zu stande kam. Mieze mußte es thun.

„Ach, das sieht schön aus!“ rief sie froh, und bewunderte ihn mit strahlenden Augen.

„Paß 'mal auf, jetzt wirst du gleich gesund; ja, lieber Herr Baron?“

Er streichelte ihre warmen, weichen Bäckchen. Seine steife, kalte Hand zitterte dabei. Sie erhob sich auf die Fußspitzen, und ihre Händchen auf seine Knie stemmend, bot sie ihm das Mündchen zum Kuß. Zitternd an allen Gliedern beugte der Baron sich herab und küßte sie: es war das erste und einzige Mal in seinem Leben, daß er ein weibliches Wesen liebkosend berührte.

Mieze nestelte sich an ihn und lächelte selig. Plötzlich breitete sie ihre Ärmchen weit auseinander: „So, so lieb hab' ich dich!“ rief sie. „Nun mußt du aber mit in den Garten kommen, ja, lieber, guter Herr Baron?“

„Morgen,“ sagte er lächelnd — mit schwerer Zunge. . . .

Als den Abend der Diener kam, den Baron auszukleiden, fand er ihn im Lehnstuhl sitzen, den Kopf zurückgelegt; die eine Hand umspannte die Seitenlehne, die andere hing schlaff herunter — in seinem Knopfloch stak eine welke Schlüsselblume. Er zuckte nicht 'mal mit der Wimper, als der Diener ihm mit der Kerze in das Gesicht leuchtete. Seine Augen, halb geöffnet, starrten unverrückt ins Leere — in eine weite, weite Ferne, und um seine schmalen Lippen spielte ein Kinderlächeln. Mieze hatte es ihm gegeben, als er sie küßte. Jetzt war es mit ihm erstarrt — im Tode. . . .

Der Herr Baron war gestorben und wurde begraben in der Umfriedung der Herrn von Soundso, auf dem kleinen Dorfkirchhof. Auf der Straße standen die Leute und sahen dem feierlichen Leichenzuge nach. Sämtliche Beamte, sowie das ganze Hofpersonal des Herrn Baron folgten, außerdem eine kleine Anzahl adeliger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Die beiden reizenden Nichten mit ihrer gnädigen Frau Mutter waren auch gekommen. Sie trugen ganz schwarze Trauerkleider; aber mit zum Friedhof gingen sie nicht. Der Diener behauptete, es wäre nicht vornehm, daß Damen der Leiche folgten.

Für die Leute war es ein Feiertag: sie brauchten nicht zu arbeiten, und hatten was zu gaffen und zu schwatzen.

Gegen Abend fuhren die fremden Herrschaften wieder fort. Die beiden reizenden Nichten mit der gnädigen Frau Mutter blieben da — — sie waren die Erben des Herrn Baron.

Als die Dorfstraße wieder still und leer geworden, lief Mieze mit einem großen Strauß Flieder nach dem Kirchhof. Die große Pforte, durch die man den Herrn Baron getragen hatte, stand noch offen. Auf dem schmalen Wege zu dem Erbbegräbnis waren Tannenzweige gestreut. Mieze sah es von weitem liegen, das alte, verrostete eiserne Gitter — recht unter dem großen, glühenden Abendrot. Zwei Edeltannen wuchsen zwischen den verfallenen Gräbern, denen sich jetzt das eine frische Grab angereiht hatte.

Mieze lugte durch die Gitterstäbe mit großen, ängstlichen Augen: grüne Kränze und Guirlanden bedeckten den Erdhügel, unter dem der Herr Baron nun ewig schlummern sollte. Warum hatten sie ihm keine Blumen übergestreut?

„Da, lieber Herr Baron!“ flüsterte die Kleine und warf den losen Fliederstrauß über das Gitter. Er fiel zu kurz — zerstreut blieben die kleinen Zweige auf den verfallenen Gräbern liegen: der Herr Baron bekam keine Blumen.

Da brach Mieze in ein leises, herzzerreißendes Weinen aus — drüben, in den Heckenrosen, fing die Nachtigall an zu singen.

„St! St!“ machte Mieze — — „der Herr Baron ist tot! Keine einzige Blume hat er bekommen, der liebe, gute Herr Baron.“

Die Nachtigall verstummte einen Augenblick, dann schlug sie von neuem an, leise, sanft: es war eine Totenklage, in der ihr Schluchzen sich mit Miezens Thränen vermischte, und — so wurde der Herr Baron beweint.

Digitized by Google

Sozialpolitische Erhebungen englischer Frauen.

Von

Gertrud Dyhrenfurth.

Nachdruck verboten.

In den Jahren 1891—94 tagte in London eine königliche Kommission, aus Staatsmännern, Gelehrten, Beamten, Arbeitervertretern und Großindustriellen zusammengesetzt, der die Aufgabe gestellt war, die Arbeitsverhältnisse des Landes nach allen Seiten hin zu prüfen, um zu beurteilen, ob und in welcher Richtung sie durch gesetzgeberische Maßregeln zu beeinflussen wären. Bei den Erhebungen, die von der „Royal Commission on Labour" zu diesem Zweck veranstaltet wurden, sind verschiedene Methoden in Anwendung gebracht worden. Teils hat sie Fragebogen zur Beantwortung an die Berufsverbände der Arbeiter und Arbeitgeber gesandt, teils deren Vertreter mündlich vernommen oder solche Personen zur Zeugenaussage herangezogen, von denen man eine Kenntnis der fraglichen Verhältnisse erwarten durfte. Da aber, wo Kreise der arbeitenden Bevölkerung ins Spiel kamen, für die eine autoritative Vertretung garnicht oder nur in geringem Maße existiert, wurde von der Kommission die Ermittelung der dort herrschenden Zustände einem Stab von Sachverständigen übertragen.

Sowohl die Untersuchung über die Lage der ländlichen Arbeiter, als über die der gewerbthätigen Frauen ist von sogenannten „Assistant Commissioners" ausgeführt worden, die das vermittelnde Glied zwischen der Kommission und der betreffenden Arbeiterschaft zu bilden hatten. Zwar waren von mehreren Sekretärinnen von Frauengewerkvereinen umfassende Mitteilungen über ihr Gewerbe gemacht worden, im allgemeinen sind jedoch nur wenige weibliche Berufsverbände in der Lage ein ausreichendes statistisches Material zu sammeln. Es fehlt ihnen dazu sowohl an Mitteln als meist auch an den geeigneten Kräften. In der Mehrzahl der Frauengewerbe fehlt es aber überhaupt noch an jeder Organisation, und die alleinstehende Arbeiterin ist einerseits zu unwissend, um zuverlässige Aussagen machen zu können, andererseits fürchtet sie, in ihrem Arbeitsverhältnis zu leiden, wenn ihre Enthüllungen einen für den Unternehmer ungünstigen Charakter tragen. So wurde es für die Kommission unerläßlich, die Informationen, die sie ihrer Natur nach nicht selbst gewinnen konnte, durch geeignete Bevollmächtigte sammeln zu lassen.

Sie fand dieselben in vier Frauen, die sich auf dem Gebiet der Sozialpolitik bereits ausgezeichnet hatten. Am 7. März 1892 erhielten Miß Orme, Miß Collett, Miß Abraham und Miß Irwin ihre Instruktionen als Hilfskommissare; am 26. September 1893 übermittelte die Erstgenannte, welcher als sogenannter Senior-Assistentin die Kontrolle und Gegenzeichnung der gesamten Berichte übertragen war, dieselben an die Kommission. Sie gehören zu dem wenigen Wertvollen in den 67 dickleibigen Publikationen, mit denen die Labour-Kommission unter einem Kostenaufwand von einer Million Mark die parlamentarische Bibliothek bereichert hat.

Die Größe der Arbeitsleistung ist erstaunlich. Man bedenke nur, daß sich die Untersuchung über das gesamte Königreich erstreckte und beinahe jede Branche gewerblicher Frauenarbeit einschloß. Die Lage der Kellnerinnen, der Ladenmädchen und Wäscherinnen, wie die der Frauen, die auf Kosten ihrer Gesundheit in den Töpfereien und in den Zündholzfabriken arbeiten, die Lage der Heimarbeiterinnen, die sich vom Geschäftskomptoir oder beim Zwischenmeister die Näharbeit, die Federn zum Kräuseln, die künstlichen Blumen und Spitzen zum Fertigstellen abholen oder in den Hütten des sogenannten black-country mit ihrem Manne zusammen am glühenden Ofen die

Digitized by Google

Nägel schmieden, wie die der Fabrikarbeiterinnen, die in den großen Etablissements der Textilindustrie und Konfektion, in den Kakao- und Mineralwasser-, in den Schuh- und Papierfabriken beschäftigt werden, ist eingehend geprüft worden, je nach den Gesichtspunkten, die sich aus der Natur der verschiedenen Gewerbe ergeben. —

Die Anweisungen, die man den Kommissarinnen mit auf den Weg gegeben hatte, waren freilich sehr vager Natur: Die Unterschiede in der Bezahlung von Mann und Frau (für deren Feststellung vorerst die Löhne der männlichen Arbeiter genau bekannt sein müßten), die Gründe, aus denen Frauen von Gewerben ausgeschlossen sind, die sie ihrer Natur nach ausüben könnten, und der Einfluß der Beschäftigung auf Gesundheit, Moral und Familienleben der Frau sollten die leitenden Gesichtspunkte bei ihren Untersuchungen sein. Damit war aber kein genauer, ausführbarer Arbeitsplan, waren keine festbegrenzten Fragen gegeben, für die man das Material nach einheitlicher Methode zu sammeln vermag, und in Ermangelung dieser hat sich jede der Damen einfach den Arbeitsgebieten zugewandt, deren Studium ihr am wichtigsten erschien, um, absehend von ehrgeizigen Verallgemeinerungen, über den Thatbestand so genaue Aufnahmen zu machen, als es bei der Kürze der Zeit möglich war. Ist nun dadurch für den Fachmann eine Fülle wertvollen Materials zu Tage gefördert worden, so hält es doch schwer, allgemeine Ergebnisse daraus zu summieren, mit denen einem weiteren Leserkreis gedient wäre. Von Interesse aber dürfte es für viele sein, den Frauen bei dem Gang ihrer Arbeiten zu folgen. Es sei mir darum gestattet auf die Thätigkeit zweier etwas näher einzugehen, wobei ich persönliche Mitteilungen zu Grunde legen kann.

Miß Clara Collett (jetzt Beamtin des königlichen Arbeitsamtes, als welcher ihr obliegt, alles auf Frauenarbeit bezügliche Material zu bearbeiten) hatte sich während ihrer Thätigkeit als Lehrerin in einer Provinzialstadt für die Universitätsprüfung vorbereitet und in London in „Moral Sciences", unter welche auch die Nationalökonomie fällt, graduiert. Darauf unterrichtete sie an einigen High Schools for Girls in ihrem Fach, das in den Lehrplan derselben aufgenommen ist und der jüngsten Generation Englands eine volkswirtschaftliche Bildung gegeben hat, wie sie bei uns nur in seltenen Ausnahmefällen zu finden ist. Doch bald erging an sie die Aufforderung des großen Statistikers Charles Booth, in die Reihe der männlichen und weiblichen Mitarbeiter zu treten, die ihn bei der Abfassung seines Werkes „Life and Labour of the People" unterstützen sollten, jener großen sozialpolitischen Analyse der Londoner Bevölkerung, die in ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit und Unparteilichkeit, verbunden mit einer wahrhaft dichterischen Kraft der Darstellung, ein unerreichtes Muster in ihrer Litteraturgattung bildet. Nachdem sich ihre Kraft da bewährt hatte, wurde sie zu der Arbeit herangezogen, bei der wir sie hier kennen lernen wollen.

Miß Collett hat sich zumeist mit den kleinen zerstreuten Frauengewerben beschäftigt, deren Schauplatz das Haus und die Werkstatt bildet. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten es häufig verknüpft ist, die betreffenden Arbeiterinnen ausfindig zu machen und ihre Aussagen oder die der Arbeitgeber zu kontrollieren. In der Hausindustrie insbesondere wird die ökonomische Lage der Arbeitenden so sehr von persönlichen Verhältnissen bestimmt, daß es doppelt schwer fällt, in der Mannigfaltigkeit des Einzellebens das herauszufinden, was als typisch für alle Angehörigen eines Gewerbes zu gelten vermag. — Z. B. eine Arbeiterin, welche stolz auf ihre Tüchtigkeit ist, giebt an, daß sie fähig sei, in acht Stunden ein Dutzend von einer bestimmten Ware herzustellen; sie vergißt aber anzuführen, welche Handreichungen ihr dabei von einem Familienmitgliede gemacht werden, das außerdem noch die Sachen einholt und fertig im Geschäft abliefert und ihr die Gänge erspart, die den anderen Frauen noch zwei Stunden extra kosten. Oder eine andere behauptet, Tag und Nacht für einen Unternehmer zu arbeiten und doch keinen entsprechenden Verdienst zu haben; es läßt sich aber nicht feststellen, inwieweit sie häusliche Beschäftigungen dazwischen in Anspruch nehmen. Ohne Berücksichtigung dieser Umstände aber würde in beiden Fällen die Berechnung von Arbeitslohn und Arbeitszeit zu falschen Ergebnissen geführt haben. Darum ist es auch immer Miß Colletts Bestreben gewesen, das ganze Milieu des

Digitized by Google

Menschen zu erfassen, den sie auszufragen hatte, um das Zufällige absondern zu können, das seine wirtschaftliche Lage beeinflußt. Wir sehen auch in all ihren Berichten, daß sie versucht, die Zeugen in ihren gesamten Lebensverhältnissen zu schildern und jedes Schablonisieren derselben beinah zu ängstlich vermeidet. Um das zu können, dazu bedarf es natürlich eines gewissen Eindringens in die Personalien des einzelnen. Miß Colletts Prinzip war dabei, stets direkt und ohne Umschweife um die nötigen Auskünfte zu bitten, denn die Arbeiterinnen fühlen sich naturgemäß sehr unangenehm berührt, wenn man unter Vorwänden ihre Freundschaft gesucht hat und sie nachträglich merken, daß es um eines andern Zweckes willen geschah. Ebenso protestiert sie auch gegen die Ausfüllung der ungemütlichen Fragebogen während des Gespräches, da dadurch den Erzählenden die Unbefangenheit genommen würde. Um ihr Gedächtnis zu unterstützen, machte sie bei der nächtlichen Heimkehr (denn der größere Teil der Thätigkeit fiel naturgemäß auf den Abend, wo sich die Arbeiterin allein freimachen kann) im Wagen oder Coupé die nötigen Notizen, um dieselben dann zu Haus in ein ausführliches Tagebuch einzutragen, aus dem sie schließlich die offiziellen Berichte auszog.

Dasselbe Prinzip der Offenheit beobachtete sie auch den Arbeitgebern gegenüber, welche übrigens die Untersuchungen meist für sehr harmlos halten, wenn sie sicher sind, daß man nicht Schäden ihres Betriebes aufdecken will, um damit zu agitieren. So sehen wir z. B., daß Miß Collett in den beiden größten Zündholzfabriken Londons, die durch die Konflikte mit ihren Arbeiterinnen bekannt geworden sind (bei denen das Publikum lebhaft für die Arbeiterinnen Partei nahm), auf das zuvorkommendste in alle Einrichtungen eingeweiht wurde. Nachdem sie sich zuerst mit den Angaben der Presse über die Zustände in der betreffenden Industrie vertraut gemacht und Rücksprache mit der Vorsitzenden der „Match-makers' Association" genommen hatte (damals jedenfalls noch Mrs. Besant, die bekannte Schriftstellerin und Philanthropin, die 1889 unter den streikenden Zündholzarbeiterinnen eine kräftige Organisation ins Leben gerufen hatte), ging sie, natürlich ohne vorherige Anmeldung, in die Fabriken. Dort nimmt sie aufs genaueste von den Ventilationsapparaten, den Waschеinrichtungen, der Lage der Arbeitsräume, in denen die gesundheitsschädlichen Stoffe verarbeitet werden, und den dabei nötigen Handgriffen Kenntnis. Sie erhält von der größten Firma, die in verschiedenen Stadtteilen Zweigetablissements besitzt, die Adresse des Arztes, welcher die fürchtbare Necrose oder den Kieferfraß unter ihren Arbeitern behandelt, eine Krankheit, der trotz aller Vorsichtsmaßregeln noch immer ein gewisser Prozentsatz zum Opfer fällt; ebenso erfragt sie den Aufenthalt einiger früherer und gegenwärtiger Patienten. Sie besucht dieselben, erfährt ihre genaue Krankheitsgeschichte und beobachtet zugleich, daß in einer der Zweigfabriken die Fälle von Necrose bedeutend häufiger sind, als in den anderen.

Daraufhin visitiert sie dieselben ein zweites und drittes Mal, um ausfindig zu machen, auf welche Abweichung in der Einrichtung der Etablissements diese Erscheinung zurückzuführen sei, und kommt schließlich zu dem Resultat, daß bei einer bestimmten Windrichtung die Dämpfe aus den Räumen, in denen die Hölzer in Phosphor getaucht und getrocknet werden, zu den in anderen Abteilungen beschäftigten Frauen dringen können.

Gleichzeitig aber haben die Frauen, welche Miß Collett besuchte, ihr Mitteilung von Erkrankungsfällen unter früheren Arbeitsgenossen gemacht, denen sie nachforscht. Sie stellt fest, daß dieselben in Betrieben vorgekommen sind, in denen angegeben wurde, daß Necrose unter dem Personal nicht mehr aufgetreten sei. Bei der Unzuverlässigkeit dieser Angaben läßt sich also der Prozentsatz der Erkrankungen nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Hervorgerufen werden dieselben immer wieder aufs neue durch Vernachlässigung der Zähne und der Reinigung von Mund und Händen vor der Mahlzeit, sowie durch ungenügende Ventilationseinrichtungen in den Arbeitsräumen.

In anderen Arbeitszweigen ist die Art der Untersuchung selbstverständlich eine abweichende. Bei den Ladengehilfinnen, die eine so lange Arbeitszeit haben, daß in den zahllosen religiösen, geselligen und Fortbildungsklubs, die London und die übrigen Großstädte aufweisen, nur sehr wenige zu finden sind, und unter denen alle Organisationsbestrebungen bisher gescheitert sind (zumeist durch das Living-in-system, d. h. Wohnen und Essen beim Arbeitgeber, durch das die Mädchen in absolutester Ab-

Digitized by Google

hängigkeit vom Prinzipal gehalten werden), ist auch die Gelegenheit Auskünfte zu erhalten verschwindend klein.[1]) Eine Aufforderung, die Miß Collett unter ihnen zirkulieren ließ mit der Bitte, sie an einem bestimmten Sonntage aufzusuchen, blieb unberücksichtigt, obgleich sie von der „Early Closing Society" unterstützt wurde, die schon seit Jahren für früheren Ladenschluß agitiert. Doch lief daraufhin der Brief einer früheren Angestellten aus Irland ein, die über 16 Londoner Läden vertrauenswürdige Aussagen machte, aus denen sich, zusammen mit den Angaben von 11 anderen Mädchen, ein einigermaßen treues Bild über die Lage der weiblichen Handlungsgehilfen entwerfen ließ. —

Andere Schwierigkeiten ergaben sich wiederum bei den Putzmacherinnen, Mäntelnäherinnen, Schneiderinnen. Die hauptsächlichsten Klagen galten hier den ungesunden Verhältnissen in den Werkstätten, ihrer Überfüllung während der Saison und dem Mangel an Wärme im Winter, die, wie die Leiterin eines Arbeiterinnenheims angiebt, zuweilen überhaupt nur durch das Brennen des Gases und das Zusammensein vieler Menschen in einem Raume erzeugt werde. Dann aber auch den Überstunden, die häufig garnicht oder mit einem niedrigeren Stundenlohn als dem gewöhnlichen bezahlt werden. Inwieweit diese Überzeit aber illegal gewesen sei, vermögen die Arbeiterinnen nicht zu sagen, da sie sich über die gesetzlichen Maßregeln, die für ihren Schutz bestehen, meist ganz im unklaren befinden, selbst wenn ein Auszug daraus den Vorschriften gemäß an der Wand ihrer Arbeitsstuben hängt. So erzählt Miß Collett von einem jungen Mädchen, das aufs wärmste für seinen Prinzipal Partei ergriff und meinte, wenn sie derselbe in der Saison Überstunden arbeiten ließe, so geschähe es, weil er durch das Fabrikgesetz dazu gezwungen wäre! So ist es nicht leicht über das Innehalten der gesetzlichen Arbeitszeit Gewisses in Erfahrung zu bringen. Jedenfalls aber bedürfte es, um dieselbe zu sichern, einer größeren Zahl von Gewerbeinspektoren. —

Folgen wir noch Miß Collett während einer viertägigen Untersuchung der Strohhutindustrie in Lutton und Umgegend. Nach vorheriger Orientierung durch die Handelskammer über die allgemeine Lage des Gewerbes, das durch den Import aus China, Italien und der Schweiz sehr geschädigt wird, besucht sie Fabriken, Werkstätten und zahllose sogenannte häusliche Werkstätten. Auch in letzteren sind die Arbeitsstunden der Kinder und jugendlichen Personen durch die englische Schutzgesetzgebung geregelt, gleichviel ob dieselben Mitglieder der Familie sind oder nicht, und wenn auch vielleicht hie und da eine derselben dem Fabrikinspektor entgeht, so findet doch im allgemeinen eine Kontrolle statt. Auf diese ist es wohl auch zurückzuführen, daß eine besondere Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte für die Beobachterin hier nicht hervortrat. — Da es in dieser Branche vor allem wichtig ist, jedem Wechsel der Mode folgen zu können, und die ländliche Bevölkerung meist nicht die Fähigkeit schneller Anpassung besitzt, sind jetzt von einer Behörde Lehrkräfte angestellt worden, um das Strohflechten als Beschäftigungsmethode in die Elementarschulen einzuführen, um schon den Kindern eine gewisse Gewandtheit in der Anwendung neuer Muster zu geben.

Die kläglichsten Erwerbsverhältnisse treten Miß Collett bei dem kleinen selbständigen Meister entgegen, der sich mit Familie gewöhnlich auf die Herstellung weniger Artikel einrichtet, ohne Rücksicht auf die Nachfrage produziert und die Ware schließlich zu jedem Preise losschlagen muß. Er kennt nicht die Absatzverhältnisse, denn zwischen ihm und dem Markt steht der kapitalkräftigere Kaufmann, von dem er trotz selbständigen Ein- und Verkaufs vollständig abhängig ist, umsomehr, da er ihm von der toten Saison her oft tief verschuldet ist. Er kann diese überhaupt nur dadurch überstehen, daß er Frauen und Kindern keinen festen Lohn zu zahlen braucht. In einer der Fabriken ist die Herstellung von Filzhüten eingeführt worden, die den Strohhutarbeitern zu einer anderen Zeit des Jahres ergänzende Arbeit gewährt, aber für die meisten Angehörigen des Gewerbes tritt jährlich eine lange Zeit der Beschäftigungslosigkeit ein, in der nur von dem Ersparten gelebt werden kann. Fortbildungsschulen,

[1]) Im Gegensatz hierzu vergleiche man die Art, wie der Hilfsverein für kaufmännische Angestellte in Berlin das Berufsinteresse seiner Mitglieder zu vertreten vermag, da er in der Lage ist, authentisches Material über ihre Arbeitsverhältnisse zu sammeln. Sein Vorsitzender konnte daher von der Königlichen Kommission für Arbeitsstatistik bei ihren Beratungen hinzugezogen werden.

Digitized by Google

um diese lange Ferienzeit der jungen Leute nützlich auszufüllen, existieren nicht. Nirgends, selbst nicht in den am schlechtesten gelohnten Frauengewerben, fand Miß Collett daher soviel Immoralität als gerade hier.

Es wäre interessant, Miß Collett noch weiter nach Liverpool zu folgen und die charakteristischen Verhältnisse der großen Hafenstadt kennen zu lernen, die schwankenden Arbeitsgelegenheiten, durch die Tausende von Frauen auf die unsichersten Existenzbedingungen angewiesen sind. Oder mit ihr nach Birmingham zu gehen, dessen Industrien die Mädchen durchweg in Produktionsprozessen beschäftigen, deren Kenntnis für das häusliche Leben durchaus unfruchtbar ist, so daß sie demselben völlig entfremdet werden und auch als Familienmütter und ohne den Zwang der Not die Fabrik dem Hause vorziehen. Aber so reich auch die Ausbeute an statistischem Material und an psychologischen Beobachtungen hier wäre, wir müssen es uns versagen darauf einzugehen, um noch einen Blick auf Miß Abrahams Thätigkeit werfen zu können.

Als dieselbe, dreiundzwanzigjährig, zur Kommissarin ernannt wurde, hatte sie als Sekretärin von Lady Dilke schon erfolgreich in die Gewerkschaftsbewegung eingegriffen. (Durch ihre Thätigkeit vornehmlich war seinerzeit eine Organisation der Londoner Wäschereien mit Zweigvereinen in verschiedenen Stadtteilen zu stande gekommen.) In ihrem Amte sehen wir nun Miß Abraham trotz Jugend und Zartheit zu jeder Tages- und Abendstunde in Fabriken, Armenquartieren und Hospitälern ihre Untersuchungen machen. Sie hat die Lage der Arbeiterinnen in Süd-Irland in den englischen Bleiwerken, den Strumpfwirker- und Spitzenindustrien und in einigen kleinen Gewerben untersucht, den Hauptteil ihrer Zeit aber den Erhebungen in den großen konzentrierten Industrien Nordenglands, der Baumwoll- und Wollmanufaktur, gewidmet. Für die großen fabrikmäßigen Betriebe, in denen sich hier die Arbeit abspielt, kommen, trotz großer individueller Verschiedenheiten, die sie aufweisen, doch immer die gleichen Gesichtspunkte in Betracht. So sehen wir, daß Miß Abraham in den diesbezüglichen Berichten unter die vier Rubriken:

1. Strafen und Abzüge;
2. Konflikte;
3. Konkurrenz zwischen Männern und Frauen;
4. Einfluß der Arbeit auf Gesundheit, Moral und häusliches Leben;

das gesamte Material in übersichtlichster Weise einordnen kann.

Als Anhang des Textes ist stets eine Tafel mit folgender Einteilung gegeben:

Nummer des Zeugen.	Beschäftigung des Zeugen.	Nummer der Firma.	Löhne.	Strafen.	Sanitäre Bedingungen.	Schutz der Maschinen.	Allgemeine Bemerkungen.
5	Arbeiter	13	Weber durchschnittl. 12 Schilling.	Fortwährend auferlegt und schwer.	Closet bei den Ställen; von Männern und Frauen benutzt und von Männern der benachbarten Firma.	langsame Webstühle.	—
17	Arbeitgeber.	22	Weber durchschnittl. 18 Schilling.	Bestimmt der Aufseher.	Getrennt für Männer und Frauen.	Schutz des Webeschiffchens an einigen, aber nicht allen schnellen Webstühlen.	Zieht Frauen den Männern vor — „weil leichter zu behandeln."

Die laufenden Nummern des Zeugen und der Firma korrespondieren mit denjenigen, die in den Privataufzeichnungen der Kommissarin mit Hinzufügung des vollen Namens und der Adresse vorhanden sind.

Digitized by Google

Außer einer großen Zahl von Arbeiterwohnungen hat Miß Abraham in Yorkshire 70, in Lancashire und Cheshire 170 Fabriken besucht und inspiziert, und um bei der Kürze der Zeit eine wirklich repräsentative Auswahl unter den Betrieben zu treffen, die besten, die mittleren und die schlechtesten unter ihnen gleichmäßig kennen zu lernen, sich dabei nach dem Rat von Fabrikinspektoren, Arbeitgebern und Arbeitern gerichtet. Die weitverbreitetsten Klagen unter den Arbeiterinnen gelten dem ersten Punkt, den Strafen und Abzügen. Erstere sind teils disziplinärer Art (für eine Verspätung von 5 Minuten haben Stück- wie Zeitarbeiter gewöhnlich 1 d; 3—6 d bei größerer Unpünktlichkeit zu zahlen,[1]) teils bedeuten sie einen Schadenersatz für fehlerhafte Arbeit. In Bezug hierauf herrscht aber in den meisten Fabriken die vollständigste Willkür. Weder wird berücksichtigt, ob die Fehler aus einem Versehen des Mitarbeiters oder aus der Qualität des Materials entstanden sind, noch besteht ein fester Maßstab für den Schadenersatz; vielmehr ist die Höhe desselben sehr häufig in das Ermessen des Aufsehers gestellt, welcher die gewebten Stücke durchsieht. In vielen Fällen erreicht er die volle Höhe des Lohnes. So wurden von einer Firma einer Weberin 6 Schilling, der volle Betrag dessen, was sie für das Stück zu fordern hatte, abgezogen, weil der Jaquard 10 mal, und zwar durch Schuld des „tuner," herabgefallen war; in den zwei folgenden Wochen wurde 11 Schilling 6 d, jedesmal der volle Stücklohn, zurückbehalten, in Summa also 29 Schilling. Die drei fraglichen Stücke passierten nach dem Walken als „tadellos", und die Weberin suchte ihr Geld zu reklamieren. Es wurde ihr erlaubt, das erste Stück, auf welches sie die Forderung von 6 Schilling hatte, käuflich zu übernehmen; für die beiden andern erhielt sie anstatt der 23 Schilling nur 10 Schilling zurück. Auch die Abzüge, welche für Reinmachen, für das Oelen der Webstühle ꝛc. gemacht werden, erscheinen als ungerechtfertigt, umsomehr, wenn die Summe, die dadurch zusammenkommt, den Lohn des für diese Arbeit Angestellten weit übersteigt und einen Profit für die Firma abwirft. Miß Abraham äußerte mir gegenüber die Ansicht, daß diese Umstände die Einkommensverhältnisse der Arbeiterinnen sehr wesentlich beeinflussen. Aus den Lohnlisten der Arbeitgeber könne man sich darüber häufig kein rechtes Bild machen, da Strafen und Abzüge von manchen Firmen in besonderen Büchern geführt werden. Als einzig sichere Quelle für das thatsächliche Arbeitsverdienst betrachte sie deshalb die Lohnbücher der Leute selbst. —

Natürlich sind die hier berührten Verhältnisse die Ursache fortwährender Reibereien zwischen den Firmen und dem Personal, die in den gut organisierten Distrikten meist durch die Vermittlung der Fachvereine beigelegt werden, in anderen aber zu Arbeitseinstellungen führen. Was nun die letzteren betrifft, so gingen von drei Streiks, über die Miß Abraham in Lancashire berichtet, und bei denen Frauen beteiligt waren, zwei daraus hervor, daß sich die weibliche Arbeiterschaft gegen die Immoralität der Aufseher auflehnte. Von einer der Firmen wurde der Schuldige erst dann entlassen, als er vom Gericht bestraft worden war; in dem zweiten Falle übertrug man das Schiedsrichteramt drei Geistlichen, welche der Verurteilung des Angeklagten einen dringenden Appell an die Arbeitgeber hinzufügten, sich ihrer augenscheinlichen Verpflichtungen auf diesem Gebiete mehr bewußt zu werden. Das Schriftstück kursierte gedruckt unter der Arbeiterschaft in Nelson und soll die Zustände nach gewisser Richtung hin gebessert haben. Einen andersartigen Konflikt erwähnt der Bericht in Halifax, wo in einer Teppichweberei die Männer einer Lohnreduktion widerstehen wollten, aber durch Frauen ersetzt wurden, die nun den Arbeitszweig übernommen haben, welcher bis dahin als ungeeignet für sie gegolten hatte.

Diese Tendenz, die männlichen Arbeitskräfte durch die billigeren weiblichen zu ersetzen, tritt überall da hervor, wo die gleiche Leistung ungleich bezahlt wird. Im Distrikt von Huddersfield existiert eine Lohnskala, nach welcher Frauen um 15 bis 50 Prozent niedriger als Männer bezahlt werden; ihre Zahl wächst sehr schnell und

[1]) Eine Schneiderin in Leeds erzählte mir persönlich, daß in der großen Konfektionsfabrik, in welcher sie arbeite, ein junger Mensch angestellt sei, welcher die Strafgelder für Zuspätkommen einzusammeln habe und daraus eine Tantieme von so und so viel d pro £ beziehe. Aus diesem Beispiel kann man entnehmen, in welcher Weise die Disziplin von manchen Firmen gehandhabt wird.

Digitized by Google

an einigen Stellen werden bereits die Männerlöhne nach der Frauenskala bemessen. Dem entgegenzutreten ist Sache der Arbeiterorganisation; um aber die übrigen Bedingungen des Fabriklebens für Frauen und Kinder zu heben, fordert Miß Abraham eine gründlichere Inspektion, wie sie nur einem vermehrten Beamtenstabe möglich ist. — Im allgemeinen erwachsen ja aus den Maschinen keine Gefahren für die Textilarbeiterinnen (abgesehen von dem Herausspringen des Webeschiffchens, durch das in der Stadt Todmorden z. B. allein 8 Personen innerhalb von 18 Monaten das Augenlicht verloren hatten; leider ist bisher noch kein Schutzapparat erfunden worden, welcher derartig sicher und praktisch wirkte, daß jede Fabrik zu seiner Anwendung gezwungen werden könnte.) Sicher aber, wenn auch langsam, wirken die sonstigen Schädlichkeiten in den Betriebsvorgängen: der üble Geruch, der sich beim Sortieren der Lumpen in der Shoddyfabrikation entwickelt, die Luft an den Gasflammen, durch welche die Seidenfäden gehen müssen, damit die lose Faser abgebrannt wird; die von Staub angefüllte Atmosphäre in den Kardenstuben und ihre kolossale Hitze und die künstlich hergestellte, oft weit über das gesetzliche Maß hinausgehende Feuchtigkeit in den Spinn- und Weberäumen. Dazu gesellt sich der beschleunigte Gang der Maschinen, welcher eine wachsende Intensität der Arbeit und übermäßige Nervenanspannung erfordert. Und diesen ungesunden Einflüssen kann der Körper, dem keine regelmäßige und angemessene Ernährung zu teil wird, nicht die nötige Widerstandskraft entgegensetzen. Vorrichtungen zum Wärmen der Mahlzeiten, oder gar behagliche Aufenthaltsräume während derselben gehören aber noch immer zu den Ausnahmen; in den Fabriken in Yorkshire fehlt es sogar häufig an heißem Wasser, und der am Abend vorher bereitete und in Blechkannen mitgebrachte Thee muß kalt getrunken werden. Ebenso sicher aber und schädlich wirken andere Einflüsse auf die moralische Gesundheit der Arbeiterschaft; gewisse Einrichtungen, die jeder guten Sitte Hohn sprechen, das Anstandsgefühl schon bei dem Kinde abstumpfen und den Verkehrston zwischen Männern und Frauen mit Notwendigkeit verschlechtern.

Fragt man aber nach dem Eigentümer der Fabrik, so wohnt derselbe häufig an einem entfernten Ort, zahlt dort seine Beiträge zu Hospitälern und Rettungshäusern und weiß nicht oder will nicht wissen, daß sich in seinem eigenen Unternehmen die Bedingungen finden, welche Krankheit und Immoralität entwickeln müssen. Speziell diesen Seiten des Arbeitsverhältnisses hat Miß Abraham ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und die schnelle Orientierungsgabe, die sie dabei zeigt, das scharfe Sehen und Beobachten wie die Gewandtheit und der Takt im Umgang mit den verschiedenen Personenklassen machen sie schon jetzt zu einer wahrhaft idealen Fabrikinspektorin. Obgleich ihr als Kommissarin keinerlei polizeiliche Vollmachten zu Gebote standen, ist Miß Abraham nur ein einziges Mal von dem Eigentümer einer Fabrik der Zutritt zu derselben verweigert worden; daß aber sie und ihre Kolleginnen die richtige Annäherung an die Arbeiterinnen zu finden, ihr Vertrauen zu gewinnen und sich zum Organ ihrer Wünsche zu machen wußten, darin dürfte überhaupt die erste Voraussetzung für die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe, der spezifische Wert ihrer Berichte zu suchen sein. Gewisse Seiten der Recherchen, Erhebungen über Lohnverhältnisse, Arbeitszeit ꝛc. hätten ja selbstverständlich von jedem Fachmann erfolgreich durchgeführt werden können. Wenn aber trotzdem die Kommission die Untersuchungen über das weibliche Erwerbsleben in die Hand von Frauen legte, so geschah es in der Erkenntnis, daß ein Teil der zu erforschenden Fragen nur ihnen zugänglich sein würde; daß Einsichten in die sanitären Angelegenheiten der Werkstätten, in die Rückwirkung der Arbeit auf Gesundheit, Moral und Familienleben der Frau am ersten durch die Frau zu gewinnen seien, die schon vermöge der gleichen Natur der Lage der Arbeiterin das größere Verständnis entgegenbringt und der gegenüber jede Äußerung mit rückhaltsloser Offenheit erfolgen kann. Außer diesen gewissermaßen natürlichen Qualifikationen aber brachten die Kommissarinnen noch andere — erworbene — für ihre Aufgabe mit. Wir meinen die Kenntnis der ökonomischen Entwicklung, der sozialen Gesetzgebung und Institutionen und die wissenschaftliche Methode, ohne die auch der größte Fleiß und die wärmste Philanthropie nichts Brauchbares zu Tage

Digitized by Google

gefördert hätten. Und in dem Besitz einer derartigen Bildung stehen sie, wie oben schon hervorgehoben wurde, unter den englischen Frauen durchaus nicht vereinzelt da. Vielmehr sehen wir dieselben die gleichen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten der praktischen und theoretischen Sozialpolitik bethätigen. Wir begegnen ihren wertvollen Arbeiten in der Fachlitteratur und auf den Spezialkongressen — ich erinnere nur an die Schriften von Mrs. Sidney Webb, Mrs. Fawcett, Mrs. Jeans ꝛc. — wir sehen sie in den Fragen der Fabrikgesetzgebung und der Gewerbeinspektion eine wirksame Agitation im Interesse der Arbeiterinnen entfalten und in der weiblichen Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung eine leitende Stellung einnehmen, nicht als gutmütige Dilettantinnen oder einflußreiche Patroninnen mit in den Kauf genommen, sondern von der Arbeiterpartei selbst als verständnisvolle Führerinnen gesucht und anerkannt. Wir müssen uns eingestehen, daß diese Wirksamkeit einen besonderen vorbildlichen Wert für die deutsche Frauenbewegung besitzt.

Gerade den Stimmen gegenüber, welche stets unsere Stellung im öffentlichen Leben mit der vorgeschritteneren des weiblichen Geschlechtes in England vergleichen, ist es notwendig, auf diese Leistungen hinzuweisen, Leistungen, zu denen sich, neben den Errungenschaften auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens, die vielseitigste und fruchtbarste Arbeit im Gemeindeleben gesellt. Denn diese Leistungen sind es, welche die Frau in England zu einer sozialen Macht erhoben haben. Und, wie Carlyle sagt: „Rights are correctly articulated Mights" — die formalen Rechte fallen ihr allmählich ganz von selbst zu, als Sanktion einer Thätigkeit, die sich durch die Erfahrung als in sich billig, angemessen und wertvoll erwiesen hat. —

Nicht, daß es der Liebesthätigkeit an Anerkennung fehlen sollte, die auch bei uns auf so manchen Gebieten von tüchtigen Frauen geübt wird; wenn auch vielleicht jetzt an mancher Stelle ihre Fürsorge wegfällt, wo sie vor der Emanzipation der Arbeiterklasse durch die engere Zugehörigkeit des Dienenden zu der Sphäre des Hauses, durch die näheren Beziehungen der Stände ganz von selbst sich ergab. Vielleicht wird auch die Pflege der Kranken und Bedürftigen nicht mehr so unbedingt als in früheren Tagen zu den Tugenden gerechnet, die das Frauenideal der Zeit ausmachen. Jedenfalls aber geht unseren Frauen bei ihrer gemeinnützigen Arbeit zu sehr das Verständnis für den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen ab, die ihnen Hilfe heischend entgegentreten. Wir sehen bei uns fleißige und gänzlich systemlose Einzelhilfe, und wir sehen zahllose Vereine, in denen gegen Notstände gearbeitet wird, die sich immer wieder erneuern müssen, weil man die Symptome und nicht den Anlaß der Krankheit bekämpft.

Die ökonomischen Ursachen, aus denen sich größtenteils die physische und sittliche Verkommenheit der Arbeiterin ableitet, werden auch von der helfenden Frau aus den oberen Ständen meist nicht verstanden. Sie kennt nicht die Bedingungen, unter denen sich die weibliche Lohnarbeit vollzieht, und noch weniger die wirtschaftlichen und sozialen Gesetze, nach denen diese sich bestimmen. Für eine Lösung der Arbeiterinnenfrage fehlt es bei uns noch an der allerersten Voraussetzung, an der genauen Einsicht in die Lage der Proletarier-Frau und an dem theoretischen Vermögen, diese als ein Glied der allgemeinen sozialen Frage zu erfassen und in ihren tieferen Zusammenhängen zu studieren. —

Richtige Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erlangen, das bedeutet sehr viel; ihre Veröffentlichung allein genügt schon manchmal, um Übergriffen und Ungerechtigkeiten zu steuern. — Richtige Kenntnisse bedeuten eine richtige Grundlage für die Gesetzgebung, und wenn sie eine sachgemäße Beurteilung durch Frauen erfahren, so ist auch die Garantie gegeben, daß den spezifisch weiblichen Interessen dabei Rechnung getragen wird. — Richtige Kenntnisse bedeuten die Möglichkeit richtig zu helfen, und gerade solche Frauen sollten sich dieselben anzueignen suchen, die durch Muße und Mittel dazu befähigt sind, die geschichtliche Bildung und die Einsicht ins öffentliche Leben zu gewinnen, um sie zu geeigneten Führerinnen derjenigen zu machen, die zu hilflos und unwissend sind, um sich aus eigener Kraft zu helfen: sie würden damit eine bedeutsame und dringende soziale Pflicht erfüllen. — Denn nur weil sie auf der Arbeit jener anderen stehen, haben sie die Früchte einer höheren Bildung und Kultur erlangen können. Sie sollten sie auch wiederum in ihren Diensten zu verwenden suchen.

Digitized by Google

Frauenerwerb in der Kunst.

Von Helene Lobedan.

Nachdruck verboten.

I.

„Meine Tochter ist sehr talentvoll! Sie möchte Malerin werden. Wo kann sie sich ausbilden?“ so beginnen unzählige mündliche und briefliche Anfragen, die an mich gerichtet werden.

Nehmen wir an, daß nicht nur mütterliche Eitelkeit eine gewissenhafte, aber erquälte Nachbildung von Vorlagen schon für Talent hielt. Setzen wir voraus, daß die Tochter wirklich von der Natur künstlerische Begabung mitbekommen hat und zugleich den Fleiß besitzt, ohne den auch das größte Talent nichts erreichen kann. Denn der Altmeister unserer Kunst sagt: „Das Talent ist die Eins, der Fleiß sind die Nullen, die angehängt werden müssen, um eine große Zahl hervorzubringen.“

Aber selbst wenn beides, Talent und Fleiß, bei einem jungen Mädchen vorhanden sein sollte, so ist ein drittes nötig, das bei dem Entschluß, die künstlerische Laufbahn zu ergreifen, von Frauen selten genügend hoch veranschlagt wird: Zeit, viel Zeit. Dieser Punkt ist so wichtig, daß wir die Frage, welcher Lehrgang zu wählen sei, zunächst noch unberücksichtigt lassen wollen.

Man findet es ganz in der Ordnung, daß ein junger Mann fünf oder sieben Jahre auf Kunstschulen, Akademien oder in den Privatateliers berühmter Meister studiert, und zweifelt nicht, daß noch einmal etwas Rechtes aus ihm wird, wenn man auch höchstens seine Arbeiten auf Schülerausstellungen zu sehen bekommt.

Stellt man eine gleich lange Lehrzeit für ein junges Mädchen in Aussicht, die eine ausgesprochene Begabung für das Porträtfach hat, so hält sie selbst oder ihre Familie diese Forderung für übertrieben. Meist erhält man zur Antwort, die Mittel reichten höchstens auf zwei bis drei Jahre, nachher müsse die angehende Künstlerin selbst „etwas“ verdienen. Es ist auf dem Gebiet der Kunst dasselbe Elend in dieser Beziehung wie auf den andren Gebieten des Frauenerwerbs: man möchte von den Frauen dasselbe verlangen wie von den Männern, ihnen aber nicht dieselben Ausbildungsmöglichkeiten gewähren. Das Studium soll so wenig Zeit und Geld wie möglich kosten. Da beziehen dann die von auswärts kommenden Kunstjüngerinnen billige Pensionen, die keine gute Verpflegung geben können. Zu der mangelhaften Ernährung kommt die sitzende Lebensweise oder das nicht minder anstrengende Stehen beim Malen. Der ganze Tag ist durch das Studium ausgefüllt. Nach kurzer Mittagspause wird bis tief in den Abend bei künstlicher Beleuchtung weiter gearbeitet. Nur ein kräftiger und gut genährter Körper kann auf Jahre hinaus solche Anstrengungen ertragen; bei zarter Gesundheit oder unzureichenden Mitteln sollte der Versuch von vorn herein unterlassen werden.

Noch schwieriger gestaltet sich das Leben für die Kunstjüngerin, die vor Beendigung ihrer Ausbildung zum Erwerb gezwungen ist. Nehmen wir an, daß es sich um eine junge Porträt- oder Figurenmalerin handelt. Es ist selbstverständlich, daß eine Anfängerin nur ausnahmsweise einen Porträtauftrag erhält; im Glücksfall verschafft ein gelungenes Bild ihr wohl weitere Beschäftigung; meist muß sie auf andere Einnahmequellen bedacht sein. Das Kopieren in den öffentlichen Gallerien ist zwar erlaubt, aber die Verwertung der Kopien z. B. nach Gemälden der Nationalgallerie in Berlin nur in Ausnahmefällen mit Zustimmung der Künstler oder deren Rechtsnachfolger statthaft. Da die berühmtesten modernen Bilder in guten wohlfeilen Farbendrucken vorhanden sind, werden auch schon aus diesem Grunde wenig solcher Kopien verkauft. Nicht sehr viel günstiger steht es mit Kopien nach den Meisterwerken aus dem Alten Museum, wenn auch der Verkauf hier unbeschränkt gestattet ist.

Anfängerinnen werden auch nur selten Beschäftigung bei den illustrierten Zeitschriften oder in der Luxuspapier- oder Farbendruck-Fabrikation

Digitized by Google

erhalten. Letztere Kunstindustrie beschäftigt für den heimischen Bedarf und noch weit mehr für den Export Hunderte von Malern und Malerinnen zur Herstellung der Originale, und diese Arbeiten werden, je nach den Leistungen und Namen, gut, zuweilen sehr hoch bezahlt. Den Anforderungen an überaus sorgfältige Ausführung, welche hier gestellt werden müssen, vermögen jedoch Anfänger nicht zu genügen.

Am ersten glauben Anfängerinnen durch Erteilen von Unterrichtsstunden in ihrem speziellen Fach oder, wenn ihr Publikum anspruchslos ist, in einem, das sie selbst nur beiläufig geübt haben, zu einem Erwerb gelangen zu können. Das bedeutet zunächst eine Zersplitterung, denn die Schülerinnen pflegen z. B. bei der Blumenmalerei vorauszusetzen, daß die Lehrerin mit den Techniken aller möglichen kunstgewerblichen Arbeiten vertraut sei, obwohl die sichere Beherrschung jeder einzelnen ein eingehendes Studium erfordert. Die junge Malerin ist demzufolge genötigt, alle diese Techniken oberflächlich kennen zu lernen, während der junge Maler sich ausschließlich seinem Fach widmet. Überdies aber ist es keineswegs leicht, Schülerinnen zu erhalten. Nehmen wir aber selbst den günstigsten Fall, hat die junge Künstlerin Familienanhalt oder gute Empfehlungen oder ist ihr Name durch Mitschülerinnen, welche hervorragende Begabung meist neidlos und warm anerkennen, in weitere Kreise gedrungen, hat ein Gemälde von ihr Beifall gefunden, so stellt sich wohl ein allmählich anwachsender Kreis von Schülerinnen und damit eine einigermaßen regelmäßige Einnahme ein. Aber neben dem Unterricht bleibt nur wenig Zeit zu weiterem Studium, und das kann begreiflicherweise unter solchen Umständen nicht dieselben Resultate geben, als wenn ihm Zeit und Kräfte uneingeschränkt gewidmet würden.

Solche günstigen Fälle sind überdies selten. Die Konkurrenz der zahllosen Privatzirkel macht es den Anfängerinnen, besonders den fremden, immer schwerer, Boden in der Großstadt — ich spreche zunächst von Berlin — zu gewinnen, und doch wollen fast alle hier bleiben, weil sie die Anregung nicht entbehren mögen, die Berlin ihnen für ihre künstlerische Weiterbildung bietet. Sie übersehen dabei, daß viele von ihnen bei dem schweren Kampf um das tägliche Brot wenig von solcher Anregung haben, während sie in den großen und mittleren Städten, namentlich wenn sie dort Familienanhalt haben, bei der geringeren Konkurrenz leichter Beschäftigung finden. Mögen Unterricht oder künstlerische Aufträge nicht so hoch bezahlt werden wie in Berlin, das wohlfeilere Leben ermöglicht eher Ersparnisse, die zu kürzerem oder längerem Besuch der Kunstzentren benutzt werden können, so daß eine künstlerische Fortbildung nicht ausgeschlossen ist.

* * *

Kostbare Fächer von der Hand unserer besten Künstler und Künstlerinnen an den Schaufenstern der großen Handlungen oder auf den Kunstausstellungen haben im Publikum die Vorstellung erzeugt, daß die Fächermalerei eine gewinnbringende Beschäftigung sein müsse. In einzelnen Fällen wird in der That der Künstlername entsprechend bezahlt; auch auf Weihnachtsmessen und Bazaren finden elegante, gut komponierte und gemalte Fächer Abnehmer zu angemessenen Preisen. Fächermalen aber als Erwerbszweig ist Herstellung elend bezahlter Dutzendware, so hübsch viele dieser anmutigen Gebilde sich auch hinterher in der Hand einer Ballschönheit ausnehmen mögen. Eine Anfängerin, selbst wenn ihr von einer freundlichen Kollegin alle die kleinen Hilfsmittel gezeigt werden, die schnelleres Arbeiten ermöglichen, verdient bei zwölfstündiger Arbeitszeit 1 Mark 75 Pf. bis 2 Mark täglich. Denn die Fächer in einfachem Blumengenre, z. B. mit Fliedersträußen und Veilchen werden mit 2 Mark bis 2 Mark 25 Pf. das Dutzend bezahlt. Durch allerlei Kniffe drückt der Fabrikant oft den ursprünglich ausbedungenen Preis noch auf drei Viertel oder die Hälfte herab, abgesehen davon, daß die wechselnde Konjunktur auch dies Geschäft großen Schwankungen unterwirft. So verdiente eine mir bekannte, sehr begabte Malerin, deren Kompositionstalent sie ganz besonders für dieses Genre befähigte und die ebenso schnell als andauernd arbeitete, anfänglich bei 12 bis 14 stündiger täglicher Arbeitszeit 12 Mark für Fächer mit reichen Decors von Blumen; später verdiente sie in der gleichen Zeit nur 7 Mark 20 Pf., obwohl die Arbeit selbst infolge der größeren Übung noch besser gelang. Fächer mit figürlichen Darstellungen werden mit 3 bis 24 Mark pro Dutzend bezahlt; doch wird von der teureren Ware immer nur wenig im Laufe der Saison bestellt. Bei eiligen Aufträgen muß oft die Nacht zu Hilfe genommen werden, und selbst bei sehr großer Übung und ungewöhnlicher Geschicklichkeit kann die Malerin nur 60 bis 70 Pf. in der Stunde verdienen; viele kommen nicht über 25 Pf. hinaus, der Durchschnitt erzielt 30 bis 40 Pf. Und mit anderen Erwerbszweigen in der Kunst ist es nicht besser bestellt.

Das Retouchieren von Photographien bringt bestenfalls 3 Mark den Tag; Ausnahmen giebt es allerdings auch hier. Das Übermalen von Photographien wird ein wenig besser bezahlt; in einzelnen Fällen, bei denen aber auch schon eine große künst-

Digitized by Google

lerische Sicherheit vorausgesetzt wird und die infolgedessen die Arbeit von Anfängerinnen ausschließen, ist die Bezahlung eine gute. Aber solche Aufträge kommen nicht oft, und die großen Photographen beschäftigen einige wenige Kräfte, die auf diese Art der Arbeit eingeübt sind. Photographien für den Massenverbrauch werden für sehr niedrige Preise hergestellt. Für eine sorgfältig ausgemalte Kabinetphotographie wird durchschnittlich nur 60 bis 70 Pf. gezahlt; für ein figurenreiches Genrebild von ungefähr 26 bis 30 Centimetern im Geviert 2 Mark 50 Pf.; bei großer Geschicklichkeit lernt man deren zwei bis drei an einem Tage kolorieren. Das klingt nicht so übel, wenn man das ganze Jahr hindurch Arbeit haben könnte; aber das ist ebenso wenig wie bei der Fächermalerei der Fall. Manchmal ist gar kein Bedarf; dann drängt sich die Arbeit auf kurze Zeit zusammen und zwar häufig in die Sommermonate, weil dann die Verleger das Weihnachtsgeschäft vorbereiten müssen. Diejenigen Malerinnen, deren Hauptbeschäftigung so in den Sommer fällt, sind infolgedessen gehindert, sich eine Sommererfrischung zu gönnen; sie sind ebenfalls verhindert eine der Sommerstellen als Lehrerin im Blumen- oder Landschaftsmalen, auch gelegentlich für das Porträtfach anzunehmen, die jetzt häufig angeboten werden. Freilich auch mit diesen Stellen ist es schlechter geworden. Während früher ausnahmlos außer dem Reisegeld wenigstens ein bescheidenes Honorar für den zu erteilenden Unterricht gezahlt wurde, bieten jetzt viele Familien nur Reisegeld und freie Station. Sie machen dabei geltend, daß die Malerin neben dem Unterricht Gelegenheit zu Naturstudien habe, eine illusorische Voraussetzung, da beides nur in den seltensten Fällen vereint werden kann.

Über die Aussichten, welche die Porzellan-, Glas- und Majolikamalerei bieten, hat Fräulein Emmi Luthmer in der Oktobernummer 1894 dieser Zeitschrift in sachkundiger Weise berichtet. Für den Privatunterricht ist die Kenntnis dieser verschiedenen Malweisen von großem Wert; einen Erwerbszweig an und für sich können sie nur in Ausnahmefällen bilden. Ähnlich verhält es sich mit den anderen Liebhaberkünsten: dem Kerbschnitt, Punzen von Metall und Leder, dem Brennen auf Holz und Leder. Letzteres hat in jüngster Zeit häufig Verwendung gefunden, und die Erfindung von Mustern für den Gebrauch der Dilettanten auch mancher Künstlerin Beschäftigung gegeben.

Die Abhängigkeit von der schnell wechselnden Mode verlangt von denjenigen, die auf den Erwerb aus solchen kunstgewerblichen Arbeiten bedacht sein müssen, eine große Geschicklichkeit, sich den verschiedensten Techniken anzupassen. Findet irgend eine künstlerisch ausgestattete Neuheit Anklang im Publikum, so verlangen die Händler plötzlich alle etwas Ähnliches. Bald ist es Gobelinmalerei, oder was sonst zum Schmuck der Wände dient, Hausegen und Sprüche, bald originell dekorierte Blumenvasen, seidene Deckchen, Bänder, sogar bemalte Kleider, und der Verdienst ist unter Umständen nicht schlecht. Aber es ist keine Arbeit, durch die künstlerische Förderung zu erreichen wäre, auch kann solche Thätigkeit keine Befriedigung geben.

So steht es also mit den Erwerbsmöglichkeiten für Künstlerinnen, die verdienen müssen, ehe ihre Ausbildung recht vollendet ist. Einigen wenigen gelingt es auch unter so schwierigen Verhältnissen sich in die Höhe zu arbeiten und später ganz und mit Erfolg der Kunst zu leben, aber daß unter dieser fabrikmäßigen Arbeit für den Erwerb die künstlerische Durchbildung leiden muß, liegt auf der Hand.

Ich habe bei allen meinen Mitteilungen nur diejenigen Kunstjüngerinnen im Auge gehabt, die thatsächlich Begabung besitzen und nur durch widrige Verhältnisse gezwungen werden, untergeordnete Arbeit zeitweise anzunehmen. Für talentlose Stümper ist das Vorwärtskommen erst völlig aussichtslos, und das Schicksal, das ihrer wartet, ein so trauriges, daß immer wieder auf die Notwendigkeit ernster und wiederholter Selbstprüfung hingewiesen werden muß, ob der einmal ergriffene künstlerische Beruf auch dauernd festzuhalten ist, oder ob ein Wechsel geboten sei.

Der Besuch von Schneiderkursen

wird mit Recht mehr und mehr als ein notwendiger Teil der Ausbildung unserer Töchter betrachtet. Jedenfalls ist die Fähigkeit, sich selbst und den weiblichen Familienangehörigen ein gut sitzendes Kleid zu verfertigen, für die meisten Haushaltungen weit wertvoller als die Beschäftigung mit „feinen Handarbeiten", die immer noch eine viel zu große Rolle im Leben unserer jungen Mädchen spielen. Auf verschiedene Anfragen hin weisen wir unsere Leserinnen, abgesehen von den rühmlichst bekannten Vereinskursen (Lettevercin u. a.), auf die Höhere Zuschneideschule von Frau Bertha Johanni-Richert, Berlin W., Kaiserin Augusta-Straße 73, part. hin. Es werden dort nicht nur berufsmäßige Schneiderinnen ausgebildet, sondern es wird auch Anleitung erteilt, die eigene Garderobe geschmackvoll und billig herzustellen. Als langjährige Lehrerin der Berliner Schneiderakademie und der Gewerbeschule des Heimatshauses für Töchter höherer Stände hat Frau Richert Gelegenheit gehabt, reiche Erfahrungen zu sammeln.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Verein Mädchenhort in Berlin kann in seinem 11. Jahresbericht über eine erfreuliche Weiterentwicklung berichten. Im September 1894 eröffnete er einen neuen, den 7. Mädchenhort; Januar 1895 den achten und in kurzem wird ein neunter eröffnet werden. 450 Mädchen haben während des Jahres in den Horten Aufnahme gefunden. Durch eine Spende von 4000 M., die dem Verein zur Verfügung gestellt wurde, war es möglich, den kränklichen Kindern sämtlicher Horte den Aufenthalt in einer Ferienkolonie zu ermöglichen. 25 skrophulöse, zum Teil schwer kranke Kinder wurden in die Kinderheilstätte nach Colberg geschickt, für 31 andere wurde im Mecklenburgischen eine besondere Ferienkolonie eingerichtet. Die Erfolge waren vorzügliche. — Vorsitzende des Vereins ist Frau Emilie Mosse, Leipziger-Platz 15.

Der Hausfrauenverein zu Magdeburg erließ kürzlich seinen Jahresbericht, dem wir folgendes entnehmen. Das von dem Verein errichtete Lehrerinnen- und Damenheim, in dem jetzt alle Räume besetzt sind, bietet für 36 Damen in 25 Zimmern Unterkunft. Die Zimmer sind sämtlich freundlich und behaglich eingerichtet. Alles, was an die Weise des Gasthofs erinnert, ist vermieden, alles, was das Gefühl des Daheimseins wecken und erhalten kann, erstrebt worden. Der Preis für die Wohnung mit voller Pension beträgt nach der Größe, Lage und Ausstattung der Zimmer 50 bis 65 Mark monatlich. Auch durchreisende Damen können im Heim Wohnung nehmen. Die Zahl der Pensionärinnen belief sich im verflossenen Jahre auf 62; der Passantinnen auf 55. Mit dem Heim ist eine Haushaltungsschule verbunden, die den Zweck verfolgt, junge schulentlassene Mädchen jeden Standes in dem zu unterweisen, was ihnen für die selbständige Führung eines Haushalts zu wissen nötig ist. Alle Schülerinnen der Haushaltungsschule haben Wohnung und Kost im Hause und zahlen dafür je nach den Verhältnissen 15 bis 25 Mark monatlich; für ganz Unbemittelte giebt es auch Freistellen. Die Haushaltungsschule war von 73 Schülerinnen besucht. Auch mit seinen Volksküchen erzielte der Verein, dessen Vorsitzende Frau Hermine Pilet ist, außerordentlich gute Erfolge.

Der Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München hielt am 20. März im Festsaale der städtischen Handelsschule seine 2. Hauptversammlung ab. Aus dem Jahresbericht der Vorsitzenden war zu ersehen, daß der im Mai 1894 gegründete Verein sich erfreulich vergrößert und der Ausschuß eine eifrige Thätigkeit entfaltet hat.

Bei den Beratungen über die Prinzipien, die bei Begründung der Schule maßgebend sein sollten, standen sich zwei Richtungen gegenüber: die einen suchten die Majorität für vierklassige Gymnasialkurse im Anschluß an eine Töchterschule zu gewinnen, mit dem einzigen Zweck des Gymnasialabsolutoriums als notwendige Vorbedingung zum Universitätsstudium. Die andern forderten die Gründung eines auf die Volksschule basierten Vollgymnasiums, da sie als Hauptzweck die allgemeine Bildung ansehen. Letztere Ansicht gewann die Oberhand, und es wurde mit überwiegender Majorität beschlossen, ein achtklassiges humanistisches Gymnasium zu errichten, ähnlich den Knabengymnasien, jedoch mit gewissen Modifikationen. Dabei wird beabsichtigt, den Lehrplan so einzurichten, daß nach dem 4. Schuljahre etwa ein gewisser Abschluß erreicht wird, um den Mädchen, welche nunmehr vom Universitätsstudium absehen sollten, eine solide Grundlage mitzugeben, sei es für das Leben in der Familie, sei es zum Eintritt in eine technische Fachschule. Der Verein wird zunächst die unterste Klasse errichten und rechnet für die Folge auf das dauernd rege Interesse und die wachsende Teilnahme weiterer Kreise. — Der Jahresbericht erwähnte sodann dankend des Herrn Universitätsprofessor Dr. Theodor Lipps, der mit dem Ertrag einer Reihe von philosophischen Vorträgen einen Baustein zur Gründung des Mädchengymnasiums in München geliefert hat.

In den Vorstand wurden gewählt: Frau Oberbergrat Sickenberger (1. Vorsitzende); Geheimrat Professor Dr. v. Winckel (2. Vorsitzender); Frau Anna Steidle (1. Schriftführerin); Professor Dr. Scheibmayr (2. Schriftführer); Frau Direktor Thieme (Schatzmeisterin); Frau Berta Eysoldt; Dr. Paul Heyse. Die Vereinsadresse ist: München, Burgstr. 12, II.

Der Verein Frauenwohl in Königsberg hat nach seinem 5. Jahresbericht recht befriedigende Erfolge im vergangenen Vereinsjahr gehabt. Die Handelslehranstalt hat im Laufe ihrer vier Kurse 122 Damen für den kaufmännischen Beruf ausgebildet, von denen der größte Teil sich in guten Stellen befindet. In der Krankenpflege wurden in diesem Jahre wieder mehrere Damen in den Universitätskliniken ausgebildet; eine derselben befindet sich in selbständiger Stellung in einer auswärtigen Klinik, andere haben in Privathäusern oder Krankenanstalten

Digitized by Google

Beschäftigung gefunden. Die Fortbildungsschule wurde vom Oktober 1893—1894 von 117 Schülerinnen besucht. Vorsitzende des Vereins ist Frau Pauline Bohn.

Badischer Frauenverein.

In der Gemeinde Friedrichsfeld, Amt Schwetzingen, ist ein Frauenverein ins Leben getreten, der sich folgende Aufgaben gestellt hat: Die Einführung einer geordneten Krankenpflege, die Leitung und Unterstützung der Kleinkinderschule, die Förderung des Handarbeitsunterrichts in der Industrieschule und die Veranstaltung von Weihnachtsfeiern für die Kleinkinderschule. Der Verein zählt 130 Mitglieder. Der neue Verein wurde auf sein Ansuchen als Zweigverein in den Landesverband aufgenommen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die erste Oberlehrerinnenprüfung** wird im Monat Juni in Berlin abgehalten werden.

* **Der „Reichs- und Staats-Anzeiger"** veröffentlicht folgende Bekanntmachung: Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß der Frauen- und Mädchenbildungsverein des arbeitenden Volkes für Berlin und Umgegend und seine Filialen auf Grund des § 8 des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 vorläufig geschlossen sind. Jede fernere Beteiligung an diesen Vereinen oder an etwaigen Neubildungen, welche sachlich als Fortsetzung des Frauen- und Mädchenbildungsvereins oder seiner Filialen erscheinen, wird nach § 16 a. a. O. mit Geldstrafe von 15 bis 150 Mark oder mit Gefängnisstrafe von acht Tagen bis zu drei Monaten bestraft. Berlin, den 26. März 1895. Der Polizei-Präsident. Freiherr v. Richthofen. — Es ist das die zweite Schließung eines Berliner Arbeiterinnenvereins in kurzer Zeit. Man mag über die Thätigkeit der betreffenden Vereine denken wie man will, jedenfalls weisen solche Schließungen auf eine Gefahr hin, die allen Frauenvereinen droht, die sich nicht rein auf Wohlthätigkeit beschränken. Der Begriff „politisch" d. h. doch im Grunde der Begriff „öffentlicher Interessen", auf den sich obige Verfügung stützt, ist ein so dehnbarer, daß er mit Leichtigkeit auch auf andere als sozialdemokratische Vereine angewendet werden kann. Unzweifelhaft beschäftigen sich z. B. die Lehrerinnenvereine auch mit öffentlichen Interessen. Ob man in der That die Kritik der öffentlichen Zustände durch die Frauen fürchtet, daß man einen Paragraphen aufrecht erhält, der nicht nur heute veraltet ist, sondern immer veraltet war?

* **Ihren 100. Geburtstag** feierte vor kurzem die Schriftstellerin Frau Henriette Mühling (Olfers) in voller Frische und Rüstigkeit.

* **Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß,** der vom 4. bis 6. Juni in Erfurt stattfinden wird, ist auch ein Referat über die soziale Lage der Frauen von Frau E. Gnauck-Kühne vorgesehen. Es ist das erste Mal, daß eine Frau auf dem Kongreß zu Worte kommen wird. In den „Mitteilungen" des Kongresses äußert Landgerichtsrat v. Oertzen schwere Bedenken gegen diesen Schritt, die von Frau Charlotte Broicher in höchst würdiger, aber bestimmter Weise zurückgewiesen werden. Mit Recht bemerkt sie: „Unsere Männer urteilen in der Frauenfrage noch merkwürdig frauenhaft, nach Sympathie oder Antipathie. Sie finden auch mit wenigen Ausnahmen nicht die Zeit, um sich mit der einschlägigen Litteratur bekannt zu machen. Jede Erkenntnis, die der Mensch besitzt, legt ihm aber bekanntlich Verpflichtungen auf, und einer Frau, die von der Notlage Tausender ihrer Mitschwestern durchdrungen ist und ihre Mitteilungen aktenmäßig belegen kann, einer Frau, die als Mensch die sittliche Verpflichtung fühlt, Zeugnis davon abzulegen, kommt gar nicht mehr der Gedanke, ob ‚es ihr wohl anstehe', mit der Rede Gewalt an die Herzen zu rühren, oder ob ‚ihre Berufung' dafür von der allgemeinen Zustimmung abhängig zu machen sei."

* Frl. **Käthe Schirmacher** aus Danzig, agrégée der Universität Paris, hat kürzlich in Zürich den philosophischen Doktorgrad erworben, magna cum laude. Ihre Arbeit behandelte den Dichterphilosophen Théophile de Viau.

* **Der Schweizer Frauenbildungsverein Reform** hat für den Kanton Zürich Frauen als Gerichtsfunktionäre gefordert. Der Verein ersuchte den Kantonsrat, Frauen mit juristischer Bildung zur Advokatur zuzulassen und die Gerichte zur Hälfte mit Frauen zu besetzen. Die Petition wurde zur Berichterstattung an den Regierungsrat verwiesen.

* **Zur bevorstehenden Wiedereröffnung** der höheren weiblichen medizinischen Kurse in Petersburg teilt die „Now. Wr." mit, daß selbst Feldscherinnen, welche den vollen Kursus mit den Rechten einer Arztgehilfin absolvierten, nur nach besonders bestandener Maturitäts-Prüfung in die höheren weiblichen medizinischen Kurse aufgenommen werden sollen. Da schon jetzt ein sehr großer Andrang zukünftiger Zuhörerinnen herrscht, so soll den Frauen das Recht zugestanden werden, die Vorlesungen an sämtlichen Universitäten zu besuchen, welche medizinische Fakultäten besitzen. Die höheren weiblichen medizinischen Kurse werden wahrscheinlich schon zu Beginn des kommenden Lehrjahrs eröffnet werden.

* **In Japan** sind Frauen als Regierungsbeamte bei der Post angestellt; einem weiblichen Advokaten Frau Tel-Sino ist das Recht zu praktizieren erteilt worden.

* **Die kleine Stadt Nelson** in Neu-Seeland mit ca. 7000 Einwohnern besitzt ein Mädchengymnasium, das 80 Schülerinnen zählt, das heißt 3—4mal so viel als Berlin bei der 250fachen Einwohnerzahl.

Digitized by Google

„Die Osterinsel". Roman von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart 1895; J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf.) Wilbrandts neuer Roman ist wie eine Bekenntnisschrift: Wilbrandt hat sich darin mit der Nietzscheschen Philosophie auseinandergesetzt.

Die Osterinsel ist die östlichste Insel Ozeaniens. Ihre Klima ist milde und ihre Vegetation ist üppig. Auf ihr soll das Menschengeschlecht sich aus einer Auslese starker Naturen verjüngen — so träumt der Philosoph Hellmut Adler. Und diese Verjüngung der Menschheit soll sich auf Ideen gründen, die Nietzsches Philosophemen ähneln.

Aber der Traum von der Osterinsel verwirklicht sich nicht. Je mehr sich Adler seinen Gedanken anheimgiebt, desto wilder wird der Wirbel, in den die Ideen ihn hineinreißen. Er verfällt in Größenwahnsinn, verstößt den wahren Freund um einen falschen an sich zu ziehen, begeht beinah einen Totschlag und geht an seinen Ideen zu Grunde.

Und die Osterinsel wird zum Symbol. Sie ersteht in seiner Tochter und dem Mann, den sie liebt, vergeistigt wieder. Und die Gedanken kehren wieder, aber sie sind andere geworden. An Stelle brutalen Seinwollens ist still innerliches Werden, an Stelle des Übermenschentums schlichtes Menschentum getreten. Zeitgedanken wandeln sich in Ewigkeitsgedanken.

Wilbrandts neuer Roman ist eine gedankentiefe Dichtung; die Charakteristik ist realistisch scharf und dabei innerlich und tief. Mit seinem neuen Roman hat Wilbrandt wieder den Höhepunkt dichterischen Schaffens erreicht, den sein „Hermann Ifinger" bezeichnete. Die Osterinsel ist ein Buch, in dem sich ein Teil der Kämpfe unserer Zeit abspiegelt; aber diese Kämpfe sind verklärt in einer vornehm heiteren, weisheitsvollen Weltanschauung.

„Pfadsucher". Vier Novellen von Maria Janitschek. (Berlin 1894; G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Preis: geb. 4 M.) Es ist ein Kämpfen um die Kraft, das in diesen vier Novellen, die sich zu einem Ganzen vereinen, dargestellt wird. Und es ist ein Siegen der Kraft, die sich im Dulden bewährt, des Christentums. Die „Pfadsucher" bezeichnen eine neue Phase in der Entwicklung Maria Janitschecks.

Zuerst das Hohelied der Kraft, die sich selbst als Gesetz setzt! Ein italienischer Bube, der ganz für sich aufwächst und den die Leute Il pensieroso nennen, weil er über vieles anders denkt als die andern, tötet seinen Freund, einen jungen Geistlichen, weil er ihn dahinsiechen sieht, weil er in seiner jungen Kraftherrlichkeit den Todesqualen des andern ein Ende setzen will. So bethätigt er seine Liebe, denn auch seine Liebe ist Kraft. Und dieselbe Liebe der Kraft weist auch die eine Frauengestalt des Buches auf: sie erobert sich den Mann, den sie liebt, sie bricht alle Bande, um ihm angehören zu können und fragt nicht nach staatlicher oder kirchlicher Sanktion ihrer Liebe, weil sie die Kraft in sich fühlt, sich das Herz des Mannes für immer zu erhalten. Und dann siegt doch über sie alle der arme Priester, der ermordet wurde. Die Leute des Dorfes feiern ihn als einen Heiligen, weil sein vorbildliches Dulden ihnen die Leidenskraft giebt, ihr Leben zu leben.

Die „Pfadsucher" legen von großem künstlerischen Können Zeugnis ab, das selbst da bezwingt, wo es nicht ganz überzeugt. Die Menschen treten plastisch vor den Leser hin, die Sprache ist von großer dichterischer Schönheit. Maria Janitschek ist noch keine fertige Schriftstellerin, aber sie ist eine werdende Künstlerin.

„Makartbouquet und Blumenstrauß." Von Lichtwark. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) Lichtwark ist nicht nur der bekannte Direktor der Hamburger Kunsthalle, sondern auch einer der geistvollsten Köpfe unter unsern jüngeren Kunstkritikern. In der Form einer leichten Plauderei geißelt er mit ironischem Humor die „altdeutschen", überladenen, schmutzfarbenen Einrichtungen und schildert die mannigfachen Anregungen, welche der neu erwachte Sinn für abgeschnittene, frei und natürlich geordnete Blumen mit sich führt und führen wird. In einer etwas einseitigen Beziehung auf die noch unter den Marschbauern erhaltenen altmodischen Gärten erläutert er das Wesen des regelmäßigen, d. h. künstlerischen Gartens und wirft einen Hoffnungsblick auf den „Garten der Zukunft", wie eine esoterische Gemeinde ihn schon lange erträumt. In diesem Schriftchen wie auch in seinem andern: „Wege und Ziele des Dilettantismus" wendet er sich ausdrücklich an die Frauen, überweist ihnen eine größtenteils indirekte, aber wichtige Rolle in der Entwicklung der deutschen Kunst und des deutschen Gewerbes. Im Hause muß der Keim zu einer Verfeinerung des Geschmacks gelegt werden, welcher Deutschland jährlich um Millionen bereichern könnte. Der Farbensinn, der Formensinn muß und kann bei Kindern geweckt und gepflegt werden. Ebenso wie die Musik nur durch das zahllose Heer guter Dilettanten gehoben wird, ebenso bedarf die Malerei der Unterlage des empfänglichen, verständnisvollen Dilettantismus. Auch darf die ethische Seite des Dilettantismus nicht unterschätzt werden. Lichtwarks Bemerkungen über die anspruchslose, sich innerhalb gewisser Grenzen haltende Ausübung, über die liebe- und

Digitized by Google

verständnisvolle, von Nörgeln weit entfernte Versenkung in die Kunst der Meister sind gleichfalls fein empfunden. — Der künstlerische und kunstgewerbliche Dilettantismus spielt eine so überaus große Rolle im heutigen Leben, daß diesen kurzen Schriftchen die weiteste Verbreitung zu wünschen wäre. M. v. B.

„Gottes Narr", Roman in drei Teilen von Maarten Maartens. (Berlin, Köln, Leipzig 1895. Verlag von Albert Ahn.) Maartens ist einer der führenden Geister der jungen holländischen Litteratur. Aber er schreibt nicht nur in der Sprache seines Landes. Er hat seine ersten Erfolge in englischer Sprache und bei dem englischen Publikum errungen. In dem vorliegenden Roman, der auch zuerst englisch erschienen, wendet er sich nun in eigener Übersetzung an das deutsche Publikum.

Maartens ist eine höchst interessante litterarische Persönlichkeit. In seinem „Gottes Narr" scheint Thackeray wieder aufzuleben. Mit bitterer und stets geistreicher Satire ist das „Koopstader" Leben geschildert, und Koopstad ist ein neues Seldwyla. Die Klatschsucht und das Wägen nach dem alleinigen Gewicht des Goldes, das Streben aufwärts d. h. nach dem Reichtum und das Verdorren des gesellschaftlichen Lebens und des inneren Lebens ist ganz scharf und glänzend geschildert. Koopstad ist die große, kleine Stadt, die aller Orten und nirgends liegt.

Und von diesem satirischen Hintergrunde hebt sich die rührende, tragische Gestalt des Helden ab. Als Kind ist ihm, der bestimmt ist große Reichtümer zu erben und an die Spitze des größten Handelshauses zu treten, von seinem kleinen Stiefbruder ein Blumentopf auf den Kopf geworfen worden. Zuerst hat er das Gehör verloren, dann ist er erblindet, und schließlich geht ihm die ganze Außenwelt verloren. Er ist nur auf sein Seelenleben angewiesen. Und dieses Seelenleben bleibt das eines Kindes, sein Herz bleibt weich wie ein Kinderherzchen. „Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet." Seine Thorheit, die voller Weisheit ist, im Gegensatz zur berechnenden und sich verrechnenden Schlauheit seines Stiefbruders und der ganzen Koopstader Gesellschaft bildet recht eigentlich den Kern des Romans. Spannende äußere Vorgänge lagern sich um diesen Kern. —

Der Gottes-Narr von Maartens ist so ziemlich das erste Buch der jungen holländischen Litteratur, das in Deutschland Einlaß begehrt. Es verdient freudig aufgenommen zu werden.

„Schauen und Sinnen." Ein Spruchbüchlein von Wolrad Eigenbrodt. (Basel. R. Reich, 1895, 1,20 Mark.) Nur ein Spruchbüchlein, aber gewiß der besten eins. Bescheiden tritt es in die Welt, aber es erobert sich die Herzen. Es bringt nicht Fremdes, Zusammengetragenes, es giebt das feine Empfinden eines edlen Gemütes, die kräftigen Gedanken eines gesunden Geistes, es giebt Lebensweisheit und Lebensrat, es giebt Lebenswahrheit, die wir ja alle wissen könnten und wissen sollten und die uns in den guten Stunden unseres Lebens auch wohl gegenwärtig ist, die man aber verliert in des Lebens Drang und Not. Der Verfasser versteht es, für seine Gedanken jedesmal die entsprechende Form zu finden, sodaß sie im Gedächtnis haften. Besonders für Konfirmanden möchte sich die kleine Gabe eignen.

E. L.

„Unsere Muttersprache. Ihr Werden und ihr Wesen." Von Prof. Dr. O. Weise. (Leipzig. Teubner. 1895.) Die vorliegende Schrift kann auf das wärmste jedem empfohlen werden, der sich mit dem Werden und Wesen der deutschen Sprache bekannt machen will. Von dem Schleicherschen Buche unterscheidet sie sich durch die gemeinverständlichere Behandlung und dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhang mit dem Volkstum betrachtet und mehr Wert auf die Bedeutung der Wörter legt.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

Von grösstem Nutzen!!

„Kindergarderobe" hat bereits über 90,000 Abonnenten!

Flütter,

„Kindergarderobe" hat bereits über 90,000 Abonnenten!

welche für ihre Kinder unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider verwerten und die „Kleinen" handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Säckelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Zündholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W. neu erscheinenden concurrenzfreien Blatte:

„Kindergarderobe"

Illustrierte Monatsschrift m. Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung und Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung und Unterhaltung der „Kleinen", mit der Beilage „Für die Jugend".

Vierteljährlich **60 Pf.** [98

Zu sämtlichen Kinder-Costümen vollständige Schnitte!

Abonnements zu 60 Pf. vierteljährl. b. all. Buchhandlgn. u. Postanst. — **Gratis-Probenummern** durch die Buchhandlungen und durch die Expedition der „Kindergarderobe", Berlin W., Magdeburger Platz 5.

Digitized by Google

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" (Stuttgart, J. Engelhorn), die ihren zehnten Jahrgang beendet hat und alle 14 Tage ein Bändchen à 50 Pf. erscheinen läßt, brachte kürzlich u. a. die reizenden Skizzen von François Coppée: Die wahren Reichen, in denen der gewandte Schriftsteller die uralte Wahrheit des Göthe'schen Schatzgräbers so anmutig zur Darstellung bringt. Als ein besonders glücklicher Griff muß auch die Veröffentlichung der Amicis'schen Schultragödie bezeichnet werden, sowie des kleinen Romans von Beatrice Harraden: Schiffe, die sich nachts begegnen, der in England ein so berechtigtes Aufsehen erregt hatte. Es erschienen ferner: Mademoiselle von F. M. Peard, Zwei Herren von B. M. Croker, Simson und Delila von Annie Bock, Verloren von Henri Gréville, die gelbe Rose von Maurice Jókai, Kosmopolis von Paul Bourget und Eine schnurrige Geschichte von Frank Stockton.

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. YANATAS tranquilizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used YANATAS and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL ★ TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found YANATAS a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch.** Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Gedichte von Anna Klie. (Leipzig, Verlag von Georg Wigand 1895.) Preis geb. 3 Mark.

Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. Bd. I, von R. W. Diefenbach. (Wien, Selbstverlag des Verfassers.) Preis broch. 2 Mark.

Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin von Karl Schrettenthal. (Preßburg, G. Heckenast's Nachfolger) Preis broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Webe-Apparate für Damen

Preis: 30, 20, 13 Mk.

Schnellste, interessanteste Arbeit, leicht nach der Gebr.-Anweis. zu erlernen.

Mittellosen schneller Verdienst!

von den bedeutendsten Zeitschriften als vorzüglich anerkannt, versendet die Erfinderin Frau Prof. **E. Wernicke,** geb. von Hackewitz, **Berlin W.,** Eisenacherstr. 18. — Man fertigt damit: **Unterröcke, Decken** aller Art, **Shawls, Pelerinen, Portièren, Kindersachen, Smyrna-Teppiche** und **Kissen** rc. aus altem und neuem Material. [82

Gesangschule: Schultze-Strelitz.

Hamburg, Grindelhof 35a.

Ausbildung für Bühne und Konzert.

Theoretische und praktische Unterrichtskurse für Lehrerinnen.

Methode: **Julius Hey.** [89

Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Digitized by Google

Universal-Kochbuch
für Gesunde und Kranke
von
Lina Morgenstern.

Prämiiert in der Ausstellung für Hygiene 1883 mit der goldnen Medaille, in den Kochkunstausstellungen v. Berlin, Leipzig, Hamburg, Cottbus mit derselb. Medaille, in den Int. Ausstellungen v. Amsterdam, Brüssel u. Chicago mit dem Ehrendiplom.

Dies Buch giebt systematische, klarverständliche Anleitung z. prakt. Unterricht in d. Kochschule, wie zum Selbstunterricht in d. Familie u. z. Diät in d. Krankenpflege.

Vierte Auflage. [108

Berlin SW., Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Großbeerenstraße 5.

Im Schallschen Pensionat,
Cuxhaven 5 II
sind zum 1. Mai einige Plätze frei.
Monatlicher Preis 60 Mark.
Beste Referenzen. [110

Froebelsche
Lehr- und Beschäftigungsmittel
Papiermanufaktur.
Froebelkatalog gratis.
Klara Hartmann, Berlin W.
Potsdamerstr. 135. [109

Handschrift-Deutung
geg. Einsend. ausreich. Schriftprobe 80 Pf. (mit Begründung 1,20 Mk.) u. Rückporto an Frl. **S. B. Wieland**
106] **Tübingen**, Hölderlinstr.

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz**, 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97
A. Sennecke, Hohenzollernstraße 2.

Kindergärtnerinnen Bildungs-Anstalt.
Gegr. 1865. Berlin, Elsasserstr. 30. [91
A. Boltze, Vorst. Neuer Curs. beg. April. Auch werd. Famil. Kindergärtn. nachgew.

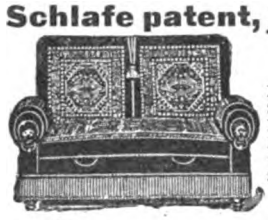
Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74
Frau **Gegenmantel**, geb. **Engelhardt.**
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

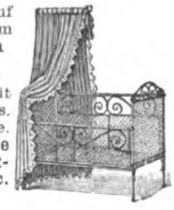
Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen bess. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.**, Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. eig. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung.
● **Lehrplan frei.** ●

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 N. n.
Jede Nr. 20 Pf. N. u. rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik. Verzeichnisse gratis und franko vom **Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek,** Leipzig, Dörrienstr. 1.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maismehl. **Für Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und
42] Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg.

Schlafe patent, raumsparend u. bequem auf **Jaekel's** preisgekröntem Patent-Bett-Sofa **„UNICUM".**
Bestes Bett-Sofa d. Welt mit Sprungfdr.-Matratze u. gross. Raum f. d. Betten am Tage. Ebenso **Patent-Bett-Stühle** von 25 Mk. an. **Patent-Bett-Schränke, Chaiselongue etc.** Abteilung II.





Eiserne Betten, Englische Betten, Kinder-Betten, Amerikanische Stahldraht-Matratzen. Zusammenlegbare Betten f. Dienstboten.

—— **Gute Verpackung nach auswärts.** —— [100
Preislisten bitten über **Patent-Möbel u. eiserne Betten etc.** besond. zu verlangen.
R. Jaekel's Patent-Mobel-Fabrik.
Grösste Special-Fabrik, **Berlin SW., Markgrafenstrasse 20,** Ecke Kochstrasse.

Alleinstehenden Frauen,
die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66
70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,
bietet also denkbarste Sicherheit Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Soeben erschien:
Ratschläge
für deutsche Erzieherinnen in England
von
Helene Adelmann
Preis 40 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.
Berlin S. 14. **W. Moeser Hofbuchhandlung.**

Bad Schwalbach.
Pension Tannenburg, inmitten der Kuranlagen, zwischen Kursaal und Badehaus, gleich nahe beiden Trinkbrunnen. Möblierte Zimmer mit Pension. Fürsorge für junge Mädchen gern übernommen.
107] **Frau Sanitätsrat Fritze,** geb. **Hoepfner.**

Internationales Heim,
Berlin SW., Encke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen bess. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. **Selma Spranger** zugesichert. [76

Erziehungsanstalt für junge Mädchen.
Villa Hohenborn, Bad Pyrmont.
Erste Lehrkr., komf. Heim, ausgez. Empfehl. Prosp. d. d. Vorsteherin
Frl. E. Birkholz.
Auch Kur- od. erholungsbed. Damen werden aufgenommen. [105

Digitized by Google

Töchterpensionat Bauer
Dresden-A. [81
verzogen nach **Werderstrasse 14, I.**
Morgensonne, Garten und Spielplatz.

Frau v. Mylke, [94
Stellen-Vermittelungs-Institut
für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Musikalien
Jede Nummer 10 Pfennig.
Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**
Bei **A. Anacker,** [85
Papier- und Schreibwarenhandlung.
Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut
f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **J. Federhause,**
Berlin O., Andreasstr. 31, II. [68

Handelsinstitut für Damen
102] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

☛ **Stellenvermittlung** ☚
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Kochbücher!

Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 14.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71
Ad. Dewald,
Buchhandlung,
Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im **Atelier** 80] von **Johanna Helfer,** *Berlin W. Bülowstr. 21.*

Perfekte Modistin [83
für elegante und einfache Roben **Fahrenbruch,** Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49
Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.
Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **H. Ridder.**

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Leichtes Salonstück.
Neu! Sehr gefällig:
Ilse-Gavotte.
Preis 1 Mark. [96
Gegen Einsendung des Betrags franco.
Emil Sondermann, Dresden-N.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Luise Otto u. Auguste Schmidt.
Das Blatt steht bereits im 29. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen. —
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Wichtiger neuer Frauenerwerb.
In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78
Lehrkursus 20 Mark.
Mathilde Metzger.
Berlin, Puttkammerstr. 14 III. 9—3 Uhr.

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten **Dr. Dernehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehen. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei [22
und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Auf wiederholte Reklamationen aus unserm Leserkreise bemerken wir ergebenst, daß **jede Buchhandlung** in der Lage ist, die „Frau" in den ersten Tagen des jeweiligen Monats zu liefern, vorausgesetzt, daß sie rechtzeitig ihre Bestellung zu Beginn das Quartals aufgiebt.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 9. Juni 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 478.

In Erwin war eine Schaffensfreude, eine Thatenlust, die ihn jedes Hindernis überfliegen ließ, jede Mühewaltung zum Genuß verklärte. Und brummte ihm je einmal der Kopf von allem Denken, Tüfteln und Berechnen, dann ließ er anspannen oder wanderte auch zu Fuß das pappelumkränzte Flüßchen entlang zur Zuckerfabrik. In dem tiefen Ausbau mit den Bogenfenstern war sein Erholungsplätzchen, seine grüne Oase in der Wüste von Sorge und Verantwortung. Da badete er sich den Arbeitsstaub von der Seele im Gespräch mit dem wunderbaren Geschöpf, das willkürlich und selbstherrlich war wie die Natur selbst, üppig und phantastisch wie die wilden Ranken am Bach, die nie eine Menschenhand beschnitten, an den steifen Stock der Sitte gebunden hat. In den niedrigen, bequemen Sessel Florence gegenüber gelehnt, plauderte er von allem, was sein Gemüt bewegte, den kleinen Interessen des Tages und den ewigen der Menschheit. Sie hatte Zeit gehabt über dies alles zu denken. Und er stieß sich nicht an der schroffen Originalität ihrer Ansichten. Sympathisch noch in ihren Auswüchsen war ihm die herbe Wahrhaftigkeit bis zur letzten Konsequenz, die den Grundzug dieser Natur ausmachte, der Stolz, der die Lüge verabscheut, und wäre sie des Lebens Bedingung, die angeborene Vornehmheit jedes Instinkts. Seltsame Anziehungskraft der Widersprüche! Ihn, der sich in strenger Selbstzucht hielt, der schulmeisterlich an sich herumbildete, der gewohnt war, weit mehr der andern Wohlfahrt zu berücksichtigen, als das eigene Begehren, ihn entzückte, berauschte die absolute Rücksichtslosigkeit, mit der dies Mädchen sich auslebte, furchtlos, skrupellos, ohne Reue und ohne Bedauern, in der großartigen Unschuld ihres Egoismus, der nur sich sah und keinen andern.

Er war nicht blind gegen die Fehler ihrer Vorzüge. Manchmal, während er durch die Abenddämmerung heimwanderte, wiederholte

Digitized by Google

er sich ihre Reden, sie begleitend mit all den Kommentaren, die ehrenfeste Durchschnittsmenschen daran knüpfen würden. Gewiß, sie hatte keine Grundsätze, nur Instinkte, nur Leidenschaften. Sie strebte nicht, ein bestimmtes Ideal von Sittlichkeit durch sich zu verwirklichen. Es genügte ihr, die zu sein, die sie war, zufällig war; sie wußte den Grund nicht, sie fragte auch nicht darnach. Sie war keine Musterjungfrau, sie würde nie eine Mustergattin werden. Sie war gefährlich, gefährlich wie das Meer, wie der Vulkan, wie die Flamme; unberechenbar und morallos wie irgend etwas Elementares, das sein Gesetz in sich trägt und nur aus sich nimmt, und die guten Philister thaten recht, sich vor ihr zu bekreuzen. Und dann lachte er still vor sich hin. Auch die Sonnenstrahlen hatten keine Grundsätze; es lag nicht für einen Pfifferling Moral in der süßen Weise eines Liedes, die das Herz bewegte, in den Linien eines Kunstwerks, das Aug' und Sinn entzückte. Schönheit ist sich Selbstzweck, ihre Mission ist erfüllt, sobald sie gefällt. Ihm aber gefiel diese wie keine, Leib und Seele. Er liebte sie. Er sagte es sich mit dürren Worten und erschrak nicht vor der Thatsache. Vielleicht erwiderte sie sein Gefühl, vielleicht auch nicht; das änderte nichts an dem seinen. Erwiderte sie es aber, warum sollte er, der keuchende Arbeiter im Weltgetriebe, der den sittlichen Zweck und Wert jeder seiner Handlungen mit der Goldwage abwog, nicht sich zur Lust die Schönheit in sein Haus tragen, die zwecklose, die nicht strebt, sondern ist; um an ihr sich zu erholen von der Unzulänglichkeit alles Wollens und Rechnens, alles Irrens und Treffens, alles Vollbringens und Scheiterns? — Er fühlte sich stark genug, ein Weib wie Florence zu verstehen, zu dulden, auf starken Armen durchs Leben zu tragen.

Eines Tages, als sie lange mit einander gestritten hatten, fragte sie plötzlich, unvermittelt: „Glauben Sie, daß es Krieg geben wird?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ich wollt's!"

„Sie wollten, daß es Krieg gäbe?"

„Ja gewiß! Sehen Sie mich nur nicht so strafend an. Der Krieg ist das größte Übel nicht. Und was soll denn auch sonst werden? Unser Volk, das sagen Sie selbst, ist zerrissen in zwei Völker. Oben ein kleiner Teil, der genießt, ideell wie Sie, oder materiell wie mein Bruder, unten das Gros, der Kern der Armee, hungernd, frierend, neidisch hinaufschielend zu den Bevorzugten und bereit, sich voll heißer Gier auf sie zu stürzen. Zwischen beiden der Abgrund. Sollen wir uns gegenseitig zerfleischen? Nein, lieber lassen Sie den Krieg kommen, den frischen, fröhlichen Krieg! Unter seinem Zauber sind die oben und die unten mit einem Schlage wieder ein Volk, haben eine Hoffnung, ein Ziel, ein Vaterland."

„Das sagen Sie leichthin, weil Ihnen kein naher Verwandter mit ins Feld zieht. Denken Sie an die Frauen, die Mütter."

„Glauben Sie, ich würde meines Sohnes schonen? meiner selbst? Ist das Leben überhaupt ein so kostbares Gut? — Nein, wenn ich je etwas geträumt, gewünscht habe, wenn etwas, seit ich denken kann, mir als unübertrefflich schön vorschwebte — dieses war's: Auf dem Rücken eines mutigen Pferdes sitzen — durch die Luft schmettert ein frischer Marsch, die Kugeln pfeifen rechts und links, und vorwärts! vorwärts! auf das feindliche Karree! — Sehen Sie, das ist Leben, Glück! Und wollen Sie den beklagen, den mitten in solchem Rausch von Seligkeit die tödliche Kugel trifft? Er hat sein Dasein ausgekostet bis zur Neige! Er hat gewollt und seinen Willen durchgerungen. Was kann einer mehr? — Die That macht das Leben, und füllte sie nur Minuten! nicht die Jahre, die Jahre dumpfen Vegetierens!"

„Nicht alles Große läßt sich mit einer einzigen That, gleichsam im Sprung abthun. Vieles, und nicht das Schlechteste, muß im Lauf von Jahrzehnten mit unablässiger Mühe und unendlicher Geduld aufgebaut werden."

„So taugt es nicht für mich! — Glück, Liebe, Sieg, — was ich nicht im Sprung erhasche, erhasche ich nie!"

Wie sie vor ihm stand mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, schön und stolz wie eine Siegesgöttin, hätte er sie am liebsten in die Arme genommen und zur

Digitized by Google

Ruhe geküßt. Aber er zwang sich zur Vorsicht. Nicht scheu machen! Schwerlich war er der Mann, dem die Liebe einer Florence im Sprung zuflog. Langsam, unmerklich mußte er darum werben. Er durfte dabei mit auf die Gunst der äußeren Umstände rechnen. Das schöne Mädchen hatte keine Heimat, und in Stunden der Weichheit sah er sie fast krank vor Sehnsucht nach einem Fleckchen Erde, wohin sie gehörte, wo man sie lieb hatte. Ihr Bruder und ihre Schwägerin duldeten sie so willig, wie etwa eine Schar wilder Enten einen unter sie verirrten Schwan.

Einmal erleichterte Hadeln sein Herz dem Nachbarn gegenüber.

„Die ledigen Frauenzimmer haben alle einen Vogel, sehen Sie; meine Schwester aber, die hat 'ne ganze Volière. Ohne Spaß! Es ist mir ordentlich genierlich, daß ich gezwungen bin, Sie so oft mit ihr allein zu lassen, denn Sie müssen sich ja grausam dabei langweilen. Sie haben zwar auch einen Sparren, — nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich das sage, ich rede immer geradezu. — Aber mit einem Mann, selbst einem mit einem Sparren, läßt sich immer noch ein vernünftiges Wort sprechen; bei den Weibern geht's sogleich über Erd' und Himmel weg. Und dann thut sie mir wieder leid, denn eigentlich ist's ja nicht ihre Schuld allein. Unser Vater hat sie feste verzogen, und dann ging er aus der Welt und ließ mich sitzen mit der Göre. Ich — und eine halbfertige junge Dame nachträglich erziehen! Lieber Himmel! eher könnt' ich meinen Polacken das Mausen abgewöhnen! Meine gute Frau hatte auch das Zeug nicht dazu, und unerzogen, wie sie war, wollte sie sie nicht um sich haben. Da kam das Mädel denn in eine Pension zum Anstandlernen und dann wieder zu uns. Und wie das nicht ging, wieder in eine Pension zum Tanzen, zum Reisen — und dann wieder zu uns. — Und nun wechselt das immerlos schönstens ab, und jedesmal, wenn sie in Pension kommt, hoffe ich, daß ein braver Mann sich für sie findet, — denn das Nötige hat sie ja — und immer, wenn er sich gefunden hat, dann will sie ihn nicht und kommt ledig zu uns zurück, bloß mit noch einem Piepmatz mehr im Kopf."

„Meine Schwägerin könnte sich hier sehr nützlich machen," klagte auch Frau Hadeln. „In einem Haushalt mit Kindern giebt's immer zu thun, ich selbst komme den ganzen Tag nicht von den Füßen. Aber sie spielt sich auf wie eine Prinzessin, bloß nicht so wohlerzogen. Sie mag keine Kinder leiden, sagt sie mir ins Gesicht. Denken Sie, einer Mutter! Nein, sehen Sie, eine weibliches Wesen, das keine Liebe zu Kindern hat, das — das ist in meinen Augen gar kein Mensch!"

Die zürnende Frau hastete eilig aus der Thür, denn Butzels Gebrüll erscholl nervenaufregend aus der Ferne.

Hadeln schüttelte seufzend den Kopf. „Da wären wir wieder einmal am Anfang vom Ende. Meine Frau und meine Schwester! — Ich, lieber Himmel, ich bin ein guter Kerl; da müssen die Graupen schon ganz toll kommen, bis sie mich genieren, ich bin auch wenig zu Haus. Aber sie, Fifi!"

„Ich begreife nicht — Ihr Fräulein Schwester ist doch ein ungewöhnlich begabtes und fesselndes Mädchen," warf Erwin hier vorsichtig tastend ein.

Hadeln sah ihn nachdenklich an. — „Gefällt sie Ihnen wirklich? — Nun, meinen Segen hätten Sie — — Verstehen Sie mich nicht falsch, lieber Nachbar, das da ist natürlich ein Scherz. Aber an Florences Hochzeitstag, wenn ich ihn erlebe, schenke ich dreitausend Mark an eine milde Stiftung. Sie wissen nicht, wie mir das Schicksal des armen Dinges auf der Seele liegt. Ich hab' ihr einmal wieder eine Pension vorgeschlagen, eine recht fidele! — Aber, denken Sie, sie will nicht! Hier will sie bleiben, den ganzen Winter! hier bei uns auf dem Lande, wo sie nichts sieht wie Krähen! Aber sie will! Und Fifi, die jetzt schon schwierig wird —"

„Ich denke, Frau Hadeln und Fräulein Florence sehen einander halbe Tage lang nicht?"

„Natürlich nicht. Aber was wollen Sie? Fifi ärgert sich trotzdem, durch die Wände hindurch sozusagen. Und wenn die Frau sich ärgert, lieber Nachbar, — na, Sie haben keine! wenn gar eine Frau sich ärgert, die solch eine gute Mutter ist, die sich im Haus-

Digitized by Google

halt für unser Wohl reinweg aufreibt — na kurzum! — Ich weiß nicht, haben Sie nicht hier herum einen Aschenbecher gesehen?"

„Es steht keiner hier." Erwin griff nach dem Klingelzug; aber Hadeln hielt erschrocken seinen Arm fest.

„Um Gotteswillen! Fifi nimmt alles persönlich. Etwas fehlen! Und gar in Gegenwart eines Besuchs! Die Nervenzustände! Ich danke! — Ich benutze den Blumenuntersatz; man muß sich zu helfen wissen."

„Wer begießt denn Ihre Blumen?"

„Fifi. O, die ist eine Gärtnerin par excellence."

„Aber diese herrliche Palme ist gänzlich vertrocknet."

„Meinen Sie? Ja, wahrhaftig, sie ist vertrocknet. Thut nichts. Lassen Sie nur Fifi nichts merken. Sie ist so empfindlich, man muß sie beständig loben. Es ist wahr, sie giebt sich 'ne heillose Mühe, möchte alles persönlich thun. Da verlangt sie denn natürlich auch, daß man's schön und recht findet, wie sie's thut. Mich hat sie gut gezogen. Wenn sie morgen die Bettlaken auf den Tisch legt und die Servietten ins Bett, ich muckse nicht. Man muß nachsichtig sein gegen kleine Schwächen. Ja."

Erwin sprach lächelnd seine Zustimmung aus. Im Herzen war er der Frau dankbar, daß sie mit ihren Mägden um die Wette wirtschaftete, und dem Manne, daß er den langen Tag hinter seinen diebischen Polacken herlief, und beiden mitsammen, daß sie Florence das Haus nicht eben zum Himmelreich machten. So konnte er ungestört mit dem geliebten Mädchen plaudern, so stieg der Wert der Heimat, die er ihr zu bieten hatte, in ihrer Schätzung.

Vorsichtig und stetig suchte er ihr Interesse für seine Reformen zu erwecken und zu nähren, und als seine Neuschöpfungen bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten waren, überredete er Florence, sie in Augenschein zu nehmen.

Sie fuhr eines Tages mit ihrem Bruder nach Arnsfelde hinüber. Während Hadeln ins Kontor ging um Erwin aufzusuchen, wanderte sie langsam über das Werk. Diese Ameisenregsamkeit der kohlengeschwärzten Gestalten! Wie das durcheinander wimmelte und krabbelte! Wie sie sich abschleppten an schweren Lasten, zu zweien, zu vieren, zu ganzen Haufen! Sie liebte den Lärm der Maschinen nicht, sie verabscheute den Schmutz und Staub industrieller Anlagen. Aber diese Menchen hier interessierten sie, die Menschen, für deren Glück ihr wunderlicher Freund sich mühte und sorgte.

In der Gießhalle blieb sie stehen; da war der Schwarm besonders dicht. Von ihrem Fenster aus sah sie diese hochgelegene Halle oft gespensterhaft durch die Nacht strahlen, während drüben aus den Schlünden der Hochöfen die blauen Flammen zuckten. Nun machte es ihr Freude, die spukhaften Feuerströme in der Nähe zu betrachten. Sie stand und wartete, daß sie die in den Boden gehöhlten Rinnen zu ihren Füßen füllen möchten. Arbeiter mit Schutzblechen an Füßen und Köpfen hielten sich in ihrer Nähe unbeweglich und schienen gleich ihr zu harren. Aber es kam nichts. Kein Eisen, kein Schlackenfluß, nichts. Die Gruppe um den Ofen wurde unruhig. Zum zweitenmal fuhr die spitze Hacke in das Stichloch. Jetzt! — ein dünner, zäher Strahl von blutig trübem Rot, der langsam, widerwillig floß und zu fahlem Schwarz erstarrte, lange ehe er ihren Standpunkt erreichte. Gewiß, da war etwas nicht, wie es sein sollte.

Ein Arbeiter kam an ihr vorüber. „Fräulein sollten da weg gehen," murmelte er. Warum denn? Der Platz war ungefährlich, und sie hinderte niemand. Sie blieb.

Jetzt kam Fahrke des Weges. Er war wütend. Seine Zähne knirschten auf einander; seine Fäuste waren ingrimmig geballt. Das Eisen floß nicht mehr. Der Ofen „hing sich," wie der technische Ausdruck lautete; er verstopfte sich mehr von Tag zu Tag. Heut war ein Teil der durch die erstarrenden Erze im Innern gebildeten Konsole herabgestürzt. Die kunstvoll geschichteten Erz- und Coakslagen polterten regellos nach in die Tiefe. Ungenügend geschmolzen, verstopften sie die Formöffnungen, durch die das riesige Gebläse den nötigen Wind eintrieb in des Ofens Schacht. Und jetzt war dieser in seinem unteren Teil dem Erlöschen nahe. Achttausend Zentner Eisen ballten sich da zu einem gigantischen Klumpen zusammen, einem Klotz, der nicht wich, nicht wankte, auf mechanischem Wege von seinem

Digitized by Google

Platz niemals entfernt werden konnte. Das Eisen war zum Teufel und der Ofen mit ihm, wenn es nicht in letzter Stunde gelang, die erlöschende Glut anzufachen, die ungeheuere Masse von neuem zum Schmelzen zu bringen. Daß ihm das begegnen mußte! ihm! ihm! — Es konnte jeden treffen, es war nicht sein Verschulden. Aber der Neue, der vom Betrieb wenig verstand und ihm persönlich nicht wohlwollte, würde dies Mißgeschick ihm auf die Rechnung schreiben. Er hatte schon gewähnt den Fuß auf der Leiter zu haben, und nun wurde die Leiter selbst ihm weggerissen.

Jählings stutzte er. Vor ihm stand ein fremdes Mädchen und sah mit kühlem Staunen seinem Fehlschlag zu. Ein sinnloser Zorn packte ihn.

„Gehen Sie weg da," schrie er brutal. „Fremden ist das Betreten der Hütte untersagt."

„Ich bin eingeladen," entgegnete Florence.

„Überall sonst, wo Sie wollen. Die Gießhalle ist mein Departement. Hier hab' ich zu bestimmen."

Florence hob den Kopf und sah ihn unter hochgezogenen Brauen hervor unbeschreiblich hochmütig an. „Ich dächte, zu bestimmen hätte überall Herr Relling." Dann wandte sie sich langsam und schritt Erwin entgegen, der mit ihrem Bruder eben den Schienenweg zwischen der Gießhalle und den Coaksöfen kreuzte.

Fahrke schlug sich vor die Stirn. Das hatte noch gefehlt! — Dieses vornehm verächtliche Gesicht hatte er doch schon gesehen? Natürlich. Es war Fräulein Hadeln. Er hatte sich nicht um sie gekümmert. Er kümmerte sich nicht um über ihm stehende Weiber. Daß sie über ihm standen, verletzte schon seinen Geschlechtsstolz. Seine Erziehung hatte ihn nicht befähigt mit ihnen umzugehen, und nun redete er sich ein, sein Mannesstolz verbiete ihm um ihre Gunst zu werben. Schön war diese, königlich in ihrem Auftreten. Die Vornehmheit, die für den armen Bauernsohn ewig unerreichbare, imponierte ihm, wie er sich sträuben mochte. Doch wie? Hatte nicht um ihre Mundwinkel ein kaum verhaltenes Spottlachen gezuckt. Spott! Hölle und Mord! Spott über ihn, der hundertmal mehr wert war als diese impertinente Arabeske am Bau der Menschheit! Diese unfruchtbare Stachelranke! Spott über ihn! über ihn! weil ihm ein paar gefällige Formen fehlten! —

Hätte er's erst gehört, wie sie über ihn lachten an dem festlich blinkenden Frühstückstisch, an dem Erwin in frohem Glück zum erstenmal die Geliebte bewirtete! Wie sie sich lustig machten, die in Reichtum und Stellung Geborenen, über den ungeschliffenen Parvenü! Florence trug, dichterisch ausgeschmückt mit der drastischen Komik, die sie durch zwei Worte jeder Schilderung zu geben verstand, ihr Abenteuer vor. Erwin gab seinerseits ein paar geniale Taktlosigkeiten seines Ingenieurs zum besten.

„Ich ertrag' ihn," sagte er, „meiner kleinen, tüchtigen Buchhalterin zu lieb, die seltsamerweise Geschmack an dem zuwidren Narren findet und ihn heiraten will. Sie und ihr Vater preisen mir seine Tüchtigkeit in allen Tonarten, ich weiß nicht warum. Vielleicht nur weil's eine so feierliche Bestie ist, immer geladen, immer pathetisch, ohne das ärmlichste Körnchen Humor. Ich glaube, in seinen Selbstgesprächen siezt er sich."

Nach dem Frühstück ging's zur Besichtigung, erst über das Werk, für dessen Betrieb Hadeln sich lebhaft interessierte. Florence preßte die Lippen zusammen, raffte ihr Kleid sorgfältig vor dem Staub und Schmutz auf und sagte nichts. Dann ging's durch die Kolonie, an deren sämtlichen Wohnungen gebaut wurde, zum Schulhaus, wo die drei kurze Zeit dem Gewerbeunterricht beiwohnten, und weiter zur Koch- und zur Nähschule.

„Das wird Sie mehr interessieren," tröstete Erwin, peinlich berührt von Florences Teilnahmlosigkeit. Die Schülerinnen mußten ihre Säume, ihre Kappnähte vorweisen. „Nun, was sagen Sie? Wir machen Fortschritte, nicht?"

Sie nickte zerstreut. „Es ist eine abscheuliche Luft in all diesen Stuben. Lassen Sie uns hinausgehen." Und da sie die Enttäuschung in Erwins Mienen las, bat sie: „Nicht böse sein! Ich bin nun wie ich bin."

„Haben Sie denn nicht ein bißchen Interesse für diese Menschen, die, wie Sie selbst sagen, sich demnächst in ihrer Verzweiflung auf uns Bevorzugte stürzen werden?"

„Ich will Ihnen etwas erzählen. Als ich ein Kind war, bekam meine Tante es auch ab

Digitized by Google

und an mit der Menschenliebe, — nicht chronisch wie Sie, ruckweise, und immer um Weihnachten, wo ja überhaupt die Wohlthätigkeit epidemisch wird. Einmal bescherte sie einem armen Nachbarkind, was ein Mensch sich denken kann, warme Kleider, Kuchen, entzückendes Spielzeug. Aber das Wurm drückte nur immerfort eine scheußliche alte Puppe an die Brust. Wir wollten sie verbrennen, denn sie war wirklich nicht mehr appetitlich. Nun aber das Gebrüll. „Meine Puppe! Meine Puppe! Ich will meine Puppe! Du kannst deinen Kram behalten. Meine Puppe!" — bis meine Tante beide vor die Thür setzte, das Balg und die Puppe. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ich meine, man kann keinem Menschen sein Glück schenken. Sie wollen alle ihre Puppe, ihre, nur ihre! und fragen nichts nach unsern Bescherungen."

„Ich will den Leuten ja ihr Glück nicht schenken, nur den Weg ebnen, auf dem sie vielleicht dazu gelangen könnten."

„Die laufen doch ihren eigenen." —

Nach einer Weile jedoch, während er verletzt schwieg, zum erstenmal erwägend, daß doch vielleicht ein unüberbrückbarer Abgrund ihn trenne von diesem Weltkind, schlug sie von selbst ihm einige praktische Änderungen vor, die bewiesen, daß sie mit Verständnis geschaut und gehört hatte.

Ihn beglückte die Entdeckung; versöhnt bot er ihr die Hand. „Bravo! Lachen, spotten Sie über mein Unternehmen und mich nach Herzenslust, aber — helfen Sie uns."

„Vielleicht thu' ich's," erwiderte sie ernsthaft. „Nicht aus Menschenliebe, gar nicht. Sie wissen, ich bin ohne Herz. Aber es ist etwas Neues. Ich hab' das noch nicht versucht."

Er nickte zufrieden. „Es gilt." Er glaubte ihren Worten nicht. Die Kaltherzigen ziehen so gern eine Schutzwand blumiger Phrasen von Uneigennützigkeit, Barmherzigkeit und Großmut um die leere Öde ihres Empfindens; warum sollte ein heiß und zart fühlendes Gemüt nicht seine hilflose Empfindsamkeit hinter einer Stachelhecke von Spott und Menschenverachtung zu verbergen suchen?

Ein Zusammenlauf an der Gießhalle ließ sie das Gespräch jäh abbrechen und ihre Schritte beschleunigen. Leitern lehnten am Gestell des kranken Hochofens. Und während die Feuerbäche aus dem gesunden, sich in das Kanalnetz im Boden ergießend, die eine Hälfte des Raumes mit Höllenglanz erfüllten, stand eine rußgeschwärzte Gestalt auf der obersten Sprosse der Leiter, die Spitzhacke schwingend mit wuchtiger Faust, daß die ungeduldigen Schläge das Rasseln und Schnurren der Maschinen übertönten.

„Was ist geschehen?" fragte der Chef den nächsten Arbeiter.

„Herr Fahrke schlägt ein Loch in den Ofen, daß wir da wieder Wind reinkriegen. Sonst giebt's 'ne Explosion."

Fahrke war's selbst. Er ließ es sich nicht nehmen, mit eigner Hand die Operation auf Tod und Leben an dem Patienten zu vollziehen. Ohne den Kopf zu wenden, hämmerte er, riß am Ofenmantel, sprengte, hieb mit dem starren Ernst und Eifer, der wuchtigen Plumpheit eines Cyklopen. Plötzlich schlug glühende Lohe aus der Öffnung, das Gesicht des Mannes schwärzend; er zuckte kaum.

„Den Düsenstock erhöhen! Formöffnung einführen!" hallte sein Kommando. „Kerl, wirst du den Wasserschlauch anschrauben, wie sich's gehört! — Ho! hoch! höher! — Vorwärts! Herzhaft angepackt! — Mehr nach links neigen — — Fertig!"

Die Formöffnung saß. Das Gebläse trieb sausend den Wind in die verschlackende Gluthölle. Der Ofen atmete wieder; unregelmäßig noch, mit schnaubendem Röcheln sog er die Luft ein und stieß sie aus; aber es war doch wieder Leben, Hoffnung.

Langsam wandte Fahrke sich, und der Blick seiner finster und energisch aus dem rußgeschwärzten Gesicht spähenden Augen traf voll in die Florences. Eine Weile sahen die beiden Augenpaare sich trotzig an. „Lache doch über mich!" grollten des beleidigten Mannes Augen. Und die des Weibes antworteten: „Ich lache nicht."

Dann sprang Fahrke die Leiter hinunter. „Die andere Seite!"

„Glauben Sie, daß Sie den Ofen durch diese Maßregel retten?" erkundigte sich Relling.

Digitized by Google

Überflüssige Frage eines Verständnislosen. War er allwissend? Konnte er durch den meterdicken Ofenmantel die Vorgänge im glühenden Bauch des Ungeheuers übersehen? Er bezwang seine Ungeduld. „Ich hoff' es, Herr Relling."

„Heut hat er seinen großen Tag," sagte Erwin im Weiterschreiten zu Florence, „und wir alle werden dafür zu zahlen haben. Glückt ihm das Experiment, so ist er acht Tage lang ungenießbar vor Hochmut, und mißglückt's ihm, vier Wochen lang vor Ärger."

Aber Florence schwieg. —

An diesem Nachmittag nahm Werner seinen Abschied. Er war Volontär; er konnte gehen, wann es ihm beliebte, und er hörte nicht auf Erwins Vorstellungen, der den geschickten Chemiker gern dauernd gefesselt hätte.

Frau Winter war die einzige, gegen die er sich über den wahren Grund seines Scheidens aussprach, und dieser brauchte er ihn kaum zu nennen.

„Sehen Sie, Mutterchen, ich hatte mir immer gedacht, das Vaterhaus, das ich nie gekannt habe, hier zu finden. Ich glaube, ich besitze Anlagen zu einem ganz passablen Sohn, und mit der Wahl meiner Eltern wäre ich auch recht zufrieden gewesen. Nun, das kam anders. Ich bin kein Neidhammel und kein rührseliger Mensch. Aber — nun, Sie begreifen, Mutterchen, — schließlich ist man doch auch nicht von Holz. Ich wünsche, daß Fräulein Mariechen glücklich wird und — und er meinethalben dazu! Aber es mit ansehen, das Glück — nein! — Sie verstehen, Mutterchen —"

Mutterchen weinte schon lange. „Ach, wär's gekommen, wie Sie sagen. Sie wären mir ein lieber Sohn gewesen!" Sie fürchtete sich insgeheim vor Fahrke. Mit stillem Widerstreben nur vertraute sie ihm ihr Kind.

„Machen Sie's gut, Mutterchen. Adieu."

Werner ging in den Garten. Marie war dort mit ihrem Getier beschäftigt. Sie hatte den Futterplatz für die Vögel geharkt und geglättet, das zahme Eichhörnchen aus dem Käfig gelockt und belohnte es mit Nüssen und Zuckerstückchen.

Werner stand, sah ihr zu und schwieg. Sie blickte über die Schulter nach ihm zurück.

„Sie wollen fort?"

„Ich muß."

„Sie sind dumm!"

„Meinen Sie?"

„Und Sie werden's bereuen!"

„Vielleicht."

„Sie finden nirgends in der Welt solch eine Schnepfenjagd."

„Ich werde vieles nie und nirgends so wiederfinden," sagte Werner, mit umflortem Blick Haus und Garten und das Mädchen umfassend, „vieles nicht. — Eben darum muß ich fort."

„Und Ihr Sofaeckchen und unsre gemütlichen Abende, und der Kreis fröhlicher Kameraden, — ja, meinen Sie, daß es das noch einmal giebt in der Welt? — So'n Unverstand! Können Sie großer, vernünftiger Mensch nicht mein guter Kamerad und Freund bleiben wie bisher?"

„Es scheint nicht. — Leben Sie wohl, Fräulein Marie." Er nahm ihre Hand und drückte sie fest und lange. „Leben Sie glücklich."

„Leben Sie wohl," sagte sie kalt und zog ihre Hand zurück wie in Erbitterung über seinen Eigensinn. Aber plötzlich schoß ihr das Wasser verdunkelnd in die Augen, die dem großen breitschultrigen Gesellen nachschauten, wie er langsam, etwas gebeugt, den Gartenweg hinaufschritt. Sie mußte das Taschentuch vors Gesicht pressen, stromweis brachen die Thränen hervor.

„Sie närrischer Mensch! daß ich um Ihretwillen noch heulen muß!"

Er wandte sich am Zaun und nickte zurück. Er patschte den zottigen Jagdhund, der ihm das Geleit gegeben hatte, seinen fröhlichen Gefährten bei mancher Streiferei, schmeichelnd auf den klugen Kopf, einmal, zweimal, dreimal; er konnte nicht sprechen. Und so ging er endlich.

Marie nahm still das Eichhörnchen von ihrer Schulter und steckte es in den Käfig, ging ins Haus, setzte sich vor den Nähtisch und schluchzte bitterlich. „Mutter, das ist doch kurios. Da hab' ich nun selbst nicht gewußt, wie viel ich von dem Menschen hielt."

Doch als sie Fahrkes Schritt auf den Steinplatten erkannte, trocknete sie erschrocken ihre Thränen, hauchte auf ihr Tuch und

Digitized by Google

preßte es auf die Augen, um die Spur zu verwischen.

Er entdeckte sie dennoch. Er kam vom Ofen in übelster Laune.

„Abschied gefeiert?“ fragte er höhnisch.

„Ach, sei doch nicht so! Werner ist ein prächtiger Mensch.“

„So?“

„Ja, an dem mancher sich ein Beispiel nehmen könnte.“

„Ei, so heirat' ihn.“

Marie schlang die Arme um Fahrkes Hals. „Du liebes Ungeheuer! bist du eifersüchtig?“

Er sah sie an, ihr längliches Gesicht, die rotgeweinten Augen, und er dachte an das vornehme Mädchen mit den vollen, hochmütig geschürzten Lippen, mit dem Blick voll verhaltener Glut. So sahen die Weiber aus, um die die Herren warben — und so die anderen, die für ihn, für den Knecht blieben. Eifersüchtig? Eifersüchtig! Und doch, wo er herrschte, duldete er keinen neben sich. Mit einem Fluch riß er sich los. Sie solle fertig trauern um den andern! Er wolle sie nicht stören.

Er rannte in seine Wohnung, er wußte, wenn sie jetzt weinte — und weinen würde sie — so war's nicht um den Geschiedenen.

Vor dem abgenutzten Schreibtisch in seiner Stube warf er sich auf einen Stuhl, die Ellenbogen aufgestemmt, den Kopf in den Händen. O, des Fluchs der Armut! der Niedrigkeit! Heut packte ihn einmal wieder mit elementarer Gewalt der Grimm, die Wut, die Empörung des gefesselten Titanen, die Verzweiflung des selbstbewußten Menschen, dem die Möglichkeit abgeschnitten wird, sich auszuleben, und der befürchten muß, daß er nie in seinem Dasein Zeit und Gelegenheit dazu finden wird. Sie lachten über ihn! O, er sah's wohl, das schöne Mädchen und er, der zu seiner Qual sein Chef war, der zarte, blonde Mann mit der leisen Stimme und dem kühlen Gleichmut, der ein Lächeln fand, wo er, Fahrke, schäumte. Er fühlte sie wohl, die Ironie, die in der eiskalten, überlegenen Höflichkeit lag, mit der Erwin ihm begegnete. Sein Verstand, der durchdringend war, fühlte sie, aber er war so machtlos dagegen, wie ein Auerochs gegen eine Stechfliege. Er konnte nicht kämpfen mit den Waffen der Vornehmen; die Flügel fehlten ihm und der feine Stachel, die geistige Gewandtheit und die gefällige Form. Er konnte nur wie ein Nilpferd unter die Füße trampeln, was sich ihm in den Weg stellte. Er stampfte seine Bahn durchs Leben wie ein Dickhäuter, schwer selber und alle Dinge schwer nehmend, die großen wie die kleinen. Erwin charakterisierte ihn richtig: er war eine feierliche Bestie. Aber keine lächerliche! Mit seiner gigantischen Willenskraft, mit seinem herkulischen Körperbau, dem gesunden Bauernverstand und den bedeutenden Fachkenntnissen, die er selbst um so höher anschlug, je mühsamer er sich zu ihnen hatte durchringen müssen, fühlte er sich seinem Herrn überlegen, seinen Genossen überlegen, den Weibern allen, allen, mit denen sein Schicksal ihn in Berührung gebracht hatte. Er war einer der wenigen, die konnten; ein Mensch ohne Ermüdung, ohne Willenszersplitterung. Die, denen solch glückliches Erbteil nicht in die Wiege gelegt worden war, sollten ihm Raum geben, freiwillig zurücktreten vor ihm. Daß sie's nicht thaten, daß sie festhielten an ihrem Besitz von toter Habe, dem ihre Persönlichkeit kein Leben einzuhauchen vermochte, empfand er als schwere persönliche Kränkung.

Während er so dasaß, zog sein vergangenes Leben an ihm vorüber. Sein Vater war ein armer Kätner, der im Schweiße seines Angesichts schaffte, so lange die Sonne schien. Seine Mutter ging in Tagelohn. Er ward als kleiner Junge schon zum Gänsehüter der Ortschaft erkoren. Aber in seiner Ungeduld und seinem jungen Herrscherübermut zerbrach er seinen Unterthanen mit dem Stecken die Flügel, also daß er mit Schimpf und Prügeln von seinem Amte kam. Doch der Schulmeister, der auf den Knaben hielt, weil er auf dem Chor laut und nicht allzu falsch sang, nahm ihn in sein Haus zur Hilfe in Feld, Garten und Küche. Und Philipp Fahrke wartete der Frau Schulmeisterin Jüngste, riß den Glockenstrang an Festtagen, grub und hackte in der Woche, hungerte bei den Mahlzeiten und las nachts bei gestohlenen Lichtstümpfchen mit brennender Stirn die Bücher seines Brodherrn.

Digitized by Google

Aus diesem letzteren Grunde redeten die Eltern und der Pfarrer ihm zu, auch Lehrer zu werden. Als ob er zum Schulmeister getaugt, als ob solch ein Posten seinem heißhungrigen Ehrgeiz genügt hätte! Er wolle Schlosser lernen, erklärte er nach seiner Einsegnung mit Entschiedenheit. Schlosserei hängt mit Maschinen zusammen, der Weg zur Herrschaft geht heutzutage über die Maschinen. Das hatte er sich in seinem harten Bauernschädel zurechtgelegt, während er Kartoffeln steckte oder das Wiegenband zog. Kein fester Plan, der unfehlbare Instinkt der unverdorbenen Rasse leitete ihn. Also kam er in die Stadt zu einem Meister. Unmenschlich harte Lehrjahre für den Mittellosen folgten. Als sie zu Ende gingen, war er ein Schlossergeselle wie hundert andere, nicht mehr, nicht weniger. Vom Maschinenbau verstand er nichts; er taugte nicht einmal zum Monteur. Wissen kostet Geld; wer kein Geld hat, gelangt nicht dazu. Nicht ein Titanenwille, nicht eine phänomenale Begabung genügen, wo die Geldmittel fehlen. Aber da der junge Streber sich eben ingrimmig den Kopf zerbrach, woher er Geld nehmen sollte, viel Geld, Geld genug, um wenigstens ein Jahr davon zu leben und auf einer Hochschule zu lernen, ermaß Vater Fahrke, daß er nun lange genug auf fremden Schollen sich gemüht habe. Er sehnte sich nach einem Stückchen eigener Erde, — wär's auch nur ein Fleckchen von sieben Schuhen auf dem Friedhof seines Dörfchens — und starb. Philipp verkaufte sofort das Häuschen. Die Mutter hätte es gern behalten; die närrische Frau steifte sich darauf, einzuschlafen wo ihr Alter eingeschlafen war. Aber der Sohn war der Ansicht, daß man das Einschlafen an jedem Ort gleich gut besorgen könne und daß der gefühlvollen Grille einer Greisin nicht die aufstrebende Jugend zum Opfer fallen dürfe. Um zu werden, was er werden wollte, brauchte er Geld. Er nahm's. Er überredete seine Mutter zu ihrer Schwester zu ziehen, die ihr ein Kämmerchen abließ, — bloß für einige Jahre, tröstete er die Weinende. Sobald er sein Ziel erreicht hätte, würde er für sein Mütterchen sorgen, glänzend, überreich. Nur jetzt, jetzt konnte er ihr nichts geben! Jetzt durfte sie sich nicht an ihn hängen, ihn herniederziehn durch ihre Schwere! — Er studierte mit Feuereifer. Er rang nach Wissen, nach Können. Er hungerte, er fror; er gab Unterricht die Stunde zu fünf Groschen, er behandelte seine Schüler wie seine ersten Untergebenen, die heimatlichen Gänse, und verletzte oft den Stolz der Eltern durch sein brutales Herrschergebahren. Langsam rückte er vorwärts. Er fand eine lohnende Stellung. Und nun würde er der alten Frau wohl einen behaglichen Feierabend geschaffen haben. — Nur hatte das Mütterchen nicht auf seinen guten Willen gewartet. Es war früher eingeschlafen, hatte sich längst zurückgezogen in sein eignes Kämmerchen unter dem schlichten Holzkreuz des Gatten, die Wohnung, die niemand ihr über dem Kopf weg verkaufen konnte. Es war eine peinliche Geschichte, Philipp dachte nicht gern daran. In den letzten Jahren sollte es der Alten recht erbärmlich gegangen sein. Er indessen stieg, er kam empor. Wie ein Elefant brach er sich seinen Weg aufwärts durch Hecken und Mauern. Was er niederriß und stieß, was er zertreten auf seiner Bahn zurückließ, er sah es nicht. Er sah nicht zurück, nicht zur Seite; er sah vorwärts auf sein Ziel: werden, in den Augen aller Menschen das werden, als das erscheinen, was er in seinen eigenen war.

Und jetzt hing seine ganze, mühsam errungene Stellung an der Geschicklichkeit des Windes, eine erlöschende Glut wieder anzublasen. Er konnte nichts dazu thun, er mußte zuschauen mit gekreuzten Armen. Ging der Ofen in die Brüche, so hielt ihn hier auf Arnsfelde höchstens der Einfluß seines künftigen Schwiegervaters, seiner Braut. Er selbst hatte keinen! keinen! Das machte ihn knirschen. Seine Braut! Vor seinen Augen stand Florences königliche Gestalt. Er war ein Kenner von Frauenschönheit. Wie tief er die Weiber verachtete, seine Sinne bedurften ihrer. Hübsche Fabrikmädchen hatten Reiz für ihn, er war nachsichtig gegen sie, er sah ihnen durch die Finger. Auch deswegen schon stand er schlecht angeschrieben beim Chef, dem wunderlichen Heiligen ohne Leidenschaften, dem Demokraten auf dem Herrschaftssitz, der eiserne Selbstzucht übte, von allen Gebietenden verlangte, und nur dem gehorchenden Plebs die

Digitized by Google

Zügel lockerte bis zum Wahnsinn. Die schöne Olga Zieseniß hatte ihn während vierzehn Tagen bis zur Willenlosigkeit berauscht. Aber bei dieser Fremden wirkte ein nie zuvor gekosteter gefährlicher Zauber: sie stand über ihm. Er mußte sie erst zu sich herabreißen, sich zum Herrn über sie hinaufschwingen. Und unter den scharf gewölbten, unsagbar hochmütigen Brauen hervor schienen ihre Augen ihn trotzig herauszufordern: „Versuch's!" spottend über die Möglichkeit solch verwegenen Traumes. —

Als Erwin, der seinen Gästen ein Stück Weges das Geleit gegeben hatte, durch die Kolonie zurückkehrte, sah er in der Dämmerung eine Gestalt vor sich aufhuschen, so hastig, als ob sie vor ihm flüchte. Befremdet bog er ihr folgend um eine Ecke herum in einen Weg, der, wie er wußte, keinen Ausgang hatte. Richtig, dort stand sie atemlos trotzig an die Hecke gedrückt — Olga Zieseniß. Er hatte das Mädchen seit Wochen nicht gesehen, seit ihrem seltsamen Abschied in seiner Stube nicht, und trotz des ungewissen Zwielichts schien sie ihm verändert.

„Fräulein Olga — guten Abend. Es ist eine Weile her, daß wir uns nicht begegnet sind. Hoffentlich sind Sie ganz gesund, Ihre Wunden geheilt?"

„Die Wunden," sagte sie ihn ansehend, fahrig, „die Wunden — O die! — O derentwegen —!" Ihre Augen standen voll Thränen, ihr Atem ging keuchend.

„Was ist Ihnen?"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Es liegt nichts dran."

„Kann ich Ihnen helfen?"

„Nein. Es ist nun schon alles einerlei."

„Vertrauen Sie mir. Ich dächte, Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin."

„Sie? — Sie! — O — Sie! mit Ihrer Freundschaft!" — Ein bittres, wildes Lachen, das in ein Schluchzen ausklang. „Wenn Sie's denn wissen wollen — Sie sind Schuld dran! Sie, Sie allein an allem — an allem! Und jetzt ist's zu spät! — Lassen Sie mich."

Sie drängte an ihm vorüber, fuhr die Hauswand entlang und verschwand blitzschnell in den Gäßchen der Kolonie.

Erwin schaute ihr betreten nach. „Ich bin Schuld — sagte sie. Ich? — Ja, an was bin ich denn Schuld?" —

V.

Der Herbst ging in den Winter über, der Winter in das Frühjahr, und Erwins Reformen kamen in Gang, lebten sich ein, gefielen, mißfielen, und die Meinung über ihn und die Achtung, die er in den Herzen seiner Arbeiter genoß, schwang um wie die Jahreszeit. Das kam ganz unmerklich. Zuerst war's eitel Bewunderung und Dankbarkeit. Jede Hausfrau in Wisselrode sah jeden ihrer Wünsche erfüllt, als hätte sie eine Zauberrute im Besitz. Für jede zerschlagene Fensterscheibe und jeden brüchigen Dachziegel ward des Herrn Hilfe und Beutel in Anspruch genommen. Die Kinder gewöhnten sich daran, ihm ihre Wünsche für den Weihnachtsmann vorzutragen. Sie sahen sein weißes, stilles Gesicht fast täglich. In Wind und Wetter ging er zu Fuß durch die Straßen von Arnsfelde und Wisselrode, und freundlich hörte er groß und klein, — ganz anders als sein Vater, von dem die Arbeiterfamilien höchstens einigemale mit Mühe und List die Nasenspitze erspähten, wenn er in geschlossenem Wagen vorübersauste, und zu dem der Weg durch so viele Bureaus und Vorstuben ging, daß männiglich sich hütete ihn anders als im äußersten Notfall anzutreten.

„'n recht umgänglichen und leutseligen Herrn," lobte die Zieseniß im November beim Coaksfuchen, „nich ein bißchen hochnäsig." Aber im Februar zuckte sie die Achseln. Ihr Kuhstall stand, und sie schätzte seinen Wert genau nach der geringen Mühe, die es sie gekostet hatte, ihn zu erlangen.

„Schweigen Sie man still," grollte die Kollmann. „Ich hab' bei die dumme Kocherei und Bauerei bloß meinen Loschiburschen eingebuttert. Ich kann Sie sagen, die paar Groschen fehlen mich eklig."

„Na, wissen Sie," parierte Mutter Zieseniß, „am letzten Ende nutzt einen ein Kuhstall auch nich ganz viel, wenn man da keine Kuh hereinzustellen hat. Und wo soll die herkommen, wenn die Mannsleute alle Abend so 'n Posten Geld versaufen!"

„Ja," fiel die Petersen ein, „was hab' ich mir über den Achtstundentag gefreut. Aber nu wollt' ich heilig, meiner müßt' schaffen bis Mitternacht. Ich möcht' wissen, was so'n Herr sich denkt. Wenn der Lohn nich ver-

Digitized by Google

doppelt wird, woher sollen denn die Groschen kommen für all das Bier?"

Dem stimmten alle bei. „Die Väter lernen das Saufen, wo sie's noch nich gekonnt haben, und was die Söhne sind, die kriegen den Heiratsdusel, stracks nach der Einsegnung."

„Ja, wenn die Eltern werden dumm genug sein!" erklärte die Ballin, eine lange Streitbare. „Unser Fritz quäst mir alle Tage was vor wegen einem Mädchen. Jung', hab' ich ihm gesagt, rechts und links kannste welche von mich kriegen, sag' ich, aber 'ne Braut, da werd' gefälligst erst mal trocken hinter deine Ohren."

„Das nutzt Sie nichts. Kolbens ihrer is zu Herrn Nelling gegangen."

„Was sagt einer? Zum Herrn!"

„Er, Kolbe, is ganz desperat. Sieben kleine Kinder! Und Christoph brachte ihnen einen hübschen Taglohn heim. Er lernte auch gut Maschinen. Nu hat er den Kopf voll Liebesgrappen."

„Ach wo, mit der Lernerei ist es auch man Blak. Ein Arbeiter bleibt ein Arbeiter. Dazu braucht er sich doch nich erst den Kopf dumm zu studieren."

„Das kommt bloß Herrn Nelling zu gute."

„Unser Karl geht gar nich mehr hin," erklärte die Ziesenitz. „Der Herr Pastor fragt die jungen Leute den Katechismus ab. Weißte, sagt Karl, wenn ich Bibel hören will, dann kann ich ja man Sonntags in die Kirche gehen."

„Herr Nelling wird wohl wissen, warum daß er das Christentum mit der Maschinenmontierung vermengeln thut."

„Durch das Gerede von himmlischer Glückseligkeit soll unsereinem bloß das Maul gestopft werden über den irdischen Jammer."

„Nein, nu aber, Religion muß sein."

„Das is Ansicht, sagt unser Karl."

„Sie haben ja einen Verein unter sich gemacht," erklärte die Kollmann, „wo sie in Bücher lesen. Der rote Schmalz hat gleich 'ne ganze Bibeltek mitgebracht, und unser Fritz sagt, jetzt kriegte er erst einen Schimmer von wirkliche Bildung und wie's in der Welt zugeht, was ein junger Mensch doch wissen muß."

„Meiner Seel! das hätt' der Alte erleben sollen!"

„Was denn? Seine freie Zeit wird ein Arbeiter doch anwenden können wie's ihm paßt. Wir müssen so genug schuften." —

Es war die allgemeine Stimmung in Wisselrode, die aus den Reden der Weiber wiederklang, wenn sie beim Coaksſuchen auf dem Werk oder beim Wäscheaufhängen an den Zäunen ihrer Gärten plauderten. Wie der schwere Winternebel aus Feldern und Wiesen, so stieg Unzufriedenheit stetig auf aus dem Boden der wohlgemeinten Neuerungen, verdichtete sich langsam wachsend, bis sie den ganzen blauen Himmel des Glücks und alle Horizonte buntfarbiger Hoffnungen mit ihrem undurchdringlichen Grau verhüllte. Geboren war diese allgemeine Unzufriedenheit vielleicht aus dem kleinen Bündel, das der rote Jakob Schmalz am Abend nach der Verlesung der neuen Arbeitsordnung und unter ihrem Schutz auf Ladewigs Wirtstisch aufband. Sie fand günstige Wachstumsbedingungen in der ganz gewöhnlichen Gemeinheit der menschlichen Natur, die in einem Schlaraffenland üppiger und frecher sich zu entfalten pflegt als anderswo. Jedes bißchen Wohlbehagen aber, das unverdorben und unverdient auf einen Menschen niederregnet, ist ein Stückchen Schlaraffenland.

Es ward den munteren Burschen eng in den hohen, luftigen Zimmern, die sie zu je zweien im Junggesellenheim bewohnten. Aus der Gleichmäßigkeit ihrer Lebensbedingungen sehnten sie sich zu dem unbequemeren, aber abwechselungsreicheren Aufenthalt in den Familien, wo sie zwischen Thür und Angel oder auf der Dorfstraße mit den Mädchen ihren Spaß hatten, nun mit dieser, nun mit jener. Sie waren alle zur Hand. Das Arbeiterheim lag abseits. Die Mädchen waren fern. Die Regel herrschte, nicht der Zufall, die Willkür, die Laune. Sie schwänzten die gut besetzte Tafel im Eßsaal des Werks und buken sich lieber in der Frühstückspause einen Pfannkuchen auf der glühenden Schlacke, die aus dem Schlackenstichloch des Hochofens bei jedem Guß ausfloß, in Kübeln aufgefangen und auf das Schlackenfeld hinausgefahren wurde, wo die aus den Gefäßen gestülpten Klöße gleich riesenhaften, von spielenden Kinder aus Sand geformten Topfkuchen, in Reih und Glied lagen, in sich fortglühend bis zum dritten Tag.

Digitized by Google

Sie schwänzten die für sie eingerichteten Fortbildungsstunden. Die Stunden kosteten ja nichts! Kann Wert haben, was umsonst geboten wird? Aus Leichtsinn, aus Bequemlichkeit blieben sie einigemale fort; dann verloren sie den Faden und die Geduld. „Wenn der Relling euch nicht dafür bezahlt, warum wollt ihr euch zwei Stunden länger plagen?" höhnte Jakob Schmalz. Lieber stiegen sie den Mädchen nach. Heiraten war erlaubt. Man genierte sich nicht. Ging's ja schief, so kam der Pastor und rückte die Sache ins Gleiche. Aber die Eltern empörten sich. Ihnen wimmelten die Stubenböden noch von jüngstem Nachwuchs. Und Kind ist Kind. Kosteten die kleinen, sollten die großen erwerben. Fast in jedem Haus gab's Zank und Hader über diesen Punkt, Haß, Erbitterung bei den Alten und bei den Jungen. Die Familienbande lockerten sich. Öfter und öfter entwichen die Väter dem unbehaglich gewordenen Heim und trösteten ihre Seele bei Ladewigs frischem Faß. Er legte jetzt sehr oft ein frisches auf, und es war sonderbar: je länger die Reihe leerer Fässer auf seinem Hof sich dehnte, um so kürzer reichte der Wochenlohn in allen Haushaltungen von Wisselrode und Arnsfelde. Darüber setzte es viel böse Reden und Unfrieden mit den Hausfrauen.

Erwin, der fast täglich seinen Rundgang durch die Kolonie, durch die Unterrichtssäle machte, sah bestürzt die wachsende Verlotterung. Er sah die von ihm sorgfältig nach den Wünschen ihrer Bewohner ausgebauten Häuschen verwahrloster als da er ankam, sah die Menschen, die vier Stunden Zeit gewonnen hatten, zu träge, einen verwitternden Zaun auszubessern oder das Unkraut aus dem Weg zu harken; er sah das Wirtshaus täglich mehr überfüllt, die Bänke seiner mit Kosten und Mühe geschaffenen Gewerbeschule täglich leerer werden.

Die Unsittlichkeit, der er durch die Freigabe der Heiraten zu steuern gehofft hatte, wuchs auf eine beängstigende Weise. Täglich kamen blutjunge Burschen zu ihm in die Sprechstunde, die er eingerichtet hatte, und erklärten, sie wollten heiraten. Verwies er sie an die Eltern, so erwiderten sie, die würden sie für sich arbeiten lassen, bis sie graue Haare hätten. Aber Herr Relling sähe ein, daß sie sich nicht ausbeuten zu lassen brauchten. Sie wollten heiraten, waren als ehrliche Kerle dazu verpflichtet, und also sei kein Wort weiter darüber zu verlieren. Schließlich forderten sie mehr oder minder verblümt vom Herrn die Aussteuer, die beide Elternpaare verweigerten. Er hätte ihnen das Heiraten ja erlaubt; da sei es doch auch seine Schuldigkeit, es ihnen möglich zu machen.

Stündlich wurden solch wunderliche Ansinnen an ihn gestellt. Ohne Scham, ohne Respekt forderten die Leute, und in ihren Gesuchen, in der Art sie anzubringen, lag ein leiser Anflug von Mißachtung, gleichsam als habe ihr neuer Herr ihnen Versprochenes nicht gehalten, und sie entschuldigten ihn als vernünftige Menschen, die nicht alle Phantastereien eines unpraktischen Schwärmers voll einzukassieren verlangen.

Im Geschäft reihte sich Verdruß an Verdruß, Schlappe an Schlappe. Die Zölle, die Frachttarife waren verändert worden. Die Eisenpreise sanken. In Wochen verlor Erwin Tausende. Die Berechnungen, die ihm der alte Winter in Mariens sauberer Handschrift vorlegte, zeigten mit erschreckender Klarheit, daß er zu teuer produzierte, daß er, falls kein Umschwung eintrat, den Kampf mit der Konkurrenz nicht würde aushalten können. Von außen stand kein Umschwung zu erwarten. Durfte er seinen Arbeitern mit der linken Hand nehmen, was er ihnen mit der rechten gegeben hatte? Er zögerte. Inzwischen verschlimmerte sich seine Lage.

Der alte Relling, ein findiger Kopf von fast unfehlbarem kaufmännischen Instinkt und verwegenem Wagemut, hatte nur das allernotwendigste Reservekapital für den ungeheuren Betrieb angehäuft. Was irgend abkömmlich schien, steckte in neuen Unternehmungen, in dem Walzwerk in Wehlhaide, in dem halbvollendeten Bau eines neuen Hochofens, in dem neuen verbesserten Apparat zur Wiedererwärmung, der Unsummen kostete. Erwin, ohne praktische, kaufmännische Erfahrung und den jähen Sturz der Eisenpreise nicht vermutend, hatte, um seine menschenfreundliche Neuerung zu ermöglichen, dies Reservekapital angegriffen in der sicheren Erwartung, daß er die Anleihe aus dem Reingewinn dieses selben

Digitized by Google

Jahres würde ersetzen können. Nun zogen die von ihm Beschenkten wenig Nutzen und Freude aus den aufgewandten Summen, ihm aber fehlten sie in empfindlichster Weise.

Immer enger schloß die Sorge ihren drückenden Ring um ihn, und der Zweifel gesellte sich zu ihr. Er war nicht der Mann, für jeden Fehlschlag den Unverstand, die Undankbarkeit der Menschen anzuklagen. Bei sich selbst, in der eigenen Unzulänglichkeit, suchte er die Ursache seines Schiffbruchs. Jenen zürnte er nicht. Was konnten sie für seine Hast, für das ungestüme Übermaß seines guten Willens, der schenken, beglücken wollte um jeden Preis und nicht fragte, ob der Beschenkte auch nur fähig wäre, die Gabe zu empfangen und als Glück zu begreifen. Das neugeborene Kind lernt langsam sehen; der zeitlebens Blinde, dem unvermittelt, plötzlich, die Nacht von den Augen fällt, wird gewiß zunächst mehr Schaden als Freude vom Gebrauch des neuen Sinnes haben. Die Freiheit ist auch eine Art Licht. Der Knecht muß sie langsam ertragen lernen.

Er saß in seinem Büreau, die Brauen zusammengezogen, vor einem Pack Zeitungen in ungelösten Kreuzbändern und grübelte. Auf dem lebensgroßen Ölbild über dem Schreibtisch schien der alte Relling mit herabgezogenen Mundwinkeln zu spotten über die Verlegenheiten seines Sohnes.

„Sieh, was du angerichtet hast," sagte sein Lächeln.

Aber Erwin trotzte: „Zuletzt hast du's angerichtet, Vater! Warum hinterließest du mir solche Sklavenherde, dreißig Jahre zurück in Intelligenz, Wollen und Empfinden hinter den Arbeitern anderer Betriebe? — Du hast ihre Leiber notdürftig genährt; dafür zwangst du ihre Seelen zu verkümmern. Ich ernte nur deine Saat."

Da öffnete sich nach leisem Klopfen die Thür. Der Buchhalter steckte seinen weißen Kopf herein.

„Stör' ich, Herr Relling?"

„Sie niemals, lieber Winter. Was bringen Sie?"

„Ich wollt', ich brächt' Besseres."

„Eine neue Schlappe?"

Winter nickte. Er zitterte. Er fand die Worte nicht. Erwin fing an nervös zu werden.

„Schütten Sie aus, lieber Winter, schütten Sie Ihren Eimer Pech aus. Ich fange nachgerade an mich daran zu gewöhnen."

„— Haben Sie die Zeitungen denn nicht gelesen, Herr Relling?"

„Nein."

„'s ist wegen der Kohlen —"

„In Gottes Namen," dachte Erwin mit dem Humor, der ihn in widerwärtigen Lagen auszeichnete. „Wenn ich mich gedulde, werde ich bis zum Abend mein neues Mißgeschick wohl kennen."

„Die werden teuer werden, Herr Relling, — die Kohlen —"

„So."

„Wenn sie nämlich überhaupt zu bekommen sind, Herr Relling —"

„Ja?"

„Ach Gott! ich weiß gar nicht, wie ich es Ihnen nur sagen soll. Der Streik ist ausgebrochen in den Kohlengruben des Saargebiets — in allen Gruben. Ganz plötzlich. Dreißigtausend Bergleute sind heut nicht angefahren. In drei Tagen werden es hunderttausend sein. Der Versand der Kohlen wird morgen eingestellt — wird eingestellt —"

Mit einem unartikulierten Laut sprang Erwin auf seine Füße. Wohl hatten des Alten Lippen sich sträuben mögen, solche Botschaft zu verkünden. Die Kohlen wurden dem Werk täglich neu geliefert. Der Reservevorrat reichte knapp für eine Woche; so schon bedeckte er fast einen Morgen Land. Mehr Raum konnte in der Nähe der Hütte nicht entbehrt werden. Was nun — wenn die Kohlensendungen ausblieben, wenn der Vorrat aufgezehrt war, das Werk stand? Wenn es auf Tage feierte, all die Millionen feierten, die in den gigantischen Arbeitsmitteln steckten, den modernen Götzen, die wie einst die phönicischen Molochbilder täglich ihre Portion menschlicher Lebenskraft einschlingen mußten, oder, wenn sie ihnen versagt blieb, ihre gierigen Zähne gegen ihren Herrn und Besitzer kehrten, Zins und Kapital wegfraßen, selbst verdarben und zu Grunde gingen durch ihre bloße Unthätigkeit? —

Zum erstenmal richtete sich riesengroß vor Erwins Blick das Gespenst empor, dessen Vorhandensein und Umgehen im Werk er bis jetzt

Digitized by Google

nur dumpf geahnt hatte: der drohende Bankerott, die Möglichkeit, daß die Schöpfung seines Vaters sich gegen ihn empören und ihn hinausdrängen könnte, hinweg von der Stätte seines Wirkens, aus der Thätigkeit ihn schleudern könnte, die er begehrt hatte, seit er einen Gedanken zu formen vermochte. In dieser Sekunde zum erstenmal sah er diesem Gespenst ins höhnisch grinsende Antlitz, und von Grauen geschüttelt, packte er des alten Mannes Schulter. „Winter! was Sie da sagen, ist — der Ruin!"

Er fragte es wie in Hoffnung auf Widerspruch. Aber der Alte fand keinen. Seine blöden Augen schwammen in Thränen, ungetrocknet liefen sie die runzligen Wangen hinunter; plötzlich schüttelte ihn lautes Schluchzen.

Dieser Ausbruch brachte Erwin zur Besinnung. Es steckte etwas von altspartanischem Stoizismus in dem zarten blonden Schwärmer. „Komm was mag, wir müssen durch!" So rang er das Gespenst nieder, das ihn zu ersticken drohte. „Erzählen Sie mir das Nähere, Winter."

Während der alte Mann stammelnd und stockend das erhaltene Telegramm verlas und aus einem Zeitungsbericht ergänzte, meldete der Diener eine Deputation von Arbeiterfrauen, die dem Herrn ein Anliegen vorzutragen wünschten.

„Von Arbeiterfrauen — Lassen Sie sie ein."

„Wollen Sie jetzt, — jetzt in diesem Augenblick —" stammelte der Buchhalter.

„Wir können in diesem Augenblick nichts thun, lieber Winter. Oder ja! sehen Sie im Katalog nach. Telegraphieren Sie an ein englisches Bergwerk."

„Aber die Kosten! Die Kosten. Der Transport! Die Preissteigerung. Wir arbeiten mit Unterbilanz, Herr Relling."

„So müssen wir unsern Kredit anspannen bis zum letzten Pfennig. Ein Zurück giebt's nicht. Wir müssen durch!"

An dem kopfschüttelnd aus der Thür gehenden Buchhalter vorüber trat die Deputation ein.

„Wir müssen durch", wiederholte Erwin sich in Gedanken. Es war ihm eine Erleichterung, dies Losungswort gefunden zu haben. „Wir müssen durch!"

Da standen die Weiber schon vor ihm, allen voran die Zieseniß, hager, spinös, um halbe Kopfeslänge ihn überragend, hinter ihr die Petersen, dunkel, mit der Gesichtsfarbe der Leberkranken, die kleine, runde Kollmann und Frau Wehland in dem düsteren Trauerkleid, das sie bei festlichen Gelegenheiten ihren gestorbenen Kindern zu Ehren trug.

„Guten Tag auch, Herr Relling", grüßte die Zieseniß.

Er bot der Gesellschaft keine Stühle an. Zwischen ihren Gesichtern durch und über sie weg meinte er immer das verödete Bergwerk und seine leer gähnenden Kohlenbehälter zu sehen. Er wünschte seine Besucherinnen zur Eile zu veranlassen.

„Herr Relling, nehmen Sie's nich für ungut," begann die Wortführerin. „Sie haben für unsere Männer sehr honorig gesorgt. Nu möchten wir Sie bitten, daß Sie wollen die Güte haben und uns Frauen auch beherzigen —"

„Es is Sie nämlich wegen das verfluchtige Wirtshauslaufen", fiel die Petersen ein. Und alle schrien durcheinander, dabei könnten sie nicht heraus.

Ja, erwiderte Erwin, auch er halte übertriebenen Wirtshausbesuch für ein Unglück, und er habe darauf gerechnet, daß die Frauen ihren Einfluß brauchen würden, um ihre Männer davon zurückzuhalten.

Aber die Weiber erklärten einstimmig, das könnten sie nicht, das könne nur Herr Relling. Darauf rückten sie mit ihrer Forderung heraus. Der Achtstunden-Arbeitstag sei gewiß gut gemeint gewesen, aber Herr Relling wisse eben nicht, wie es in ihren Familien hergebe. Müßiggang sei aller Laster Anfang. Die Mannsleute langweilten sich daheim. Sie wären's einmal nicht gewohnt, sich mit den Kindern abzugeben oder einen Handschlag im Haushalt zu thun. Sobald sie die Arbeit auf dem Werk geschafft hätten, das möchten nun acht oder zwölf Stunden gewesen sein, machten die Arbeiter Feierabend. Da ließen sie sich von niemand bedeuten. Nein, wenn Herr Relling wirklich ihr Bestes wolle, dann möge er schleunig wieder zwölf Arbeitsstunden den Tag ansetzen und lieber für die vier zusätzlichen jedem ein Drittel Lohn auflegen. Dann

Digitized by Google

könnten die Mannsleute sich einen vergnügten Tag machen, ohne daß sie Weib und Kind das Notwendigste abzwackten, und zu dem Schandleben, wie sie's jetzt führten, würde ihnen keine Zeit bleiben.

Erwin war nicht in der Stimmung, über diese neue Unverfrorenheit zu lachen. Er hatte nicht den Mut, den Weibern Vernunft zu predigen. Er versprach ihren Vorschlag zu erwägen und entließ sie schweren Herzens.

Wiederum ein Fehlschlag, wiederum ein Mißgriff. Die Maßregel, die bestimmt war, das Familienleben zu kräftigen, zu verinnerlichen, indem sie dem Vater Muße schaffte sich den Seinen zu widmen, sie diente nur dazu die Familienglieder einander zu entfremden, war der Grund zu Verschwendung und Zwietracht. Lag ein Fluch auf allem, was er unternahm, oder hatte der Spötter Hadeln recht? Verstand er die Menschennatur nicht? War er der Narr einer Theorie? Der Gefoppte eines Ideals? Ein Verrückter, an dessen Utopien die Welt lachend vorüberging ihren alten, tausendjährigen Gang? — Nein, das nicht. Diese Enttäuschungen waren nur das Lehrgeld, das noch alle Reformatoren zahlen mußten, ein teures Lehrgeld, das unter anderen Zahlungsmitteln immer mit einem Stück vom Herzen abgetragen wird. Aber er würde lernen, er würde klug werden. Schon sah er klar seinen Fehler. Galt diese Erkenntnis nicht als Anfang der Weisheit? — Zwar gewaltsam zurücknehmen, was er freiwillig aufgegeben hatte, konnte er nicht. Aber er würde zu den Leuten reden, ihnen seine Lage auseinandersetzen. Er war sich eines guten Willens ohne Grenzen für sie bewußt, hatte diesen Willen zweifellos bethätigt. Sollte nicht ein schwacher Abglanz von so viel Wohlwollen ihm zurückstrahlen aus dem Herzen der Männer, die ihm beim Erlaß der neuen Arbeitsordnung so freudig zugejauchzt hatten, daß er die Wärme ihres Dankes noch jetzt zu spüren meinte? Gewiß, sie würden, sobald sie die Gefahr erkannten, die der Kohlenstreik dem Werk erschuf, freiwillig mehr als ihre Schuldigkeit thun, ihm zu lieb! würden in der Stunde der Not zu ihm stehn mit all ihrem Können und all ihren Kräften, zu ihm und zu der Hütte. Er mußte mit ihnen reden, heute noch! — Den Ausschreitungen vorzubeugen, über die die Weiber sich beklagten, lag in seiner Hand. Er war befugt, dem Wirt auf seinem Grund und Boden die Feierabendstunde vorzuschreiben. Bisher hatte er es unterlassen in tiefgewurzeltem Widerwillen gegen jede vermeidliche Beschränkung des persönlichen Selbstbestimmungsrechts. Aber die Leute waren für solche Freiheit nicht reif. Heute faßte er die Zügel fester.

Er gab die nötigen Anordnungen, und dann ging er hinaus, hinüber zur Zuckerfabrik, zu Florence. Er suchte Mut, er suchte die Freudigkeit, die ihm abhanden zu kommen drohte. Bei ihr, der jeglicher Sentimentalität Weltenfernen, fand er wohl beides; bei ihr sprach er sich die Seele leicht, wie schon oft.

Er traf sie vor der Thür, den Herrenhut auf dem Kopf, in einer eng wie ein Reitrock anschließenden Jacke, die Hände in den weiten Taschen. Sie freute sich über ein paar Marienblümchen und frühe Anemonen.

„Sehen Sie, die Pappeln am Fluß schlagen schon aus. Bald werden wir auch Veilchen bekommen."

Er nickte ihr lächelnd zu; ihr Anblick that ihm unbeschreiblich wohl.

„Wollen Sie zu Oswald hinaufgehen? Er frühstückt, hält Ihnen also eine Viertelstunde still. Oder kommen Sie mit mir über Feld?"

„Ich ziehe vor, Ihren Herrn Bruder in so ernster Beschäftigung nicht zu stören. Auch könnte mich der Anblick seines wohlbesetzten Frühstückstisches melancholisch machen. Nein, ich lache gar nicht. Die Magenfrage ist ernsthaft. Wenn das noch eine Weile so weiter geht, wie's angefangen hat, werde ich mir das Frühstücken abgewöhnen müssen und das Mittagessen dazu."

„Was heißt das?"

„In Arnsfelde ist der Teufel los."

„Mit Ihren Neuerungen? Das ließ sich erwarten."

„Ja, weise Sibylle, die Leute sind unzufrieden vom Werkmeister bis zum Pochjungen. Sogar die Frauen haben heut aufgemuckt."

„Das geschieht Ihnen ganz recht!"

„Ihr Mitleid rührt mich tief."

„Ich habe keins. Wer Pech angreift, besudelt sich."

Digitized by Google

„Pech? — Ach so, das Pech sind meine Arbeiter. Pardon! ich kann mich in Ihre feudale Denkweise manchmal nicht gleich hineinfinden. Übrigens ganz gemeines Pech ist auch dabei.“ Er erzählte vom Streik im Saar- und Ruhrgebiet.

„— Ist das sehr schlimm für Sie?“

„Ich weiß nicht, wie schlimm Sie es finden würden, wenn ich in die Lage kommen sollte, mich bei Ihrem Herrn Bruder gehorsamst als Rübenarbeiter zu melden.“

„Still! Machen Sie einen nicht graulich an solch schönem Frühlingsmorgen.“

„Ich bin in der Hand meiner Arbeiter,“ sagte Erwin. „Willigen sie ein, während der Kohlenverteuerung zu ermäßigten Löhnen zu arbeiten mir zu Liebe, geht's gut. Weigern sie sich, fliegt die Hütte auf.“

Der Wind wehte in frischen Stößen durch die noch kahlen Zweige des kleinen Gehölzes. Leichte weiße Wölkchen jagten über den blauen Himmel, ab und zu über die Sonne hinhuschend, daß sie gedämpft dahinter hervorschien, als verstecke sie ihr Strahlengesicht hinter einem Fächer aus weißen Straußenfedern. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander über den im Grün des Frühlings üppig schwellenden Waldboden. Und Erwin fühlte es wohl, in den kurzen, herben, spöttischen Reden des Mädchens an seiner Seite lag mehr ehrliche Teilnahme, mehr Verständnis für seine Not als die gefühlvolle Frau Hadeln in einer halbstündigen Kondolenzrede über ihn auszuschütten vermocht hätte.

Florence starrte ins Weite, zwischen den Stämmen durch geradeaus nach einem unsichtbaren Ziel. Er bückte sich und brach eine Anemone, die ihre weiße Blüte aus dem grünen Moos hervorreckte.

„Sie passen nicht auf, gnädiges Fräulein. Ihre Vasen haben den Schaden davon.“

„Lassen Sie doch die dummen Blumen!“ Sie schleuderte zornig ihren Strauß zu Boden. „Ich meine — wenn die Bande keine Raison annimmt, — und sie wird keine annehmen, dann müssen Sie sie zwingen! — Dann müssen sie nach der Stadt schicken, Militär requirieren und —“

„— Und die Unverschämten niederschießen lassen, weil sie mir für die Dummheiten, die ich gemacht habe, nicht dankbar sein wollen? — Sie sind für Radikalmittel.“

„Die Dummheiten, die Sie gemacht haben!“ Florences Augen blitzten. „Die sehen Sie mal wieder! — Für den Undank, die Niedertracht, die Gemeinheit, mit denen ihnen vergolten wird, haben Sie keine Augen. Ihre Dummheiten! Aber für jede einzelne sollten die Schufte Ihnen doch kniefällig danken! Dumm sind Sie nur für sich selbst. Warum schielen Sie beständig nach andern? Kein Mensch ist's wert, daß man ihm Opfer bringt. Sich selbst muß man durchsetzen, seinen eigenen Spaß und sein eigenes Glück. Die andern — pah!“

„Zu diesem Rezept bin ich leider mir nicht interessant genug ausgefallen. Denken Sie doch die Verdammnis für einen braven, mittelmäßigen Menschen, nichts denken, hoffen, erstreben zu dürfen als: wie schaff' ich mir mal wieder einen glatten Tag? Eß' ich heute lieber Schweins- oder lieber Kalbsbraten? Fahr' ich lieber oder geh' ich lieber? Möchte ich ein Schauspiel sehen oder eine Oper? und so fort mit Grazie. Und wenn man sich davonläuft, so läuft man eben zu den andern, das ist unvermeidlich und verdient keine Dankbarkeit.“

„Und wenn Sie zum Lohn die verlieren, für die Sie sorgen möchten? Die Mittel verlieren für sie zu wirken? — Sie werden sie verlieren.“

Da stand es wieder vor ihm, das höhnende Schreckgespenst, das er mehr fürchtete als das Knochengerippe des Todes. Und diesmal sah nicht er's allein. Er fand keine Erwiderung.

Florence brach plötzlich unvermittelt in Thränen aus.

Überrascht, bewegt faßte er ihre Hand. „Florence! liebe Florence!“

„— Es kann nichts Hübsches, nichts Seltenes auf der Welt bestehen! Die Menschen müssen alle werden wie mein Bruder und seine Frau! O, die Nichtswürdigen! Die Nichtswürdigen!“

Und überwältigt von ihrem Gefühl lehnte sie ihre Stirn an seine Schulter und schluchzte, von leidenschaftlichem Schmerz geschüttelt.

Eine tiefe Glückseligkeit goß sich durch des Mannes Seele, zu tief, zu unermessen zu lautem Wort. Mit schüchterner Hand streichelte er die

Digitized by Google

braunen Wellen ihres Haars und flüsterte ihr ins Ohr:

„Etwas Hübsches bleibt, für mich das Hübscheste: daß wir zwei zusammen gehören über Glück und Unglück, über Gelingen und Scheitern hinaus. Daran wird mich nun nichts mehr irre machen."

Sie fand sich nur mühsam aus ihrer Verwirrung zurück. Die Augen trocknend fragte sie: „Dann wären wir zwei sozusagen Verlobte?"

„Sozusagen. Falls du nicht widerrufst."

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. Warme Zärtlichkeit lag in ihren Augen und ein klein wenig Verwunderung. „Nein. Nicht, wenn dich's glücklich macht. Ich würde, ich weiß nicht was thun, dich froh zu sehen — Und doch — — Ich hab' mir's anders gedacht. Wenn ich liebte, meint ich, das Gefühl müßte wie ein Feuerstrahl vom Himmel auf mich niederfallen, so wie ein Kugelblitz aufzucken und einschlagen. Krach! Pardautz! Flieg' in Splittern was mag! — Und dann dacht' ich, würd' ich jemand ganz Unmögliches lieben, einen Mann, über den meine gute Schwägerin ihre kunstvollste Frisur zerzausen und sogar Nusche und Butzel in ihren Wiegen Zeter schreien würden; einen Räuberhauptmann, oder einen Tenor, oder einen Clown, — eine Liebe über Abgründe und Hochgebirge und zehn Ungeheuerlichkeiten hinweg. Und jetzt bleib' ich artig auf der Chaussee, nehm' einen Mann, dem man die Extravaganz nicht einmal von außen ansieht, davon er vollsteckt, einen Mann, dem meine gesamte Familie mich mit Handkuß giebt. Ich weiß nicht, hab' ich mich selbst nicht gekannt? Oder hast du meine eigenste Natur umgezaubert?"

Ihr grausam ehrliches Bekenntnis gab ihm einen Stich durchs Herz. „Reut's dich?" fragte er traurig. „Möchtest du zurück?"

„Als ob's in meiner Wahl stände! Du hast mir die Seele vollgepfropft mit deinen Sorgen, deinen bunten Seifenblasen. Ich steh' damit auf und geh' damit zu Bett. Ganz hinterlistig hast du von mir Besitz genommen, in aller Stille, ohne Warnung. Das war deine Stärke. Darauf war ich nicht vorbereitet, darauf mußt' ich hereinfallen. Ich habe deinen Arbeiterrangen den Christbaum angeputzt, hab' die Bescherung geleitet, obgleich ich diese Wohlthätigkeitschristfeiern noch von meiner Kindheit her hasse. Du wirst mich dahin bringen, daß ich alle Monate ein Balg über die Taufe halte und der Mutter die Suppe einlöffle."

„Aus Liebe zu mir? Damit könnt' ich zufrieden sein."

„Jedenfalls nicht aus allgemeiner Menschenliebe. Allgemeine Menschenliebe; Liebe aller zu allen! Schauderhafte Verstellung! Wer nur zuerst auf den Blödsinn verfallen ist!"

„Schilt nicht. Ich erlaub's dir großmütig, mich ganz allein zu lieben. Sag' mir's ein einziges Mal mit Worten: Hast du mich lieb, Florence?"

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre beiden Hände und sah ihm tief in die Augen.

„Du wunderlicher Mensch, — ich glaub's."

„Und willst die schlimme Zeit mit mir durchkämpfen?"

Sie verzog die Lippen. „Sturm und Kampf sind's nicht, was ich fürchte, du weißt's. Mein Unglück mein Lebtag war die Windstille, die Öde, die Erbärmlichkeit, die Langeweile."

Das Hadelnsche Wohnhaus lag vor ihnen.

„Ich komme mit hinauf und sage deinem Bruder ein Wort."

„Nach der Etikette", nickte sie. „Mündig bin ich sonst. Und dreinreden laß ich mir auch nicht."

Nach einigem Suchen fanden sie, durch den Schall seiner Stimme geleitet, Hadeln. Er hielt einen Polacken am Kragen, der, um die im Frühjahrsfrieden ruhende Zuckerfabrik schweifend, eine vergessene Schachtel Streichhölzer gestohlen hatte.

Sein Erstaunen war groß, seine Freude noch größer. „Alle guten Götter seien gelobt! Ich mach' eine Stiftung, eine Gedenkstiftung! wahr und wahrhaftig! — Und solch eine vernünftige Partie hast du dir ausgesucht? — Da fällt mir ein Stein von der Seele. Ich leg' tausend Mark auf das Stiftungskapital! — Soviel Verstand hätt' ich dir wirklich nicht zugetraut."

„Wundere dich lieber, daß er mich ausgesucht hat. So wie er ist, müßte er mich eigentlich haarsträubend finden."

Digitized by Google

„Die Lippen sind wirklich manchmal schlimm," bekannte Erwin. „Aber wenn sie's zu toll treiben, schließt man sie einfach und unterhält sich mit den Augen. So." Er küßte sie.

— „Erwin, betrag' dich nicht so übermütig in solch feierlichem Augenblick!" —

Während Fifi ihre Schwägerin umarmte, — recht herzlich, denn sie wurde sie nun endgiltig und mit guter Manier aus dem Hause los, sprach Erwin zu Hadeln über seine Lage.

Der Zuckerfabrikant nahm sie leicht. Er hatte ein gutes Zutrauen zu dem gigantischen Unternehmen, das er bei Anlage seiner Zuckerfabrik vorgefunden und unter des alten Relling energischer Leitung Jahr um Jahr hatte wachsen und um sich wurzeln sehen. Eine Klemme, wie sie geschäftliche Zufälle öfters im Gefolge hätten. Darüber käme man hinweg, wo der Untergrund eines Betriebes gesund sei wie hier. Mit seinen Leuten würde Erwin auch fertig werden. Die Zügel strammer; gelegentlich mal tüchtig zusammenreißen. Sein Vater hätte das aus dem F F verstanden. Er würd's auch lernen. Was, Kukuck! Der Humanitätsdusel macht sich sehr schön in einem Leitartikel oder auf der Rednertribüne. In Wirklichkeit käme man einer aufsässigen Bande von siebentausend Köpfen gegenüber damit in die Brüche. „Abgemacht! wenn das Gesindel rebelliert, komm' ich herüber und helf' Ihnen es zur Raison bringen. Mit den goldumränderten Verlobungsanzeigen können wir ja warten, bis die Angelegenheit im klaren ist, wie?" —

An diesem selben Nachmittag kam es zwischen der Petersen und der Zieseniß zu offenem Streit. Eine Mißstimmung schwebte schon lange zwischen den beiden Familien der jungen Leute wegen. Petersens Rieke wollte heiraten und Karl Zieseniß sollte nicht. Aber heut wurde die Frage brennend, denn Rieke weigerte sich ferner in die Zuckerfabrik zu gehen, wo Bursche und Mädchen ihren Spott mit ihr hätten, und Mutter Petersen mußte zugeben, daß man das nicht von ihr verlangen könne. Sie nahm also Karl Zieseniß ins Gebet. Karl verwies sie an seine Alte. Was ihn angehe, er heirate lieber heut als morgen. Er wisse, was er versprochen habe, und er habe die Rieke gern. Aber ohne die Einwilligung der Eltern lasse das Standesamt kein Aufgebot Unmündiger zu, und er sei erst neunzehn. Sie möge es mit seiner Mutter ins reine bringen; dafür würde er ihr noch extra dankbar sein.

Die Petersen war eine mit Haaren auf den Zähnen. Sobald sie aufgewaschen hatte, ging sie zu der Nachbarin hinüber.

„Ich wollte Sie bloß sagen, Zieseniß, das kann nich länger so angehn. Ihr Karl muß jetzt seine Schuldigkeit thun. Und ich möcht' Sie ernstlich bitten, daß Sie ihm da nich länger im Wege stehen."

Die Zieseniß begriff sofort. Mit rotem Kopf sprang sie von den Knieen auf, den Lappen beiseite werfend, mit dem sie einen Kupferkessel blank rieb. „Seine Schuldigkeit, Petersen, gehört denen da! Zählen Sie nach! Eins — zwei — drei — vier — fünf Stück krabbeln mir noch auf der Diele. Die Älteste kommt nächste Ostern aus der Schule. Ich habe nichts gegen Ihre Rieke, Petersen, aber warten muß sie, bis die da aus dem Dicksten heraus sind. Warten."

„Das thut mich leid. Warten kann sie nich."

„Sie sollten sich was schämen, Petersen!"

„Junge Leute, Zieseniss."

„Fabrikmädchens!" Die Zieseniß war wütend.

„Manchmal geht's anderen auch nich besser," zischte die Petersen aus zusammengekniffenen Lippen.

„He? — Das möcht' ich doch sehen!"

„Denn brauchen Sie ja nich weit zu suchen."

Die Zieseniß griff nach einem Besen.

„Wollen Sie vielleicht durch 'n Schornstein hinausmachen auf die Hexenwiese?" höhnte die Petersen. „Sonst lassen Sie das Gerät man an seinem Ort. Sie können mich leid thun. Die Rieke is ein dummes Tier, und Petersen und ich haben sie braun und blau gehauen. Aber Karl is doch aus ihrem Stand und ledig, und sie trägt seinen Ring am Finger. Mit 'nem Ingenieur und Bräutigam hält's meine Tochter nich."

Der Hausfrau entfiel der Besen vor Schreck. Sie fand nicht Atem zu lauter Rede. „Petersen," knirschte sie hervor, „wenn das, was Sie mich da zu verstehen geben, sich

Digitized by Google

anders verhalten sollte — denn, so — würg' ich Sie mit diesen meinen Händen zu Tod!"

„Wo werden Sie denn? Sie werden doch gescheit sein! Sie und Ihr Mann hören ja's Gras wachsen. Ich möchte Sie bloß zu bedenken geben, daß es nich schön wär', wenn die Leute auf zwei von Ihre Kinder mit Fingern weisen müßten. Überlegen Sie sich das mit Karln."

Als Siegerin zog die Petersen ab, Verwirrung und Entsetzen auf dem Schlachtfeld zurücklassend.

Olga ward aus der Kammer hervorgezerrt, verhört, geohrfeigt, und heulte.

Vater Zieseniß schnitt heimkehrend sofort einen festen Haselstock vom Busch und zerdrosch seine Älteste nach der Regel, ohne Übereilung, sorgfältig, wie er alle Arbeit that. Als er verschnaufend den Stock in die Ecke stellte, war die Familie so klug wie vorher.

Zwischen Schluchzen und Heulen stotterte Olga: „Er — weiß — vielleicht —"

Dem Arbeiter leuchtete das ein. „Das is so. Du kannst mich den Sonntagsrock heraushängen, Liese. Ich werd' ihm das mal selbst vorstellen."

Zunächst aber ging er zu Ladewig; Ärger macht Durst.

Die Tische in der Vorderstube waren voll besetzt. Der rote Jakob sprang vor seinem Platz herum wie ein Barsch an der Angel.

„Schockschwerenot! was is denn los?" fragte Zieseniß in der Thür.

„'s braut was," murmelte Ladewig.

Jakob Schmalz hatte ein Bündel Briefschaften und Blätter vor sich liegen. Er erzählte vom Ausstand der Bergleute, von den geringen Löhnen, den Bedrückungen durch die Beamten. Zehntausend Mann streikten, dreißigtausend, fünfzigtausend. Die Zahlen, die Ortsnamen schwirrten durcheinander. Es war, als wär' er dabei gewesen. „Diesmal geben die nich klein bei. Dadrauf könnt ihr euch hängen lassen!"

„So'n Ausstand," sagte Petersen bedächtig, „is 'n schwer Ding für 'nen Familienvater. Gut, daß wir so was nicht nötig haben."

„So was kann jedem jeden Tag nötig werden."

„Na nu, hier doch man nich."

„So? Meinste, die Geschichte kostet unsern nichts? Woher bezieht er denn seine Kohlen, he? Un wenn er nu keine kriegt? Oder er muß sie doppelt so teuer berappen? he?"

„Dunner ja! Die Kohlen! Das is wahr!"

„Das giebt denn ein ekliges Loch in den Beutel. Und Kapitaliste is Kapitaliste. Der Flicken für das Loch wird aus unserm Fell geschnitten, allemal!"

„Oho! Oho! da werden wir auch noch ein Wort mitreden. Lohnherabsetzung is nich. Und Überstunden erst recht nich!"

„Na, nu thut man nich so großspurig. Werdet schon klein werden, wenn er hergeht und wirft ein paar hundert von euch auf die Straße."

„Nu aber! Er hat uns die Häuser ja erst auf neu zurecht machen lassen."

„Dann ziehen die Polacken da um so lieber herein. Gebt acht! die machen's billig."

„Unserer is fein," mischte Ladewig sich ein, den beschäumten Bierkrug vor den neuen Ankömmling hinsetzend. „Die Gruben sind fiskalsch. Un was so'n richtigen Beamten is, die haben Scheuklappen vor den Augen un 'n Brett vor'n Koppe. Die was zu verlieren haben, passen auf, woher der Wind bläst. Zuletzt kommt's auf dieselbe Niederträchtigkeit heraus."

„Du weißt was Bestimmtes, Ladewig. Ersten hat ein Ingenieur mit dir geredet."

„Erfahren müssen Sie's alle, meine Herren. Und bedanken mögen Sie sich bei Ihren Hausfrauen."

„'s is wahr," sagte Petersen, „selbfünft sind sie im Gänsemarsch zum Relling hinaufgestiegen. Deine, Zieseniß, wackelte voran, un denn kam meine, und Wehland seine war da auch bei."

„Heilig Donnerwetter! Werden denn jetzt die Weibsbilder auch rebellsch?"

Ladewig zuckte die Achseln. „Um zehn Uhr soll ich Feierabend ansagen. Diese Neuerung wird doch wohl das Weibliche ausgeheckt haben."

Ein Sturm des Widerspruchs erhob sich. Sie waren freie Männer. Niemand hatte ihnen zu befehlen, wann sie nach Haus gehen sollten! Fing der Neue auch schon an mit Maßregelungen, mit Chikanen? Man würde es ihm weisen, ihm und den aufsässigen Weibern. Sie gingen nicht.

Digitized by Google

„Ich darf's nicht dulden," erklärte Ladewig, „Er nimmt mich sonst die Konzeschon."

Um zehn drehte er pflichtschuldig die Lampen aus. „Mit Verlaub." Er hatte aber vorgesorgt durch Reden und Getränke. Im Handumdrehen waren alle Lichter von den Gästen wieder angezündet.

Phlegmatisch, die Hände in den Taschen, sah Ladewig zu. „Diesselbe darf ich nicht dulden, meine Herren."

„Da duldest du es eben nicht. Geh' hinaus."

„Geh hinaus!" schrien alle.

„— Seine Wirtschaft läßt einer doch nich gern im Stich —"

„Himmelsakrament! Denkst du, wir nassauern? Nu aber raus! Wir sind ehrliche Kerle. 's trinkt keiner dir 'n Seidel weg, eh' daß er nich seinen Nickel da hier auf den Schenktisch legt."

Die Jüngsten rollten schon ein frisches Faß vom Hof herein. „Löwenbräu! Brüll', Wirt, brüll'! Desmal is es kein Schwindel! Desmal wird wirklich ein frisches Faß angestochen."

„Wenn Sie mich freilich zwingen, meine Herren" —

„Jawohl, du Hasenfuß! Gezwungen wirste!" Sie faßten den gemütlichen Dicken bei den Händen und leiteten ihn manierlich ins Hinterzimmer.

„Ja, wenn Sie mich Gewalt anthun! Wenn Sie drohen die Wirtschaft zu demolieren" —

„Jawohl! Wir demolieren!"

„Wenn Sie mich gar festbinden" —

„Ja, feste binden wir dich!"

„Meine Herren! Sie alle sind Zeugen, ich weiche der Gewalt."

Sein Kopf verschwand im Thürrahmen, begleitet vom jubelnden Lachen der Gäste, die des Hallunken Schlauheit, sich für alle Fälle den Rücken decken zu wollen, während er ihnen zu Gefallen handelte, als köstlichen Spaß würdigten.

Nun erst wurden die Köpfe heiß, die Stimmen laut. Ein Hauch des Aufruhrs, der Unbotmäßigkeit stieg aus dem Fußboden auf, senkte sich von der Stubendecke herab, ein Fluidum, hergeweht aus den dunklen Schlünden der Gruben an Saar und Ruhr, das über Städte und Länder ostwärts zog um sich in diesem Weltwinkel zu entladen. Der wunderliche Spuk und Poltergeist ging durch die Reihen, der Putsche entstehen läßt, kein Mensch weiß warum? Der die fehlenden Gründe aus dem Boden stampft, der Bedrückungen aus der Luft greift, der giftige Worte, die nie gesprochen wurden, von Mund zu Mund trägt, um Menschen rasen zu machen und selbst zu rasen, die Spannung zu entladen, irgendwie und gegen irgendwen, die in den Gemütern vorhanden ist, geboren aus irgendwelchem ungestalteten Unbehagen in den unerforschlichen Abgründen der Seele, die das Bewußtsein mit seiner Fackel nicht mehr erleuchtet.

Vielleicht war's hier der jähe Wechsel, das unvermittelte Hinaustaumeln aus thatsächlichem, wenn auch nicht so benanntem Sklaventum in die Freiheit unabhängiger Personen, das diese Männer im Innersten verstörte, unsicher, phantastisch machte. Die schändlichsten, verderblichsten und unsinnigsten Absichten wurden dem neuen Herrn untergeschoben und geglaubt. Es genügte, daß einer ein drohendes Unheil nannte: Entlassung, Lohnverkürzung, sechzehnstündige Zwangsarbeit, Polizeiaufsicht, — und brüllend ward es von allen als bevorstehend, als gewiß, als in des Neuen jesuitisch verborgenen Plänen liegend, proklamiert!

Das machte, sie kannten ihn nicht. Sie verstanden ihn nicht. Den Alten hatten sie begriffen. Der war Fleisch von ihrem Fleisch, Geist von ihrem Geist. Wo sie ihn haßten, durchschauten sie ihn noch, bewunderten sie ihn. Der Neue mit seiner rätselhaften Güte, die ihn Unsummen kostete, und seinem willkürlichen Feierabendbieten, das ihm nicht einen Pfennig einbrachte, war ihrem Herzen und Hirn unbegreiflich. Man kann das Unbegreifliche nicht lieben, nur ihm mißtrauen, es fürchten, es verabscheuen. Dieser Mann hatte nichts gemein mit ihnen. Sie verstanden ihn nicht. Folglich war er ein Narr oder ein Bösewicht.

Um elf fand sich das ganze männliche Wisselrode in Ladewigs Gaststube zusammengepfercht; keiner verstand den andern mehr, und alle brüllten, und alle schlugen mit den Händen durch die Luft und auf den Tisch, und jeder war überzeugt, daß allen insgesamt

Digitized by Google

und ihm insbesondere schweres Unrecht widerfahren sei und schwereres bevorstände. Die ruhige, vernünftige Arbeiterschaft von Wisselrode war zur Zeit eine Horde von Tollhäuslern.

Am Fenster seines Arbeitszimmers auf dem Werk stand Erwin neben seinem alten Buchhalter. Er hielt ein Fernrohr in der Hand und sah hinüber nach den nicht erlöschenden Lichtern in der Schenke. Wenn er den Flügel öffnete, quoll mit dem frischen Frühlingswind das ferne Brausen und Johlen der Volksmenge zu ihm in die Stube.

„Sie wissen bestimmt, Herr Winter, daß Feierabend auf zehn Uhr angesagt ist?"

„Ich bin selbst drüben gewesen, Herr Relling."

„So."

Der Buchhalter wischte sich die Stirn. Er war ängstlicher Natur und unter des alten Relling Regiment an Aufruhrscenen nicht gewöhnt.

„Wieviel Uhr ist's jetzt?"

„Dreiviertel auf elf, Herr Relling."

„Das zeigt meine Uhr auch. Natürlich muß der einmal gegebene Befehl aufrecht erhalten werden. Haben Sie eine Ahnung, was die Leute so rabiat macht?"

„Ach, Herr Relling, darüber ließe sich viel sagen, viel — und nichts."

„Aha, meine Neuerungen, die nie Ihren Beifall fanden."

„Herr Relling, die Menschen vertragen's nicht, wenn's ihnen zu gut geht."

„Meinen Sie?" Erwin sah ihn gedankenvoll an. „Meinen Sie das wirklich? — Es könnte auch sein, daß der Streik in den Kohlengruben sie aufregt, — wie?"

„Vielleicht sagen sie sich, daß das Werk unter diesen Umständen mit einem Arbeitstag von acht Stunden nicht bestehen kann. Für das, was ihnen fatal ist, haben die Bursche eine untrügliche Witterung."

Erwin legte das Fernrohr nieder. „So will ich hinübergehen und mit ihnen sprechen."

„Sie? — Sie? jetzt? — Sind Sie von Sinnen?" Winter hielt Erwin am Arm fest. „Nein! ich leid's nicht! Das leid' ich nicht! Das — das ist Selbstmord!"

„Selbstmord? — Daß ich ihnen wohlwill, glaube ich meinen Arbeitern bewiesen zu haben. Haß oder Rachsucht trägt mir wohl nicht ein einziger entgegen. Warum soll ich mit den Leuten nicht ein paar verständige Worte sprechen über die bevorstehende schwere Zeit, die auch von ihnen Opfer fordern wird, und die wir Schulter an Schulter in gegenseitigem Vertrauen durchkämpfen müssen, wenn das Werk bestehen bleiben soll, das sie und mich ernährt."

„Das wollen Sie den Wahnsinnigen sagen? Jetzt? Jetzt? — Aber hören Sie sie denn nicht toben?"

„Sie kennen mich doch."

„Ja! liebster Chef und Freund, sie kennen Sie — leider! Wenn ich es schon sagen muß — sie kennen Sie viel zu gut. Wer Verehrung von Menschen fordert, muß ihnen sein wie ein Gott. Ein Gott bleibt unnahbar, unergründlich fern. Sie aber haben mit unsern Leuten gesprochen wie mit ihresgleichen."

Erwin hatte den Hut schon in der Hand. Er wandte sich schmerzlich berührt von dem Vorwurf, dessen Gewicht er nicht von der Seele schütteln konnte. „Was? Was? So genügt es nicht, guten Willen zu haben? Man muß auch noch dazu bösen schauspielern? Komödie! Komödie überall und mit allen und zu jeder Zeit! — Winter, Winter! sind Sie nun ein tiefer Menschenkenner, oder nur — ein Menschenverächter?"

„Liebster Herr Relling!"

„Nein, ich geh'. Nur Kettenhunde sind boshaft; diesen hab' ich die Kette gelöst." —

Einen Augenblick schwankte der Buchhalter. Dann hastete er keuchend in sein Zimmer, nahm Hut und Mantel vom Nagel und eilte seinem Herrn nach. Aber er holte ihn nicht mehr ein.

Als Erwin die Thür zur Gaststube aufstieß, verstummte auf einen Augenblick das wahnsinnige Johlen und Brüllen. Verblüfft, wortlos glotzten die schwer Betrunkenen. Der kleine, blonde Mann mit dem weißen, ruhigen Gesicht, dem schlichten Haar und den blauen Augen, war jedem von ihnen so bekannt, daß sein Bild sogar die Nebel des Rausches durchdrang. Was aber wollte er bei ihnen? Er hatte sie beleidigt durch sein Feierabendgebot. Es war eine Unverschämtheit, hier einzutreten, wo man seit Stunden auf ihn schimpfte. Vielleicht war's gar eine Herausforderung! —

Digitized by Google

„Guten Abend", grüßte Relling.

Da war der Bann gebrochen. „Feierabend frei!" scholl es ihm hundertstimmig entgegen.

„Es ist allerdings mein Wunsch, daß Sie nach Hause gehen —"

„Feierabend frei!"

„Aber zuvor habe ich Ihnen einiges zu sagen. In den Kohlengruben ist ein Streik ausgebrochen. Auch unserm Werke steht dadurch schwere Zeit bevor. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen —"

„Feierabend frei! Keine Lohnverkürzung! Keine Überstunden! Wir lassen uns nich schikanieren, wir lassen uns nich backmeiern."

Einer fing an, die Wacht am Rhein zu brüllen, um Erwins Stimme zu übertönen. Erst erschraken die andern, dann fielen sie ein. Der kleine Blonde war ja so geduldig, so urgemütlich; jeder hat die Behandlung, die er verdient.

Erwins bleiches Gesicht rötete sich jetzt vor Erregung. „Ich sehe, Sie sind jetzt nicht fähig, mich zu verstehen. Gehen Sie nach Hause; Ladewig, veranlassen Sie die Räumung des Lokals."

Brüllendes Gelächter, während der Wirt unter einem Schwall von Entschuldigungen seine gefesselten Hände emporhob.

„Wenn's uns paßt, nicht wahr? — Wir sind freie Männer. — Kleener, hast keinen Schandarm in der Tasche? He? Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein —"

„Aber, so gehen Sie doch, meine Herren!" schwatzte dazwischen Ladewig. „Sie hören doch, was der Herr Chef sagt! — Ich bitte Sie, meine Herren, bringen Sie 'nen armen Mann nich in Verlegenheit. Ob sie wohl hören! 's is nich meine Schuld, Herr Relling —"

„Drehen Sie die Lampen aus, Ladewig! Auf der Stelle wird das Lokal geräumt! — Hier ist mein Grund und Boden. Ich will's! Ich befehl's! — Hinaus! hinaus! alle!" —

Ein Wutgeheul, ein Aufbäumen gleich dem des sturmgepeitschten Meeres. Auf einmal sauste ein Seidel durch die Luft. Es streifte Erwins Schläfe. Er blutete.

Und wieder jähe, unheimliche Stille. Die Wahnsinnsthat wirkte ernüchternd wie ein Guß kalten Wassers! nur Ladewig schalt und diesmal nicht zum Schein.

Erwin stand noch einen Augenblick bewegungslos, stumm; nur seine Lippen bebten, seine Augen schweiften weit geöffnet über die vielköpfige, schreckgelähmte Versammlung. Dann wandte er sich langsam, schwerfällig, wie übermüdet und schritt ohne ein Wort aus der Thür.

Hinter ihm brach der Höllenlärm von neuem los, leidenschaftliche Anklagen, heftige Entschuldigungen. Niemand wollte das Seidel geschleudert haben, niemand die Verantwortung für den Auftritt tragen. Der Neue hatte sie so eigen angeguckt aus seinen tiefen, weltfremden Augen. Und dann — es war immerhin der Chef! Und dem Chef ein Bierseidel an den Kopf werfen, gehörte sich einmal nicht. Man kannte Leute, die das verflucht krumm nehmen würden. Wie dieser es nahm, würde sich morgen ausweisen. Nicht ein Sterbenswörtchen hatte er gesagt, nicht einmal die Hand gehoben, um das Blut abzuwischen, das ihm von der Stirn rieselte. Das war schlimm. Hunde, die nicht bellen, beißen.

Ganz sachte leerte sich das Lokal; einer nach dem andern stahl sich fort. Sie brauchten nicht einmal den Kopf unter die Pumpe zu legen. Sie waren mit einem Schlag ganz nüchtern. —

Ein paar Schritte vor Wisselrode traf Erwin auf Winter, der ihm nachgeeilt war.

„Mein lieber Herr Relling! Gott sei Dank! — Sie kommen mit heim, nicht wahr?"

„Ja; geben Sie mir Ihren Arm."

„Sie zittern ja! Was ist Ihnen? Gott! — Was ist Ihnen?"

„So viel wie nichts. Ich habe Nerven. Lärm, Geschrei thun mir körperlich weh. Eine lächerliche Schwäche für den Chef eines solchen Werks. Sprechen Sie nicht darüber."

Winter hörte den fortdauernden Lärm in der Schenke. Er wagte nicht zu fragen, was sein Vorgesetzter ausgerichtet habe. Und jener sprach auf dem langen Weg nicht eine Silbe.

Als sie in den Lichtschein der Coakerei kamen, in der eben einige Öfen ausgeschoben wurden, ließ Erwin Winters Arm los. Der Buchhalter schrie auf.

„Sie bluten! O, die Bösewichter!"

Digitized by Google

„Still doch!“ Erwin zog sein Taschentuch hervor und preßte es an die Schläfe. „Das braucht niemand zu sehen.“

Wieder gingen sie schweigend bis zu Erwins Wohnhaus.

„Gute Nacht, lieber Freund,“ sagte Relling.

„Nein, ich komme mit Ihnen.“

„Wie Sie wollen.“

„Vor allen Dingen müssen Sie verbunden werden.“

„Wozu? Die Schramme ist nicht der Rede wert.“

Als der Lampenschein des traulichen Gemaches die beiden Männer beleuchtete, erschrak der Buchhalter abermals vor der gespensterhaften Blässe seines Chefs, die das blutige Mal schauerlich hervorhob. In nervöser Unrast wanderte Erwin im Zimmer auf und nieder, auf und nieder.

„Mein Gott! — Mein Gott! — Sie sind krank!“

„Nein.“

„Sie müssen Pflege haben. Ich rufe Karoline.“

„Nein.“ Und weiter hastete der Unglückliche kreuz und quer durch die Stube. Nach einer langen Weile blieb er vor Winter stehen —

„Warum hassen diese Menschen mich?“

„Aber Herr Relling!“

„Ja ja! Sie hassen mich. Ich hab's nicht gewußt — nicht gedacht — Aber heut hab ich's gesehen. Sie hassen mich.“

„Die Leute sind wie die Kinder, Herr Relling, unbändig, roh; — das ist kein Haß.“

„Es war Haß.“

Wieder eine lange Pause, in der dem Buchhalter schwül wurde. Dann hob Erwin wieder an.

„Alle Kettenhunde sind bösartig, — aber auch nur die Kettenhunde —“

„Ich verstehe Sie nicht. — Wenn Sie sich zur Ruhe legten —“

„— Aber wenn ich einem alten Kettenhund die Freiheit gebe, so hört er darum nicht auf ein Kettenhund zu sein.. — Da liegt der Fehler.“

„Herr Relling, ich schicke zum Arzt.“

„Da liegt der Fehler. Und ihn nicht zu sehen! Fünfzehn Jahre gelernt — und ihn nicht gesehen! Ich bin dumm — dumm — dumm!“ Er drückte auf den Knopf der Klingel. „Von Anfang an hab' ich alles falsch gemacht! — Karoline, eine Flasche Burgunder für Herrn Winter und mich.“

„Aber Herr Relling — es geht auf Mitternacht. — Meine Frau und Mariechen warten —“

„Wir müssen uns stärken, lieber Winter, stärken für morgen. —“ Er schenkte ein und sprach weiter, hastig wie im Fieber, seine Augen sahen über den Alten weg. — „Sie haben recht behalten, Winter, — und haben doch nicht ganz recht. Sie kennen diese Menschen; ich kenne die Menschen, — diese kenn' ich nicht. Das ist ein besonderer Schlag. Sie sind auch nicht so aus der Hand der Natur hervorgegangen. Sie sind verkrüppelt durch ein langes Kettenhundleben. Ein Mensch hat das aus Menschen gemacht. Aber nun kenn' ich sie nicht. Und das ist schlimm. Was soll ich ihnen künftig sein und geben, wenn sie mich hassen und ich sie nicht kenne? Ich muß mir das überlegen. Es ist furchtbar. Und ich kenne meine Leute nicht. So wahr ich ein ehrlicher Mensch bin, — ich kenne sie nicht!“

Dem Buchhalter ward es so unheimlich, daß er die Flucht ergriff, seinen Burgunder im Stich lassend.

„Passen Sie auf den Herrn,“ raunte er Karlinen zu. „Er — er hat einen Unfall erlitten, — eine Gehirnerschütterung — ich weiß selbst nicht. Ich lasse anspannen. Ich schicke zum Medizinalrat.“

Erwin blieb allein. Er merkte es kaum. Gleichwohl hatte er keine Gehirnerschütterung davon getragen, die äußere Verwundung war unbedeutend. Aber in der Seele des hochgemuten Idealisten war eine Saite gesprungen, als er in dieses Meer von Augen schaute, deren jedes auf ihn gerichtet war, jedes einzelne mit der giftigen Tücke, dem gewaltsam und doch unvollkommen niedergehaltenen Haß, der Rachgier gezähmter Bestien in einem Eisenkäfig; diese Augen, in deren Blick er Dankbarkeit und Vertrauen zu lesen erwartete, erwarten durfte!

O, der Gemeinheit! O, des Ekels! — Weh über seine lang genährten Pläne, das Paradies, das er in dieser Öde zu schaffen

Digitized by Google

hoffte, das Paradies, schöner als das erste, indem die Natur zwar strotzte in prangender Fülle, die Menschen jedoch sich darstellen nackt, unwissend, zugänglich jeder Versuchung. Er hingegen hatte sich vermessen, Menschenseelen zu bilden, die würdig wären eines Paradieses.

All' diese Hoffnungen durchschnitt die Scherbe, die seine Schläfe traf, und wie ein Knabe um einen zerfledderten Schmetterling hätte Erwin weinen können um sein entfärbtes und zersetztes Ideal.

(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues zur Frauenfrage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Eine kindliche Geschichtsauffassung setzt große Bewegungen und Umwälzungen gern in Zusammenhang mit äußeren Ereignissen, die sie im Ernst für ihre Entstehungsursache hält. Das bekannte Glas Wasser, das schiefe Fenster in Trianon, den Apfel Newtons nehmen wir mit Vater Becker oder Nösselt als Kinder für bare Münze. Ein gut Stück dieser Naivetät bleibt uns für das spätere Leben. Wir halten die Geschichte häufig noch für eine Reihe von Einzelhandlungen und äußeren Ereignissen, von denen eins das andere wie zufällig veranlaßt hat, und erst eingehende Studien führen uns auf die freie Höhe, von der Ranke uns die Geschichte im Lichte evolutionistischer Auffassung zeigt: als Entwicklungsprozeß der Menschheit, der hier und da durch äußere Ereignisse und einzelne Persönlichkeiten beschleunigt oder zurückgehalten wird, im ganzen aber unbeirrbar seinen großen Gang geht und auf die Dauer äußeren Ereignissen nicht dienstpflichtig ist, sondern sie sich dienstbar macht.

Auf dieser Höhe hören wir denn auch auf, blöde Verwunderung oder Spott zu äußern; wir versuchen einfach die Erscheinungen zu verstehen, d. h. ihre innere Tendenz zu erfassen, in ihr Prinzip einzudringen. Von dieser Auffassung der Geschichte hatte noch das vorige Jahrhundert kaum eine Ahnung; das unsrige hat eine ganze Reihe von Wissenschaften gezeitigt, die wir unter dem Namen Nationalökonomie und Staatswissenschaften zusammenzufassen pflegen, und die, abgesehen von ihren praktischen Zwecken, als Hilfswissenschaften einer derartigen Geschichtsauffassung bezeichnet werden können.

Wie tief aber die alte Anschauung von der Zufälligkeit und inneren Zusammenhanglosigkeit der Ereignisse noch in vielen Köpfen wurzelt, davon ist vielleicht das lehrreichste Beispiel die große Frauenbewegung unserer Zeit. Es hat lange gedauert, bis man erkannt hat, daß sich in ihr ein notwendiges Stück Menschheitsentwicklung vollzieht, daß sie ein Segment des sozialen Prozesses ist; bis man über die kindliche Auffassung hinauskam, etliche „Hysterische, Ausschweifende, naseweise Halbdenkerinnen, Mannweiber, geistige Monstrositäten u. s. w.," wie ein Rückschrittler noch im Jahre des Heils 1894 schreibt, hätten die Frauenbewegung in Scene gesetzt,

Digitized by Google

die nun mit dem bekannten, von emancipatio gebildeten Adjektiv, vor dem noch heute jedem Philister grauft, gebrandmarkt wurde.

Tiefer greift schon die Auffassung, die Frauenfrage und Frauenbewegung für ein Produkt der Not erklärt, jener Not, als deren Urheberin die Maschine gelten muß. Nur daß eben auch die Maschine ein notwendiges Glied in der Entwicklung der Menschheit ist, daß sie, die für den Augenblick Millionen von Händen lahm legte, einen Triumph des menschlichen Geistes bedeutet, der nur vorübergehend verderbliche Wirkungen schaffen kann. Eben die Not, die mit dem Umsichgreifen der Maschinenarbeit, mit der Veränderung aller häuslichen Arbeit, mit dem Lahmlegen der Hände verbunden war, hat in der Frauenwelt als Gelegenheitsursache einen Prozeß ausgelöst, der sich bei einzelnen, glücklich beanlagten Individuen stets vollzogen hat, dem Geschlecht als solchem aber fremd war: die Entwicklung zu eigener Individualität, zum Bewußtwerden eigenartiger Eigenschaften, die einen wertvollen Beitrag zur Kulturentwicklung der Menschheit zu bilden vermöchten und doch in ihr bisher nicht zur Geltung gekommen waren.

Das ist die innere Bedeutung der Frauenbewegung im Licht der Geschichte, ob sie den einzelnen zum Bewußtsein kommt oder nicht. Vielleicht glauben die meisten nur dem eigenen Lebenszweck zu dienen, wenn sie den Weg in einen Beruf zu erzwingen suchen, der als „männlich" abgestempelt war; in Wirklichkeit dienen sie, ohne es zu wollen, der Idee, die am kürzesten auf die Formel zu bringen ist: In der Kulturentwicklung der Menschheit, die bisher einseitig das Gepräge des Mannes trug, soll auch die Frau ihre eigenartige Begabung zum Ausdruck bringen.

Wie kommt es nun, daß ein so berechtigtes Bestreben, dem nur die blindeste Voreingenommenheit die Sympathie versagen kann, überall zuerst auf Widerstand stieß, daß es speziell bei uns, im Lande der „Dichter und Denker" — wie man trotz aller Gegenbeweise der letzten Jahrzehnte noch zu sagen liebt — die hartnäckigste, kränkendste und hochmütigste Zurückweisung erfahren hat?

Der Hauptgrund liegt klar auf der Hand. Ein Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit in unserem Sinne ist immer nur möglich in Form einer Leistung vor der Öffentlichkeit, sei es innerhalb eines Berufs, eines Amtes oder einer Kunstübung. Überall, wo eine Persönlichkeit sich durchsetzt, verdrängt sie eine andere. Es ist die ganz gemeine Konkurrenzfurcht, die den Hauptwiderstand gegen die Frauenbestrebungen bewirkt hat. Die Beweise dafür sind leicht zu erbringen. Nur einer für viele. Als in England über die Zulassung der Frauen zu den Universitäten abgestimmt wurde, ergab sich, daß die Stimmberechtigten der als Arts and Science bezeichneten Fakultäten (in England werden diese Fächer weit weniger als bei uns als Brotstudium betrieben), bei weitem die größte Liberalität zeigten; den größten Widerstand leisteten die Mediziner, d. h. diejenigen, denen ihr Studium thatsächlich den Lebensunterhalt geben sollte. In Arts stellte sich das pro und contra wie 80 zu 20, in Science wie 89 zu 11; in der Medizin hingegen wie 21 zu 79.

Aber es ist nicht die Konkurrenzfurcht allein gewesen, die den Widerstand hervorrief. Vielfach waren die Frauen selbst schuld daran. Ein Prozeß, wie der hier gezeichnete, verläuft naturgemäß lange Zeit unter der Schwelle des Bewußtseins. Ein unbestimmtes Gefühl ruft allerlei Tastbewegungen instinktiver Art hervor, die sich in ihrem Ziel vielfach vergreifen müssen, ehe bewußte Absicht ihnen den rechten Weg weist.

Digitized by Google

Die Frauen sahen das andere Geschlecht im Besitz aller Rechte, voller Freiheit der Bewegung; sie vermochten nicht gleich das formale Prinzip von der zufälligen Erscheinungsform zu sondern, sondern glaubten vielfach, in männlichen Allüren, in der Nachahmung der Eigenart des anderen Geschlechts, der Lösung des dunkel in ihrem Bewußtsein schlummernden Problems auf die Spur zu kommen. Ohne von der, einem jugendlichen Stadium abstrakten Philosophierens entspringenden Auffassung des Aristoteles Kenntnis zu haben, die Frau sei ein unausgebildeter Mann, handelten sie ihr entsprechend, und suchten das minus eifrig auszugleichen, immer ihre Leistung an Männerleistungen messend. Und die Männer selbst machten es nicht anders, obwohl hier und da ein Feinfühliger eine Ahnung von der Verkehrtheit der Methode zeigt. Schon Herder sagt gelegentlich bei einer Kritik der Gedichte der Sophie Mereau, nur männlichen Maßstab an Frauenleistungen anlegen, sei „mindestens ein Unbenehmen."

Aber dies erste, instinktive Stadium ist vorüber. Wohl giebt es noch Frauen, die die vorhin gekennzeichnete Auffassung festhalten: sie sind leicht ad absurdum zu führen. Hat die Frau nur die Eigenschaften des Mannes, aber abgeschwächt, in die Kulturarbeit einzusetzen, so wird diese weit besser von den Männern allein weiter besorgt. Die ganze Stärke der Frauenbewegung liegt einzig und allein in der Auffassung, daß die Frau, wie sie anatomisch bis in die Zehenspitze anders geartet ist als der Mann, es auch psychisch ist, daß sie also andere, bisher gering oder garnicht vertretene Eigenschaften für die Entwicklung der Kulturmenschheit dienstbar machen kann.

Diese Erkenntnis beginnt sich denn auch langsam durchzusetzen. Keine Zeit hat soviel Bücher über die Frau und ihre Eigenart produziert wie die unsere. Die modernsten unter ihnen fußen auf physiologischen Thatsachen, d. h. die Verfasser, denen für eine richtige Psychologie des Weibes eine wesentliche Quelle fehlt: die Selbstbeobachtung, konstruieren sich das Weib aus physiologischem Material; da sie nicht genau wissen können, wie es ist, so suchen sie auf diesem Wege zu erfahren, wie es sein muß. Daß dabei manche Mißkonstruktion mit unterlaufen muß, liegt auf der Hand. Auch das statistische Material, das in zweiter Linie und als schwerstes Geschütz aufgefahren wird, kann bei genauerer Betrachtung oft wenig imponieren; mit Zahlen läßt sich bekanntlich trefflich streiten. Den größten Mißbrauch mit diesen Methoden trieb ja vor kurzem Lombroso in seiner donna delinquente; der lustige Unsinn, den man da manchmal zu hören bekommt, verdient eine ernstliche Widerlegung kaum. Weit ernsthafter sind die Untersuchungen zu nehmen, die Dr. Havelock Ellis unter dem Titel: Mann und Weib kürzlich veröffentlicht hat und die auch schon in einer deutschen Uebersetzung vorliegen.[1]) Zwölf Jahre lang hat Ellis positive Daten über die sekundären Geschlechtsunterschiede zwischen Männern und Frauen gesammelt. Er zerstört eine Menge von Vorurteilen, die sich teils ohne jede greifbare Ursache, teils auf Grund einseitiger Untersuchungen voreingenommener Forscher weithin verbreitet hatten. In erster Linie interessieren natürlich seine Schädelmessungen. Er kommt zu dem Resultat, daß sich aus der Untersuchung des Schädels kein triftiger Grund ergebe, dem einen Geschlecht eine höhere morphologische Stellung einzuräumen als dem andern. „Der Mann (dessen Schädel sich dem senilen, dem Greisentypus nähert) darf," meint er, „wenn er pharisäisch gestimmt ist, Gott danken, daß sein Schädeltypus so weit von dem kindlichen entfernt ist, und ganz ebenso steht es dem Weibe frei, dankbar

[1]) Leipzig, Georg Wigand, 1894.

Digitized by Google

dafür zu sein, daß ihr Schädel dem senilen Typus fernsteht." Was aber das Gehirn betrifft, so kommt er zu dem Schluß: „Vom gegenwärtigen Standpunkt der Hirnanatomie und Hirnphysiologie aus hat man keinen Grund anzunehmen, daß ein Geschlecht irgendwelche Superiorität über das andere besäße." Sein Gesamtresultat ist von dem Lombrosos weit entfernt, da er zwei Klippen vermeidet, an denen Lombroso scheiterte: einmal sondert er vorsichtig fundamentale, in der Natur begründete Geschlechtsunterschiede von erworbenen, im Laufe der Menschheitsentwicklung entstandenen, und zweitens zieht er nicht ohne weiteres, wie Lombroso, aus dem jugendlichen Typus des Weibes den Schluß auf seine Inferiorität; es würde sich nach Ellis sogar eher eine Superiorität daraus folgern lassen, da der spezifisch menschliche Typus beim Kinde am allerdeutlichsten auftritt und die ganze spätere Entwickelung in ihren äußeren Formen eine Annäherung an den senilen und den Affentypus zeigt. Vom zoologischen Standpunkt aus würde also die weitere Entfernung des Mannes vom jugendlichen Typus nur als ein weiteres Hineinwachsen in die Degeneration zu bezeichnen sein. Praktische Folgerungen zieht der Verfasser aus diesen Sätzen nicht; sie sind aber interessant, weil sie zeigen, zu wie verschiedenen Folgerungen die gleichen Thatsachenreihen führen können.

Wenn man nun diese Bücher und eine schier endlose Reihe von Abhandlungen und Broschüren übersieht, die sich teils auf Grund statistischen und naturwissenschaftlichen, teils auf Grund gar keines Materials, nur in munterem Rede- oder Phrasenturnier, mit der Frage beschäftigen: können die Frauen dies oder jenes? — wenn man dann sieht, wie in anderen Kulturländern die Frauen frisch und fröhlich eine Thätigkeit entfalten, über deren Möglichkeit bei uns die Debatten nicht aufhören, so möchte man beinahe annehmen, daß unser Volk insbesondere dem senilen Typus sich nähere. In Amerika üben an 2 500 weibliche Ärzte ihre Praxis aus, in Rußland zwischen 5 und 600, in England 140 und entsprechend in den übrigen Kulturländern; England zählt 1 340 weibliche Apotheker, Holland 313, Brüssel 5, Gent 5, anderer Berufe garnicht zu gedenken. Überall haben es die Nationen, anstatt mit der grauen Theorie, mit der ewig jungen und frischen Volksweisheit gehalten: „Probieren geht über Studieren." Und ist nicht in der That mit diesem Wort die ganze Frauen- und Studienfrage zu lösen? Am Schlusse seiner Untersuchungen kommt auch Ellis, wie die jugendlich praktischen Völker alle, zu dem Resultat:

„Wir haben kein Recht, im gesellschaftlichen Leben feste, die Geschlechter sondernde Schranken zu errichten. Inwieweit das eine oder das andere Geschlecht für irgend eine Art von Arbeit oder irgend ein Vorrecht besonders qualifiziert ist, darüber kann nur eine auf unbeschränktem Experimentieren beruhende Erfahrung entscheiden, und da die Bedingungen für derartige Experimente in jedem einzelnen Versuch besondere sind, so darf eine einzelne Erfahrung nie ein für allemal entscheiden. Ergiebt ein derartiges Experiment ein günstiges Resultat, um so besser für die Menschheit; ist es ungünstig, so leidet darunter die Minorität, die ein Durchbrechen der natürlichen Gesetze verlangt hat. Es ist durchaus unnötig, übereifrig vor einer Versündigung gegen die Natur zu warnen; die Welt ist nicht so leicht umzustürzen, und wir können mit völligem Gleichmut den Versuchen sozialer Neubildungen und Anpassungen zuschauen. Derartige Bestrebungen sind entweder Bethätigungen eines gesunden natürlichen Instinkts, und dann kann der soziale Körper durch sie nur gewinnen, oder sie werden, wenn sie es nicht sind, das organische Leben der Menschheit nicht beeinflussen."

Drastischer hat eine Frau einmal die völlige Gefahrlosigkeit dieser Experimente mit dem Wort bezeichnet: „Laßt sie Schiffskapitäns werden, wenn sie wollen". In der That schwimmen verschiedene Boote mit weiblichen Führern den Mississippi auf

Digitized by Google

und ab, und die sittliche Weltordnung ist dadurch ebenso wenig erschüttert worden, als durch das Waschen, Kochen und Schneidern der Männer. Die Konkurrenz, die diese den Frauen in jenen spezifisch weiblichen Beschäftigungen machen, wird entschieden immer stärker sein als die, welche die Männer durch weibliche Schiffskapitäne zu erfahren haben.

Dem unbefangenen Denken will in der That nichts weniger einleuchten, als daß man einen Menschen hindern will, die in ihm liegenden Fähigkeiten auszubilden und zu diesem Zweck zunächst zu versuchen, welche Fähigkeiten er denn eigentlich hat. Eigentümlich erscheint auch, daß man die Fähigkeiten der Frau gerade nur zu den Berufen anzweifelt, die Geld und Ehre bringen, während sie die schwersten Anstrengungen in Berufen untergeordneter Art ruhig auf sich nehmen darf. Von den höheren „Berufen" hat man aber wiederum einen der Frau geöffnet, und sie hat sich nicht schlecht darin bewährt: den, der alle andern in sich faßt, sie übersieht und beherrscht: den Beruf der Regentin. Das ist mit das seltsamste Stück Logik in der an solchen Dingen so reichen Geschichte der Frau.

Wie sehr übrigens alle diese Dinge Sache der Gewöhnung und Anpassung sind, davon überführt uns am besten ein Blick auf das Leben primitiver Völker. Im östlichen Zentral-Afrika ist z. B. die Näherei durchaus Männerarbeit; nach einem Bericht Macdonalds darf sich eine Frau von ihrem Manne scheiden lassen, wenn sie einen ungestopften Riß in ihrem Rock nachweisen kann[1]). Und wie mannigfaltig und ausgedehnt das ursprüngliche Arbeitsgebiet der Frau bei den Urvölkern ist, geht aus dem Ausspruch eines australischen Kurnai hervor: „Der Mann jagt, fischt, kämpft und sitzt herum; das übrige ist Sache der Weiber."[2]) Einen höchst anschaulichen Bericht über weibliche Industrie bei primitiven Völkern giebt Ortis Mason, der Kurator der ethnologischen Abteilung des National-Museums der Vereinigten Staaten. Er hat dabei vorzüglich seine Beobachtungen über die Indianerstämme Nordamerikas zu Grunde gelegt[3]).

„Folgen wir der Frau des Wilden bei ihren täglichen Verrichtungen, um die Rolle zu verstehen, die ihr auf so niedriger Kulturstufe zufällt. Der Augenblick, wo das erlegte Tier vor ihre Höhle, ihre Buschhütte, ihren Wigwam geworfen wird, mag der Ausgangspunkt der Untersuchung sein. Sie schlägt sich einen scharfen Feuersteinsplitter ab, den sie als Messer verwendet, und wird so der erste Messerschmied, der wahre Begründer von Sheffield. Mit diesem Messer nun häutet sie das Tier sorgfältig ab, wobei sie sich nicht träumen läßt, das sie dadurch zum Schutzpatron aller künftigen Fleischer wird. Dann rollt sie das Fell auf, räuchert es, klopft es, bearbeitet es mit Knochen und Steingeräten, unter viel Mühe und Schweiß, bis sie sich mit Stolz den ersten Gerber nennen kann. Mit Nadeln, die aus Knochen, mit Fäden, die aus Sehnen hergestellt sind, und einer Schere aus Feuerstein verfertigt sie mit großer Mühe aus dem harten Leder die Kleidung für ihren Gebieter, für sich und die Kinder; kein Schild ist über der Hüttenthür, aber darinnen wohnt der erste Schneider. Aus besonders zubereitetem Leder schneidet und näht sie die Mokassins für ihren Mann. Mit kleinen Stückchen Pelz und Federn, mit bunten Muscheln, Steinchen oder kleinen Samenkörnern putzt sie Puppen aus für ihre Kinder. Mit den Überresten des Leders macht sie den Kopfputz für das nächste Tanzfest oder sie schmückt die Wände ihrer armseligen Wohnung damit aus und schafft mit einem Schlage ein Dutzend moderner Industriezweige; sie ist Spielzeugfabrikant, Putzmacherin, Modistin, Hutmacher, Tapezierer und Dekorateur zugleich. Sie war und ist noch der Koch für alle, sorgt dafür, daß die Nahrungsmittel nicht verderben und konserviert das Leben des Mannes. Aus den Knochen des Tieres endlich macht sie Nadeln und Schmucksachen, aus dem Gras, das ihre Hütte umgiebt, flicht sie Matten für den Fußboden, Matratzen

[1]) Mann und Weib. Von Dr. Havelock Ellis. S. 5. — [2]) Mann und Weib. S. 1.
[3]) Mann und Weib. S. 7 ff.

Digitized by Google

Körbe, Taschen, Segel. Sie ist die Mutter aller Spinner, Weber, Tapezierer und Segelmacher. Indem sie verschiedene Stiche erfindet und bald hier, bald da ein klein wenig schwarz oder blau, gelb oder rot in ihrem Geflecht anbringt, wird sie der erste dekorative Künstler; von ihr stammen all die Ornamente und Dekorationen einer späteren Kunst. Nun bindet sie sich mit einem um die Stirn gehenden Riemen einen Korb oder Beutel um und geht ins Feld hinaus, wo sie im Schweiße ihres Angesichts arbeitet; sie ist das erste Lasttier, das seinen Rücken je unter einer Bürde gebogen hat. Wenn sie dann mit ihrer Ladung von Eicheln, Wurzeln und Samenkörnern heimkommt, macht sie sich daran, dieselbe in einer Art von Mörser oder auf einer Steinplatte zu zerquetschen; hierin zeigt sie sich deutlich als der erste Müller. Oder vielleicht legt sie die Samenkörner in einen flachen Trog und sucht mit Hilfe des Windes oder eines heißen Steines die Hülsen zu entfernen; hier beginnt ihr erster Versuch im Dreschen. Mit einem Stock, dessen Ende im Feuer gehärtet und zugespitzt ist, gräbt sie Wurzeln aus der Erde, jätet Unkraut aus, das zwischen nützlichen Pflanzen wächst, oder gräbt Löcher, um Bohnen, Kürbis- oder Maissamen hineinzustecken, und während wir sie beobachten, sehen wir dem ersten Gärtner, Bauern und Feldarbeiter zu. Vielleicht findet sie auf der weiten Ebene oder dem angeschwemmten Flußufer keine Höhle zum Schutz für sich und ihre Kleinen; dann wird es gewiß nicht lange dauern, und der weibliche Korbmacher und Gerber von vorhin baut aus Rasen oder Häuten eine schützende Hütte und wird so der Architekt der Urzeit. Das jedoch steht fest, daß alle Formen, alle Dekorationen in der Töpferei dem Weibe ihren Ursprung verdanken. In dem Kampf ums Dasein, der unter den mannigfachen Beschäftigungen ebenso besteht, wie unter Individuen und Arten, nahm allmählich die Kriegführung nicht mehr den ganzen Mann in Anspruch. Die von der Frau geschaffenen Künste entwickelten sich und wurden durch die Mitarbeit des Mannes gehoben und verbessert. Ihr alter Grabstock ist heutzutage der Pflug; der drückende Tragriemen um ihre Stirn der Eisenbahnzug, ihr Boot der Ozeandampfer, ihre steinerne Handmühle die komplizierte Dampfmühle von heute. Aus ihrem einfachen Instrument zur Bearbeitung von Häuten haben sich die großen Gerbereien und Schuhfabriken entwickelt, aus ihrem Spinnrocken und Webstock der moderne große Webstuhl; ihr Thon und weißer Sand ist heute die Drehscheibe der Töpfer, ihr zugespitzter Stock und ihr Haarpinsel der ganze Apparat der Plastik und Malerei. In den früheren Epochen der Kunst, der Sprache, des sozialen Lebens, der Religion, bilden die Frauen die industrielle, arbeitsame, konservierende Hälfte der Gesellschaft. Alle friedlichen Beschäftigungen von heut bildeten einst das spezielle Gebiet der weiblichen Thätigkeit; die Frau kann als der Pionier, Erfinder und Schöpfer aller Industrie gelten."

Auf diesem primitiven Unterbau erhebt sich der gewaltige Bau der Kultur, der in seiner Größe, aber auch mit seinen Mängeln, ein Werk des Mannes ist. Denn zum Dank für das, was die Frau einer primitiven Kultur und Industrie geleistet hat, ist sie, wie in der bekannten Fabel vom Igel und Hamster, allmählich fast auf allen Gebieten wieder aus der Kulturarbeit, soweit sie sich nicht in der Stille des Hauses vollzog, herausgedrängt worden. Das Mittelalter ist voll von Kämpfen der Zünfte gegen die Frauen, die aus der Hausindustrie in das Gewerbe übergegangen waren; vom Ende des 17. Jahrhunderts an ist in der Hauptsache der Ausschluß der Frauen aus allen Gewerben vollendet. Erst das Fabrikwesen schafft ihnen wieder Eingang; freilich nicht aus philanthropischen, sondern aus egoistischen Gründen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lebensversicherung und Altersversorgung.

Ihre Bedeutung für Frauen.

Von

R. Marmetschke.

Nachdruck verboten.

Für jeden Menschen, dessen Zukunft nicht vom Spiele des Glückes abhängig sein soll, ist die Vorbedingung des Erfolges im Leben eine gute Erziehung und Schulbildung und vor allem eine gründliche Vorbereitung für den einzuschlagenden Beruf. Aber die beste Erziehung und das beste Wissen genügen heute oft nicht mehr, Karriere zu machen; sie müssen durch materielle Mittel unterstützt werden, und erst dann, wenn man auch über solche verfügt, kann man der Zukunft vertrauen. In dieser Erkenntnis darben und sparen viele Eltern für ihre Töchter und bringen ihre erübrigten Pfennige Monat ein, Monat aus zur Sparkasse, damit für die Jungfrau dereinst ein kleines Kapital, sei es zur Ausstattung, sei es zur Begründung eines geschäftlichen Unternehmens, vorhanden sei. Der Bann, der auf aller gewerblichen Thätigkeit lastet, erschwert ihnen dieses Liebeswerk, und sind erst mehrere Sprößlinge da, oder zieht gar Sorge um den leiblichen Unterhalt oder die augenblickliche Wohlfahrt in die Familie ein, dann ist es mit dem begonnenen Sparen vorbei, und schnell ist das mühsam Errungene von der Kasse zurückgeholt und verbraucht.

Um wie vieles praktischer und zielsicherer ist es da nicht, für das Kind eine Sparkassenversicherung zu nehmen, d. h. mit einer Versicherungsanstalt einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen man gegen Zahlung von jährlichen oder vierteljährlichen Beiträgen nach einer bestimmten, selbst zu wählenden Reihe von Jahren eine gewisse Summe herausgezahlt erhält. Ist man diesen Vertrag erst eingegangen, dann giebt es kein Zurück mehr; will man nicht materiellen Schaden erleiden, muß man aushalten, pünktlich die Spareinlagen machen, die Prämien zahlen, und hat dafür die Gewißheit, daß man sein Ziel erreicht und die gewünschte Summe erhält. Stirbt das versicherte Kind vor dem Fälligkeitstermine des Kapitals, dann lauten die Versicherungsbedingungen in der Regel so, daß die eingezahlten Prämien sofort unverzinst zurückerstattet werden. Auf jeden Fall muß man über diese oder eine ähnliche Tragweite des gewählten Sparkassentarifs sich vollständig vor Abschluß der Versicherung vergewissern; man muß sich die Bedingungen der betreffenden Anstalt geben lassen und sie genau durchlesen. Die Erfolge einer solchen Sparkassen-, Aussteuer-, Studiengeldversicherung, oder wie man sie sonst nennt, sind nicht unbedeutend höher, wie bei einer gewöhnlichen Sparkasse.

Den alleinstehenden Frauen und Mädchen steht genau derselbe Weg zum Sparen offen, wie er oben gezeichnet worden. Der Eintritt in diese Art von Versicherung ist ja nicht an ein bestimmtes Alter gebunden, fest ist nur die Beitragsdauer. Je kürzer man diese wählt, je früher das Kapital also fällig werden soll, um so höher sind naturgemäß die Prämien. Man muß sich in der Wahl des Tarifs daher nach seinen Einkünften richten und nicht Verpflichtungen eingehen, die man nicht leicht und nicht immer erfüllen kann. Wollte z. B. eine Fünfundzwanzigjährige mit ihrem 45. Jahre 5 000 Mark erspart haben, so müßte sie im Durchschnitt bei den deutschen Lebensversicherungsgesellschaften 20 Jahre hindurch jährlich etwa 185 Mark, im ganzen also 3 700 Mark, einzahlen und gewönne damit zugleich das Anrecht auf Beteiligung am Gewinn, welcher einen erheblichen Teil der Versicherungssumme ausmacht. Läßt sie

Digitized by Google

sich von vornherein von dieser Gewinnquelle ausschließen, so stellt sich die jährliche Prämie etwas niedriger.

Ob die Gegenleistung der Versicherungsgesellschaft in Form einer einmaligen Kapitalzahlung den Zwecken der versicherten Person am angemessensten ist, bedarf jedoch einer vorsichtigen Ueberlegung, bei welcher die persönlichen Verhältnisse der Versicherungsnehmerin in Betracht zu ziehen sind. Wem es darauf ankommt, im Alter ein festes, regelmäßiges Einkommen zu haben, thut am besten, anstelle der Sparkassenversicherung in den Jahren der Arbeitskraft eine Versicherung auf eine aufgeschobene Leibrente abzuschließen. Bei der allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen hätte z. B. die 25jährige, welche mit dem 50. Jahre eine jährliche Rente von 100 Mark beziehen will, dafür jährlich bis zu ihrem 50. Jahre 32,40 Mark zu entrichten. Stirbt die Versicherte vor dem ersten Rentenempfange, so sind die eingezahlten Prämien der Bank verfallen; die Erben gehen leer aus, wenn nicht ausdrücklich beim Versicherungsbeginn die Bedingung der Prämienrückgewähr gestellt ist und dafür ein entsprechend höherer Beitrag bezahlt wird.

Daß man eine solche Rentenversicherung auch erst im Alter eingehen und als einmalige Einzahlung dafür seine Ersparnisse oder ein durch eine Sparkassenversicherung erworbenes Kapital verwenden kann, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Ueberließe etwa die oben erwähnte Versicherungsnehmerin, welche mit ihrem 45. Jahre 5 000 Mark ausgezahlt erhält, dieses Geld à fonds perdu der Gesellschaft, so stände ihr dafür nach einem Jahre eine jährliche Rente von etwa 331 Mark zu. Schiebt sie den ersten Rentenempfang noch um 10 oder 15 Jahre hinaus, so erhielte sie alsdann eine jährliche Rente von etwa 688 bezw. 1 092 Mark.

Auf solche Weise können viele Frauen sich der Sorge um ihren späteren Unterhalt entheben und ihr Kapital am besten ausnützen; die 7 bis 13 Prozent, welche sie so je nach dem Alter beim Rentenbeginn erzielen, bringen ihnen sonst weder Hypotheken noch Wertpapiere; der sinkende Zinsfuß, das unregelmäßige Eintreffen der Zinsen kann sie überdies unbekümmert lassen.

Auf dem Wege der Versicherung würden auch die Herrschaften am besten für ihre Angestellten (Erzieherinnen, Bonnen u. s. w.) sorgen können. Anstatt ihnen zu Weihnachten Tand oder Kleider zu schenken, zahlten sie jährlich eine Summe für eine etwa mit dem 50. Jahre beginnende Rente für sie ein. Die nächste Dienstherrschaft setzte dies Werk fort, und nur in den seltensten Fällen hätte die Angestellte selbst für die Einzahlung zu sorgen. Um wie viel freudiger, sorgenfreier gestaltete man so nicht das Los von Hunderten und erzielte dadurch ein ersprießlicheres Verhältnis zu den Untergebenen. Wenn auch diese Modifikation der Altersversorgung neu wäre, so ist der Weg dazu doch schon in dem verwandten Prinzip der staatlichen Altersversicherung der Dienstboten vorgezeichnet, und es finden sich Fälle genug, in denen man bewährte Personen auf ähnliche Weise sicher stellte. In der Familie eines Bankbeamten z. B. stand 25 Jahre lang ein Fräulein dem Hauswesen vor und hatte sich in dieser Zeit die unbedingte Liebe und Verehrung der Familienglieder erworben. Da stirbt der Hausherr. Bangend sieht die alte Dame der Testamentseröffnung entgegen; ob sie wohl auf ihre Ersparnisse angewiesen sein wird oder ein kleines Kapital ausgesetzt erhalten hat? Thörichte Sorgen! Es findet sich eine Rentenpolice im Nachlaß, nach welcher sie vom Tode des Hausherrn an eine jährliche Rente von 5 000 Mark bis an ihr Ende erhält. Eine edle Belohnung fürwahr für treue Dienste!

Welche Versicherungsanstalten nun zu empfehlen seien, läßt sich im allgemeinen nicht entscheiden, da für eine Versicherungsart diese, für die andere jene die meisten Vorteile gewährt. Dank der Aufsicht, welche die Regierung über die jährliche Rechnungslegung der Anstalten ausübt, ist jede deutsche Gesellschaft als sicher zu bezeichnen, so daß man ihr vertrauen darf. Im ganzen wird der Satz gelten: je größer die Gesellschaft, desto mehr Vorteile kann sie gewöhnlich auch den Versicherten bieten. Man muß sich nur über die beiden Hauptklassen von Versicherungsanstalten klar sein, nämlich wissen, daß alle sich scheiden in Aktien- und Gegenseitigkeitsgesellschaften; bei den ersteren sind die Aktionäre, bei den zweiten die Versicherten die Eigentümer der

Digitized by Google

Bank. Während bei den Aktiengesellschaften die Beiträge und entsprechend die Gegenleistungen (die Renten 2c.) fest sind, also genau so bleiben, wie sie in der Police verbrieft sind, nimmt bei den Gegenseitigkeitsgesellschaften der Versicherte an den Geschäftserfolgen unmittelbar teil; er zahlt also für seine Versicherung je nach den Umständen eine höhere oder niedere Prämie, oder empfängt bei gleichbleibendem Beitrage eventuell eine reduzierte Rente. Nach unserem Dafürhalten sollte jede Dame, welche eine Versicherung anstrebt, an einen im Fach Erfahrenen sich wenden und genaueste Auskunft über die gewählte Art der Versicherung einholen. Nur so bleiben Enttäuschungen erspart, nur so behält man die Zuneigung zu einem Geschäftszweige, welcher nach Ansicht der berühmtesten Sozialpolitiker ein starker Hebel für Moral und Wohlstand des Volkes ist.

Ein Jahr.

Träumende Blumen, nickendes Gras,
Von Käfern ein gülden Gewimmel,
Ein Rauschen wie rieselnder Blätter Fall,
Und drüber der blaue Himmel.

*

Am Boden flimmerndes Silber verstreut,
Die Sträuche in weißen Schleiern,
Kein Windhauch, kein wachender Vogellaut,
Nichtendenwollendes Feiern.

*

Es klopft wie mit Kinderfingern
Ans sonnenlaue Eis,
Und in den nassen Zweigen,
Da regt sichs fragend leis . . .

*

Um Rosen braune Falter,
Ein Reigen von Ast zu Ast,
Die Blüten voller Honig,
Die Nester voll junger Last.

*

Und wieder träumende Blumen,
Der Käfer gülden Gewimmel,
Der müden Blätter Rieseln,
Und drüber der blaue Himmel . . .

Maria Janitschek.

Digitized by Google

Gustav Freytag.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

In den deutschen Dichterwald ist die Trauer eingekehrt seit dem Abend des 30. April: an diesem Abend ist eine seiner stolzesten Kronen umgesunken — Gustav Freytag ist neunundsiebzigjährig gestorben. Im deutschen Dichterwald ist etwa seit einem Jahrzehnt so viel Neues geworden, das pietätlos über alte Stümpfe emporwuchs, die einst hochberühmte Bäume gewesen; aber da standen immer noch in einer stillen Waldecke ein paar Baumriesen, zu denen das kecke junge Geschlecht in Ehrfurcht aufschauen mußte. Und einer dieser Riesen war Gustav Freytag.

Gustav Freytag hat zu jenen Alten gehört, die in Zeitläuften, da täglich ein anderes Neues galt, doch nicht veraltet sind; er hat Blüten gezeitigt, die so bald noch nicht verblühen werden. Sein Roman „Soll und Haben" ist — fast möchte ich sagen — das deutsche Haus- und Volksbuch geworden; und sein Lustspiel „Die Journalisten", das in den wenigen Litteraturgeschichten, in denen die deutsche Litteratur mit Goethes Tode noch nicht als auf immer entschlafen gilt, als das „feinste deutsche Lustspiel des neunzehnten Jahrhunderts" bezeichnet wird, ist noch heute so lebensfähig, so frisch und eindrucksvoll, wie es Anno 52 war, da es an die Bühnen ging. Woran liegt das?

Wenn Freytag mit der ganzen Feinfühligkeit des mitten im Gegenwartsleben stehenden Dichters die Stimmung seiner Zeit getroffen und sie mustergiltig zu fassen gewußt hat, dann bleibt immer noch die Frage, weshalb in Freytags Werken noch so viel von dem Stimmungsgehalt unserer Zeit lebt. Die Stimmung der Zeit, die damals Gegenwart war, hat er allerdings wie kein anderer getroffen. In einem Jahre, als Freytag noch ein Anfänger war — er war nur erst Dramatiker und hatte gerade sein drittes Stück, die „Valentine" geschrieben, im Jahre 1846 — schrieb der Litterarhistoriker Josef Hillebrand am Ende seiner „deutschen Nationallitteratur": „Die wahrste Lehre der Geschichte ist, daß derjenige recht hat, der die Zeichen der Zeit kennt und ihren Forderungen Rechnung trägt. Niemals aber dürfte eine Zeit ihre Zeichen so klar und lesbar an der Stirn getragen haben, als die unsrige, namentlich in Deutschland." Kurz zuvor hatte der berühmte Gervinus, der Klassiker unter jenen Litterarhistorikern, denen die deutsche Litteratur mit Goethes Tode zu Ende ist, ernsthaft geraten, „man solle den Mut haben, das poetisch-litterarische Feld eine Weile brach liegen zu lassen, um dagegen den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen." Er hatte sich nicht denken können, daß nicht allein die „öffentlichen Verhältnisse" der Grund aller Poesie und Kunst sind, sondern auch, daß umgekehrt Poesie und Kunst erst wieder neue und bessere öffentliche Verhältnisse zu schaffen haben, daß sie eine treibende Kraft sind, den alten, stockenden Grund umzupflügen und neuen Saft in den dürr gewordenen Baum des öffentlichen, gesellschaftlichen wie politischen Lebens zu treiben. Gustav Freytag aber hatte das begriffen, und weil er den Geist der Zeit begriff, ließ er das poetisch-litterarische Feld keineswegs brachliegen, sondern ging keck an die Schilderung seiner Zeit, an die Gestaltung der treibenden Ideen seiner Epoche.

Die Romantik spukte noch in den Köpfen, aber die Romantik, welche in Heinrich Heine zum Leben gelangt war, als er die eigentliche Romantik totzuschlagen unter-

Digitized by Google

nahm: die sich in gemütvoller Ironie, in spotteifriger Blasiertheit äußerte, die Romantik der „lachenden Thräne".

Mit dieser nun verband Freytag einen so stark realistischen Sinn, ein so lebhaftes Empfinden für alle noch so unbedeutenden Äußerungen der Wirklichkeit, ein so ungewöhnliches Gestaltungsvermögen, daß ein eigentümliches Mittelding von Romantik und Realistik herauskam, etwas, das den wachsenden Wirklichkeitssinn ausnahmlos befriedigte und ihn noch heute befriedigt, und das zugleich den romantischen Neigungen, die noch heute ebenso in uns allen stecken wie ehedem, vollauf Rechnung trug.

So entstand die Figur des überlegenen, allen Wechselfällen des Lebens souverän gewachsenen, ewig spöttelnden, aber unter dem Spott Gemütstiefe verbergenden, das eigene Leben und oft auch das der anderen scheinbar rücksichtslos verachtenden, aber dabei so rücksichtsvollen, so zartfühlenden, so opferbereiten, stets sieghaften, heldenmütigen Mannes, der häufig von Adel oder doch von bedeutendem Herkommen ist. Er heißt in der „Valentine" Georg Wienegg, im „Grafen Waldemar" ist es der Titelheld des Schauspiels, in „Soll und Haben" heißt er Herr von Fink, und nur in den „Journalisten" ist er ein emporgekommener Mann, der Pastorssohn Konrad Bolz. Immer ist er aus seiner Art geschlagen. Mit jeder neuen Arbeit bringt der Dichter diesen Typus reiner zur Erscheinung, am geklärtesten wohl im Journalisten Bolz.

Diesen Typus hat Gustav Freytag neu geschaffen, und dieser hat vielleicht am meisten daran Anteil gehabt, daß Freytag der populärste und gelesenste unter den Prosaautoren der letzten fünfzig Jahre geworden ist. Denn es ist der Mensch, der wir in unsern stillen Wünschen auch heute immer noch am liebsten sein möchten, es ist gewissermaßen der Idealtypus Mann, den unsere Zeit sich erträumt.

Ihm gegenüber steht das stolze, sich nicht unter die Macht des heimlich geliebten Mannes beugen wollende, gleichfalls scheinbar rücksichtslose, gleichfalls ironisch überlegene, gleichfalls unter dem kalten Lächeln Gemütstiefe und Leidenschaft bergende, kühne, heldenmütige, gleichfalls sieghafte Weib, das lieber seine Liebe opfert, als daß es dem heimlich Geliebten sie verrät. Sie heißt zuerst Valentine Freiin von Geldern, dann, allerdings nur mit einem Teil der Eigenschaften, Georgine Fürstin Udaschkin, dann, wieder mit dem Vollgehalt jener Eigenschaften, Lenore Baroneß von Rotsattel, dann Adelheid von Runeck.

Es ist nicht Zufall, daß Freytag fast in jedem seiner Werke den betreffenden Kraftmenschen jemand retten läßt. In der „Valentine" wird erzählt, daß die Freundin der Baronin, die Lady Penelope, beim Baden an der italischen Küste von einer Sturzwelle gefaßt wird, den Grund verliert und daß die Baronin sie mit eigener Lebensgefahr rettet. In „Soll und Haben" rettet sowohl Herr von Fink als auch Baroneß von Rotsattel jemand aus dem Wasser. In den „Journalisten" erzählt Konrad Bolz, diesmal nicht, daß er gerettet hat, sondern daß er gerettet wurde, und zwar aus Feuersgefahr. In der „verlorenen Handschrift" rettet das Rasseweib Ilse ihre kleinen Geschwister vor räuberischen Zigeunern. Und dieser eigentümliche Zug bei Freytag scheint mir durchaus mit zu dem Bilde zu gehören, das der Dichter von seinen starken Naturen entwirft. Es ist auch kein Zufall, daß Menschen wie Wienegg oder Fink sich im freien Amerika tüchtig mit dem Leben herumgeschlagen haben, ehe sie zu den geistig freien, den vorurteilsfreien Persönlichkeiten geworden sind, als die sie im alten, morschen Europa auftreten.

Überhaupt ist das Typische der Freytagschen Figuren die Kraft, die körperliche wie geistige. So erzählt Georg der Valentine, daß deren Freundin, die vorhin erwähnte Lady, und ihr Gemahl das glücklichste Leben unter der Sonne führen. Valentine antwortet darauf: „Ja, sie sind glücklich, weil sie gut sind." Worauf Georg entgegnet: „Weil sie stark sind, gnädige Frau." Stark auch namentlich den Vorurteilen der Zeit gegenüber; kühn und rücksichtslos müssen sich seine Ausnahmenaturen über die Philiströsität der Mitwelt, über die gesellschaftlichen Schranken hinwegsetzen; gegebenenfalls mit Formen und Fesseln brechen. In diesem Sinne ist Freytag so modern, wie nur einer unserer Neuesten; in diesem Sinne führt er das Bürgertum, zu dem damals auch noch der einfache Arbeitsmann zählte, in „Soll und Haben"

Digitized by Google

Digitized by Google

siegreich gegen den degenerierten Adel ins Gefecht, in diesem Sinne zeigt er überall das — nach Berthold Auerbachs feinsinniger Bemerkung — „aus dem Frauenlos herausstrebende Weib."

Wenn je ein deutscher Dichter für die Loslösung der Frau aus der Bevormundung des Mannes und aus der beengenden Fessel der bis dahin als unantastbar geltenden Sitte, aus dem Zwange thörichter Anschauungen einer sogenannten Gesellschaft, eingetreten ist, so ist es Gustav Freytag. Auch in den weichen, zärtlichen Frauencharakteren, die er seinen starken Rasseweibern jedesmal gegenüberzustellen pflegt — der Prinzeß Marie in der „Valentine," der Gärtnerstochter Gertrud Hiller im „Grafen Waldemar," der Sabine, des Großkaufmanns Schröter junger, hausmütterlicher Schwester in „Soll und Haben," der gehorsamen Oberstentochter Ida in den „Journalisten," selbst in dem neckischen Töchterchen Laura in der „Verlornen Handschrift" — in ihnen allen kommt noch ein gut Teil Kampf gegen das Althergebrachte, gedankenlos Überlieferte, die freie Entwicklung und Selbstbestimmung Hemmende zum Ausdruck.

Immer aber rein künstlerisch, losgelöst aus dem Tendenziösen und erhoben zum Typischen. Und das ist das Bleibende in Gustav Freytags Dichtungen. Er kämpft immer und überall für ganz neue, höchst moderne Ideen, aber derart, daß er sie als den Ausfluß der einzelnen Charaktere darstellt. Dadurch freilich, daß er mit allen seinen Charakteren, auch mit den Hunderten aus dem Kleinbürger- oder Gelehrtenleben, die er mit zwei Strichen plastisch hinzustellen weiß, irgend einen Mangel seiner Zeit kennzeichnen will, der ihm verwerflich oder lächerlich erscheint, konnte sich seine Charakteristik in den meisten Fällen nicht zu der Feinheit der psychologischen Deutung ausbilden, die die Errungenschaft der Modernen ist. Insofern scheint er hier und da veraltet. Vielleicht auch hat ihn das Bestreben, eine vielverschlungene Handlung zu erfinden, veranlaßt, von dieser feinsten Seelenschilderung weniger zu geben, als sein in jeder Beziehung außerordentliches Können es vermocht hätte. Denn er sagt einmal in seiner „Technik des Dramas": „Dem Deutschen wird es schwerer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung aufzubauen, dem Romanen verschlingen sich leicht und anmutig die Fäden derselben zu einem kunstvollen Leben." Deshalb mochte er immer mehr danach gestrebt haben, ein „kunstvolles Leben" darzustellen, das so fein gearbeitet war, wie kein Romane es vermochte, als die in allen Fällen mit äußerster Gegenständlichkeit geschauten Charaktere auch mit vollkommener seelischer Vertiefung zu zeichnen.

Aber am Stofflichen, an der kunstvoll gebauten Handlung erfreut sich ja ein weiteres Publikum mehr als an gar zu tiefsinnig begründeten Charakteren; und weil vor allem Gustav Freytags „Soll und Haben" das im höheren Sinne stofflich interessanteste Buch seiner Zeit gewesen ist, so ist es das noch immer unverdrängte Hausbuch des deutschen Volkes geworden. Es soll es bleiben! Wie wenige Künstler, hat der eben entschlafene Dichter die Zeichen der Zeit erkannt und ihren Forderungen vollkünstlerisch Rechnung zu tragen gewußt!

Digitized by Google

Auch eine Hausfrauenpflicht.

Von

Hedwig Heister.

Nachdruck verboten.

Nicht jedem ist's gegeben, seine ganze Kraft einzusetzen im Kampf um die höchsten Güter des Lebens; groß ist der Kreis derjenigen, die nur mit warmer Sympathie dem geistigen Ringen der Stärkeren zuschauen, unthätig im Gefühl eigenen Nichtkönnens. Und das ist gerade jetzt bei uns Frauen unendlich oft der Fall, lahm gelegt einerseits durch den Mangel einer gründlichen, zielbewußten, geistigen und sozialen Vorbildung, andrerseits durch die Schlagwörter „Häuslichkeit, Familiensinn", Begriffe, die leider nur zu häufig Kleinlichkeit und Engherzigkeit mit einschließen. Es giebt Zeiten im Leben des Weibes, in denen der vielleicht uns angeborene, jedenfalls emsig großgezogene Hang zur Versenkung in das abschließendste Gefühlsdasein nicht nur erklärlich und verzeihlich, sondern auch ansprechend und rührend erscheint. Die Braut, die junge Mutter lasse man den neu gewonnenen Reichtum an Liebe genießen bis zur Weltvergessenheit. Hat aber der Zeiten stiller Lauf leise und stet die Eindrücke befestigt, ist der Besitz zur lieben, ruhigen Gewohnheit geworden, so kommt auch für die Frau die Pflicht zu weiterer Arbeit. Es gilt für selbstverständlich, daß der Mann stets und überall seinem Berufe lebe, daß er daneben noch manche Stunde öffentlichen Angelegenheiten widme in Gemeinde und Verwaltung. Und die gesunde, geistig frische Frau aus dem begüterten Mittelstande sollte in der Führung ihres doch meist einfachen Haushaltes das einzige Ziel ihrer Thätigkeit sehen? Kein Wunder, daß ihr dann bald das Mittel zum Zweck wird, daß ihr mehr und mehr der Sinn, die Ruhe und die Zeit für jede abstrakte Beschäftigung, zur Aus- und Weiterbildung ihrer Kenntnisse und Talente abhanden kommen, wenn keinerlei äußerer Zwang oder innerer Ehrgeiz ihr der Stunden Einteilung und Wertschätzung notwendig macht. In der englischen Frauenwelt ist es, teils aus religiösen Beweggründen, teils aus praktischer Anlage ganz Sitte geworden, außer den eigensten Pflichten noch andere zu übernehmen in Armen-, Kranken-, Schul- und Betriebswesen. Die englische Hausfrau zieht sich selbständige Kinder, gut geschulte Dienstboten; die Ernährung ist kräftig, aber einfach und zeitsparend in der Zubereitung — da bleibt Muße auch für Bestrebungen im Dienst der Allgemeinheit.

Und die denkende deutsche Frau kann auch in unseren Verhältnissen mitarbeiten in mancherlei Weise, selbst wenn sie nach freilich nicht berechtigtem landläufigen Vorurteil ganz und gar nicht heraustreten will aus dem eignen behaglichen Heim, das ein gütiges Geschick ihr bereitete. Wie die Sonne nichts von ihrem Glanze verliert, wenn sie ihre Strahlen erleuchtend und belebend in die Weite sendet, so wird auch eine trauliche Häuslichkeit nicht ärmer an Liebe und Wärme, wenn sie den draußen Stehenden manchmal Teilnahme gönnt an ihrem harmonischen Zusammenleben. Da ist eine Gelegenheit geboten, den segensreichen Einfluß der gebildeten Frau auf weitere Kreise wirksam zu machen, ohne Kampf und Geistesanspannung — nicht einmal eine eigene, besonders ausgesprochene Persönlichkeit gehört dazu, nur ein ehrliches Wohlwollen, ein freundliches Eingehen auf fremdes Empfinden, Denken und Anschauen. Auch größeren Kostenaufwand erfordert es kaum. Im Gegenteil; die Bewirtung sei einfach, am Familientisch finde der Gast seinen Platz und ein herzliches Willkommen!

Infolge der immer schwierigeren Erwerbsverhältnisse schiebt sich das übliche Heiratsalter der Männer mehr und mehr hinauf. Der Bekannten- und Freundeskreis

Digitized by Google

jeder Familie zählt manche Einzellebende, seien es nun Studenten, junge Beamte, Juristen oder Kaufleute, denen in den Abendstunden meist nur die Wahl bleibt zwischen der einsamen Arbeitsstube, dem Biertisch und zweifelhaften „Kunsthallen". Auch der einsamen Frauen giebt es viele. Mit großer, kostspieliger Geselligkeit, wo jedes Haus mehr oder weniger sein eigenes Gepräge verliert — ausgeräumte kahle Zimmer, grelles Kronleuchterlicht, die Aufmerksamkeit der Wirte zersplittert in dem Vielerlei der Verpflichtungen — wird nichts erreicht. Aber einige Stunden gespart beim Lesen, Ankleiden, Spazierengehen, Besuche machen u. s. w., und leicht sind freie Abende gewonnen zu ungezwungenem Stelldichein für solche heimatlosen Gäste.

Die kleineren Kinder schlafen dann; dem Backfisch schadet es nichts, wenn er eine Stunde mit seiner Handarbeit beschäftigt dabei sitzt; der Gymnasiast thut nach dem ermüdenden Schuleinerlei manch zukunftsfrohen Blick in die Arbeitswelt der Älteren, und die erwachsene Tochter findet in der gewohnten einfachen Umgebung das ungezwungene Zusammensein, den freundlichen und oft freundschaftlichen Austausch, den die unruhige Stimmung der Festabende, die überhitzte Ballsaalluft selten oder nie zuläßt.

Solcher Verkehr kann nur Gutes schaffen. Das Mädchen lernt Achtung vor der Arbeit und Trieb zur Ausnutzung der eigenen Kräfte, der Mann findet mitteilend Verständnis für sein Thun und Treiben, Ausruhn und Anregung in einem anderen Gedankenkreis, als dem seines täglichen realen Lebens; die Frau des Hauses, mag sie nun jung oder alt sein, kann mit beobachtendem, mütterlichen Blick, milde und ruhig ihren Einfluß ausüben, ihre Anschauungen geltend machen, sei es auf eigene Erfahrungen, sei es auf die ihres Gatten gestützt, und so eine veredelnde Einwirkung auf weitere Kreise üben, als sie vielleicht selbst ahnt. Sie erspart ihrem Gast mehr als eine Versuchung langer Abende des Sichselbstüberlassenseins, sie öffnet ihm das Verständnis für ein geregeltes, ruhiges Glück, sie verfeinert seinen Sinn für den Umgang mit gebildeten Frauen; die reinere Atmosphäre ruft die frohe Kinderzeit, ideale Jugenderinnerungen wach, weckt vielleicht in manchem, durch ungeeigneten Umgang trotz guter Anlage cynisch gewordenen Herzen eine gewisse Scheu, ein Verantwortlichkeitsgefühl — so wird wohl indirekt manche verirrte Schwester vor tieferem Falle bewahrt, manches unbeschützte Mädchenleben dem Versucher entzogen.

Liegt doch in der Schwierigkeit, in der sich weite Schichten gerade der gebildeten Männerwelt befinden, harmlos mit Frauen ihrer sozialen Stufe umzugehen, gerade in der Zeit, wo sie das Elternhaus verlassen haben und noch nicht imstande sind einen eigenen Herd zu bauen, der Hauptgrund, der selbst feiner empfindende Naturen dazu zwingt, mit leichter zu erreichenden weiblichen Wesen der niederen Klassen zu verkehren. Dieser Zustand muß naturgemäß zu Verhältnissen führen, deren offenkundige Gefahren hier nicht erst weiter besprochen zu werden brauchen.

Es muß heutzutage selbst harmlosen Gemütern in still unfriedetem Dasein auffallen, welch eigentümlicher Zug in dem gesamten Geistesleben der Gegenwart zu finden ist, in Malerei und Plastik, in Dichtkunst und Tagesposse, ein Zug, der gesund empfindende Naturen abstößt, nervöse, sensationssuchende neugierig grübeln läßt auf unerfreulichen Gebieten und den Schwachen durch bequeme Philosophien die letzte Widerstandskraft raubt gegen das Überwiegen des animalischen Ich.

Ein heißer, tief aufwühlender Kampf ist entbrannt gegen die sittlichen Schäden der menschlichen Gesellschaft, ein Gigantenkampf für Gerechtigkeit und Frieden auf allen Gebieten des Lebens der Völker, der Klassen, der Geschlechter. Das alte Wort Antigones: „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da —" mag auch jetzt wieder einmal die deutsche Frau dazu stählen, mutig und ernstlich wollend mitzuarbeiten, jede nach Maß ihrer Kräfte, auf ihrem eigensten Wirkungsfelde.

Digitized by Google

Die Not des vierten Standes.

Nachdruck verboten.

Unter diesem Titel ist vor kurzem im Verlag von F. W. Grunow in Leipzig ein Buch erschienen, das der Beachtung in weitesten Kreisen zu empfehlen ist. Sein Verfasser ist ein Arzt; ihm lag daran zu beweisen, „daß man ein guter Christ sein kann und doch den Bestrebungen der Arbeiterpartei seine Anerkennung nicht versagen darf, zumal da die Brüderlichkeit, der sittliche Gebrauch des Reichtums, die Milderung des irdischen Elends, die Barmherzigkeit echt christliche Ideen sind.“ Ohne jede Voreingenommenheit hat er sich in den Arbeiterkreisen, in die sein Beruf ihn führte, umgesehen, und es sind herzergreifende Schilderungen, die er von den entsetzlichen Zuständen giebt, die Hunger, Krankheit, Mangel an Erziehung und das nur zu häufig auf diese Faktoren zurückzuführende Laster unter den Arbeitern hervorgebracht haben.

Mit derselben Vorurteilslosigkeit, die der Verfasser der Arbeiterfrage entgegenbringt, stellt er sich der Frauenbewegung gegenüber. Die schreiende Ungerechtigkeit des modernen Staats den berechtigten Forderungen der Frauen gegenüber, die in Deutschland am krassesten uns entgegentritt, geißelt er eben so scharf, wie das „blöde Vergnügen der Witzblätter, über die alten Jungfern unaufhörlich die verletzendsten und plumpsten Witze zu reißen, obgleich manches ältere Mädchen verständiger ist als die Herren, die mit ihren albernen Foppereien einen Ulk zu vollführen meinen. Es ist viel mehr Grund vorhanden, sich über die Beschränktheit der jungen und alten Herren lustig zu machen, die noch immer in dem lächerlichen Dünkel durch das Leben stolzieren, das Weib sei nur für die Launen und die Müßiggängerei der Männer da.“

Wir entnehmen dem Kapitel über „die Stellung der Frau“ zu weiterer Empfehlung des Buches zwei Ausführungen, die eine allgemeinerer Art, die zweite die Arbeiterinnen betreffend.

„Bis jetzt weigert sich der Staat und stellt sich unerfahren, die Menschenrechte der Frau anzuerkennen, er läßt das schwache Geschlecht mit seinem zarten Leibe die gröbsten Knechtsdienste in der Landwirtschaft, in der Industrie, im Hauswesen verrichten, aber zu den höheren Berufen, die weniger Kraft und Überwindung vom Körper verlangen, dazu soll die Frau kein Recht und keine Befähigung haben. Nur in einem Punkte hat unser Staat mit größter Klarheit ohne weitere Bedenken die Gleichberechtigung der Frau vollkommen erkannt — beim Steuereintreiben. Wo eine Dame die Gärtnerei, die Kaufmannschaft oder sonst ein selbständiges Geschäft betreibt, sogleich wird sie so voll genommen wie der Mann. Mit gutem Rechte spricht man dem Weibe die Fähigkeit ab, über einen Mann ein richtiges Urteil fällen zu können, aber über die Frau dürfen nie weibliche Geschworene den Spruch abwägen, sie soll nie einen Anwalt aus ihrem Geschlecht bekommen, der ihre Beweggründe, ihre Empfindungen am besten verstehen könnte; man denke nur an die Kindesmorde und ähnliches. Wir in Europa haben kaum eine Erfahrung, was ein Mädchen alles leisten kann, da bei uns die alten Vorurteile eben noch wie Gespinste der Dummheit die Männerwelt umstricken; in Amerika hat man schon die allerbesten Erfolge erzielt, es giebt dort in allen Berufsarten Vertreter der Weiblichkeit, Advokaten, Ärzte, Photographen, Chemiker, Kaufleute, Priester, Lehrer, Universitätsprofessoren, Architekten, Techniker u. s. w. Auf der Chicagoer Weltausstellung erhielten drei weibliche Architekten für ihre Bauten und Pläne hohe Preise. Das Patentamt hat unter andern ein Patent für unterseeische Teleskope und eins für ein Verfahren, das Kupfer zu schmieden, an amerikanische Damen verliehen. In einigen Gemeinden der

Digitized by Google

neuen Welt haben die Frauen an der Gemeindeverwaltung, an den öffentlichen Ämtern vollen Anteil, und man ist mit dieser Einrichtung so zufrieden, daß die betreffenden Vertreterinnen immer wieder gewählt werden. Ja sogar in den höchsten gesetzgebenden Körperschaften nehmen sie ihren Sitz ein. Die Männer brauchen sich nicht zu fürchten, daß dann auch Weiber in den Kasernen in Uniform herumlaufen werden, dies wird keiner einfallen, aber einiges wird anders werden: die Schule wird besser eingerichtet sein, die Verderbnis und blinde Leidenschaft im öffentlichen Leben wird sich mindern, die Bordelle werden sich leeren, und die Kriege immer schwieriger werden. Jetzt erlaubt unsre Sitte und unser männlicher Verstand dem andern Geschlecht großmütig, daß es die Kinder groß zieht, sie säugt, kleidet und wartet, die größten Sorgen und Mühen an sie wendet, um sie dann zum Massenmorde abrichten zu lassen. Die Frauen dürfen die Verwundeten und Kranken im Kriege pflegen, sie dürfen um den Ernährer, den Gatten, den Vater, den Bruder und Bräutigam, den Sohn weinen, wenn er im Felde gefallen ist, und mit ihm allen Lebenshalt verlieren, aber mitstimmen bei der Entscheidung, ob die Menschen sich gegenseitig zerfleischen sollen, dürfen sie nicht. Das würden unsere männlichklugen Kriegsphilosophen nie zugeben, denn sie wissen ja nichts Besseres, als daß die Völkerkämpfe notwendig und äußerst wünschenswert seien; dieser hehren Anschauung huldigen besonders die Erleuchteten, die noch keinen Krieg erlebt haben und nichts aufs Spiel setzen — —"

Die zweite Stelle findet sich Seite 209 f.

„Die Arbeit in den Fabriken wird nach dem allgemeinen Grundsatz, daß die Frau minderwertig sei, von den Brotherren gering bezahlt; die Mädchen machen dem Arbeiter hierdurch schlimme Konkurrenz. Die Frau muß arbeiten, weil der Lohn des Mannes zur Lebensfristung nicht ausreicht, und weil sie billiger arbeitet, drückt sie zur Freude der Fabrikanten und Verkäufer den Lohn noch mehr herunter. Am 14. Mai 1885 wurde der Reichstagsbeschluß gefaßt, festzustellen, welche Lohnbeträge den Frauen gezahlt werden. Dabei fand sich, daß z. B. Berliner Fabriknäherinnen 15 bis 20 Mark für den Monat „verdienten"; in der Damenkonfektion wurden 8 bis 10 Mark monatlich, für Nähen von Kinderhosen u. s. w. wurde für das Dutzend 3 bis 5 Mark, für Nähen von Arbeiterhosen 1½ bis 2 Mark bezahlt (macht für die Hose 13 bis 16 Pfennige!). Ein Dutzend Knopflöcher zu machen brachte 10 Pfennige ein!! Dabei sind die Abzüge wegen zurückgewiesener Stücke, nicht Innehalten der Zeit, wegen verbrauchter Nadeln und Zwirne noch nicht berücksichtigt. In einer Strohhutfabrik wurde den Arbeiterinnen 2 bis 3 Mark, in einer königlichen Buchdruckerei 5 bis 6 Mark Wochenlohn gewährt. Wie bedeutend die weibliche Arbeitsbeteiligung ist, sieht man in England, wo 2½ Millionen Frauen beschäftigt sind. In 44 Erwerbsarten überwiegen dort die Weiber die Männer. In Deutschland wurden 1882 9814 Betriebe mit 551 000 Arbeiterinnen gezählt. Wo bleibt da das Ideal der Familie, die Frauen- und Mutterpflicht? Wenn die Familie die Grundlage des Staates, der menschlichen Gesellschaft sein soll, so hat sich unser Industriestaat selbst sein Urteil gesprochen, denn solange er den Männern nicht genügenden Lohn giebt, daß sie ihren Hausstand allein erhalten, muß die Zersetzung der Familie, der Grundlage der Gemeinschaft, fortschreiten."

* * *

Soweit der Verfasser des betreffenden Buches. Zur weiteren Illustration des Arbeiterinnenelends fügen wir einige Zahlen aus Berliner Verhältnissen hinzu.

In der Blumen- und Putzfederbranche betragen die Monatslöhne bei 9stündiger Arbeitzeit 6 bis 50 Mark monatlich. Die Arbeiterinnen nehmen aber dann noch Arbeit mit nach Hause, da ja sonst ihr Verdienst durchaus ungenügend wäre. Die tägliche Arbeitszeit überschreitet daher die oben angegebene bei weitem. In der Hausindustrie, wo Akkordlöhne eintreten, kann eine ganz tüchtige Arbeiterin bei 14—15stündiger Arbeitszeit nur 2 bis 2,50 Mark verdienen. Die Arbeit ist überdies sehr ungesund,

Digitized by Google

da zur Konservierung der Federn und Vogelköpfe Arsenik verwandt wird, ebenso sind auch die Blumen und Blätter in ihren Farben teilweise gifthaltig. Viele Arbeiterinnen fallen daher auch der Schwindsucht zum Opfer.

In der Mäntelbranche beträgt der Wochenverdienst 6 bis 15 Mark, die Arbeitszeit in der Saison durchschnittlich 14 bis 18 Stunden täglich; dazu kommt noch Sonntagsarbeit. Für bessere Mäntel zahlte man noch vor einigen Jahren 3,50 bis 5 Mark, heute 1,75 bis 2 Mark. Für sogenannte Stapelware zahlt man noch weit schlechter; für ein Jaquet z. B. 25 bis 90 Pfennige. Dieses Fallen der Löhne ist zum größten Teil durch die Zwischenmeister und die Hausindustrie veranlaßt worden. Dazu kommt noch, daß 6 Monat im Jahre nur wenig Arbeit vorhanden ist. Es giebt 18 bis 20 000 Mäntelnäherinnen in Berlin, davon sind die meisten so schlecht gestellt, daß ihre Nahrung fast nur aus Brot und Kaffee besteht. Bleichsucht und Schwindsucht sind daher auch unter ihnen zu Hause.

In der Kürschnerbranche betragen die Wochenlöhne 9 bis 16 Mark, der Höchstlohn ist für Maschinennäherei. Arbeitszeit $10^1/_2$ bis 11 Stunden täglich. Mindestens 3 Monate im Jahre keine Beschäftigung. Die Hauptsaison der Pelzbranche ist im Sommer; das Trocknen der nassen, ausgespannten Felle geschieht an eisernen Öfen in demselben Raum, in dem Arbeiter und Arbeiterinnen zusammen beschäftigt sind. Die Glut der Öfen und das Einatmen der umher fliegenden Tierhaare wirken auf die Gesundheit äußerst schädlich. Lungenkrankheiten und Bleichsucht finden sich daher auch bei diesen Arbeiterinnen häufig; wenn sie zum Arzt kommen, heißt es: kräftige Kost und gesundere Beschäftigung!

Unter den Tabackarbeiterinnen erhalten die Cigarrenarbeiterinnen 10—15 Mark, die Wickelmacherinnen 9 Mark, die Sortiererinnen 13 Mark, jugendliche Arbeiterinnen 3—5 Mark. Die Arbeitszeit ist in den Fabriken 10—11stündig, in der Hausindustrie unbegrenzt, gewöhnlich aber nicht unter 18 Stunden. In der Tabackindustrie giebt es eigentlich keine Saisonarbeit. Aber im Winter erwächst den Arbeiterinnen durch die Frauen der arbeitslosen Bauhandwerker eine gefährliche Konkurrenz.

In der Wäschebranche giebt es nur Akkordlöhne. Der Wochenverdienst der Maschinennäherinnen auf Kragen und Manschetten, überhaupt auf Herrenwäsche, beträgt bis 12 Mark, der der Vorrichterinnen 3—4 Mark, die Arbeitszeit in der Fabrik ist 10 Stunden; dazu kommt aber noch Hausarbeit, so daß der angegebene Verdienst erst in etwa 12 Stunden zu erreichen ist. Die Hausindustrie hat auch hier gewaltig auf die Preise gedrückt. Nun muß die Näherin aber noch das Garn, Beleuchtung und Wohnungsraum sowie die Abnutzung der Maschine rechnen; beim Liefern vergehen auch immer einige Stunden. Da muß denn die Maschine von 6 Uhr früh bis 11 Uhr abends rasseln, und dann werden noch bis nach Mitternacht die Handarbeiten vorgerichtet. Lungenschwindsucht und Krankheiten der Unterleibsorgane stellen sich denn auch frühzeitig ein.

Wir können diese Zahlen und Thatsachen für sich selbst reden lassen. Nur auf eins möchte ich hinweisen: daß die Frauen, welche in Schleudergeschäften kaufen und dort wo möglich noch am Preise der Ware abhandeln, am Herabdrücken der Arbeitslöhne ihr Teil Schuld mittragen.

D. H.

Digitized by Google

Schulden.

Von

Hedwig Heilborn.

Nachdruck verboten.

Anton hatte seine Eltern früh verloren. Ihr einziges Vermächtnis, das ihm auf dem Herzen lag, ihm keine Ruhe ließ bei Tag und Nacht, waren Schulden. Sterbend hatte der Vater ihn gebeten: „Reinige mein Andenken; decke meine Schulden; führe das Werk zu Ende, von dem ich abgerufen werde."

Schon als Kind hatte er nach Kindesart das kleine blonde Lieschen mit den blauen nachdenkenden Augen geliebt und sie im Spiel seine kleine Frau genannt. Doch war sie ebenso arm wie er gewesen, und darum hatten die Eltern nicht anders gedacht als daß sie es bei diesem Kinderspiel bewenden lassen sollten. „Wovon wollt ihr denn leben!" hatte einst der Vater den Achtzehnjährigen barsch angefahren, als er mit ernstem Gesicht vor ihn hintretend ihm gesagt hatte: „Lieschen will."

„Wovon wollt ihr denn leben!" diese Worte schnürten ihm immer aufs neue das Innere zusammen, wenn er von dem Kirchhof zurückkehrte, wo ein kleines Holzkreuz mit der Aufschrift ‚Franz und Marie Schönthal' die gemeinsame Ruhestätte der beiden bezeichnete, die im Leben keine Ruhe gefunden hatten; die nur die Ruhe gekannt hatten, die von allen die ruheloseste ist: die Ruhe der Arbeitlosigkeit. Zur Verzweiflung war sie dem Fabrikschlosser geworden, sie hatte ihn in die Arme des allverhaßten reichen Bauern Böhme getrieben, des Reichsten im Dorfe, der sich etwas darauf zu gute that, der Gläubiger der Ärmsten im Dorfe zu sein.

So kehrte der Verwaiste auch heute vom Kirchhof zurück, und das Wort des Vaters klang ihm durch die Seele: „wovon wollt ihr denn leben?"

„Von meiner Arbeit," antwortete er sich und richtete sich, wie um sich selbst zu ermutigen, in die Höhe. „Nur erst die Vergangenheit zudecken. O Gott, wenn ich es fertig brächte, die beiden Alten da draußen zufrieden zu stellen!"

Drei Jahre sind vergangen, Jahre harter, ununterbrochener Arbeit. Er ist, wie sein verstorbener Vater, Schlosser in einer Fabrik. Vom täglichen Lohn hat er sich einen Teil am Munde abgespart, um ihn am Ende eines jeden Monats dem Gläubiger zu übergeben. Freilich, die rotbraune Farbe war einer kranken Blässe gewichen, die Augen hatten viel von ihrem Feuer verloren. Als schöner Freier erschien er dem armen Lieschen nicht mehr, wenn er abends in ihre Hütte kam, wo sie mit ihrer Mutter wohnte und von früh bis spät Spitzen klöppelte.

Einmal erschrak sie wahrhaft, als er müde zu ihr eintrat und ihr beim matten Flackern des Öllämpchens das gealterte scharfe Gesicht mit den glanzlosen Augen zeigte.

„Anton," sagte sie traurig und umschloß die schwielige Hand, „und zu alledem schilt mich noch die Mutter. Ich hätte gestern reich werden können, hätte ihr für immer ein sorgenfreies Leben verschaffen können."

„Wie meinst du das?"

„Der Karl von dem reichen Böhme war gestern hier und hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden wollte. Er sagte mir, er wäre mir immer gut gewesen, hätt's aber nicht sagen können, weil sein Vater mich nicht gewollt hätte. Natürlich, weil ich so arm bin. Aber weil nun der Alte gestorben ist, wollte er mich holen."

„Nun und?"

„Und?" sagte Lieschen etwas erstaunt über die Frage; „ich sagte ihm, daß ich dich ja liebte. Wie er mich da ansah — daß ich mich beinah vor ihm fürchtete. Aber dann mit einem Mal sah er ganz anders aus, grad' so, als ob er mich auslachen wollte: ‚Du wirst es bereuen; wovon wollt ihr denn leben!' Das hörte ich noch als er die Thüre hinter sich zuschlug."

„Bereuen!" wiederholte Anton und stand auf. „Ja, Lieschen, wirst du es bereuen? Sage es mir lieber gleich." Ein Zittern über die ganze schon etwas gebeugte Gestalt begleitete die hastigen Worte.

Statt aller Antwort fühlte er sich von ihren Armen umschlungen. „Anton, warum thust du mir so weh?" fragten die blauen Augen, die sich zu ihm aufrichteten.

Ein Händedruck — und er trat aus der Hütte in den warmen Sommerabend hinaus. Die sehnigen Arme streckten sich. Eine neue

Digitized by Google

Kraft regte sich darin. „Sie wird es nicht bereuen, Böhme!“ rief es in ihm.

Mit erneuter Hingebung machte er sich an die Arbeit. Ein Monat nach dem andern verging; pünktlich mit dem Ende eines jeden stellte er sich in dem Bauernhofe ein. Und wirklich — eines Tages stand er da — er hatte der Vergangenheit ihren Tribut gezahlt. Endlich, endlich durfte er an sich denken, an die Gegenwart und Zukunft.

Jetzt wanderte der Erlös nicht mehr in die Hände des Gläubigers; er trug ihn auf die Sparkasse, daß er sich mehrte, ihm verhalf, sich und Lieschen ein Heim zu gründen.

Glückliche Tage der Erwartung.

Es war am Morgen des Hochzeitstages, als er es an seine Thür klopfen hörte. „Lieschen!“ rief er freudestrahlend. Er machte die Thür weit auf. Vor ihm stand der Bauernsohn.

Ein zeitiger Hochzeitsgast, dachte Anton bei sich. Nun er wird wohl seine eignen Gefühle bei der Sache haben.

„Sei willkommen.“

Karl erwiderte nicht den Gruß. Stumm überreichte er ihm ein Papier.

„Was soll das?“ fragte Anton zurückfahrend.

„Nur ein Schuldschein,“ war die vollkommen ruhige Antwort. „Er ist noch nicht quittiert, weil er bis heut unbezahlt geblieben ist.“

„Was? Ich denke, es ist alles erledigt?“ rief Anton entsetzt.

„Bis auf diese dreihundert Mark alles, mein Freund.“ Die Kaltblütigkeit des Bauernsohns brachte Anton zur Verzweiflung.

„Wie kommt es, daß ihr ihn bis heut unterschlagen habt? Warum hatte ich denn keine Ahnung davon?“

„Weil ich dir den Schreck bis auf den heutigen Tag ersparen wollte, Schlaukopf,“ war die Antwort.

Anton fühlte seine Sinne schwinden. Dem waren seine Kräfte nicht gewachsen. Die Riesenarbeit der letzten Monate hatte doch auch an ihm gezehrt.

Als er wieder erwachte, sah er sich auf seinem harten Bett liegen. Lieschen stand, mit dem Rücken gegen ihn gewandt am Fenster. Sie hatte alles erfahren und sah in den goldnen Frühlingsmorgen hinaus.

Und er hatte alles vergessen und sah von seinem Bett aus auch in den Frühlingsmorgen hinaus. Er betrachtete die schlanke Gestalt, die da am Fenster stand und das blonde Haar, das, vom Sonnenlicht umglänzt, das Köpfchen wie in einen Heiligenschein rahmte.

„Lieschen,“ rief er mit einer Stimme, über deren Schwäche er selbst erschrak.

Sie fuhr zusammen und wandte ihm ein Gesicht zu, in dessen totenbleichen Zügen er die ganze Geschichte des eben Vorgefallenen wieder las.

Er sprang auf und faßte sie bei der Hand.

„Du bist mein,“ rief er. „Was trennt dich von mir?“

„Die Schulden,“ antwortete sie tonlos.

„Die Schulden,“ kam es von seinen Lippen, und ihre Hände trennten sich.

„Dreihundert Mark!“ stöhnte er. „Mein Gott, das geht über meine Kräfte.“

„Glaubst du nicht, daß Karl auch ohne die dreihundert Mark leben könnte?“ Und die blauen Augen sahen ihn fragend an.

„— Freilich — aber mein Gelöbnis, das muß ich doch halten, nicht wahr?“

„Gewiß, ja — ja,“ sagte sie bitter.

„Was sagt deine Mutter?“ fragte er.

„Die Mutter,“ sagte sie gedehnt, und wieder war der bittere Ton da, mit dem sie die Stimme der Alten nachzuahmen schien: „‚Warum warst du so dumm und hast den Karl laufen lassen!‘ — Das war alles, was sie für mich übrig hatte.“

„O ja, deine Mutter ist eine kluge Frau, eine sehr kluge Frau;“ ein müdes Lächeln glitt über sein Gesicht. Und dann wieder: „Lieschen, du weißt, wie lieb ich dich gehabt habe. Ich werde dich auch, solange ich lebe, nicht vergessen. Du siehst aber, es ist nicht möglich, daß wir uns angehören. Laß uns vernünftig sein wie deine Mutter ist.“

Er wunderte sich über seine eigene Ruhe. Abgewendet stand er da, damit er den blauen Augen nicht begegnete. Nur ihre Stimme hörte er:

„Anton, es ist ja nicht möglich! Sollen wir jetzt so auseinander gehen?“

„Wir haben ja schon so viel gekonnt, Lieschen. Glaube mir, wir werden auch dies Letzte und Schwerste noch können.“

„Dies Letzte und Schwerste,“ hörte er sklavisch wiederholen.

Die Thür fiel zu. Anton war allein.

* * *

Nach einigen Tagen waren die paar Möbel verkauft, und der Erlös wanderte in die Hände des Gläubigers.

Anton arbeitete in der Fabrik, rastlos, als wollte er das Verlorene wieder gewinnen. Ob sich seine Wünsche wirklich so hoch verstiegen?

„Kriege ich es noch zusammen?“ überlegte er sich, als er eines Abends in seine Hütte heimkehrte. „Wie lange muß ich da noch leben?“

Als er die Hausthür öffnete, trat ihm ein Mitbewohner entgegen.

„Die Mutter von deinem Lieschen war da,“ sagte er.

Digitized by Google

Anton hatte monatelang nichts von Lieschen gesehen. Das Herz schlug ihm laut bei der Erwähnung des Namens.

„Was wollte sie?“ fragte er fast unhörbar.

„Dir sagen, daß Lieschen ihr endlich nachgegeben hätte und den Böhme heiraten wollte.“

„Den — Böhme — heiraten — wollte?“

„Armer Kerl,“ sagte der andere und ging an ihm vorüber.

Nur wenige Wochen vergingen, bis eines Morgens, als Anton in die Fabrik schlich, die Kirchenglocken läuteten. Mechanisch griff er nach der Arbeit, und immerfort läuteten diese Glocken, als wollten sie ihm zurufen: „Kommst du nicht auch zur Brautschau?“

„Ja, ja, ja,“ murmelte er. „Ihr sollt es ja haben, euer Geld. Nur Geduld. Ich bringe es euch, wenns so weit ist. Damit ihr lustiger leben könnt.“

Lustig! — —

Zelle und Organismus.

Von

Prof. Dr. **Franz Keibel.**

Nachdruck verboten.

Stehen wir vor einem großartigen Bauwerk, in dem ein genialer Gedanke zum Ausdruck kommt, so denken wir nicht an die Steine, das Gebälk und den Mörtel, aus denen das Gebäude mühselig zusammengefügt ist, sondern das Gebäude macht uns den Eindruck einer unzerstörbaren Einheit. Gelingt es der Baukunst nur ausnahmsweise und auf der Höhe ihrer Vollendung einen solchen Eindruck hervorzurufen, so sehen wir den gleichen Eindruck in der Natur in jedem Organismus, in jedem Tier, in jeder Pflanze erreicht, am vollkommensten im Menschen. Man spricht hier von den Individuen, und doch ist jedes dieser Individuen, Pflanze, Tier und Mensch aus unzähligen Einheiten aufgebaut, die erst in ihrem harmonischen Zusammenwirken das Ganze ausmachen. Diese Einheiten sind die Zellen. Die Entdeckung und Erforschung der Zellen, dieser Bausteine der organischen Welt, ist unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben. Erst die in den dreißiger Jahren hergestellten achromatischen Mikroskope machten die Entdeckung der Zelle und ihre Erforschung möglich. Die pflanzliche Zelle wurde durch Hugo von Mohl und durch Schleiden, die tierische Zelle durch Schwann entdeckt; die Erforschung der Zelle ist heute noch lange nicht vollendet. Eine große Anzahl von Forschern arbeitet mit den kompliziertesten Instrumenten, mit Herbeiziehung aller Hilfsmittel, welche ihnen Physik und Chemie bieten, daran, die Fragen zu lösen, welche ihnen die Zelle aufgiebt, und „Zellstudien“ sind heute durchaus an der Tagesordnung. Das Verdienst dieser vielen Forscher und Entdecker zu würdigen, die Fragen, welche sie sich stellen, zu erörtern, davon darf ich füglich an dieser Stelle absehen. Nur eines muß ich noch vorwegnehmen und betonen. Die Zelle erscheint nach der herrschenden Ansicht heute als Lebenseinheit. Es giebt auf die Dauer kein Leben, das nicht an die Zelle geknüpft wäre. Von der Zelle aber giebt es keine Brücke zum Anorganischen. Auch bei der Zelle giebt es keine Urzeugung. Weder kann der Forscher, wie Wagner seinen Homunculus, die Zellen in Tiegel oder Retorte darstellen, noch findet irgendwo in der Natur heutzutage eine Entstehung von Zellen aus totem, anorganischem oder auch organischem Material statt. Im Anschluß an Harvey, der eine entsprechende These für alles Lebende aussprach, hat Virchow, der in dem Kampf um diese Frage der Rufer im Streite war, diese Thatsachen zusammengefaßt in dem Satze „omnis cellula ex cellula,“ eine Zelle kann nur aus einer Zelle entstehen. —

Doch was ist eine Zelle? Der Name Zelle ist, wenn wir das ins Auge fassen, was wir heute unter Zelle verstehen, nicht glücklich gewählt; doch er gehört der Ge-

Digitized by Google

schichte an, und wir werden ihn deswegen nicht beseitigen können oder wollen. Bei dem Worte Zelle könnte der Uneingeweihte an die Zellen einer Bienenwabe, an die Zellen eines Klosters oder eines Gefängnisses denken; er würde aber dabei in den meisten Fällen irre gehen. Hergenommen ist der Name „Zelle" freilich von Zellgebilden, welche einen solchen Vergleich nahe legen. Die Zelle ist bei den Pflanzen entdeckt worden, und die Zellen der ausgebildeten pflanzlichen Organismen haben den Entdecker den Namen Zelle wählen lassen. Bei diesen pflanzlichen Zellen tritt die Wand der Zelle, die Zellmembran, in den Vordergrund, und man hat die Zellmembran deshalb lange Zeit als einen wesentlichen Bestandteil der Zelle aufgefaßt. Allmählich aber erkannte man, daß nur ein Klümpchen schleimiger Substanz, gewöhnlich Protoplasma genannt, und darin ein Kern etwas anderer Substanz „der Kern" zum Wesen der Zelle gehören. Punktiert man mit Tinte ein kleines unregelmäßiges Feld und macht man etwa in der Mitte desselben einen Klecks, so hat man ein Schema für die Zelle, so gut und so schlecht, wie es viele Lehrbücher über diesen Gegenstand haben. Natürlich muß man sich diese Abbildung dann in das Körperliche übertragen. — Also Zellleib, „Protoplasma," und Zellkern bilden eine Zelle; dazu kann allerdings noch eine Zellmembran kommen, sie ist aber prinzipiell von untergeordneter Bedeutung. Solche einfachen Zellen, für welche die eben gegebene Definition nicht nur mitumfassend, sondern soweit uns das hier interessiert, erschöpfend ist, finden sich auch im menschlichen Organismus, und zwar im menschlichen Blute, es sind die sogenannten weißen Blutkörperchen. Das Blut besteht aus einer Flüssigkeit, in der körperliche Elemente suspendiert sind, die Blutkörperchen. Von diesen Blutkörperchen geben die zahlreichen roten Blutkörperchen dem Blut die Farbe, die weißen, deren ich eben Erwähnung that, sind viel geringer an Zahl. Es giebt übrigens auch selbständig lebende Wesen, welche nur aus einer einzigen, so einfach gebauten Zelle bestehen, „die Amöben." — Über die chemische Zusammensetzung des lebenden Protoplasmas läßt sich nichts Sicheres sagen. Das Leben, wenn man will, die Seele, ist in der einzelnen Zelle ebensowenig mit der Pincette zu fassen oder mit Hilfe des Mikroskops zu sehen, als das Leben und die Seele eines ganzen Tieres oder einer ganzen Pflanze. Genauer sind wir über die Gestaltveränderungen der Zelle während des Lebens unterrichtet, über die Morphologie der Zelle. Besonders der Zellkern zeigt im wesentlichsten bei Tieren und Pflanzen ein typisches Verhalten, und solche weitgehenden Übereinstimmungen wollen wir feststellen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Es sind hauptsächlich, nur das sei noch hervorgehoben, die Vorgänge bei der Zellvermehrung, welche in allen wichtigen Punkten bei Pflanze und Tier übereinstimmen.

Bevor wir die Betrachtung der einzelnen Zelle verlassen, sei noch hervorgehoben, daß es eine einzige Zelle zur Höhe eines Organismus bringen kann. Es giebt einzellige Tiere, welche weit über den schon erwähnten Amöben stehen. Die höheren einzelligen Tiere, die Infusorien z. B., sind so kompliziert gebaut, daß man bei ihnen, trotzdem sie doch nur aus einer Zelle bestehen, sehr wohl von Organen sprechen kann. Doch wir wollen hier nicht die Differenzierungsvorgänge in den Zellen betrachten, sondern den Differenzierungen der Zellen gegeneinander, wie sie bei den höheren Organismen eintreten, wollen wir uns zuwenden.

Jedes organische Wesen, jede Pflanze und jedes Tier, mag es später noch so kompliziert gebaut, noch so hoch organisiert sein, macht ein Entwicklungsstadium durch, auf dem es nur aus einer einzigen Zelle besteht. Alle Zellen, welche wir bei den ausgebildeten Organismen finden, sind also auf eine einzige Zelle zurückzuführen, die wir als die Urmutterzelle aller Zellen des betreffenden Organismus ansehen müssen, so verschieden diese Zellen auch gestaltet sein mögen, und wie verschiedenen Funktionen sie auch vorstehen. Es handelt sich — man kann das wohl in des Wortes voller Bedeutung vertreten — bei den höheren Organismen um einen Zellenstaat, dessen einzelne Mitglieder sich den verschiedenartigsten Funktionen und Lebenslagen angepaßt haben. Wie kommt dieser Zellstaat zu stande? Die Entwicklungsgeschichte und die vergleichende Anatomie giebt uns die Antwort. Durch Differenzierung, die wohl unzweifelhaft durch Arbeitsteilung bedingt ist, jedenfalls Hand in Hand mit ihr geht,

Digitized by Google

entstehen aus den in frühen Stadien gleichartigen ersten Abkömmlingen der Urmutterzelle immer mehr und mehr verschiedene, verschiedenen Funktionen angepaßte Zellen.

Fassen wir die Wirbeltiere ins Auge, so sehen wir, wie zunächst eine Anzahl von größeren Zellgruppen sich gegeneinander abgrenzen, und wie dann später in diesen größeren Complexen in ganz gesetzmäßiger Weise sich die Anlagen der einzelnen Organe mit ihren besonderen Zellformen herausbilden. Im Entwicklungsgange der Säugetiere und auch beim Menschen kommt entsprechend wie bei niederen Wirbeltieren ein Stadium vor, in welchem die Embryonalzellen in drei Gruppen gesondert sind. Man spricht, da diese drei Zellgruppen im großen und ganzen wie drei Blätter über einander angeordnet sind, von den drei Keimblättern, dem äußeren, dem mittleren und dem inneren Keimblatt. Schon in dieser frühen Gliederung ist die Entwicklungsrichtung der einzelnen Zellgruppen festgelegt. Aus dem äußeren Keimblatt entsteht das gesamte Nervensystem, sowohl das Gehirn und Rückenmark, wie die peripheren Nerven, dann in engster Beziehung zum Nervensystem die Organanlagen, welche das Nervensystem in Beziehung zur Außenwelt setzen, die Anlagen der Sinnesorgane. Außer diesen Organen entstehen aus dem äußeren Keimblatt die Schutzorgane der Körperoberfläche: die Epidermis der Haut, mit Haaren, Nägeln und den Drüsen, welche der Haut angehören, also die Organe, welche uns gegen Wärme und Kälte, gegen Trockenheit und Feuchtigkeit schützen. Aus dem mittleren Keimblatt entstehen die Stützsubstanzen, d. h. das den ganzen Körper als ein feines bindendes und stützendes Gerüst durchziehende Bindegewebe, der Knochen und der Knorpel. Es entsteht ferner aus dem mittleren Keimblatt das Muskelgewebe, das Fettgewebe und das Blut; neben diesen Geweben aber auch Drüsengewebe. Die wichtigen Nieren haben ihren Ursprung im mittleren Keimblatt. Aus dem inneren Keimblatt entstehn der zellige Überzug des Darms und mannigfache Drüsen. Diese Zellen haben die Aufgabe, die Nahrung für die Aufnahme in den Körper vorzubereiten, sie aufzunehmen und zu assimilieren. Von den hierhergehörigen Drüsen nenne ich nur die Leber und die Bauchspeicheldrüse.

Durch diesen Überblick ist kurz die große Verschiedenheit der Funktionen, welche die Abkömmlinge einer einzigen Zelle im ausgebildeten Körper der höheren Tiere und des Menschen zu verrichten haben, angedeutet. Die Formmannigfaltigkeit ist eine entsprechend große. Von dieser Fülle der Formgestaltung ist es natürlich schwer ein Bild zu geben. Immerhin mögen einige Andeutungen versucht werden. Neben Zellen, welche im großen und ganzen den Urtypus der Zelle bewahrt haben, wie den weißen Blutkörperchen, finden sich im Blut des Menschen viele kleine, gefärbte, bikonkave Plättchen, die roten Blutkörperchen, die soweit degeneriert sind, daß man in ihnen keine Spur des Kerns mehr findet. In anderer Beziehung sind diese roten Blutkörperchen sehr hoch entwickelt, der Farbstoff, der in ihnen entstanden ist, und dem das Blut seine Farbe verdankt, ist vorzüglich geeignet den Gasstoffwechsel des Körpers zu unterhalten. Die roten Blutkörperchen geben in den Lungen Kohlensäure ab und nehmen Sauerstoff auf. In den Geweben geben sie den Sauerstoff ab und beladen sich wiederum mit der Kohlensäure, welche bei den Lebensprozessen durch Verbrennung des Sauerstoffs dort entsteht. In der Oberhaut, der Epidermis, finden wir in den tieferen Schichten Zellen, welche dem Urtypus der Zelle sich nähern, an der Oberfläche kernlose, verhornte Schüppchen, welche in jeder Beziehung degeneriert sind, daher auch täglich und stündlich in großer Menge abgestoßen werden, die aber in einer Beziehung vorzüglich angepaßt sind. Diese Schüppchen bilden nämlich ein Hornlager, das uns trefflich gegen die Unbilden der Außenwelt schützt, wie man das sofort erfährt, wenn man vielleicht durch eine Verbrennung einmal auch nur an einer kleinen Stelle des Körpers dieses Schutzes verlustig gegangen ist. Zellen, welche eine extrem andere Formausgestaltung erfahren haben, sind die Ganglienzellen des Zentralnervensystems, also des Rückenmarks und des Gehirns, und doch sind diese Zellen ihrer Abstammung nach sogar nähere Verwandte der Epidermisschüppchen; sie stammen wie diese vom äußeren Keimblatt.

Die Gestalten der Ganglienzellen sind von wunderbarer Mannigfaltigkeit; neben außerordentlich großen Elementen kommen auch recht kleine zur Beobachtung. Alle

Digitized by Google

Ganglienzellen haben den Zellcharakter deutlich bewahrt, aber sie haben ihn in ganz besonderer Weise modifiziert. Das Charakteristische der Ganglienzellen sind die Fortsätze, die sehr mannigfach und reich gestaltet sein können; aus besonderen Fortsätzen der Ganglienzellen entstehen die Nervenfasern, welche die Nerven bilden. Da nun die Nerven vom Rückenmark bis zu den Fingerspitzen resp. vom Rückenmark bis in die Spitzen der Zehen reichen — ich greife hier nur die extremsten Fälle heraus — muß es Ganglienzellen geben, deren Fortsätze vom Rückenmark bis in die äußersten Spitzen der Gliedmaßen reichen, Fortsätze also, die eine außerordentlich große Länge haben. Wenn man nun erfährt, daß diese Fortsätze durch Herauswachsen aus dem Rückenmark entstanden sind, da drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, wie haben diese außerordentlich langen Fortsätze den richtigen Weg zu dem ihnen bestimmten Ort der Peripherie gefunden? Ich will diese Frage offen lassen und nur bemerken, daß ja beim Embryo die Entfernungen nicht so groß sind als beim ausgebildeten Menschen; trotzdem aber ist die Frage so schwierig, daß ein hervorragender Forscher auf diesem Gebiet an Leibnitz' prästabilierte Harmonie erinnert. Wie die Nervenzellen so sind auch die Zellen aller anderen Gewebe in besonderer Weise an ihre Funktion angepaßt, und diese Anpassung kommt oft in sehr charakteristischer Weise in ihrer Gestalt zum Ausdruck. Es gilt das für die Zellen der Sinnesorgane, die Zellen des Bindegewebes, des Knorpels und Knochens.

Eine besondere Würdigung mögen nur noch die Fettzellen erfahren. Die Fettzellen gehören ihrer Abstammung nach derselben Gewebegruppe an wie Knorpel und Knochenzellen. Während aber Knochen und Knorpelzellen noch verhältnismäßig primitive Charaktere bewahrt haben, so ist die ausgebildete Fettzelle zur Karikatur einer Zelle geworden. Die in früheren Entwicklungsstadien ziemlich indifferenten Fettzellen sammeln kleine Fetttröpfchen in sich auf; die an Zahl immer mehr zunehmenden Fetttröpfchen verschmelzen schließlich untereinander und bilden eine Kugel. Durch diese Fettkugel wird der Kern und das Protoplasma der Fettzelle ganz an die Wand der Fettzelle — die Fettzellen besitzen eine wohl ausgebildete Membran — gedrängt und so in die Enge getrieben, daß es oft schwer ist, den Kern wahrzunehmen.

Die Aufgabe der Fettzellen für den Haushalt des Körpers ist eine doppelte: erstlich ist die Fettpolsterung mechanisch sehr wichtig. So sind unsere Handteller und Fußsohlen mit einer wahren Fettmatratze gepolstert, die uns dauernd die besten Dienste leistet, und deren Abnahme uns nach langem Krankenlager das Gehen so schmerzhaft macht. Auch unser Auge bewegt sich auf einer Fettunterlage. Außer dieser mechanischen Aufgabe aber haben die Fettzellen eine andere nicht minder wichtige Funktion. Die Fettzellen sind die Banquiers des Körpers. Sie speichern den Überschuß an zugeführter Nahrung in sich auf, um ihn in Notständen wieder abzugeben. Hier ist der Körper glücklicher als der Staat, seine Kapitalisten können nicht auswandern und werden in Notständen unbarmherzig, oft bis zur Erschöpfung besteuert. Nach langem Siechtum bekommt man dann Fettzellen zu Gesicht, deren Fett fast ganz geschwunden ist, und die mit ihrer zusammengefallenen Membran und ihrem trüben Inhalt dem Mikroskopiker wirklich einen traurigen Anblick gewähren.

Hoffentlich genügt dieser kurze Überblick, um wenigstens einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Bausteine des menschlichen Körpers zu geben und auf den innigen Zusammenhang von Gestalt und Funktion hinzuweisen. Der Stoff ist lange nicht erschöpft, nur einige wenige Beispiele sind herausgegriffen; ich hielt es für gewagt, ohne Abbildungen weiter auf Einzelheiten einzugehen. Versuchen wir es, so gut es gehen will, auf das Mitgeteilte weitergehende Betrachtungen zu gründen. Ich habe die Organismen mit Staaten verglichen. Wir wollen diesen Vergleich nur für den tierischen oder den menschlichen Organismus, dem ja auch im wesentlichen die hier aufgeführten Beispiele entnommen sind, weiter durchzuführen versuchen. Der Vergleich des menschlichen Organismus mit einem Staate ist nicht neu. An Menenius Agrippa will ich nur erinnern.

Am weitesten durchgeführt ist der Vergleich von Schäffle, einem bekannten Nationalökonomen. Freilich ist er hier anders gewendet. Schäffle vergleicht nicht den

Digitized by Google

tierischen Organismus mit dem Staat, um die Verhältnisse des tierischen Organismus zu verdeutlichen, sondern er versucht im Gegenteil den sozialen Organismus durch den Hinweis auf den tierischen verständlich zu machen. Ich will hier auf eine Kritik des Schäffleschen Vergleichs nicht eingehen, sondern unabhängig von Schäffle den Vergleich in meinem Sinne durchführen. Er wird schon deswegen anders ausfallen müssen, weil es sich umgekehrt wie bei Schäffle um die Erläuterung des tierischen Organismus durch den sozialen handelt.

Ich möchte die Zellen des menschlichen und tierischen Organismus mit den Individuen vergleichen, welche den sozialen Organismus, den Staat, zusammensetzen. In frühen Entwicklungsstadien sind alle Individuen, welche den Staat bilden helfen, gleichartig; erst mit zunehmendem Alter differenzieren sie sich, je nach den äußeren und inneren Einflüssen, die auf sie einwirken, je nach Erziehung, Neigung und sozialen Verhältnissen. Bei diesen Prozessen bleibt nun aber das Individuum nicht vereinzelt. Immer eine größere Anzahl von Individuen der gleichen Interessensphären schließen sich zu Gesellschaftskreisen zusammen. Diese Gesellschaftskreise gruppieren sich wieder zu Ständen, und diese erst bilden den Staat. Ganz ähnliche Verhältnisse finden wir im tierischen und menschlichen Organismus. In frühen Stadien sind alle Zellen, welche ihn aufbauen, gleichartig, erst später differenzieren sie sich, und auch die differenzierten Zellen bleiben nicht vereinzelt; um ihre Stellung im Organismus auszufüllen, müssen sich die gleichartigen Zellen zu Geweben anordnen. Die Gewebe ordnen sich zu Organen, die Summe der Organe bildet den Organismus.

Es liegt auf der Hand, daß der Vergleich zwischen Staat und Organismus bei dem alten, streng ständisch gegliederten Staat weiter und leichter durchzuführen ist, als in dem modernen Staat, wo die Übergänge zwischen den verschiedenen Gesellschaftskreisen und -ständen weniger scharfe werden; aber auch für solche Übergänge lassen sich Vergleiche im tierischen Organismus finden.

Wie verhält es sich nun aber mit der Lebensbethätigung der einzelnen Elemente des tierischen Organismus, der Zellen, gegenüber dem Gesamtorganismus? Läßt sich auch da der Vergleich mit der Bethätigung der Einzelindividuen im Staate durchführen? Es scheint so. Man könnte sogar darüber streiten, ob es nicht eine persönliche Freiheit im Zellstaat giebt. Wenn man unbefangen das Leben und Treiben der Zellen im Organismus beobachtet, so erkennt man ebenso wenig, als wenn man auf das menschliche Getriebe sieht, immer Grund, Zweck und Ziel aller einzelnen Vorgänge. Erst wenn wir unseren Blick schärfen, erkennen wir, daß auf die Dauer doch nur dasjenige in seinen Grenzen gedeihen kann, was seine Aufgabe an jeder Stelle erfüllt und so dem Ganzen dient. Das Gleiche aber dürfte doch wohl auch für den staatlichen Organismus gelten, und die Vergeltung trifft im staatlichen wie im tierischen Organismus häufig nicht das Individuum selbst, das den Fehltritt begangen hat, sondern oft erst spätere Generationen.

Wenn nun aber ein staatlicher Organismus durch äußere Unglücksfälle zu Grunde geht, z. B. durch Krieg, so bleiben doch seine Individuen zum großen Teil erhalten, sie überleben den Staat. Gilt denn auch das für den Zellstaat? Unzweifelhaft. Nachdem die Atembewegungen, nachdem der Herzschlag des Organismus aufgehört hat — nachdem also der Tod eingetreten ist, können die einzelnen Zellen des Körpers noch viele Stunden lang leben. Ja, die Zellen können sich wohl auch nach dem Tode des Organismus eine kurze Zeit noch durch Teilung vermehren, sodaß, wenn schließlich auch die einzelnen Zellen absterben, nicht immer diejenigen Zellen dahinsterben, welche zur Todesstunde des Körpers lebten, sondern erst eine spätere Generation. Ja, einzelne Zellen und Zellkomplexe, welche alsbald unter günstigen Lebensbedingungen in einen anderen Organismus gebracht werden können, brauchen trotz des Todes des Organismus durchaus nicht dem Tode zu verfallen. Überträgt man von einem frisch getöteten Tier Epidermisstückchen auf eine frisch der Epidermis entblößte Hautstelle eines anderen Organismus derselben Gattung und Art, so heilen die übertragenen Epidermisteile ein und bleiben leben. Das ist aber nicht nur auf die Epidermis beschränkt. Knochenhaut, Perioststückchen, von einem Tier auf das andere verpflanzt,

Digitized by Google

sterben, wenn sonst die Ernährungsverhältnisse günstig sind, nicht nur nicht ab, sondern können in dem neuen Organismus sogar Knochen produzieren. Läßt man einen Hund frische Perioststückchen vom Periost eines anderen, eben getöteten Hundes einatmen, sodaß die Periostpartikelchen in die Lunge kommen, so leben sie dort weiter, und nach einiger Zeit kann man an den Stellen, an welchen sie sich angesiedelt haben, feine Knochenplättchen finden. Diese interessanten Thatsachen werden auch in der Heilkunde, vor allem in der Chirurgie, praktisch verwertet. Ist bei einem Kranken durch Verbrennung etwa oder durch Lupus eine größere Epidermisfläche zu Grunde gegangen, so wird von einem anderen Individuum Epidermis auf die wunde Stelle hinüber gepflanzt und gedeiht dort. — Eine richtige Überwanderung von einem Staat in den anderen mit Verleihung des Bürgerrechts. — Natürlich kann man die nötige Epidermis auch unter Umständen, wenn sich kein aufopferungsvoller Freund findet, demselben Organismus entnehmen. — Da hätten wir dann nur eine Überwanderung aus einer Provinz des Zellenstaates in die andere. So wäre z. B. die Bildung einer künstlichen Nase aus der Haut des Armes oder aus der Haut der Stirn aufzufassen, eine Operation, die sich einer alten historischen Tradition und großer Berühmtheit erfreut. Sie stammt von den alten Indern. —

In diese Klasse der operativen Eingriffe gehört auch die Transfusion des Blutes von einem Organismus in den anderen. Theoretisch steht dieser Überleitung des Blutes eines Tieres in die Blutbahn eines anderen nichts im Wege — wohl verstanden immer nur, wenn es sich um Tiere derselben Art handelt — praktisch aber ist man der Schwierigkeiten, welche vor allem durch die Gerinnung des Bluts bedingt werden, bisher noch nicht vollkommen Herr geworden.

Haben wir bis dahin die Zellen und Zellgruppen in ihrem Verhalten zum Zellstaat, zum Gesamtorganismus betrachtet, so wollen wir uns jetzt zu dem Verhalten der einzelnen Zellen und Zellgruppen zu einander wenden. —

Da herrscht nun ebenso wenig wie im sozialen Staate Harmonie und einträchtiges Streben zum Wohle des Ganzen, sondern überall finden wir einen erbitterten Kampf um das Dasein. Zelle kämpft gegen Zelle, Gewebe gegen Gewebe, Organ gegen Organ, und aus diesem allgemeinen Kampfe resultiert doch beim gesunden Organismus das Gedeihen des Ganzen, denn jede einzelne Zelle, jedes Gewebe und jedes Organ kann doch schließlich nur mit dem Ganzen gedeihen. Dabei sind die Arbeitsleistungen und die Lebensdauer der verschiedenen Zellen sehr verschieden bemessen. Die aus dem äußeren Keimblatt stammenden Hornschüppchen der Epidermis sind ganz kurzlebige Elemente, die in Erfüllung ihrer Pflicht bald auf- und abgerieben werden. Die Ganglienzellen des Gehirn- und Rückenmarks, die gleichfalls aus dem äußeren Keimblatt stammen, sind wohl die langlebigsten Elemente des Organismus.

Aber auch der Wert der verschiedenen Zellen für den Organismus ist ein sehr verschiedener. Ohne Schwierigkeit wird der Verlust von Millionen von Epidermiszellen, von vielen Millionen von Blutzellen in verhältnismäßig kurzer Zeit ersetzt. Der Ersatz einer Ganglienzelle dagegen scheint für den ausgewachsenen Organismus unmöglich zu sein. Es bleibt nach einem solchen Verlust immer ein Defekt. — Freilich kann man auch einem Organismus soviel Epidermiszellen rauben, ihm soviel Blut abzapfen, daß er nicht mehr imstande ist, den Schaden wieder gut zu machen, sich zu erholen. — Wieder gilt da dasselbe für den sozialen und den tierischen Organismus. Ein genialer General ist wohl soviel wert und mehr wert als eine ganze Armee, aber ohne Armee ist auch der beste General und der beste Generalstab lahm gelegt. Gerade so verhalten sich die Ganglienzellen zu den übrigen Zellen des Körpers.

Wir sind durch diese Betrachtungen auf eine andere wichtige Frage geführt worden. Auf welche Weise werden eintretende Verluste im tierischen Organismus ergänzt, geheilt? Betrachten wir zunächst die grob äußerlich wahrnehmbaren Thatsachen, so sehen wir, daß bei niederen Organismen, bei Polypen z. B. Teile des Organismus sich zum ganzen Organismus ergänzen können. Je höher wir in dem Tierreiche aufsteigen, desto beschränkter werden aber die Regenerationsvorgänge. Immerhin sollen sich auch bei Reptilien noch der Schwanz und ganze Extremitäten

Digitized by Google

neubilden können. Das ist nun leider bei den Säugetieren und beim Menschen nicht mehr der Fall, aber immerhin finden wir auch noch beim Menschen ausgedehnte Regenerationsprozesse. Der Regeneration der Epidermis und des Blutes habe ich schon gedacht, aber auch das Epithel des Darmes, das Bindegewebe, der Knorpel, der Knochen, der Muskel können sich noch beim erwachsenen Menschen regenerieren; nur, wie ich schon hervorgehoben habe, die Nervenzellen scheinen sich nicht mehr regenerieren zu können. Nervenfasern freilich wachsen wieder, solange nur die sie beherrschende Ganglienzelle intakt ist.

Wie findet nun aber diese Regeneration statt? Da können wir feststellen, daß im ausgebildeten Organismus der höheren Tiere gleichartige Gewebe immer nur gleichartige hervorbringen können. Ein Verlust an Epidermis kann nur durch Epidermiszellen ersetzt werden, Darmepithelien nur durch Darmepithelien, Muskelzellen nur durch Muskelzellen, Bindegewebe nur durch Bindegewebe. Eine Zeitlang nahm man an, daß die weißen Blutkörperchen, die ich ja schon verschiedenemale genannt habe, zur Regeneration verschiedener Gewebe beitragen könnten, aber diese Annahme hat durch neuere und gründliche Untersuchungen mehr und mehr an Boden verloren. — Übrigens dürften wir auch hier den Vergleich des tierischen und des staatlichen Organismus im allgemeinen wohl durchführen können. Stirbt ein Jurist, so wird er meist nur durch einen Juristen ersetzt, ein Verwaltungsbeamter durch einen Verwaltungsbeamten, ein Militär durch einen Militär. Ja, man nimmt, was noch viel auffallender ist, an, daß eine Arbeiterbevölkerung, die vom Ackerbau zum Handwerk oder zur Fabrikarbeit übergegangen ist, sich später nie mehr der Landarbeit anbequeme. Freilich hinkt auch dieser Vergleich wie alle Vergleiche. Die wichtigen Einflüsse der Erziehung und des Unterrichts dürften im Zellstaat schwer nachzuweisen sein.

Wie ist es aber in früheren Entwicklungsstadien des Organismus? Wir machen im Staat die Erfahrung, daß der Sohn eines Bauern, eines Arbeiters ein ausgezeichneter Beamter, ein genialer General, ein trefflicher Minister werden kann. Sollte die Prädestination im staatlichen Organismus geringer sein, als im tierischen? Es will fast so scheinen. Sobald nur die ersten Stufen der Gewebebildung überschritten, die drei Keimblätter als äußeres, mittleres und inneres Keimblatt angelegt sind, scheint der Entwicklungsbahn jeder Zelle nur ein geringer Spielraum gelassen zu sein. Diese Prädestination ist freilich, wie man durch Heranziehung früherer Stadien sieht, auch im Zellstaat keine absolute. Jedenfalls scheint sie noch nicht im ein- und zweizelligen Stadium des Organismus zu bestehen. Es gelang kürzlich einem Forscher (Driesch), die beiden ersten Zellen von Seeigeln — Echinodermen — zu trennen und jede Zelle des zweizelligen Stadiums einzeln für sich zur Entwicklung zu bringen. Driesch erzielte bemerkenswerterweise aus jeder dieser Zellen ein ganzes, wenn auch kleines Tier. Vielleicht ist aber dieses Verhalten nur auf die niedrigsten Tiere, die ja auch sonst ein sehr ausgesprochenes Regenerationsvermögen haben, beschränkt. Roux wenigstens, der ähnliche Experimente schon vor längerer Zeit an ganz jungen Froschlarven im 2. und 4. Zellenstadium angestellt hatte, erhielt $^1/_2$ und $^3/_4$ Tiere. Es liegt hier eine Frage vor, welche durchaus weiterer Untersuchungen bedarf. Gerade die neuesten Untersuchungen scheinen darauf hinzudeuten, daß auch für die Wirbeltiere im Prinzip dasselbe gilt, wie für die wirbellosen.

Haben wir bis dahin die Zellen im gesunden Organismus betrachtet, so wollen wir zum Schluß noch einen Blick auf das Verhalten der Zellen im kranken Organismus werfen. Wohl in jedem, auch im scheinbar gesundesten Organismus giebt es kranke Zellindividuen, alte, elende und Krüppel. Dieselben werden aber normaler Weise durch den Kampf ums Dasein bald ausgeschieden. Bei Erkrankung einer größeren Anzahl von Zellen werden sich die Störungen sehr verschieden früh und stark geltend machen. Während eine Erkrankung von verhältnismäßig wenigen Ganglienzellen schon eine schwere Gefahr für den Organismus bedingen kann, können schon viele Bindegewebezellen, viele Blutzellen erkrankt sein, bevor die Gefahr die gleiche Höhe erreicht. Aber natürlich kann auch eine solche Krankheit eine bedrohliche Höhe erreichen und zum Tode führen. Wie im Staate die Korruption des Beamtentums schon bei ver-

Digitized by Google

hältnismäßig geringem Umfange verderblich hervortritt, einige hundert Lumpen und Vagabunden aber ganz gut und leicht unschädlich gemacht werden können, kann dem Staate natürlich auch bei gesundem Beamtentum schwerste Schädigung und Auflösung drohen, wenn die breiten Schichten der Handwerker und Arbeiter entarten. Ja, diese Erkrankung ist für den Staat schwerer, weil die höheren Stände wohl aus den unteren ergänzt werden können, aber nie das Umgekehrte statt hat. Besonders interessant für den Vergleich des tierischen Organismus mit dem sozialen Organismus sind eigentümliche Erkrankungen der tierischen Gewebe, die man als Geschwülste — Tumoren — bezeichnet. Aus dem Heer der Geschwülste ragen vor allen das Carcinom, der Krebs, und das Sarcom hervor. Das Carcinom entsteht durch abnorme Wucherung von sogenannten Epithelien, von den Epidermiszellen der Haut oder durch die Wucherung der Darm- und der Drüsenzellen; auch von den epithelialen Gebilden des mittleren Keimblattes kann es seinen Ursprung nehmen. Das Gleichgewicht im Kampfe um das Dasein ist hier gestört; rücksichtslos wuchern diese Zellkomplexe gegen das sie begrenzende Bindegewebe, gegen Knochen und Knorpel, alles zerstörend, was sich ihnen entgegenstellt. Aber nicht nur an dem ersten Orte ihrer Entstehung sind die Carcinome verderblich. Sie brechen in die Blutbahn ein, kleine Teile von ihnen werden durch den Blutstrom fortgeschwemmt, siedeln sich an entfernten Teilen des Körpers an, um auch dort Verheerung und Vernichtung zu bringen. Ganz das Gleiche wie von den Carcinomen gilt von den Sarcomen, nur daß diese Geschwülste eine andere Herkunft haben. Sie stammen vom Bindegewebe ab, können aber in derselben verderblichen Weise gegen alle anderen Gewebearten wüten und schließlich durch den ganzen Körper verschleppt werden. Ist dies geschehen, so ist der Körper dem sicheren Verderben preisgegeben. Mit dem Gesamtorganismus müssen dann ja auch freilich die Geschwülste sterben, oder sie überleben ihn doch nur um Stunden. Heilbar sind diese verhängnisvollen Geschwülste überhaupt nicht, wie das auch der berühmte Kliniker Nothnagel in seinem Vortrag „Über die Grenzen der Heilkunst" in geistreicher Weise auseinander gesetzt hat. Wir müssen froh sein, wenn wir diese entarteten Bürger des Zellstaats in frühen Stadien vernichten können. Gegen diese Geschwülste feiert das Messer und das glühende Eisen des Chirurgen seine größten Triumphe.

Der Vergleich mit den Erkrankungen des sozialen Organismus liegt auf der Hand. Auch im sozialen Organismus können einzelne Gesellschaftsklassen in kurzsichtiger Verkennung, daß ihr dauerndes Wohl und Gedeihen nur im Gedeihen des Gesamtorganismus begründet liegt, rücksichtslos nach dem nächstliegenden eigenen Vorteil streben und so den Staat untergraben und vernichten. Auch hier ist es nicht eine Gesellschaftsklasse, von der das Verderben ausgehen kann, sondern auch der Staat kann von den verschiedensten Seiten von inneren Feinden bedroht werden.

Hoffentlich lehren uns Medizin und Nationalökonomie noch mildere Mittel gegen diese Erkrankungen des Staates und des Organismus kennen, als Feuer und Schwert.

Wir sind so zum Schlusse unserer Betrachtungen gekommen; ich hoffe, daß es mir gelungen sein wird, wenigstens einen Begriff zu geben von dem Verhältnis der Zelle, die man auch mit dem Namen des Elementarorganismus geehrt hat, zum Gesamtorganismus und dem Verhalten der Zellen und Zellkomplexe zu einander. Der Ort, an dem ich diesen Aufsatz veröffentliche, legt die Frage nahe, ob die erörterten Verhältnisse nicht auch zur Frauenfrage Beziehungen haben. Es dürfte nicht schwer sein, solche zu finden, wenn man sie finden will. Auch Mann und Weib sind Elementarorganismen dem Staatsorganismus gegenüber, die Differenzierung in ihrer Funktion ist eine recht weitgehende, und der abweichenden Bethätigung entspricht die morphologische Abweichung des Körperbaues. Es will mir sogar scheinen, daß bei den kultivierteren Nationen und hier wieder bei den höheren Ständen die sekundären Geschlechtscharaktere stärker ausgeprägt sind als bei den niederen Rassen und bei den niederen Ständen. Es würde hieraus folgen, daß mit zunehmender Kultur diese Differenzen zwischen Mann und Weib gewachsen seien, und ist dies der Fall, so liegt die Annahme nahe, daß sich die weitere Entwicklung in den gleichen Bahnen vollziehen wird. Liegen die Dinge so, so würden sie dem Verhalten im Reiche der Organismen

Digitized by Google

entsprechen, wo wir immer den Fortschritt im anthropozentrischen Sinne abhängig finden von höherer Differenzierung. In den Reichen der Zellen finden wir eine immer weitergehende Arbeitsteilung, eine dementsprechende Differenzierung, die in gesunden Organismen immer verbunden ist mit einheitlichem Zusammenwirken. Ein solcher Vergleich würde allen Bestrebungen der Frauen ungünstig sein, welche im wesentlichen darauf hinaus gehen, sich im Staatsorganismus dieselbe Stellung zu erkämpfen, welche die Männer innehaben.[1]) Trotzdem ich auch aus anderen Gründen diese Ansicht vertrete, möchte ich doch hervorheben, daß ein bindender Beweis für diese Auffassung der Frauenfrage durch den vorliegenden Aufsatz natürlich weder geliefert ist, noch auch geliefert werden sollte. Gerade um das zu betonen, habe ich zum Schlusse die Frauenfrage noch direkt herangezogen und so hoffe ich, daß weitergehenden Deutungen vorgebeugt sei. Daß es natürlich auch eine Frauenfrage giebt in anderem als in dem obenangedeuteten Sinne, daß man die Frauenerziehung und Bildung, daß man die Stellung der Frau fördern und bessern kann, ohne daß man daran denkt, ihre Stellung der des Mannes schlechtweg gleich zu machen, das brauche ich hier nicht weiter auszuführen, ebensowenig, wie ich es zu betonen brauche, daß es die Pflicht jedes Mannes ist, dem die Zukunft seiner Nation am Herzen liegt, in diesem Sinne zu wirken.

Gasfeuerung in der Küche.

Von

Richard Goehde.

Nachdruck verboten.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat vor kurzem beschlossen, den Preis des Gases für Leucht- und Heizzwecke auf 10 Pfennig pro Kubikmeter herabzusetzen; der Beschluß wird vermutlich bald ins Leben treten, und andere städtische Verwaltungen werden ohne Zweifel dem Beispiel folgen. Damit scheint der Augenblick gekommen, wo man die Gaskochfrage ernstlich zu erwägen beginnen sollte. —

Daß man damit so lange gezögert, lag wohl einerseits in dem Umstand, daß die deutsche Hausfrau Neuerungen überhaupt nicht leicht zugänglich ist, hauptsächlich aber an der Unvollkommenheit der meisten bisherigen Gasapparate und am hohen Gaspreis der früheren Jahre. Die beiden letzteren Übelstände sind nun beseitigt. Es giebt jetzt Apparate, von denen jeder einzelne in erster Linie den praktischen Bedürfnissen, dem gewohnheitsmäßigen Gebrauch der deutschen Küche in jeder Beziehung angepaßt ist, und welche selbst der einfältigsten Köchin die richtige Handhabung vom ersten Augenblick an klar zeigen. Ebenso ist der hohe Gaspreis geschwunden.

Es ist eine weit verbreitete, aber vollständig irrige Ansicht, daß das Kochen mit Gas nur für den reichen Mann bestimmt wäre. Im Gegenteil — gerade der kleinste

[1]) Wir möchten doch darauf hinweisen, daß gerade die durch unseren geehrten Mitarbeiter entwickelte Theorie den Bestrebungen der Frauen außerordentlich günstig zu sein scheint. Auch wir glauben an eine fortschreitende Differenzierung von Mann und Weib; je weiter aber diese fortschreitet, um so unmöglicher wird es für das eine Geschlecht, sich ganz in die Lebensbedingungen des andren hinein zu versetzen; um so notwendiger, daß beiden Geschlechtern die Freiheit gegeben sei, sich gemäß den ihnen innewohnenden Lebensbedingungen zu entwickeln, wie das den Zellen im tierischen Organismus auch möglich ist. Die „Stellung im Staatsorganismus" ist doch nur ein Rahmen; Mann und Weib werden ihn mit verschiedenem Inhalt erfüllen, und soll der ganze Organismus gedeihen, so scheint es nicht richtig, die größere Hälfte seiner Zellen durch Machtsprüche an freier Entwicklung zu hindern. Nur in der Freiheit kann sich zeigen, welches die Eigenart und die Grenze dieser Entwicklung ist. Daß in den Staatsorganismen der Gegenwart so vieles todkrank ist, scheint nicht eben dafür zu sprechen, daß die heutige Verteilung der Arbeit die absolut richtige ist.

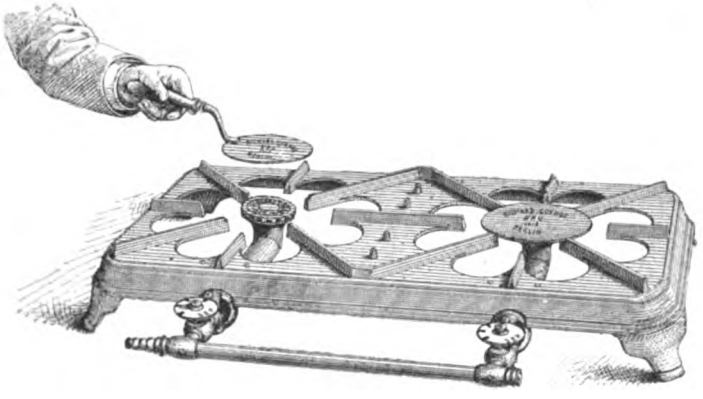
Die Redaktion.

Digitized by Google

Bürgerstand, der Arbeiterstand partizipiert in erster Linie an der Gaskochfrage. Es dürfte wohl schwerlich eine andere Feuerungsart ausfindig gemacht werden, welche an Billigkeit der Unterhaltung mit der Gasfeuerung in der Küche jetzt noch konkurrieren könnte. Zu dieser Billigkeit gesellen sich dann noch Vorteile, denen thatsächlich kein Einsichtiger sein Ohr verschließen darf.

Es unterliegt daher für uns Fachleute keinem Zweifel, daß die Zeit bereits begonnen hat, in welcher das Gas anfängt, das bisher gebräuchliche Heizmaterial der Küche, wie Holz, Kohle, Briketts, vollständig zu verdrängen. Das Gas tritt damit in die zweite Epoche seiner Kulturmission, aus der es innerhalb weniger Jahre nicht minder glänzend hervorgehen wird als aus der ersten, in welcher es der Welt mehr Licht gab. Wir Fachleute sind daher auch berufen, auf die Vorteile, die das Gas für die Küche bietet, hinzuweisen und die Vorurteile dagegen zu zerstreuen.

Was nun die Vorzüge der Gasfeuerung anbelangt, so erwähne ich zunächst die Reinlichkeit: keine Asche, kein Ruß, kein Rauch; alle Kochgeschirre bleiben stets rein und appetitlich. Dann die Bequemlichkeit: man zündet ein Streichholz an, dreht den Hahn auf, und der Apparat resp. Herd ist im Betrieb. Das langwierige Anmachen



Zweiloch-Gaskochplatte.

des Kohlenfeuers vor dem Gebrauch, das Schüren und Nachlegen während des Gebrauchs, das unnötige Brennen nach dem Gebrauch kommt alles in Wegfall. Zu jeder Tages- und Nachtzeit stehen die Apparate zu jedem Zweck zur Verfügung. Hat man Kranke oder Kinder während der Nacht mit warmen Getränken zu versehen, so giebt es nichts Bequemeres als einen Gasapparat.

Sodann ist nicht zu unterschätzen die Regulierbarkeit und Ausnutzung der Wärme. Jeder gewünschte Wärmegrad kann durch einfache Drehung des Hahns sofort erreicht werden, folglich jede Speise und vor allem jeder Braten auf Stunde und Minute hergestellt werden. Da das Feuer hierbei stets gleichmäßig weiter brennt, so braucht man sich speziell um den Herd als solchen gar nicht zu kümmern.

Auch erwähne ich schließlich noch die Raumersparnis. Jeder Gasherd, sowie jeder Einzelapparat beschränkt sich auf das kleinste Maß, was für kleine Küchenverhältnisse sehr wichtig sein dürfte. Der Kohlenraum wird ebenfalls überflüssig, weil Transport und Lagern der Kohlen selbstverständlich fortfällt.

Die Köchin findet bei den neuen Gasherden in gewohnter Weise obenauf die geschlossene Kochplatte mit Ringöffnungen, auf der sie ihre Kochtöpfe mit leichter Mühe hin- und herschieben kann. Man braucht nicht für jeden Kochtopf ein besonderes Gasfeuer anzuzünden, sondern stellt zwei, auch drei Töpfe um je ein Feuer herum und läßt auf diese Weise sämtliche drei Töpfe gleichmäßig langsam weiter kochen. Diese

Digitized by Google

Art der Handhabung ist besonders zu empfehlen, weil man hierdurch die Verbrennungsprodukte der Gasfeuerung bestens ausnutzen, also mit dem sparsamsten Gasverbrauch arbeiten kann. Außerdem gewinnt ja gerade durch das gleichmäßige, langsame Weiterkochen jede Speise bedeutend an Wohlgeschmack. Die Erfahrung hat daher gelehrt, daß die Köchin überall, wo derartige Gasherde bis jetzt aufgestellt wurden, bereits am zweiten Tage mit der Handhabung der Maschine nicht nur vollständig vertraut war, sondern auch sehr zu würdigen wußte, welche Erleichterung der bisherigen Kohlenfeuerung gegenüber ihr gewährt wurde.

Ein weiteres Bedenken bei der Gasfeuerung glaubt das große Publikum in der Explosionsgefahr zu erblicken. Jedes Feuer ist gefährlich, die Gasfeuerung — noch dazu mit derartigen Sicherheitsvorrichtungen — die denkbar ungefährlichste. Ein Gasherd ist jedenfalls weit weniger gefährlich, als eine gewöhnliche Kohlenfeuerung, bei welcher die Köchin mit der Petroleumflasche nachhilft, wenn das Feuer sich nicht schnell genug entfachen will. Ich erinnere nur an die vielen Unglücklichen, welche gerade durch diesen leichtsinnigen Gebrauch des Petroleums ihr Leben eingebüßt haben; ferner an die vielen Brände, welche tagtäglich nur durch die Küchenfeuerung entstehen. Demgegenüber ist der Einwand der Gefährlichkeit bei der Gasfeuerung als null und nichtig zu erklären. Die einzige Vorsicht, welche bei der Gasfeuerung zu beachten ist, besteht darin, daß man, wie bei einer gewöhnlichen Leuchtgasflamme, das Gas anzündet, wenn man den Hahn geöffnet hat.

Ferner fürchtet man irrtümlicherweise, daß durch die Verbrennungsprodukte der Gaskochbrenner die Luft in der Küche verdorben und sogar gesundheitsschädlich würde. Durch jeden guten Gaskochapparat wird das Gas vollkommen verbrannt, und bei dieser vollkommenen Verbrennung entwickelt das Gas Wasserdampf, etwas Kohlensäure und Stickstoffgas, welche Gase alle miteinander für den menschlichen Organismus an und für sich unschädlich, auch geruchlos sind. Trotzdem wird jeder verständige Fabrikant die Verbrennungsprodukte bei größeren Gasapparaten in den Schornstein leiten, weil sonst beispielsweise bei einem Küchenherde durch die Entwicklung des Wasserdampfes das blanke Geschirr an den Wänden zu leicht anlaufen würde. Bei kleineren Gaskochapparaten, deren Verbrennungsprodukte frei in den Raum treten, ist der Verbrauch derartig gering, daß die Verbrennungsprodukte als solche so gut wie gar keinen Einfluß auf die Luft des betreffenden Raumes ausüben.

Dagegen vergegenwärtige man sich die glühende Herdplatte des bisherigen Kohlenherdes und die rauchige Küche, wenn im Sommer bei starker Sonnenhitze der Luftauftrieb im Schornstein wegen zu hoher Außentemperatur fehlt, oder wenn der Schornstein zu niedrig und der Wind drückend auf denselben einwirkt, der Rauch in die Küche hineingetrieben, anstatt herausgesogen wird. Abgesehen von diesen böswilligen Zufälligkeiten des Kohlenherdes werden durch die permanent strahlende Hitze desselben allein, namentlich in den Sommermonaten, jeder Hausfrau während der Zubereitung des Mittagbrotes Strapazen auferlegt, durch welche ihr die Lust am Essen nachher geradezu verleidet wird. Dies fällt beim Gaskocher fort; man arbeitet während des Kochens in der Küche bei fast derselben Temperatur, welche die übrigen Räume haben.

Dabei genießt man überdies noch den wichtigsten Vorzug, — d. i. die tägliche Ersparnis an Zeit.

Während man bisher gewohnt war, um 10 Uhr in die Küche zu gehen, um das Mittagessen bis 1 Uhr fertig zu stellen, braucht man nun erst um 12 Uhr mit derselben Arbeit zu beginnen. In einer Stunde stellt man jeden Braten, sowie alle Speisen her, welche der tägliche Mittagstisch eines bürgerlichen Haushalts erfordert. Selbstverständlich muß alles vorher koch- resp. bratfertig zurecht gemacht sein. Fleischsuppen erfordern natürlich längere Zeit. Diese tägliche Zeitersparnis bildet bei der Gaskochfrage ein wirtschaftliches Moment von wesentlicher Tragweite. In einer gutsituierten Beamtenfamilie, bestehend aus Mann, Frau und einer erwachsenen Tochter, ist beim Gebrauch eines Gaskochherdes oder einer Gaskochplatte mit Bratröhre die bis dahin gehaltene Köchin vollständig überflüssig geworden, da Frau und Tochter jetzt die einfache und saubere Kocharbeit allein ausführen können, ohne sich be-

Digitized by Google

derselben auch nur im geringsten den Finger zu beschmutzen. Für die schwerere Hausarbeit genügt eine einfache Aufwärterin. Die mit der Entlassung der Köchin erzielte Ersparnis an Lohn und Kost — abzüglich der Löhnung für die Wärterin — beträgt im Jahre 350 Mark. Dabei sind die Kosten für die Gasfeuerung nicht höhere als die für die frühere Kohlenfeuerung, und somit komme ich zum Schwerpunkt aller Vorurteile gegen die Gaskochfrage — zum Kostenpunkt.

Man vergleicht vielleicht in erster Linie das Gas mit dem Petroleum und sagt sich, daß, weil das Petroleum — als Licht verwendet — in jedem Haushalt sich sehr viel billiger stellt als das Gaslicht, das Gas als Feuerung in der Küche doch erst recht teuer sein muß. Das ist aber nicht richtig, denn das Gas als Lichtquelle steht zum Petroleum als Lichtquelle im umgekehrten Verhältnis, wie das Kochen mit Gas zum Kochen mit Petroleum. Man kann bei einem Petroleumlicht mit einer sehr kleinen Flamme arbeiten und doch noch sein Lichtbedürfnis befriedigen. Beim Gaslicht geht das nicht. Umgekehrt muß man aber beim Kochen mit Petroleum eine große Flamme haben, um überhaupt kochen zu können, wogegen ich mich beim Kochen mit Gas mit einer sehr winzigen Flamme begnügen kann. Der Beweis hierfür ist sehr leicht geliefert: ein Liter Wasser unter völlig gleichen Verhältnissen, in demselben Gefäß, mit derselben gleichen Anfangstemperatur auf 100 ° C., d. h. zum Kochen gebracht, erfordert nach dem gegenwärtigen Marktpreis:

29 g Petroleum = 0,61 Pf. und
30 l Gas = 0,30 „

Demnach ist bei dem jetzigen Gaspreise das Kochen mit Petroleum 100 Prozent teurer als das Kochen mit Gas. Vom Spirituskocher nicht erst weiter zu reden, denn dieser gebraucht 30 g Spiritus zu 1,55 Pf., ist also 500 % teuerer. Mit diesem kleinen Gaskocher kann man täglich 1 Liter Kaffee- oder Theewasser kochen und man gebraucht dann im ganzen Monat nur für ca. 10 Pf. Gasfeuerung. Um die erstaunliche Billigkeit der Gasfeuerung vollends vor Augen zu führen, wird folgendes Beispiel herausgegriffen, das die geringen Kosten des gesamten täglichen Kochbedarfs für eine bürgerliche Familie von vier Personen zeigen soll. Diese vier Personen gebrauchen täglich:

I. Frühstück.			
1 Liter Wasser für Kaffee, Thee . . .	=	30	Liter Gas
1 „ Milch aufkochen	=	30	„ „
II. Frühstück.			
Eier ꝛc.	=	60	„ „
Mittag.			
Suppe 3 Stunden zu kochen	=	420	„ „
Kartoffeln ½ Stunde zu kochen . . .	=	140	„ „
Gemüse ½ Stunde zu kochen	=	140	„ „
Kotelettes	=	80	„ „
4 Liter Aufwaschwasser	=	70	„ „
Nachmittag:			
Kaffee oder Thee	=	30	„ „
Abend:			
Gebratenes, Eier ꝛc. ¾ Stunden . . .	=	80	„ „
1 Liter Theewasser ꝛc.	=	30	„ „
Aufwaschwasser	=	50	„ „
		1160	Liter Gas = 11,60 Pfennig.

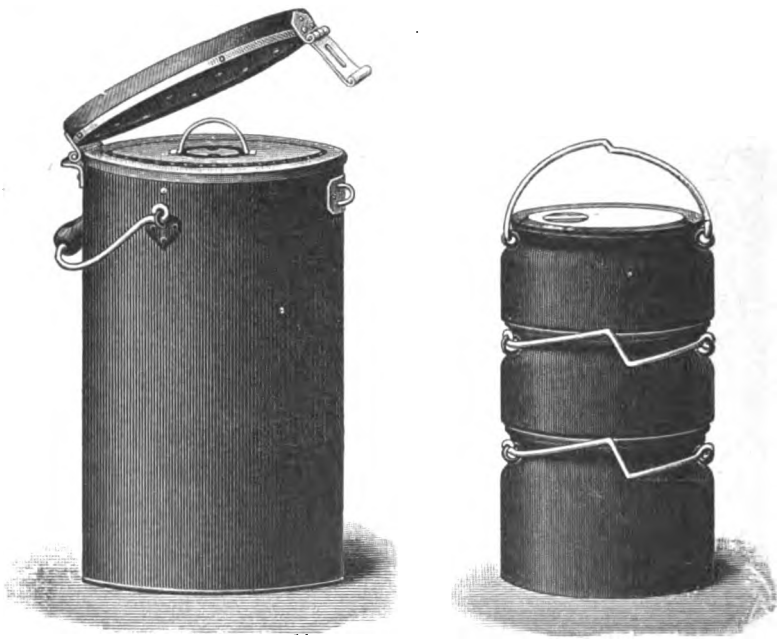
Täglich ca. 11½ Pf. Im Monat ca. 3,45 Mark.

Diese Billigkeit der Gasfeuerung erklärt sich dadurch, daß man bei einem Gaskocher nicht das reine Leuchtgas, sondern ein Gas- und Luftgemisch verwertet, welches aus 1 Teil Gas und 3 Teilen Luft besteht.

Aber es wird noch mehr geleistet. Die Gaskochfrage ist berufen, für alle Schichten der Bevölkerung als kräftiger Hebel zur Volkswohlfahrt zu erscheinen. Dies bezieht

Digitized by Google

sich hauptsächlich auf den kleinsten Bürgerstand, auf die arbeitende Klasse. Man sieht aus der Zusammenstellung des täglichen Kochbedarfs einer Familie, daß für die Herrichtung des Mittagbrots allein, also für eine Fleischsuppe, für Gemüse, Fleisch und Kartoffeln, rund 700 Liter Gas = 7 Pfennig erforderlich sind, wobei überdies noch der sparsamste Gebrauch einer Gaskochplatte vorausgesetzt ist. Dasselbe Essen stellt man her, und zwar im äußersten Falle mit 180 Liter Gasfeuerung = 1,8 Pfennig, durch die Selbstkochapparate. In einem derartigen Kochtopf dieser Selbstkochapparate braucht nämlich jede Speise nur fünf Minuten hindurch anzukochen, dann wird der Topf mit seinem siedenden Inhalt sofort in den Apparat gesetzt, die Speise sich selbst überlassen und nach gewisser Zeit in mustergiltiger Weise gargestellt. Den wissenschaftlichen Vorgang hierbei begreift man sofort, wenn man statt „kochen" garmachen sagt. Das



Richard Goehdes Selbstkoch-Apparat.

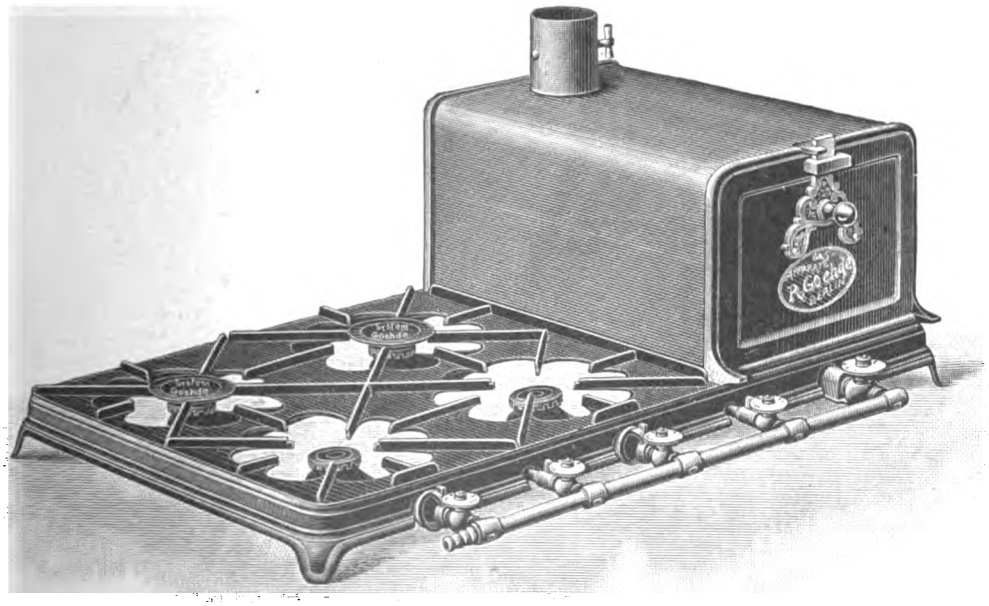
Garmachen erfolgt bei jeder Speise durch ein Produkt von Wärme und Zeit. Rindfleisch braucht beispielsweise 3 Stunden Zeit, um gar zu werden. Bei diesem Garprozeß stehen nun Wärme und Zeit in einem ganz bestimmten Verhältnis, d. h. mit einer bestimmten Wärmemenge stellt man in gewisser Zeit jede Speise gar. Das Maß dieser zum Garmachen erforderlichen Wärme wird aber bei der bisherigen Kochmethode stets übertrieben und zwar zum Nachteil fast sämtlicher Speisen. Man bildet sich eben ein, daß jedes Gericht unter stark wallenden Kochblasen hergestellt werden muß. Nun wird aber beispielsweise eine Fleischsuppe nur bei ganz gelindem Feuer gut. Ebenso wird Gemüse 2c. am schmackhaftesten, wenn dasselbe ganz langsam und gleichmäßig weiter kocht. Aber selbst die bisher bereits angewendete gelinde Hitze, welche sich noch dazu bei einem Kohlenfeuer sehr schwierig gleichmäßig unterhalten läßt, ist immer noch viel zu intensiv für die beste Herstellung der Speisen.

Dieser Selbstkochapparat bezweckt daher, das richtige Maß der erforderlichen, geringsten Hitze zum mustergiltigen Garmachen sämtlicher Speisen stets gleichmäßig und selbstthätig inne zu halten. Was ist denn eigentlich das richtige Maß der

Digitized by Google

erforderlichen Hitze? Das ist nicht der permanente Siedepunkt, wie man denselben beim Kochen bisher gewohnt war, und der bekanntlich bei 100 ° C. liegt; man kann vielmehr schon bei 90 °, 80 °, ja bei 70 ° C., mit anderen Worten in einem guten Heißwasserbade jede Speise garstellen. Es ist nur folgendes dabei zu beachten: die Speise muß zuvor angekocht sein, d. h. den Siedepunkt erreicht haben, weil beispielsweise bei sämtlichen Hülsenfrüchten erst mit dem Siedepunkt das Stärkemehl gelöst wird. Setzt man nun den Kochtopf mit seinem siedenden Inhalt in ein zweites Gefäß, beispielsweise in einen gut verschließbaren Wasserkessel, welcher mittelst einer kleinen Flamme die niedrige Temperatur von 90 ° resp. 80 ° resp. 70 ° dauernd und allseitig unterhält, so stellt man nach gewisser Zeit auch mit diesem Verfahren jede Speise gar. Selbstverständlich muß man bei 70 ° länger warten als bei 80 ° und bei 80 ° länger als bei 90 °. Ganz dasselbe erreicht man mit diesem Selbstkochapparat, und zwar ohne heißes Wasser und ohne Feuer. Ich erwähnte vorhin, daß jede Speise zuvor angekocht sein müßte, um dann erst in diesen Behälter gesetzt werden zu können. Mit dieser so aufgenommenen Siedehitze arbeitet die Speise in dem Apparat bis zur Garstellung ruhig weiter. Der äußere Mantel, Boden und Deckel des Behälters sind nämlich derart konstruiert, daß im Laufe von sehr vielen Stunden nur sehr wenig Hitze verloren geht. Die Temperatur der Speise sinkt allmählich nun vom Siedepunkt, also von 100° auf 90°, dann auf 80° und nach 5—6 Stunden auch auf 70°. Völlig gargestellt wird jede Speise innerhalb 3 Stunden, also in der bisher gewohnten Kochzeit. Um aber ganz sicher zu gehen, empfiehlt es sich, alle Gerichte ½ bis ¾ Stunden länger stehen zu lassen. Denn der größte Vorzug bei diesem Verfahren ist, daß die Speisen ebenso gut nach 3 Stunden, 4 Stunden, 5 Stunden, ja nach 6 Stunden Kochzeit gegessen werden können, ohne daß sie zerkochen, oder im geringsten an Geschmack einbüßen. Dies erklärt sich daraus, daß die Speisen einerseits luftdicht abgeschlossen sind, andererseits durch die andauernd gleichmäßige Temperatur stets frisch erhalten bleiben. So können diese Apparate allen Schichten der Bevölkerung in thatsächlich ungeahnter Weise zu gute kommen.

(Schluß folgt.)



Richard Goehdes transportabler Gas-Koch-, Brat- und Back-Apparat mit vier offenen Kochfeuern.

Digitized by Google

Frauenerwerb in der Kunst.

Von Helene Lobedan.

Nachdruck verboten.

II.

Die Zeichenlehrerin.

Die einzige künstlerische Ausbildung, deren Zeitdauer angegeben werden kann, ist die der Zeichenlehrerin. Die Befähigung zur Erteilung von Zeichenunterricht, und zwar a) an mehrklassigen Volks- und mittleren, sowie b) an höheren Mädchenschulen wird durch Ablegung einer Prüfung erworben. Zu dieser Prüfung werden in Preußen nur solche Bewerberinnen zugelassen, die das achtzehnte Lebensjahr (vom 1. Oktober 1897 ab das neunzehnte) vollendet haben und ein Zeugnis darüber beibringen, daß sie die erste Klasse einer höheren Mädchenschule wenigstens ein Jahr lang besucht haben. Der Meldung zur Prüfung sind nach der Prüfungsordnung beizufügen:[1])

1. eine kurze Darstellung des bisherigen Lebensganges; 2. ein Zeugnis über die empfangene Schulbildung sowie über die früher etwa bestandenen anderweiten Prüfungen; 3. der Nachweis, daß die Bewerberin ihre Studien im Zeichnen an einer geeigneten Lehranstalt oder sonst in ausreichender Weise gemacht hat, unter Vorlage von Probezeichnungen; 4. ein Zeugnis über ihre sittliche Führung.

Für die Leistungen gelten folgende Bestimmungen:

§ 3.

In der Prüfung für Volks- und Mittelschulen haben die Bewerberinnen nachzuweisen: 1. hinreichende Fähigkeit im Zeichnen von Flach-Ornamenten, im Umriß nach Vorbildern und aus dem Gedächtnisse (auch im Ergänzen, Verändern, Kombinieren solcher Ornamente); 2. desgleichen im Zeichnen einfacher Körper nach Modellen; 3. ebenso im Zeichnen an der Schultafel, verbunden mit methodischen Erläuterungen; 4. Bekanntschaft mit den wichtigsten Hilfs- und Lehrmitteln des Zeichenunterrichts und mit den Grundzügen der ornamentalen Formenlehre; 5. Sicherheit in der Handhabung des Reißzeugs, der Schiene und des Dreiecks sowie Vertrautheit mit den Aufgaben der ebenen Geometrie und mit den einfachsten Begriffen der Perspektive. —

§ 4.

In der Prüfung für höhere Mädchenschulen werden die oben in § 3 unter 4 und 5 aufgeführten Forderungen dahin verschärft, daß bei 4 auch Bekanntschaft mit den Hauptmomenten der allgemeinen Kunstgeschichte; bei 5 Verständnis der wichtigsten Regeln der Parallel-Projektion und Schatten-Konstruktion verlangt wird. Außerdem treten hinzu: 6. eine Aufgabe im Zeichnen von Ornamenten nach plastischen Vorbildern in schattierter Ausführung; 7. eine Aufgabe im Zeichnen (bezw. Malen) nach lebenden Pflanzen oder anderen einfachen farbigen Gegenständen. (Stilleben).

Bei Fleiß und Begabung pflegen die Schülerinnen in zweijährigem Kursus (das Schuljahr vom Oktober bis Juli gerechnet), das Ziel zu erreichen. Die Prüfungen finden meist im Juli statt. Bei nicht bestandener Prüfung darf sich die Bewerberin noch einmal für den nächsten Termin melden; auch kann sie nach Befinden der Kommission von einzelnen Fächern dispensiert werden, für die sie bei der ersten Prüfung entsprechende Befähigung nachgewiesen hat. Es pflegt auch eine Prüfung in Bezug auf die allgemeine Bildung der Bewerberinnen stattzufinden.

Gute Stellen an Schulen sind für Zeichenlehrerinnen noch nicht allzu zahlreich. Am begehrtesten, aber schwer zu erlangen, sind Stellen an städtischen Schulen, die Pensionsberechtigung gewähren. Es wird dort vielfach der Nachweis der Befähigung für den Turn- und Handarbeitsunterricht verlangt.

Das Gehalt der fest angestellten Zeichenlehrerinnen beträgt bei 24 Stunden wöchentlich von 800 Mark bis zu 2500 Mark; in einzelnen Fällen auch noch etwas mehr. Die Verhältnisse sind in verschiedenen Provinzen und Schulen sehr ungleich; doch überall hält es schwer, eine derartige Stelle zu erlangen. Die Aussichten für Zeichenlehrerinnen werden noch dadurch verschlechtert, daß der Zeichenunterricht in Privatschulen häufig nicht besonders dafür ausgebildeten Lehrerinnen übertragen wird.

[1]) Bestimmungen über das Mädchenschulwesen, die Lehrerinnenbildung und die Lehrerinnenprüfungen. Berlin, W. Hertz. 1894.

Digitized by Google

Die Lehranstalten, welche für die Vorbereitung in Berlin in Frage kommen, sind die Königliche Kunstschule und die Zeichenschule des Vereins der Künstlerinnen. Die Königliche Kunstschule, zunächst zur Unterweisung von Kunsthandwerkern bestimmt, bildet in dieser Beziehung die Vorschule für die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums (Prinz Albrechtstraße); sie dient ferner zur Vorbereitung von Schülern für die Kunstakademien, sowie von Zeichenlehrern und Lehrerinnen in dem bereits erwähnten Seminar. Mit reichen staatlichen Mitteln und großen Sammlungen von Vorbildern ausgestattet, vermag sie die besten Lehrkräfte zu gewinnen. Das Schulgeld beträgt dabei für Vollschüler nur 80 Mark jährlich, und der Zudrang zu dem Zeichenlehrerseminar ist dementsprechend ein sehr großer, obwohl die Aussichten für spätere Anstellung für die Zeichenlehrerinnen an staatlichen und städtischen Anstalten, wie bereits bemerkt, nur geringe sind.

Wenn ein Privatinstitut, wie die Zeichenschule des Vereins der Künstlerinnen (Potsdamerstr. 39) gleichfalls ein Seminar für die Vorbereitung zum Zeichenlehrerinnenexamen unterhält, so geschieht dies nicht nur um derjenigen Schülerinnen willen, die an der Königlichen Anstalt keine Aufnahme gefunden haben, oder weil man eine langjährige Einrichtung nicht aufgeben mag. Das Bestreben, möglichst dieselben oder wenigstens ähnlich gute Lehrkräfte zu bieten, verursacht vielmehr große Kosten, und obwohl die Schule auf jeden Gewinn aus diesen Klassen verzichtet, beträgt trotzdem das Schulgeld für das Jahr 140 Mark. Wenn dessen ungeachtet diese Klassen der Zeichenschule gut besucht sind, ist es dem Umstande zuzuschreiben, daß die Schule von Anbeginn unter weiblicher Leitung gestanden hat, von 1867—1892 unter Fräulein Antonie Eichler, seitdem unter Fräulein Margarete Hönerbach, die bereits seit vierzehn Jahren an der Anstalt thätig war. Legen schon die in Berlin wohnenden Eltern der Schülerinnen auf diesen Umstand Wert, so ist es für die Auswärtigen noch viel wichtiger, die ihre Töchter jung und unerfahren in die Großstadt geben müssen und bei beschränkten Mitteln nicht wählerisch in der Art ihrer Unterbringung sein können. So wohlwollend die Gesinnung der Direktoren und Lehrer an den großen Kunstinstituten sein mag, sie können sich außerhalb des Unterrichts doch wenig um die Schülerinnen kümmern, noch ihnen später bei ihrem Fortkommen mit Rat und That behilflich sein.

Die Bewohner der preußischen Provinzen sind meistens gezwungen, ihre Töchter nach Berlin zu schicken. Denn es besteht zwar z. B. an der Königlichen Kunstakademie in Königsberg i. Pr. eine Kommission zur Prüfung für Zeichenlehrerinnen, aber kein Kursus für die Ausbildung, welche die Bewerberinnen deshalb zum größten Teil privatim erwerben müssen. Die Kosten stellen sich dann höher als der Besuch eines der vorher erwähnten Seminare, verbunden mit einer wohlfeilen Pension. Ähnlich verhält es sich in den anderen Provinzen des preußischen Staates. In Düsseldorf ist ebenfalls den Damen weder die Teilnahme an dem Klassenunterricht der Königlichen Kunstakademie gestattet, noch ist ein Seminar zur Ausbildung von Zeichenlehrerinnen vorhanden. In Cassel giebt es zwar auch kein Seminar für Zeichenlehrerinnen, aber an der Königlichen Kunstakademie ist den Damen die Teilnahme an sämtlichen Unterrichtsgegenständen gestattet; sie brauchen daher für die Zeichenlehrerinnenprüfung sich nur in einzelnen Fächern privatim vorzubereiten.

* * *

Im Königreich Bayern besteht ein vom Staat eingerichteter Lehrkurs für Zeichenlehrerinnen an der Königlichen Kunstgewerbeschule in München. Außerdem bieten auch verschiedene Frauenarbeitsschulen in Bayern Gelegenheit zur Ausbildung für Fachlehrerinnen.

Zur Darlegung der Befähigung als Zeichenlehrerin an Volksschulen, höheren Töchterschulen, Lehrerinnenbildungsanstalten, Frauenarbeitsschulen (Fachschulen für weibliche Handarbeit) findet jedes Jahr eine besondere Lehramtsprüfung für Zeichenlehrerinnen statt. Die Zulassung dazu ist Inwie Ausländerinnen gleichmäßig und ohne Rücksicht auf die von den Kandidatinnen vorher besuchten Lehranstalten wie auf die Art und Dauer ihres Studienganges gestattet. Dieselbe hängt allein von der ausreichenden Erfüllung der Forderungen der Prüfungsordnung ab.

Die Prüfung kann für zwei Grade der Befähigung abgelegt werden, nämlich für Erteilung des Zeichenunterrichts an Volksschulen, höheren Töchterschulen, Lehrerinnenbildungsanstalten und Frauenarbeitsschulen (Elementarklassen) oder außerdem noch für Erteilung des Zeichenunterrichts an Frauenarbeitsschulen (Fachklassen) und kunstgewerblichen Fachschulen. Die allgemeine Prüfung umfaßt: 1. drei Aufgaben aus dem technischen Zeichnen (ebene Geometrie, Projektionslehre und Perspektive); 2. zwei Aufgaben aus dem Ornamentzeichnen (Zeichnen nach dem Runden und Entwerfen eines Ornaments); 3. zwei Aufgaben aus dem Figurenzeichnen (Ausführung einer Büste und Umriß einer Figur nach dem Runden); 4. eine Aufgabe aus dem Blumenzeichnen (Zeichnen nach der Natur); 5. einige Fragen aus dem technischen

Digitized by Google

Zeichnen (ebene Geometrie, Projektionslehre und Perspektive); 6. einige Fragen aus der Stillehre und der ornamentalen Formenlehre; 7. einige Fragen aus den wichtigsten Methoden des Zeichenunterrichts, zugleich Demonstration an der Tafel zur Darlegung methodischer Unterweisung.

Die besondere Prüfung umfaßt außerdem: einige Aufgaben und Fragen aus dem speziellen Gebiet der von der Kandidatin angestrebten Lehrthätigkeit, welche sich entweder nur auf Fachunterricht im kunstgewerblichen Musterzeichnen (für weibliche Handarbeit, Textilindustrie und Keramik) oder auf Fachunterricht im dekorativen Zeichnen und Malen (inkl. Porzellan- und Fayence-Malen) wie auch auf beide gemeinsam erstrecken kann. Außerdem ist Einreichung von Probearbeiten für die entsprechenden Fächer erforderlich.

Der Lehrkurs an der Königlichen Kunstgewerbeschule umfaßt außer den im allgemeinen Studienplan der Anstalt enthaltenen Lehrgegenständen noch folgende Spezialfächer und Übungen: a) Erziehungslehre, b) Methodik des Zeichenunterrichts, verbunden mit Übungen, c) Übungen im a tempo Zeichnen und Tafelzeichnen, sowie in der Demonstration an der Tafel, d) Übungen im praktischen Unterrichten (wöchentlich 3 Stunden). Dieser Kurs schließt sich an ein vorhergehendes allgemeines Studium im Zeichnen an, dessen Wiederholung, beziehungsweise Ergänzung unter Hinzutritt besonderer Lehrfächer er umfaßt. Seine Dauer ist auf neun Monate beschränkt, vom Beginn des Schuljahres zu Anfang Oktober bis zum Beginn der Prüfung, Anfang Juli.

* * *

Im Königreich Sachsen bestehen keine staatlichen Vorbereitungsanstalten für Zeichenlehrerinnen. Die Aussichten aber sind nicht schlecht, da an allen öffentlichen Anstalten ausschließlich geprüfte Zeichenlehrerinnen angestellt werden. Die empfehlenswerteste Vorbereitung für das Examen bietet die Zeichenschule des Frauenerwerbsvereins in Dresden-A., Ferdinandstraße 13. Die Vorbereitung zu diesem Examen dauert mindestens 2½—3 Jahre. Zu derselben ist notwendig a) der Besuch der Gewerbezeichenschule der vorgenannten Lehranstalt, b) der Kursus im Linearzeichnen, c) im figürlichen Zeichnen auf mindestens ein Jahr, d) Methodik und Pädagogik, e) der Besuch der kunstgeschichtlichen Vorträge während zweier Winterhalbjahre. Die Prüfungsanforderungen weichen etwas von den in Preußen gestellten ab. Nähere Auskunft durch die oben genannte Frauenerwerbsschule.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Lette-Verein

zu Berlin erließ seinen 22. Rechenschaftsbericht. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt 1 233, davon 824 in Berlin. In seinen Schulen waren im vergangenen Jahr belegt 1 918 Kurse, und zwar in der Handelsschule 225, in der photographischen Lehranstalt 87, in der Gewerbeschule 1 606. Von dem Umfang der Registraturarbeiten kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Zahl der eingegangenen Briefe sich auf 3 851, der ausgehenden Briefe, Hektographien und Drucksachen 9 595 betrug. Durch die Kasse gingen 169 606 Mark 22 Pf. — Das Viktoria-Stift wurde 1894 von 166 Damen bewohnt. Im Stellenvermittelungsbüreau meldeten sich 6 836 Stellensuchende, 5 840 Stellenbietende; besetzt wurden 3 045 Stellen. Die Zahl der hier abgesandten Briefe und Drucksachen betrug 21 900, die der eingegangenen 17 098. — Das Restaurant und die Kochschule verabreichten an speisende Damen 34 972 Mittagsportionen. Die Zahl der Kochschülerinnen betrug 217. — Die Wasch- und Plättanstalt wurde von 157 Schülerinnen besucht, die ein Honorar von 3 710 Mark 50 Pf. zahlten. — Das Kunsthandarbeits-Atelier sieht auf das glänzendste Jahr seines Bestehens zurück. Das Sticken von Fahnen trug ihm eine belobende schriftliche Anerkennung des Kriegsministers ein. Die Einnahmen des Ateliers betrugen 26 115 Mark 36 Pf. gegen 25 274 Mark 77 Pf. Ausgaben (darunter 2 000 Mark für Ankauf von Konsols). — Die Darlehnskasse gab 58 Darlehen und 4 Nähmaschinen. — Die Setzerinnenschule beschäftigte 34 Setzerinnen. An Löhnen wurden ca. 22 000 Mark gezahlt. Die Zahl der Pensionärinnen der Haushaltungsschule betrug 117. Alle diese Zahlen geben einen Begriff von der stets wachsenden, großartigen Thätigkeit des Vereins.

Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin.

Am 21. April d. J. fand in der Zeichenschule, Potsdamerstraße 39, III die 28. Generalversammlung des Vereins statt. Die Vorsitzende, Frau Staatsminister Delbrück, erstattete den Jahresbericht, Frau Gräfin Posadowsky den Bericht über die Vereinskasse und die Kasse der Schule, über welche gesondert Buch geführt wird, Frl. Stosch über die Hilfs- und Darlehnskasse, Frau Professor Büchmann über die Pensionskasse, die nach zehnjährigem Bestehen im Oktober ihre Zahlungen beginnt. Die Zeichenschule unter der Leitung von Frl. M. Hönerbach hat nach deren Bericht 22 Klassen, die in diesem Jahr von 315 Schülerinnen besucht werden. Frl. H. Lobedan berichtete über den sehr günstigen Verlauf der letzten Weihnachtsmesse. Alle Zweige des Vereinslebens zeigen kräftiges Gedeihen. — Bei Gelegenheit der Generalversammlung waren die Einsendungen für die Landschaftskonkurrenz, 19 Oelgemälde, aus-

Digitized by Google

gestellt, die das lebhafte Interesse der zahlreich versammelten Mitglieder erregten. Die Jury, bestehend aus den Malerinnen Frl. M. v. Keudell, Frau E. Hedinger und den Herren Professoren Bracht, Woldemar Friedrich und Skarbina, hatte vier Preise und eine ehrenvolle Erwähnung zuerkannt und zwar an Frl. Emmy Lischke in München, Frl. Anna Gerresheim in Ahrenshoop (Mecklenburg), Frl. Elisabeth v. Eiken, Frl. Eva Stort und Frl. Luise Follmann. Die Gesamtsumme der Preise beträgt 500 Mark.

Ein Reisestipendium von 300 Mark wurde verliehen; um alljährlich ein solches verleihen zu können, soll der Stipendienfond durch den Ertrag eines Kostümfestes im nächsten Winter erhöht werden. Ein zweites Stipendium von gleichfalls 300 Mark verleiht alljährlich die Malerin Fräulein Sophie Döhner in Hamburg.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Berliner Volksküchen** (begründet durch Frau Lina Morgenstern) haben im Laufe des vorigen Vereinsjahres 1 696 681 Portionen Essen ausgegeben. Es waren 15 Volksküchen und 1 Frauenküche im Betrieb.

* **Der Berliner Frauenverein zur Erziehung minderer Mädchen für die Hauswirtschaft** hielt Ende April seine Generalversammlung ab. Seit April 1893 sind 25 Mädchen neu aufgenommen, seit 1887 deren 101. In den letzten beiden Jahren konnten 23, seit 1887 64 Mädchen nach vollendeter Ausbildung in Dienst gebracht werden.

* **Armenkinderpflege durch badische Frauen.** Auf der vorjährigen Versammlung der badischen Frauenvereine in Donaueschingen wurde beschlossen, daß die Frauenvereine die Aufsicht über die auf öffentliche Kosten in Pflege und Erziehung gegebenen Kinder übernehmen wollten. Es liegt bereits ein Bericht über diese neue Vereinthätigkeit aus Heidelberg vor. Es sind dort 800 Kinder in 106 Gemeinden untergebracht; diese wurden bisher von den betreffenden Bezirksräten mehrfach im Jahre besucht. Jetzt besorgen das die Frauen aus den Vereinen, und zwar mit vorzüglichem Erfolg, so daß man sich von ihrer weiteren Thätigkeit viel Segen für die Kinder versprechen darf.

* **In den Pfingsttagen wird der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein** seine Generalversammlung in Darmstadt abhalten. Der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen tagt zu derselben Zeit in Limburg a. d. Lahn.

* **In Göttingen** studieren in diesem Sommer nahezu 20 Frauen (als außerordentliche Hörerinnen selbstverständlich). Sie haben sich besonders dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zugewandt, doch studieren verschiedene auch Nationalökonomie, Germanistik und neuere Philologie. Eine von ihnen, Frl. Chisholm, hat vor kurzem die Doktorprüfung magna cum laude bestanden; sie hatte Mathematik als Hauptfach, Physik und Astronomie als Nebenfach studiert. Zum letzen Mal sind in Göttingen 1874 zwei Damen zu Doktoren der Philosophie promoviert worden, allerdings ohne vorher dort studiert zu haben; dagegen hat Dorothea Schlözer, die 1787 in Göttingen den Doktor machte, dort auch Universitätsvorlesungen gehört. Vor hundert Jahren scheint man nicht weiter zurück gewesen zu sein als heute!

* **Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe** hat von der Regierung soeben eine sehr wichtige Zusicherung erhalten. Auf eine Anfrage des Vorstandes des Vereins „Frauenbildungsreform" hat das badische Unterrichtsministerium geantwortet, daß es bei regelmäßiger weiterer Entwicklung des Karlsruher Mädchen-Gymnasiums keinen Anstand nehmen werde, seinen Zöglingen nach Vollendung ihrer ordnungsmäßigen Studien die Zulassung zur Reifeprüfung zu gewähren.

* **Die Schriftstellerin Frau Siddy Eisenschitz** (Wien) wurde, nachdem sie alle schriftlichen und mündlichen Prüfungen mit vorzüglichem Erfolge bestanden, in Bern zum Doktor der Philosophie promoviert. Den größten Teil ihrer Studien absolvierte sie an der Wiener Universität, wo sie gleichzeitig Medizin studierte. Sie gedenkt auch das medizinische Doktorat zu erwerben und sich dann nach dem Orient zu wenden und dort als Frauenarzt zu wirken. Sie wäre die erste Frau, welche diese beiden Doktorwürden vereinigte.

* **Der Universität Durham** (England) ist durch die Königin das Recht verliehen worden, alle ihre Grade, mit Ausnahme der theologischen, auch Frauen zu verleihen.

* **Ein internationaler Kongreß** für die Gesundheitspflege des Kindes und für den Kinderschutz soll im Laufe dieses Jahres in Florenz stattfinden. Die Gegenstände, die hier erörtert und gefördert werden sollen, sind hauptsächlich: 1. Kinderspitäler, 2. Taubstummenwesen, 3. Fürsorge für blinde und geistig zurückgebliebene Kinder und Idioten, 4. Versorgung von skrophulösen und rhachitischen Kindern, Kinderasyle, 5. Krippen, Kinder-Bewahr- und Besserungsanstalten, 6. Fürsorge für Findelkinder, 7. Ferienkolonien und Kindergärten, 8. Waisenversorgung und Kinderverpflegung durch Gemeinden.

* **Das Schutzalter für Mädchen** ist im Staat Colorado in Nordamerika auf 18 Jahre erhöht worden. Das Haus, das 3 Frauen zu seinen Mitgliedern zählt, stimmte dafür, es auf 21 Jahre festzusetzen; der Senat setzte es auf 18 herab. — Ebenso hat Missouri es von 14 auf 18 Jahre erhöht. Im Hause stimmten 11 Männer dagegen, im Senat nur 3. Gouverneur Stone unterzeichnete die Bill, so daß die Verführung eines Mädchens unter 18 Jahren jetzt als Verbrechen bestraft wird.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

In Jena finden im August dieses Jahres Ferienkurse statt. Es werden Vorlesungen in Naturwissenschaften, Hygiene, Psychologie und Pädagogik und Sprachkurse für Ausländer, Litteratur und Geschichte geboten. An die litterarischen Vorträge sollen Besuche der klassischen Stätten in Weimar und Jena angeschlossen werden. Die Kurse beginnen am 5. August und dauern bis zum 17., bezw. 25. August. Die meisten dieser Kurse sind auch Damen zugänglich. Nähere Auskunft ertheilen Professor Detmer und Professor Rein in Jena.

Der Handwebeapparat „Textil-Eugenia", auf den wir bereits in der Oktobernummer dieses Jahres hinwiesen, hat sich überall, wo er eingeführt worden ist, als sehr praktisch und vielseitig verwendbar erwiesen. In vielen der besten Industrieschulen, z. B. in der des Lettevereins ist die Handweberei als Lehrgegenstand eingeführt worden. Die Arbeit ist so leicht ausführbar, daß sie Kinder begreifen und spielend ausführen können. Man fertigt auf dem Apparat: Unterröcke, Decken aller Art, Shawls, Portièren, Smyrna-Teppiche und Kissen. Die Preise der Apparate, die von der Erfinderin, Frau Professor E. Wernicke, Berlin W., Eisenacherstraße 18, zu beziehen sind, belaufen sich auf 30, 20 und 13 Mark. Eine große Sammlung der mit dem Webe-Apparat gefertigten Sachen wird gezeigt und auf Wunsch auch Unterricht erteilt (pro Stunde 1 Mark). Gebrauchsanweisung und Musterbuch, in welchem 20 verschiedene Muster beschrieben sind, liegen jedem Apparat bei.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [58

YANATAS.

TELL THE
GOOD NEWS
To Yr FRIEND.

You
Are
Now
Able
To
Avoid
Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. YANATAS tranquilizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used YANATAS and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found YANATAS a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch.** Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Digitized by Google

Nur bei **direkter** Bestellung zu **herabgesetzten Preisen** bis 1. Oktober d. J.:

Die Frauen
des
19. Jahrhunderts.

Biographische und kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde
von
Lina Morgenstern.

Mit Illustrationen (21 Porträts). In drei Prachtbänden.

Berlin SW., Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

Statt 30 Mk. 20 Mk. Jeder Band einzeln 7 Mk.

Dies Werk, welches den Anstoß und die Entwicklung der Frauenbewegung während des ganzen Jahrhunderts schildert und 200 internationale Lebensbilder berühmter und einflußreicher Frauen bringt, sollte in keiner Hausbibliothek fehlen. [112

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von **Kleider-, Unterrock-** und **Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf-** und **Teppichdecken,** in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch **R. Eichmann,**
Ballenstedt am Harz.
Leistungsfähigste Firma. [31
Muster umgehend franco.

Im Schallschen Pensionat,
Enckeplatz 5 II
sind zum 1. Juni einige Plätze frei.
Monatlicher Preis 60 Mark.
Beste Referenzen. [110

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz,** 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97
A. Sennecke, Hohenzollernstraße 2.

Froebelsche
Lehr- und Beschäftigungsmittel
Tapisseriemanufaktur.
Froebelkatalog gratis.
Klara Hartmann, Berlin W.
Potsdamerstr. 125. [109

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74
Frau **Gegenmantel,** geb. **Engelhardt.**
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten **Dr. Perrnehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmitt., stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehn. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen bess. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.,** Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. etg. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung.
● **Lehrplan frei.** ●

Von grösstem Nutzen!!

„Kindergarderobe" hat bereits über **90,000** Abonnenten!

Mütter,

„Kindergarderobe" hat bereits über **90,000** Abonnenten!

welche für ihre Kinder unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider verwerten und die „Kleinen" handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Säckelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Zündholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlage von **John Henry Schwerin, Berlin W.** neu erscheinenden concurrenzfreien Blatte:

„Kindergarderobe"

Illustrierte Monatsschrift m. Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung und Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung und Unterhaltung der „Kleinen", mit der Beilage „Für die Jugend".

Vierteljährlich **60 Pf.** [98

Zu sämtlichen Kinder-Costümen vollständige Schnitte!

Abonnements zu **60 Pf. vierteljährl.** b. all. **Buchhandlgn. u. Postanst. — Gratis-Probenummern** durch die **Buchhandlungen** und durch die **Expedition der „Kindergarderobe", Berlin W., Magdeburger Platz 5.**

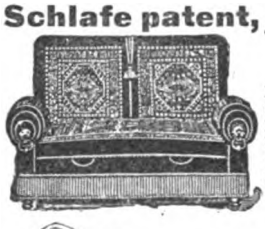
Bad Schwalbach.

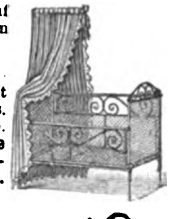
Pension Tannenburg, inmitten der Kuranlagen, zwischen Kursaal und Badehaus, gleich nahe beiden Trinkbrunnen. Möblierte Zimmer mit Pension. Fürsorge für junge Mädchen gern übernommen.
107] **Frau Sanitätsrat Fritze,** geb. **Hoepfner.**

Mondamin
alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maismehl. Zu **Milchspeisen, Puddings, Sandtorten,** zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** vortrefflich. In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. in Pack. à 60 u. 30 Pfg. [39

Schlafe patent, raumsparend u. bequem auf **Jaekel's** preisgekröntem Patent-Bett-Sofa **„UNICUM".**





Bestes Bett-Sofa d. Welt mit Sprungfdr.-Matratze u. gross. Raum f. d. Betten am Tage. Ebenso **Patent-Bett-Stühle** von 25 Mk. an. **Patent-Bett-Schränke, Chaiselongue etc.** Abteilung II.

Eiserne Betten, Englische Betten, Kinder-Betten, Amerikanische Stahldraht-Matratzen. Zusammenlegbare Betten f. Dienstboten.

Gute Verpackung nach auswärts. [100
Preislisten bitten über **Patent-Möbel u. eiserne Betten etc.** besond. zu verlangen.
R. Jaekel's Patent-Mobel-Fabrik,
Grösste Special-Fabrik, **Berlin SW., Markgrafenstrasse 20,** Ecke Kochstrasse.

Gesangschule: Schultze-Strelitz.

Hamburg, Grindelhof 35a.

Ausbildung für Bühne und Konzert.

Theoretische und praktische **Unterrichtskurse für Lehrerinnen.**

Methode: **Julius Hey.** [89

Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Digitized by Google

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im **Atelier** 80] von **Johanna Helfer,** *Berlin W. Bülowstr. 21.*

Perfekte Modistin [83 für elegante und einfache Roben **Fahrenbruch,** Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule verbunden mit **Pensionat** Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **M. Ridder.**

B. Behrs Buchhandlung

Berlin NW.

47 Unter den Linden 47

liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Leichtes Salonstück.

Neu! Sehr gefällig:

Ilse-Gavotte.

Preis 1 Mark. [96

Gegen Einsendung des Betrags franco.

Emil Sondermann, Dresden-N.

Wichtiger neuer Frauenerwerb.

In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** ꝛc. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78

Lehrkursus 20 Mark.

Mathilde Metzger.

Berlin, Puttkammerstr. 14 III, 9—3 Uhr.

Alleinstehenden Frauen,

die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66

70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,

bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Webe-Apparate für Damen

Preis: 30, 20, 13 Mk.

Schnellste, interessanteste Arbeit, leicht nach der Gebr.-Anweis. zu erlernen.

Mittellosen schneller Verdienst!

von den bedeutendsten Zeitschriften als **vorzüglich** anerkannt, versendet die Erfinderin Frau Prof. **E. Wernicke,** geb. von Hackewitz, **Berlin W., Eisenacherstr. 18.** — Man fertigt damit: **Unterröcke, Decken** aller Art, **Shawls, Pelerinen, Portièren, Kindersachen, Smyrna-Teppiche** und **Kissen** ꝛc. aus altem und neuem Material. [82

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellengesuche mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Handelsinstitut für Damen

102] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Töchterpensionat Bauer

Dresden-A. [81

verzogen nach **Werderstrasse 14, I.** Morgensonne, Garten und Spielplatz.

Frau v. Mylke. [94

Stellen-Vermittelungs-Institut für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Musikalien

Jede Nummer 10 Pfennig.

Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**

Bei **A. Anacker,** [85

Papier- und Schreibwarenhandlung.

Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut

f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **A. Lederhause, Berlin O.,** Andreasstr. 31, II. [68

Internationales Heim,

Berlin SW., Encke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen bess. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. **Telma Spranger** zugesichert. [76

Erziehungsanstalt für junge Mädchen.

Villa Hohenhorn, Bad Pyrmont.

Erste Lehrkr., komf. Heim, ausgez. Empfehl. Prosp. d. d. Vorsteherin

Frl. E. Birkholz.

Auch Kur- od. erholungsbed. Damen werden aufgenommen. [105

Kochbücher!

Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 16.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71

Ad. Dewald,

Buchhandlung,

Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das IV. Quartal (Juli-September 1895) noch im Monat Juni zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 10. Juli 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Mädchenerziehung im Backfischalter.

Von

Alma Bauer.

Nachdruck verboten.

I.

Für die Mädchenerziehung pflegt in erster Linie die Mutter verantwortlich gemacht zu werden. Selten nur wird man dem Vater gleichen Anteil der Schuld beimessen, wenn aus der Tochter nichts Rechtes geworden ist, besonders dann nicht, wenn sie der Kenntnisse, Fertigkeiten und Charaktereigenschaften ermangelt, die man vom Weibe beanspruchen zu dürfen glaubt. Jede Mutter sollte diese Forderung der Gesellschaft sich klar machen und die Erziehung ihrer Töchter mit Ernst und Eifer besonders in den Jahren leiten, die für den werdenden Menschen weiblichen Geschlechtes so wichtig sind, — ich meine in den sogenannten Backfischjahren.

Was ist ein Backfisch? — Vor unserm geistigen Auge steigt es empor blond und rosig, mit Hängezopf und lachenden Augen, erfüllt von kolossalem Selbstbewußtsein und geringer Hochachtung vor den Ansichten erfahrener Leute, wenig aufgelegt zu ernster Arbeit und höchst eingenommen für Tanzen, Eissport und neue Moden, oft „himmelhochjauchzend", noch öfter „zum Tode betrübt," dabei in hohem Grade liebebedürftig, mitteilsam, naseweis, mit dem Mäulchen vorweg. — — Trifft die Charakteristik einigermaßen zu? — Und wenn dies der Fall, ist es dann nicht begreiflich, daß ein leises Grauen die Mutter befällt, sieht sie nach der Konfirmation der Tochter sich in die Lage versetzt, ein so widerspruchsvolles, schwieriges Wesen in alleinige Hut und Pflege zu nehmen? Zum guten Teil aus diesem Grauen heraus erklärt sich die Bereitwilligkeit der Mütter, den Backfisch einer Pension anzuvertrauen, in der laut Prospekt für so und soviel Mark pro Jahr nicht nur in den Wissenschaften und

Digitized by Google

Künsten alles und noch einiges gelehrt wird, sondern auch Hauswirtschaft nebst Herzensbildung, Nähmaschinenverstand und angenehme Umgangsformen. Wer wollte eine so günstige Gelegenheit sich entgehen lassen, — besonders wenn das nötige Kleingeld keine Rolle spielt.

Und doch, wie selten entspricht der Erfolg den gehegten Erwartungen! Sehr natürlich. Die Erwartungen waren eben zu hohe, sowohl die Ansprüche an die Pensionsmutter, wie die an die Leistungs- und Aufnahmefähigkeit des Backfisches. Der kommt nach Jahresfrist um einige lückenhafte Kenntnisse bereichert heim, im großen und ganzen aber ist er genau so der Erziehung und der Anleitung in allen Dingen bedürftig wie zur Zeit, da er „über den Rhein flog". Die Arbeit, welche die Mutter von den eigenen Schultern auf fremde legen wollte, bleibt ihr nach wie vor, — sie ist ja auch „die Nächste dazu", würde Fritz Reuter gesagt haben — und es fragt sich für sie: worauf hat die Mädchenerziehung im Backfischalter ihr Augenmerk zu richten? — Wir glauben, der gewissenhaften Mutter ein dreifaches empfehlen zu dürfen:

1. Sie soll die Tochter für den Hausfrauen- und Mutterberuf vorbilden, zu dessen Erfüllung jedes Mädchen tüchtig gemacht werden muß, gleichviel ob es in die Lage kommt, ihn auszuüben oder nicht.

2. Sie soll die geistigen Kräfte der Tochter nicht brach liegen lassen und ihr nach Maßgabe der vorhandenen Fähigkeiten Gelegenheit zur Fortbildung geben.

3. Sie soll in dem Kinde die Charaktereigenschaften zu entwickeln suchen, die für den Kampf mit dem Leben befähigen, ohne doch die Gemüts- und Herzensbildung zu vernachlässigen.

II.

Also: hauswirtschaftliche Ausbildung heißt zunächst die Losung. — Soll das Backfischchen den Haushalt gründlich erlernen, so dürfte es sich empfehlen, für die Dauer der Lehrzeit das Dienstmädchen abzuschaffen und nur die groben Arbeiten durch eine Aufwärterin besorgen zu lassen. Denn wir vermögen allein die Arbeit richtig zu beurteilen, die wir selbst praktisch ausgeübt haben. Auch wird ein junges Mädchen, welches eigenhändig kochte, plättete, Zimmer reinigte, Geschirr wusch, fegte und putzte, gegebenen Falls ihren Dienstboten eine gerechtere, humanere Herrin sein, als die, deren hauswirtschaftliche Ausbildung sich auf Theeaufgießen, Staubwischen und ein wenig Nachsehen in der Küche beschränkte. Nicht nachsehen soll das Mädchen lernen, sondern arbeiten, selbständig und zielbewußt arbeiten.

Zuviel des Neuen auf einmal darf dem Anfänger allerdings nicht zugemutet werden. Ähnlich wie im wissenschaftlichen muß es auch im hauswirtschaftlichen Unterricht heißen: vom Leichteren zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten. So kann das immerhin schwierige Kochen im ersten halben Jahre weggelassen werden, und die Unterweisung auf saubere Instandhaltung des Hauses, Plätten und Nähen inklusive sich richten. Hier machen wohl alle Mütter die gleichen Erfahrungen. Der Backfisch findet anfangs die Geschichte „furchtbar einfach" und nach einiger Zeit, wenn es gilt, dieselben Pflichten jeden Tag gewissenhaft zu erfüllen, „scheußlich langweilig", daher bald sich einstellende Unlust und das Bestreben, sich um die Pflicht herumzudrücken. Poetisch veranlagte Mädchengemüter pflegen in diesem Stadium den verschwiegenen Blättern ihres Tagebuchs bittre Klagen anzuvertrauen über die Prosa des Lebens, in der „alles Höhere" untergehe, und über des Schicksals rauhe Hand, die

Digitized by Google

ihnen, gerade ihnen Magddienste zumutet. — Nun, die Elegien werden verstummen, wenn das Backfischlein merkt, die Mutter selbst legt Wert auf das sogenannte „Höhere"; und was das Bewußtsein von der riesigen Einfachheit der Wirtschaftsführung anlangt, so pflegt es dem jungen Mädchen in dem Maß zu schwinden, als es von der Mutter mit allen Zweigen des Haushalts bekannt gemacht wird und einen Einblick in das komplizierte Räderwerk erhält, das allsogleich mißtönig zu knarren beginnt, ist auch nur ein Rädlein schlecht geölt, oder läßt es gar sich einfallen, nicht gehen zu wollen.

Die Unterweisung des Backfischchens wird etwa beginnen mit der Reinigung der Zimmer. Es lernt die einschlägigen Arbeiten in gehöriger Reihenfolge verrichten, erfährt, wie die Öfen, Fenster, Thüren, Fußböden zu behandeln sind und welch erbitterten Kampf die Hausfrau gegen Staub und Spinnweben führt, wie das einmalige Abstauben nicht genug hilft, sondern dem Feinde zwei, dreimal an einem Tage zu Leibe gegangen werden muß. Dann wird es mit der Behandlung der Wäsche vertraut gemacht. Es lernt sie sachgemäß einweichen, bleibt am ersten Waschtage mit der Mutter im Waschhaus, um das Kochen zu überwachen, sieht wie die Waschfrau verfährt und versucht an leichteren Stücken ein wenig mitzuthun. Am zweiten Tage legt es Hand an beim Spülen und Aufhängen, lernt dann in Gesellschaft der Mutter die getrocknete Wäsche sauber legen, geht mit auf die Mangel, zunächst zum Zusehen, später zum selbständigen Aufdocken und wird schließlich im Schweiße des Angesichts Rollwäsche, eingesprengte, ja sogar roh gestärkte Wäsche plätten lernen. Armes Backfischel!

Und doch kommt „das dicke Ende" erst noch nach — die Ausbesserei. Sie ist der Horror aller jungen Mädchen, der dunkle Punkt auch im Backfischdasein. In vielen Familien hat darum die Gepflogenheit sich ausgebildet, die Mutter den Kampf gegen defekte Strümpfe und ausgerissene Knopflöcher, schadhafte Gardinen und durchgesessene Hosenböden allein ausfechten zu lassen, während die liebe Tochter den Häkelhaken schwingt, Leder punzt, Emaille malt oder künstliche Blumen anfertigt. Nicht nachdrücklich genug kann solche Mißerziehung getadelt werden. Jedes Mädchen muß ausbessern lernen, nicht nur auf dem Stopftuch in der Nähschule, sondern daheim an den zerrissenen Sachen der teuren Familienangehörigen, und zwar muß alles Vorkommende dem Kinde in die Hand gegeben werden. — Selbstverständlich ist auch die Anfertigung neuer Wäsche in den Bereich der Unterweisung zu ziehen. Die Tochter lerne erst einfache, dann kompliziertere Stücke zuschneiden und sei gehalten, sie eigenhändig fertig zu stellen. Es empfiehlt sich nicht, wenn im Anfang der Lehrzeit Mutter und Tochter an demselben Gegenstand arbeiten. Unwillkürlich nimmt alsdann die Mutter den schwierigeren Teil der Aufgabe in die Hand, und das Kind hat niemals das fröhliche Bewußtsein, ein bisher Unbekanntes völlig erfaßt zu haben.

Die Forderung der Erziehung zur Selbständigkeit muß wie ein roter Faden sich durch den hauswirtschaftlichen Unterricht unserer jungen Mädchen hindurchziehen. Nicht darauf kommt es an, daß die Tochter der Mutter helfen lerne, sondern darauf, daß sie leitend an die Spitze eines Haushalts zu treten vermöge. —

Ganz besonders gilt diese Forderung in Bezug auf die Küche. Versteht das junge Mädchen nur ein Dutzend schmackhafter Gerichte ohne Hilfe zu bereiten, so ist es bereits in der Lage, die abwesende Mutter zu vertreten oder im Hause befreundeter Familien, denen der kochende Hausgeist zeitweise abhanden kam, helfend einzuspringen. — Um Selbständigkeit zu erzielen, muß die Mutter vom ersten Tage der kulinarischen Unterweisung an systematisch zu Werke gehen, die Tochter nicht nur Petersilie wiegen

Digitized by Google

und Kartoffeln schälen lassen, alle wichtigeren Handgriffe aber selbst thun wollen, sondern ihr, als Zuschauerin zunächst, einen vollen Einblick gewähren in die Bereitung der Speisen und ihre Zusammensetzung, ihren Nährwert, die Zeit und den Grad der Ofenhitze, deren sie zum Garwerden bedürfen, sowie den Preis, für welchen sie sich herstellen lassen. Nach mehrmaligem Zusehen lasse sie selbständige Versuche anstellen, fahre nicht aus der Haut, wenn das Backfischchen sich himmlisch ungeschickt anstellt, und unterdrücke den gerechten Zorn, sollte in der Hitze des Gefechts einmal die Butter anbrennen, denn der Neuling darf nicht verschüchtert werden. — Empfehlenswert ist die Anlage eines eignen Kochbüchleins, in welches nach der Mahlzeit alles am Vormittag Erlernte eingetragen wird. Einmal kocht der Backfisch gern nach seinem eignen Opus, das ihm verständlicher ist, als das gedruckte, zum andern erspart dieses Verfahren der Mutter viel Wiederholung des oft Gesagten.

Die Absolvierung eines mehrmonatlichen Kursus in der feineren Küche, dem Einmachen und Backen ist dem jungen Mädchen, das bei der Mutter bürgerlich kochen lernte und bereits Übung auf diesem Gebiete erlangt hat, zu empfehlen. Doch liegen diese Kurse ebenso wie die für Schneidern und Putzmachen mehr jenseits der Backfischjahre, daher an dieser Stelle nicht näher darauf einzugehen ist.

Zur hauswirtschaftlichen Ausbildung gehört auch, daß das junge Mädchen mit Geld umgehen lerne, nicht nur mit dem eignen Taschengeld, über welches behufs Erziehung zur Ordnung und Sparsamkeit Rechnung zu legen ist, — sondern gewissermaßen auch mit dem Wirtschaftsgelde der Mutter. Die Tochter erhalte, nachdem sie sämtliche Lebensbedürfnisse, Kleider und Wäsche inklusive, mit allen von der Mutter erprobten Vorteilen einkaufen lernte, einen Einblick in deren Ausgabebuch. Daraus ersieht sie, wieviel eine bestimmte Anzahl Personen bei der im Elternhause üblichen Lebensweise für Nahrung, Kleidung, Feuerung, Beleuchtung, Wäsche u. s. w. monatlich braucht, welche Extrabedürfnisse vorkommen, und wie man es etwa anzufassen hat, um die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu setzen. Auf Grund dieser praktisch gewonnenen Anschauung wird sie im späteren Leben größere und kleinere Verhältnisse richtig zu beurteilen vermögen und gegebenen Falls im eignen Haushalt sowohl als alleinstehend geordnete Finanzwirtschaft führen, — ein Segen, der sehr hoch anzuschlagen ist.

Ferner: eine Tochter, welche ganz genau weiß, wie der Vater lavieren, die Mutter sich den Kopf zerbrechen muß, um allen pekuniären Anforderungen des Lebens gerecht zu werden, wird schwerlich für ihre eigne kleine Person mehr verlangen, als die Finanzlage des Hauses zu geben gestattet. Ich meine, sie wird früh lernen, in Bezug auf Toilette und Vergnügungen sich bescheiden mit dem Erreichbaren und Verzicht leisten auf das Streben, es besser Situierten gleich thun zu wollen.

Warum sind Tausende junger Mädchen so sehr unbescheiden in ihren Ansprüchen? Nicht aus Eitelkeit und Großmannssucht allein, sondern weil sie der Erkenntnis vom Wert des Geldes völlig ermangeln, und weil sie niemals angeleitet wurden, einzusehen, was für einen bescheidenen Faktor die Rubriken „Kleidung“ und „Vergnügen“ im Gesamtbudget eines vernünftig geführten Haushaltes nur bilden dürfen.

(Weitere Artikel folgen.)

Digitized by Google

Altes und Neues zur Frauenfrage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 541 und Schluß.)

Wenn wir den geschichtlichen Entwicklungsprozeß verfolgen, so ist es nicht schwer, zu erkennen, wie das alles so gekommen ist. Zu der physischen Überlegenheit, die dem Manne zu den ersten Privilegien verhalf, gesellte sich bald eine erworbene intellektuelle. Er allein hatte — wenige Kulturepochen ausgenommen, die die Frau vorübergehend auf einen hohen geistigen Standpunkt hoben — Muße zur geistigen Ausbildung, da die Frau für die materiellen Bedürfnisse sorgte. Die Eigenschaften, die spezifisch männlich sind, waren in der werdenden Kultur die notwendigsten; sie gaben dem Mann ein Übergewicht, das zur Unterschätzung weiblicher Art und Gaben führen mußte. In steigender Differenzierung gewann der Mann, was erst den Menschen ausmacht: individuellen Charakter; die Frau blieb im allgemeinen Gattungswesen. In den handarbeitenden Ständen waren diese Unterschiede nur in sofern bemerkbar, als schon das Bewußtsein, dem „edleren Geschlecht" anzugehören, und die Möglichkeit, seine Eigenart im Hause durchzusetzen, dem Manne einen entschiedeneren Charakter verlieh; in den höheren Ständen hat die steigende intellektuelle Kultur der Männer zwischen ihnen und den nur in der Kindheit unterrichteten Frauen heute bei uns eine Kluft aufgerissen, die nur eine Verständigung über materielle Dinge ermöglicht; geistig sind vielfach Männer und Frauen desselben Standes, sind selbst Ehegatten häufig so getrennt, als ob sie zwei verschiedene Sprachen redeten. Daß das Gefühl, die Liebe, häufig eine Art von Verständnis vermittelt, täuscht vielfach darüber hinweg. Wie sehr man bei uns Furcht davor hat, diese Kluft zu beseitigen, das beweisen die geistvollen Erörterungen, die seiner Zeit im preußischen Abgeordnetenhause über die „weitgehende wissenschaftliche Vorbildung" unserer höheren Mädchenschulen stattfanden.

Im Grunde haben die Herren einen richtigen Instinkt gezeigt. Alle, die den heutigen Stand unserer Kultur und unserer öffentlichen Angelegenheiten für vollkommen halten, sollten sich hüten, den Frauen weitere Bildungsgelegenheiten zu erschließen. Sie müßten dann freilich konsequent sein und sie überhaupt vom Schulbesuch ausschließen. „Sollten Frauen das Alphabet lernen?" ist der Titel einer kleinen englischen Broschüre, die da zeigt, daß die Erlaubnis dazu die Freigabe aller Studien nach sich ziehen müsse. Die Frau unserer Zeit fühlt instinktiv, daß nur eine vertiefte Bildung sie den gewaltigen Vorsprung einholen lassen kann, den der Mann vor ihr hat; daß nur die Zucht vertiefter Kultur die Eigenschaften zu voller Entfaltung bringen kann, die ihre weibliche Eigenart ausmachen und die sie für die weitere Kulturentwicklung einsetzen kann. Darum in allen Ländern die Erscheinung, daß die Frauen die Zulassung zu den höheren Bildungsanstalten verlangen, die, aus den Steuern beider Geschlechter unterhalten, bisher nur dem einen Geschlecht sich öffneten. In der Erwartung, daß man die Zeit des Faustrechts als abgeschlossen ansehen würde, standen

Digitized by Google

die Frauen an der Pforte. Daß die Unritterlichkeit des Mannes oder sein Egoismus, seine Überhebung, die ihn im Mittelalter spekulieren ließ, ob Frauen überhaupt Menschen seien, ihnen diese Pforte schloß, hat dem Verlangen nach tieferer Bildung zum Teil etwas Fieberhaftes gegeben. Aber in unserer Zeit, wo der Idealismus fast geschwunden ist, gewährt dieser Wissensdurst, dieser Drang nach Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, dieser Dienst einer Idee doch wieder einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Jene Indierin Anandibai Joshen, die, um ihren Genossinnen in den Zenanas beizustehen, mit schwachem und krankem Körper in aufreibender Thätigkeit sich die Kenntnis der Medizin erwirbt, um sterbend in ihre Heimat zurückzukehren, sie hat nicht umsonst gelebt. Der Enthusiasmus, der sie trieb und dem sie zum Opfer fiel, ist dennoch bahnbrechend geworden für die Sache, die sie vertrat.

Daß eine Krise, wie die, welche gegenwärtig unser Geschlecht durchmacht, nicht ohne Entwicklungskrankheiten abgeht, sollte eigentlich nicht überraschen. Der mehr komischen als ernst zu nehmenden Nachahmungen männlicher Allüren ist schon gedacht worden. Andere Krankheiten liegen tiefer. Die einseitig gesteigerte Intellektualität ruft Reaktionen hervor, die in merkwürdigen und sehr wenig behaglichen Erscheinungen zu Tage treten. Dahin rechne ich beispielsweise ein Buch, wie das von Laura Marholm kürzlich herausgegebene „Buch der Frauen". Selbst von der Hyperkultur angekränkelt, die unsere Zeit auszeichnet, schwört sie dem Intellekt ab und wird, wie eine Rezension sie richtig bezeichnete, zur „Priesterin der Hysterie". Es werden unzweifelhaft noch ähnliche litterarische Erzeugnisse auftauchen, wie Blasen, die eine Gährung aufwirft, und die mit dem Gährungsprozeß verschwinden.

Man nennt diesen Gährungsprozeß „Emanzipation". Er ist in der That eine solche. Er soll uns emanzipieren von allerhand Eigenschaften, die durch lange Unterdrückung, eine gänzlich vernachlässigte Erziehung, Vererbung und Anpassung uns aufgedrängt, nicht aber von der Natur uns verliehen sind: Kleinlichkeit, Menschenfurcht, Trivialität. Große Gedanken und große Zwecke sollen uns davon loslösen; von den Eigenschaften aber, welche die Natur uns gab, kann keine Emanzipation uns lösen; vertiefte Kultur kann sie nur stärken und in der gegebenen Richtung weiter entwickeln und uns helfen, sie im großen der Menschheit zu nutze zu machen, wie wir es bisher im kleinen in der Familie gethan haben.

Und welches sind diese Eigenschaften? Was haben wir für die Menschheitsentwicklung einzusetzen? Ich kann nicht besser darauf antworten, als indem ich Max Dreßler zitiere, der im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher" mit der feinen Intuition des Dichters den uralten Mythus von der Schöpfung des Weibes beleuchtete. Der Mann ist zuerst geschaffen; wie stellt er sich nun der Analyse dar? Was thut seine Seele?

„Sie schaut die sie umgebende Welt, speziell die Tierwelt an, und — giebt ihr Namen. Sie staunt nicht über die Fülle der prächtigen Erscheinungen; sie freut sich nicht über die Schönheit des reich belebten Gartens; sie fühlt den Gott nicht, dessen Stimme sie hört; Andacht durchschauert sie nicht; Demut beugt sie nicht; Jubel erfüllt sie nicht — sie thut alles nicht, was menschlich wäre, bis auf das eine: sie giebt dem Tierreich Namen. Entfernen wir uns von dem schlichten, doch bezeichnenden Wort des Dichters und umschreiben wir den lakonischen Ausdruck, so werden wir besser verstehen, worin die Thätigkeit der „lebendigen Seele" besteht, und werden ihren Begriff auf ein Wort reduzieren, das ihrem Wesen entspricht, es vollständig in sich begreift, auf das Wort: Verstand. Denn welche Thätigkeit kennzeichnete einen Verstand besser als die angeführte, einer ihm durch die Sinne als Objekt dargebotenen, mannigfachen, bunten Wirklichkeit ordnend gegenüberzutreten? .... Dieser zweibeinige Verstandes-

Digitized by Google

mechanismus konnte Gott nicht befriedigen; das war nicht der Vollmensch, den er sich gedacht hatte. Er braucht seinem Treiben auch nur ein kurzes Weilchen zuzusehen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß dieses Wesen Stückwerk sei, und er ruft aus: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. Ein lebensfähiger Organismus und ein reiner Verstand geben zusammen noch keinen Menschen, es muß noch eine neue Sphäre seinem Wesen, gleichsam zur Hilfe, hinzugeschaffen werden."

Der Mythus läßt sie erwachsen, das Weib oder die weibliche Sphäre des Menschen, aus dem Teil des Körpers, der von jeher dem Volke als Symbol des Gefühls galt. Mit der Schöpfung des Weibes zum Manne tritt der kühlen, verstandesmäßigen Betrachtung die ästhetische Anschauung der Welt zur Seite: der Egoismus hört auf, und die Liebe beginnt.

„Jetzt erst, nachdem wir sahen, was der Mann durch das Weibliche geworden ist, erkennen wir klar, was er ohne dieses war: reine Mathematik. Sehen wir nur zu, was der Verstand aus der Welt macht, was er schließlich allein aus ihr machen kann. Fortfahrend in seiner Arbeit, die Außenwelt naturwissenschaftlich zu sichten und zu zergliedern, kommt er bei den Thatsachen der Molekularbewegung an, die uns heute allen so geläufig sind; die ganze Mannigfaltigkeit und Buntheit der Außenwelt löst sich in ein Gewirr von Schwingungen kleinster Teile, verschieden nach Größe und Dauer; und auf die gleiche Zeiteinheit berechnet, ist es schließlich nur die Schwingungsgröße, die, den einzelnen Körpern verschieden zugemessen, alle Unterschiede in der wahrgenommenen Welt ausmacht, verhindert, daß sie chaotisch, undifferenziert, ein graues Meer vor uns liege. Da den schwingenden kleinsten Teilchen schließlich auch keine Realität zuerkannt werden kann, vor allem keine solche, die eines vom andern unterscheide, so bleibt als letzte Bestimmung der Außenwelt die Schwingungsgröße; da auch diese an und für sich, als eine betrachtet, keine reale Bedeutung hat, so bleibt als letztes Kennzeichen unserer bunten und bewegten Wirklichkeit nur das Verhältnis der einzelnen Schwingungsgrößen zu einander, d. h. ein Bruch übrig; beispielsweise liegt die letzte Realität von Rot und Blau schließlich in dem Schwingungsverhältnis $\frac{481}{653}$ Billionen. Es fehlt heute nicht, und hat in der Geschichte der Philosophie nicht an Männern gefehlt, die in einem System von Zahlen das letzte Geheimnis der Welt zu finden glaubten; so lehrte schon in den ältesten Zeiten der Grieche Pythagoras. Möglich auch, daß es Menschen giebt, die jenem ersterschaffenen Verstandesmenschen noch heute so völlig gleichen, daß sie die Auflösung aller Welt in ein Zahlenverhältnis befriedigt; für andere geht die — zugestanden imponierende — Rechnung aber nicht ohne Rest auf, und dieser Rest heißt Weib. Wären wir auf jenem ersten Menschenschöpfungszustand stehen geblieben, kein Zweifel, daß wir unsere Aufgabe durch reine Mathematik ohne Rest gelöst hätten; wir könnten, als fleißige Schüler, mit unserm Rechenheft vor den Herrgott treten und getrost sagen: Du hast uns die Welt und alle Tiere vor Augen gebracht, daß wir sie nennen sollten; wohlan, wir haben die Aufgabe gelöst; hier sind die letzten Namen, die unser Verstand uns verstattet, allen Dingen zu geben; weiter können wir nicht mehr gehen; wir sind am Ende. — Und er könnte uns nicht schelten. Jetzt aber, nachdem uns Gott das Weib, als Gehilfin unseres Verstandes gegeben, genügt diese Lösung der Aufgabe nicht mehr. Durch das Weib hörte die Welt auf, nur Mathematik zu sein; wer aber bei seiner Weltberechnung einen Faktor ignoriert, der nun einmal da ist, wird nie ein vollgiltiges Resultat erzielen. Es wissen's die Propheten und wissen's die Philosophen; sie lassen die Wirklichkeit Mathematik sein, und stellen dahinter, ins Helldunkel transzendentaler Mystik gehüllt, ein Gefühl — „nenn's Liebe, Freiheit, Wille — Gefühl ist alles."

Man würde den Männern sehr unrecht thun, wenn man ihr inneres Leben auf „reine Mathematik" zurückführen wollte. Dreßler nimmt offenbar Mann und Weib als Symbole; im Mann ist etwas von der weiblichen Sphäre und im Weibe etwas von der männlichen. Ja, es giebt Männer, die in ihrem ganzen Wesen das Beste und Edelste, das Dreßler der Frau zuschreibt, zur Darstellung bringen, und Frauen, die nichts sind als reine Mathematik; nur beschäftigen sie sich freilich nicht mit der Berechnung von Molekularschwingungen, sondern von Haushalts- und Toilettenkosten, von Einnahmen und Ausgaben, und bei all ihrem Rechnen werden Mann und Kinder ihres Lebens nicht froh. Aber wenn wir die Geschlechter im großen ins Auge fassen,

Digitized by Google

so hat Dreßler seine Unterscheidungslinien doch nicht unrichtig gezogen. Und wenn wir statt der Weltberechnung uns einmal die Weltverwaltung anschauen, die der Mann allein besorgt, so wird uns das klar genug. In der Gesetzgebung, in der Schablonisierung aller Verhältnisse, in der immer mehr mechanisierten Jugenderziehung, in der Verbannung des Individualismus aus allen öffentlichen Dingen, ja selbst in der Wohlthätigkeit — wie viel reine Mathematik! Und wenn, um Dreßlers Bild weiter auszuführen, der Mann, stolz auf diese Weltverwaltung, vor den Herrgott träte und seine Formeln und Tabellen und Register zeigte, und unser Herrgott sähe daneben all die Knechtung berechtigter Eigenart, die Thränen der Elenden, den Mangel an Gefühl, an Liebe und Wärme, der sich überall geltend macht, so würde er ihn fragen müssen: „Wo ist die Gehilfin, die ich dir gegeben habe? Warum ordnest du deine Welt ohne sie? Deine Listen und Tabellen stimmen und mögen nötig und nützlich sein; was aber fehlt, kann sie nur geben, die ich dir zur Seite stellte. Gab ich dir größere Produktivität, so ihr größere Empfänglichkeit; gab ich dir Kraft, so ihr die Weichheit. Schweift dein Blick über die Menge hin und zählt kaum die Häupter, so sieht sie dem einzelnen ins Auge und fühlt, wessen er bedarf. Warum glaubst du, nur deine Art sei berechtigt, weil du nur deine Art verstehst? Nur zusammen könnt ihr aus der Erde und der Menschheit schaffen, was sie zu werden bestimmt ist.“ Und der Mann würde verstummen müssen, denn seine eigene Welt würde wider ihn zeugen.

Und das Weib? Wohl hat sie die Gaben, die die Natur ihr ins Herz gelegt, den Ihren gegeben: Wärme, Liebe, Aufopferung. Aber für alle, die draußen stehen, die nicht zur Familie gehören, hat sie keine Gedanken. Zu oft hat man ihr wiederholt, daß die Frau nur dem Hause gehöre; künstlich hat man so ihren Interessenkreis verengert, künstlich ihre Aufopferungsfähigkeit auf den nächsten Kreis der Angehörigen beschränkt, künstlich die Ausbildung ihrer edelsten Anlagen gehemmt. Manch verkrüppeltes Reis, manchen wilden Schößling hat ihre Natur getrieben, denn alles Edle gedeiht nur in der Freiheit. Viele der Aufgaben, zu denen die Natur sie bestimmt hat, hat der Mann in die Hand genommen, damit sie nicht ungethan blieben. Soll die Frau erfüllen, was die Natur mit ihr gewollt hat, soll sie die Eigenschaften, die jetzt nur den Ihren zu gute kommen, für die Welt im großen in die Wagschale werfen, so gewähre man ihrer Entwicklung freie Bahn. Was sie dann selbst der Wissenschaft werden kann, hat Buckle einmal in einem feinen kleinen Essay über die deduktiven Denkgewohnheiten der Frauen nachgewiesen, auf den ich hier nur hingedeutet haben will.

Aber fragen wir, um nun auf konkrete Verhältnisse zu kommen: welche Frauen sollen denn nun — ganz abgesehen vom Berufsleben, das ja ein Gebiet für sich ist — ihre Gaben in weiterem Kreise für die Menschheit nutzbar machen, und in welcher Form soll das geschehen? so ist die Antwort auf die erste Frage: Wenn auch in erster Linie auf die vielen gerechnet werden muß, die Zeit und Kraft ganz zu eigner Verfügung haben, so sollte und brauchte sich doch niemand den Anforderungen der neuen Zeit ganz zu entziehen. Industrie und Maschine, Handel und Gewerbe haben unsre Zeit in einer Weise entlastet, daß auch die beschäftigtste Hausfrau nicht annähernd das leisten muß, was die Hausfrau alten Schlages, die zugleich Produzentin war, zu leisten hatte. Muß doch überdies auch der Mann, den Amt oder Geschäft bis zur Erschöpfung in Anspruch nimmt, seinen Pflichten gegen das Gemeinwesen genügen. Wir aber haben, und das ist eine Schuld unsres Geschlechts, die Zeit, die uns

Digitized by Google

die Maschine freigemacht, mit Nichtigkeiten ausgefüllt. Wir haben uns einen künstlichen Kreis von Pflichten, geselligen Pflichten, Repräsentations- und Etikettepflichten geschaffen, die mit den darum und daran hängenden Toilettensorgen die Zeit hinnehmen, die wir unsern Mitmenschen schulden. Wir empfinden oft selbst das Drückende dieser sogenannten Pflichten, die in Deutschland eine Ausdehnung haben wie kaum irgendwo anders, und die uns in materielle Sorgen stürzen und uns so den Sinn immer mehr verengen; eine ernstliche Reaktion dagegen, die in erster Linie von den Frauen ausgehen müßte, findet nirgends statt. Eine spätere Zeit wird einmal hart mit uns darüber ins Gericht gehen. Die soziale Frage stände weniger bedrohlich vor uns, wenn wir, wie die alte Kirche den Zehnten für die Armen forderte, auch nur ein Zehntel unserer Zeit, auch nur eine Stunde des Tages, den häuslichen und geselligen Pflichten abmüßigten und den Armen und Elenden gäben.

Aber schon ist die Vereinsthätigkeit der erste Fingerzeig für den Weg heraus aus dem Egoismus, mit dem wir gegenwärtig nur uns leben. In weitere Formen des Handelns werden und müssen wir hineinwachsen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß sich mit der Zeit auch im öffentlichen Leben der Rahmen für die Thätigkeit der Frau finden wird. Die geschichtliche Entwicklung drängt dahin; in andren Kulturländern hat sich der Prozeß bereits vollzogen. Daß auch bei uns die Erkenntnis: die Wirksamkeit der Frau kann ohne Schaden für die Gesamtheit im öffentlichen Leben nicht entbehrt werden, im Fortschreiten begriffen ist, das beweisen die Äußerungen des württembergischen Pfarrers Gustav Gerok (Die Welt der Frau, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) über das Stimmrecht: „Wenn in Deutschland ausnahmslos jeder Staatsbürger nur 25 Jahre alt zu sein braucht, um zu wählen, dann würden auch viele Frauen das richtige Verständnis dazu haben. Manche Fragen könnten sogar die Mitwirkung der Frauenwelt sehr wohl brauchen. Sie würden z. B. über die Besteuerung von Tabak und Schnaps viel vorurteilsloser urteilen als die Männer; Schulfragen gehen die Frau so nahe an als den Mann. Sie würden wohl auch dem schönen Gedanken eines Weltfriedens, ein Widerspiel der Amazonen des Altertums, viel rascher zur Verwirklichung helfen, und hätten doch ein Recht mitzusprechen, wenn sie ihre Söhne hergeben sollen auf Nimmerwiedersehen.“ Diese Dinge sind im öffentlichen Bewußtsein auch bei uns im Fluß. Ob wir aber etwas früher oder später zu den letzten Konsequenzen kommen, ist für die Entwicklung der Menschheit von viel weniger Bedeutung als daß diese Entwicklung in ruhigen Bahnen verläuft; jeder Versuch zur Verfrühung schafft nur Verwirrung. Berufsleben und Thätigkeit in der Gemeinde sind überall bei gesunder Entwicklung Vorstufe und Schulung für weitere Pflichten und Rechte gewesen. Suchen wir diese Schulung auch den deutschen Frauen zu verschaffen; die Arbeit wird dann nicht auf sich warten lassen.

Denn wohin wir sehen im öffentlichen Leben, fehlt die Hand der Frau: in der Armen- und Krankenpflege, in der Zwangserziehung, im Schulwesen, in den Gefängnissen. Vor kurzem sah ich in einem Frauengefängnis zwölfjährige Mädchen in der Zelle. Männer, bei denen „die weibliche Sphäre“, um mit Dreßler zu reden, stärker ausgebildet ist als sonst bei ihrem Geschlecht, setzen jetzt ihre ganze Kraft daran, das empörende Gesetz, das so etwas möglich macht, zu ändern und die Grenzen der Strafmündigkeit hinaufzusetzen. Wären Frauen bei der Abfassung der bezüglichen Bestimmungen beteiligt, das Gesetz hätte überhaupt nie in Kraft treten können. Aber wie die Dinge bei uns liegen, wissen die meisten Frauen garnicht einmal, daß man

Digitized by Google

zwölfjährige Kinder ins Gefängnis sperrt, anstatt sie zu erziehen. Diese Unwissenheit aber ist auch ein Vorwurf, der uns trifft.

Hoffentlich aber trifft er uns nicht lange mehr. Vorzuenthalten ist der Frau die ihr im Menschheitsleben gebührende Stellung auf die Dauer nicht. So sicher die Menschheit aus der Periode physischer Kraftentwicklung in die intellektueller Kultur übergetreten ist, ebenso sicher wird der Augenblick kommen, wo sie selbst danach verlangen wird, auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zur Geltung kommen zu sehen, was die Eigenart des Weibes ausmacht, ohne die auf die Dauer das Menschheitsleben so öde, kalt und gemütlos ist, wie das Leben in einem Hause, dem die Mutter fehlt. Bis dieser Augenblick gekommen sein wird, nützen wir unsere Zeit, machen wir uns frei von dem, was nicht weiblich, sondern weibisch ist, und öffnen wir unser Herz den großen Interessen der Menschheit, die es tausendmal reicher machen als die kleinen Sorgen um das eigene Ich.

Der Wandel in der Heilkunde.

Von

Dr. **Hans Buch.**

Nachdruck verboten.

In dem großen Weltsystem, in das der Mensch mit geringem Können und unermeßlichem Verlangen als ein unvollkommenes, zeitweiliges Lebewesen eingefügt ist, herrschen ewige Gesetze, die in dem Willen des Schöpfers ihren Ursprung, ihre Bestimmung und unabänderliche Durchführung finden. Diese Gesetze richtig zu erkennen und zu verstehen, ist die vornehmste Aufgabe des menschlichen Geistes, und in der einsichtsvollen Anpassung unserer Persönlichkeit an ihre stoffliche Verwirklichung, in der geschickten Einfügung in das Triebwerk der realen Notwendigkeit liegt die einzige Möglichkeit für die Erlangung jenes Ruhezustandes, den wir auf seelischem Gebiet als Glück und Zufriedenheit, auf körperlichem mit Gesundheit und Wohlbehagen bezeichnen.

Zur Erlangung dieser kostbarsten Lebensgüter sind im Umschwung der Jahrhunderte die wunderbarsten Probleme aufgestellt und zu lösen versucht worden, man hat den Stein der Weisen über und unter der Erde gesucht; man hat mittelst Schmelztiegel und Retorte jede greifbare Gestaltform geprüft und zerlegt; man hat die Wahrnehmungsfähigkeit der Sinnesorgane durch Mikroskop und Mikrophon gesteigert und dadurch glänzende Entdeckungen gemacht; aber für die Beantwortung unserer Kardinalfragen nach Glück und Gesundheit ist nur wenig dadurch gewonnen.

Während des letzten Jahrhunderts waren die Hoffnungen auf Lösung der materiellen Aufgabe hauptsächlich auf die Chemie gerichtet; aber sie hat die auf sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, wie der Prorektor der Universität München, Professor Bayer, bei dem letzten Kongreß für innere Medizin sich nicht scheute, offen zu bekennen.

Auch in den Errungenschaften der Neuzeit liegt der Keim weittragender Hoffnungen, und in den Laboratorien der Medizin herrscht augenblicklich eine fieberhafte Thätigkeit, um aus neugewonnenem Material den möglichsten Nutzen zu ziehen. Es handelt sich dabei um die Begründung der Organsafttherapie, durch welche der tierische Körper gegen die Macht spezifischer Krankheitsgifte gefeit, immun gemacht werden soll. Schwindsucht, Diphtherie, Cholera, Krebs, Wundrose und Tollwut sollen auf diese Weise in ihrem Furienkampfe gegen die Menschheit zu Boden geworfen werden. Es zeigt sich da ernstes Ringen und edles Wollen; aber selbst mit Berücksichtigung und Anerkennung der vortrefflichen Absicht darf man doch nicht unterlassen, frühzeitig seine

Digitized by Google

warnende Stimme zu erheben, wenn Bedenken gegen die Versuche aufsteigen, namentlich wenn ein körperlicher Schaden dadurch verursacht werden kann. Nil nocere, „nicht schaden" muß immer der oberste Grundsatz jeder Behandlung sein.

Die kurze Lebensgeschichte des Kochschen Tuberkulin darf wohl als warnender Beleg in unser Gedächtnis zurückgerufen werden. Von maßgebender Autorität, von einem Gelehrten, der durch epochemachende Arbeiten über die Natur kleinster Krankheitserzeuger einen Weltruf erworben hatte, eines unbestreitbaren Vertrauens genoß, wurde ein Mittel empfohlen, welches das mörderischste Leiden tilgen und verringern und bei seiner Anwendung keinen weiteren nachteiligen Einfluß auf den Körper ausüben sollte. In medizinischen Versammlungen wurden die Kranken gezeigt und besprochen, bei denen nach Einverleibung des Tuberkulins die Hautaffektionen beinah geheilt und Lungenerscheinungen fast beseitigt waren. Doch allmählich kamen auch die Berichte von Mißerfolgen; sie konnten nicht ausbleiben, und was noch schlimmer war, die Beschleunigung des unheilvollen Verlaufs bei Anwendung des neuen Mittels konnte nicht von der Hand gewiesen werden. Der Hoffnungsrausch war nur zu schnell verflogen, nicht ohne bittere Enttäuschung in vielen hinterlassen zu haben.

Ähnlich geht es wahrscheinlich mit dem Diphtherie-Heilserum. Zwar sind darüber die Akten noch nicht vollständig geschlossen; aber auch hier regt sich das Bedenken, ob seine angenommenen günstigen Wirkungen nicht in natürlicher Beziehung zu der Gutartigkeit der gegenwärtigen Epidemien und dem Umstande stehen, daß das Mittel unter dem Bedingnis der Frühanwendung häufig in Fällen benutzt wird, bei denen es sich garnicht um die eigentliche Diphtherie handelt. Dadurch kommt es leicht zur Verschiebung der statistischen Übersicht zu Gunsten des angepriesenen Heilfaktors.

Mit den großartigen Erfolgen der modernen Chirurgie, welche die gebildeten Kreise mit Erstaunen und stillem Grausen erfüllen und so oft zu interessanten Unterhaltungen in Zeitungen, Bier- und Kaffeegesellschaften den Stoff hergeben müssen, verhält es sich leider nicht viel anders. Es ist ja kein Zweifel, daß die Technik der Operationen zu einer Höhe gebracht ist, welche die höchste Anerkennung verdient; außerdem sind die Gefahren für das Leben bei Vornahme einer Operation unter strenger Anwendung antiseptischer Regeln wesentlich verringert worden. Aber abgesehen von jenen Unglücksfällen, wo ein sicheres chirurgisches Eingreifen einzig und allein Hilfe und Rettung bietet, steht insonderheit bei den bösartigen chronischen Krankheitsformen, bei denen es sich um die Entfernung pathologischer Produkte in einem bereits ergriffenen und gestörten Organismus handelt, der Nutzen der örtlichen Entfernung des Übels nur selten im günstigen Verhältnis zu den dadurch bedingten Opfern. Die Eröffnung der Gehirnhöhle, die künstliche Nachbildung eines Kehlkopfes, die Ausschälung erkrankter Magen- und Darmstücke und vieles andere veranlassen hochinteressante Schaustellungen in den üblichen chirurgischen Wanderkongressen und erfüllen die jüngeren Söhne Äskulaps mit stolzer Genugthuung, während der erfahrene Meister trübe das Haupt schüttelt, wenn er Umschau hält, um auf die naheliegende Frage Antwort zu geben: war deine geschickte Hand auch eine heilbringende? — Dabei soll aber nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Chirurgie in gewissen Fällen allein im stande ist, Rettung zu bringen. Nur muß der Operationswut, der Polypragmasie, Einhalt geboten werden.

Wenn ein rüstiger Wanderer auf mühevollem Gebirgspfade vorwärts strebt, schon so manche Schwierigkeit überwunden, so manche Höhe erklommen hat, aber plötzlich durch eine schroffe Felswand gehemmt wird, so erwägt er, wohin er nun seine Schritte zu lenken habe, um zum ersehnten Ziele zu gelangen. Dabei läßt er an seinem Geiste vorüberziehen, was er schon früher von erfahrenen Menschen über seine Route gehört hat, und mit Aufmerksamkeit betrachtet er seine Umgebung, so wie jedes Zeichen und jedes Merkmal, welches ihn auf die rechte Straße zurückführen könnte.

So ist es auch manchem forschenden, vorwärts drängenden Manne in dem Klippenlabyrinth der medizinischen Wissenschaft ergangen, und Freude erfüllt sein Herz, wo er glaubt, sich auf gangbareren Bahnen zu wissen, die auch schon früher von andern beschritten waren und zum glücklichen Ausgang geführt hatten.

Digitized by Google

Diese Sondergruppe in der heutigen Krankenpflege beansprucht insofern nicht den Ruhm der Neuheit, als sie sich auf das klassische Altertum stützt, auf die unerschütterlichen Grundsätze des Hippokrates zurückgreift, und sich mit den Bestrebungen eines Soranus, Cartesius, Boerhaave, Hufeland und manchen andern Vorgängern identisch fühlt, ist aber insoweit modern, als sie, mit Ausnutzung jeder neuen Errungenschaft ohne Berücksichtigung ihres Ursprunges, einen unbefangenen Skeptizismus gegenüber den herkömmlichen Zunftgebräuchen zu üben bestrebt ist, eine gründliche Tempelreinigung von autoritativem Pharisäertum anstrebt, die Arzneikunde von allem überflüssigen Ballast und Absurditäten zu befreien sucht und last not least der Katheder-doktrin der Hochschulen den Krieg erklärt, die sie in ihrer jetzigen Verfassung nicht für berechtigt hält, die Führerschaft im Heilwesen zu übernehmen. Während die alte Schule von ungefähr 60 000 Krankheiten und den entsprechenden Kurmethoden mit einem Heer unzuverlässiger Mittel zu erzählen weiß, sucht die neuere Richtung nachzuweisen, daß es überhaupt keine spezifischen Krankheiten giebt und infolgedessen auch keine spezifischen Medikamente geben kann. Sie kennt nur kranke Menschen, eventuell nur krankhafte Zustände, welche durch einen Reiz im Organismus erzeugt werden und je nach den Bedingungen, welche obwalten, die mannigfachsten Modifikationen erfahren können. Krankheit und Gesundheit sind daher keine scharfen Gegensätze, die sich von einander trennen lassen, sondern Spielarten des Lebensprozesses, die in einander übergreifen, in derselben Weise wie Licht und Dunkelheit, Wärme und Kälte nur graduell sich unterscheiden und nur in den Extremen scharfe Gegensätze bieten. Selbst bei den sogenannten Infektionskrankheiten wie Typhus, Malaria, Cholera, Diphtherie, Scharlach, Masern und dergleichen, wo es sich um Einverleibung eines bestimmten Bazillus und eine gewisse Ausdrucksform seiner Schädlichkeit handelt, liegen so verschiedentliche Komplexe vor, daß es unmöglich ist, ein einheitliches Ganzes herauszuschälen und gleichsam wie eine Statue aufzustellen. Die zufällige Verletzung durch einen Splitter, welcher unter die Haut gedrungen ist, mag zur Verdeutlichung der Reizwirkung dienen. In dem einen Falle wird er nur eine geringe Reaktion, eine Absonderung von Blutzellen, einen gutartigen Eiterungsvorgang verursachen, durch welchen der Fremdkörper herausgehoben wird, ohne daß sein Träger dadurch wesentlich belästigt wird. Welche bedrohlichen Erscheinungen können aber in einem andern Falle durch den gleichen Anlaß erzeugt werden! Die heftigsten Entzündungen der Umgebung unter maßlosen Schmerzen schließen sich an, die entzündeten Teile drücken in Schwellung aufeinander, Brand kann erzeugt und seine giftigen Endprodukte zu edleren Organen geschwemmt und ein elender Zustand bedingt werden, welchem erst der herbeigesehnte Tod ein Ende macht. Diese Verschiedenheit des Verlaufs, bedingt durch eine Kette von Verwicklungen und körperliche Grundeigenschaften spielt sich bei äußeren Einwirkungen ab und bedeutet eigentlich nichts anderes als eine verschiedene Funktionsthätigkeit des Organismus gemäß seiner Fähigkeit und Kraft. Aus dem angeführten Beispiel ergiebt sich mit Evidenz, daß nicht der irritierende Faktor, der Splitter, den Unterschied des Ausfalls bedingt, sondern die Festigkeit der Konstitution, die Arbeitsenergie des betroffenen Körpers. Bei einer herrschenden Volksseuche stehen alle Bewohner des heimgesuchten Landes unter der Einwirkung des vergiftenden Agens; aber nur diejenigen werden davon hingerafft, deren organische Thätigkeit zu schwach ist, die feindlichen Keime auszuschalten.

Es ist also die Beschaffenheit des Leibes, seine Widerstandsfähigkeit gegen äußere Reize, welche im wesentlichen bei den Lebenserscheinungen in Betracht kommt. Auf die Festigung des Organismus muß daher auch einzig und allein, da sich die Reize nicht aus der Welt schaffen lassen, die Aufgabe einer ersprießlichen Heilslehre gerichtet sein. Dabei kann natürlich nur die Gesamtheit des zu beeinflussenden Wesens ins Auge gefaßt werden und zwar kann man nicht durch schematische Vorschriften, sondern nur durch solche, welche der Leistungsfähigkeit des einzelnen, der jeweiligen Individualität entsprechen, Abhilfe schaffen. Daß dies möglich ist, ja mit sicherer Berechnung erreicht werden kann, erweist ein Blick auf das Kulturverfahren der Landwirte und Tierzüchter, bei dem es sich ebenfalls um organische vegetative Prozesse handelt

Digitized by Google

und wo sowohl im Pflanzenwachstum, als auch in der Viehzucht namentlich durch Modifikation der Ernährung günstige Resultate erzielt werden. Aber auch da nützt nicht ein schablonenhaftes Vorgehen, sondern die Berücksichtigung aller eigenartigen Verhältnisse, und es sind mehr denn hundert Dinge, welche ein praktischer Landwirt im Auge behalten muß, um mit reicher Ernte abzuschließen. Um wie viel mehr noch ist das erforderlich in der Pflege des Menschen, bei dem nicht nur die richtige materielle Versorgung, sondern auch die Sicherstellung der Erfordernisse von Geist und Gemüt zu berücksichtigen ist. Lähmt doch so oft die Sorge um die notwendigsten Bedürfnisse, der Kummer um das Liebste jede impulsive Kraft, verzehrt doch Ehrgeiz, Neid, Mißgunst und Gewinnsucht jeden stofflichen Reserveschatz, zerrütten doch niedrige Leidenschaften die Spannfähigkeit jeder Faser, bedingen doch üble Gewohnheiten in scheinbar unschuldiger Form Veränderungen in den wichtigsten Lebensfunktionen. Der Übergenuß selbst dessen, was mit Maß genossen Nutzen bringt, kann unnennbaren Schaden stiften. Da bedarf es wohl der Genialität eines Künstlers, um ein geknicktes Leben wieder aufzurichten, den gehemmten Fluß der Säfte zu befreien und die hinfälligen Kräfte zu stählen. Da helfen nicht von der Arzneiwissenschaft vorgeschriebene Rezepte, sondern ein eingehendes Vertiefen in die Individualität des Kranken und das von klarer Einsicht geleitete Bestreben, die gerade für ihn günstigsten Verhältnisse zu schaffen.

Die Vertreter dieser neuen wissenschaftlichen Richtung, unter denen sich unter anderen Professor Schweninger, der langbewährte Berater des Fürsten Bismarck, Professor Rosenbach in Breslau, Dr. Lahmann in Dresden befinden, huldigen in der Wahl ihrer Heilmittel im allgemeinen dem Molièreschen Satz: Je prends mon bien où je le trouve, bevorzugen aber doch meist die sogenannte natürliche, physiatrische Behandlungsweise. Möglichst vollkommene natürliche Verhältnisse herzustellen ist ihr Bestreben, und nur mit den natürlichsten Maßnahmen suchen sie umzugestalten und zu heilen. Sonne, Luft, Wasser, Ruhe und Thätigkeit sind wichtige Hilfskoeffizienten. Eine vollständige Veränderung der Verhältnisse des Kranken wird zur Einleitung der Kur vorgenommen; alles wird streng vorgeschrieben und beobachtet, die Ernährungsweise geregelt, die Thätigkeit, die Ruhe des Tages geordnet. Dann wird sich bald herausstellen, wo thatsächliche Funktionsstörungen vorhanden sind, und in welcher Weise der Körper durch das eingeleitete Regime berührt wird. Von Stufe zu Stufe wird man durch Zuspitzung der Vorschriften oder durch Abänderungen je nach Bedürfnis vorwärts kommen, bis das Ziel erreicht ist. So wird die große Zahl der Krankheiten geheilt, die in der Anwendung medikamentöser Gifte oder in einer gefährlichen Betäubungstherapie oft noch Vorschub fanden.

Die Fruchtlosigkeit der bisherigen Medikation ist wohl auch der Grund gewesen, weshalb sich so viele Kranke von der Lehrmedizin abgewandt und ihr Heil bei Pfuschern gesucht und gefunden haben, die mit einer gewissen Routine nach irgend einem Naturprinzip eine Umstimmung der Körperfunktionen zu erreichen wußten. Da aber jenen Leuten jedes innere Verständnis fehlt, so ist dadurch auch viel Schaden angerichtet worden. Dies muß und wird besser werden. Freilich wird es immer Fälle geben, wo in bereits fertigen Verbildungen körperlicher Organe eine Korrektur des Gewebes nicht mehr zu leisten ist, aber immerhin wird es angängig sein, die bestmöglichen Bedingungen für das Fortleben durch eine richtige Beeinflussung zu schaffen. Leidet z. B. jemand an einem Herzklappenfehler, so lassen sich zwar bei demselben die schadhaften Klappen nicht erneuern, wohl aber dürfte es gelingen, eine Menge von Reizen auszuschalten und dadurch ein relatives Wohlbefinden und somit auch eine gesteigerte Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse zu erwirken.

Selbst in einem solchen Einzelfalle, wo unter erschwerten Bedingungen ein Funktionsausgleich des Organismus, eine Anpassung an die Erfordernisse des äußern Milieu gewonnen wird, kommt alsdann jenes große Darwinsche Gesetz zur Geltung, welches in der Akklimatisation den Fortbestand von Art und Gattung gesichert sieht. Akklimatisation bedeutet aber für die gesamte Menschheit die Gewöhnung an alle Schädlichkeiten, welche in Form von Krankheiten einen nachteiligen Einfluß ausüben.

Digitized by Google

Die Fassung dieser Lehre und ihre Praxis hat für die Frauenwelt eine doppelte Bedeutung, da das weibliche Geschlecht im allgemeinen zarter organisiert, also für die Unbill des Lebens weniger widerstandsfähig, andrerseits durch seine auserlesene Stellung in der menschlichen Gesellschaft besonders befähigt ist, die angeführten Grundsätze für das Gesamtwohl zu verwerten. Manche von unseren Leserinnen wird vielleicht für das eigne Leiden Hilfe suchend dem neuen Verfahren näher getreten sein und seine erfolgreichen Wirkungen bestätigen können. Denn unter der Diagnose Bleichsucht, Nervosität verbergen sich eine Menge Fälle von Ernährungsstörungen; die vergeblich mit Chinin und Eisen, oder mit Antipyrin, dessen Substraten, und Brompräparaten behandelt werden und erst durch eine gründliche Umgestaltung der Lebensvorgänge Beseitigung finden.

Andrerseits hat die Frau durch ihre intuitive Anlage, durch ihren scharfen Blick für Personen und Verhältnisse eine besondere Befähigung für die Aufgaben einer individualistischen Behandlung. Alle jene kleinen Zeichen, welche auf eine vorhandene Störung hindeuten, entgehen ihr bei denen, welche ihrer Obhut anvertraut sind, nicht leicht, und ihr guter Blick kann, wenn er erst die notwendige Übung erhalten hat, nur dazu dienen, die scheinbar unwesentlichsten, und doch bedeutungsvollen Erscheinungen heraus zu finden. Außerdem ist ja auch die Frau durch ihr geschicktes Anpassungsvermögen, durch ihr leichtes, nicht störendes Handeln berufen, Krankenpflegerin zu sein.

Eine besonders hohe und lohnende Aufgabe fällt aber der Frau als Mutter zu, indem von ihr gefordert wird, ihre Kinder nach streng hygienischen Vorschriften und zum Teil den bisher geübten diametral gegenüberstehenden heranzubilden, durch eine reizlose, nährende Kost zu kräftigen, durch Leibesübungen und Abhärtungsmaßnahmen zu stählen, durch Wahrung einfacher Sitten vor sündhaften Verirrungen zu schützen.

Nur unter ihrer Mitwirkung kann die neue Bewegung der Heilwissenschaft auf die Verwirklichung ihrer idealen Bestrebungen zum Wohl der gesamten Menschheit rechnen. Dann hat der letzte Ruf des großen Friedrich auch hier seine bedeutsame Geltung:

Cela va bien, la montagne est passée.

Rote Rosen.

Das hat das Schicksal weise überlegt,
Als es in deinem Antlitz, deinem Denken,
Den tiefen Zug der Trauer ausgeprägt,
Um mir für dich den Uebermut zu schenken.

Von dir sollt' ich der Güter höchste nehmen,
Für die ich keine Gegengabe fand,
Drum drückt das Schicksal, mich nicht zu beschämen,
Für dich mir rote Rosen in die Hand.

Doch selbst dies wen'ge, das ich übrig habe,
Für alles, was mir deine Freundschaft ist, —
Es ist im Grunde nur erschlich'ne Gabe,
Da du der Gärtner meiner Rosen bist.

So kehrt dein Eigen nur zu dir zurück,
Wenn alles Liebe, das du mir bereitet,
In meinem frohen Sinn und hellen Glück
Als Lächeln über deine Züge gleitet.

Lou Andreas-Salomé.

Digitized by Google

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 536

VI.

Am nächsten Morgen wurde in allen Fabrikräumen eine neue Arbeitsordnung verlesen. Der Achtstundentag habe sich während der drohenden Krise als undurchführbar erwiesen. Die Zahlung erfolge künftig stundenweise, der volle Lohn für zwölfstündige Schicht, für achtstündige nur zwei Drittel. Ausgenommen von dieser Bestimmung seien die jungen Bursche unter achtzehn Jahren. Dafern sie die Gewerbeschule besuchten, sollten die darauf verwandten zwei Stunden ihnen als Arbeitsstunden angerechnet werden. Ladewig, der Schenkwirt in Wisselrode, habe mit dem Glockenschlag zehn das Lokal zu schließen. Beim ersten Uebertretungsfall werde die Wirtschaft aufgehoben und in Wisselrode keine neue eröffnet werden. In Kraft träten alle diese Bestimmungen kontraktgemäß binnen acht Tagen, am Tage nach dem nächsten Lohntag, damit jedem Arbeiter, der sich ihnen nicht unterwerfen wollte, Frist zu rechtzeitiger Kündigung gegeben werde.

Es war die Sprache unbedingter Autorität, der zu gehorchen diese Geister sich durch Jahrzehnte gewöhnt hatten. Auch erhob sich zunächst kein Widerspruch. Die Leute lauschten in dumpfem Schweigen; in dumpfem Schweigen gingen sie an die Arbeit.

Aber in der Frühstückspause brach der Trotz, der Widerspruch hervor. Zu tief schon war die Macht des Chefs untergraben, oder vielmehr, sie war aus seiner Hand in andere Hände übergegangen. Denn der Instinkt der Herde verlangt nach dem Herrn. Zum Gehorchen geboren, pfeift sie auf Selbstbestimmung und läuft dem nach, der am lautesten und rücksichtslosesten befiehlt. Und das waren in Arnsfelde der rote Jakob und Schmied Wehland.

Im Frühstückssaal über den blechernen Kaffeekannen ward's ausgeheckt und mit Blitzesschnelle zum Entschluß erhoben: man beugte sich nicht. Der Achtstundentag blieb und der alte Lohnsatz auch. Der Neue, der schon der schüchternen Bitte eines Kindes kein Nein entgegenzusetzen wußte, sollte wohl zu Kreuz kriechen vor dem vereinigten Willen einiger tausend entschlossener Männer! — Das Wort lief von Ofen zu Ofen, durch den Möllerraum, das Windhaus, es sprang über den Hof zu den Coaksöfen, hinunter zu den Dampfkesseln und hinauf zu den Ofenschlünden. In weniger als einer Stunde war das Werk leer, öde, verlassen; die Coaksberge brannten zu Asche und erloschen; niemand füllte nach, niemand schob aus. Die Erze stauten sich im Ofen und verdarben, weil keine Hand das Stichloch aufschlug.

Es war Jakob Schmalzens Rat. Sie wollten dem Herrn auf dem Fleck einen Beweis ihrer Überlegenheit geben. Wenn die Hochöfen, die seit neun Jahren ohne Unterbrechung brannten, zu erlöschen drohten, würde der Kleine sich wohl nicht lange auf die Bedingungen des Friedensschlusses besinnen.

Erwin sah die Menschenmassen vom Werk abziehen. Eine grauenvolle Nacht lag hinter ihm, eine Nacht, in der er gerungen hatte mit all den Höllendämonen, die das Gemüt und das Gewissen junger Reformatoren anfallen, mit dem Zweifel an seiner Mission und sich selbst, dem Zweifel — nicht bloß am Erfolg, nicht bloß an Kraft und Glück, — nein, an der Heiligkeit und Herrlichkeit seines Strebens selber, dem Zweifel am Wert und der Er-

Digitized by Google

ziehungsfähigkeit derer, für die er arbeitete, dem Zweifel sogar am Ideal. Und dazu die quälende Selbstanklage um begangene Thorheit, deren Erkenntnis doppelt drückt, weil es zu jeder Änderung zu spät ist! Die folternde Reue um nimmer gut zu machendes Verschulden! — Auch jener glatte Versucher war an ihn herangetreten, der jedem Herkules an der Wegscheide auflauert, um Titanenwillen in Kinderspott zu verkehren, der Herr der Welt und ihrer Herrlichkeit. Höhnend wies er auf den schnöden Lohn für freiwillig erwählte Mühsal hin, auf die unfruchtbare Dornenkrone des Märtyrertums und raunte dem Ringenden seinen lockenden Rat ins Herz: „Warum dich länger herumschlagen mit Ungeheuern und für Ungeheuer im düstern Nebelland? Verkauf' diese Scholle samt den Tausenden, die an ihr kleben! verkauf' sie an den ersten besten jener Chemiker, die Gold destillieren aus Menschenmark; — Gold geben diese her, dazu taugen sie! — Liebe nicht! Dankbarkeit nicht! — nicht menschliches Denken, nicht menschliche Würde wird in ihnen geboren. Gieb sie denn hin dem einzigen Zweck, dem sie dienen können. Ihr Kaufpreis macht dich noch jetzt zum Herrn aller Lebensgüter. Nimm dein Lieb in den Arm, flieh mit ihr ins Land der Sonne, der Schönheit. Berausche dich an dem Reiz seiner Blumen und lebe wie eine Blume, ohne Verantwortung, ohne Sorge, ohne Enttäuschung dir, deinem Glück, dem Sonnenschein."

Er aber rang den Versucher nieder. Er wollte nicht, den Schild zurücklassend, von der Wahlstatt fliehen; er wollte nicht sein ewiges Teil hinwerfen für das lachende Glück dieser Zeit. Bleiben wollte er, wo er gewurzelt stand, sich ausleben nach seiner Art; schaffen für die da kommen sollten und stehen und fallen mit dieser seiner Schöpfung. Es gab nichts anderes für ihn.

Als der Morgen graute, war der Kampf ausgekämpft. Fieber tobte in Erwins Adern, sein Kopf schmerzte zum Zerspringen. Aber an seinem Entschluß würde kein Schicksal und keine Versuchung jemals wieder rütteln.

Als die Arbeitermassen vom Werk abzogen, berief er die Beamten zur Beratung. Helmke, der Grubeninspektor warf sich sogleich aufs Pferd und ritt nach Wehlheide hinüber, um aus dem Walzwerk alle irgend Abkömmlichen herüberzuholen, samt einem Dutzend Polacken, die noch von der Herbstzuckerkampagne arbeitslos im Städtchen herumlungerten. Wenn außerdem Kutscher, Diener, Knecht und Magd, jede Person, die die Hände rühren konnte, zugriff, so mochte das Äußerste, das Erlöschen der Öfen abgewandt werden.

Pfarrer Mahrenholz kam in Eile und Entsetzen, die Perrücke schief unter dem hohen Cylinderhut, und erbot sich, seinen Pfarrkindern ins Gewissen zu reden. Doch hörte niemand auf ihn. Denn der neue Chemiker erzählte eben, die Nacht werde schlimm werden; er sei drüben bei Ladewig gewesen, habe die frechen Reden gehört. Am richtigsten sei es schon, Militär zu requirieren.

Doch dazu konnte Erwin sich nicht entschließen. Er saß, den schmerzenden Kopf in die Hand gestützt, eine kalte Kompresse auf seiner Stirnwunde, und starrte stumm über das leere, stumme Werk weg ins Leere. Nur wenn das Hin und Her der widerstreitenden Meinungen um ihn zu laut wurde, sagte er nervös: „Kein Militär! — Nein, meine Herren, kein Militär!"

Aber — was sie anfangen sollten?

„Mein Vater ist doch mit diesen Leuten ohne Soldaten fertig geworden. Warum können wir's nicht? — Wenn man sie nur kennte! — Ich kenne sie nicht. Das ist mein Unglück. — Kennt sie denn keiner, keiner von Ihnen?"

Man kenne sie gut genug, ward ihm zur Antwort. Auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil. Es gehe nicht ohne Waffengewalt.

Aber Erwin versteifte sich. Jede Fiber an ihm zitterte vor nervöser Überreizung. „Ich lasse nicht schießen! und wenn das Werk in Feuer aufgeht! — Kugeln reißen Löcher, nicht bloß in die Körper. Herr, mein Gott! sind wir denn zwei feindliche Rassen, von denen eine die andere niederringen muß, weil sie nicht neben einander existieren können? Handelt es sich um ein Rudel Wölfe? — Es sind doch Menschen! falsch behandelte Menschen, das ist wahr! toll, verrückt jetzt! aber doch nur durch falsche Behandlung verrückt gemacht! Durch mich, meine Herren! Sagen wir's nur

Digitized by Google

gerade heraus! durch mich. In guter Absicht, in der Absicht wohlzuthun, ja! Aber was hilft das? Sie haben keine Wohlthat verspürt. Soll ich sie jetzt niederschießen lassen, weil ich mich in der Weise, sie glücklich zu machen, vergriff? Weil sie nicht glücklich sein wollen nach meinem Rezept? Das wäre ungeheuerlich. — Nein, keine Soldaten! — Wer sie kennte, diese Leute, müßte sie mit einem Wort zur Vernunft bringen können. Ich kenne sie nicht. Mir glauben sie nicht. Ich verstehe nicht mit ihnen umzugehen. Das ist Talent, Genie, eine Himmelsgabe. Mir ward sie nicht in die Wiege gelegt. Darum bin ich machtlos."

„Herr Relling," sagte hier Winter, den ein tiefes Erbarmen mit seinem Chef erfinderisch machte, — Erbarmen mit Erwin und zugleich das brennende Verlangen, die schwierige Stellung seines künftigen Schwiegersohnes zu verbessern, — „dies Talent, dies Genie, wie Sie es nennen, besitzt Fahrke."

„Fahrke?"

Erwin hatte den Hütteningenieur unter einem Vorwand von der Beratung ausgeschlossen. Das Wesen des Mannes war ihm zuwider. Er glaubte nicht an seine Fähigkeiten.

Aber der Chemiker bestätigte des Buchhalters Ausspruch. „Fahrke? Ja, da haben Sie recht."

„Die Leute hören auf ihn?"

„Mehr als auf einen von uns. Er redet ihre Sprache. Sie lassen sich auch mehr von ihm gefallen als von uns."

„So rufen Sie Fahrke hierher."

Winter stand schon an der Thür.

Philipp Fahrke saß in diesem Augenblick in seinem Zimmer im Erdgeschoß, erfüllt von der verhaltenen Wut, die ihm seit Monaten im Blut wühlte. Während er halblaut Schimpfreden über seines Herrn und Gegners „künstliche Gewächshaus-Menschenglücks-Kultur" murmelte in grimmer Schadenfreude über den kläglichen Mißerfolg, den sie in diesem Augenblick erlitt, ließ er seine Augen die Wände entlang schweifen über seine wenigen zerlesenen Bücher, schlechten Photographien und billigen Zierate, den Wandschmuck eines armen Mannes, und packte in Gedanken jedes Stück in den Koffer. Die Stunden seines Bleibens in Arnsfelde waren gezählt, so dünkte ihn. Daß der Chef ihn von der Beratung in äußerster Not ausschloß, wenn auch unter höflichster Form, zeigte klar Rellings Gesinnung gegen ihn. Aber selbst wenn dieser ihn bevorzugt hätte, seine Entlassung war unabwendbar. Nicht des Schicksals Tücke allein, die eigenen Leidenschaften, die wilden Triebe seiner ungebändigten Natur standen auf gegen den jungen Streber. Vor zehn Minuten war Vater Zieseniß aus jener Thür gegangen, nachdem er Fahrke die Frage vorgelegt hatte, auf die er und seine Familie keine Antwort wußten, die Frage: was nun?

Fahrke hatte den Dreisten gehörig zurechtgerissen mit seiner Hurrahstimme, seinen mächtigen Armbewegungen und der glücklichen Gabe, sich bei jeder Streitigkeit leidenschaftlich im Recht zu fühlen, wenigstens so lange er dem Gegner ins Auge sah.

Warum paßten die Heuochsen nicht besser auf ihre Familien auf? Hatte das Mädel keine Mutter? He? Keine Religion? Keine Erziehung? Zu solchem Handel, wie er ihm jetzt wehklagend vorhielt, gehörten doch zwei! Weshalb in drei tausend Teufels Namen ließen sie ihre Töchter den geschlagenen Tag auf dem Werk um die jungen Bursche herumstreichen? Er sei kein Mönch. Beschweren? Was? Beschweren! Ob er sich wolle auslachen lassen? Er solle das Mädchen in die Stadt schicken und das Maul halten. Da könne sie in vornehmen Familien eine Masse Geld verdienen. Die Mittel zur Reise wolle er ihr allenfalls noch geben und damit hollah! —

Vater Zieseniß war nur Tyrann der untergeordneten Klasse der Weiber gegenüber. Bei seinem eigenen Geschlecht genoß er den Ruf großer Umgänglichkeit und Verständigkeit. Zudem behält, wer nur sehr laut schreien kann, stets bis zu einem gewissen Punkt recht, und ein brauchbarer Rat und eine thatsächliche Hilfe krönten immerhin das Gebäude von Grobheiten.

Zieseniß nahm die paar Goldstücke und die Adresse, die Fahrke auf ein Blatt Papier warf, und ging grollend. „Is doch 'ne häßliche Geschichte, Herr Ingenieur."

Digitized by Google

Ja, eine grundhäßliche Geschichte! und sie würde ruchbar werden. Alle häßlichen Geschichten drängen zum Licht. Mariechen Winter würde davon erfahren, der puritanisch strenge Chef — ebensogut, er packte zusammen und fuhr gleich heute zur Stadt. Wozu sich erst schuhriegeln lassen? — Da trat Winter ein.

Unwillkürlich zuckte Fahrke zusammen. Platzte jetzt schon die Bombe?

„Du sollst zum Chef kommen, Philipp."

„Natürlich!"

„Da ist Holland in Not —"

„Ich kann's vor dem Ersaufen nicht bewahren."

„Das wird aber gerade von dir erwartet. Hör' doch nur zu." Er entrollte ein Bild der bisherigen Beratungen. Fahrke lauschte anfangs zerstreut, dann mit Spannung. Ein eigentümliches Blinken trat in seine Augen, seine Nasenflügel bebten. Land! Rettung! Mehr: der feste Punkt, den einst Archimedes begehrte, um die Welt aus den Angeln zu heben! Aber er zweifelte noch.

„Mich will er haben, Schwiegervater? Mich!"

„Es ist wahr, ich habe ihm diese Wahl in den Mund gelegt, habe für dich gesprochen, versprochen sogar. Aber nicht zu viel! Du machst mit den Menschen, was du willst. Wenn du dir ein Ding in den Kopf setzest, dann drückst du's durch. Nimm dich zusammen. Hier steht viel auf dem Spiel, auch für dich."

„— Militär muß herbei."

„Das gerade möchte Herr Relling vermieden sehen."

„Versteht sich! Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß! Das ist ganz er! — Laß mich denken — Ja — so! Natürlich müssen wir die Schweinehunde unterkriegen, gründlich! ein- für allemal! Aber dazu muß er mir freie Hand lassen, völlig freie Hand! So — so was von Diktatur. Dreinreden geht nicht. — Ich will für den Erfolg einstehen — Aber er muß auf ein paar Stunden abdanken. Er und ich — das thut's nicht! — Und dann Militär — — hm — vom Militär braucht er vorläufig nichts zu wissen."

Er warf eine Depesche auf ein Blatt Papier:

„Herrn Oberst des 13. Ulanenregiments, Hannover.

Arbeiterputsch ausgebrochen. Bitte um Truppen zu Schutz von Leben und Eigentum um elf Uhr — Elf Uhr nachts — Ja, das ist gut.

Erwin Relling. Arnsfelder Hütte."

„Es geht los heute Abend?"

„Seeger meint's."

„Da Helmke mit den Polacken hier eingezogen ist, unabwendbar. — Geh, Papa, frag' Herrn Relling, ob er auf meine Bedingungen eingehen will!"

„Ich weiß doch nicht, lieber Sohn — Es ist doch sonderbar, daß du dem Chef Bedingungen stellst."

„Was er jetzt von mir fordert, steht auch nicht in meinem Kontrakt. Geh' nur! Geh'!"

Ein wenig stotternd, gewunden und mit Entschuldigungen verbrämt, überbrachte Winter Fahrkes Verlangen.

Erwin nickte müde. „Wenn er Ordnung schafft, was hätt' ich zu wählen? — Ich kenne meine Arbeiter ja nicht, ich weiß sie nicht zu nehmen, zu leiten. Warum soll ich eine Komödie aufführen, als wüßt' ich's, als könnt' ich's? — Ich bin kein Komödiant."

Fahrke kam.

„Was soll geschehen, Herr Fahrke?"

„Vorläufig nichts, wenn Sie mir glauben wollen, Herr Relling. Die Leute müssen uns kommen, und sie werden kommen. Inspektor Helmke hat die Arbeiter aus Wehlheide verteilt; sie genügen, um die Öfen vor dem Erlöschen zu bewahren. Der Wind ist halb abgestellt. Ich bitte um Erlaubnis meine Vorbereitungen treffen zu dürfen."

„Darf ich sie kennen?"

„Es läßt sich nicht viel darüber reden. Das Beste muß der Augenblick geben. Aber zu Kreuz kriecht die Bande."

„Sie glauben?"

„Ich bin davon überzeugt. Ich stehe dafür."

„So lege ich für die nächsten vierundzwanzig Stunden den Oberbefehl in Ihre Hände."

Fahrke rannte zwei Stufen auf einmal die Treppe hinunter und über die Straße. Aber er besann sich, kehrte um und stieß die Gitterthür zu Winters Vorgarten auf.

Digitized by Google

„Marie!"

Sie war zu Haus. Alle Angestellten feierten an diesem Tag der Verwirrung.

„Marie, komm mal her."

„Was soll sie denn?" fragte die Mutter.

Er antwortete gar nicht. „Marie, kannst du für mich nach Wehlheide hinüberlaufen?"

„Jetzt gleich?"

„Auf dem Fleck."

„Wenn's sein muß."

„Meine" — er verbesserte sich, — „unsere Zukunft hängt daran."

„Also sag'."

„Bring' die Depesche aufs Telegraphenamt. Da!"

„Aber du könntest doch von hier aus telegraphieren". — Marie las und erbleichte. — „Will Herr Relling wirklich auf die unglücklichen Menschen schießen lassen?"

„Nein, er nicht; aber ich. Drum muß es heimlich sein. Also plausch' nicht."

„Philipp!"

„Ich trag' die Verantwortung für den Ausgang. Mach', daß du fortkommst."

Zitternd lief sie zum Ständer auf dem Flur und nahm Hut und Mantel herab. „Philipp, 's ist nicht, daß ich dir drein reden will, aber bedenk's! Wenn's ein Unglück giebt, du wirst im Leben nicht wieder froh."

Er lachte ingrimmig, verächtlich. „Geh' nur!"

Über die schönen Seelen, die den Erfolg wollten und nicht das Mittel! Biegen oder brechen heißt es im Kampf des Lebens! Wenn er sich heut Abend aufschwang zum thatsächlichen Herrn und Meister in Arnsfelde, — die blutenden, zuckenden Leiber von ein paar niedergeknallten Aufrührern sollten ihm die Freude daran nicht verderben!

Er machte sich auf dem Werk zu schaffen, schickte Späher nach Wisselrode, arbeitete eigenhändig am Hochofen, einzig um die Zeit hinzubringen. Zu Relling kehrte er nicht zurück. Eine Krankenstube, eine Weiberstube da drinnen, die Höhle eines Schwächlings!

Gegen sechs Uhr kam Hadeln mit allen bei ihm abkömmlichen Arbeitern seinem künftigen Schwager zu Hilfe. Er brachte Florence mit, die darauf bestanden hatte, die Stunde der Gefahr an der Seite ihres Verlobten zu durchleben. Mit einem Freudenruf ging Erwin ihr entgegen. Ihr Kommen war der erste Sonnenstrahl, der an diesem trüben Tag sein Herz traf, ein lichtes Morgenrot in der Nacht seiner Verzweiflung.

Sie aber stutzte bei seinem Anblick. Ihr Ideal war der altfranzösische Adel 1793, der zum Schaffot ging, ein Witzwort auf der Zunge, ein Lächeln um die Lippen. Und nun dies gelblich blasse Gesicht mit der weißen Binde um die Schläfen, den tiefen Schatten um die Augen! Sie hatte einen Helden zu finden erwartet, feststehend auf seinem guten Recht, voll heiligen Zorns über erlittene Unbill, voll Kampfesmut und Kampfeslust. Ihr selber blitzten die Augen, ihre Wangen glühten, das Blut von Generationen mutiger Krieger tanzte in ihren Adern vor Freude an der Gefahr.

„Warum bist du nicht draußen bei den Öfen?"

„Man hat mich hier zur Ruhe geschickt. Ich bin überflüssig."

Sie konnte die Augen nicht abwenden. „Nimm mir's nicht übel — Wirklich, du siehst aus wie ein Huhn, das den Pips hat."

Er lächelte melancholisch. „Eine Schwäche dieses Gehäuses von Staub. Ich glaube, es wäre ein Leichtes mich umzubringen ohne Gift und Dolch, rein von innen heraus."

„Binde nur wenigstens das schreckliche Tuch ab!"

„Ich habe Migräne, Schatz."

„Dann nimm ein Brausepulver oder Antipyrin. Es giebt Tage und Stunden, an denen man gesund sein muß, muß! muß! —"

Erwin küßte zärtlich ihre Hand. „Jeanne d'Arc!"

Ihr aber war's leid, daß sie gekommen war. Konnte es sein, daß der Mann, dem sie sich zu eigen geben wollte, Furcht empfand, gemeine, feige Furcht?

Hadeln trat jetzt ein. „Für die Nachtschicht ist gesorgt, lieber Relling, und für einen Teil des nächsten Tages auch. Mach' keine Redensarten. Unter Nachbarn steht man zu einander. Du hast mich zwar verflucht geärgert mit deiner verzwickten Arbeitsordnung: Achtstundentag! Monstrelöhne! War nicht kameradschaftlich. Hab' dirs aber

Digitized by Google

nie nachgetragen. Wußte ja, was nachkam, und daß die Seifenblase bald platzen müßte. Nun hast du den Kladderadatsch! Na, darüber kommt man auch weg. — Sag' mal, du siehst aber garnicht gut aus. Bist du krank?"

„Seine Rolle in dem Spektakelstück heut macht ihm noch zu schaffen," sagte Florence. „Er hat Lampenfieber." Sie wußte es nicht, daß für Erwin die Schlacht längst geschlagen, das Beste, das er zu verlieren hatte, schon verloren war.

In diesem Augenblick kam Fahrke herein, das Gesicht gerötet von der frischen Luft, mit lebhaftem Blick, ein Bild blühender Gesundheit und brutaler Kraft neben dem zarten Hausherrn. Und seine bräunlichen Wangen erglühten tiefer, und seine dunklen Augen strahlten, als er Florences ansichtig wurde. Unschlüssig verharrte er an der Thür.

„Treten Sie näher, Herr Fahrke," forderte Erwin ihn auf. „Ich hoffe, Sie sind heute Abend mein Gast. Sie sehen, es haben sich noch einige treue Freunde eingefunden, die die Gefahr mit uns zu teilen wünschen."

„Die Hausthür muß verschlossen werden," sagte Fahrke hastig, „verrammelt sogar! Sie kommen."

„Himmelkreuzdonnerwetter!" fluchte Hadeln. „Was wollen die Kerls eigentlich?"

„Sie wollen die alte Arbeitsordnung."

„Relling wird ihnen was pfeifen. — Sollen wir ihnen entgegen gehen?"

„Nein, Herr Hadeln. Herankommen lassen. Immer heran und mit dem Schädel gegen die Wand, bis er mürbe ist! — Ich komme nur zu fragen, Herr Relling, ob Sie, ehe das Haus geschlossen wird, einige Familien mit hereinnehmen wollen?"

„Selbstverständlich. Ordnen Sie alles, wie es Ihnen gut scheint."

Fahrke stampfte hinaus. Man hörte im Haus seine laute Stimme Befehle erteilen.

„Ihr habt wohl die Rollen getauscht?" erkundigte sich Hadeln. „Der Vogel macht sich ja höllisch mausig."

„Wir führen den Goetheschen Zauberlehrling auf," antwortete Erwin, den schmerzenden Kopf in die Ecke des Divans gedrückt. „Ich bin der Lehrling, der die Geister, die er rief, nicht wieder los werden kann, er der alte Hexenmeister, der sie zur Ruhe beschwören soll."

„Ein netter Hexenmeister!"

„Muß doch wohl. Florence, Lieb', willst du mir die Schachtel da vom Tisch geben? Ich nehme, deinem guten Rat folgend, jetzt das dritte Antipyrinpulver und versuche heldenhaft auszusehen."

Sie blickte zerstreut über ihn weg. „Ein merkwürdiger Mensch."

„Wer? Fahrke?" fragte Hadeln. „Kennst du ihn?"

„Ich bin ihm neulich zwischen den Pappeln am Fluß begegnet. Da blieb er steif wie ein Stock stehen und starrte mich an. Grüßen — fiel ihm nicht ein, nur anstarren, immer bloß anstarren! Ich war schon fünfzig Schritt weg, da starrte er immer noch. Manieren hat er wie ein Indianer."

Die Flüchtlinge rückten ein. Man hörte das Trappeln ihrer Füße auf der Diele und im Erdgeschoß, das Rutschen und Schieben schwerer Gegenstände, dazwischen die Stimme Fahrkes, der die bewaffneten Männer an die verschiedenen Fenster verteilte und den Frauen und Kindern gefahrlosen Aufenthalt in den Hinterzimmern anwies. Der Buchhalter führte Frau und Tochter herein. Frau Winter schluchzte. Mariens Wangen waren so weiß wie ihre Locken.

„Das ist seine Braut," dachte Florence, die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Wie sie sich fürchtet! Wie sie sich alle fürchten!"

Sie irrte sich. Die kleine Buchhalterin war von denen, die, ohne mit der Wimper zu zucken, zum Scheiterhaufen und zum Richtplatz schreiten für ihre Meinung. Für das, was heute hier geschah, hatte sie keine Meinung. Ihre Ohren hörten im voraus das Klappern der Pferdehufe, das Knallen der Musketen. Ihr Auge sah das Blut fließen hüben und drüben, und jeder Tropfen davon fiel, eine schwere Verantwortung, auf den Mann, den sie liebte.

Jetzt stampfte Fahrke wieder herein. Hinter ihm kam Karline, die meldete, daß angerichtet sei.

Sie gingen in den Eßsaal hinüber.

„Daß Sie ans Essen gedacht haben, Karline!" wunderte sich Erwin.

Digitized by Google

„No, ich hab' doch dem Herrn Hadeln die Thür aufgemacht!"

Hadeln lachte dröhnend. „Sie kennt mich! — Stimmt, Karline. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen und den Heldenmut warm. Was haben Sie denn Schönes gedichtet? Ha ha ha!" Er band sich die Serviette um den Hals und schenkte ein. „Blauer Karpfen? Konnte schlimmer kommen."

Erwin fand eine Gelegenheit, verstohlen Florences Hand zu drücken.

„Daß du heut, jetzt! zu mir gekommen bist, vergeß' ich dir nie!"

„Hast du dran gezweifelt? — Brauchst dir übrigens nichts darauf einzubilden. Die Geschichte macht mir ja einen diebischen Spaß. Revolution habe ich noch nie erlebt."

Der Hausherr hatte das Tuch abgelegt, sich mit übermenschlicher Anstrengung zwingend den Kopf aufrecht zu halten. Er hatte auch sein Glas gefüllt. Zum Schein nahm er Fisch und Kartoffeln. Dann saß er starr brütend vor den unberührten Speisen.

Hadeln und Winter führten die Unterhaltung. Fahrke schlang stumm wie ein Drescher. Einmal stieß Florence ihren Verlobten an. „So sieh doch, Erwin!" Und da er nicht lachte, nicht einmal lächelte: „Ich bitte dich, nimm die Farce bloß nicht tragisch! Trink! Trink! Auf frohen Sieg! —"

Aber Erwin schlug das Herz bis in den Hals, sein Ohr horchte gespannt hinaus, seine Augen durchwühlten die Nacht. Aufspringend warf er die Serviette hin. „Sie sind da!"

Durch die offene Balkonthür sah man hinauf nach dem höher gelegenen Werk. Schwarze Gestalten wie die Teufel eines Schattenspiels tauchten über dem Höhenrücken auf, zeichneten sich, von den grellen Lichtreflexen aus Coakerei und Gießhalle überstrahlt, eckig und scharf gegen den tiefblauen Nachthimmel ab.

Fahrke warf einen Blick hinaus, einen auf seine Uhr und nahm gleichmütig eine neue Portion Fisch.

„Wenn Sie meinen," sagte Hadeln verständnisvoll und ließ sich, dem Beispiel des andern folgend, wieder nieder.

Florence bot dem Ingenieur sogleich zum drittenmal die Fischschüssel. „Wirklich! Sie lassen sich nötigen, Herr Fahrke!" Der Naturmensch amüsierte sie. Alles amüsierte sie hier, — nur nicht der Mann ihrer Wahl. Der ging schon wieder zur Wasserschale und legte eine neue Kompresse auf die Stirn.

Draußen Geschrei, Schimpfreden, das Schlurfen flüchtiger Füße: die von den Öfen vertriebene Bedienung! Und nun wälzte die aufrührerische Schar sich den Hang hernieder, ein Meer von schwarzen Wellen, das wild brausend den Rasen vor Rellings Haus, die sorgsam bestellten Beete überflutete. Und mehr noch drängten nach, mehr noch! immer mehr! — Sie füllten den Abhang, das Thal. Sie huben an zu singen — oder war's Geheul? — wilde Lieder, Spottlieder. Über den dichtgedrängten Köpfen fuhren die hellen Fäuste sprunghaft, regellos hin und her wie weißer Sprühschaum über dunkler Flut.

Karline zog Fahrke den Fischteller unter den Händen fort und setzte Schinken in Burgunder mit Trüffeln auf. Sie wußte, was sie einem Kenner wie Hadeln schuldig war. Und eigentlich war's das Verlobungsfestmenu, das sie heimlich und in Treuen ausgearbeitet hatte. Denn Karline war eine, die das Gras wachsen hörte.

Doch Hadeln zögerte. „Scheußliche Tafelmusik! — Was sagen Sie, Herr Fahrke?"

Fahrke aß schon wieder mit Überzeugung. Die rote Burgundersauce lief ihm am Bart herunter.

„Nun, wenn Sie meinen," beruhigte sich der Zuckerfabrikant zulangend.

„Herr Relling raus! Herr Relling raus!" brüllte unten der Haufe. „Wir sind 'ne Deputation hier, Herr Relling! — Er hört ja so gern auf Deputationen, sogar Weibsdeputationen! — Wir wollen Herrn Relling was ins Ohr sagen."

Die Fenster klirrten von dem Geschrei.

„Schließen Sie die Balkonthür, Karline," brummte Fahrke zwischen zwei Bissen.

Jemand rüttelte an der Hausthür. Ein Stein flog gegen die Wand.

„Sie stürmen," rief Florence von der Balkonthür her.

Die Weiber kreischten auf. Erwin stand wie ein Bild der Verzweiflung.

„Wenn hier überhaupt jemand eingreifen will," meinte Hadeln, nun auch nervös werdend,

Digitized by Google

„so weiß ich nicht, worauf zum Kuckuck gewartet wird!" — Er stand vom Tisch auf. — „Rehrücken, Karline? — Danke. Ist gut gemeint — aber —"

„Sie holen Fackeln," berichtete Florence. „Fackeln und Äxte! Das giebt was."

Einen Augenblick wurde es still draußen, dann jäh ausbrechend ein lautes Beifallsgekreisch! und wie Teufel jagten die Schatten den Berg hinan, hinauf zum Werk, das dunkel und schweigend lag. Aber vom Maschinenhaus züngelte jetzt ein feiner Lichtstrahl auf wie ein Blitz und wie nachrollender Donner hallte das Aufschlagen der Äxte hinterdrein.

„Sie haben das Haus drüben angezündet," sagte Florence. „Sie wollen die Maschinen zerschlagen."

„Fahrke!" Erwin faßte die Schulter des gemächlich Essenden und rüttelte ihn.

„Lassen Sie nur. Das gehört dazu."

„Die Zerstörung des Werks?!"

„Was sie zerschlagen, sollen sie ersetzen. Wir müssen das Recht auf unserer Seite haben. Eher ist nichts zu machen."

„Das Recht?" fragte Florence neugierig.

„Ja, Fräulein, das Recht. Herr Relling hat den Kerls Vergünstigungen zugestanden. Die können wir ihnen nicht ohne weiteres wieder nehmen. Sie müssen sich selbst drum bringen."

Von neuem, stärker, anhaltender erscholl das Brausen und Toben. Wiederum wälzte die Schar sich hinunter in das Blumenparterre der Villa.

„Relling raus! Setzt ihm den roten Hahn auf's Dach! Räuchert ihn aus! Hurrah! Raus! Raus! Raus!"

Die helle Lohe schlug aus dem Dach des Maschinenhauses. Die Fensterleisten des Eßzimmers zeichneten sich als schwarze Kreuze auf der Glutwand ab. Ueber dem Kredenztisch die Uhr schlug halb elf.

„Das halt' ich nicht länger aus," sagte Erwin. Er war grün im Gesicht. Seine Augen lagen tief in den Höhlen.

„Hast du keinen Revolver?" schrie Hadeln aufgeregt, in allen Ecken suchend, wo Waffen sich unmöglich befinden konnten. „Einen Revolver!"

„Das braucht's nicht! Ich mach' ein Ende, so oder so! Ein Ende!" Taumelnd griff Erwin nach dem Drücker der Balkonthür.

„Relling! Bist du toll! Ich bitte dich!"

„Nein. Sie sollen ihren Willen haben. Ich geh' hinaus."

In diesem Augenblick stand Fahrke neben ihm. „Sie gehen nicht! Ich verbiet's Ihnen!"

„Sie?"

„Ja, ich. Sie haben den Oberbefehl auf vierundzwanzig Stunden mir übergeben. Treten Sie zurück von der Thür. Jetzt haben wir Recht. Und jetzt ist's Zeit."

Er riß mit einem Ruck beide Thürflügel auf und sprang hinaus, die Serviette in der Hand. Der Flammenschein des brennenden Maschinenhauses übergoß ihn mit Tageshelle, und seine Donnerstimme übertönte die Brandung des empörten Menschenmeeres.

„Ihr verdammten Schweinehunde! Nun sagt mal: was wollt ihr hier?"

Es wurde still. Ein Murmeln lief durch die Reihen. „Herr Fahrke! — Fahrke! — Herr Fahrke!" — Und dann ein tausendstimmiges Brüllen: „Unser Recht! Polacken raus! Achtstundentag! — Wir sind freie Arbeiter."

Fahrke überschrie sie. „Versoffene Luder seid ihr! Mordbrenner und Zuchthauskandidaten!"

„Oho! Oho!"

„Heuochsen ihr! — Wer hat euch euere Löcher ausgebaut wie Paläste? Wer hat euch vier Stunden alle Tage geschenkt und bezahlt dazu zum Faullenzen, Saufen und euch die Köpfe dick zu schimpfen? He? — Wer hat sich bemüht eueren dummen Jungens Wissenschaft und Manier einzutrichtern, wie's keinem Arbeiterkind in der weiten Welt geboten wird? — Zu gut ist Herr Relling gegen euch gewesen. Das verträgt so 'ne Lumpenbagage wie ihr seid, nicht! Aber jetzt werden wir euch 'nen andern Tanz aufspielen!"

Wiederum erhob der Haufe seine Stimme, versuchend mit aller Kraft seiner Lungen den Sprechenden niederzubrüllen. Das war aber bei Fahrke kein leichtes Ding.

„Kontraktbruch? Was?! Wer hat euch Himmelsakramentern den Kontrakt gebrochen? — Die Ordnung ist euch gesetzmäßig angekündigt worden. Wem sie nicht paßte, der konnte sein Bündel schnüren. Statt dessen setzt ihr uns

Digitized by Google

den roten Hahn aufs Dach! — Was sagst du, mein Sohn? Haus stürmen? Wir hätten nur ein Leben. O, du Schafskopf! Hinter dem Haus und uns steht das Gesetz und die Obrigkeit, die Armee, Kaiser und Reich. Das werdet ihr Jammerlappen wohl nicht alle mitsammen über den Haufen rennen. Und jetzt sag' ich euch — Marsch! fort nach Wisselrode! Packt euere sieben Plünnen zusammen und dann 'raus aus den Häusern, die Herrn Relling gehören! Raus! Raus alle Mann! — Da soll auch nicht ein Wickelkind von euerer Rasse drin bleiben!"

„Herr Fahrke! — Wir — wir haben das Maschinenhaus nicht mit Fleiß in Brand gesteckt. Das — das war'n Zufall!" —

Die Näherstehenden begannen schon sich merklich ernüchtert zu fühlen. Fahrke mit seinen großen Bewegungen, den rollenden Augen, den buschigen Haaren, mit der groben Stimme, die nicht niederzuschreien, nicht zu ersticken war, Fahrke, der ihre Sprache redete, war ganz der Mann, Volksmassen anzufeuern und zu bändigen nach seinem Willen.

Und jetzt spielte er seinen letzten Trumpf aus. „Ihr Ungezieser! Was haltet ihr Maulaffen feil? Denkt ihr, wir machen hier noch Späßchen mit euch? Ei, da lauf doch einer auf die Landstraße nach Wehlheide und leg' sein Ohr auf den Boden, ob er nicht den Trab der Schwadron hört, die von Hannover herbestellt ist, um euch zockeln zu helfen?"

Ein Wut- und Angstgeheul, ein Jammern wie um Hilfe, das auf einen Augenblick jeden andern Laut verschlang. Wie eine Springflut brandete die Menschenwoge an das Haus, schlug gegen die Thüren.

Erwin war aufgesprungen. In atemloser Spannung lauschten die Personen im Hause.

Und wieder Stille; ein angstvolles, gespanntes Horchen. Durch das Schweigen der Nacht glaubten einige den Hufschlag der Gäule zu vernehmen. Ein wildes Gedränge entstand, Hilferufe, Schmerzensgekreisch. Einer der Führer schrie durch den Lärm zum Balkon hinauf, Herr Fahrke möge des Chefs Bedingungen nennen, sie wollten unterhandeln.

Ein Sturzbad von Schimpfreden prasselte auf den Sprecher herab. Ob sie Herrn Relling für einen Narren hielten? Bedingungen? — Da wären sie, die Bedingungen: löschen, was brenne, bezahlen, was ruiniert sei. Danach möchten sie in Gottes Namen morgen jeder einzeln zu Herrn Relling kommen und nachfragen, ob der sie zu den Bedingungen, die Herrn Relling paßten und die keinesfalls die alten sein würden, behalten wollte oder nicht? Es würde wohl ein ganzer Haufe verabschiedet werden. Er könne auch nicht versprechen, daß der Chef einen einzigen Mann wieder einstelle. —

Dem widersprachen einige noch. Aber die Fernerstehenden liefen schon nach Kübeln und Fässern. Die ersten Wasserstrahlen zischten in die Flammen. Und diejenigen, die Nachtschicht hatten, traten ohne weiteres an ihre Plätze, einander in Pflichteifer überbietend. Der Raum vor dem Hause war fast leer, als der Hufschlag der heranrückenden Reiterabteilung wirklich vernehmbar wurde und die letzten in schleunige Flucht trieb.

„Alle Wetter!" wunderte sich Hadeln. „Das mit den Ulanen war also keine Flunkerei? Wer hat denn den gescheiten Einfall gehabt?"

„Ich," sagte Fahrke. Er entschuldigte sich nicht bei Erwin wegen dieser Übertretung seiner Vollmacht. „'s ist vorüber, Herr Relling. Wir können die Thür wieder öffnen." Er ging hinaus.

„Doch 'n famoser Kerl!" lobte Hadeln ihm nachblickend.

Florence sagte nichts. Die ganze, lange Zeit hatte sie neben der offenen Balkonthür gestanden, im roten Flackerschein des brennenden Maschinenhauses bald auf Fahrke, bald auf die empörte Flut zu seinen Füßen schauend. Je lauter draußen, desto stiller war es in dem Gemach, auf dessen fröhlich schimmernder Tafel der letzte Gang des feierlichen Abendbrotes unberührt erkaltete, denn auch der Ingenieur hatte nun keine Zeit mehr. Marie hielt den Kopf der leise schluchzenden Mutter im Schoß. Winter saß vom Fenster abgewandt mit aufeinanderschlagenden Zähnen, zitternd für das Werk, für seine Liebsten, und für den Erfolg des Kecken, der auf seine Veranlassung hier die Leitung der Dinge in die Hand genommen hatte. Erwin, dessen Kopfschmerzen kein Antipyrin heilte, weil sie aus der Verzweiflung seiner enttäuschten Seele geboren waren, hatte

Digitized by Google

die Stirn gegen die Lehne des Ruhebettes gepreßt und stöhnte leise auf, so oft ein neu ausbrechender Lärm draußen ihm wie ein Hammerschlag in sein wehes Gehirn fuhr. Wenn ein Aufflackern des Feuerscheins Florences Gesicht traf, sah er ihre vor Erregung brennenden Wangen, ihre großen, leuchtenden Augen. Es ängstigte ihn, sie so nahe der Thür zu sehen, jedem Steinwurf ausgesetzt. Er rief sie; aber sie hörte ihn nicht einmal. Es war wie eine Verzauberung, die sie im Bann hielt, unwiderstehlich, übermächtig. Sie dachte, sie erwog nicht mehr; sie wollte, wählte nicht. Sie stand und sah, und all ihr Leben war in ihren Augen. Als die letzten drunten enteilten, als lauter und lauter der Hufschlag der einrückenden Truppe durch die stille Nacht hallte, erwachte sie mit einem Seufzer wie aus einem Traum. Einen Augenblick begegnete ihr strahlendes Auge dem Fahrkes, einen kurzen Augenblick, dann war der Ingenieur an ihr vorübergeeilt. Mit einem tiefen Aufatmen wandte sie sich ins Zimmer zurück. Und alles schien ihr verändert, kleiner der Saal, banaler der Tisch mit seinen altväterischen weißen Damastgedecken; kleinlicher, erbärmlicher die Menschen. Groß, riesenhaft, begeisternd groß war nur der eine auf dem Balkon, im Flammenschein, über der tobenden Menge; die andern alle Zwerge, kalt, fremd. —

Erwin raffte sich mühsam zusammen, riß die Binde vom Kopf und stellte sich auf seine Füße.

„Ich muß selbst mit dem Rittmeister sprechen. Sind die Leute fort? — Alle? — Gott sei Dank! Wir wollen die Mannschaften über Nacht hier in Arnsfelde behalten. Gut, daß sie nicht zehn Minuten früher kamen. Was für ein Unheil hätte der Heißsporn mit seiner Depesche anrichten können."

„Er hat uns gerettet!" rief Florence entrüstet.

Erwin nickte ihr lächelnd zu wie einem geliebten, verzogenen Kinde. „Er war der Ritter ohne Furcht und Tadel, nicht? — Du, sorg', daß ich nicht eifersüchtig werde."

Aber er war nicht eifersüchtig, auf Fahrke nicht. Als echter Mann verkannte er völlig, welche Art von Mann einer Frau gefährlich werden konnte.

„Was für eine kapitale Lunge," dachte er bewundernd, während er die Treppe hinunterstieg, „und was für ein Aplomb im Schimpfen! Der Mensch hat keine einzige meiner Maßnahmen gebilligt, er kann mich nicht ausstehen; dabei hat er für sie und mich mit einer Glut der Überzeugung geeifert, daß ich mir beinahe selber gefallen hätte in der Bespiegelung. Muß einer so aussehen und so — schreien, damit ihm die Menschen vertrauen? — Das lern' ich nicht." —

VII.

Der Flammenschein erlosch; in sich zusammen sank die Glut. Die Maschinen des Werks schnurrten ihr altes Lied. Still ward's draußen. Still ward's im Haus. Die Mannschaften waren in den Parterreräumen, in den Häusern der Beamten untergebracht. Im Eßsaal setzte Karline frische Teller. Der unberührte Rehrücken kam zu hohen Ehren bei dem Lieutenant und dem Rittmeister, bei dem Pastor Mahrenholz, der über Schlimmes zu trösten kam und nun Gutes teilte. Während der Gefahr hatte seine sorgliche Ehegattin ihn vorsichtig innerhalb der Mauern des Pfarrhauses gehalten. Hadeln und Fahrke machten die Honneurs, während Erwin sich beurlaubte, um endlich seinen schmerzenden Kopf zur Ruhe zu betten.

Das Geschwisterpaar hatte eingewilligt, bis zum Morgen in Arnsfelde zu bleiben, weil eine Fahrt durch das Dunkel bei der Aufregung der Hüttenarbeiter nicht rätlich schien.

„Schlaf' sanft die erste Nacht unter meinem Dach," flüsterte Erwin Florence zu.

Sie nickte nur. Ihre Wangen waren blaß, ihre Finger eisig; sie glich einem wandelnden Steinbild. Seit einer halben Stunde hatte sie kein Wort gesprochen. Und da er ihr jetzt die Hand bot, sah sie ihn mit großen Augen an, mit dem schmerzlich gespannten Ausdruck eines Tiers, das sprechen möchte, und dem doch die Macht der Sprache nicht gegeben ist, schüttelte den Kopf und wandte sich langsam zur Thür.

„Es hat dich angegriffen," sagte Erwin mitleidig. „Kein Wunder. Schlaf' aus, Lieb! Gute Nacht."

Ihr Bruder brachte sie bis zur Thür ihres Zimmers.

Digitized by Google

„Ein voller Abend, Florie, was? — Dein Kleiner ist noch ein bischen Pimpelfritze. Na, er lernt's wohl. Red' ihm zu, daß er den Fahrke zum Betriebsleiter macht. Der Kerl hat, was ihm fehlt: Rückgrat, Ellenbogen."

Florence antwortete nicht. Vor der Thür ihres Zimmers warf sie plötzlich die Arme um den Hals des Bruders, lehnte den Kopf an seine Schulter und brach in wildes Schluchzen aus.

„Florie! Mädel! — Was ist denn das? — Nun, da haben wir's! Jetzt kriegt die auch Nerven. Ich werd' Karline rufen —"

„Niemand! Niemand! — Schweig' still. Sag' kein Wort."

Sie glitt aus seinen Armen hastig in die Thür ihres Zimmers. Hadeln hörte sie den Riegel vorschieben, den Schlüssel umdrehen.

„Die wird dem guten Erwin noch 'mal Nüsse zu knacken geben," dachte er. „Na, das sind meine Sachen nicht." —

Florence kleidete sich aus. Es dauerte lange. Immer wieder hielt sie die Hände still im Schoß und sah gradeaus. Sie sah stets dasselbe; dasselbe sogar bei geschlossenen Augen: den flackernden Flammenschein, in dem die Sterne am Himmel erloschen und die Schatten auf der Erde wunderliche Gestalt annahmen, und neben ihr auf dem Balkon den einen, einsam der heulenden Meute gegenüber, die er bändigte, er allein! durch sein Wort, seinen Blick, seinen eisernen Willen. Dann schrak sie auf, sah zitternd um sich und regte die Finger in fieberhafter Geschäftigkeit.

„Das ist nicht —! Das kann nicht! — Das darf nicht!" —

Und wenige Minuten später saß sie wieder bewegungslos und sah ihn, ihn, ihn, — nur ihn! Sie hörte seine Stimme; jedes Wort, das er gesprochen hatte. Es war wie ein Besessensein. Sie konnte sich der Gewalt nicht entziehen. Sie sah, sie dachte, sie wußte nichts anderes. Seit sie die Kinderschuhe vertreten hatte, wartete sie auf das Große, das kommen sollte, sie zu erlösen aus der Öde, der Dumpfheit, dem Ekel, der Gleichgiltigkeit; wartete auf das eine übermächtige Gefühl, den unwiderstehlichen Wirbelwind der Leidenschaft, der sie packen und emporreißen sollte über das Gemeine zur Höhe hinauf, in ihren Himmel; wartete — und wartete umsonst. Ihr Herz blieb still und kalt. Kein Sturm und keine Flamme; der Nebel der Langeweile oder die stechende Sonne der Übervernünftigkeit.

Und jetzt, unvermutet und unerfleht, jetzt, da sie für immer darauf verzichtet hatte, schlug der Blitz in ihr kühles Herz, und die Flamme lohte, und der Sturm raste. Er trug sie zur Hölle, nicht zum Himmel. Die ersehnte Leidenschaft kam ihr zum Fluch, nicht zum Segen. Aber wählt, wer in solchen Wirbel geschleudert wird? Das losgelöste Blatt, das der Sturm in die Wolken kreiselt, oder in den Abgrund peitscht, kann es sprechen: „Sturm, du sollst mich diesen Weg treiben, nicht jenen?"

So hatte sie's verlangt, geträumt. Keine Vernunft endlich, kein Wille mehr! Müssen! Müssen gegen Pflicht, Willen und Vernunft. Es lag Wonne darin, aber eine grauenhafte Wonne. Und wenn sie an Erwin dachte, empfand sie ein schneidendes Weh, eine Pein, etwa als solle sie einem treuen Hund mit eigener Hand das Messer in die Brust stoßen, während sie doch fest überzeugt war, sie werde es thun. — Dabei war ihr Empfinden ohne Ziel, ohne Hoffnung. Sie war gebunden; Fahrke war längst gebunden. Erziehung, Familie, Rang, Pflicht, alles schied sie. Das Verbrechen lag auf dem Weg zwischen ihm und ihr, ein doppeltes Verbrechen. Sie sagte sich das. Sie sagte es laut und fühlte dabei mit heimlichem Entzücken, wie die Gewalt des Sturmes in ihrer Brust sie ohne Stocken hinwehte über Verbrechen und Pflicht: „das giebt's nicht in den Höhen, in denen wir segeln." Daran ermaß sie seine Kraft.

„Es ist ein Nachtspuk," sprach sie vor sich hin. „Oder ich werde verrückt."

Sie wußte aber sehr wohl, daß sie nicht verrückt war, und daß der Spuk nicht schwinden würde mit der schwindenden Nacht.

Sie hatte endlich den Kopf auf das Kissen gelegt. Die Sterne waren erblichen. Der Mond schien taghell und zeichnete das Viereck des Fensters auf den Stubenboden. Die Gedanken rasten durch ihren Kopf wie ein Eilzug: „Bin ich Florence Hadeln? Ist dies meine Hand? Sind das meine Zöpfe? Bin ich vor fünfundzwanzig Jahren in Kassel geboren als die Tochter eines sehr vernünftigen Vaters

Digitized by Google

und einer Mutter, die noch viel vernünftiger war, — denn sonst hätte sie meinen Vater nicht geheiratet. Bin ich Florence, die Eiskönigin der Kasseler Bälle? Die Schwägerin einer Frau wie Fifi, die Tante von Butzel und Nuscha? Bin ich's, die durch die Welt lief, lechzend nach einem echten Gefühl, nach einer Hoffnung, einem Zweck, nach einem Ding, das der Mühe lohnt, es zu wünschen? — Und ich empfinde das? Ich kann das empfinden? —"

Die schweigende Nacht beantwortete ihre Fragen nicht. Aber der Mond, der vielerfahrene, verzog seinen breiten Mund zu spöttischem Grinsen.

„Wie du mich dauerst, Erdenkind!" schien er zu murmeln. „Wen denn soll sinnlose Leidenschaft erfassen, wenn nicht dich und deinesgleichen? So völlig ohne Maß und Zügel seh' ich einzig die im Müßiggang weich gebetteten Töchter aus reichen Häusern empfinden, übersaftige Schößlinge in üppigstem Erdreich, deren strotzende Lebenskraft stockend sich aufstaut Jahr um Jahr, unverkümmert durch Entbehrung, unverbraucht durch Arbeit, ungebändigt von der großen Menschenbändigerin, der Sorge. In euch findet die Leidenschaft jungfräulichen Boden, nur bei euch seh ich sie sich entfalten zu der schaurigen Pracht, vor der die abgehetzten Arbeitsmenschen mit ihren stumpf gewordenen Trieben verständnislos die Hände ringen. — Nicht viel Neues erblicke ich auf meiner täglichen Wanderung. Du bist mir nichts Neues. Staunst du über dich, Eintagsfliege? Ich, der Alte, staune nicht."

Florence verstand nicht ganz was er meinte; aber er wurde ihr unerträglich mit seinem starren Hohnlächeln, wie ein Mensch, der sie in ihrer Einsamkeit belauscht hätte. Sie stand auf; sie kleidete sich an, steckte ihr Haar auf. Eine unbezwingliche Unrast war über sie gekommen. Sie öffnete das Fenster und sah hinaus. Draußen war's still. Auch im Haus wurde es stiller und stiller. Ihr Bruder war im Zimmer nebenan zur Ruh gegangen. Die Gäste, müde vom langen Ritt, lagen wohl längst im Schlaf. In der Küche wuschen die Mädchen auf; sie vernahm ihre gedämpften Stimmen. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff sie, noch einmal in die Eßstube zurückzukehren, auf den Balkon hinauszutreten, zu stehen, wo er gestanden hatte, hinabzuschauen in den leeren Garten, den vor wenigen Stunden tobende Banden erfüllten.

Sie zündete ein Licht an. Geräuschlos glitt sie den Flur entlang, trat in die Stube. Sie war leer. Sie setzte das Licht auf den halbabgeräumten Eßtisch und öffnete die Balkonthür. Kein Flammenschein jetzt; der Vollmond schien ihr ins Gesicht mit seinem flimmernden, tollmachenden Glanz. Ein schwacher Rauch stieg von den geschwärzten Mauern auf. Ihre Finger zitterten, und Schwindel umflorte ihre Augen. „Hier war's! So war's!" — Könnte sie die Erinnerung jemals aus ihrem verzauberten, unterjochten, bezwungenen Hirn und Herzen bannen, — welches Glück! Welche Erleichterung! — Und doch hätte sie lieber sterben als sie missen mögen.

Da fuhr sie zusammen. Laute Schritte! Sie wandte den Kopf. Er! — Nein, das war ein Spuk. Ihre Phantasie sah ihn in der offenen Thür des Balkons, — und jetzt stand sein Bild auch in der Thür zum Flur! — Sie rührte sich nicht. Sie ließ den Spuk herankommen, willenlos ergeben. Einer Verzauberung entflieht man nicht.

Aber der Spuk redete, stockend, ungeschickt: „Vergebung — Fräulein — ich war im Begriff fortzugehen, das Haus zu schließen — da sah ich eine Gestalt an der Treppe — ich ahnte ja nicht — ich — ich bitte um Vergebung."

Ihr Herz schlug auf einmal ganz ruhig. Wie sie reglos vor ihm stand, lag in ihrer Erscheinung eine stille Hoheit, die Hoheit einer, die erleidet, was sie nicht ändern kann, und zu stolz ist zu klagen oder zu lügen.

„Bleiben Sie", sagte sie langsam. „Es freut mich, daß ich Sie heut noch sehe, denn ich möchte Ihnen danken —"

„Aber — Fräulein — ich that doch nur meine Schuldigkeit."

„Dafür danke ich Ihnen auch nicht; sondern dafür, daß Sie mir etwas Seltenes gezeigt haben, etwas, das ich über alles schätze: einen Mann."

Sie zog einen Ring vom Finger. „Ich bitte Sie, Herr Fahrke, geben Sie diesen Ring Ihrer Braut von mir. Wie ich diesen Abend

Digitized by Google

nie vergessen werde, so möchte ich, daß auch sie seiner stets gedenke."

Ihn verwirrte ihr Ernst, ihre Milde. „Ich weiß wirklich nicht —", stieß er hervor.

„Was?"

„Ob Sie sich über den Tölpel lustig machen, — wie Sie pflegen, Fräulein."

Er starrte sie unter zusammengezogenen Brauen hervor an, mißtrauisch, unsicher und doch schon ein wenig als Herr und Gebieter, als Mann das Weib, das er im Mondschein, zwei Schritte abseits von Sitte und Herkommen antrifft, von der darum die Etiketten der von der Gesellschaft aufgeklebten Rangordnung abgefallen sind, in der er nur eine des andern Geschlechts erblickt, eine zur Knechtschaft Vorherbestimmte, und trüge sie den Fürstentitel! nichts als eine Sklavin, die den Herrn sucht, und deren Unterwerfung anzunehmen er bereit ist.

Mit brutaler Frage ließ er seinen Blick bis auf den Grund des ihren hinabtauchen. Sie aber konnte der grausamen Ausforschung nicht wehren, konnte die verräterischen Augen nicht abwenden, nicht senken, obgleich sie fühlte, daß sie zu ihm redeten wider ihren Willen und ihre Mädchenscheu. Ihre Wangen waren in Purpur getaucht, das Blut sauste ihr in den Ohren. Ihr war, als blättere er ihre Seele um und um, gründlich, ohne Eile und schone auch das geheimste Blatt darin nicht. Aber sie stand hilflos und mußte es leiden.

Endlich — die Zeit dünkte ihr still zu stehen — streckte er langsam die Hand aus nach dem Ring, den sie ihm entgegenhielt. Und als er die zitternden Finger streifte, die kalt waren wie Stein im Nachttau und weich wie Taubengefieder, faßte er sie und den Ring in seine beiden Fäuste und preßte in Siegerwonne seine Lippen darauf wieder und wieder und immer wieder.

„Florence!"

„Gute Nacht", sagte sie sehr sanft, zog ihre Hand zurück und ging an ihm vorüber hinaus über den Flur ihrer Kammer zu.

Dort überwältigte sie von neuem das Schluchzen, eine unsagbare Traurigkeit. Ihr war zu Mut wie den armen Hexlein des Mittelalters, wenn sie ihre Seelen dem Teufel verschrieben hatten. Und sie weinte bis zum lichten Morgen.

Fahrke aber stand, ihr nachstarrend, eine Weile wie vom Donner gerührt, gelähmt von den Empfindungen und Gedanken, die gleich einem Mühlrad sich ihm durch Kopf und Herz wälzten. Dann blies er das Licht aus, das Florence auf dem Tisch vergessen hatte, und ging leise pfeifend hinunter, hinaus.

Aber er schlief wenig, und als er gegen Morgen einnickte, spann sein Traum seine Erwägungen fort. Er träumte, er läge im Bett und Florence säße auf dem Bettrand vor ihm und lächelte ihn an, erst ganz still, sanft und geduldig; dann spöttisch mit hochgezogenen Brauen. Und auf einmal stand sie auf, sagte mit ihrer weichen Altstimme laut und deutlich: „Du bist ein Narr," und ging aus der Stube. Da wachte er auf.

Nein, wachend war er kein Narr, am allerwenigsten kleinen Mädchen gegenüber, die seinem Bannkreis so unvorsichtig nahe kamen wie diese. Er war am Himmel der Galanterie ein schwerfälliger Fixstern, der sich nicht gern vom Fleck rührte. Kam aber ein keck umherfahrendes Kometenweibchen, seiner Unbeweglichkeit spottend, übermütig dahergetollt und berührte nur den weit ausgedehnten Bezirk seiner Anziehungskraft, da half kein Sträuben, es mußte heran. Kein Meteorstein ist je mitleidloser von Sonne und Mond eingeschlungen worden. Das war ein Fatum — des Meteorsteins und des Weibes. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, sich ein Gewissen daraus zu machen. Die närrischen Dinger! Warum hatten sie keine Flugkraft? Warum widerstanden sie nicht? Und konnten sie's nicht, was beklagten sie sich? Er fragte auch nicht danach, ob sie zu Grunde gingen. Er fragte nie mehr nach etwas, das einmal sein war. Meteorsteine schmelzen in der Sonne. Was kann die Sonne dafür? Es war keine Bosheit und kein Haß dabei. Er handelte ganz naiv, dem unbewußten Egoismus seiner Natur gemäß, der grenzenlos war. Dies stolze Weib mit dem Antlitz von Milch und Blut, mit dem königlichen Anstand reizte ihn wie keine zuvor. O, diese hochgewölbten Brauen, diese spöttischvollen Lippen sein nennen, da vor sich haben widerstandslos, wehrlos, und sie küssen, unbarmherzig küssen, bis sie nicht mehr den Mut haben, zu spotten und zu lachen, nur demütig

Digitized by Google

willig den seinen sich darbieten. Es war nicht Liebe allein, auch der Haß hatte seinen Anteil an der Leidenschaft, die ihn jählings erfaßte, der Haß des Plebejers gegen die angeborenen Vorzüge des Aristokraten, die er nie erwerben kann und deshalb zu sich in den Staub ziehen möchte. Und er hielt sein Begehren nicht für hoffnungslos. Er würde jedem ins Gesicht gelacht haben, der ihm von Unmöglichkeit bei einem Weibe gesprochen hätte.

Das Frühstück in Rellings Hause verlief schwül und unbehaglich. Der Rittmeister war mit seinen Leuten vor Tagesgrauen aufgesessen. Florence erschien nicht am Tisch. Erwin war gedrückt und schweigsam. Nur Hadeln schwatzte.

„Hätte das Mädchen nicht mitbringen sollen: Mulier taceat in ecclesia, — was ich übersetze: bei Revolutionen bleiben die Weiber zu Haus. Aber giebt's eine Möglichkeit, wenn die sich etwas in den Kopf gesetzt hat? — Gut, daß wir mit den Verlobungskarten gewartet haben. Zu Schäferstunden wirst du vorläufig keine Zeit und keine Laune finden. Muß auch solche Zeiten geben. — Sag' mal, hast du ein Fastengelübde abgelegt? Noviziat für La Trappe? — Wieder Kopfschmerzen? Das ist aber unangenehm. Du solltest einen Arzt konsultieren."

„Nein, es geht mir gut. Ich überdenke nur meinen Tag."

„Das macht sich alles von selbst. Ich war im Maschinenhaus. Diesmal kommst du mit einem blauen Auge davon. Einige Tische sind verbrannt, die Dachsparren angekohlt. Mit ein paar hundert Mark ist der ganze Schaden gedeckt."

Erwin, dem zu Mut war wie einem Landmann, dem Hagelschlag jeden Halm seiner Ernte zerdroschen hat, seufzte: „Wär's nur das!"

„Was?" fragte Hadeln. „Haben die Schufte noch mehr ruiniert?"

„Greifbare Dinge nicht. Aber was soll nun werden?"

„Lieber Junge, das ist ganz einfach: du machst es genau wie alle andern, hörst auf vernünftigen Rat, behandelst die Leute vom Werk nicht wie verkappte Halbgötter, sondern wie das, was sie sind: brave Arbeitstiere, Ergänzungen deiner Maschinen, Motoren mit ein bischen Hirn sozusagen. Dabei wirst du dich und werden sie sich ganz vorzüglich stehen. Glaub du meiner Erfahrung: für jede Schwärmerei, um die deine Phantasie ärmer wird, wird dein Beutel reicher."

„Du erinnerst mich an eine Schaumünze," erwiderte Erwin, „die ich von meinem Vater geerbt habe. Auf der einen Seite zieht ein Jüngling mit trotzig erhobenem Haupt in die Welt hinaus, um sein Glück zu suchen; auf der anderen kehrt ein müder Greis mit krummem Rücken heim. ‚Es hat mir nicht wollen glücken, da hab ich mich müssen bücken', steht drunter. Ich werde mir die Münze als Sinnbild über meinen Schreibtisch hängen."

„Um alles in der Welt, alter Junge, werde nicht sentimental."

Hadeln ließ den Rest aus seinem Likörglase durch die Gurgel gleiten und stand auf. Der Wagen war vorgefahren.

Erwin hob Florence hinein. Sie sagte wenig und dies wenige leise und seltsam gehalten.

„Es geht dir besser. Das freut mich." Und dann, als die Pferde schon anzogen: „Komm, sobald du kannst. Ich — ich — gleichviel! Komm! Ich bitte dich, komm."

Die mutigen Pferde griffen aus, und vorüber flogen die Baulichkeiten der Hütte, die Häuschen von Arnsfelde. Florence sah jedes aufmerksam an und sah keines, denn sie alle verschwammen ihr in einem Nebel von Thränen, die ihre Augen füllten, bis sie überhaupt nichts mehr unterschied. Als Hadeln sich mit einer Bemerkung zu ihr wandte, sah er überrascht zwei große Tropfen über ihre Wangen rieseln.

Verdrießlich schob er sich in seiner Ecke zurecht. Hatte man je solche Siegesstimmung erlebt? Das Liebespaar mit seiner larmoyanten Gefühlsduselei konnte ihm im Mondschein begegnen! Er schloß die Augen und verkürzte sich den Weg durch Mutmaßungen, was die auf seiner Fabrik noch vorhandenen Polacken ihm in seiner Abwesenheit wohl wieder gestohlen haben würden. —

Erwin ging auf sein Büreau und ließ Fahrke zu sich rufen. Der kam mit verschobener Halsbinde, im Gehen die Knöpfe

Digitized by Google

seiner Weste zunestelnd. Winter hatte den hoffnungsvollen Schwiegersohn mit seiner großen Botschaft aus dem Bett holen müssen.

„Ich habe gesehen, daß Sie unsere Arbeiter kennen und die Gabe besitzen, mit ihnen zu verkehren", sagte Erwin. „Dementsprechend möchte ich Ihre Stellung einflußreicher und für Sie günstiger gestalten. Ich denke an einen Posten als Leiter des Betriebes, als eine Art Vizechef. Ich selbst bin Land und Leuten fremd geworden und werde mich daher häufig auf Ihr Urteil beziehen müssen."

Fahrke verneigte sich. Er kannte seinen Wert. Daß ihn endlich auch der andere begriff, fand er nur in der Ordnung. Die Rang- und Gehaltserhöhung überraschte ihn kaum, heute, da sein Geist sich mit weit stolzeren Hoffnungen trug.

„Sie sollen sich mit großer Entschiedenheit dagegen erklärt haben, daß ich liquidiere", fuhr Erwin fort. „Ist es Ihre aufrichtige Meinung, daß wir Hütte und Walzwerk halten können? Vielleicht sehen Sie lieber erst diese Beilagen durch, ehe Sie sich endgiltig aussprechen."

„Das braucht's nicht, Herr Relling. Ich kenne das Werk, und ich weiß, es muß sich rentieren, sobald wir nur billig genug produzieren."

„Billig? — Aber die Kohlen werden teurer."

„Die Kohlen; das macht nichts."

„Hm. Da die Kohlenpreise steigen, die Erzpreise nicht sinken, so heißt billig produzieren für uns: geringe Löhne zahlen."

„Ja, gewiß."

„Ich habe versucht, den Lohn auf den früheren Stand zurückzuschrauben."

„Das genügt nicht. Wir müssen die Arbeit noch billiger haben."

Erwin stand auf. Dieser Mensch mit seinem kategorischen Muß und Muß, seiner ganzen brutalen Art fiel ihm jedesmal auf die Nerven. Er bezwang sich gewaltsam.

„Es ist von Alters her mein Wunsch, mein Zweck und das Ziel meiner Arbeit gewesen, meinen Leuten möglichst viel von den Früchten ihrer Mühen zufließen zu lassen, ihnen und ihren Familien ein menschenwürdiges und nicht aller Freude bares Dasein zu ermöglichen. Sie begreifen, was mich der Entschluß kosten muß, ihnen weniger zu bieten, weniger noch als mein Vater bot."

„Sie brauchen sich deswegen nicht zu genieren, Herr Relling. Wem der Lohn bei uns nicht paßt, der bleibt weg. Der Kontrakt ist gebrochen. Wir zwingen keinen. Ich meine aber, es wird ein jeder sich's als besondere Vergünstigung anrechnen, dem wir nach gestern Abend erlauben, zu irgend einem Lohnsatz in Arnsfelde zu arbeiten. So viel Verständnis getrau ich mich schon in ihre dicken Schädel hineinzubringen. Soll ich die Liste der Arbeiter haben?"

Erwin reichte sie ihm. Fahrke zog einen Blaustift hervor und strich rasch und mit fester Hand Namen um Namen. Es waren Hunderte, Schmied Wehland und der rote Jakob an der Spitze; es waren alle darunter, denen der Ingenieur persönlich nicht wohlwollte.

Und Relling entsetzte sich über die große Zahl; er marktete um jeden einzelnen. Was hatten diese Hunderte Schlimmeres verbrochen als alle die anderen?

Aber Fahrke blieb unerbittlich: „Wenn Herr Relling mir das Amt eines Betriebsleiters übertragen will, so übernehme ich damit eine Verantwortung. Mit Sozialdemokraten kann ich nichts anfangen."

„Soll ich ihnen denn das Recht freier Meinung und Forschung, das Recht der Koalition, das ich ihnen eben zugestanden habe, wieder wegnehmen?"

„Ja, das ist unbedingt notwendig."

„Hungerlöhne und Maulkorbzwang. Da wären wir wieder hübsch auf dem alten Fleck."

Fahrke sagte nicht, was er dachte, daß es gescheiter gewesen wäre, diesen Standpunkt nie zu verlassen; er sagte einfach: „wir ringen um unsere Existenz, Herr Relling, um die Existenz des Werks in einer schweren Krisis. Wenn das Werk zu Grunde geht, sind die Leute noch viel schlimmer dran."

„Jawohl! erst das heiße Fieber der Reform, dann das kalte der Reaktion. Und ich vermaß mich, diesen Menschen ein Arzt zu sein!" — Aber sein Widerstand war gebrochen. „Setzen Sie die neue Arbeitsordnung auf, Herr Fahrke, nach Ihrer Einsicht; legen Sie sie mir vor und verhandeln Sie mit den Leuten. Ich will mich der Notwendigkeit beugen, bis ein guter

Digitized by Google

Stern mir wieder erlaubt, meinem Willen zu folgen."

Fahrke verneigte sich mit überlegenem Lächeln. „Koste nur erst die goldenen Früchte dieser Notwendigkeit," dachte er verächtlich, „sie werden dir so wohl munden, daß du dein Lebtag nach nichts anderem verlangst."

Er war ein großer Mann an diesem Tag. Alle Bureaus hallten wieder von seiner Donnerstimme; alle Treppen krachten und ächzten unter seinen stampfenden Füßen. Um Mittag war die neue Arbeitsordnung fertig, und Erwin sah von seinem Fenster aus die Scharen der Arbeiter heranziehen; gesenkten Hauptes, mit verstörten Mienen einen nach dem andern sich aufstellen vor dem Eingang von Fahrkes Bureau, bis ein dichter Knäuel stummer, gebrochener, sorgenvoller Menschen sich zusammenballte; verschieden, o wie sehr verschieden von der wutentbrannten Schar, die gestern vor dem Wohnhaus des Chefs lärmte und trotzte; verschieden auch von jener, die mützenschwenkend mit Hurrah die erste Arbeitsordnung begrüßte!

Einen nach dem andern ließ Johann ein, und er kehrte nach wenigen Minuten zurück, erleichtert, als Begnadigter, oder in blöder Zerknirschung und stumpfem Grimm, wenn des Unerbittlichen Urteil auf Verdammnis gelautet hatte.

Schwer bedrückte der Anblick der Jammergestalten des jungen Reformators Herz. Er fühlte in seinem Gewissen die Not jedes einzelnen und jedes einzelnen Schuld als die seine. Sie waren arme Thoren, die blind ihren eingeborenen Trieben folgten; er war ein Wissender und hatte sich doch geirrt — zu ihrem Fluch! — Wohl dem, der selbst die Folgen seiner Narrheit trägt, am eigenen Leibe und allein! Andere darunter keuchen und sich winden sehen, das erst ist Verdammnis.

Die Verabschiedeten gingen nicht heim. Sie lungerten an den Thüren der Bureaus, neben den Schienen, auf den Höfen in Stellungen der Verzweiflung. Einige verlangten laut, den Chef selbst zu sprechen, andere ballten die Fäuste und murrten über Ungerechtigkeit. Wieder andere starrten in dumpfer Ratlosigkeit vor sich hin. Und sie gingen nicht. Weiber, Kinder kamen herzu, hingen sich an sie, schluchzten und wehklagten.

Hinter dem Vorhang verborgen stand Erwin, schaute und konnte die Augen nicht abwenden, von Qual gebannt. Im Herzen des Betrübtesten unter allen war mehr Sonnenschein, mehr Mut der Hoffnung als in seinem. Aber er schritt nicht ein. Fahrke hatte sein Ultimatum gestellt: „Sie oder ich! Nebeneinander haben wir nicht Raum." Er mußte nachgeben. Mit schneidender Bitterkeit fühlte er es: er konnte diesen Menschen nichts sein. Seine Leutseligkeit weckte nicht ihr Vertrauen, nur ihre Geringschätzung; sein guter Wille entfesselte ihre Bosheit. Wem nicht die feierliche Geberde und das volltönende Wort zu Gebote stehen, ohne welche des Volkes Phantasie sich keinen Helden träumt, der meide des Volkes Augen, dafern er als Held angesehen werden will. Wollte er sich den Respekt erhalten, dessen jeder Chef bedarf, so mußte er in Zukunft wie ein Gott in Wolken über jenen thronen. Die Lehre war bitter. Aber er lernte. Er lernte rasch unter den brennenden Peitschenhieben des Mißerfolgs und der kränkenden Erfahrung. Und fester und unerschütterlicher nur wuchs sein Entschluß in den Höllenqualen dieser Stunden: er wollte bleiben. Was auch in ihm und um ihn darüber breche, er wollte bleiben, sein Reformationswerk von vorn beginnen mit vorsichtigerer Hand und besserem Glück, zum Heil derer, die ihn heut verfluchten.

Auch dieser Tag ging zu Ende. Und Erwin gedachte an Florence Hadelns Bitte: „Komm! Komm, sobald du kannst." Er kam gern. O, Wohlthat! endlich auszuruhen von der Marterung dieses Tages in der Treue des einzigen Geschöpfes, das zu ihm gehörte, seinen müden Kopf an das Herz des lieben Mädchens zu lehnen, das ihn verstehen würde auch ohne Worte. Einmal, ein einziges Mal die streng geschlossenen Lippen zur Klage öffnen zu dürfen, wär' es nur zu einem Seufzer; einmal die brennende Stirn an ihrer Hand zu kühlen, ihre Stimme sprechen zu hören: „Vergiß das Schicksal, das dich verfolgt, die Menschen, die dich hassen. Ich liebe dich."

Mit dieser lechzenden Sehnsucht im Herzen kam er. Atemlos, wie das gehetzte Tier seiner Höhle zuflüchtet, in der es die treue Gefährtin weiß, die schmeichelnd ihm die draußen davon-

Digitized by Google

getragenen Wunden pflegt, so floh der Unglückliche den Weg zur Hadelnschen Villa. — —

— — — — — — — — — — — — —

Florence saß am Eckfenster der großen Stube, allein, wie sie pflegte. Eine Handarbeit lag auf dem Tisch, ein Buch auf dem Teppich; sie las nicht, sie arbeitete nicht, alles wie sonst. Nur der Ausdruck ihrer Augen war ein fremder; fremd war auch die Rosenglut, die bei Erwins Eintritt ihr Gesicht überflutete. Nie zuvor hatte sein Anblick ihr das Blut in die Wangen getrieben.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist," sagte sie hastig aufstehend. „Komm mit hinaus. Hier ist's zum Ersticken."

Es war ein schwüler Frühlingsabend. In der weichen, feuchten Luft meinte man das Aufspringen der Knospen zu hören, ihr Wachstum zu fühlen. Schwere, phantastisch getürmte Wolkengebilde trieben langsam am Himmel, die Ränder gerötet vom Widerstrahl der sinkenden Sonne. Im ersten, blassen Grün der Pappeln am Fluß zwitscherte ein verspäteter Buchfink, und das langsam gleitende Wasser warf wie ein blankpolierter Spiegel das umgekehrte Bild der schlanken Bäume und den rosigen Himmel zurück.

„Ich hab' mit dir zu reden," sagte Florence im Gehen.

Und Erwin erwiderte: „Ja, sprich zu mir von dir, von uns. Mir thun Herz und Kopf weh vom Denken an andere."

Am Fluß lag ein gefällter Pappelstamm wie eine Bank. Darauf setzten sie sich nieder. Florence sah auf ihren Schoß und fand kein Wort. Auch Erwin schwieg. Und fast schwieg das Weh in seinem Herzen, zur Ruh geschmeichelt von der tiefen, tiefen Abendstille ringsum, die auch nicht das Klappern eines Rades, das Stampfen einer Maschine durchbrach, nichts als das Zwitschern des kleinen, verliebten Kerls im buntleuchtenden Hochzeitskleid auf dem schwanken Zweig der Pappel. Das Herz selbst ward still in ihm. Gleich dem rosigen Duft, der den fernen Horizont umschleierte, legte eine unbestimmte, aber köstliche Hoffnung sich verschleiernd um das harte, scharfeckige Zukunftsbild in seiner Seele.

„Erwin," begann Florence da leise, und nach Jahren noch klang der Ton dieser Worte in seinen Ohren nach — „Erwin, sie ist da."

„Wen meinst du?"

„Es ist mir leid um dich, glaube mir, so leid, daß, wenn es in meiner Macht gestanden hätte — ja, wenn mich jemand gefragt hätte, ob ich lieber sterben wolle — — — aber das steht in keines Menschen Wahl. Ich hab' sie nicht gerufen, das schwör' ich dir! — Ich hab' sie nicht erwartet, nein, im Leben nicht mehr. Sie ist gekommen. Und nun ist sie da. Ich muß es leiden — und du — du mußt es auch leiden."

„Was meinst du denn, mein Liebling?"

Sie sah ihn verwundert an. — „Du verstehst nicht?"

„Nein."

„Ich dachte, du müßtest's beim ersten Wort begreifen. Ja, wie soll ich dann — ? Es ist so schwer — — vielleicht verstehen wir uns überhaupt nicht."

„Ich denke doch, mein kleiner Trotzkopf, — so im großen, ganzen." Er nahm ihre Hand.

Sie zog sie hastig zurück. „Nein! Ich habe mich geirrt, aber schlecht bin ich nicht. Es muß heraus — — Erwin, ich habe dich sehr lieb, lieb wie meinen Bruder, — viel, viel mehr als ihn! So lieb, daß die Furcht, dir wehe zu thun, mich zum erstenmal im Leben feige macht. Aber sagen muß ich's! — Seit gestern weiß ich, was Liebe ist."

Erwin war aufgesprungen. Die erste Ahnung des Kommenden riß wie ein Schwert durch sein Herz. Es war die äußerste Qual, die in dem Schrei von seinen Lippen brach:

„O, sag bloß du dich nicht von mir los! Du! Du auch!"

„Höre mich an. Ich bin dir ein offenes Bekenntnis schuldig, das siehst du ein."

„Nein! nein! nein!" — Erwin hatte ihre Hände gefaßt und hielt sie fest, als könne er mit den Händen die Seele halten, die sich von ihm losrang. Ihr aber war die Zunge gelöst; die Worte sprudelten von ihren Lippen.

„Seit ich denke, seit ich empfinde, habe ich nach Liebe gelechzt. Versteh mich recht: nicht geliebt zu werden; zu lieben! Aufzugehen in einer großen, ganzen Empfindung, die alles andere in sich schließt, die dem ärmlichsten

Digitized by Google

Worte Wert giebt, der alltäglichsten Handlung Reiz und Adel. Einmal den Jubel solcher Leidenschaft in mir zu fühlen! Ja, wär's nur einen Tag, nur eine einzige Stunde, zu jauchzen oder zu vergehen in ihrer Glut, — das war meine höchste Sehnsucht. Ich verzweifelte daran, sie je erfüllt zu sehen. Alltäglichkeit, Langeweile, Kleinheit überall! Es war wie ein Fluch. Da traf ich dich. Du warst anders als die andern alle, großdenkend, selbstlos; und da du um mich warbst, begann ich zu hoffen. O, wie hab ich gestrebt dich zu lieben! Aber es war immer nur Mondschein. Gestern hab ich die Sonne gesehen: den Mann, den Gebieter, den Herrn, der nicht will nur, der kann; der nicht wirbt, der zwingt, der nimmt —"

„— Fahrke!" — Vor Erwins Augen tauchte blitzartig der gestrige Abend auf, der Flammenschein, die brüllende Menge, der Hütteningenieur auf dem Söller und Florence, deren Augen an ihm hingen wie gebannt. „Fahrke! — Nein, nein! Das ist Verblendung! Wahnsinn! — Fahrke und — du! du! — Komm zu dir selbst. Nie findest du das Glück bei ihm."

„Das Glück? — Da siehst du's, wie wenig wir uns verstehen. Glück! Jag ich denn dem Glück nach? Frag ich nur danach? Ich liebe! Ich muß, ohne Wahl, mit Naturgewalt. Und dies Müssen selbst ist Glück, — das einzige, das ich begreife."

„Florence! Florence! Ich rede jetzt nicht für mich, obgleich — obgleich! — Doch das möchte sein, wär' er der Mann, der Held, den du träumst. Aber das ist Fieber, Krankheit. Du siehst nicht, was ist. Du liebst auch nicht ihn, nur das Gebilde deines Fiebertraumes. Wach auf, mein Liebling. Denk, wie herzlich wir über ihn gelacht haben, deines eigenen Spottes gedenke! —"

Sie hielt die Hände vor die Ohren und schüttelte den Kopf. „Ich glaube an ihn! Ich glaube! Ich weiß nicht mehr, ich denke nicht mehr. Wie hat's mir wehgethan, das Wissen, das Denken mein Lebenlang! Denn was man weiß, ist Erbärmliches, was man denkt, ist grausam. Endlich ist der Friede, die selige Sicherheit des Glaubens über mich gekommen. Ein Wunder, eine Offenbarung war's. Ich sah die Herrlichkeit des geborenen Herrschers, fühlte sie zitternd mit der gebändigten Masse der Aufrührer drunten. Das Gefühl jener Stunde kann ich aus meinem Herzen nicht mehr reißen. So wie ich ihn da geschaut habe, wird er immer vor meinen Augen stehen. Was willst du? Ich verlange ja nichts von ihm. Ich hoffe nichts. Und wenn ich mich jetzt losreiße von dir, so geschieht's nicht um seinet-, sondern um deinetwillen, weil ich dich lieb habe, Erwin; weil du eine bessere Frau verdienst — und weil ich dir nicht lügen will."

„Nein", sagte Erwin, „ich nehme die Lösung nicht an, so nicht! Ein Narr wär' ich und ein Elender dazu, ließ' ich dich aus meinen Armen um solch ein Hirngespinnst. Sieh der Ausgeburt deiner kranken Phantasie ins Antlitz. Ich bin geduldig; ich warte. Hätte ein körperliches Siechtum dich befallen, ich müßte ja auch Geduld haben, dich hegen und warten und schonen. Lerne den Mann kennen, den du zu lieben wähnst. Sieh ihn genau, täglich, stündlich. An seinem Anblick wirst du genesen. Nein, schau nicht mit solch zorniger Verachtung auf mich herab, weil ich mich nicht wie der edle Don Quixote vor dem Willen meiner Herrin verneige und meiner Wege gehe. Ich liebe dich, Mädchen, mit einer Liebe, die keinen Stolz und keine Empfindlichkeit kennt, liebe dich, wie man sein einziges auf der Welt liebt. Und wenn du's vermagst, dich von mir loszureißen, gehe ich als ein armer Mann von hier, ärmer als einer der ausgewiesenen Arbeiter, die heut von Wisselrode obdachlos, heimatlos in die weite Welt ziehen, denn Frau und Kinder begleiten jene. Geh nicht von mir, Florence, ich bitte dich! Verlaß mich nicht! Mich haben ja alle verlassen. Auch um meinetwillen sei barmherzig. Weißt du, was du mir anthust? — Du glaubst an Liebe und Leidenschaft nur bei rollenden Augen, bei hallender Stimme und feierlichen Geberden. Weißt du's nicht, du Überkluge, daß das reichste Gefühl über die ärmsten Worte verfügt? — Ich liebe dich als ein Meisterstück der Natur, so wie du bist, mit all deinen krausen Einfällen, mit deinem raschen, heißen Empfinden, deinem aufbrausenden Stolz, deinen Thorheiten und deiner Anmut, eines mit dem andern;

Digitized by Google

zu sehr, um an dir zu meistern und zu erziehen. Ich liebe dich bis zur Schwäche. Sogar nach dem tollen Geständnis deiner unsinnigen Verirrung lieb ich dich noch! Ich habe nichts auf der Welt je geliebt wie dich! Und gehst du von mir, so liegt ein einsames, liebeleeres Leben vor mir, denn ich bin einer von denen, die schwerfällig empfinden und darum schlecht vergessen. Bleib bei mir, Florence."

Sie sah ihn an, und ihre Lippen zogen sich zusammen in stolzem Unwillen. „Wie magst du mir das sagen? Jetzt noch!"

„Aber was willst du denn?" rief er außer sich. „Er ist ja gebunden! Durch Neigung, Dankbarkeit, Ehre unlöslich gebunden! Durch alles, was einen rechtschaffenen Menschen bindet. Was nützt dir deine Freiheit? — Bleib bei mir, Florence. Bei mir ist deine Heimat. Dich liebt keiner so wie ich, keiner mit so viel Geduld. Wir wollen zusammen trauern, mein Liebling, bis wir zusammen lächeln können über deine Thorheit. Florence, sei mein Weib trotzdem! trotzdem —"

„Pfui!" Ihre Empörung fand nur dies eine Wort. Mit flammenden Augen wandte sie ihm den Rücken und schritt zum Haus zurück.

Er rief ihr nach ohne Stolz, ohne Würde, flehend, mit umflortem Blick.

„Florence! Florence! — Sollen wir denn wie zwei Unsinnige unser Lebensglück in einer einzigen, tollen Minute zerschmettern! Gönn' dir Zeit! Gönn' mir Zeit! — Aufschub — Überlegung — hab' Erbarmen mit uns beiden! — Geh' nicht so! — nicht so!"

Sie wandte den Kopf nicht mehr. Vielleicht wäre das Feuer der Entrüstung in ihrem Gemüt rasch niedergebrannt, hätte sie den Ausdruck hoffnungsloser Trauer gesehen, mit dem er ihr nachstarrte. Aber sie sachte es absichtlich an. Sie traute sich selbst nicht. Er war ihr wert gewesen, der Mann dort; so wert, daß sie das Band zwischen ihm und sich nicht lösen konnte, — sie mußte es zerreißen.

Erwin war auf den Pappelstamm zurückgesunken, benommen von diesem letzten Schlag, als wäre sein Hirn und nicht sein Herz davon getroffen, als hätte eine Keule ihn geführt und nicht ein Wort aus Mädchenmund. Die Grenze seiner Leidensfähigkeit war überschritten. Eine Art Fühllosigkeit kam über ihn. Regungslos saß er da, fast gedankenlos, bald das blanke Spiegelbild des rötlichen Himmels im wellenlosen Fluß anstarrend und bald den Busch dunkler Tannen, die auf dem Hügel über den Heimgegangenen von Arnsfelde rauschten und sich vom leuchtenden Himmel abzeichneten wie ein ungeheuerer schwarzer Federbusch auf einem Leichenwagen. Der Buchfink hatte sein Liebeslied beendet, der Tau sank eisig herab. Den Einsamen fröstelte endlich. Langsam stand er auf, und ein Erinnern zog durch sein Gehirn; seine Lippen bewegten sich murmelnd.

„Ein Paradies — ein Paradies für Menschen. — Wollt' ich nicht das schaffen? Hab' ich mich nicht dessen vermessen? — Ich wollt's! und die Hoffnung meines Lebens, meinen Glauben an die Menschheit und mich, die Ruhe meines Gewissens hab' ich gelassen bei dem Versuch. — Jetzt auch noch meine Liebe und mein Glück. Einsam bin ich fortan. Kein Eremit in schneeverwehter Höhle ist je so einsam gewesen, denn mit dem ist sein Gott und seine Hoffnung. Ich bin allein. — Und so sieht mein Paradies aus — so! — — so! — — Es ist was dran am Mythos vom Prometheus! — Es ist was dran! —"

Karline, die Haushälterin, erzählte später, sie habe an jenem Abend gleich gewußt, daß es nicht richtig mit ihrem Herrn sei. Über die Schwelle sei er geschwankt wie ein Betrunkener, den Hut schief auf dem Kopf, und dann habe er ihre Hand gefaßt und immerlos gebeten: „Scheuch' mir den Geier fort, Florence! Bleib! — Ich fürcht' mich allein — ich fürcht' mich vor dem Geier! — Florence, bleib!" —

Nun, wenn ein Mensch sie, die alte Karline, für Fräulein Hadeln nahm, und die Arnsfelder Spatzen für Geier, dann war's am Ende kein Wunder, daß ein hitziges Fieber ihn stracks vier Wochen lang aufs Krankenlager warf. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das deutsche „Daheim“ in London und seine Begründerin.

Von

Elisabeth Winter.

Nachdruck verboten.

Als vor kurzem der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein in Darmstadt tagte, da stand vor dem wundervollen Marmorbilde der Großherzogin Alice im Mausoleum in dankbarem Gedenken auch eine Frau, die vielen Tausenden ihres Geschlechts die Wege gebahnt hat im fremden Lande, und der zu Anfang ihrer Laufbahn, als noch Urwald und Dickicht vor ihr lag, diese Fürstin, die ein so warmes Herz für die Frauen, einen so idealen Sinn und ein so selbständiges Urteil hatte, die Hand gereicht und Bahn hatte brechen helfen. Die jetzt den Lorbeer dafür an ihrem Grabe niederlegte, war Helene Adelmann.

Wenn es der Menschheit gut geht, so ist sie geneigt zu denken, daß es immer so gewesen sei und daß sie eigentlich nur nach Verdienst und Würdigkeit behandelt werde. So mag auch manche unter den Hunderten von Englandlustigen, die alljährlich über den Kanal schiffen, in Viktoria-Station ein Cab nehmen und es nach Wyndham Place 16 beordern, denken, daß es sich eigentlich so gehöre, daß die deutsche Erzieherin gleich bei der Ankunft ein wohnliches Dach über dem Haupte finde, sich im gedeckten Speisezimmer niederlassen könne — NB. wenn ihre Zeugnisse zur Aufnahme genügt haben! — ein Sanatorium vorfinde, wenn sie erkrankt und ein Rekonvaleszentenheim, wenn sie sich erholen will. Und hie und da macht es auch eine Erzieherin, wie das verwöhnte Kind eines reichen Hauses: es dankt der kaum, die für alles gesorgt, die das alles erst ins Leben gerufen hat und der entsetzlichen Unsicherheit ein Ende gemacht, der dereinst die deutsche Erzieherin in England entgegenging.

Denn vor etwa zwanzig Jahren sah es gewaltig anders aus für die Deutsche, die ihr Brot in England suchen mußte, als jetzt. Es stand ein Agentenunwesen in Blüte, von dem wir uns in Deutschland kaum einen Begriff machen können. Gerade die schlechten Stellen, die immer wieder vergeben werden mußten, da niemand lange blieb, waren der Agenten fetteste Pfründe. Wer ihnen vertrauensselig in die Hände lief, war schlimm daran; vor Gericht konnte die, häufig auch sprachunkundige Erzieherin nichts gegen sie ausrichten, da sie, gewohnt immer an der scharfen Kante des Gesetzes zu leben, mit allen Schlupfwinkeln bekannt waren. Auch rechneten sie mit der Furchtsamkeit ihrer Opfer, die vor einem öffentlichen Skandal im Gerichtshof und in den Zeitungen zurückschreckten.

Daß es gegen die schamlose Ausbeutung der Agenten nur einen Ausweg gab: festen Zusammenschluß der deutschen Erzieherinnen und Selbsthilfe — das war der Gedanke, den Helene Adelmann, als sie 23jährig nach England kam und das Agentenunwesen aus eigner Anschauung kennen lernte, erfaßte und trotz unglaublicher Schwierigkeiten glücklich zum Siege führte. Sie suchte zunächst in einem kleinen Lesezirkel von 14 Mitgliedern zu wirken; von dort aus zog sie weitere Kreise. Der Gedanke zündete, und am 15. November 1876 wurde der Bund zu gegenseitiger Hilfe bei eintretender Stellenlosigkeit: der Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England, gegründet.

Mit der größten Energie arbeitete nun Fräulein Adelmann an seiner Förderung. Ein mächtiger Schritt dazu, besonders dem englischen Publikum gegenüber, war die

Digitized by Google

Protektion der Großherzogin Alice von Hessen, der Tochter der englischen Königin, die diese dem jungen Verein, der noch keine Probe seiner Lebensfähigkeit hatte ablegen können, gegen alle Etikette, nur im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit seiner Führerin und die Siegeskraft der Idee gewährte.

Schon im zweiten Jahr war die Zahl der Vereinsmitglieder auf 400 gestiegen, heute beträgt sie 720. — Da sich bald herausgestellt hatte, daß der Verein nur dann

Helene Adelmann.

den Erzieherinnen eine wirkliche Stütze sein könnte, wenn er ihnen im eigenen Hause ein Obdach zu bieten im stande sei, so machte sich Fräulein Adelmann daran, die zur Durchführung dieses Gedankens nötigen Summen zu beschaffen. Der Nachdruck, mit dem sie auch in der deutschen Heimat ihre Sache zu vertreten verstand, brachte goldene Früchte: ihre Vaterstadt Speyer, die hohe Protektorin, das deutsche Kaiserpaar spendeten die ersten Summen. Die deutsche Kolonie in London wurde durch einen treuen Freund des Vereins, Herrn Fuhrken, gewonnen, der in kurzer Zeit die Summe von 18 000 Mark sammelte. Zwei Konzerte, die Joachim für den Verein gab, und

Digitized by Google

andere Veranstaltungen brachten weitere Summen, so daß man schon im Jahre 1879 das in der Mitte des Westends von London sehr günstig gelegene Haus Wyndham Place 16 (Bryanston Square) mieten, später kaufen konnte; da die Räume sich bald als zu klein erwiesen, wurde das Nebenhaus hinzugefügt.

Die Riesenarbeit, die mit der Begründung und Ausgestaltung des Vereins verbunden war, hatte Fräulein Adelmann lange Zeit im Nebenamt geübt; sie hatte nach wie vor als Erzieherin gewirkt. Auf die Dauer ließ sich die Arbeit in dieser Weise nicht mehr erledigen, so daß sie im Jahre 1883 ganz in das „Daheim" einzog, dem sie seit der Zeit in Gemeinschaft mit dem ihr eng verbundenen Fräulein Magdalene Gaudian, die inzwischen dem Verein als Hausvorsteherin und Stellensekretär gewonnen war, ihre ganze Thätigkeit widmet.

So ist denn heute die deutsche Erzieherin nicht mehr genötigt, in den Vorzimmern der Agenten oder der Brotgeber mit zahlreichen anderen „zur Auswahl" auf Einlaß zu warten; sie sieht die Mutter ihrer künftigen Zöglinge zuerst im eigenen Heim. Hier, im Vereinshaus, holen sich die hohen und höchsten Familien des Landes heute ihre Erzieherinnen, da sie sicher sein können, durch den deutschen Verein tüchtige, geschulte Kräfte zu bekommen. Daß andere nicht gebraucht werden können, hat Fräulein Adelmann selbst im Oktober- und Novemberheft dieser Zeitschrift eingehend erörtert.[1]) Die Zeiten, wo „reines hannoverisches Deutsch" und etwas Klavierspiel den Engländern genügten, sind ein für allemal vorüber, und der Verein muß, um sich seinen guten Ruf zu erhalten, streng in seinen Anforderungen sein. Er nimmt daher auch keine Lehrerinnen auf, die sich nicht persönlich auf dem Vereinsbüreau vorstellen, um so weniger, als doch keine englische Familie daran denken würde, eine Erzieherin zu engagieren, die sie nicht gesehen hat.

Welch ein Segen für die Vereinsmitglieder dies eigene Heim ist, das ihnen nicht nur Schutz und Schirm, sondern eine wirkliche, trauliche deutsche Heimat in der Fremde bietet, das empfinden alljährlich Hunderte mit dankbarem Herzen, besonders um die Weihnachtszeit, in der nach wenig erfreulicher englischer Sitte sich ihnen vielfach das Haus ihrer Brotgeber schließt und der deutsche Weihnachtsbaum freundlich durch die Fenster von Wyndham Place 16 in die englische Winternacht hinausstrahlt. Die beiden Häuser fassen die Fülle der Gäste nicht; zahlreiche Zimmer aus der Nachbarschaft müssen requiriert werden.

Es ließe sich noch seitenlang erzählen von alledem, was noch in den letzten Jahren geleistet worden ist; von dem schönen Rekonvaleszentenheim in Castle Hill, vom Besuch zweier deutscher Kaiserinnen im „Daheim", von der Wirksamkeit der Vereinsbegründerin im Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein. Aber das Gesagte ist genug und übergenug, um zu erweisen, mit wie genialem Blick und warmem Herzen Helene Adelmann ihre Sache geführt hat und wie ihr ganzes, den deutschen Lehrerinnen geweihtes Leben nur eine Verkörperung ihres energischen, lakonischen Wahlspruchs ist: „Durch!"

[1]) Der Artikel ist inzwischen als Separatabdruck erschienen. (Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England. Von Helene Adelmann. Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14. Preis 40 Pf.)

Digitized by Google

Die Frau im Recht.

III.

Die elterliche Gewalt der Mutter.

Nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches.

Von

Emma Behring.

Nachdruck verboten.

1.

Die Stellung, welche der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich der Frauenfrage gegenüber einnimmt, tritt naturgemäß nirgends deutlicher hervor als in dem Abschnitte, welcher vom Familienrecht handelt. Der Entwurf räumt der Frau im großen ganzen freilich noch nicht den Platz ein, der ihr gebührt, und der von uns Frauen angestrebt wird, aber ein Fortschritt für uns ist immerhin zu verzeichnen; und wir müssen auch das geringste Zugeständnis gern entgegennehmen, in der Hoffnung, daß die Zukunft die Erfüllung unserer weitergehenden Wünsche nicht versagen wird.

Wie gering noch in Gesetzgebungen der neuesten Zeit über die geistigen und geschäftlichen Fähigkeiten der Frauen gedacht wird, dafür bietet der Paragraph 858 der im Jahre 1879 in Kraft getretenen Zivilprozeßordnung ein drastisches Beispiel, in welchem es bei Aufzählung derjenigen Personen, die als Schiedsrichter abgelehnt werden können, wie folgt heißt: „Frauen, Minderjährige, Taube, Stumme und Personen, welchen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, können abgelehnt werden.“ In welche Gesellschaft sind wir armen Frauen da geraten! Der Gesetzgeber muß wahrlich traurige Erfahrungen mit den Frauen gemacht haben, daß er sie nicht nur mit Minderjährigen, Tauben und Stummen auf eine Stufe stellt, sondern es sogar wagt, die Frau mit solchen Personen, denen wegen schwerer Verbrechen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, in einem Atem zu nennen! Da der Blinde in diesem schmeichelhaften Gefolge der Frau nicht aufgeführt ist, so darf man wohl annehmen, daß ein solcher vom Gesetzgeber zum Schiedsrichter für geeigneter gehalten wird als eine verständige, leiblich und geistig klarblickende Frau, deren es doch, Gottlob, mehr auf der Welt giebt, als mancher annimmt, der für das heutige Streben der Frau nur ein mitleidiges Lächeln hat.

Nach Vorstehendem muß es gewiß angenehm, ja wohlthuend berühren, wenn wir in den Motiven des Entwurfs (Bd. 4 S. 736) folgendes lesen: „Der Entwurf ist bei der Entscheidung der Frage, welche Stellung der Mutter gegenüber ihren Kindern nach dem Tode des Vaters einzuräumen ist, davon ausgegangen, daß mit der grundsätzlich anerkannten vollen Handlungsfähigkeit der Frauen auf dem Gebiete des Privatrechts zunächst jede Nötigung wegfällt, den Frauen da, wo sie nach den natürlichen Verhältnissen zum Handeln berufen sind, dieses Handeln zu versagen.“

Aber, um — durch diese unerhörten Zugeständnisse an die Frauen! — nur ja nicht in den Verdacht zu kommen, die heutige Frauenbewegung gut zu heißen, sagt der Verfasser gleich nachher (S. 737): „Dem Entwurfe liegt nichts ferner, als der Gedanke der sogenannten Emanzipation der Frauen.“ Unter dem Eindrucke dieses Satzes, welcher freilich vor zu weitgehenden Erwartungen schützt, soll in den folgenden Zeilen untersucht werden, wie die elterliche Gewalt der Mutter sich nach dem Entwurfe gestalten wird.

Digitized by Google

Was haben wir im juristischen Sinne unter „elterlicher Gewalt" überhaupt zu verstehen? Die Antwort darauf findet sich in § 1502 [1]) des Entwurfs, welcher also lautet: „Die elterliche Gewalt begründet für den Elternteil, welchem sie zusteht (Inhaber der elterlichen Gewalt):

1. Die Pflicht und das Recht, sowohl für die Person als für das Vermögen des Kindes zu sorgen;

2. das Recht der Nutznießung an dem Vermögen des Kindes (elterliche Nutznießung)."

Der eigentliche Inhaber der elterlichen Gewalt ist der Vater. Die Mutter hat aber auch während des Bestehens der Ehe neben dem Vater Pflicht und Recht für die Person des Kindes zu sorgen. Die gesetzliche Vertretung, das ist die Vertretung des Kindes bei Rechtsgeschäften und in Rechtsstreitigkeiten, steht der Mutter aber nicht zu (§ 1506).

Nach dem Tode des Vaters geht die elterliche Gewalt in ihrem vollen Umfange auf die Mutter über. Die Mutter hat alsdann nicht nur die Pflicht und das Recht für die Person des Kindes zu sorgen, sondern sie übernimmt auch die Sorge für das Vermögen des Kindes, wird dessen gesetzlicher Vertreter, und ihr fällt auch die Nutznießung am Kindesvermögen zu. Auf die ihr bei dem Tode des Vaters zufallende elterliche Gewalt kann die Mutter nicht verzichten; doch sind, im Hinblick auf die oft mangelnde Geschäftskenntnis der Frau, im Gesetz drei Fälle vorgesehen, in welchen ihr ein sogenannter Beistand beigegeben werden kann.

Nach § 1538 des Entwurfs erhält die Mutter einen Beistand:

wenn der Vater dieses letztwillig angeordnet hat,

wenn die Mutter es beim Vormundschaftsgericht beantragt,

endlich, wenn das Vormundschaftsgericht mit Rücksicht auf den Umfang der Vermögensverwaltung oder sonst im Interesse des Kindes einen Beistand für nötig erachtet.

Die elterliche Gewalt der Mutter tritt mit Eingehung einer neuen Ehe in ihre alten Grenzen zurück, d. h. sie beschränkt sich wieder lediglich auf die Sorge für die Person des Kindes ohne die gesetzliche Vertretung. Außerdem hat in diesem Falle der Vormund das Recht, die Mutter als Beistand in der Sorge für die Person des Kindes zu unterstützen und zu überwachen.

Ein Blick auf die wichtigeren zur Zeit in Deutschland herrschenden Rechtssysteme wird zeigen, daß der Entwurf der Frau ihren Kindern gegenüber eine würdigere und freiere Stellung einräumt, als es bisher der Fall war. Das ältere römische Recht konnte der Frau auch nach dem Tode des Ehemannes eine Gewalt weder über die Person, noch über das Vermögen des Kindes einräumen; denn die Frau selbst war und blieb zeitlebens schutz- und hilfsbedürftig. Aus der Gewalt des Vaters ging sie in die des Ehemanns über, und an des letzteren Stelle trat nach seinem Tode der nächste männliche Verwandte — eventuell also der eigene Sohn — als Vormund. Diesen Standpunkt hat allerdings das sogenannte „gemeine Recht", d. h. das in Deutschland geltende Privatrecht römischen Ursprungs, welches eine Geschlechtsvormundschaft nicht kennt, aufgegeben. Aber auch nach gemeinem Recht geht nach dem Tode des Vaters wohl die Erziehungsgewalt, das Recht und die Pflicht für das geistige und körperliche Wohl des Kindes zu sorgen, im wesentlichen auf die Mutter über, dagegen wird die Verwaltung des Kindesvermögens einem Vormunde übertragen.

Ähnlich liegt die Sache nach dem Allgemeinen Preußischen Landrecht; auch das kennt eine elterliche Gewalt der Mutter nicht, vielmehr ist während Bestehens der Ehe der Vater der alleinige Inhaber derselben. Nach dem Tode des Vaters steht der Mutter wohl ein Erziehungsrecht zu, aber nur unter Aufsicht eines Vormunds, der

---

[1]) Der oben zitierte Paragraph bezieht sich auf den Entwurf **erster** Lesung. Wir zitieren nach diesem Entwurf, da eine **amtliche** Veröffentlichung der zweiten Lesung zur Zeit der Drucklegung dieses Artikels noch nicht stattgefunden hat. Durch die inzwischen beendete **zweite** Lesung des Familienrechts ist in der Rechtsstellung der Mutter nichts geändert worden.

Digitized by Google

zugleich gesetzlicher Vertreter des Kindes ist und das Vermögen verwaltet. Im günstigsten Falle kann die Mutter selbst durch die Obervormundschaftsbehörde zum Vormunde berufen werden und dadurch mittelbar die Befugnisse erlangen, welche der Vater bereits kraft Elternrechts besitzt.

Nach dem französischen Recht (code civil), welches auch heute noch, soweit es hier in Betracht kommt, im südwestlichen Deutschland (Rheinpreußen, Rheinhessen, Rheinpfalz, Baden und Elsaß-Lothringen) gilt, übt während Bestehens der Ehe der Vater allein die elterliche Gewalt aus, dagegen werden die elterlichen Rechte der Mutter insofern anerkannt, als in den Artikeln 371 und 372 ausdrücklich gesagt wird, daß das Kind der Gewalt der Eltern (père et mère) unterworfen ist und ihnen Achtung und Ehrerbietung schuldet. Sobald die Ehe durch den Tod des Ehemannes aufgelöst wird, ist die Frau „kraft Gesetzes" — ebenso wie im umgekehrten Falle der Ehemann — Vormund ihrer Kinder und hat als solcher nicht allein für die Person, sondern auch für das Vermögen derselben zu sorgen (Artikel 390). Der Thatsache aber, daß den Frauen heutzutage leider noch sehr häufig die zur Verwaltung eines größeren Vermögens nötige Geschäftskenntnis fehlt, trägt das französische Recht dadurch Rechnung, daß es der Mutter — aber nicht dem Vater — erlaubt, die Vormundschaft abzulehnen (Artikel 394); auch kann der Vater seiner Frau für den Fall, daß sie die Vormundschaft übernimmt, letztwillig einen Beistand ernennen (Artikel 391).

Die preußische Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 hat die Stellung der Frau in der Rheinprovinz leider wieder insofern verschlechtert, als die überlebende Mutter zwar das Recht der Erziehung behalten, aber die Stellung eines gesetzlichen Vormundes verloren hat.

Die heute herrschenden Gesetze stimmen aber alle darin überein, daß während des Bestehens der Ehe nur der Vater das Recht hat, die elterliche Gewalt auszuüben. Wenn auch die thatsächlichen Verhältnisse es mit sich bringen, daß der Mutter vor dem Vater die Sorge für das körperliche und geistige Wohl des Kindes zufällt, so ist doch der Vater der alleinige Inhaber der elterlichen Gewalt, nicht nur in betreff der gesetzlichen Vertretung, der Sorge für und der Nutznießung am Vermögen des Kindes, sondern auch in betreff der ganzen Erziehung desselben.

Demgegenüber ist als ein Fortschritt zu begrüßen, daß der Entwurf in § 1506 die Mutter auch während des Bestehens der Ehe ausdrücklich für verpflichtet und berechtigt erklärt, neben dem Vater für die Person des Kindes zu sorgen. Diese gesetzliche Anerkennung der elterlichen Gewalt der Mutter neben der des Vaters wird jedenfalls, wie die Motive richtig bemerken (S. 755), dazu beitragen, „die Stellung der Mutter den Kindern und dritten gegenüber zu einer selbständigeren zu machen und die Autorität der Mutter zu stärken."

Die elterliche Gewalt der Mutter bei Lebzeiten des Vaters umfaßt also die Pflicht und das Recht, mit demselben gemeinsam dem Kinde eine seinen Fähigkeiten, Anlagen, Interessen und den sonstigen Verhältnissen entsprechende Ausbildung zu geben. Die Mutter ist demnach neben dem Vater befugt, auf die Erziehung des Kindes nicht nur in körperlicher und sittlicher, sondern auch in geistiger Beziehung bestimmend einzuwirken. Mit dem Recht geht aber die Pflicht Hand in Hand —. wer Rechte hat, hat auch Pflichten — und so fällt auch der Mutter nicht nur das Mitrecht an der Erziehungssorge, sondern auch die Mitpflicht daran zu, d. h. die Mutter ist gesetzlich verpflichtet — ebenso wie der Vater —, dafür Sorge zu tragen, daß das Kind eine seinen Fähigkeiten und den Verhältnissen entsprechende körperliche und geistige Erziehung erhält.

„Kraft eigenen Rechtes" ist die Mutter auch zur Züchtigung des Kindes befugt, sie kann ebenso das Kind jedem, der es ihr vorenthält, abverlangen (§ 1504 und 1505), doch darf sie diese Rechte nur im Einverständnis mit dem Vater ausüben, während letzterer der Einwilligung der Mutter zu solchen Befugnissen nicht bedarf. Dies führt zu dem Ergebnis, daß — obgleich die elterliche Gewalt in Bezug auf die Person des Kindes beiden Eltern gemeinsam zusteht — doch die väterliche Gewalt die entscheidende ist. Die elterliche Gewalt der Mutter als die geringere muß der des

Digitized by Google

Vaters weichen, d. h. bei Meinungsverschiedenheiten der Eltern giebt immer der väterliche Wille den Ausschlag, ob aber mit Recht und immer zum Vorteil des Kindes, ist eine andere Sache, namentlich was die Erziehung unserer Töchter anbetrifft. Die Mutter ist doch unzweifelhaft besser imstande als der Vater, ihre Tochter zu verstehen, ihren Interessen das richtige Verständnis entgegen zu bringen, warum soll sie nicht das entscheidende Wort bei der Erziehung der Tochter sprechen? Wir brauchen hier nur daran zu erinnern, daß die Tochter naturgemäß größeres Vertrauen zu der Mutter als zum Vater besitzt, um uns darüber klar zu sein, daß z. B. bei der Wahl eines Lebensberufes oder bei der Verheiratung einer Tochter nicht dem Vater, sondern der Mutter das ausschlagende Wort zukäme! Wir möchten hier dem Wunsche Ausdruck geben, daß Absatz 2 des Paragraph 1506 dahin abgeändert würde, daß bei Meinungsverschiedenheiten in betreff des Sohnes der Vater, in betreff der Tochter die Mutter zu entscheiden habe, können uns aber nicht verhehlen, daß dieser Wunsch einstweilen wenig Aussicht auf Erfüllung hat.

Anne Charlotte Leffler und Sonja Kovalevsky.

Von

Ellen Key.

Autorisierte Übersetzung von Therese Krüger.

Nachdruck verboten.

Die Biographie Sonja Kovalevskys von Anne Charlotte Edgrén-Leffler ist durch die 40 Pfennig-Ausgabe in Philipp Reklams Universal-Bibliothek in aller Hände gelangt und das Urteil über die große Mathematikerin als Frau damit für viele endgiltig festgestellt. Und doch ist manches in dieser Biographie einseitig und lückenhaft; zwei wesentliche Grundzüge in Sonja Kovalevsky: das wissenschaftliche Genie und die Mutterschaft treten völlig zurück gegen das erotische Moment. Was hier schon verzeichnet erscheint, ist geradezu verzerrt in Laura Marholms Schilderung, die gleichfalls in so weite Kreise gedrungen ist. Wir glauben daher unsern Lesern eine willkommene Ergänzung zu bieten und eine Ehrenpflicht gegen eine der hervorragendsten Frauen unserer Zeit zu erfüllen, wenn wir nachstehend ein Kapitel aus Ellen Keys: Anne Charlotte Leffler, Ducheſſa di Cajanello zur Mitteilung bringen.

Das Bild von Sonja Kovalevsky, das A. Ch. Leffler mit unparteiischer Klarheit und Ehrlichkeit und dabei mit außerordentlichem Talent, übrigens auch — im großen ganzen — mit sympathischer Hingebung ausgeführt hat, ist mit dem Bemühen gezeichnet, die Freundin so menschlich und lebendig darzustellen, wie es bei ihrem in Worten nur schwer wiederzugebenden Wesen nur möglich war: ein Wesen, zugleich schwer, melodisch und funkensprühend, wie jene Quecksilberfontänen, welche die Paläste der Mauren schmückten.

Sonja Kovalevsky war aus den widersprechendsten Gegensätzen zusammengesetzt: eine ganz außerordentliche Kultur und eine große, wilde Naturkraft; sie war unendlich zersplittert, nuanciert, eindrucksfähig und dabei doch im höchsten Grade energisch, einheitlich, intensiv; sie besaß eine moderne, analysierende, beobachtende Intelligenz und eine morgenländisch fruchtbare Phantasie; sie war ein exakter Mathematiker und eine idealistische Träumerin. Wenn man alle diese Gegensätze aufgezählt hat, sind noch Hunderte ungenannt geblieben, und es will einen bedünken, als hätte man noch nichts über diese Persönlichkeit gesagt, deren außerordentlicher, Sympathie erweckender Reiz vielleicht zum großen Teil gerade in der Vereinigung dieser sonst unvereinbaren Gegensätze lag, eine Persönlichkeit, deren Reichtum man nicht erschöpfen, deren Wesen man

Digitized by Google

nicht ergründen konnte, ausgestattet mit der dreifach problematischen Natur des Genies, der Frau und der slawischen Race.

Auch traute A. Ch. Leffler sich keineswegs zu, dieses Problem gelöst zu haben; indessen griff sie diese Aufgabe an, wie sie ihre dichterischen Aufgaben angriff: sie wollte den Menschen erklären. Eine Idealisierung schien ihr nicht der richtige Weg zur Erklärung zu sein; vielmehr die Sympathie, aber nicht jene persönliche, die sich nur von dem Verwandten angezogen fühlt, sondern die, welche von innen heraus die Gestalten erschaut, die sie schildert, die sie versteht und kennt. Je einfacher und aus einem Guß man eine Figur hält, je leichter wird sie verstanden; je mannigfaltiger man sie wiederzugeben bestrebt ist, je mehr verwirrt sich der Eindruck, je unsicherer wird der Leser, dessen Gedanken dadurch hin und hergezogen werden, wie wenn man eine Spur im Sande sucht.

Mit diesem Grundsatz vor Augen und mit der Gewißheit, diese Unsicherheit beim Leser hervorzurufen, zeichnete A. Ch. Leffler das Bild Sonja Kovalevskys. Die Biographie ist im Anfang, wo Sonjas eigene Schilderungen den Stoff bilden, und im Schlußkapitel, wo A. Ch. Lefflers eigener Kummer die Darstellung hebt, wirklich das geworden, was Ibsen meinte, als er ihr riet, die Aufgabe dichterisch zu lösen. Im mittleren Teil aber haben der Mangel an Geschmack, den wir bereits erwähnten, und das Unvermögen eine sichere Wahl zu treffen zwischen dem wahrhaft oder nur scheinbar Charakteristischen, zwischen Wesentlichem und Zufälligem, die Darstellung geschädigt, indem das Zufällige oft in eine Reihe gestellt wurde mit dem Wesentlichen. Das wirkt verwirrend, und zwar in viel höherem Grade, als die Mannigfaltigkeit in Sonjas Natur in richtigerer Darstellung hätte wirken brauchen.

Deshalb hat die Biographie Sonja Kovalevskys von A. Ch. Leffler neben großen Lobpreisungen auch die härtesten Urteile, sowohl über die Schildernde als über die Geschilderte hervorgerufen; um beider willen sind einige Berichtigungen wohl angebracht.

A. Ch. Leffler selbst hat in der Einleitung alle Ansprüche auf eine vollständige, objektive Biographie abgelehnt, und dies ist das erste, was man bei einer Beurteilung festhalten muß. Sie hat nur, wie sie in einem Brief schrieb, eine „ihrer liebsten und teuersten Pflichten erfüllen wollen“: all das Interessante, was sie über die Persönlichkeit Sonja Kovalevskys wußte, zu sammeln, „um es der Zukunft zu erhalten, die sicherlich Sonja Kovalevsky einen Platz in der Geschichte ihrer Zeit anweisen wird.“

Bei der Erfüllung dieser Pflicht ist A. Ch. Leffler von der Gewißheit durchdrungen gewesen, daß es „nicht möglich sei, von Sonja ein sympathischeres Bild zu geben“ als das, welches sie zeichnet, und demzufolge schrieb sie, als sie die Schilderung beendigt hatte:

„Ich weiß, daß mich die ganze Zeit während ich an dieser Biographie schrieb, ein so lebhaftes Gefühl von Pietät geleitet hat, daß ich bei jedem Wort gleichsam versucht habe, die innersten Gedanken Sonjas zu erlauschen, und sie so darzustellen, wie sie dargestellt sein wollte — daß ich mich von ihr, nur von ihr habe leiten lassen. Noch ist ihr Geist über mir, und ich habe es deshalb thun können. In wenigen Jahren hätte ich es nicht mehr gekonnt, hätte ich kein Wort hinzufügen können, ohne den Geist des Ganzen zu zerstören.“

A. Ch. Leffler legte, indem sie über Sonja schrieb, dieselbe große, männliche Offenheit an den Tag, mit der sie über sich selbst geschrieben haben würde. Sie hat es dennoch nicht erreicht, Sonja in jeder Hinsicht so darzustellen, wie diese „dargestellt sein wollte“. A. Ch. Leffler überlegte sich nicht, daß die komplizierten Stimmungsmenschen nicht mit ganz denselben Mitteln begreiflich gemacht werden können, wie die einheitlichen Charaktere.

Denn wenn eine Menge kleiner, psychologisch eigentümlicher Züge dem mit der Persönlichkeit unbekannten Leser entgegentreten, unvermittelt durch den Reiz des Lächelns, des Blicks, der Stimme und den für Sonja so eigentümlichen Humor, und wenn sie aus dem Zusammenhang mit der Umgebung, den Ereignissen und der Zeit gerissen werden, so erhalten sie eine ganz andere Bestimmtheit und scheinen weit größere Dimensionen gehabt zu haben, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Digitized by Google

Dadurch, daß man im Druck jeden Gemütswechsel eines Stimmungsmenschen fixiert, alle seine Einfälle und Widersprüche, gerät man leicht dahin, sie unfreiwillig zu kristallisieren und dem feste Umrisse zu geben, was in der Wirklichkeit die leichten, reizvollen und fließenden Formen der Wolken besaß.

Deshalb teilte ich A. Ch. Lefflers Ansichten nicht ganz, weder in Bezug auf die Abfassung der Biographie, noch insbesondere auf die Zeit für ihre Herausgabe. Für die mit der Persönlichkeit nur wenig oder gar nicht bekannte Mitwelt, ist ein plastisches Vorgehen das einzige, das für das Bild eines Stimmungsmenschen paßt, ein Vorgehen, welches das Zufällige beiseite schiebt und das Wesentliche hervorhebt. In einer gewissen Entfernung ist die Statue das einzige Kunstwerk, das eine große, eine bedeutende Wirkung hervorbringt, und daher geeignet ist, eine bedeutende Persönlichkeit wahr wiederzugeben.

Wiederum liefert für die Zukunft, die — paradox ausgedrückt — näher kommt, indem die Entfernung größer wird, die pittoreske Methode, wie sie A. Ch. Leffler wählte, das wertvollste Bild. Das im Alltagsleben studierte, in ein intimes Milieu gebrachte, in allen Details genau ausgeführte Portrait wird einer kommenden Generation immer das interessanteste sein, sowie es sympathischen und intelligenten Augen schon in der Mitwelt das teuerste ist — und es wäre zu wünschen gewesen, daß Sonja Kovalevskys Biographie nur solchen Augen begegnet wäre. — —

A. Ch. Leffler verstand vieles — aber in einigen Hauptpunkten verstand sie wenig oder nichts, und gerade in diesen Punkten haben die Farben des Bildes nicht die rechten Werte erhalten. Zum Teil beruht dies nur auf einem bei A. Ch. Leffler ganz natürlichen und von ihr selbst erkannten Unvermögen, die wissenschaftliche Seite von Sonjas Persönlichkeit zu beurteilen. Die Liebe zur Wissenschaft war entschieden das, was dieser Persönlichkeit ihre Höhe und Festigkeit gab, so zu sagen ihr geistiges Rückgrat. Und wenn — durch A. Ch. Lefflers Entschluß, die Darstellung vollkommen subjektiv zu halten — Sonjas Verhältnis zur Wissenschaft nur in starker Unterordnung hervortritt, so wirkt dadurch die ganze Persönlichkeit in der Biographie viel weniger kräftig und einheitlich, als sie es in der Wirklichkeit that. Sonjas wissenschaftlich geschulte, durchsichtig klare, folgerichtige Denkungsart, die einen so starken Einfluß auf ihre Dichtung, ihre Lebensanschauung, ihr Gefühlsleben hatte, ist dadurch nicht zu ihrem Recht gekommen, und demzufolge auch nicht die eine große Seite ihrer Genialität. A. Ch. Leffler wollte — und mit vollem Recht — die Frau im Mathematiker zeigen; sie hat aber nicht den Mathematiker in der Frau gezeigt, außer in einem Falle, wo sie wieder in gewisser Weise der Wissenschaft einen viel zu großen Raum in Sonjas Leben gab, ein Fall, auf den ich später noch zurückkommen werde.

Eine andere Seite von Sonjas Begabung, der für sie so eigentümliche Humor, ist von A. Ch. Leffler, der jeder Humor im eigentlichsten Sinne des Worts fehlte, ebenfalls nicht stark genug betont worden. Unzählige Male nahm Anne Charlotte Sonjas Scherz für vollen oder halben Ernst, so z. B. als diese ihre Triumphe als Sportsweib schilderte, oder ihr „Verliebtsein" in diese oder jene Person, oder ihren „Abscheu" vor diesem oder jenem. Das Gewicht, das in der Biographie auf derlei Zufälligkeiten gelegt wird, trübt das Bild. Der alltäglichste Mensch würde, wenn seine Einfälle und Inkonsequenzen dieselben Proportionen erhielten wie seine Handlungen, als bizarr dargestellt werden können, — wie viel mehr wird das der Fall sein bei einer Ausnahmenatur!

Was nun die Schlußfolgerungen betrifft, die A. Ch. Leffler selbst über Sonja macht, so hat sie den Inhalt ihrer Worte nicht so genau auf die Wageschale gelegt, wie es zu wünschen gewesen wäre; sie ist dadurch teils in Widerspruch mit ihren eigenen Aussprüchen geraten, teils hat sie Urteile gefällt, die sie selber zu berichtigen die erste gewesen wäre, hätte sie gelebt und erfahren, in wie absoluter und einseitiger Weise ihre Worte aufgefaßt wurden.

Das ist z. B. der Fall mit den Bemerkungen zu Sonjas Schilderung ihrer Gefühle während der Fahrten zwischen Stockholm und Malmö.

Digitized by Google

Man erhält durch diese Bemerkungen den Eindruck einer tiefen Bitterkeit gegen Schweden, die durchaus nicht existierte. Im Gegenteil, mehr als einmal äußerte Sonja eine warme Dankbarkeit gegen das Land, das ihr eine Heimat und eine Thätigkeit gegeben, und diese Äußerung hat sie nicht allein schwedischen Freunden gegenüber gethan, sondern auch Ausländern gegenüber. Ihre Einwendung gegen Stockholm ist die sehr berechtigte, daß man sich dort in einer Kleinstadt befände, wo sich jeder in die Angelegenheiten des andern mische, und wo man nie die Person von der Sache trennen könne. Sie fand — und das ebenfalls mit vollem Recht — daß der geistige Horizont in Stockholm eng sei und demzufolge die Toleranz mittelalterlich, Urteile, in die A. Ch. Leffler willig einstimmte. Aber gleichzeitig war Sonja vollkommen gerecht gegen die guten Seiten der Schweden.

Die Äußerung über Sonjas nur „scheinbare" Anspruchslosigkeit gehört ebenfalls zu diesen unüberlegten Urteilen. Ihre Anspruchslosigkeit war, ebenso wie Anne Charlottes eigene, echt, aber deshalb doch nicht dumm. Daß sie ihre Überlegenheit erkannte und einsah, war selbstverständlich, und das hat mit der Anspruchslosigkeit durchaus nichts zu thun. Die Anspruchslosigkeit des Genies ist diese: weder seine Überlegenheit zu überschätzen noch andere zu übersehen, noch sie als Veranlassung zu benutzen, ungereimte Forderungen an andere zu stellen. Das alles war bei Sonja nicht der Fall. Eher unter- als überschätzte sie ihre Begabung; die einfachsten Menschen interessierten sie, und sie war rücksichtsvoll selbst gegen den unbedeutendsten; sie war ebenso rührend dankbar für die geringste Gefälligkeit und Freundlichkeit, wie sie vorsichtig war, solche von anderen als wirklichen Freunden anzunehmen. Und, obgleich es vollkommen wahr ist, daß sich ihr Streben nicht auf die bürgerlichen Tugenden richtete, so war sie doch weit davon entfernt sie gering zu schätzen. Im Gegenteil bedauerte sie oft, daß ihr nicht Zeit bliebe, die Pflichten des Alltagslebens so zu erfüllen, wie sie es wohl gewünscht hätte. Besonders in einem Verhältnis, das die Biographie fast ganz übergeht, dem Verhältnis zur Tochter, besaß sie viel mehr von der Liebe einer Mutter, als die Schilderung einem Anlaß zu glauben giebt. Wenn auch ihre Zeit nicht ausreichte, um sich der Entwicklung der Tochter so zu widmen, wie sie gewünscht hätte, so gab sie derselben doch während der kurzen Stunden, in denen sie sich mit ihr beschäftigte, mehr Zärtlichkeit, mehr Verständnis und geistige Einwirkung als viele der exemplarischen Mütter, die an nichts anderes denken als an ihre Kinder, ohne sie darum auch nur um einen Schritt geistig zu fördern.

Die Hauptursache, weshalb Sonja in der Biographie von A. Ch. Leffler auf viele so unsympathisch gewirkt hat, ist darin zu suchen, daß man in ihr nicht nur einer eigentümlichen Persönlichkeit begegnet, sondern einer eigentümlichen Nationalität, oder besser gesagt einer Mischung von Nationalitäten: sie ist eine Deutsche, Zigeunerin, Polin, aber vor allem eine Russin. Die Eigenart dieses ihres Nationalcharakters, der von dem unsern so abweichend ist, ist von der Biographin in keiner Weise beleuchtet worden. Manches, das uns überrascht, läßt sich von dem Standpunkt der Rasse aus erklären, wenngleich es den Germanen schwer wird es zu verstehen. Das Temperament der Russin — so auch Sonjas — ist eine Isotherme, welche bald hoch über, bald weit unter den Parallelzirkeln geht, die dem nordischen Frauenideal oder dem Ideal der Frauensache gezogen sind.

In Rußland hingegen ist die Biographie — obgleich Sonjas persönliche Freunde der Veröffentlichung derselben nicht ganz beigestimmt haben — als ein geniales psychologisches Bild des russischen Temperaments geschätzt worden, trotzdem dieses Temperament in der Biographie nicht genau charakterisiert worden ist.

Insbesondere ist es ein ganz bestimmter slawischer Zug in Sonjas Gemüt, der in der Biographie nur einen unvollkommenen Ausdruck erhält, wenn es heißt, daß sie eines beständigen Wechsels, eines beständigen Stimulus bedurfte. Dies war — im gewöhnlichen Sinn des Wortes — nicht der Fall. Sie konnte sich während ganzer Halbjahre bei wahnsinniger Arbeit isolieren. Aber die Arbeit war dann für sie, was in einer anderen Periode die Geselligkeit oder die Freundschaft oder die Liebe

Digitized by Google

war: der Reiz, durch den sie fühlte, daß sie lebte. Der Slawe hat das Bedürfnis, in jedem Augenblick sein eigenes Dasein energisch, leidenschaftlich zu empfinden, gerade weil er weiß, daß im nächsten Augenblick der geistige Tod — jene Neigung zum Nirvâna, zur thatenlosen Melancholie, zum willenlosen Stillstehen, die ihren erschöpfendsten dichterischen Ausdruck im Oblomow-Typus gefunden hat — auf ihn lauert, dieser Zustand, der für den Slawen, Halborientale wie er ist, zu einer beständigen Möglichkeit werden kann. Und in diesem seinem Bedürfnis nach Intensität wird er ruhelos und rücksichtslos; nur in diesem Sinne war es, daß Sonja keine Mittel scheute um ihr Ziel zu erreichen.

Der Slawe geht zum Extrem, sei es, daß er sich auf die Wissenschaft wirft oder auf die Religion, auf den Genuß oder die Askese, auf den Nihilismus oder in die Geselligkeit, auf die Liebe oder die Entsagung, um das Dasein so intensiv als möglich zu empfinden, denn dies ist das tiefste Bedürfnis seines Lebens.

Diese ganze echt russische Seite von Sonjas Wesen war von A. Ch. Lefflers Natur so verschieden wie nur möglich. Sie war ebenso maßvoll und biegsam, ebenso sehr imstande, sich den Verhältnissen anzubequemen, wie Sonja in Lebensfragen intensiv war. A. Ch. Leffler besaß in ihren Entschlüssen die Langsamkeit des Germanen, Sonja die gewaltsame Impulsivität des Slawen; A. Ch. Leffler besaß die ihrer Rasse angehörige Ausdauer; Sonja die plötzlichen, unmotivierten Übergänge und Wechsel von einem Seelenzustand zum andern, von äußerster Heiterkeit zu tiefster Melancholie, von wildester Arbeit zur gemächlichsten Ruhe. A. Ch. Leffler war eine lichte Opportunistin; Sonja eine gewaltige Idealistin — wie ihre Rasse es ja auch ist — eine Idealistin, die unaufhörlich mit dem Kopf gegen die Wirklichkeit stieß. A. Ch. Leffler gehörte durch ihr ganzes Temperament zu denen, die ohne Schwierigkeit einsehen:

„Die Sterne, die begehrt man nicht",

Sonja wollte nichts anderes als die Sterne. Ihr Ehrgeiz war nicht der trockene, heiße, gallische Ehrgeiz, auch nicht der grüblerische, schwere, nordische; er war verwandt mit jenem Märchendurst — dem Märchendurst der Orientalen — nach dem Wunderbaren. Hatte sie ihr Ziel erreicht, so besaß es für sie keinen besonderen Wert mehr; sie verfolgte dann ein neues — weniger von Ehrgeiz getrieben als von ihrer glühenden Phantasie. Beständig wurden neue Gedanken, neue Arbeitspläne und Einfälle in ihrer Feuerseele geboren und strömten, ohne scheinbaren Zusammenhang, aus ihrer Rede hervor. Anne Charlotte erfaßte oft aus dieser Flut von Mitteilungen nur einige Momente, und nicht immer die bedeutendsten. Das Grenzenlose im slawischen Temperament war vor allem anderen das Bezeichnende für Sonja, und deshalb sind bestimmte Begrenzungen nur imstande, den Eindruck ihrer Persönlichkeit zu verringern.

Und doch hatte sich A. Ch. Leffler eine solche Begrenzung zur Aufgabe gesetzt, als sie es unternahm, Sonja hauptsächlich von dem Standpunkt des Weiblichen, des Allgemeinmenschlichen zu schildern. Denn auch als Weib, auch in ihren erotischen Erlebnissen war Sonja gleichzeitig das Genie und die Russin, und hält man nicht beides fest, wird sie einem als Weib unverständlich.

Sonja Kovalevsky und Anne Charlotte Leffler hatten, wie so viele andere begabte Frauen aus der Jetztzeit, den Weg nicht von „womanhood to selfhood" gemacht, sondern umgekehrt. Ihre menschlich-persönlichen Ansprüche auf Entwicklung, ihre intellektuellen Bedürfnisse waren geweckt und befriedigt worden, ehe sie zu fühlen begannen, daß dies doch nicht das Zentrale in ihrer Persönlichkeit sei; daß es ihnen nicht genug sei, den Männern Arbeitsgenossen zu sein oder von ihnen geistig als ihresgleichen angesehen zu werden. Als diese neue Erkenntnis in A. Ch. Leffler erwachte, war es, weil die Liebe sie suchte; Sonja hingegen suchte die Liebe. In dieser Grundverschiedenheit ihres Schicksals lag die Ursache, daß A. Ch. Leffler in diesem zarten Punkt kein volles Verständnis für die Freundin besaß.

Trotzdem ist es der erotische Konflikt Sonjas, der ihre Biographin vor allem interessiert. Aus diesem Grunde hat sie die Unruhe, den Wankelmut, die Schwermut und den Schmerz der letzten Jahre so stark betont, daß sie sowohl die stille Arbeitsfreude

Digitized by Google

und den freundschaftlichen Austausch der früheren Jahre — wo der Wein bei ihren geistigen Gastmälern Sonja war und das Brot Anne Charlotte — gänzlich in den Schatten stellen, wie auch so manche andere Züge, die zu den eben erwähnten ein Gegengewicht bildeten, und ohne die Sonjas Bild einseitig wird. Es kam noch hinzu, daß die beiden Freundinnen sich während der letzten Jahre nur wenig sahen, daß Sonja lange Zeit nicht an Anne Charlotte schrieb — was diese, die selber große Rücksicht auf die Gefühle anderer nahm, nicht begreifen konnte — und daß Sonja, die sich überhaupt in Bezug auf ihre erotischen Erlebnisse sehr verschlossen zeigte, dies ganz besonders gegen Anne Charlotte war. Denn teils scheute sich Sonja, ihren Schatten in den Sonnenschein anderer zu werfen, teils meinte sie, daß „der Satte den Hungrigen doch nicht verstehen könne."

Freilich war dies eine Unterschätzung des sympathischen Vermögens der Freundin, aber es steht doch fest: je aufgeregter und inhaltsreicher ihr beiderseitiges Leben sich gestaltete, je weniger verstanden sie sich. Die Ungleichheit zwischen der weichen Natur der einen und der stolzen der anderen trat unabläßig hervor. A. Ch. Leffler konnte es nicht begreifen, daß Sonja keinerlei Kompromisse eingehen, daß sie ihre Forderungen nicht herabsetzen wollte. Sie schob dies auf Sonjas anspruchsvolles Temperament — sie hat damit aber keine befriedigende Erklärung gegeben. Sonjas Forderungen waren sicherlich grenzenlos — sie war aber auch fähig grenzenlos zu geben, und es war nicht ihr Ehrgeiz oder ihr Unvermögen, im Gefühl ganz aufzugehen, was in diesem bestimmten Falle ihre Glücksmöglichkeiten zerstörte.

In Bezug auf einen Gegenstand, über den Sonja selbst so zurückhaltend war, hätte ihre Biographin es vielleicht ebenfalls sein müssen. Vielleicht auch nicht. Denn niemand weiß, welche Auslegungen ihre Liebesgeschichte sonst erfahren hätte, und Anne Charlottes Darstellung besitzt immerhin mehr Innerlichkeit, als eine kalte litterarische Schilderung hätte geben können. Dadurch aber, daß A. Ch. Leffler so von ihrer eigenen, glücklichen erotischen Erfahrung, von ihrem Gefühl der Stärke weiblicher Hingebung in Anspruch genommen war, mißverstand sie in doppelter Hinsicht die Freundin. Sie glaubte in ihr mehr Leidenschaft und weniger Hingebung zu finden, als sie in Wirklichkeit besaß.

In allem, so auch in der Erotik, profiliert sich Sonjas Bild in der Biographie mit viel schärferen Eigentümlichkeiten, als wenn es auf dem Hintergrunde ihres Nationalcharakters gezeichnet worden wäre. Sonja hatte in ihrem Gefühlsleben dieselben Züge, die die russische Litteratur uns in ihren besten Frauentypen gezeigt hat: kühle Sinne und ein feuriges Herz, unendlichen Seelenadel und opferwillige Kraft, im Verein mit unerhörten idealen Forderungen: eine Kette von goldenen und purpurroten Fäden, in der dann später das schwarze Garn der Melancholie und das bunte der Stimmungen den Einschlag bildeten. A. Ch. Leffler sah in Sonjas Temperament mehr von dem individuellen Einschlag als von der nationalen Kette.

Das zeigt sich schon bei der Auffassung von Sonjas erster Ehe, die so viele verwickelte psychologische Momente besaß, daß man den Knoten durchaus nicht löst, indem man ihn, wie A. Ch. Leffler, mit einem kurzen Urteil, daß Sonja „besitzen wollte, ohne sich besitzen zu lassen", durchhaut. Der Mangel an innigem Zusammenleben mit Sonja während der letzten Jahre, das eigentümlich Aufgeregte in Sonjas Leben, als sie sich die letzten Male trafen, sowie A. Ch. Lefflers eigene, jetzt vom Erotischen ganz erfüllte Lebensanschauung, haben ebenfalls dazu beigetragen, daß sie in Sonjas späterem Leben viel zu sehr nur das Erotische sah.

Es war sicherlich während der letzten Jahre ein Interesse in ihrem Dasein geworden, aber die Wissenschaft, die Dichtung, ihre Mutterschaft hatten deshalb doch keineswegs an wirklichem Interesse für sie verloren, obgleich das alles, wegen des großen Konflikts — für kurze Zeit — beiseite geschoben werden konnte. Und Sonja selbst war der Meinung, daß die Intensität stets, so auch in der Liebe, im Verhältnis stehe zu den Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat; so meinte sie selbst, daß, wenn das Ziel einmal erreicht wäre, ihr das Glück, das unerreicht so groß erschien, dennoch keine volle Befriedigung gewähren würde; jedenfalls würde es

Digitized by Google

ihr auf die Dauer nicht die Liebe zur Wissenschaft und Kunst oder zum Kinde ersetzen können.

Es handelte sich nicht um einen Konflikt zwischen Ehrgeiz und Liebe, ebensowenig zwischen der männlichen und weiblichen Art zu lieben; auch nicht zwischen der verschiedenartigen Liebe dieser Frau und dieses Mannes. Um was für einen Konflikt es sich handelte, erhellt am besten aus der einzigen Mitteilung, die als authentisch angesehen werden kann, einer Mitteilung nämlich aus dem Munde des beteiligten Mannes.

Er sah in Sonja nicht das in sich selbst konzentrierte Genie, das als Weib „besitzen wollte, ohne sich besitzen zu lassen." Sie teilte nach seiner Ansicht das Schicksal unzähliger, nicht genialer Frauen, ein Schicksal, dessen letzte Ursachen in jedem Falle verschieden sein müssen und tief im geheimnisvollen Schoße der Natur verborgen liegen, das aber, von außen gesehen, einfach und alltäglich ist.

Der betreffende Mann hatte zu wiederholten Malen, getrieben von Sympathie und Freundschaft, aber nicht von Liebe, Sonja gebeten seine Gattin zu werden. Nie hatte er sie oder sich selbst über die Art seines Gefühls getäuscht, auch hatte er sich durch ihre abschlägige Antwort nicht verletzt gefühlt, weil er einsah, daß eine so entwickelte weibliche Persönlichkeit, und noch dazu eine so große und reiche wie Sonja Kovalevskys, sich nicht damit begnügt, da stückweise zu empfangen, wo sie ganz und voll giebt. Ebensowenig mißverstand er mit kleinlichem Sinn das Gefühl, das er nicht teilte, sondern sprach von Sonjas Liebe als der größten, der er in seinem Leben begegnet sei. Und er mißdeutete ebenfalls nicht die Leiden, die seine Aufrichtigkeit ihr verursachte. Im Gegenteil nahm seine tiefe Bewunderung, Achtung und Sympathie beständig zu, indem er klar die Bedeutung der Ursachen erkannte, auf die sie ihre abschlägige Antwort gründete. Sicher, in gegenseitiger Liebe ein Glück geben und empfangen zu können, hätte sie der Forderung dieses Glücks alles hingeopfert, auch ihre Wissenschaft, wenn er es verlangt hätte.

Aber er hat dies nicht verlangt; nur daß sie, wenn es sich als absolut notwendig erwiese, ihren Platz an der Stockholmer Hochschule aufgeben sollte. Indessen wollte sie nicht die eigene Zukunft und diejenige ihres Kindes in einer Ehe aufs Spiel setzen, um deretwillen sie vielleicht ihre Stellung aufgeben mußte, ohne die volle Gewißheit zu besitzen, daß sie es nicht eines Tages bitter bereuen würde, die Möglichkeit einer Unabhängigkeit für sich und die Tochter verloren zu haben — diese kleine Tochter, die der Mutter so innig am Herzen lag, daß ihr Gefühl für sie und ihre Erziehung in der Motivierung ihrer Weigerung beständig wiederkehren. Als aber Sonja schließlich nach jedem erneuten Zusammensein die darauffolgende Trennung schwerer zu ertragen fand, begann sie — mit Hintansetzung der eben besprochenen Bedenken — sich mit dem Gedanken einer möglichen Veränderung ihres Lebens vertraut zu machen.

Ihr Eifer während der letzten Krankheit, bald wieder gesund zu werden, stand in naher Verbindung mit diesen Zukunftsplänen.

Der Tod trat dazwischen und verhinderte sie daran, ein Kompromiß einzugehen zwischen der absoluten Forderung des Idealismus und den Lebensverhältnissen, wie sie vorlagen; ein Kompromiß, das bei ihrer Natur ganz sicher schicksalsschwanger geworden wäre.

Der Tod gab ihr dann, was das Leben ihr nicht mehr geben konnte: den ersten Platz in der Erinnerung und dem Leben des Hinterbliebenen.

„Der Tod, der Befreier," den sie ahnend erschaute, als sie George Eliot schilderte, wurde solcherweise auch für sie ein Erlöser von diesem wahrscheinlich unlösbaren Konflikt.

In diesem Gedanken suchten und fanden Anna Charlotte Leffler und Sonjas übrigen Freunde einigen Trost für ihren bitteren, persönlichen Schmerz über den Verlust von Sonja Kovalevsky. Niemand ahnte damals, wie bald auch Anne Charlotte Leffler von einem ebenso plötzlichen und fast noch beklagenswerteren Tode ereilt werden sollte.

Digitized by Google

Die Blinde.

Skizze nach dem Leben.

Von

F. Ottmer.

Nachdruck verboten.

Wie oft bin ich in der Dämmerstunde bei ihr eingetreten — jahrelang hat sie neben mir gewohnt, fern vom Geräusch der Großstadt, dem ausgedehnten Privatgarten gegenüber, der meine Freude und Erquickung ist und die ihre war, wenn sie auch nur die würzige Luft genießen konnte, die er ihr in die Parterrezimmer wehte. Flieder duft sandte er ihr im Mai, dann schwebte wie eine Wolke der schwere Geruch des Ölbaums herein, ihm folgte der süße des Jasmin, der feine der Akazie. Wenn aber die Linden blühten, wurde alljährlich der Koffer aufgepackt, und die alte Frau reiste fort zu ihren Kindern nach Österreich, tief ins Gebirge hinein, wo die hellen Forellenbäche fließen und die Berge in den Himmel ragen. Wenn sie wiederkam, dann konnte sie des Erzählens kein Ende finden, wie schön es dort sei.

Im Winter aber fand ich sie stets auf ihrem Platz. Ich kannte ihre Stunden. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr spielte sich ihr Leben ab. Tag für Tag im selben Augenblick konnte ich sie am Arm ihrer Gesellschafterin das Haus verlassen sehen und dann wiederkommen. Inzwischen war sie rechts um die Ecke in den Tiergarten eingebogen und dort rüstig auf- und abgeschritten, oder sie hatte ihrer Schwester, der mehr als achtzigjährigen, einen Besuch gemacht. Hierauf nahm sie das Mittagsmahl, hielt ein Schläfchen, und dann kam ich.

An die Schmalseite des Tisches, der in der Mitte des tiefen Zimmers stand, war ihr großer brauner Ledersessel gerückt, in dem sie bequem zurückgelehnt saß. Die stattliche Gestalt meist schwarz gekleidet, auf dem schneeweißen, dichten Scheitel eine schwarze Spitzenschleife, saß sie im tiefen Schatten des grünen Schirms, der zwischen sie und die blankgeputzte Lampe gerückt war. Die noch immer schönen, wohlgepflegten Hände lässig im Schoß oder mit dem Stricken eines jener Seiflappen beschäftigt, mit denen sie ihre zahlreiche Familie versorgte. Auf dem Tisch vor ihr über einer bunten Plüschdecke ein gestickter Läufer, darauf symmetrisch geordnet neben der Lampe und dem Schirm eine Visitenkartenschale, ein kleines gemaltes Brett und eine jener Muscheln, die als Andenken aus Ostende mitgebracht werden. In ihren letzten Jahren kamen noch zwei Photographien hinzu, die ihrer Urenkelin und die ihres jüngsten Enkels, beide im Säuglingsalter aufgenommen.

„Guten Abend, Frau Winter."

Sie horchte auf. Das weiße Haupt wandte sich nach der Richtung meiner Stimme.

„Wie geht es heute?"

„Ach, Sie sind's, Mitzi!" sagte sie und streckte mir die Hand entgegen. Und halb zögernd und verschämt:

„Haben Sie vielleicht etwas zum Vorlesen mitgebracht?"

Ja, das hatte ich.

Ich zog mir einen Stuhl an den Tisch und setzte mich ihr schräggegenüber.

Ich weiß es noch ganz genau, das letzte, was ich ihr vorgelesen habe, war Fuldas „Talisman", in der Dämmerstunde des Sylvestertages. Ihr Fräulein hatte sich Urlaub erbeten — es war lautlos still um uns her. Mit gefalteten Händen lauschte die fast Siebenundsiebzigjährige den klingenden Versen des anmutigen Märchenspiels. Ich unterbrach mich hie und da, um ein erklärendes Wort einzufügen, denn ich bin durchaus keine Meisterin im Vorlesen und es fiel mir schwer, die verschiedenen Stimmen auseinander zu halten. Doch sie hatte immer verstanden; es war wirklich merkwürdig und rührend zugleich, wie sie am Gehörten teilnahm, wie sie sich die Fähigkeit des Genießens bewahrt hatte und Freude fand an den bunten Gestalten des Dichters. Bunt! für sie war nur noch bunt, was ihr inneres Sehen vor ihr erstehen ließ, die körperliche Welt war in Nacht für sie getaucht, sie war vollständig erblindet. Aber wie ertrug sie's! Wer ihr so gegenüber saß und das schöne, aufmerksame Gesicht sich zugewendet sah, auf dem ein tiefer Friede lag, der konnte es kaum glauben, daß die dunklen Augen nicht sahen. Die Täuschung wurde dadurch bestärkt, daß sie sich in den Räumen der

Digitized by Google

kleinen Wohnung mit ziemlicher Sicherheit allein bewegen konnte. Wenn sie sich nach einer meiner Vorlesungen erhob und mich bat, mit ihr Thee zu trinken, so hatte ich Mühe, sie zum Voranschreiten zu bewegen; sie machte noch immer die Honneurs ihres Hauses nach den peinlichen Regeln einer altmodischen Höflichkeit.

Über dem Eßtisch brannte die Lampe; alles, was auf ihm stand, war von leuchtender Sauberkeit. Ich weiß heute noch nicht, wie die alte Frau es machte, aber, obwohl sie nicht sehen konnte, bin ich nie in einem so reinlichen Haushalt gewesen wie der ihre es war. Ein überaus feiner, ja pedantischer Ordnungssinn war ihr eigen, sie fühlte instinktiv, wenn etwas nicht an Ort und Stelle war, und zahllose Male hat sie ein weniger genaues Dienstmädchen dadurch in namenlose Verwunderung versetzt, daß sie ihm die Stelle deutete, von der der Staub nur mangelhaft entfernt war. Sie führte ihren Haushalt noch selbst, saß auch noch zuweilen in der Küche und ließ eine Speise nach ihren Angaben fertigen und wußte stets genau, wie es um die vorhandenen Vorräte bestellt sein mußte. Ihr Interesse hatte in nichts nachgelassen, und ebensowenig ihre Genußfähigkeit. Wie sie sich eines schönen Dichtwerks erfreute, wie sie Anteil nahm an den Leiden und Freuden aller um sie her, so machte ihr auch ein gut zubereitetes Gericht geradezu kindliches Vergnügen. Nie bin ich bei ihr gewesen, ohne daß sie sich nach meinen fernen Lieben erkundigt hätte, und es gab kein Ereignis in der großen Welt und im kleinen Bekanntenkreise, an dem sie nicht die lebhafteste Teilnahme bekundet hätte. Immer war sie liebenswürdig und wohlwollend, dankbar für jede Aufmerksamkeit, die man ihr erwies. Selbst die weibliche Eitelkeit hatte sich in ihr erhalten, mit einem verschämten und doch befriedigten Lächeln suchte sie es abzuwehren, wenn man ihr davon sprach, daß jemand ihre Schönheit gepriesen habe. Nur eines war ein Zeichen ihrer hohen Jahre: es verstimmte sie sichtlich, wenn man ihr vom Tode einer gleichaltrigen Person sprach, während ihr der eines jüngeren Menschen keinen tieferen Eindruck machte. Sie genoß das Leben noch, darum fürchtete sie den Tod. Uns Jüngeren hätte sie das ja kaum offen zugestanden, ihrer greisen Schwester gegenüber brachte sie es einmal zum Ausdruck. Es wäre wohl ein Vorwurf für einen Maler gewesen, die beiden uralten Frauen, die da nebeneinander saßen und in deren Angesichtern der Gegensatz ihrer Naturen sich deutlich ausprägte.

„Ach, Riekchen," sagte die Blinde, „ich fürchte mich so vor dem Tode!"

„Aber, Bertchen, wie kann man sich vor dem Tode fürchten, wenn man, wie wir zwei, nicht mehr schaffen, niemand mehr nützen kann — wozu noch leben?"

Nein, das konnte sie nicht verstehen! Wozu leben? Des Lebens wegen, um alles, was das Leben noch bot, auch ihr noch bot, und nun gar ihrer Schwester, die ja die schöne Welt noch sehen konnte.

Daß sie sie nicht mehr sah, das ertrug sie heldenhaft, ohne eine Spur von Ungeduld oder Verbitterung, und doch war ihr ihre Blindheit in ihren letzten Jahren ein brennender Schmerz — um eines Kindes, um ihres jüngsten Enkels willen. Als er die seinen aufschlug, war das Licht ihrer Augen bereits erloschen, so hat sie ihn nie gesehen, den Spätling, den einzigen ihres Nesthäkchens, ihrer Lieblingstochter Margarete.

Das überwand sie nicht.

Und doch, was hatte die Frau alles erlebt und verloren und war darüber nicht nur zur Ruhe gelangt, sondern hatte sich eine Lebensfreudigkeit bewahrt, die kaum immer der sonnigsten Jugend eignet.

In einer kleinen Stadt, als Tochter eines ehrenwerten, wenn auch wenig begüterten Kaufmanns aufgewachsen, war sie durch ihre Schönheit und eine gewisse Vornehmheit, die sie, trotz der einfachen Verhältnisse, in denen sie erzogen wurde, umschwebte, der Mittelpunkt ihrer Familie und auch des Kreises geworden, in dem sie lebte. Sie wurde anders behandelt und gehalten, als ihre Schwestern — niemand hätte zu sagen gewußt, warum diese ihr alles Schwere abnahmen und sie schonten und hüteten so gut sie konnten. Zur vollen Reife erblüht, reichte sie einem Manne die Hand, zu dem sie die volle Neigung ihres Herzens hinzog — seine Stellung im Leben war keine glänzende, er war Reisender für ein großes schlesisches Fabrikhaus; aber selten hat die Welt ein schöneres Paar gesehen als die beiden es waren.

In einer der nüchternen Straßen des alten Berlin richteten sie sich den einfachen Haushalt ein, nur das Notwendigste, aber dieses so fest und gediegen wie sie selbst, so daß ich fünfzig Jahre später noch Stück für Stück ihres Hausrats sauber und unversehrt aus der letzten Wohnung der alten Frau schaffen sah. Mit der peinlichsten Sparsamkeit wurde gewirtschaftet, eine Magd als einzige Hilfe, auch noch später, als Kind auf Kind dem Bunde entsproß, und doch blieb die junge Frau auch in diesen Verhältnissen vornehm in der äußeren Erscheinung und in ihrem inneren Empfinden. Ihr Mann trug sie auf Händen, auch er behandelte sie wie ein anders geartetes Wesen, dem man Leid und Sorgen fernhalten mußte; sogar jeden Ärger suchte er ihr zu versüßen.

Sein Beruf hielt ihn viel vom Hause fern; so oft er wieder kam, war's ein Fest für sie

Digitized by Google

beide. Langeweile empfand sie auch in der Zwischenzeit nicht, denn bald hatten sie das Haus voll Kinder, da hieß es doppelt thätig und sparsam sein. Zwei Töchter wurden ihnen in kurzem Zwischenraum geboren und dann Zwillinge, darunter zu ihrer namenlosen Freude ein Sohn. Auf den häuften sich von vornherein aller Ehrgeiz, alle Zukunftspläne. Siegmund Winter ging seinem schweren Beruf freudig nach, sein Junge sollte es aber dereinst besser haben, der sollte studieren, ein Gelehrter werden; so viel würde der Vater bis dahin wohl erworben haben, um ihm die Wege zu ebnen ins Reich der Wissenschaft. Auch die Mutter hängte ihr ganzes Herz an den einzigen.

So lebte die Familie dahin, einfach und bescheiden und doch glücklich. Auch an Geselligkeit fehlte es ihnen nicht, selbst die reichen Leute, die ihre Brotgeber waren, verkehrten mit ihnen; daß es auf völlig gleichem Fuß geschah, darüber wachte die Frau eifersüchtig. Das erfuhr jeder, der einen Versuch machte, sie seine Übermacht an irdischem Besitz fühlen zu lassen.

Noch einmal kehrte das Glück bei ihnen ein. Nach fünfjähriger Pause wurde ihnen abermals ein Töchterchen geboren. Als der Vater von einer seiner Berufsreisen zurückkehrte, legte man es ihm in die Arme. „Sonnenstrählchen" nannte er es, und es behielt den Namen und verdiente ihn auch. Wie ein munteres Geistchen tanzte die kleine Margarete durchs Haus und lachte jeden mit den großen Augen an; ein schönes, ein reizendes Kind. Doch merkwürdig, sie wie die Geschwister standen von klein auf der Mutter gegenüber wie alle es gethan hatten, die je mit ihr in Berührung gekommen waren: sie schonten und hüteten sie, sie bemutterten sie förmlich, als ob nicht sie die Kinder wären, sondern die Mutter ihr Kind.

Die beiden ältesten Töchter fanden, kaum den Kinderschuhen entwachsen, brave Männer, denen sie freudig nach Österreich folgten. Die anderen blühten gesund und fröhlich heran. Dann aber fing der Horizont an sich zu trüben. Die Mutter begann zu kränkeln, an einem schmerzhaften, heimtückischen Leiden. Dem Mann war kein Opfer für sie zu groß, kein Bad zu teuer — der Sonnenstrahl wurde ihr als Begleitung mitgegeben — nichts half!

Bald darauf kehrte Siegmund Winter von einer eben angetretenen Reise heim, todkrank. Während die Mutter sich auf ihrem Lager quälte, pflegte die kaum erblühte Margarete den angebeteten Vater. Durch drei ewig lange Nächte wachte sie allein bei ihm; in der dritten glitt der Kranke aus ihren zu schwachen Armen auf den Boden — Tags darauf war's zu Ende; auch zu Ende für immer mit der Heiterkeit, mit dem Frohsinn seines Sonnenstrählchens. Was nun folgte, war Entsagung und Entbehrung.

Nun zeigte sich, daß Bertha Winters Pflichtgefühl, das sich bisher nur in den kleinen und kleinsten Dingen des Lebens zu erweisen gehabt hatte, ihr auch in ihrem großen Schmerze über das Schwerste hinweghalf. Die Frau, der bisher alle Entschließung, aller Kampf abgenommen war, nahm mit Energie die notwendig gewordenen Änderungen und Einschränkungen vor — die Pension, die sie zu beanspruchen hatte, war karg für vier Köpfe. Eine billigere Wohnung in einer häßlichen Proletarierstraße wurde bezogen — für sie ein großes Opfer, denn ihr Schönheitssinn, ihr ausgeprägter Zug zum Vornehmen wurde von der neuen Umgebung täglich und stündlich auf das Empfindlichste gekränkt. Auch ihren Schmerz um den geliebten Mann, der ihr in seinen besten Jahren entrissen worden war, suchte sie zu bemeistern. Sie wußte, daß es ihrer ganzen, ohnedies nicht übermäßigen Kraft bedurfte, um tapfer weiter leben zu können; und leben mußte sie, um ihrer Kinder willen, und sie wollte es auch, um ihrer selbst willen, denn ihr war der Glanz des Tages, die Wonne des Frühlings, das Behagen am häuslichen Herde trotz des herben Schlages nicht erloschen. Sie war ein Weltkind, das das Leben liebte. So vermied sie es, in ihrer Wunde zu wühlen. Sie gehörte dem Leben — „lasset die Toten ihre Toten begraben".

Die Kinder folgten ihrem Vorbild. Der Sohn entsagte schweren Herzens der ihm vom Vater bestimmten, von ihm selbst mit leidenschaftlicher Liebe eingeschlagenen Laufbahn und begann sich auf den kaufmännischen Beruf vorzubereiten, gleichzeitig suchte er durch Erteilen von Privatstunden etwas zu erwerben; seine Zwillingsschwester erstrebte unter unsäglichen Mühen die Reife für das Lehrerinnenexamen, und das arme Sonnenstrählchen nahm die Lasten des Haushalts auf seine jungen Schultern. Freilich unter der unausgesetzten Aufsicht der kranken Mutter, die aber keinen Unterschied kannte zwischen großen und kleinen Pflichten und die Erfüllung beider gleich gewissenhaft von sich und anderen verlangte. Der Geist der Ordnung, den die Frau als bestes Erbteil schon aus ihrem Elternhause mitgebracht hatte, schwebte auch jetzt über allem, und wer die Witwe am Arm ihrer Jüngsten, die zu einem zierlichen Mädchen geworden war, dahinwandeln sah, kein Stäubchen auf der tadellosen Kleidung, wohlgepflegt und ruhigen Ausdrucks, hätte kaum ahnen können, daß sie und die Ihren wußten, was der Kampf ums Dasein bedeute. Und doch wie sehr wußten sie es!

Es waren Jahre des härtesten Kampfes, doch sie wurden erhellt durch den Gleichmut

Digitized by Google

der Mutter, welcher auch nicht ins Schwanken geriet, als sie ein persönlicher unersetzlicher Verlust traf — ganz plötzlich erblindete sie auf dem einen Auge. Sie trug es still, obwohl sie wußte, daß das zweite nun auch in steter Gefahr schwebe.

Um diese Zeit kam aber von anderer Seite her allmählich wieder Sonnenschein in ihr Leben. Die Zwillingsschwester, die ihr Lehrerinnenexamen bestanden hatte, vermählte sich, und der Sohn, der allmählich aufwärts gekommen war, erwarb nun so viel, um der Mutter und Grete ein behaglicheres Leben bieten zu können. Vor allem verließen sie die häßliche Gegend und bezogen eine luftige Wohnung, die über Fluß und Stadt einen weiten Ausblick gewährte.

Doch das Schicksal hatte ihr für ihre letzten Lebensjahre noch des Schweren mehr aufgespart. Zuerst erkrankte ihr zweites Auge. Wochen des Stilleliegens retteten, was noch zu retten war, doch war's mit jeder Thätigkeit für immer vorbei. Und als sie endlich zum erstenmal die Stube verlassen und sich in die freie Luft begeben durfte, stürzte sie aus dem Wagen und brach beide Handgelenke.

Auch daß es mit ihrem Augenlicht, sehr allmählich freilich, abwärts ging, empfand sie wohl, doch suchte sie es vor Sohn und Tochter zu verbergen; auch einen anderen Kummer verschloß sie in sich: daß diese beiden, an denen sie am meisten hing, zum alten Hagestolz, zur alten Jungfer werden zu wollen schienen. (Schluß folgt.)

Von Thymian duftet die Halde.

Ich schaue weit in das Land hinein,
Von der grauen Burg auf dem Felsgestein,
Es lastet dunkel des Himmels Rund,
Doch unten blitzen die Ströme im Grund,
Von Thymian duftet die Halde.

Es macht der Duft mir die Seele schwer,
Als ob ein Zauber darinnen wär';
Es duftet so heiß und so sommerfroh,
Vor Zeiten, däucht mir, duftet' es so:
Von Thymian duftet die Halde.

Es war vor Jahren, — ich ging durch den Hain,
Und er ritt daneben, als müßte es sein,
Und als er endlich von dannen ritt,
Flog mein Herz wie ein jauchzender Vogel mit!
Von Thymian duftet die Halde.

Was willst du heute, begrabner Traum?
Wer hat dich gerufen durch Zeit und Raum?
Du siehst mir fragend ins blasse Gesicht,
Ich möchte lächeln und kann es nicht;
Von Thymian duftet die Halde.

C. Trut.

Digitized by Google

Gasfeuerung in der Küche.

Von

Richard Goehde.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 569 und Schluß.)

Wo bleibt im Winter aber bei der Gasfeuerung die warme Küche? Dieser mehr oder weniger berechtigte Einwurf löst sich in folgender Weise:

Ich habe die Küchen aller Haushaltungen jahrelang studiert und dabei gefunden, daß die eigentliche Heizung der Küche sich auf höchstens 3 Monate im Jahre beschränkt, und während dieser Zeit tritt die Notwendigkeit der Heizung auch nur des Abends ein.

In jedem Haushalt wird bis zum Nachmittag gearbeitet, und während dieser Zeit behilft man sich mit der geringen Wärme, welche das Kochen als solches hervorruft.

Bei diesen Herden wird durch die geschlossene Kochplatte die Heizung der Küche wesentlich unterstützt, weil selbst beim Betriebe einer Kochflamme der umliegende Teil der Platte durch die Abgase mit erhitzt wird. Infolge dessen strahlt die Kochplatte eine stete gelinde Wärme aus, welche im Winter der Küche zu gute kommt und im Sommer nicht im geringsten belästigt.

Will man nun aber die Küche thatsächlich heizen, so wäre es sehr unrationell, hierzu den Kohlenherd zu benutzen, weil, wie schon erwähnt, damit eine zu große Kohlenvergeudung verbunden ist. In diesem Fall stellt man sich richtiger für die wenigen Monate einen kleinen Kanonenofen resp. Gasofen auf. Für denjenigen aber, welcher die sparsame Küchenfeuerung zum Kochen, wie zum gleichzeitigen Heizen haben will, ist ein Gas-Kochapparat in Verbindung mit einem Grudeofen sehr zu empfehlen.

Ich komme nunmehr auf die volkshygienische Bedeutung einer richtigen Koch- und Bratweise und beleuchte in dieser Beziehung zunächst das Selbstkochverfahren.

Eine rationelle Ernährung hängt nicht nur von möglichst guten Nahrungsmitteln ab, sondern vielmehr davon, daß beim Kochen die Nährwerte der Speisen in einem für den Magen leicht löslichen Zustande erhalten bleiben. Hierdurch wird der Nährgehalt in den Speisen verdaut und vom Körper thatsächlich aufgenommen.

Trotzdem jede Hausfrau nach Kräften bestrebt ist, diesem Umstande Rechnung zu tragen und für die Ihrigen ein möglichst nahrhaftes Essen auf den Tisch zu bringen, so werden doch täglich in der Küche nur durch die unrichtige Kochweise Verstöße gemacht, durch welche die Speisen direkt am Nährwert Einbuße erleiden. Diese falsche Kochweise besteht darin, daß sämtliche Speisen, wie bereits bemerkt, dauernd einer viel zu starken Hitze ausgesetzt werden.

Diese zu starke Erwärmung hindert beispielsweise beim Fleischkochen die Auflösung des Zellengewebes und der Muskeln derart, daß ein wirkliches Erschließen aller Nährstoffteile unmöglich wird.

Rasch gekochtes Fleisch ist trocken und unansehnlich; langsam erhitzt wird es saftig und hell.

Wenn man wie bisher Suppe kocht oder Gemüse mit Fleisch oder sonst welche Speisen, so wird das Wasser, mit dem die Speisen aufgesetzt sind, so lange abgedampft, bis wieder frisches Wasser nachgegossen werden muß. Daher erklärt es sich, daß,

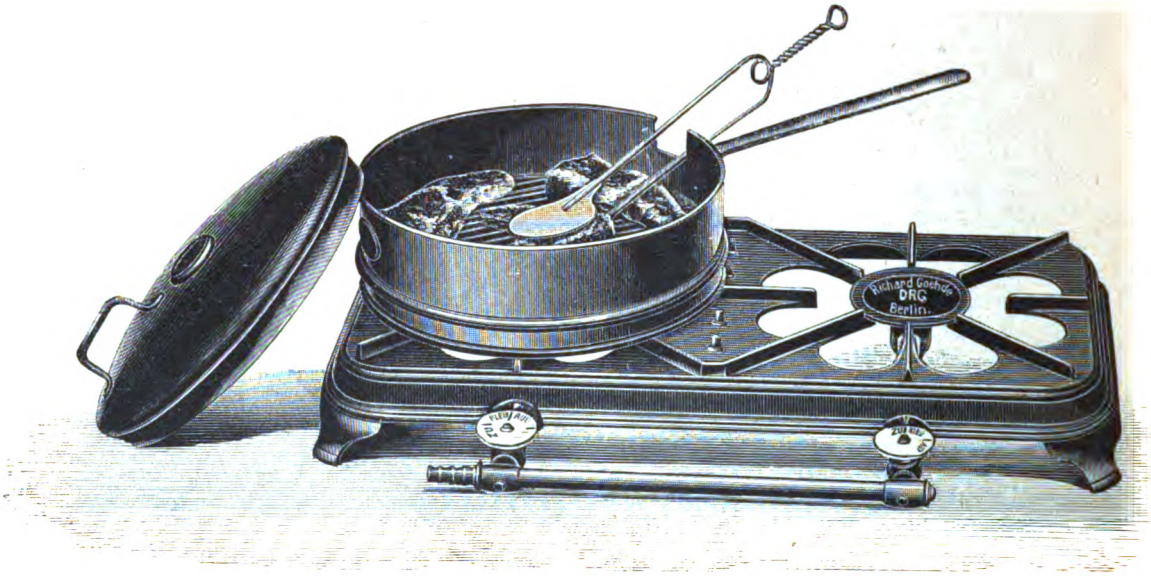
Digitized by Google

wenn man heute ein Küchentreppenhaus hinaufgeht, man ganz genau weiß, was in jedem Geschoß zu Mittag gegessen wird.

Ganz anders ist es bei dem Selbstkochverfahren:

Dasjenige Quantum Wasser, mit dem man die Speisen von vornherein aufsetzt, behält man auch, ohne daß irgend welche Verdampfung eintritt. Wenn man von 1 Pfund Fleisch nur 4 Teller Suppe haben will, so bekommt man dieselben auch.

Beim Fleischkochen dringt das Wasser ganz langsam in die feinsten Fleischfasern und löst alle Extraktivstoffe. Bei Früchten dringt das Wasser ebenfalls sehr viel besser in das Innere und schließt dadurch jedes Stärketeilchen derselben auf. Hülsenfrüchte werden daher auch bei diesem Verfahren weit voluminöser und ergiebiger, weil dieselben viel mehr aufquellen, als bei dem bisherigen Kochverfahren. Außerdem schmecken sämtliche Speisen sehr viel besser, weil durch den luftdichten Abschluß während des Kochprozesses keine Oxydation der aromatischen Bestandteile aller Gerichte stattfinden



Neuer Gas-Grilltopf ohne Fuß für Kochplatten und Herde.

kann, weshalb man auch während der ganzen Dauer der Herstellung nicht den geringsten Geruch wahrnimmt.

Ich komme nun zum Bratverfahren.

Wir wissen alle, daß ein Stück Fleisch am Spieß gebraten, was Saftigkeit und Wohlgeschmack anbelangt, der kostbarste Leckerbissen, diese Art der Zubereitung die vollendetste ist. Trotzdem hat sich unsere deutsche Kochweise im Laufe der Jahre leider derart verschoben, daß uns das Verständnis für die Vorzüge eines Spießbratens vollständig verloren gegangen ist, weil die hierzu erforderlichen Einrichtungen in unseren Küchen fast gänzlich verschwunden sind. Die praktischen Engländer und die Amerikaner sind uns Deutschen auch in dieser Hinsicht um 50 Jahre voraus. Wir Deutsche legen unsern Hauptwert auf eine gute Bratensauce, jene aber auf ein saftiges Bratenfleisch.

Nun kann man wahrlich nicht verkennen, daß der dauernde Genuß eines im vollen Saft erhaltenen Stück Fleisches in sanitärer Beziehung sehr wertvoll ist. Abgesehen von dem größeren Nährwert, ist ein saftiges Stück Fleisch für den Magen auch viel leichter löslich. Die Saftigkeit erhält der Spießbraten bekanntlich durch die intensiv strahlende Hitze, welche verhältnismäßig schnell die Poren des Fleisches schließt,

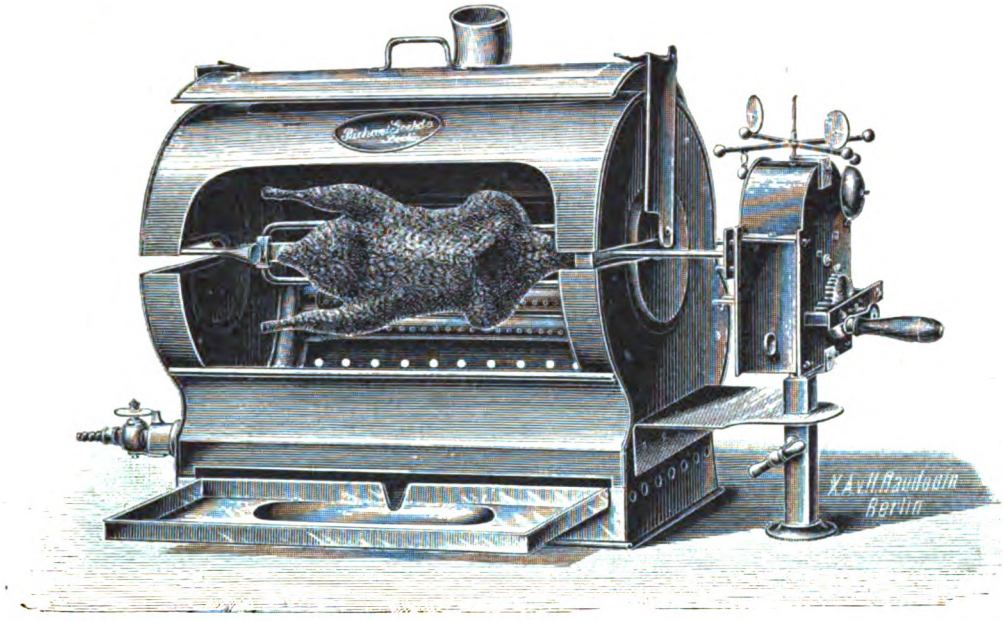
Digitized by Google

den wunderbaren Wohlgeschmack aber dadurch, daß das Fleisch während der ganzen Dauer der Herstellung stets von frischer Luft umgeben ist.

Bei den neuen Gas-Bratapparaten wird nun überdies jedes zu bratende Stück Fleisch, sei es am Spieß, auf dem Rost oder in der Pfanne, vom ersten Augenblick an durch eine allseitige Hitze bestrahlt. Mit dieser allseitigen, augenblicklichen Hitze erreiche ich bei jeder Bratweise, daß das Eiweiß des Fleisches an der ganzen Oberfläche sofort gerinnt und damit eine undurchdringliche Schicht bildet, welche zunächst den Saft zurückhält.

Beim Weiterbraten verwandeln sich die Wasserteile im Innern des Fleisches zu Dampf, welcher durch die geschlossene äußere Eiweißschicht nicht entweichen kann.

Dieser Dampf treibt das Fleisch hoch, zersprengt die inneren Fleischfasern, macht das Fleisch also mürbe, und jedes Stück Fleisch wird mustergiltig gebraten, d. h. in



Neuer Gas-Spießbraten-Apparat mit Uhrwerk.

seinem eigenen Saft gedämpft. Wertloses Fleisch erhält man z. B., wenn man in der Kohlenbratröhre den Braten anfangs mit zu schwacher Hitze behandelt. Der Braten ist in diesem Falle nach den ersten 10 Minuten, wie der Koch zu sagen pflegt, ausgesuppt. Stromweise kann man hierbei den Saft aus dem Innern des Fleisches herausquellen sehen. Man bildet sich dann ein, eine schöne Sauce zu bekommen, und behält weder diese, weil im Laufe der längeren Bratzeit der Saft aus der Pfanne wieder verdunstet, noch ein gutes Stück Fleisch. Die Hitze ist eben nicht stark genug in solchem Fall, um die erwähnte geschlossene Eiweißschicht zu erzeugen. Die äußere Haut des Fleisches bleibt durchlässig, wodurch der ganze Saft des Bratens verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit jeder dieser Gasbratröhren. Nach 10 Minuten Anheizen steht eine derartig gleichmäßige intensive Hitze zur Verfügung, daß es fast unmöglich gemacht ist, den Braten zu verderben, weil die zum guten Braten notwendige Hitze durch den Apparat von vornherein vorgeschrieben ist. Das Eiweiß des Fleisches gerinnt im Moment, wo dasselbe in die Bratröhre geschoben wird, und der natürliche Saft des Fleisches bleibt vom ersten Augenblick an jedem

Digitized by Google

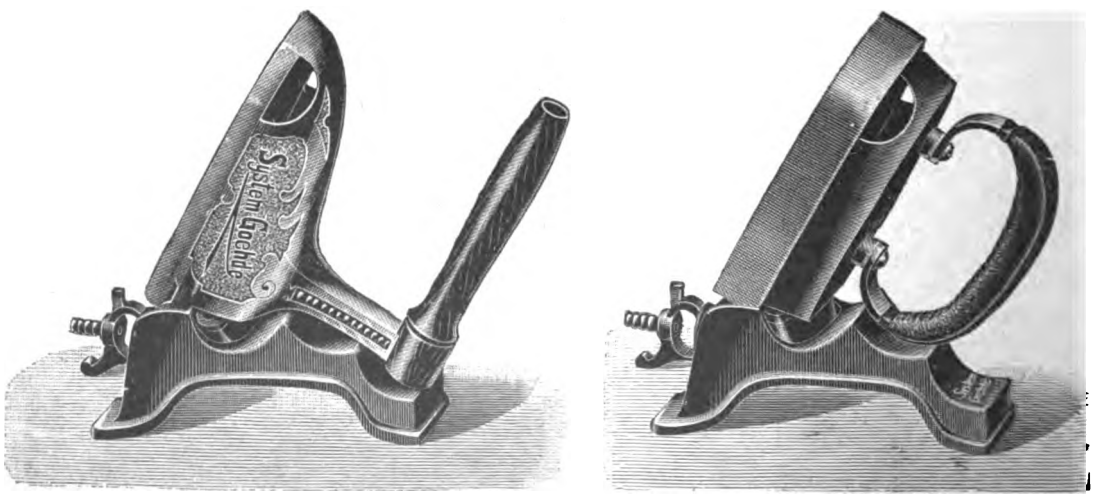
Braten auf das vollkommenste erhalten. Dazu kommt noch, daß bei dieser intensiven, allseitigen Hitze das Fleisch stets frischer Luft zugänglich bleibt, welche einen wohlthätigen Einfluß auf den außergewöhnlich reinen Wohlgeschmack eines solchen Bratens ausübt.

Ohne daß das Fleisch gewendet zu werden braucht, kann man durch die leichte Regulierbarkeit der Hitze die für jeden guten Braten so charakteristische, obere aromatische, krasse Kruste vorzüglich herstellen. Brät man nun ein Stück Fleisch naturgemäß und kocht dasselbe nicht durch stetes Zugießen von Wasser, wie dies unsere deutschen Hausfrauen leider so gerne thun, so schafft man sich einen Braten, der selbst in der Pfanne im wahrsten Sinne des Wortes spießbratenartig zubereitet ist. Die Art und Weise zu braten bleibt ganz dieselbe, wie in der bisherigen Kohlenbratröhre, d. h. man begießt fleißig und fügt, wenn das Fett anfängt, sich stärker zu bräunen, nach und nach etwas Wasser zu. Schließlich setzt man die Sauce kurz vor Fertigstellung des Bratens ganz nach seinem Geschmack an.

Einen gleich guten Braten erreicht man in der Kohlenbratröhre nie, da man ihn dort seinen eigenen Fettdünsten überlassen muß, ohne stets frische Luft zuführen zu können, wodurch der reine Wohlgeschmack leidet. Andrerseits — und dies bitte ich ganz besonders zu beachten — erhalte ich jedes Stück Fleisch in dieser Gasbratröhre um 15 Prozent mehr im Gewicht, als in dem besten Kohlenherde bei der besten Zubereitungsweise.

Diese 15 Prozent Mehrgewicht repräsentieren ausschließlich den Saft, den Nährwert des Fleisches, welcher durch eine Kohlenbratröhre mehr verloren geht. Dies liegt aber daran, daß ich bei der Gasbratröhre durch die intensive gleichmäßige Hitze nicht nur im Augenblick sämtliche Poren des Fleisches schließe und damit den Saft von vornherein mehr zurückhalte, sondern auch vor allem darin, daß die Hitze in der Gasbratröhre mit heißem Wasserdampf versehen ist. In der Kohlenbratröhre arbeitet man mit trockener Hitze, die begierig dem Braten Feuchtigkeit entzieht und das Fleisch sehr leicht trocken macht. Dies fällt bei einer Gasbratröhre durch die feuchte Hitze fort, weshalb es sich erklärt, daß ein zehnpfündiger Braten nach Fertigstellung in einer Kohlenbratröhre 6 Pfund, in einer Gasbratröhre 7 Pfund schwer ist.

Es handelt sich bei dem „Kochen mit Gas" nicht um eine Küchenrevolution, sondern vielmehr um eine Reform, welche allerdings auch nichts Geringeres zum Endzweck hat, als die deutsche Küche in Bezug auf Schmackhaftigkeit und sanitären Nutzen der Speisen auf das nach dem Stande unserer heutigen Kulturmittel höchstmögliche Niveau zu bringen.



Richard Goehdes Gas-Plätt-Apparate.

Digitized by Google

Frauenerwerb in der Kunst.

Von Helene Lobedan.

Nachdruck verboten.

III.

Lehranstalten für künstlerische und kunstgewerbliche Ausbildung.

Mit Ausnahme der Königlichen Kunstakademie in Kassel, welche den Damen den Besuch sämtlicher Zeichen- und Malklassen gestattet, schließen alle staatlichen Kunstakademien in Deutschland zur Zeit noch die Frauen von der Teilnahme am Unterricht aus. Jedoch ist ihnen in Preußen der Besuch einiger der großen staatlichen kunstgewerblichen Anstalten erlaubt, die als Vorstufe für den akademischen Unterricht dienen. In neuerer Zeit geben viele und gewichtige Stimmen dieser Vorbildung für den Künstlerberuf sogar den Vorzug vor der rein akademischen Bildung; es würde indessen zu weit führen, die Gründe dafür und dawider hier zu erörtern. Jedenfalls machen in Berlin eine große Zahl von Kunstjüngerinnen, abgesehen von den angehenden Zeichenlehrerinnen, Gebrauch von der ihnen gebotenen Gelegenheit, in der Königlichen Kunstschule, Klosterstr. 75 und in der Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums vorzüglichen Unterricht für ein sehr mäßiges Schulgeld zu erhalten. Dazu genießen sie noch die Vorteile der Vereinigung dieser Königlichen Institute mit großartigen Sammlungen und Bibliotheken.

Die Schülerinnen können teilnehmen: am Musterzeichnen, am Unterricht im Modellieren, im Figurenzeichnen und Malen, an den Klassen für Radierung, Kupferstich, Schriftzeichnen und an allen Hilfsfächern, und sich in den Zeichen- und Malklassen dieselbe Ausbildung aneignen, wie die angehenden Schüler der Akademie. Ihre weitere Ausbildung, falls sie sich ganz der Kunst widmen wollen, müssen sie dann nach freier Wahl suchen, entweder in Berlin in den Malklassen des Künstlerinnenvereins, oder in den Privatkunstschulen und Ateliers, die zu zahlreich sind, um sie hier anzuführen, oder an anderen Kunststätten, von denen München jetzt die größte Anziehungskraft ausübt. Die Zeichen- und Malschule des Künstlerinnenvereins, Potsdamerstr. 39, zählt jetzt 22 Tages- und Abendklassen. Sie wurde vor achtundzwanzig Jahren vom Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen begründet, um den kunstbegabten Frauen Ersatz für das ihnen versagte Studium an den Kunstakademien zu gewähren. Außer den Elementarkursen, dem Ornamentzeichnen, dem Zeichnen nach der Antike, dem lebenden Modell, Anatomie und Proportion, dem Aktzeichnen und den Hilfswissenschaften bietet sie Klassen für Blumenmalen und Stilleben, landschaftliches Zeichnen und Malen, Malklassen für Porträtstudien, sowie eine Kostümklasse und Unterricht im Zeichnen und Malen nach der ganzen Figur. Zur Zeit zählt die Anstalt 380 Schülerinnen. Im Sommer findet der Unterricht im Landschaftszeichnen im Freien statt.

Das Beispiel der Berliner Künstlerinnen hat in anderen Städten Nachahmung gefunden. Seit 1885 besteht in Karlsruhe unter dem Protektorat der Großherzogin von Baden eine Malerinnenschule mit jetzt 80 Schülerinnen unter Leitung der Maler Kemmer und Roman, die sich ebenfalls die Aufgabe stellt, dem weiblichen Geschlechte dieselben Vorteile zur Ausbildung in der Malerei zu verschaffen, wie sie den Schülern der Kunstakademie geboten werden, damit 1. der Beruf zur Kunst demselben ermöglicht, 2. ihm für das Leben eine durch das Studium der Kunst geläuterte Anschauung zu teil werde. Der Unterrichtsplan umfaßt Gipsklassen, Figurenklassen, Zeichnen und Malen nach der Natur, landschaftliches Zeichnen und Malen nach Vorlagen und der Natur, Blumen- und Stillebenklassen, Kompositionsübungen so wie die Hilfsfächer.

Der Künstlerinnenverein in München hat gleichfalls eine Damenakademie (Türkenstr. 89) begründet, die unter der Leitung dieses Vereins steht und sich regen Besuchs erfreut. Die Vorbereitungsklassen umfassen: Zeichnen nach dem Gipsmodell, Modellieren nach dem Gipsmodell, Zeichnen in der Landschafts- und Stillebenklasse. Außerdem sind

Digitized by Google

Klassen für Kopfzeichnen nach dem lebenden Modell, für Aktzeichnen, für Zeichnen nach bekleideter Figur, für Landschaft, Blumen, Anatomie und Perspektive eingerichtet, seit kurzem auch ein Illustrationskursus. Die Korrektur wird in sämtlichen Kursen zweimal wöchentlich erteilt, im Sommer findet der Unterricht für einzelne Klassen in der Umgegend von München statt.

Über die Zeitdauer, welche eine künstlerische Ausbildung erfordert, läßt sich keinerlei auch nur annähernde Angabe machen. Man wird vielmehr an den hervorragendsten Künstlerinnen wie Künstlern beobachten, daß sie die eigene Ausbildung niemals für abgeschlossen halten, sondern immer weiter daran arbeiten, sei es durch das Studium der älteren oder der modernen Kunst, oder indem sie noch zeitweilig direkte Unterweisung bei einem Meister ihres Fachs suchen.

Es handelte sich hier in erster Linie um einen Hinweis auf die größeren Lehranstalten, die den Frauen für ihre Ausbildung zur Zeit zugänglich sind, und zwar dienen die größten derselben, wie man gesehen haben wird, mehrfachen Zwecken: sowohl der Ausbildung für Kunstgewerbe und den Lehrberuf, wie der Vorbildung für den Künstlerberuf.

In sehr vielen Fällen bringen es nun aber die pekuniären Verhältnisse mit sich, daß ein junges, künstlerisch beanlagtes Mädchen den Künstlerberuf als schließliches Ziel im Auge hat, aber sich die Mittel dafür erst erwerben und zunächst an eine lohnende Beschäftigung denken muß.

Aus diesem Grunde möchte ich hier noch einige Lehranstalten anführen, welche zwar vorwiegend die kunstgewerbliche Ausbildung im Auge haben, aber als Vorstufe immerhin in Erwägung zu ziehen sind, umsomehr, da bei der Privatlehrerin, namentlich für Blumen und Stillleben, die Kenntnis verschiedenartiger Techniken vorausgesetzt zu werden pflegt. Es kann sich bei dieser Aufzählung wiederum nur um die großen Anstalten handeln, welche der Staat oder Frauenvereine gegründet haben, letztere um die Erwerbsfähigkeit der Frauen zu befördern.

Von diesen Anstalten kommt für Berlin die Zeichenschule des Lettevereins, Königgrätzerstr. 90 in Betracht, welche außer Klassen für Ornamentzeichnen und Komponieren, Gipszeichnen und Zeichnen nach dem Leben, sowie dem Unterricht in den Hilfswissenschaften der Anatomie und Perspektive und in der Porzellanmalerei, auch einen Kursus für Photographie eingerichtet hat.

Die bereits erwähnte Zeichenschule des Frauenerwerbsvereins in Dresden, Ferdinandstr. 13 bildet außer den Zeichenlehrerinnen auch Musterzeichnerinnen aus.

Zu diesen Anstalten gehört ferner die Frauenarbeitsschule in München sowie die Königlich Preußische Zeichenakademie in Hanau, die seit 1889 zu einer Fachschule zur Hebung der einheimischen Edelmetallwarenindustrie umgestaltet ist. Außer einer Fachklasse für Kunststickerei sind für Schülerinnen gesonderte Kurse im Zeichnen, Malen und in den Hilfswissenschaften eingerichtet. Schulgeld für Deutsche 75 Mark, für Ausländerinnen 300 Mark. Zweck: Lehrerinnen auszubilden, die bei vollständiger Beherrschung der technischen Schwierigkeiten der Handarbeiten imstande sind, neue geschmackvolle Muster zu entwerfen. — Ferner ist neuerdings mit der Frauenarbeitsschule in Stuttgart ein kunstgewerblicher Kursus zur künstlerischen und technischen Ausbildung von Stickerei- und Zeichenlehrerinnen verbunden.

Mehren sich so die Gelegenheiten der Ausbildung für das Kunstgewerbe — ein Hinweis auf die vielen, alljährlich noch vermehrten Privatausbildungsanstalten ist hier unmöglich, so wenig wie es möglich ist, die vielen Vereinsanstalten auch nur annähernd zu nennen, — so ist auch auf diesen Gebieten die spätere Verwertung schwierig. Bei gleicher Begabung und Ausbildung ist das weibliche Geschlecht im Nachteil gegen die Mitschüler, von denen viele erst ein Handwerk gelernt haben, oder aus den Kreisen der Gewerbtreibenden stammen, und teils größere technische Vorkenntnisse mitbringen, oder diese leichter zu erwerben vermögen. Nicht Hochmut oder Bildungsdünkel hält die jungen Mädchen ab, sich in den Werkstätten umzuschauen und praktische Erfahrungen zu erwerben, sondern die Abneigung der betreffenden Industriellen, sie auch da, wo es möglich wäre, diese Kenntnisse erwerben zu lassen. Bei den Anstellungen macht sich dieses Vorurteil erst recht geltend. Doch soll nicht verkannt werden, daß zuweilen räumliche Verhältnisse mitsprechen, die für einen jungen Mann kein Hindernis bieten.

Die Dilettantinnen.

Haben wir uns bisher ausschließlich mit denjenigen Frauen beschäftigt, welche die Kunst berufsmäßig ausüben oder lehren, so sei auch noch derer gedacht, für die sie nur ein Schmuck des Lebens sein soll. Sie bilden in den Kunstschulen einen ansehnlichen Bruchteil, in den Privatateliers die Mehrzahl der Schülerinnen, und von ihnen rühren die beträchtlichsten Einnahmen der Privatlehrerinnen her. Schon deshalb gehören sie in das Kapitel vom Frauenerwerb in der Kunst. Aber auch noch aus einem idealeren Gesichtspunkt: sie sind geeignet, eine der Verbindungen zu bilden, durch die das Verständnis für die Kunst und die Freude an der künstlerischen Gestaltung unserer Umgebung in

Digitized by Google

die breite Masse des Publikums eindringen kann. Die Teilnahmlosigkeit der großen Menge an künstlerischen Angelegenheiten wird von Künstlern und Kunstindustriellen bitter empfunden. Woher soll die Besserung kommen? etwa durch eine plötzliche Erleuchtung durch Zeitungskritiken oder theoretische Unterweisung, oder allein durch einen Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse? Auch jetzt wird viel Geld für Luxus ausgegeben, und viele reiche Frauen bezahlen für Putzgegenstände Summen, für die sie ein Kunstwerk haben könnten, und dulden in ihren Salons Schaustücke aus dem Dreimarkbazar. Es ist schon ein Fortschritt, wenn diese durch die vielbespöttelten Kunsterzeugnisse der Töchter verdrängt werden, und jede weitere Generation wird höhere Ansprüche an den künstlerischen Schmuck ihres Heims machen.

Wie wäre das Musikleben unseres Volks denkbar ohne die weitgehende Teilnahme der Dilettanten; ein analoges Verhältnis könnte für die bildende Kunst wie das Kunstgewerbe nur von Vorteil sein.

Der Dilettantismus ist bei uns eine der beliebtesten Zielscheiben für den Spott; man sieht nur seine gelegentlichen Unarten, die niemand leugnen wird: seine Eitelkeit und seine Sucht sich an Aufgaben zu wagen, die er nicht bewältigen kann. Solcher Anmaßung möge man im einzelnen scharf oder ironisch entgegentreten, aber wo der Dilettantismus sich in seinen Grenzen hält, sollte man ihm nicht die Freude an der Kunst schmälern, welche der Urgrund seines Wesens ist. Man nehme es aber auch nicht oberflächlich mit dem Unterricht der Dilettantinnen und betrachte sie nicht nur als den unvermeidlichen Ballast der Ateliers. Der Ernst der Kunst, der bei gewissenhaftem Unterricht den Dilettanten entgegentritt, ist das beste Mittel, der Selbstüberhebung und dem Dünkel zu steuern.

Es ist das schönste Vorrecht der Frauen, die in der Kunst nicht zugleich einen Erwerb suchen müssen, sie zu eigener Freude zu üben und den Sinn dafür in ihren Kreisen zu verbreiten; daß jedoch eine derartige Beschäftigung nicht zum Vorwand genommen werden darf, um sich egoistisch der Arbeit für das Wohl der minderbegünstigten Mitschwestern zu entziehen, braucht in dieser Zeitschrift nicht weiter erörtert zu werden.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hielt vom 2. bis 4. Juni seine 3. Generalversammlung in Darmstadt ab. Die Teilnahme des Großherzogs und der Frau Großherzogin sowie ihrer fürstlichen Gäste, des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Rumänien, der Frau Prinzessin Battenberg, Protektorin des hessischen Lehrerinnenvereins, ferner die offizielle Begrüßung seitens eines Vertreters der Regierung wie der Stadt machten die Versammlung zu einer besonders bedeutsamen. Außer internen Angelegenheiten beschäftigten den Verein besonders: Der Anteil der Lehrerinnen an der Volksschule und die wissenschaftliche Ausbildung der Oberlehrerin. In Bezug auf die erste Frage wurde beschlossen, an die deutschen Regierungen mit einer Petition heranzutreten, daß bei Begründung von Volksmädchenschulen in erster Linie Lehrerinnen anzustellen seien und daß durch Begründung staatlicher Seminare für deren ausreichende Vorbildung zu sorgen sei. — Die wissenschaftliche Ausbildung der Oberlehrerin erscheint bis jetzt noch wenig gesichert; die Verfügungen vom 31. Mai 1894 lassen noch schweren Bedenken darüber Raum. Als die schwersten erscheinen 1. die Verbindung zweier verschiedener Bildungsgänge (die Absolvierung des auf seminaristischer Ausbildung beruhenden ersten Lehrerinnenexamens ist Bedingung für die Zulassung zur Oberlehrerinnenprüfung); 2. die Bestimmung, daß zwischen dem 1. und 2. Examen eine praktische Thätigkeit von 5 Jahren liegen müsse; eine Beschränkung ähnlicher Art besteht für die Lehrer nirgends, obwohl diesen doch sicher keine größere pädagogische Befähigung zugesprochen werden kann als den Lehrerinnen. Am bedenklichsten aber ist der gänzliche Mangel staatlicher Veranstaltungen zur Vorbildung von Oberlehrerinnen. Da eine sofortige Vorstellung gegen die eben erst festgestellten Bestimmungen aussichtslos sein würde, so wurde beschlossen eine Kommission zu ernennen, welche die Angelegenheit durchberät, dauernd im Auge behält und erforderlichen Falls die geeigneten Schritte einleitet.

Der Verein beschloß ferner ein Stipendium von 400 Mark für Lehrerinnen, die sich zum Oberlehrerinnenexamen vorbereiten, einzurichten.

Der Verein Viktoriahaus

für Krankenpflege (unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich) zu Berlin hielt vor kurzem seine Generalversammlung ab. Die Zahl der Schwestern des Hauses ist im letzten Jahre von 180 auf 200 gestiegen. Zur Zeit sind in städtischen Diensten 116 Schwestern thätig, 64 wirken im Krankenhaus am Friedrichshain, 40 in dem am Urban. In den Universitätskliniken waren 8, im Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhaus 17, in den Breslauer Universitätskliniken 5, auf sonstigen Stationen 8, in der Armenpflege 5 Schwestern thätig; 14 Schwestern standen für Privatpflege, die an 115 Kranken ausgeübt wurde, zur Verfügung. Die Einnahmen des Vereins beliefen sich mit Einschluß des Bestandes auf 152 735 Mark, die Ausgaben auf 124 205 Mark. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt.

Digitized by Google

Der Bonner Verein zur Förderung der Frauenbildung

hat mit seinen Handelskursen für Frauen im vergangenen Vereinsjahr gute Erfahrungen gemacht. Von den in den Kursen ausgebildeten jungen Mädchen fanden eine Anzahl in Bonn Anstellung. Auch von auswärts liefen eine Reihe von Anfragen nach kaufmännisch ausgebildeten Damen ein. Der Verein trat mit dem Sekretär der Handelskammer in Verbindung behufs Vereinigung der Kurse für Frauen mit einer von der Handelskammer projektierten kaufmännischen Schule für junge Leute. Die Verhandlungen sind bisher zu keinem Abschlusse gediehen. — Zur finanziellen Sicherung seiner bisherigen Unternehmungen — in erster Linie der Handelsschule — sind dem Verein im Laufe des Jahres an einmaligen Geschenken 1 967 Mark, an Jahresbeiträgen 672 Mark zugeflossen. Dem Vorstand gehören wie bisher Frau Gandtner und Frau Hüffer als erste und zweite Vorsitzende, Frau Krukenberg als Schriftführerin und Frau Strauß als Kassiererin an.

Der Hausbeamtinnenverein

(zum Wohle der Stützen, Hausdamen, Kinderfräulein ꝛc.) hielt in Leipzig seine erste Generalversammlung ab. Es wurden nach gründlicher Beratung die bei der Gründung des Vereins im März 1894 nur provisorisch entworfenen Statuten definitiv ausgearbeitet. Wir entnehmen denselben folgendes: I. Zweck des Vereins. a) Hebung der Berufsbildung. b) Förderung des materiellen Wohles der Angestellten. II. Ziel des Vereins. a) Einrichtung einer geordneten Stellenvermittelung. b) Begründung von Zweigvereinen, welchen die Aufgabe zufällt, 1. die Stellenvermittelung ihres Bezirkes zu besorgen, 2. Einrichtungen für die berufliche Ausbildung zu gründen, 3. Darlehns- und Hilfskassen einzurichten, 4. die Altersversorgung durch eigene Heimstätten und Alterskassen zu fördern. c) Stellensuchende, welche sich nicht zu Hausbeamtinnen eignen, zur Erlernung eines anderen Berufes anzuregen. In dem Bericht über das erste Jahr betonte die Vorsitzende, daß, wenn man auch keine großen, sichtbaren und materiellen Erfolge zu verzeichnen habe, die Bestrebungen des Vereins trotz der allgemeinen Vereinsmüdigkeit doch überall in Deutschland Wurzel gefaßt haben. Der Verein zählt schon über tausend Mitglieder und verschiedene Zweigvereine und Lokalkomitees. „Wir haben," so berichtete die Vorsitzende, „in dieser kurzen Zeit so vielen stillen Jammer und Kummer, oft verzweiflungsvolle Not und Verbitterung kennen gelernt, daß wir bedauern müssen, diesen Verein nicht schon Jahrzehnte früher gegründet zu haben." — Nähere Auskunft und Statuten bei jedem der unterzeichneten Vorstandsmitglieder.

Frau Prof. Mathilde Weber, Vorsitzende, Tübingen. Frau Prof. Neumann, Stellvertreterin, Tübingen. Frau Hauptmann Schmidt, Kassiererin und Leiterin der Centrale, Leipzig, Grassistr. 33. Frau Hauptmann Berg, Ansbach. Fräulein Droysen, Leplow bei Franzburg (Pommern). Herr Verlagsbuchhändler Jenner, Köpenick-Berlin. Frau Hauptmann Langerhannß, Berlin, Bülowstraße 21. Herr Direktor Schöne, Greifswald. Herr Prof. Zimmer, Herborn, Kr. Wiesbaden. Herr Prof. T. Ziegler, Straßburg i. E.

Der Töchterhort,

unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin stehende Stiftung für verwaiste Töchter von Reichs-Post- und Telegraphenbeamten, hat den Geschäftsbericht für 1894 kürzlich veröffentlicht. Danach ist die Entwicklung der jungen Stiftung (errichtet 1890 aus freiwilligen Beiträgen von 57 852 Angehörigen der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung mit einem Kapitalgrundstock von 109 089 Mark) auch im abgelaufenen Jahr eine erfreuliche gewesen. Das Kapitalvermögen hat gegen 1893 eine Steigerung um fast 60 000 Mark erfahren; es betrug Ende 1894: 348 418 Mark, worunter 107 849 Mark Anteil der Unterbeamten. Die besonderen Zuwendungen aus Konzert-Einnahmen u. dergl. haben 1894 die Höhe von 7 108 Mark erreicht, die weiteren einmaligen Spenden 5 466 Mark (einschließlich 3 000 Mark von Privatpersonen); an fortlaufenden Beiträgen sind 87 919 Mark aufgekommen, mithin an Spenden insgesamt 100 493 Mark. Die Zinseinnahmen der Hauptkasse von 10 068 Mark treten hinzu. Die fortlaufenden Spenden rühren von 43 657 Personen her (1893: 40 425), und zwar haben 18 216 Beamte 55 141 Mark gezahlt, 25 441 Unterbeamte 32 778 Mark, in durchschnittlichen Monatsbeträgen von 25¼ Pf. bezw. 10¾ Pf. An Unterstützungen sind 1894 aus Töchterhortmitteln 1 186 in Gesamthöhe von 48 251 Mark gezahlt worden. Von den im Jahre 1894 gezahlten Unterstützungen entfielen auf Beamtenwaisen, und zwar unter hauptsächlicher Berücksichtigung der Töchter geringer besoldeter Beamten, 470 mit 24 265 Mark, auf Unterbeamtenwaisen — über das für Unterbeamte in den Satzungen Gewährleistete erheblich hinaus — 716 mit 23 986 Mark. Die Gesamthöhe der seit Anbeginn der Unterstützungsthätigkeit (März 1891) bis Ende 1894 aus Töchterhortmitteln erfolgten Bewilligungen beträgt 111 652 Mark: ein Beweis für die Bedeutung, welche die in einmütigem Zusammenwirken von Beamten und Unterbeamten begründete und verwaltete Stiftung bereits erlangt hat.

Schulverein für Beamtentöchter in Wien.

Der unter dem Protektorate der Frau Erzherzogin Marie Therese stehende Schulverein für Beamtentöchter hielt vor kurzem unter dem Vorsitze seines Präsidenten, Dr. Konrad Ritter von Zdekauer, seine diesjährige, zahlreich besuchte Jahresversammlung ab. Dem Rechenschaftsberichte ist zu entnehmen, daß der Verein in stetig zunehmender Entwickelung begriffen ist und der Besuch der Bildungsanstalten des Vereins nichts zu wünschen übrig läßt. In dem Töchterheim fanden 32 Zöglinge Aufnahme. Die dreiklassige höhere Töchterschule wird von 206, die zweiklassige Handelsschule von 90 Schülerinnen besucht, außerdem frequentierten 25 Schülerinnen die verschiedenen Spezialkurse. Die Wohlthätigkeitsausgaben des Vereins beziffern sich in dem ablaufenden Jahre auf nahezu 6000 fl.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Zulassung zur Maturitätsprüfung** wurde vom preußischen Kultusminister einer jungen Schlesierin, die augenblicklich in Zürich studiert, zugesichert.

* **Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß,** der zu Pfingsten in Erfurt tagte, kam zum erstenmal eine Frau zu Wort: Frau E. Gnauck-Kühne sprach über die soziale Seite der Frauenfrage. Durch den großen, unbestrittenen Erfolg, den sie errang, hat sie eine große Anzahl von Männern, die bisher der Frauenbewegung so feindlich gegenüber standen, daß sie eine Frau nicht einmal in ihren Kreisen öffentlich zu Worte kommen lassen wollten, für dieselbe gewonnen. Dieser glänzende Sieg beweist, wie die Wucht der Thatsachen, aus denen die Frauenfrage erwuchs, überall erschüttert, wo sie zu Gehör gebracht werden. — Wie bei ähnlichen Gelegenheiten, so trat auch hier die völlige Unbekanntschaft vieler deutscher Männer mit den allerelementarsten Thatsachen der Frauenbewegung hervor, eine Unbekanntschaft, die um so verblüffender wirkt, als diese Thatsachen offen vor aller Augen liegen. Es scheint, als ob jede rein akademische Frage in Deutschland eifriger studiert wird, als die sehr reale Frage, die die größere Hälfte des Menschengeschlechts umfaßt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß in die Diskussion kein großer, freier Zug kommen wollte. Man empfahl: Abgrenzung der männlichen und weiblichen Berufe statt freier Entwicklung (die Abgrenzung würde dann natürlich Sache der Männer sein); Errichtung besonderer Frauenhochschulen ꝛc. Man berichtete von „fürchterlichen" Folgen der freien Entwicklung in Amerika. — Bis jetzt ist offenbar die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Geschlechtsvormundschaft im Deutschen noch so festgewurzelt, daß er diese Vormundschaft wohl unter einer etwas erweiterten Form ausüben, nicht aber aufgeben will.

Als erfreulich muß, im Gegensatz zu der frivolen Behandlung, die die Frauenfrage im Reichstag zu erfahren pflegt, der Ernst bezeichnet werden, mit dem man im Kongreß an sie herantrat. Ein wirklicher Kenner der Frauenbewegung, Professor Pierstorff (Jena), der zugleich vor einer Verquickung der Religion mit allen rein wirtschaftlichen Fragen warnte, zog auch die letzten Konsequenzen: er trat für das Frauenstimmrecht ein.

* **Frl. Marianne Plehn** ist in diesen Tagen auf Grund ihrer Dissertation über „Neue Polycladen" in Zürich zum Dr. phil. promoviert worden. Frl. Plehn hat eine höchst angesehene Assistentenstelle in Zürich inne. Ihre Hauptaufgabe ist, Studierende bei ihren ersten praktischen Arbeiten im zoologischen Laboratorium zu unterstützen.

* **Aus London** meldet ein Telegramm der Central News of Germany: Nach dem soeben erschienenen Klassenprotokoll der Universität Cambridge haben dieses Semester wiederum zwei Damen in den klassischen und abstrakten Wissenschaften einzig und allein die Examina mit A No. 1 cum laude bestanden: Miß Yemmett und Miß Ramsay.

* **Einen neuen Erwerbszweig** haben sich die Frauen in England erobert. Weibliche Handlungsreisende durchreisen nach allen Richtungen das Land und sollen vorzügliche Erfolge erzielen. Sie vertreiben fast ausschließlich Artikel, welche in das Gebiet der Hauswirtschaft oder das der Damenmoden gehören, so daß sie bei ihren Geschäftsreisen meist nur mit Damen zu verkehren haben. Verschiedene englische Zeitungen behaupten, daß gerade die Damen der gebildeten Stände sich mit Vorliebe an die weiblichen Handlungsreisenden wenden.

* **Die bevorstehende Eröffnung des „Weiblichen medizinischen Instituts"** in Rußland regt jetzt auch in Deutschland zu Erörterungen darüber an, daß Rußland uns in dieser Frage vorangeht. Charakteristisch ist es, aus welchen Gründen man schließlich die betreffenden Maßregeln gut heißt. Da lesen wir: „Wir wollen uns nicht auf philosophische Erörterungen einlassen, über das Recht der Frauen, sich gleich den Männern dem Universitätsstudium widmen zu dürfen, sondern nur bemerken, daß die Wiedereröffnung des „Weiblichen medizinischen Instituts" eine für die russischen Verhältnisse gute und praktische Maßregel bedeutet. In dem Innern Rußlands herrscht ein geradezu furchtbarer Mangel an Ärzten, da die jungen Mediziner, welche die Universitäten absolviert haben, es meist vorziehen, in den größeren Städten Hungerjahre durchzumachen, ehe sie hier zu einer Praxis kommen, als daß sie sich im Innern des Reiches auf dem Lande niederließen, wo ihrer eine schwere aufreibende Arbeit harrt und dafür bei der Armut der bäuerlichen Bevölkerung eine dürftige materielle Entschädigung. Die Frau ist stets genügsamer als der männliche Kollege, und zudem liegt gerade in der russischen Frauennatur ein Stück opferfreudigen Heroismus, so daß die wenigen weiblichen Ärzte, die Rußland aus dem alten liberalen Regime noch besitzt, es fast ausnahmslos für das größte Glück gehalten haben, sich inmitten der armen, unwissenden Bauern anzusiedeln, Schritt für Schritt deren Mißtrauen gegen die „Doktorin" zu bekämpfen und sich so schließlich einen befriedigenden Wirkungskreis zu erobern." —

Digitized by Google

Also da den Ärzten die Landstellen nicht genügen, dürfen Frauen Medizin studieren! Wir hoffen, daß man in Rußland über diese Fragen etwas weniger engherzig denkt, als die deutschen Korrespondenten.

* **Die Zahl der Lehrerinnen** wächst in Amerika stetig, während die der Lehrer sich vermindert. Der Staat beschäftigte 1880 43 Prozent männliche Lehrkräfte, 1890 nur 33 Prozent. Gegenwärtig sind 224 342 von 368 791 Lehrkräften weiblichen Geschlechts. Der Grund für diesen Stand der Dinge ist freilich nur ein ökonomischer. Die Männer erhalten durchschnittlich 48 Dollars Monatsgehalt, die Frauen nur 25, obwohl sie genau dieselbe Arbeit thun. Im Staat Indiana, wo nach dem Wert der Arbeit und nicht nach dem Geschlecht bezahlt wird, d. h., wo die Gehälter beider Geschlechter so ziemlich gleich sind, ist auch der Prozentsatz der angestellten Lehrer und Lehrerinnen der gleiche.

* **Totenschau.** Marie von Borch, die bekannte Ibsenübersetzerin, starb vor kurzem, wenig über 40 Jahre alt, im Lazaruskrankenhause in Berlin. Ihre Übertragung der „Wildente", der „Nora", der „Gespenster" ist bis jetzt noch nicht übertroffen. — In Eisenach starb, in hohem Lebensalter, die einst hochangesehene Blumenmalerin Emmeline Humblot. Ihr hatte Lenau dereinst, entzückt von einem ihrer Bilder, das bekannte Gedicht: „An eine Blumenmalerin" gewidmet. Sie war eine tiefinnerliche Natur und deswegen wenig geeignet, in der Welt ihr Glück zu machen. Wer sie aber kannte, mußte sie als Mensch wie als Künstlerin gleich hoch halten. — In Heidelberg starb Frau Fanny Weber, geb. Treusch, eine Ungarin, die sich in Amerika eine hervorragende Stellung in der Frauenbewegung erworben hatte. Ihre Hauptschöpfung war die „Women's legal Education Society" in New-York, die sich unter ihrer Leitung so entwickelte, daß gegenwärtig alljährlich eine Anzahl von Frauen dort öffentlich als Advokaten promovieren. Die Verstorbene wurde nach New-York überführt, um an der Stätte ihrer einstigen edlen Wirksamkeit die letzte Ruhe zu finden. Aber ihre Schöpfungen werden fortleben und ebenso ihr Andenken bei jenen Zahllosen, welche sie gekannt, geliebt und bewundert haben.

Bücherschau.

„Allgemeines Gartenbuch." Praktische Anleitung zur Anlage und Pflege des Zier- und Zimmergartens, des Gemüse- und Obstgartens für Gartenfreunde und Gärtner von Theodor Lange. (Leipzig 1895. Otto Spamer. 2 Bde. Preis pro Band 7,50 Mark.) Nicht nur Gärtnern und Gartenbesitzern, einem jeden, der Blumen lieb hat und sich nicht damit zufrieden giebt, die Geburtstags-Treibhauspflanze einem frühen Tode entgegen zu züchten, wird dies Buch ein treuer Ratgeber, vielleicht mehr, ein Freund werden. Für den praktischen Gebrauch ist das Buch geschrieben, aller unnötige Ballast ist über Bord geworfen! Aber es läßt auch nirgends im Stich. Wer es besorgt nachschlägt, wie er das Schmerzenskind, die Kamelie, zu hüten hat, findet erprobten Rat. Und wer mit seinen Blumen das ganze Jahr hindurch lebt, dem wird alle nötige Auskunft. Die Erde, die den betreffenden Pflanzen not thut, der Dünger, der ihnen forthilft, die besten Bezugsquellen und die geeigneten Arrangements sind vorgesehen. Die höchst praktische Einteilung macht das Buch für fortlaufende Lektüre und als Nachschlagebuch gleich empfehlenswert. Der erste Band, der für Großstadtmenschen vor allem in Betracht kommt, behandelt den Ziergarten und die Topfblumenkultur. Zuerst wird die Anlage des Gartens im allgemeinen erwogen. Es folgen — ich nenne nur das Wichtigste — Anweisungen über Bodenverbesserung, die Gehölzpartien, den Rasen, die Blumenbeete und Schmuckstücke und den Lauben- und Pavillonbau. Die Gewächse marschieren ihrer Größe nach auf: Bäume und Sträucher (1., 2., 3. Größe), Stauden, einjährige Pflanzen; dazu die Verwendung des Pflanzenmaterials. Der Pflege und Erhaltung des Ziergartens ist ein weiteres Kapitel gewidmet: sogar die Kindergärtchen und die Gärtchen auf einem Grabe werden liebevoll ins Auge gefaßt. — Der zweite Teil des ersten Bandes ist der Topfblumenzucht gewidmet. Wieder wird zuerst die Anlage, vor allem Erdarten und Dünger, besprochen; dann werden die Pflanzen einzeln in ihren Lebensbedingungen behandelt, und zwar sind die Topfgewächse, je nachdem sie für warme — temperierte — kühle Räume geeignet sind, klassifiziert. Die Vermehrung der Topfgewächse, das Umpflanzen, Beschneiden, Begießen, mit einem Wort alles, was zur Pflege und Erhaltung gehört, sowie ein Monatskalender für die betreffenden Arbeiten und Winke für die Bezugsquellen bildet den Schluß des ersten Bandes.

Analog ist das Material im zweiten Bande: „Gemüsebau" und „Obstbau" gegliedert, nämlich nach Anlage, Material, Pflege und Erhaltung. Ich nenne nur die einzelnen Paragraphen in dem Kapitel, das der Pflege des Gemüsegartens gewidmet ist: die Aussaat des Gemüsesamens, das Pikieren der Sämlinge, das Auspflanzen der Setzlinge, das Gießen, das Behacken, das Behäufeln, das Bedecken des Bodens, das Jäten, Gartenunkräuter, Krankheiten, Gemüsesamenzucht, Gemüseernte, Aufbewahrung der Wintergemüse, Ertrag des Gemüsebaues, Nutzungskalender, Arbeitskalender. Für den Obstbau sind die Ratschläge für die Auswahl der Obstsorten von besonderem Wert; Obstneuheiten werden geprüft; der Pflege und Behandlung ist natürlich dieselbe Sorgfalt gewidmet. Dabei tragen die jedem Bande beigefügten ausführlichen Register außerordentlich zur praktischen Verwendbarkeit des Buches bei.

Etwas anderes noch kommt hinzu, das dem Buch von Theodor Lange einen eigenartigen Wert giebt: die Persönlichkeit des Verfassers. Dem gesamten Werk ist als einleitendes Kapitel eine Betrachtung: „die Pflanze als lebendes Wesen" voran-

Digitized by Google

geschickt. Eindringende Kenntnis der organischen Lebensbedingungen der Pflanzenwelt spricht aus diesen Ausführungen, und man fühlt es, es ist ein Mann, dem selbst die Blumen ans Herz gewachsen sind und der ihrer Pflege sein Leben gewidmet hat, der hier spricht. Und dies persönlich liebenswürdige Moment beschränkt sich nicht auf das eine Kapitel, es macht das ganze Werk zu mehr als einem nützlichen Ratgeber — zu einem lieben Hausfreund. E. H.

„**Dämon Kleist.**" Novellen von Georg Hirschfeld. (Berlin 1895. S. Fischer, Verlag. Preis 2 Mark.) Der junge Autor, dessen Drama „Die Mütter" jüngst bei der Aufführung der „Freien Bühne" so großen und zum Teil berechtigten Erfolg gehabt, bietet in den beiden vorliegenden Erzählungen interessante psychologische Studien. Stimmungen, die zum Teil selbst erlebt sein mögen, werden mit künstlerischem Feingefühl, wenn auch noch unsicher in den Personen, wachgerufen; so wachgerufen, daß der Leser, sie mitlebt. In einem jungen Menschen, der noch das Gymnasium besucht und dessen Jugend schwer und sonnenlos ist, ersteht aus begeisterter Liebe zu dem Dichter Heinrich Kleist die heiße Sehnsucht, selbst nach dem Lorberkranz des Dichters zu greifen und eine Kleistdichtung zu schaffen. Seine Nerven sind zerrüttet; er ist ein einsamer Mensch. Die Gestalt des Dichters wird ihm zum Dämon, zum „Dämon Kleist" und lockt ihn auf gefährlichen Bahnen weiter und weiter bis hin in den Tod. Am Grabdenkmal Kleists nimmt er sich das Leben. Die Erzählung ist spannend geschrieben und in der Charakteristik der Personen bekundet sich trefflicheres Talent. Die innere Entwickelung ist noch sprunghaft, doch in großen Zügen folgerichtig. — Die zweite Erzählung des Bandes „Bei Beiden" ist minderwertig.

„**Der Richter zwischen Mann und Weib.**" Von Natalie v. Milde. (Weimar, Herm. Weißbach, 1893). Die Verfasserin nimmt in der Frauenbewegung eine vermittelnde Stellung ein. Sie erkennt mit Recht in dem Kampf, der zwischen den Geschlechtern um dieser Frage willen entbrannt ist, ein Zeichen von Unnatur, von Mangel an Verständnis und gutem Willen auf beiden Seiten. Der Richter aber zwischen Mann und Weib wird das Kind sein. Um seinetwillen muß die Frau alles das verlangen, was sie zum Teil auch ihrer selbst willen verlangt: eine gründliche Geistesbildung, die sie zur Erzieherin auch über das erste Kindesalter hinaus befähigt, die ihr eine eigene Weltanschauung ermöglicht und ihr zu der inneren Selbständigkeit verhilft, ohne die eine tiefgründige Erziehung undenkbar ist. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, kommt die Verfasserin zu den unentrinnbaren Folgerungen, zu denen jeder konsequente Denker in der Frauenfrage gelangen muß: was sie dem eigenen Kinde schuldet, schuldet sie auch den Kindern da draußen. Wie sie Liebe den Ihren giebt, so soll sie auch denen Liebe geben, für die niemand sorgt: die Frau hat auch Pflichten für die Öffentlichkeit. — Die kleine Broschüre zeugt von eignem Denken und Herzenswärme.

„**Gesammelte Gedichte**" von Emma Matthys. (Bern, Nydegger und Baumgart). Man kann auf zweierlei Art Gedichte genießen. Die einen packen uns durch ihre geniale Kraft; sie reißen uns hin durch das ewig Rätselhafte, Elementare, das den eigentlichen Dichtergenius ausmacht; in den andren erfreut uns der Blick in ein reines Menschenherz. Von der letzteren Art ist der vorliegende kleine Band, dem in seiner engeren Heimat die edle Persönlichkeit seiner Verfasserin viele Freunde erworben hat.

„**Die Welt der Frau.**" Ein Vortrag von Gustav Gerok. 2. Auflage (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Es ist recht bezeichnend, daß neuerdings Geistliche sich mehrfach mit der Frauenfrage beschäftigt und sich ihr vorurteilsloser gegenüber gestellt haben, als es sonst bei deutschen Männern üblich ist. Zu Johannes Weiß, Gamper, Kirms gesellt sich nun auch ein süddeutscher Pfarrer in Gustav Gerok. Zur Charakteristik der lesenswerten Broschüre diene der Schlußsatz: „Je mehr die Frau in der Welt zu Hause sein wird, desto mehr wird das Haus wieder und in vollem Sinne die Welt der Frau werden."

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Lose Blätter. Neue Novellen von Doris Freiin v. Spättgen. (Leipzig. F. A. Berger.) Preis broch. 2 Mark, geb. 3,25 Mark.

„**Sie lebt**". Ein Frauenschicksal von Marie Silling. (Leipzig. F. A. Berger.) Preis broch. 2,50 Mark, geb. 3,75 Mark.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.; bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Von grösstem Nutzen!!

„Kindergarderobe" hat bereits über **90,000** Abonnenten!

Mütter,

„Kindergarderobe" hat bereits über **90,000** Abonnenten!

welche für ihre Kinder unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider verwerten und die „Kleinen" handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Säckelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Zündholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W. neu erscheinenden concurrenzfreien Blatte:

„Kindergarderobe"

Illustrierte Monatsschrift m. Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung und Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung und Unterhaltung der „Kleinen", mit der Beilage „Für die Jugend".

Vierteljährlich **60 Pf.** [98

Zu sämtlichen Kinder-Costümen vollständige Schnitte!

Abonnements zu 60 Pf. vierteljährl. b. all. Buchhandlgn. u. Postanst. — **Gratis-Probenummern** durch die Buchhandlungen und durch die Expedition der „Kindergarderobe", Berlin W., Magdeburger Platz 5.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Bestrebungen für Frauenerwerb. Das „Volkswohl" bringt folgende Mitteilung, die uns sehr beachtenswert erscheint. Die deutschen Frauenvereine, welche ihrem Geschlechte lohnenden Arbeitsverdienst schaffen wollen, thun dies gewöhnlich in der Weise, daß sie eine besondere Verkaufsstelle für weibliche Handarbeiten eröffnen. Einen anderen Weg hat der Bremerhavener Frauenverein betreten. Er hat sich zunächst mit 5, ihm als reell bekannten Kaufleuten in Verbindung gesetzt. Diese liefern ihm nur tadelloses Material zur Verarbeitung. Durch Bekanntmachung in den Zeitungen erbietet sich sodann der Verein, weiblichen Mitgliedern der Gemeinde Handarbeit zu vermitteln und fordert sie auf, in dem Gemeindezimmer sich einzufinden. Bestimmte Mitglieder des Vorstandes vergeben dort die Arbeit, nehmen die angefertigten Gegenstände in Empfang und zahlen dort den Arbeitslohn aus und zwar einen so hohen, daß eine geschickte und fleißige Arbeiterin davon leben kann. Den Verkauf der Gegenstände haben jene Kaufleute übernommen, und zwar für den Preis, den das verbrauchte Material und der Arbeitslohn ausmacht. Sie begnügen sich mit dem Verdienst, den sie am Material haben. Sie führen nebenbei ihre Waren wie früher, weisen nur den vom Frauenverein gelieferten einen besonderen Platz an. Geringwertigere Arbeiten werden entweder an Bedürftige verschenkt oder zu billigeren Preisen verkauft. Dieser geringe Ausfall an der Einnahme wird aus der Vereinskasse gedeckt und dadurch reichlich aufgewogen, daß jetzt vielen Familien statt des früher gegebenen Almosens lohnende Arbeit überwiesen wird.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maismehl. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg. 42]

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und electrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. **YANATAS** tranquillizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used **YANATAS** and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found **YANATAS** a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch**, Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Digitized by Google

Gesangschule: Schultze-Strelitz.

Hamburg, Grindelhof 35a.

Ausbildung für Bühne und Konzert.

Theoretische und praktische Unterrichtskurse für Lehrerinnen.

Methode: **Julius Hey.** [89

Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Bad Schwalbach.

Pension Tannenburg, inmitten der Kuranlagen, zwischen Kursaal und Badehaus, gleich nahe beiden Trinkbrunnen. Möblierte Zimmer mit Pension. Fürsorge für junge Mädchen gern übernommen.

107] **Frau Sanitätsrat Fritze,** geb. Hoepfner.

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten Dr. Perrnehl's Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmitt., stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussch. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz,** 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97

A. Sonnecks, Hohenzollernstraße 2.

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin und aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung u. Entwürfe im Atelier 80] von **Johanna Helfer,** *Berlin W. Bülowstr. 21.*

Im Schallschen Pensionat,

Enckeplatz 5 II

sind zum 1. Juli einige Plätze frei.

Monatlicher Preis 60 Mark.

Beste Referenzen. [110

Wichtiger neuer Frauenerwerb.

In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78

Lehrkursus 20 Mark.

Mathilde Metzger.

Berlin, Puttkammerstr. 14 III, 9—3 Uhr.

B. Behrs Buchhandlung

Berlin NW.

47 Unter den Linden 47

liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Leichtes Salonstück.

Neu! Sehr gefällig:

Ilse-Gavotte.

Preis 1 Mark. [96

Gegen Einsendung des Betrags franco.

Emil Sudermann, Dresden-N.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule

verbunden mit **Pensionat**

Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin **Frl. B. Ridder.**

Musikalien

Jede Nummer 10 Pfennig.

Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**

Bei **A. Anacker,** [85

Papier- und Schreibwarenhandlung.

Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut

f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **A. Lederhause, Berlin O.,** Andreasstr. 31, II. [68

Frau v. Mylke, [94

Stellen-Vermittelungs-Institut

für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74

Frau **Gegenmantel,** geb. **Engelhardt.**

Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Froebelsche Lehr- und Beschäftigungsmittel

Tapisseriemanufaktur.

Froebelkatalog gratis.

Klara Hartmann, Berlin W.

Potsdamerstr. 125. [109

Erziehungsanstalt für junge Mädchen.

Villa Hohenborn, Bad Pyrmont.

Erste Lehrkr., komf. Heim, ausgez. Empfehl. Prosp. d. d. Vorsteherin

Frl. E. Birkholz.

Auch Kur- od. erholungsbed. Damen werden aufgenommen. [105

Perfekte Modistin [83

für **elegante und einfache Roben**

Fahrenbruch, Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar $2^1/_2$ % des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Kochbücher!

Allestein	M. 3.75
Davidis	„ 4.50
Kraft	„ 4.50
Lexikon der Kochkunst 2 Bde.	„ 20.—
Rottenhöfer	„ 14.—
Scheibler	„ 4.—
Siegl	„ 1.—
Victoria	„ 5.—
Weber	„ 1.50

Franko-Zusendung bei Einsendung des Betrags. Alle literarischen Aufträge werden umgehend erledigt. Kataloge gratis. [71

Ad. Dewald,

Buchhandlung,

Berlin S.W., Friedrich-Straße 210.

Musik-Schule und Seminar

zur Ausbildung von Gesang- und Klavierlehrerinnen.

Erfurt, Neuwerkstraße 19.

Besondere Kurse unter günstigen Bedingungen für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

19] Direktorin Frl. **A. Hesse.**

Webe-Apparate

für Damen

Preis: 30, 20, 13 Mk.

Schnellste, interessanteste Arbeit, leicht nach der Gebr.-Anweis. zu erlernen.

Mittellosen schneller Verdienst!

Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen beff. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.,** Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. eig. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung.

● **Lehrplan frei.** ●

---

von den bedeutendsten Zeitschriften als **vorzüglich** anerkannt, versendet die Erfinderin **E. Wernicke,** geb. von Hackewitz, **Berlin W., Eisenacherstr. 18.** — Man fertigt damit: **Unterröcke, Decken** aller Art, **Shawls, Pelerinen, Portièren, Kindersachen, Smyrna-Teppiche** und **Kissen** 2c. aus altem und neuem Material. [82

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Encke-Platz 7, II, dicht a. d. Friedrichstr., f. Lehrerinn. u. Damen beff. Stände. Pensionspr. b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag. Liebev. Fürsorge w. jed. Dame, sei es auf längere od. kürzere Zeit, von der Vorsteherin Frau Wwe. **Selma Spranger** zugesichert. [76

Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu Halberstadt am Harz.
Schulpflichtige Töchter gebildeter Stände finden zu jeder Zeit freundl. Aufnahme. Beste Empfehlungen. Alles Nähere durch die Vorsteherin
113] **Sofie Alfeis.**

Handelsinstitut für Damen
102] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Das beste **Geschenk für Hausfrauen** ist das wegen seiner **praktischen Einrichtung,** sowie seines anerkannt **gediegenen Inhalts** halber vielbeliebte
Kochbuch
für
junge Hausfrauen
nebst vollständigem Küchenzettel für jeden Tag des Jahres
von
Henriette von Wächter.
2. Auflage. 26 Bogen 8°. Preis **brochirt Mk. 3.—** Elegant in Ganzleinwand **gebunden Mk. 3.75.**
Dieses Kochbuch, obwohl zunächst für **angehende Hausfrauen** geschrieben, bietet aber auch **Erfahrenen** eine sorgsame Anleitung zur **sparsamen** Führung der **einfachen** sowohl, wie der **feineren** Küche.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franco Einsendung des Betrages an die unterzeichnete Verlagshandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**
Berlin, S. 14., Stallschreiberstr. 34/35.
W. Moeser Hofbuchhandlung.

Alleinstehenden Frauen,
die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66
70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,
bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Nur bei **direkter** Bestellung zu **herabgesetzten Preisen bis 1. Oktober d. J.:**
Die Frauen
des
19. Jahrhunderts.
Biographische und kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde
von
Lina Morgenstern.
Mit Illustrationen (21 Porträts). In drei Prachtbänden.
Berlin SW., Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.
Statt 30 Mk. 20 Mk. Jeder Band einzeln 7 Mk.
Dies Werk, welches den Anstoß und die Entwicklung der Frauenbewegung während des ganzen Jahrhunderts schildert und 200 internationale Lebensbilder berühmter und einflußreicher Frauen bringt, sollte in keiner Hausbibliothek fehlen. [112

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Vort., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 Nr. **Jede Nr. 20 Pf.** I. u. rev. Ausg. Verzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik. Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Luise Otto u. Auguste Schmidt.
Das Blatt steht bereits im 29. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen. —
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Soeben erschien:
Ratschläge
für deutsche Erzieherinnen in England
von
Helene Adelmann
Preis 40 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.
Berlin S. 14. **W. Moeser Hofbuchhandlung.**

Mit vorliegendem Heft beginnt das (4.) Quartal: Juli bis September 1895

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die „**Frau**" durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Juli bestellen, wollen die Lieferung des Juli-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**
Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 11. August 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Neu-Seeland und seine Frauen.

Von

Mrs. Chatterton (Neu-Seeland).

Nachdruck verboten.

Neu-Seeland ist für die Kultur noch ein neues Land, und so ist es nicht zu verwundern, daß man im allgemeinen in Europa über seine Verhältnisse nicht allzu genau unterrichtet ist. Es sei daher gestattet, einige orientierende Bemerkungen voraus zu schicken.

Neu-Seeland liegt etwa 1200 engl. Meilen von Australien entfernt. Die Überfahrt von dort, die meist sehr stürmisch ist, dauert vier bis fünf Tage. Die Hauptmasse von Neu-Seeland wird von zwei Inseln gebildet, von denen jede etwa 500 engl. Meilen lang ist und deren Grundfläche ungefähr der von Großbritannien gleichkommt. Da sie sich im ganzen über 1000 engl. Meilen von Norden nach Süden erstrecken, so sind sie den verschiedensten Klimaten unterworfen. Im Norden sind Klima und Vegetation halb tropisch; große Kamelienbäume wachsen im Freien. Magnolien, Azalien, Rhododendren und viele andere Blumen, die man in Europa selten anders als in Treibhäusern findet, blühen das ganze Jahr über in den Gärten. Araukarien werden dort große Bäume; Palmen, Baumfarne, Citronen und Orangen gedeihen in Fülle. Kommt man weiter nach Süden, so findet man auch europäische Bäume, Tannen, Buchen, Fichten u. s. w. Tausende von Morgen sind durch herrliche Wälder einheimischer Bäume bedeckt, die mit ihrem üppigen Untergrunde eine der hervorragendsten Schönheiten Neu-Seelands bilden, aber von Jahr zu Jahr weiter vor der Civilisation zurückweichen müssen.

Neu-Seeland wurde im Jahre 1642 durch den holländischen Seefahrer Tasman entdeckt; die kriegerische Haltung der Eingeborenen machte es ihm aber unmöglich zu landen. 1769 landete Kapitän Cook als erster Europäer, und es glückte ihm, mit den eingeborenen Maori in freundliche Beziehung zu treten. Später besuchten Walfischjäger Neu-Seeland dann und wann, und 1814 wagten es drei Missionäre,

Digitized by Google

sich mit ihren Familien an der Insel-Bai niederzulassen. Allmählich trat der größte Teil der Bevölkerung zum Christentum über, und die barbarischen Sitten der Menschenfresserei u. a. verschwanden. Nach und nach breiteten sich die Kolonisten über das ganze Land aus. Leider waren vielfach unmoralische und zügellose Elemente darunter; auch nahmen Abenteurer die gute Gelegenheit wahr, den einfältigen Eingeborenen für einige Gewehre und wollene Decken einen großen Teil des Landes abzuschwindeln. Bald erkannte man die dringende Notwendigkeit, die Maori gegen sich selbst zu schützen. So wurde im Jahre 1840 die Annexion des Landes durch Großbritannien beschlossen, das dort eine eigene Regierung einsetzte. Trotz mehrfacher Empörungen und Kriege ist von dort an ein stetiger Fortschritt in der Kolonisation und Civilisation zu verzeichnen. Es entstanden die Städte Auckland, Wellington, New-Plymouth, Nelson, Christchurch und Dunedin. Seit 1876 bildet Neu-Seeland einen einheitlichen Staat mit der Hauptstadt Wellington. Der Gouverneur wird von der Königin von England auf fünf Jahre ernannt; er hat den gesetzgebenden Körperschaften gegenüber das Recht des Veto, von dem er aber selten Gebrauch macht. Das Land hat ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus. Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig 700 000.

Unter den ersten Kolonisten befand sich eine Reihe hochgebildeter, bedeutender Männer, die bei aller Anhänglichkeit an die Traditionen ihres Vaterlandes dennoch der festen Ueberzeugung waren, daß in einem neuen Lande, dessen Lebensbedingungen in so hohem Maße von denen der alten Welt abwichen, eine gewisse Anpassung erforderlich sei, um das Volk zur vollen, gedeihlichen Entwicklung zu führen. Mit der Vergangenheit wurde nicht gebrochen, aber man ordnete sich ihr auch nicht sklavisch unter. In erster Linie erkannte man es als notwendig, allen Schichten der Bevölkerung eine gute Erziehung zu geben. Jede Provinz richtete zunächst die Sache nach eigenem Ermessen ein. 1877 wurden dann die verschiedenen Systeme, die meist auf sehr liberaler Basis ruhten, einem allgemeinen Staatssystem einverleibt.

Die Schule ist obligatorisch, frei und ohne jeglichen Religionsunterricht. Wo auch nur zehn bis zwölf Kinder in irgend einem abgelegenen Ort zusammenzubringen sind, ist die Regierung verpflichtet, eine Schule zu errichten. Das sind die Elementarschulen der Kolonie, die von Kindern aller Stände besucht werden. In den größeren Städten giebt es Gymnasien für Knaben und Mädchen; die Kinder der Volksschulen können Freistellen darin erlangen, wenn sie bei der Konkurrenz den Preis gewinnen. Die Mädchen stehen den Knaben an Eifer und Wissensdrang nicht nach; aus den jährlichen Konkurrenzen gehen sie nicht selten als Sieger hervor. In diesen Gymnasien wird ungefähr dieselbe Bildung geboten wie in den bekannten englischen Schulen Eton, Rugby u. a. In der Stadt von 7000 Einwohnern, in der ich lebe (Nelson), giebt es ein Knaben- und ein Mädchengymnasium, deren jedes ungefähr 80 Schüler zählt. Zwischen beiden Schulen besteht eine freundschaftliche Rivalität. Alljährlich um die Weihnachtszeit findet in Gegenwart der Eltern und Freunde der Schüler und zahlreicher, lebhaft interessierter Zuhörer die Preisverteilung statt. Die Lehrer und Lehrerinnen sitzen in ihrer akademischen Tracht auf dem Podium; die Rektoren halten Ansprachen; der weibliche Rektor hat das Vorrecht, zuerst zu sprechen. Die Reden sind meistenteils sehr interessant und der Gelegenheit vorzüglich angepaßt. Die Bezahlung an den Gymnasien ist eine recht gute; die Rektorin erhält 6—7000 Mark jährlich.

Wie groß der Fortschritt in Bezug auf die Bildungsverhältnisse in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit gewesen ist, vermag ich aus meinem eigenen Schulbesuch zu beurteilen. Die beste höhere Töchterschule der Stadt wurde damals von einer Dame gehalten, die sie ohne besondere Qualifikation eröffnet hatte, weil ihr Mann falliert hatte. Aber auch die hier gebotene Bildung war noch unendlich viel höher, als die, welche bei Begründung der Kolonie, sozusagen zwischen Kartoffelschälen und Fußbodenscheuern, den Kindern von ihren Müttern gegeben wurde. Ich entsinne mich der Enkelin eines englischen Grafen, welche die feinsten aristokratischen Manieren hatte; als sie sich mit einem Offizier der englischen Armee verlobte, mußte sie den Sergeanten des Regiments bitten, sie heimlich schreiben zu lehren, um ihre Liebesbriefe abfassen zu können.

Digitized by Google

Unsere Ausbildung hört nicht mit dem Gymnasium auf; wir haben in Neu-Seeland auch eine Universität, die auf Grund abgehaltener Prüfungen an Männer und Frauen akademische Grade verleiht, die denen der großbritannischen Universitäten völlig gleichstehen und in allen britischen Besitzungen geführt werden dürfen. Die Kosten der Graduierung sind sehr gering, sodaß jeder, der die Befähigung hat einen akademischen Grad zu erlangen, ihn auch erlangen kann. Alljährlich werden viele männliche und weibliche Studenten immatrikuliert. Ein ansehnlicher Teil von ihnen erreicht die verschiedenen Grade.

Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Zahl der Mädchen, die an dieser höheren Bildung teilnehmen, von Jahr zu Jahr wächst. Man macht dabei die Erfahrung, daß die Konkurrenz mit den Mädchen für die Knaben und die jungen Leute sehr vorteilhaft ist. Sie haben natürlich die größte Hochachtung vor denen, die sie möglicherweise aus dem Sattel heben könnten. Oft ist das in der That der Fall, da selten Mädchen, die nicht wirklich arbeiten wollen, die Universität besuchen, während bei uns wie anderswo die jungen Männer häufig ohne besondere Neigung zum Studium auf die Universität geschickt werden und darum ihre Zeit nicht ausnutzen.

So dürfen wir in unserer fernen Kolonie im ganzen mit unseren Bildungsverhältnissen wohl zufrieden sein, und besonders wir Frauen erkennen mit Dank, wie große Vorteile uns geboten werden. Dennoch ist auch bei uns noch mancherlei zu ändern. Die achtzehnjährigen Erfahrungen, die wir nun in unsern Volksschulen mit der gänzlich religionslosen Erziehung gemacht haben, sind nicht unbedenklicher Natur. Während viele sich scheuen, irgend welche Änderung eintreten zu lassen, fühlt eine wachsende Anzahl, daß die Erziehung unvollständig ist, die weder Moral noch Religion lehrt, und erstrebt wenigstens einen konfessionslosen Religionsunterricht. Wir sind der Überzeugung, daß man von Kindern, die ohne Glauben an Gott auferzogen werden, wie es bei der mangelhaften häuslichen Erziehung bei so vielen geschieht, kaum erwarten kann, daß sie strenge Unterschiede zwischen Gut und Böse machen. So hat in der Schwesterkolonie Viktoria das jugendliche Verbrechertum bedenklich zugenommen; sowohl die Presse wie die einsichtsvollsten und gebildetsten Elemente der Stadt machen die religionslose Erziehung dafür verantwortlich und dringen auf einen konfessionslosen Religionsunterricht.

Es war natürlich leichter, in einem neuen Lande gesetzgeberische Experimente zu machen als in einem älteren. Schritt für Schritt ist dem Verlangen nach demokratischen Grundsätzen nachgegeben worden. Manche Träume europäischer Sozialisten sogar sind in Neu-Seeland verwirklicht. Der Arbeiter hat den achtstündigen Normaltag für hohen Lohn. Für gewöhnliche Handarbeit wird pro Tag 6 Mark gezahlt. Die Leute wohnen gut, essen gut — leider trinken sie auch oft zu gut — und sind gut gekleidet. Die Ladenbediensteten beiderlei Geschlechts sind gesetzlich berechtigt, einen Nachmittag in der Woche frei zu haben. Außerdem selbstverständlich vollkommene Sonntagsruhe. Weiblicher Bedienung in den Läden muß die Möglichkeit gegeben werden, sich zu setzen.

Das letzte gesetzliche Experiment, das zugleich uns Frauen am meisten interessiert, fand im Jahre 1893 statt: die Ausdehnung des Stimmrechts auf alle Frauen über 21 Jahre.

Wie kamen die Frauen zum Stimmrecht? Viele Jahre hindurch gab es im Neuseeländer Parlament eifrige Verfechter dafür. Von einer Sitzung zur andern brachten sie die Sache zur Sprache und setzten ihre ganze Beredsamkeit dafür ein. Die Hauptleiter dieser Bewegung waren Sir J. Hall, Sir H. Atkinson und Mr. Ballance, Männer von hohem Geist und ungewöhnlicher Begabung. Auch außerhalb des Hauses interessierten sich viele für diese Frage, sie erzogen die Masse durch Debatten und legten dem Parlament Petitionen mit zahlreichen Unterschriften vor. Es erschien den Anwälten des Frauenstimmrechts sehr ungerecht, daß jeder Mann von 21 Jahren, gleichviel ob er ungebildet oder verrufen war (wenn er sich nur nicht gerade im Gefängnis oder in einer Irrenanstalt befand), sein Stimmrecht gebrauchen durfte, sobald er sich zwölf Monate in der Kolonie und drei Monate hintereinander an einem und

Digitized by Google

demselben Orte aufgehalten hatte — während keine Frau, mochte ihre Bildung noch so hoch, ihr Ruf tadellos, mochte sie noch so reich sein, das Recht besaß, denjenigen zu wählen, den sie für geeignet hielt, die Interessen des Landes zu vertreten. Man fühlte, daß männliche Wähler allein dem demokratischen Gedanken — „die Regierung des Volkes, für das Volk" — nicht entsprachen, denn die Frauen gehören auch zum Volke. Wenn daher jedem Manne als einem aus dem Volk das Recht zustehe, seine Stimme abzugeben, so müsse dies Recht auch jeder Frau zustehen.

Die Bewegung fand große Unterstützung durch die Temperenzgesellschaft. Das Gesetz ging auch verschiedene Male im Unterhause durch, wurde aber jedesmal vom Oberhause abgelehnt. Endlich erlangte die Vorlage auch im Oberhause eine Stimme Majorität (1893) — im Unterhause ging sie wieder mit großer Majorität durch — und wurde dadurch Gesetz.

Fragt man nun: eignen sich die neu-seeländischen Frauen zur Ausübung des Stimmrechts? so ist die Antwort: viele, ja, aber eine größere Anzahl durchaus nicht. Genau dasselbe aber muß man von den Männern sagen; viele haben bis jetzt weder eine Ahnung von der Verantwortlichkeit, die ihnen ihr Stimmrecht auferlegt, noch üben sie dasselbe mit Intelligenz aus. Man weiß ja, daß, solange man dem Volke keine Verantwortlichkeit giebt, es auch nicht dafür geeignet erscheint; sobald es aber eine solche erhält, erwacht in ihm der Wunsch dazu heranzureifen. Das aber kann natürlich nur allmählich geschehen.

Ehe das Gesetz durchging, hörte man natürlich auch in Neu-Seeland die alten Argumente gegen das Frauenstimmrecht: „Die Frauen werden es garnicht ausüben — es wird nur Zwiespalt in die Familien bringen — außerdem schickt es sich nicht für Frauen, Stimmlokale zu besuchen" 2c.

Wie verliefen nun die Dinge in Neu-Seeland?

Sobald das Gesetz durchgegangen war, trug sich ein verhältnismäßig sehr großer Teil der Frauen in die Wahllisten ein. Am Wahltage selbst war das Verhältnis der in die Wahllisten eingetragenen Frauen, die ihre Stimmen abgaben, dem der Männer fast gleich.

In der ganzen Kolonie sprach man davon, wie regelrecht der Wahltag selbst verlaufen sei. Aus Auckland berichtete man: „Alles vollzog sich so, als ob die Frauen das Wahlrecht so lange besessen hätten, wie unsere Kolonie eine verantwortliche Regierung besitzt. Kein einziger Trunkenbold war tagsüber zu sehen, und die Frauen gingen in den Wahllokalen aus und ein, ohne irgendwie belästigt zu werden." Auch in unserer Stadt habe ich die gleiche Erfahrung gemacht. Die Hauptwahllokale waren den ganzen Tag über gedrängt voll, das Interesse für das Wahlergebnis war größer als gewöhnlich; dennoch ging alles seinen geordneten Gang, und den Frauen fiel das Wählen nicht schwerer, als wenn sie sonst irgend welche Angelegenheiten an öffentlicher Stelle zu erledigen haben.

Die Wahl selbst ist geheim und niemand daher gezwungen, den Namen seines Kandidaten zu nennen. Ich kenne verschiedene Fälle, wo die Frauen der Familie anders gestimmt haben als die Männer. Mit der Zeit werden die Männer auch einsehen, daß es nur gerechtfertigt ist, wenn ihre Frauen und Töchter, ihren Söhnen gleich, sich ein unabhängiges Urteil über öffentliche Angelegenheiten bilden und für dasselbe eintreten. Zur Zeit aber müssen sie zu dieser Ansicht noch erzogen werden.

Im ganzen werden freilich diejenigen recht behalten, die da annehmen, daß die Männer, die Frauen und Töchter haben, um die Stimmen ihrer weiblichen Familienmitglieder verstärkt werden. Aber dieses Argument, das so gern gegen das Frauenstimmrecht ins Feld geführt wird, ist in Wahrheit ein starkes Argument dafür. Der fragliche Fall wird am meisten in den Familien eintreten, deren Glieder innig mit einander verbunden sind, und da die moralische Stärke eines Landes zum größten Teil von der Festigkeit der Familienbande abhängt, so ist es von hoher Bedeutung, daß die Familie als solche im Parlament stark vertreten ist. Früher hatte jeder Faullenzer, dem das Wohl der Kolonie durchaus gleichgiltig war, oder selbst jeder, der sich zufällig zwölf Monate in der Kolonie aufhielt, eine ebenso gewichtige Stimme

Digitized by Google

in der Gesetzgebung des Landes wie ein Familienoberhaupt — trotz unseres Wahlrechts betrachten wir den Mann als solches — mit all den Interessen und der ganzen Verantwortlichkeit seiner Stellung; heute hat die Familie den ihr gebührenden größeren Einfluß.

Ehe die ersten Wahlen stattfanden, wurden in verschiedenen Städten Frauenversammlungen abgehalten, in denen Frauen die Rechte und Pflichten, die das neue Privilegium mit sich bringt, ihren Mitschwestern auseinandersetzten und es ihnen dringend ans Herz legten, ihr Votum gewissenhaft und treu abzugeben. Das Hauptgewicht legten sie darauf, daß die Frauen nur solchen Männern ihre Stimme geben sollten, die wertvolle Charaktereigenschaften haben und ein rechtschaffenes Leben führen. Auf diese Weise glaubten die Rednerinnen den Interessen und der Wohlfahrt des Staats am besten zu dienen und dazu beizutragen, ein neues moralisches Element in die Politik einzuführen. Der „Sydney Morning Herald" bemerkt nach dem Schluß der Wahlen: „Die Verfechter des Frauenstimmrechts meinten, daß dieses dahinführen würde, eine entschiedene Läuterung in die Politik zu bringen. Das ist auch geschehen. Im großen und ganzen haben die Frauen der Kolonie den persönlichen Charakter über die Partei gestellt und haben in den meisten Fällen für Männer von gutem Charakter und tadellosem Ruf ihre Stimme abgegeben. Das Resultat davon ist, daß dieses Parlament unstreitig ein besseres Gepräge hat als das vorige. Es wird ein hervorragend thätiges, geschäftskundiges und würdiges sein."

Selbstverständlich ist es unmöglich vorauszusehen, welche endgiltige Wirkung das Frauenstimmrecht auf unsere Kolonie ausüben wird. Das Ergebnis einer einzigen Wahl genügt dazu um so weniger, als den Frauen keine Zeit gelassen war, sich genügend auf die Ausübung des neuen Rechts vorzubereiten. Eben so wenig ist jetzt die Frage zu beantworten, ob es jemals dahin kommen wird, daß Frauen in das Parlament gewählt werden, wie man so oft gefürchtet hat. Ich halte solchen Fall nicht für unmöglich, wenn auch vorläufig für sehr unwahrscheinlich; es sei denn, daß einige hervorragend für solche Stellung begabte Frauen vielleicht eine Stimmenmehrheit erhielten.

Diese Stimmenmehrheit könnte durch die Frauen allein nicht herbeigeführt werden; es bedürfte der Mithilfe, also der Überzeugung der Männer. In London hat man mit großer Majorität Frauen in die Schulkommission gewählt, da man erkannt hatte, daß ihr Einfluß und ihre Erfahrungen für die Gestaltung der Schulverhältnisse von großem Wert seien. Da nun die Gesetzgebung sich mit vielen Dingen zu befassen hat, die das moralische Wohlbefinden von Frauen und Kindern betreffen, so dürfte die Zeit kommen, wo die Männer es für einen Gewinn halten werden, wenn in diesen Fragen besonders geeignete Frauen mit ihnen wirken. Immerhin wird es sich nur um Ausnahmefälle handeln, und die absurden Karikaturen von Frauenparlamenten, welche die Witzblätter gelegentlich bringen, sind wahrlich zu kindisch, um sich dabei aufzuhalten. —

Nicht in der Betonung unsrer Rechte, sondern in der treuen Erfüllung unsrer Pflichten werden wir Frauen am besten der Wohlfahrt unsres Landes dienen.

Digitized by Google

Zur Hygiene des Schulkindes.

1. Schule und Haus.

Von

Dr. Heinrich Kraft.

Nachdruck verboten.

Die einschneidende Bedeutung des ersten Ganges zur Schule liegt auf zwei getrennten Gebieten. Die Eltern geben ihr Kind aus dem engen Kreis des Hauses, des Familienlebens, in dem erziehliche Grundsätze und Wahl des Umganges wesentlich in ihrer Hand lagen, hinaus in die ihrem direkten Einfluß fast völlig entzogene Gemeinschaft der Schule, in der des Lehrers Geist als ein zunächst fremder über das Kind einen bestimmenden Einfluß gewinnt, in der aber auch mit jedem einzelnen Mitschüler, in seiner noch so unausgesprochenen Eigenart, ein unberechenbarer, nicht willkürlich zu beseitigender Faktor für die Entwicklung von Kopf und Herz des Kindes dazu gegeben ist. So ist der erste Gang zur Schule recht eigentlich der erste Schritt ins Leben, der an sich schon bedeutsam genug wäre, wenn auch nur die pädagogische Frage dabei in Betracht käme. Indeß nicht allein Charakter und Geist des Kindes werden da ganz neuen Einwirkungen unterworfen, es ist nicht minder der in der Entwicklung begriffene, gleich beeinflußbare Körper, der unter ganz andere Bedingungen kommt.

Der Weg vom Spiel des Hauses zum Ernst der Schule führt aus einer großen Freiheit körperlicher Bewegung zu einem ebenso großen Zwang zeitweiligen Stillesitzens; an Stelle liebevoller Sorgfalt für das einzelne Kind tritt die strenge Ordnung für alle. Körperliche Triebe und Bedürfnisse finden jetzt eine viel ernstere Regelung wie im Hause; dabei wird es sich fragen, ob nicht pädagogischen Lichtseiten hygienische Schattenseiten entsprechen. Solche müßten aber beseitigt werden, denn ein Verstoß gegen die Gesetze der Hygiene in den Jahren der Entwicklung rächt sich durch das ganze Leben. Unseren Schulen sollen nicht Menschen entwachsen, deren geistige Ausbildung auf Kosten der körperlichen Gesundheit und Leistungsfähigkeit erfolgt ist, die doch die Grundbedingung für ein zufriedenes, erfolgreiches Leben bildet. Gilt bei uns von Gesetzes wegen der Schulzwang, so hat das Haus das Recht, an die Schule hygienische Anforderungen zu stellen, die eine gesundheitliche Schädigung der Kinder durch irgendwelche, mit dem Schulbesuch gegebene Verhältnisse, thunlichst hindern. Entspricht die Schule unter einsichtiger Leitung diesen Bedingungen, so wird sie umgekehrt günstig auf das Haus zurückwirken; sie wird verlangen können, daß von dem Haus die hygienischen Bedingungen, die für das Wohl des Kindes in Schule und Haus eine gleiche Giltigkeit haben, in gleicher Weise erfüllt werden. Sollen diese gemeinsamen Bedingungen in weiteren Artikeln ihre Würdigung finden, so sei in diesem einleitenden Aufsatz denjenigen hygienischen Fragen Raum gegeben, die aus dem Umstand hervorgehen, daß mit dem Eintritt in die Schule das Kind zu dauerndem Zusammensein mit einer großen Anzahl Kameraden behufs gleichmäßiger geistiger Ausbildung in dazu bestimmten Räumlichkeiten genötigt ist, daß es also nicht nur Licht und Luft mit ihnen teilen, sondern auch zu einem gedeihlichen Schulbesuch in seinen geistigen Fortschritten mit ihnen auf gleicher mittlerer Höhe bleiben muß.

Da ist denn eine der ersten Fragen, die an das Haus herantreten, die: ist unser Kind körperlich und geistig genug entwickelt, um mit gleichaltrigen Schülern in den Unterricht einzutreten? Hand aufs Herz — wie viele Eltern haben das nach allen Seiten reiflich überlegt und zur schließlichen Entscheidung den Rat eines vertrauten

Digitized by Google

Hausarztes erbeten? Der maßgebende Gesichtspunkt ist nur zu oft die mit Beendigung des sechsten Lebensjahres beginnende Schulpflicht. Die Erwägung, daß infolge eines späteren Eintritts der Knabe besonders sich von den Altersgenossen, die rechtzeitig beginnen, den Rang in künftigen Lebensstellungen abgelaufen sehen möchte, überwiegt über die Bedenken, ob nicht die zarte, schwächliche Konstitution des geistig vielleicht recht reifen Kindes unter dem Schulbesuch leiden, ob nicht die häufig nötige Schulversäumnis das Kind mehr zurückbringen dürfte, als ein späterer Eintritt bei gefestigter Gesundheit. Gerade jene zarten, blassen, großäugigen, frühklugen Kinder aus Familien mit tuberkulöser Veranlagung, und jene ebenso zarten, lebhaften, übererregbaren Sprößlinge aus Ehen, in denen der eine oder andere Teil Anomalien des Nervensystems zeigt, gerade sie müßten vor den falschen Konsequenzen der allgemeinen Schulpflicht mit vollendetem sechsten Jahr geschützt werden; ihnen kann ein Jahr der Schulfreiheit mehr im Hause unter günstigen hygienischen Bedingungen ein Überwinden der ererbten Disposition ermöglichen. Sie kommen ein Jahr später hinaus in den Kampf ums Dasein, aber sie haben in diesem Jahr für ihr ganzes Leben vielleicht jene Kraft gewonnen, die ihnen zu einem sonst durch Krankheit und Schwäche versagten Sieg verhilft. Im Kanton Zug sind die Konsequenzen dieser Erkenntnis seitens der Regierung gezogen worden. Dort werden alle Kinder vierzehn Tage nach dem Eintritt in die erste Schulklasse von einem Arzte untersucht; derselbe bezeichnet der Schulbehörde erstens diejenigen Kinder, welche infolge mangelhafter körperlicher oder geistiger Entwicklung noch ein Jahr zurückzustellen sind, zweitens diejenigen, welche wegen körperlicher oder geistiger Fehler aus der Schule entlassen werden sollten.

Damit ist von Seiten einer Regierung mit einer Einrichtung vorgegangen, für die der verdiente Kinderarzt und Kinderfreund Baginsky längst mit einem gleichen Maß von Gründen und Wärme eingetreten ist; wir sehen hier einen Arzt mit einer der wichtigsten Funktionen eines Schularztes betraut; die Regierung tritt für das Kind mit einer Maßnahme ein, die das Haus nur zu oft verabsäumt. Baginsky hat aber sehr richtig erkannt, daß noch weitergegangen werden müßte, indem von einem amtlichen Schularzt jedem Kind beim Eintritt gleichsam ein Gesundheitspaß ausgestellt würde, worin die Größe des Kindes, sein Gewicht, seine Körperhaltung, sein Ernährungszustand, Impferfolg, Zustand der Augen, Ohren zu verzeichnen und Bemerkungen über konstitutionelle Erkrankungen und sonstige krankhafte Befunde beizufügen wären. Blieben die Kinder einer regelmäßigen, etwa monatlichen Kontrolle seitens des Schularztes unterworfen, so müßte notwendig mit dieser Einrichtung die Möglichkeit geboten sein, die Entwicklung der Kinder in die günstigste Bahn zu lenken. Wie manche scheinbare Unart, Zerstreutheit würde auf ihren wahren Grund, leichte Erschöpfbarkeit des Nervensystems, Schwerhörigkeit, Kurzsichtigkeit u. s. f. rechtzeitig zurückgeführt. Der Schwerhörige würde dem Katheder des Lehrers, der Kurzsichtige der Schultafel näher gesetzt, und manche Störung des Unterrichtes, manche dauernde Gesundheitsschädigung wäre vermieden, manche Mißstimmung des Lehrers, manche Verkennung des Schulkindes mit ihren depressiven, pädagogisch oft verhängnisvollen Folgen verhütet. An die Mütter geht die Mahnung, im Sinne der Aufstellung von Schulärzten zu wirken, zum Besten ihrer teuren Kleinen, die sie, eine Thräne im Auge, aus ihrer Obhut auf den Weg zur Schule entlassen. So lange dies Ziel nicht zu aller Gunsten erreicht ist, sollte, wer es vermag, den Hausarzt als treuen Berater bei diesem ersten Schritt seines Kindes ins Leben nicht vergessen.

Bisher haben wir eine Frage verfolgt, die wir aus dem gegebenen Gesundheitszustande des jungen Schulkindes heraus uns vorlegen mußten; es handelte sich um den Grad körperlicher und geistiger Gesundheit und Entwicklung, den das Kind zur Schule mitbringen muß; jetzt werden wir die andere Frage zu betrachten haben: was muß seitens der Schule geschehen, daß das Kind durch den aus dem Schulbesuch entspringenden Zwang des Zusammenseins mit zahlreichen Mitschülern nicht in seiner Gesundheit und Entwicklung geschädigt wird? Setzen wir den Fall, daß eine weise Schulverwaltung von vornherein auf einen möglichst günstigen Gesundheitszustand aller aufzunehmenden Mitschüler streng bedacht ist, so sind doch die unausbleiblichen

Digitized by Google

Fälle interkurrenter Infektionskrankheiten zu erwarten, die als ansteckende gerade in den Kinderjahren in epidemischem Auftreten ihre Opfer fordern. Finden nicht diese eben in den Schulen die besten Ausbreitungsherde? Nach dem jetzigen Stand unseres Wissens muß man das für die im engeren Sinn kontagiösen Erkrankungen unbedingt annehmen. Es gilt für die kontagiösen Augenentzündungen, den Keuchhusten, die Diphtherie, die epidemische Ohrspeichelentzündung (Mumps) so gut wie für Scharlach, Masern, Röteln, Pocken, Typhus. Dazu kommen noch einige parasitäre Krankheiten der Haut und des Haarbodens, die Scabies (Krätze), der Erbgrind und der Ringwurm. Eine Kommission der Londoner klinischen Gesellschaft hat sich mit der Dauer der Inkubation und der Ansteckungsfähigkeit jener Infektionskrankheiten beschäftigt und aus reichem Material die Schlüsse gezogen, daß erstere für Diphtheritis 2—8, für Masern 8—14, für Scharlach 1—8, für Typhus 8—14, für Pocken 9—14 Tage, für Mumps und für Röteln 2—3 Wochen beträgt. Diese Zahlen sind schulhygienisch darum wichtig, weil die gleiche Kommission fand, daß bei Mumps und Röteln die Ansteckungsfähigkeit schon 3—4 Tage vor dem Auftreten des Krankheitsbildes existiert, bei Diphtheritis über die Inkubation und den Anfall hinaus in die Rekonvaleszenz hinein dauert, bei Masern über etwa drei Wochen währt, während sie bei Scharlach bis nach Abschluß des Abschuppungsprozesses, bis zu 8 Wochen anhält.

Wenn für diese Erkrankungen den Eltern eine Anzeigepflicht auferlegt wird, so ist das nur ein Gebot der Gegenseitigkeit, das für manche der schlimmeren Formen so weit geführt werden sollte, daß auch zur Zeit noch gesunde Geschwister der Schule entzogen würden, denn sie können, ohne selbst zu erkranken, die Krankheitskeime doch auf andere übertragen. Die Maßregel erscheint hart; sie ist wohl nur durchführbar nach Aufstellung amtlicher Schulärzte, die auch für Erkrankte und Verdächtige eine Quarantänezeit zu bestimmen hätten; indeß sie wird von den Eltern ertragen werden, die einsehen, daß eine strikte allseitige Durchführung auch ihren Kindern einen thunlichsten Schutz gewährt. Bedenkt man, daß es mangels rechtzeitiger Maßregeln zuweilen zu einem Schluß ganzer Schulen kommt, so verliert die im Einzelfall harte Maßnahme viel von ihrer Härte für die Gesamtheit.

Haben wir damit eine Frage erläutert, die von außen in das Schulleben hineingetragen wird, so bleiben uns jetzt noch einige andere abzuhandeln, die recht eigentlich im Wesen der Schule selbst begründet sind. Es seien nur gesunde Kinder in der Schule beisammen; ist nicht durch dies Zusammensein vieler Menschen in beschränktem Raum allein schon mancherlei gegeben, was von schädigendem Einfluß auf die Kinder sein könnte? Was auch wenig empfindliche Menschen beim gelegentlichen Verweilen in einem überfüllten Konzertsaal zu körperlichem Unbehagen bringt, dem sind die Kinder in einem überfüllten Schullokal tagtäglich ausgesetzt. Reichlich Luft verlangt der Körper des Erwachsenen dringend zum Wohlbefinden, noch viel mehr der des Kindes mit seinem viel regeren Stoffwechsel. Durch Lungen- und Hautatmung, durch Schweißabsonderung, durch Staub und Ausdünstung der Kleidungsstücke wird die Luft im geschlossenen Raum verschlechtert. v. Pettenkofer hat in seinem klassischen Buche „Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden" diese Verhältnisse klargestellt; und sein Schluß, daß für die Luftverunreinigung im bewohnten — nicht geheizten und künstlich beleuchteten — Raum der Prozentgehalt an Kohlensäure den Maßstab abgebe, hat heute noch seine Giltigkeit. Normiert er diesen Gehalt für eben noch als annehmbar empfundene Luft zu 1 Teil Kohlensäure auf 1000 Volumteile Luftgemenge, so ergiebt sich, daß ohne Ventilation der Schulzimmer als solche hygienisch brauchbare Räumlichkeiten kaum herzustellen wären. Denn die Atemluft, 40 mal reicher an Kohlensäure, als jene normale Zimmerluft, würde mit jedem Atemzug letztere 40 mal verschlechtern.

Da nun ein Knabe in der Stunde zirka 320 Liter Luft durch die Lunge gehen läßt, so würde er in vierstündigem Morgenunterricht 1280 × 40 Liter Luft für sich benötigen, sollte keine für ihn merkbare Luftverschlechterung eintreten; das wären 51,2 Kubikmeter Luftraum pro Kopf, für eine Klasse von 50 Schülern 2560 Kubikmeter. Damit würden wir auf Größenverhältnisse kommen, die durch finanzielle,

Digitized by Google

bautechnische und hygienische anderweitige Bedenken ausgeschlossen sind. Fassen wir letztere allein ins Auge, so finden wir in dem Lichtbedürfnis und im Sehvermögen die einschränkenden Faktoren. Da dieses normalerweise für Buchstaben von 3 Centimeter Höhe auf ungefähr 9 Meter ausreicht, so ist damit die zulässige Entfernung der hintersten Schulbank von der Tafel und mit ihr die Länge des Schulzimmers gegeben. Die zulässige Tiefe desselben andrerseits wird bei dem allein zweckmäßigen Lichteinfall von links her begrenzt durch das Erfordernis genügender Helligkeit auch an den von den Fenstern am meisten abliegenden Plätzen; hierdurch ist ein Überschreiten von 7 Meter Tiefendurchmesser ausgeschlossen — eine Beeinträchtigung des Lichteinfalles durch Nachbarbauten darf dabei nicht statthaben. Durch Höhe des Schulzimmers ist der Kubikinhalt wiederum nicht auf das gewünschte Maß zu steigern; hier stehen einem Hinausgehen über 4—4,5 Meter bautechnische Gründe entgegen. Baginsky berechnet unter Annahme zweckentsprechendster zweisitziger Pulte für eine höhere Schule, und zwar für eine Klasse von 45—48 älteren Schülern die Maße eines idealen Schulzimmers zu 9,55 Meter Länge, 6,25 Meter Breite bei etwa 4 Meter Höhe; damit wäre ein Kubikinhalt von 238,8 Kubikmeter erzielt, also noch nicht der zehnte Teil des oben nach Pettenkofer Erforderten.

Indes dieser Meister der Hygiene hat selbst nachgewiesen, daß unseren Ansprüchen an die Luft im Schulzimmer mancherlei natürliche Umstände zu gute kommen, wenn auch künstliche Nachhilfe durch Ventilation nicht entbehrt werden kann. Das Schulzimmer ist kein luftdicht abgeschlossener Raum; durch jede Fensterritze, jeden Thürspalt, selbst durch das Mauerwerk hindurch findet ein steter Luftwechsel statt; bei letzterem ist seine Größe abhängig von Art des Materials und der Bekleidung, so zwar, daß Backstein und Kalktuffstein mit Kalkanstrich mit das günstigste Resultat ergeben. Winddruck und Temperaturdifferenzen zwischen innen und außen spielen dabei eine wesentliche, freilich so sehr wechselnde Rolle, daß auf den natürlichen Luftwechsel kein Verlaß ist; und da im Winterhalbjahr und auch sonst bei ungünstigem Wetter durch Öffnen der Fenster während des Unterrichts nicht zu helfen ist, so bleiben als sicheres Auskunftsmittel nur künstliche Ventilationseinrichtungen übrig, wenn v. Pettenkofers Maß der Luftzuführung pro Kopf und Stunde mit 60 Kubikmeter frischer Luft oder nach Morin auch nur die Hälfte erreicht werden soll.

Welchem der beiden anwendbaren Prinzipien — Pulsions- oder Aspirationsmethode — der Vorzug zu geben sei, das ist eine Frage, deren Erörterung zu weit führen würde; ihre Lösung hängt mit von der gewählten Heizanlage ab. Für kleine Lehranstalten würde es sich bei dieser um Ventilationsfüllöfen handeln, während sich für die großen in Wien an erster Stelle die Niederdruckdampfluftheizung neben der Zentralfeuerluftheizung bewährt hat; das heißt also, es sind Heizungen zu wählen, die keine Luftverschlechterung drohen, vielmehr bei sonstiger Zweckmäßigkeit zur Luftverbesserung möglichst beitragen.

Noch seien einige Punkte hervorgehoben, die für letzteren Zweck von wesentlicher Bedeutung sind: gesunden Grund und Boden und gesunde Umgebung setzen wir für jeden Schulbau voraus; Treppen, Flure und Schulräume müssen sich leicht gründlich reinigen lassen, auch das ist eine selbstverständliche, meist erfüllte Bedingung; was aber noch vielfach zu vermissen ist, das ist die Möglichkeit, abzulegende Kleidungsstücke, Schirme, Mäntel, Mützen, Überschuhe mit der ihnen anhaftenden Summe von Staub, Feuchtigkeit, Schweiß, Schmutz außerhalb der Schulzimmer unterzubringen, und die Gelegenheit zur Säuberung der Hände. Das ist ein Stück Prophylaxis, das für einen gesundheitsgemäßen Zustand der Schule so gut gilt, wie es in einem geordneten Hause längst geübt wird.

Digitized by Google

Die Frau im Recht.

III.

Die elterliche Gewalt der Mutter.

Nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches.

Von

Emma Behring.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 616 und Schluß.)

2.

Die prinzipielle Gleichstellung der beiden Geschlechter in Beziehung auf die elterliche Gewalt kommt nun vor allem in den Bestimmungen zum Ausdruck, welche von den Rechten der Mutter nach dem Tode des Vaters handeln. Der code civil kommt von den herrschenden Gesetzen dem Entwurfe hierin am nächsten; auch er führt im großen ganzen eine rechtliche Gleichstellung der überlebenden Mutter mit dem überlebenden Vater durch. Der Entwurf weicht aber in einem wichtigen Punkte vom code civil ab: er hat die vormundschaftliche Stellung des überlebenden Elternteils beseitigt, so daß also dem Vater nach dem Tode der Mutter nicht kraft Gesetzes die Vormundschaft über seine Kinder zufällt, sondern kraft seiner elterlichen Gewalt alle diejenigen Befugnisse in Bezug auf die Kinder verbleiben, welche er bei Lebzeiten seiner Frau besessen hat, und das ohne jegliche Aufsicht des Vormundschaftsgerichts. Dasselbe gilt bei der Gleichberechtigung der überlebenden Mutter mit dem überlebenden Vater, also auch für die Mutter nach dem Tode des Vaters; ihr fällt daher beim Ableben ihres Ehemannes die volle elterliche Gewalt zu. Die Mutter hat jetzt allein für das körperliche Wohl, für die geistige Entwicklung des Kindes zu sorgen und haftet daher auch allein für die richtige Ausübung dieser ihr kraft elterlicher Gewalt zufallenden Befugnisse. Das Gesetz erwartet und verlangt dabei aber auch von der Mutter, daß sie das Kind zu einem bestimmten Lebensberuf heranzieht, daß sie seine Handlungen zu diesem Zweck leitet und überwacht, damit das Kind zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft heranwächst. Ob aber gegenwärtig die Vorbildung der Frauen allgemein eine derartige ist, daß sie einer solchen Aufgabe gewachsen sind, diese Frage kann man leider nicht so unbedingt bejahen. Eine bessere und gründlichere Bildung der weiblichen Jugend ist notwendig, wenn die Frau in stand gesetzt werden soll, ihrer Aufgabe als Erzieherin der Kinder — nicht nur der Töchter, sondern auch der heranwachsenden Söhne — im wahren Sinne gerecht zu werden. Nur wenn uns Gelegenheit gegeben wird, alle unsere Fähigkeiten in demselben Maße zur vollen Entwicklung zu bringen, wie dies bei der männlichen Jugend der Fall ist, werden wir imstande sein, unsere Söhne zu tüchtigen Männern und Bürgern heranzubilden und unsern Töchtern eine Erziehung zu geben, welche sie befähigt, nicht nur als Hausfrau und Mutter, sondern auch in anderer Weise ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen. Unsere männliche Jugend wird dann nicht mehr, wie heutzutage, auch auf die für herrschende Verhältnisse gut durchgebildete Mutter herabsehen, sobald sie im Hochgefühle ihrer Kenntnisse ihr geistig entwachsen zu sein wähnt!

Daß die Befähigung der Frau zur Ausübung der elterlichen Gewalt an sich hinter derjenigen des Mannes nicht zurücksteht, daß ihr aber namentlich in den höheren Ständen vielfach diejenige Vorbildung fehlt, welche erforderlich ist, um allen Anforderungen der elterlichen Gewalt gerecht werden zu können, giebt auch der Gesetz-

Digitized by Google

geber zu, wenn einerseits auf S. 738 der Motive gesagt wird: „Erfahrungsmäßig pflegt in einer weniger fortgeschrittenen Bevölkerung die Frau hinter dem Manne an intellektueller Begabung keineswegs zurückzustehen", während es andererseits auf S. 736 heißt: „daß vielfach, besonders in den höheren Ständen, den Frauen die nötige Einsicht und Erfahrung fehle". In ähnlichem Sinne sprechen sich die Motive an zwei anderen Stellen aus, so S. 738: „es ist praktisch unbedenklich, die elterliche Gewalt der Mutter anzuerkennen, vollends, wenn man mit dem Entwurf gewisse fakultative Einschränkungen der elterlichen Gewalt der Mutter zuläßt, für welche ein Bedürfnis weit mehr in den Verhältnissen der höheren Stände als in denen der niederen Stände liegt", und endlich S. 798 „es ist jedoch anzuerkennen, daß es immer einzelne Fälle, namentlich in höheren Ständen, geben wird, in welchen die Mutter einer Stütze bedarf". Vergleicht man das erste Citat mit den drei folgenden, so ergiebt sich daraus, daß nach Ansicht des Gesetzgebers der Unterschied der intellektuellen Entwicklung zwischen Mann und Frau in den höheren, sogenannten gebildeten Klassen ein ungleich bedeutenderer ist, als in den weniger gebildeten unteren Ständen. Wir ersehen hieraus, wie gerechtfertigt das Verlangen der sogenannten gebildeten Frau ist, die engen Grenzen, die ihrer Bildung gezogen sind, zu durchbrechen.

Die Mutter hat nach dem Tode des Vaters neben der Sorge für die Person des Kindes auch die für das Vermögen desselben und die gesetzliche Vertretung. Das Gesetz legt auch diese Befugnisse der elterlichen Gewalt zunächst ohne jegliche Beschränkung in die Hand der Mutter, „um die Mutter auch rechtlich dem Vater grundsätzlich gleichzustellen" (Motive S. 736). Es ist dies wohl von besonderer Bedeutung für die Mutter heranwachsenden Kindern, namentlich Söhnen gegenüber, die oft genug die Autorität der Mutter nicht anzuerkennen geneigt sind, oder sie doch wenigstens geringer schätzen als die des Vaters. Aus diesem letzteren Grunde ist die Mutter nach dem Tode des Vaters auch zur alleinigen Verwalterin des Kindesvermögens — kraft eigenen Rechtes, als Ausfluß ihrer elterlichen Gewalt — berufen. Die Autorität der Mutter heranwachsenden Kindern gegenüber soll dadurch gehoben und, wenn nötig, auch unterstützt werden. Der überlebende Elternteil — hier also die Mutter — braucht für das seiner Verwaltung unterstehende Vermögen des Kindes nicht wie der Vormund Sicherheit zu leisten; während der Dauer der elterlichen Gewalt ist sie auch zu keiner Rechnungslegung darüber verpflichtet, doch ist das Gericht in besonderen Fällen berechtigt, solche zu verlangen.

Wie vorher schon bemerkt, hat das Gesetz drei Fälle vorgesehen, in welchen der Mutter eine Hilfe — ein sogenannter „Beistand" — beigegeben werden kann. § 1540 des Entwurfes sagt über die Thätigkeit des Beistandes: „Der Beistand hat innerhalb seines Wirkungskreises die Mutter bei Ausübung der elterlichen Gewalt zu unterstützen und zu überwachen, auch jeden Fall, in welchem das Vormundschaftsgericht zu einem Einschreiten berufen ist, bei demselben zur Anzeige zu bringen." Der Beistand haftet in solchen Fällen innerhalb seines Wirkungskreises neben der Mutter für die richtige Ausübung der elterlichen Gewalt.

Der Vater kann der Mutter durch letztwillige Verfügung einen Beistand bestellen. Die Bestellung des Beistandes kann sich auf die ganze elterliche Gewalt oder nur auf einzelne näher bezeichnete Teile, z. B. auf die Vermögensverwaltung, beziehen. Hat der Vater in seiner letzten Verfügung den Wirkungskreis des Beistandes nicht näher bestimmt, so erstreckt er sich auf die ganze elterliche Gewalt in der vorher bezeichneten Weise. Sollte der vom Vater ernannte Beistand dieses Amt nicht übernehmen können, so hängt die Ernennung eines neuen Beistandes je nach Umständen und Verhältnissen von dem Vormundschaftsgericht ab. Hat nun aber der Vater letztwillig keinen Beistand für die Mutter seiner Kinder ernannt, und letztere fühlt sich selbst der ihr kraft elterlicher Gewalt zufallenden Aufgabe nicht gewachsen, so kann sie beim Vormundschaftsgericht selbst einen Beistand beantragen, und derselbe muß ihr auch gewährt werden. — Endlich kann das Vormundschaftsgericht der Mutter von Amts wegen einen Beistand beiordnen, falls besonders schwierige Vermögens- oder Familienverhältnisse solches zweckmäßig erscheinen lassen. Daß die Fälle, in welchen der Frau ein Beistand er-

Digitized by Google

nannt werden wird, nach Annahme des Entwurfes besonders häufig bei den besseren Ständen vorkommen werden, ist schon erwähnt worden. Die Verwaltung eines großen Vermögens oder die Leitung eines gewerblichen Betriebes verlangen eben nicht nur Thatkraft, sondern auch Geschäftsgewandtheit. Es ist daher notwendig, damit die Bestellung eines Beistandes nicht zur Regel werde, sondern nur eine Ausnahme bilde, daß die Frauen zu größerer Urteilsfähigkeit und vor allem zu größerer Selbständigkeit herangezogen werden. Daß es Mangel an Selbständigkeit ist, woran die meisten unserer heutigen Frauen aus den gebildeten Klassen kranken, ist bekannt. Unsere Töchter müssen so erzogen werden, daß sie beim Verlassen des elterlichen Hauses oder auch bei dem Tode der Eltern eine ihrem Alter entsprechende Selbständigkeit besitzen; sie ist eines der besten Güter, welche die Eltern ihren Kindern — und nicht zum wenigsten den Töchtern — mit auf den Lebensweg geben können.

Als letzter Ausfluß der elterlichen Gewalt ist die Nutznießung am Vermögen des Kindes zu nennen; dieselbe hat mit der Verwaltung des Kindesvermögens nichts zu thun, sodaß also dem Inhaber der elterlichen Gewalt, je nach Verhältnissen und Umständen, die Verwaltung des Vermögens ohne Nutznießung, die Nutznießung ohne die Verwaltung oder auch, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Verwaltung und die Nutznießung gleichzeitig zustehen können. — Das sämtliche Kindesvermögen ist, abgesehen von den weiter unten folgenden Ausnahmen, der elterlichen Nutznießung unterworfen, oder wie der Entwurf sich ausdrückt „unfreies Vermögen". „Freies Vermögen" ist dasjenige, welches das Kind durch eigene selbständige Thätigkeit erwirbt, oder das ihm letztwillig oder durch Schenkung mit der ausdrücklichen Bestimmung zufällt, daß das Zugewandte von der elterlichen Nutznießung ausgeschlossen sein soll. Die Verwaltung des freien Kindesvermögens steht auch dem Inhaber der elterlichen Gewalt zu, sofern nicht von dem Erblasser oder Schenkenden bei der Zuwendung das Gegenteil bestimmt worden ist. In letzterem Fall muß das Vormundschaftsgericht benachrichtigt werden, damit es einen Pfleger ernenne, dem alsdann die Verwaltung des Vermögens obliegt.

Die elterliche Nutznießung am Vermögen des Kindes soll als eine Art Ausgleich für den von den Eltern den Kindern zu gewährenden Unterhalt dienen. Unter Unterhaltspflicht sind neben den Auslagen für die Pflege des Körpers und dessen Gesundheit auch die Lasten der Erziehung zu verstehen.

Was die Unterhaltspflicht der Eltern an die Kinder betrifft, so haftet nach dem Entwurf der Vater vor der Mutter (§ 1485), ebenso auch nach dem gemeinen Recht und nach dem Preußischen Allgemeinen Landrecht, während nach dem code civil die Unterhaltspflicht beiden Eltern gemeinsam obliegt, insoweit nicht der Ertrag des Kindesvermögens zur Bestreitung der Kosten des Unterhalts ausreicht. Nach dem Entwurf ist der Vater, als Haupt der Familie und vermöge der ihm zufallenden elterlichen Nutznießung, vor der Mutter zum Unterhalt des Kindes verpflichtet, es sei denn, daß ausnahmsweise schon bei Lebzeiten des Vaters der Mutter die Nutznießung am Vermögen des Kindes übertragen ist. In einem solchen Fall hat die Mutter vor dem Vater für den Unterhalt des Kindes zu sorgen. Verzichtet die Mutter jedoch auf diese elterliche Nutznießung zu gunsten des Kindes, so fällt die Unterhaltspflicht wieder dem Vater zur Last.

Der Inhaber der elterlichen Gewalt verfügt „kraft eigenen Rechtes", nicht als Vertreter des Kindes, über die Mittel, welche durch die Nutznießung am Vermögen desselben ihm zufallen. Er ist dem Kinde weder rechtlich noch sittlich dafür verantwortlich. Die Stellung der Mutter nach dem Tode des Vaters ist also auch in Bezug auf die Nutznießung eine durchaus selbständige. Darin, daß das Kind auch in vermögensrechtlicher Beziehung von dem Inhaber der elterlichen Gewalt abhängig ist, ist eine Stärkung der elterlichen Autorität zu erblicken, und dieser Zweck der elterlichen Nutznießung kommt wohl hauptsächlich, im Hinblick auf heranwachsende Söhne, der Mutter nach dem Tode des Vaters zu gute. Wie vorhin schon angedeutet, kann auf die Nutznießung am Vermögen des Kindes verzichtet werden; dazu bedarf es aber einer Erklärung vor dem Vormundschaftsgericht, und diese Erklärung ist für immer bindend.

Digitized by Google

Es giebt nun aber auch bei Lebzeiten des Vaters einige Fälle, in welchen der Vater rechtlich oder thatsächlich verhindert ist, die elterliche Gewalt auszuüben, alsdann steht sie im vollen Umfange der Mutter zu. Die elterliche Gewalt des Vaters „ruht" und wird in der Zwischenzeit von der Mutter ausgeübt, wenn zum Beispiel der Vater an deren Ausübung durch längere Abwesenheit oder Krankheit verhindert ist. Ebenso tritt die Mutter an Stelle des Vaters, wenn letzterer geschäftsunfähig ist, insbesondere, wenn er infolge von Geisteskrankheit entmündigt und die elterliche Gewalt ihm daher vom Gesetze entzogen wird. In solchen Fällen verbleibt aber dem Vater stets die Nutznießung am Vermögen des Kindes, ebenso auch, wenn der Vater wegen Verschwendung entmündigt wird. In letzterem Falle — der Entmündigung des Vaters wegen Verschwendung — wird jedoch nicht nur dem Vater sondern auch der Mutter die elterliche Gewalt entzogen und vom Vormundschaftsgericht ein Vormund für die Kinder ernannt. Ebenso gestaltet sich die Sache, wenn die elterliche Gewalt dem Vater wegen Mißbrauchs derselben entzogen wird. Zu bemerken ist übrigens, daß in den beiden zuletzt erwähnten Fällen auch der Mutter die Vormundschaft übertragen, oder doch wenigstens die Sorge für die Person des Kindes unter Aufsicht des gesetzlichen Vormunds überlassen werden kann.

Eine beabsichtigte Wiederverheiratung hat der überlebende Elternteil dem Vormundschaftsgericht anzuzeigen und alsdann auch ein Verzeichnis des seiner Verwaltung unterstehenden Kindesvermögens einzureichen; unterbleibt diese Anzeige, so kann ihm die Vermögensverwaltung entzogen werden. Die Wiederverheiratung des überlebenden Vaters hat keinen Einfluß auf die Ausübung seiner elterlichen Rechte; schließt dagegen die überlebende Mutter eine neue Ehe, so geht sie dadurch insoweit der elterlichen Gewalt verlustig, als ihr nur die Sorge für die Person des Kindes verbleibt. Die Sorge für das Vermögen und die gesetzliche Vertretung wird einem Vormund übertragen, der auch zugleich als Beistand die Mutter in der Sorge für die Person des Kindes zu unterstützen hat. Die Mutter kann mit Zustimmung ihres Ehemannes aber auch selbst zum Vormund ihrer Kinder erster Ehe ernannt werden, ihre Gewalt ist alsdann aber nicht mehr die freie des Inhabers der elterlichen Gewalt, sondern nur die beschränkte eines Vormundes und steht unter Aufsicht des Vormundschaftsgerichts.

Die elterliche Gewalt übt eine Art vormundschaftlichen Schutzes über das Kind aus; sie ist eine Schutzgewalt, die solange bestehen bleibt, als die Schutzbedürftigkeit dauert. Diese Schutzbedürftigkeit des Kindes erstreckt sich nach dem Entwurf bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre d. h. bis zur Volljährigkeit des Kindes, durch welche es geschäftsfähig wird. Mit Eintritt der Volljährigkeit endigt die elterliche Gewalt, das Kind bedarf keiner gesetzlichen Vertretung mehr, die Verwaltung und Nutznießung seines Vermögens stehen ihm selbst zu. Der Inhaber der elterlichen Gewalt ist somit verpflichtet bei Beendigung dieser seiner Gewalt das Vermögen des Kindes herauszugeben und über die Verwaltung Rechnung abzulegen.

Während nach dem code civil die elterliche Gewalt auch durch die Eheschließung eines minderjährigen Kindes beendigt wird, nach dem Grundsatze: „Heirat macht mündig", verwirft der Entwurf diesen Grundsatz und läßt die elterliche Gewalt auch über ein verheiratetes Kind fortbestehen. Freilich geschieht dies auf verschiedene Weise, je nachdem das minderjährige Kind, welches eine Ehe eingeht, ein Sohn oder eine Tochter ist. Es ist ja natürlich, daß die Sorge für die minderjährige Tochter, sowie die Verwaltung ihres Vermögens einschließlich dessen Nutznießung auf den Ehemann übergeht. Der Entwurf bestimmt daher, daß nur die gesetzliche Vertretung der minderjährigen verheirateten Tochter noch dem Inhaber der elterlichen Gewalt verbleibt.

Hingegen behält der letztere alle seine Befugnisse über den minderjährigen verheirateten Sohn, ausschließlich der Nutznießung am Vermögen, da man die Sorge für die Person und das Vermögen des Mannes doch nicht seiner Ehefrau zuweisen kann, angenommen selbst, daß letztere schon volljährig wäre. Das Gesetz bietet nun aber dagegen die Möglichkeit, die elterliche Gewalt durch Volljährigkeitserklärung abzukürzen. Durch die Volljährigkeitserklärung, welche aber erst nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre zulässig und an gewisse gesetzliche Förmlichkeiten gebunden ist, wird der

Digitized by Google

Minderjährige in Bezug auf die Geschäftsfähigkeit einem Volljährigen gleichgestellt. Die Pflicht, die elterliche Einwilligung zur Verheiratung einzuholen, erlischt aber noch nicht mit Beginn der Volljährigkeit. Auch das volljährige Kind bedarf, solange es das fünfundzwanzigste Lebensjahr nicht vollendet hat, zur Eheschließung der Einwilligung des Inhabers der elterlichen Gewalt.

Wir haben in vorstehendem versucht, ein möglichst vollständiges Bild der elterlichen Rechte der Mutter nach Maßgabe des Entwurfs zu geben. In diesem Teile des zukünftigen bürgerlichen Gesetzbuches sind der Frau einige Zugeständnisse gemacht worden; freilich — wie wir gesehen haben — nicht ohne manche Einschränkungen und Bedingungen. Die Motive selbst sagen (S. 797): „Wenngleich der Entwurf der Mutter eine der elterlichen Gewalt des Vaters grundsätzlich gleichstehende elterliche Gewalt einräumt, so hat er doch Anstand genommen, diesen Schritt so unbedingt und vorbehaltlos zu thun.“ An uns Frauen ist es jetzt, dafür Sorge zu tragen, daß wir der Bedingungen und Vorbehalte ebensowenig mehr bedürfen wie die Männer, daß wir, je nach unserm Stande, auch befähigt sind, den an uns herantretenden Anforderungen selbständig gerecht zu werden.

Pallanza
am Lago Maggiore.

I.

Aus dunkelblauen Wogen wächst dein Bild
Den Berg hinan wie ein erschloßnes Eden;
Pallanza, deine Art ist reich und mild,
Ich höre endlich deine Sprache reden.

Verstreute Villen blühen aus der Flut ...
Mir will die Seele sich ins Ewige weiten ...
Es träumt der See ... Isola Madre ruht
Im dunklen Grün tropischer Herrlichkeiten.

II.

Als ob ein Vorabend der Gnade sei,
Liegt heute diese Ruhe ausgebreitet;
Sie ist vom Dunkel aller Zweifel frei,
Sie fühlt den Gott, der durch die Lande schreitet.

Der Tag versinkt in diese Einsamkeit
Und färbt noch golden alle Bergeswände;
Dir wird wie mir das Herz von Träumen weit;
Es ist so still ... und du fühlst Menschenhände.

III.

Ich fühle heute jeden leisen Drang;
Es lauscht mein Herz dem Lied der alten Föhre;
Das bebt wie Beten, wogt wie Engelsang ...
Du milde Gnade! Das sind Seelenchöre.

Nun müssen selbst die Gletscher ihre Pracht
In weißem Schimmer aus der Ferne zeigen,
Denn meine Seele hält heut Hochzeitsnacht,
Denn meine Seele nennt ein Glück ihr eigen.

Franz Evers.

Digitized by Google

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 609.

Um die Zeit, als Erwin von der Zuckerfabrik heimkehrte, war auch Fahrke durch seinen Tag gekommen, einen Tag voll Mühen, aber auch einen, an dem er zehn Sprossen auf der Leiter des Erfolges auf einmal übersprang. Nicht gewohnt, sich um anderer Wohl oder Wehe zu erhitzen, hatte er die kurzen Pausen, die ihm die Abfertigung der mißliebigen, die Neuanstellung der ihm ergebenen Arbeiter ließ, damit ausgefüllt, in Gedanken weiter am Gebäude seines Glückes zu bauen. Beim Herrn saß er nun im Sattel, da brauchte ihm keiner mehr den Bügel zu halten. Das Bräutigamtum, das sechs Monate lang allein ihm einen Ruhepunkt für seine strauchelnden Füße geboten hatte, war von heut ab überflüssig. Also weg damit ohne Schonung und ohne Reue. Er war kein Narr. Das junge Weib, das ihm seinen schönen Leib und seinen verführerischen Reichtum bot, durfte einen freien Mann verlangen, sollte ihn finden. Es war in der Wagschale ein Gewicht mehr zu seinen Gunsten, wenn er ihr seine zerbrochene Verlobung aufs Gewissen legen konnte. Aus dem Stolz der Menschen läßt sich eine zähe Fangschnur drehen. Und dies Wild durfte ihm nicht entschlüpfen. Es war schon krank. Am sichersten, man fing es ab, ehe es Muße fand, seine Wunde zu heilen. Vorwärts! — Aber wie? Es würde Mühe kosten, von Marie Winter loszukommen. Das dumme Ding hing an ihm wie eine Klette. Das thaten die Weiber alle.

An der Gitterpforte des Vorgartens blieb er stehen und schöpfte Atem. Zum Teufel! Es war nicht leicht, was er vorhatte. Ein Idyll, ein Asyl des Friedens lag das weinumrankte Häuschen da, warm angeglüht vom letzten Schimmer des Abendrots. Um die Beete sproßten die Krokusblüten in bunten Kränzen, das erste Grün schimmerte an den Büschen und Stauden. Auf der Schwelle rekelte sich behaglich blinzelnd der Hund. Das Eichhorn im Käfig war schlafen gegangen, aber seine Nachbarn, die Eulen, wachten auf und rumorten in der herabsinkenden Dämmerung. Die Erinnerung bedrückte ihn, die Erinnerung an die vielen guten Stunden, die er hier verlebt hatte. Wie hatten sie ihn auf Händen getragen, diese einfachen Menschen, ihn geschützt, zu ihm gestanden in der Not. Hübsch war's nicht, was er jetzt wollte. Aber er zwang sein Gewissen zur Ruhe. Was weiter? Wenn sie ihm half, die Kleine, nun, so hatte sie ihre Freude dran gehabt. Jetzt konnte sie ihm nicht weiter helfen, jetzt half ihm eben eine andere. Für die Männer sind die Weiber gemacht. Wenn eine einem tüchtigen Kerl sich nützlich erwiesen hat, so hat sie geleistet, was ihres Amtes war, und der tüchtige Kerl bedankt sich am besten dadurch, daß er immer tüchtiger wird, oder immer angesehener in der Welt, das kommt auf eins heraus. Ein gutes Mädchen, die Marie! Manch einer seiner Kameraden hatte ihm sein Glück geneidet. Nun, so konnte der jetzt glücklich werden. Und sie mit. Wenn er nur gewußt hätte, wie er es anstellen sollte, um zum Bruch zu kommen. Es war nicht leicht.

Stimmengeschwirr, Gelächter scholl aus der offenen Thür. Mürrisch, mit düsterer Stirn trat er ein.

Marie flog ihm mit einem Jubelruf entgegen. Krokus und Veilchen blühten und dufteten auf der Tafel. „Dir zu Ehren! Unserem Sieger zu Ehren! -- Bist du recht müde, Schatz?"

Digitized by Google

Er nickte. „Müd wie ein Droschkengaul.“

„Sie haben mit scharfem Besen gefegt“, bemerkte der Grubeninspektor trocken. „Drüben in Wisselrode ist ein Wehklagen und Heulen wie bei den Kindern Israels, da sie an den Wassern Babylons saßen und weinten. Ein paar von meinen besten Grubenarbeitern haben Sie mir auch weggeblasen.“

„Thut mir leid“, knurrte Fahrke. „Aber ich muß einstehen für meine Wahl.“

„'s sind Hallunken“, sagte der neue Chemiker. „Aber als ich das Kindergekrabbel sah, ging mir doch ein Stich durchs Herz. Arme Kreaturen! Ich kam am Friedhof entlang. Da lag Schmied Wehlands Frau auf dem Boden, umarmte immerfort die Kreuze ihrer drei Kinder und wollte sich selbst in die Erde einwühlen.“

„'s ist ein schwer Ding für eine Familie, Knall und Fall binnen vierzehn Stunden aus der Heimat fortzumüssen ins Ungewisse. Ein bischen Frist hätten Sie den Leuten immer lassen können, Fahrke“, erklärte Seeger.

„An solche Kleinigkeiten denkt mein Schwiegersohn nicht“, sagte Frau Winter.

„Spaß! Warum haben sie nicht Ruhe gehalten?“ erwiderte Fahrke und litt es, daß Marie ihm den Teller vollpackte. Er dachte dabei, daß das Souper gestern besser gewesen war, daß es angenehm sein würde, alle Abend Braten und Fisch zu speisen. Zu lange Jahre hatte er bei gesunder Eßlust hungern müssen, als daß er gleichgiltig gegen die Genüsse der Tafel hätte sein können. Und er sah Marie an, das frische Gesicht unter dem frischen Schnee ihrer Haare, energisch, hausmütterlich, bürgerlich. Anders lockten und reizten die hochmütig geschürzten Lippen Florences, unter den stolzen Bogen ihrer Brauen die von Leidenschaft flammenden Augen. Entschieden, ein Mann wie er war nicht gemacht zum Gatten dieser kleinen Buchhalterin. Aber wie kam er los? Wie kam er los? —

Die bevorstehenden Änderungen wurden besprochen, der gestrige Tag, Fahrkes Heldenthat, — letztere nicht ganz mit der ihr gebührenden, staunenden Hochachtung von diesen übermütigen jungen Leuten, die keinerlei Ehrfurcht für den großen Mann in ihrer Mitte empfanden, eher ein wenig Abgunst und Neid, wie sie ja den Glücklichen stets verfolgen.

„Eigentlich ein verfluchter Einfall, die Poggenstecher herzutelegraphieren! Eigenes Gewächs, Fahrke? Sie sind wirklich beängstigend klug.“

„Und Reden halten können Sie! Nein, im Ernst! Der reine Leonidas bei Thermopylae, dacht ich — bis ich das Hufgetrappel hörte. Danach nicht mehr! Mit 'ner Schwadron Ulanen im Rücken hätte Leonidas überhaupt nicht geredet.“

„Kameradschaftlich war's nicht, Fahrke, daß Sie sich vergnügt zum Souper setzten und uns mit 'ner alten Hellebarde an die Flurfenster postierten, wo wir von all den Speisen, die Sie aufaßen, nur den Duft zu riechen bekamen.“

„Er weiß, daß Sie auch ein Karpfenfreund sind, Wieselchen,“ lachte der lange Grubeninspektor. „Da war er bange, daß nicht genug von der Gottesgabe für ihn übrig bleibe, wenn er Sie auch an den Tisch heranließe.“

Fahrke runzelte die Stirn und kaute stumm. Er erhitzte sich nicht gern beim Essen. Aber Marie that's für ihn.

„Laßt ihr mir Philipp zufrieden. Schlechte Witze reißen, das könnt ihr. Wo's gilt, fällt euch das Herz in die Schuhe. Macht's ihm erst mal nach und bringt ein paar tausend wütige Menschen zur Raison! Gelt, Philipp?“

Er nickte. Ihre Parteinahme für ihn war ihm unlieb. Er kam ja, um mit ihr zu brechen. Und während er das Salz und Brot mit der Familie teilte, und auch den Braten und die Eier nicht verschmähte, dachte er immerfort: „Wie komm' ich los? Wie mach' ich ein Ende?“

Als die Frauen das Geschirr abgeräumt hatten, zog er Florences Ring aus der Tasche.

„Da!“

„Was denn?“

„Der ist für dich.“

„Für mich? Der kostbare Ring? — An mich hast du gedacht in diesen schweren Tagen! Wie du lieb bist!“ Sie flog ihm um den Hals.

„Ich? — Was für ein Einfall! Wie käm' ich dazu dir solch unnützen Kram zu schenken? Fräulein Hadeln schickt ihn dir durch mich — als Andenken an den gestrigen

Digitized by Google

Abend, an Stunden, die ihr, wie sie sagt, unvergeßlich sind, und von denen sie wünscht, daß du, meine Braut, dich ihrer stets erinnern mögest."

„Fräulein Hadeln?" Mariens strahlende Miene wurde finster. Sie legte das Kleinod aus der Hand, als ob es brennte. „Fräulein Hadeln! — So dank' ich. So will ich den Ring nicht."

„Was ist das nun wieder? Warum denn nicht?"

„Weil — weil — ich nehme keine Geschenke von einer, die meinen Bräutigam mit solchen Augen anstarrt wie diese Dame."

Fahrke hob den Kopf. Eifersucht? — Aber da hatte er ja, was er brauchte, was er suchte! — Er nahm seine strengste Miene an.

„Ich muß dich ersuchen, liebe Marie, auf deine Worte zu achten. Eine solche Beschuldigung gegen Fräulein Hadeln auszusprechen ist einfach unerhört."

„Unerhört! Unerhört ist nur ihr Betragen."

„Aber Marie," mahnte der Vater.

„Nein, Vater, ich bin die letzte, die leichtfertig mit dem guten Ruf eines Menschen umspringt. Aber ich habe meine Augen und meinen Stolz und mein Gefühl! Und ich hab's wohl gesehen — und das Herz hat mir weh genug gethan — gestern Abend, als wir alle versenkt waren in Trauer und Furcht, ganz benommen von dem, was draußen geschah, und dem Schlimmeren, das zu erwarten stand, falls die Ulanen eine Viertelstunde eher kamen. — Sie dachte an nichts, auch nicht an unsern armen Herrn, mit dem sie doch so gut wie einig sein soll. Sie stand und starrte Philipp an, immer ihn, nur ihn, unverwandt, mit solchen Blicken, mit solchen Augen! — Du mußt's am besten wissen, Philipp, daß ich nicht lüge."

Fahrke war aufgesprungen. „Ich verbiete dir, in deiner tollen, unverschämten Eifersucht eine Dame zu beschimpfen, die in jeder Beziehung hoch über dir steht, und die ich verehre!"

„Du verehrst sie?" Marie wurde blaß.

„Nu, nu, nu," mahnte der Grubeninspektor gemütlich, „Sie haben auch nicht immer gerade in Respektsausdrücken von der stolzen Amazone gesprochen, mein guter Fahrke".

Außer sich fuhr Fahrke auf den Spötter los. „Immer! mit der größten Hochachtung! ausnahmslos! Wollen Sie mich der Lüge zeihen, Herr Inspektor? Ich warte! — Ich warte! —" Er hatte die geballte Faust erhoben.

„Philipp!" schrie Marie auf.

„— Fahrke," mahnte Winter, „lieber Fahrke!"

Aber der Grubeninspektor, als der Klügere, wich. „Ich werd' mir mit Ihnen den Hals nicht brechen um die hochnasige Person. Meinetwegen hochachten und verehren Sie sie in die Zukunft voraus und in die Vergangenheit zurück. — Guten Abend, Fräulein Mariechen. Ein Brausepulver könnten Sie dem rasenden Roland wohl einrühren." Er ging hinaus.

Marie nahm den Ring vom Tisch. „Ich selbst werde ihn Fräulein Hadeln zurückschicken."

Fahrke, der nun in Stimmung kam, schrie: „Ich verbiet' dir's."

„Du verbietest mir's?"

„Ja! Ja! Und bist du meine Braut, meine künftige Frau, so gehorchst du!"

„Dann sag' mir eines: wann und — wie hat das Fräulein dir den Ring gegeben?"

„Darüber muß ich jede Auskunft verweigern."

„So nehm' ich ihn nicht!"

„Du nimmst ihn nicht? Du empörst dich gegen mich? — Gut! Gut! Gut! — So hab's denn! — So sind wir geschieden!"

„Philipp!"

Alle Anwesenden sprangen auf, drängten herzu.

Aber Fahrke ließ keinen mehr zu Wort kommen. Er sollte es wohl nicht gemerkt haben, wie sie strebten ihn zu knechten, zu unterdrücken, seinen Flug aufwärts zu hemmen? Im Namen einer albernen, bei den Haaren herbeigezogenen Eifersucht sollte er sich malträtieren und schuhriegeln lassen sein Lebenlang? Zorn, Schmollen, Wutgekläff, sobald ein Weib sich unterstand, ihn nicht zu verabscheuen! Lieber doch gleich einen Strick um den Hals. Er sah seine Zukunft vor sich. Er dankte! Er wollte nicht ersticken in der Muffigkeit solcher Enge und Gebundenheit. Sie dachten ihn schon eingesponnen zu haben in ihrem Netz, — aber er war eine grobe Brumm-

Digitized by Google

fliege, er zerriß die schlau geschlungenen Maschen.

Er schrie so laut, mit solchem Brustton, daß er im Schreien selber anfing, an die Echtheit und Berechtigung seines Zornes zu glauben und zur Thür hinausschoß, nicht mit dem Bewußtsein, eine geplante Nichtswürdigkeit programmgemäß ins Werk gesetzt zu haben, nein, als ein Beleidigter, der unverdienter Kränkung mit gerechter Abwehr begegnet war.

Händeringend, schluchzend stand Marie. Ihr Vater versuchte noch zu begütigen. „Er ist von Verstand. Er wird sich besinnen. Gewiß, mein Mädchen, er kommt dir zurück."

Aber die Mutter, die allein diesen Mann durchschaute, schüttelte den Kopf. „Er kommt nicht zurück, Winter. Er braucht uns nicht mehr."

Fahrke war so aufgeregt, daß er noch eine Weile in seinem Zimmer auf und nieder rannte, laut scheltend, sich entrüstend, gestikulierend. Als er einschlief, hatte er sich zu zwei wichtigen Überzeugungen durchgerungen, erstens, daß er Unrecht erduldete um Florences willen, zweitens, daß es an Florence sei, ihn dafür zu entschädigen. Er brauchte eine ehrliche, standfeste Überzeugung gleichsam als Dampfkraft hinter allem, was er unternahm, war aber wie alle seinesgleichen, die Schauspieler auf der Bühne des Lebens, die Schauspieler vor sich selbst, so glücklich beanlagt, daß er jedesmal eine Überzeugung hatte, wenn er sie brauchte und wie er sie brauchte. —

Ein nervenabspannender Frühlingsmorgen war's, schwer, weich, schmeichelnd die Luft, Lebensluft für die jungen Blüten und Blätter, die erstaunt aus ihren Hüllen hervorspringend das Licht der Sonne tranken, sinnverwirrend, tollmachend für ein unruhvolles Menschenherz. Während der Wille erschlafft, gebannt einschlief mit allem Harten, Starken, mit dem stählenden Hauch des Nordost und des Winters herrischer Strenge, keimten und sproßten Phantasie und Leidenschaft launenhaft und üppig mit dem fruchtbaren Erdreich um die Wette.

Florence stand am wellenlos gleitenden Fluß in einem kleinen Buchen- und Erlendickicht. Sie warf Frühlingsblumen in das spiegelnde Wasser, um an ihrer Bewegung zu sehen, daß es weiterzog, langsam, unaufhaltsam der Eisenhütte zu, unaufhaltsam wie ihre Gedanken den beiden Männern nach, die ihr die Seele bewegten, dem untergehenden Stern und der aufgehenden Sonne ihres Lebens. Sie dachte an jene frommen Frauen des Mittelalters, die einst der heiligen Mutter Wachskerzen darbrachten um sich loszukaufen von der Qual hoffnungsloser Liebe. Sie jedoch liebte ihre Qual und wollte sie weiter erdulden. Die Welt war fortan eine Kapelle für sie, auf deren Altar ihre Liebe stand, die hoffnungslose und darum heilige. Morgen reiste sie fort, fort von beiden, fort auf Nimmerwiederkehr. Er war ja gebunden! Sie wußte es, und Erwin hatte es ihr wiederholt, — gebunden durch alles, was einen rechtschaffenen Menschen bindet.

Da schreckte sie eine Stimme auf, eine Stimme, die ihren Namen rief, *seine* Stimme!

„Florence!"

Sie taumelte. Hätten ihre bebenden Glieder die Kraft zur Flucht besessen, Flucht wäre dennoch unmöglich gewesen. Vor ihren Füßen das Wasser, neben ihr er; dicht verästeltes Buschwerk ringsum.

„Wie können Sie — Wie dürfen Sie —"

Er hatte die Wankende aufgefangen, er küßte ihre Hände wieder, wieder, wie an jenem Abend. Und wie damals konnte sie ihm nicht wehren, nicht sich losreißen. Sie sagte nur ganz langsam, ganz leise, — es klang wie eine Liebkosung, nicht wie ein Vorwurf:

„Denken Sie an Ihre Braut."

Da richtete er sich auf, sah ihr scharf in die Augen und sagte brutal: „Ich habe keine Braut mehr."

„Barmherziger Gott!"

„Seit gestern hab' ich keine mehr."

Sie lehnte am Stamm einer jungen Birke, blaß, atemlos vor Schrecken, ihrer selbst nicht mächtig.

„Um meinetwillen?"

„Ja," sagte er hart, „um deinetwillen. Um deinetwillen habe ich schweren Undank auf mein Gewissen geladen, habe mich losgerissen von einer Familie, die mir Treue gehalten hat in der Not, von einer Braut, die in Kummer um mich vergeht. Was willst du? Liebe kennt kein Gesetz als sich selbst. Du schweigst, — wie, du jubelst nicht? — Ich bin frei. Ich sag' dir's. —

Digitized by Google

Und deine Miene zeigt mehr Bestürzung als Freude. Ist es so? — Hat das gnädige Fräulein wiederum sein Spiel mit dem dummen Tölpel getrieben? Nimm dich in Acht, Weib! Deine Augen haben mir Liebe zugesagt ohne Vorbehalt. Einen Wechsel hast du mir ausgestellt auf dich. Ich bin schuldig geworden auf diesen Wechsel hin. Ich werde ihn einlösen ohne Erbarmen!"

„O," stammelte sie, „was kann ich Ihnen denn geben als Sühne für begangenes Unrecht? Was?"

„Dich selbst!" lachte er, „nicht weniger und nicht mehr. Du gehörst mir, Florence! Denn du liebst mich, wie ich dich liebe! Oder nicht? — Leugne es doch. Lache doch über den Bauernklotz wie sonst. Verzieh' hochmütig die Lippen. Heiß' mich gehen! Schlag mich ins Gesicht! Tritt mich mit Füßen! Ich bin ein Unverschämter und ein Verrückter, wenn du mich nicht liebst. Liebst du mich aber, so hab' ich ein Recht zu allem, was ich that, ein Recht an dich."

Sie versuchte zu sprechen. Sie fürchtete sich vor ihm und hätte viel darum gegeben, dem Kühnen ihre Liebe leugnen zu können. Aber die Worte wollten ihr nicht über die Lippen. Sie rang stumm die Hände ineinander und sah ihn hilfeflehend an.

Er half ihr auf seine Art. Er nahm sie in die Arme und küßte ihre Lippen. Thränen rannen aus ihren Augen. Sie fühlte sich bis ins Herz hinein gedemütigt, geängstigt von der Rücksichtslosigkeit des Mannes, der Verlassenheit des Ortes.

„Laß," bat sie leise. „Ich will mit meinem Bruder reden, wenn du mich wirklich zur Frau begehrst."

„Ja, das thu' ich."

„So laß mich jetzt. Sei gut. Es ängstigt mich. Ich — ich bin's nicht gewohnt, daß — daß ein Mann —"

„Du bist's nicht gewohnt, daß ein Mann dich küßt? Das will ich hoffen! Aber jetzt sollst du dich dran gewöhnen."

„Ich rede im Ernst, Philipp. Sei barmherzig!"

„Lehr' du mich euch Weiber kennen! Falsche, wie würdest du den Narren verspotten, ließ' ich mein Glück mir so rasch entflattern."

Er flüsterte ihr Liebesworte zu, bis ihre Thränen versiegten. Er preßte sie an sich und küßte wieder und wieder ihre Lippen in echter Leidenschaft, aber auch in der sicheren Voraussicht, daß jeder Kuß eine neue Schlinge um die Überrumpelte warf, gegen die ihre Vernunft und ihr Hochmut sich vergebens sträuben würden, falls sie jählings aus der Verzauberung erwachte und sich auf sich und ihn besann.

Florence kehrte heim, das Gesicht in Thränen gebadet. Diese Liebe war nicht heiter und leicht, wie die zu Erwin; schwer, traurig, gewitterschwül wie der Frühling draußen, aber wie er ein Fatum. Und unabänderlich, wie der Frühling die Knospen aus den Zweigen hervortrieb, so trieb dieser Mann die Handlungen aus ihrem Gemüt hervor, die sie Schritt um Schritt zu ihm hinzwangen.

Sie redete mit ihrem Bruder: „Ich habe mich verlobt, Oswald."

„Das ist doch nichts Neues, Flori. Fragt sich nur, ob die Ärzte dir deinen armen Kerl von Bräutigam noch mal wieder zusammenflicken. Es soll nicht gut mit ihm stehen."

Florence erbleichte. „Ist Erwin krank?" Sie mußte sich niedersetzen. Nacht legte sich auf ihre Augen.

„Ein Gehirnfieber, hör' ich. Eigentlich kein Wunder. Ich will nachher selbst mal hinüberfahren. Nu, nu, nimm's nicht zu schwer. Der Kerl, der die Nachricht brachte, hat hoffentlich übertrieben."

— Und war er krank, und war er sterbend, was änderte das für sie? Ihr Weg war vorgezeichnet. Das eine Verbrechen hatte Fahrke begangen, das andere mußte sie begehen. So war es recht! so waren sie quitt, so taumelten sie einander in die Arme. Sie suchte ja nicht das Glück dort, die Pflicht schon gar nicht. Ihrer Leidenschaft genug thun, der seinigen gehorchen, das war die Notwendigkeit. Die mußte sie vollenden, breche was immer darüber.

Sie sagte mit blutlosen Lippen: „Du irrst, ich bin nicht verlobt mit Erwin Relling, nicht mehr. Ich bin Philipp Fahrkes Braut. Bespricht das Geschäftliche mit ihm. Ich habe ihm mein Jawort gegeben."

Digitized by Google

VIII.

Als Erwin die ersten schwankenden Schritte wagte, stand der Frühling in leuchtender Pracht, schwankten Fliederdolden im Vorgarten, sproßten aus den wieder geglätteten Beeten Kaiserkronen, Tulpen und Narzissen, und der neu eingesäete Rasen schwoll in sattem Grün, einem hingebreiteten Sammetpolster gleich.

Der Genesende saß im warmen Sonnenschein auf dem Balkon, von dem herab Fahrke geredet, ihn um Lieb' und Braut geredet hatte, sah hinunter auf die schreiend roten Ziegelsteine der neu aufgerichteten Mauer des Maschinenhauses, hinauf zum Werk, das wie ein frisch aufgezogenes Uhrwerk weiter rasselte und arbeitete, Tag und Nacht ohne Hemmung, ohne Störung unter Fahrkes eiserner Leitung, der die Menschen arbeiten machte wie die Räder der Maschinen, ebenso pünktlich, ebenso gehorsam und ebenso freudlos. Wenn einzelne Arbeiter jetzt die Straße am Haus des Chefs entlang kamen, zogen sie scheu und still ihre Mützen. Sie grüßten nicht mehr wie im Herbst mit blitzenden Augen, mit lachendem Mund, ehrfurchtlos, kameradschaftlich fast. Sie hatten die scharfe Pranke des blassen, höflichen Kleinen gefühlt. Sie duckten und mißtrauten. Erwin seufzte. Wie einen Trauerflor sah er Mißstimmung auf Dingen und Menschen liegen. Die Blüten im Garten erschienen ihm ohne Glanz; die Personen um Jahrzehnte gealtert.

Er wußte von Florences Verlobung. Noch ehe die Verlobungskarten sie in Golddruck der Welt verkündeten, hatte Hadeln schonend den Nächstbeteiligten davon in Kenntnis gesetzt. Er besuchte ihn noch immer ab und zu, nicht mehr als Schwager, aber als Nachbar und guter Kerl, dem der Wankelmut der Schwester nahe ging, und der sich der neuen Verwandtschaft nicht sonderlich freute.

„Fifi ist außer sich; ich im Grund auch. Ein Mensch ohne Herkommen, ohne Familie, in abhängiger Stellung, ein fataler Kerl obendrein. — Aber was willst du? — Ich darf dich doch noch duzen? — Ja? Das ist recht. Weißt ja, ich hab' einen Narren an dir gefressen. Und zum Donnerwetter! Mein Geschmack ist es nicht, daß Flori mit dem aufgeblasenen Herrn von Habenichts loszieht!" —

„Fahrke ist berechtigt eine Frau heimzuführen," erwiderte der Kranke mit blassen Lippen, mit einer Ruhe, die den andern irreführte. „Er bezieht als oberster Betriebsleiter eine Jahreseinnahme von zwanzigtausend Mark."

„Nun, in Arnsfelde werden seine Tage jedenfalls gezählt sein."

„Warum denn? Es war ja nicht mein Geschmack noch meine Neigung, die ihn auf diesen Posten rief. Die Notwendigkeit zwingt uns zusammen. Wie die siamesischen Zwillinge sind wir verwachsen und können nicht daran denken, uns zu trennen."

„Was? auch dann nicht, wenn Florence — ? Du, sie haben's eilig mit der Hochzeit."

„Auch dann nicht."

„Sieh, das gefällt mir! Du bist doch ein ganzer Kerl. Immer eine Nummer über dem, was man dir zutraut! Geschäftsangelegenheiten und Liebeshändel allzeit hübsch auseinander gehalten. Ich mach's grad so! grad so! — Meine Fifi! Haha! kann nicht 'ne Zuckerrübe von einer Steckrübe unterscheiden. Eine Frau, bei der man ausruhen kann, sag' ich, nicht so'n Plagegeist und Sprühteufel, mit einer Laune wie eine Wetterfahne, die dir, hast du nicht gesehn, durch die ganze Windrose schnurrt; wie sie gewissen Leuten eigen ist. Du wirst auch solch kleines, blondes Frauchen finden, das dich hegt und hätschelt, grad' wie ich, und dann wirst du dasselbe sagen wie ich, nämlich, daß es ein gut Ding drum ist, ein sehr gutes Ding!"

Erwin, der nicht streitlustig war, drückte die Hand des Wohlmeinenden. „Vielleicht."

Und Hadeln ging mit dem schönen Bewußtsein, seinen unglücklichen Nächsten wunderbar erhoben und getröstet zu haben.

Auch Pastor Mahrenholz kam in dieser löblichen Absicht. Über die verlorene Braut konnte er nicht trösten, weil die Verlobung niemals öffentlich gewesen war. Also pries er mit breitem Lächeln des Herrn Gnade, die es alles so herrlich hinausgeführt habe, die Erwin Genesung schenkte von schwerer Krankheit und die aufrührerischen Buben zügelte und unterwarf ihrem Herrn in Zucht und Ordnung. Er begriff es nicht, wie sein lieber junger Freund gegenüber solch offenbaren und großen Segnungen mit solcher Beharrlichkeit einem un-

Digitized by Google

fruchtbaren Trübsinn nachhängen könne. Er erlaubte sich, ihn väterlich dafür auszuschelten. Was er denn noch Größeres verlange, verlangen könne? Er habe ja nun willige, geschickte, fromm ergebene Arbeiter und habe sie gar noch um ein Erkleckliches billiger als einst sein seliger Vater.

Erwin sah den behaglichen Mann an, der sein Lebelang, wie die Sonnenblume zur Sonne, sein blühendes Antlitz emporgewandt hatte zu den Reichen und Vornehmen, den Machthabern dieser Welt, dem nie seines Herrn und Meisters heiße, schmerzliche Liebe zu Sündern und Zöllnern das Herz zerrissen, der nie der Welt Leid auf seine Seele genommen hatte.

„Selbst Gott hat seine Hölle," zitierte er langsam, „das ist seine Liebe zu den Menschen."

Aber Mahrenholz, der von Nietzsche nichts wußte, meinte, sein junger Freund rede abermals irre und empfahl sich eilig.

Erwin blieb allein, wochenlang allein. Ihm war's lieb. Wozu Gesellschaft? Er war kein Schauspieler, der arme Relling, kein zur Schau-Steller. Wenn Fahrke die oberflächlichste Empfindung mit tragischem Pathos vortrug, so rang Erwin auch für die Leidenschaft, die ihm Leib und Seele auseinander zu sprengen drohte, nach dem schlichtesten, schmucklosesten Ausdruck. Ein melancholisches Scherzwort, kühle Selbstverspottung, ein Lächeln in Schmerzen verhüllten sein Empfinden mehr, als sie's verrieten. Er war von denen, die in der Qual verstummen. Kein Gott hatte ihm gegeben zu sagen, wie er leide.

Und etwas gab's, das verzögerte seine Genesung um Wochen, verbitterte ihm bis auf den Grund das neugeschenkte Leben: seine Wunden konnten nicht glatt vernarben, denn die Spitze des Pfeils war darin zurückgeblieben. Fahrke, sein Rival, der Mann, den Florence ihm vorzog, der das vollbracht hatte, was er umsonst erstrebte, der konnte, was er nur wollte, Fahrke, der Pfahl in seinem Fleisch, blieb, er war sein täglicher Gesell. Er mußte ihn halten und ertragen, wollte er das Hüttenwerk sich erhalten, den Zweck erhalten, für den er lebte.

Und nun ihn prahlen und pochen zu sehen; täglich zu hören: du bist klein, ich bin groß, und tief im Herzen zu wissen: es ist die Wahrheit. Zu der Aufgabe, die dir geworden ist, reicht dein Talent, deine Kraft nicht aus. Unzulänglich bist du, und wie du jenen hassen magst, leiden mußt du's, daß er deine Aufgabe für dich löst, soll sie nicht ungelöst bleiben zum Schaden für Tausende.

Anfangs glaubte er dies Martyrium nicht durchhalten zu können. Jedes Zusammentreffen mit dem Betriebsleiter versetzte ihn in stumpfe, zähneknirschende Wut. Er bohrte sich die Nägel ins Fleisch, daß blutige Male zurückblieben, um sich zu verhindern, aufzuspringen, den Unverschämten an der Gurgel zu fassen und aus der Thür zu werfen, was immer daraus entstehen möge. Schwere Fieberanfälle, die ihn tagelang wieder aufs Lager zurückwarfen, waren die Folgen dieser Aufregungen.

Allmählich zwang er seine Natur, seinem Willen zu gehorchen. Er dachte an sein hochgestecktes Ziel und beschied sich. Beneidenswert, wem Himmelsgnade vergönnt durch Thaten zu wirken. Wem sie's nicht vergönnt, der wirke durch Dulden. Nicht der bequemere Weg ist's; weder Ruhm noch Freude wächst auf ihm, nur die herbe Frucht der Selbstüberwindung, das scharfe Dornengerank der Erniedrigung vor der Welt. Aber zum Ziel führt auch dieser Weg, und den angelangten Sieger fragt keiner, wie wund seine Füße, wie weh sein Herz dabei geworden sind.

Also vorwärts! In Zaum und Ketten das schreiend sich aufbäumende menschliche Gefühl! Winde Leib und Seele in Martern, damit dein Wille triumphiere, dein Werk fortschreite! Dein Werk, darauf kommt's an; du — bist nichts.

Stufenweise lernte er sich bezwingen. Erst gewann er's über sich, mit Ruhe Fahrkes Anblick zu ertragen, dann seine Stimme; zuletzt konnte er ihm antworten. Woran er sich am schwersten gewöhnte, das war des Betriebsleiters plumpe Dreistigkeit; sie verursachte ihm zahllose Rückfälle. Endlich stumpfte er auch dagegen ab. Es zog sich gleichsam eine Hornhaut über sein empfindliches Zartgefühl.

Er wuchs in dieser Einsamkeit, in diesen Kämpfen. Die Keime seines Wesens schossen, gereift von der Glut des Schmerzes, in Blüte. Gedanken, die zaghaft am Boden krochen, ent-

Digitized by Google

falteten plötzlich Flügel; aus weichen Wünschen wurden stahlharte Entschlüsse. Er wußte nichts von dieser Verwandlung; er fühlte nicht das Wachstum, nur des Wachstums Schmerzen.

Er weigerte sich die Badereise anzutreten, die der Arzt ihm anempfahl. Er sparte. Er schränkte seine persönlichen Ausgaben auf ein Minimum ein. Und er blieb in Arnsfelde. Nach einiger Zeit nahm er seine Geschäfte wieder auf. Er ging von Saal zu Saal, und die Angestellten meinten, er sei unverändert. Der Buchhalterin Marie drückte er lange und innig die Hand. Sie war verlassen, er war verlassen, sie gehörten zu einander. Aber er sprach kein Wort; auch sie sprach nicht.

Winter, der Vater, versuchte einmal dem Chef den erlittenen Undank und Treubruch zu klagen, auf die Entfernung Fahrkes vom Werk hinzuarbeiten; — er versuchte es nur einmal.

„Lieber Winter, ich ertrag' ihn auch," hatte ihm Erwin erwidert, nichts als die sechs Worte. Aber ihr Klang trieb dem feinfühligen Alten die Röte der Beschämung ins Gesicht, und fortan verschloß er sein Unglück und seine Bitterkeit in der eigenen Brust. Er war noch stiller, noch schüchterner geworden als zuvor, denn wieder bangte ihm vor dem Verlust des kleinen weinumrankten Häuschens, in dem er dreißig Jahre lang gelebt hatte, in dem zu sterben seine fixe Idee geworden war. Diesmal drohte ihm die Austreibung durch die Seinen.

Als Marie sich des an ihr begangenen Verrats voll bewußt wurde, hatten ihr heißes Temperament, ihre frische Jugendkraft sich mächtig aufgebäumt. Sie haßte den Elenden! Sie wollte ihn nicht mehr mit Augen sehen. Fort! nur fort! weit fort! Das war ihr Verlangen. Des Vaters Bruder lebte in Kalifornien in behaglichem Wohlstand. Oft schon hatte er die Familie zu bereden gesucht, zu ihm hinüber zu kommen. Also fort jetzt! zu ihm! übers Weltmeer! Worauf warteten sie noch? Sollten sie sich von dem Übermütigen mit Füßen treten lassen? Sie wollte nicht bleiben. Sie nicht! Sie wollte nicht!

Winter saß stumm am Tisch, und Thräne auf Thräne rann aus seinen armen kranken Augen um seines Kindes Not und den eigenen Schmerz, den Schmerz der Trennung von der Heimat.

Aber die Mutter, sinnig und klug nach ihrer Art, faßte das Mädchen beim Arm, führte es sacht hinaus und redete ihm zu: „Wie sprichst du nur? Wir können doch nicht fort. Vater überlebt's nicht. Willst du allein gehen, den alten Mann verlassen? Soll er lebend deiner Stütze im Kontor entbehren? Soll er im Sterben vergebens die Hand ausstrecken nach seiner Tochter? Halt' still, sag' ich, halt' still! Der Bösen Regiment währt kurz. Sein wilder Ehrgeiz wird den Wortbrüchigen bald in sein Verderben treiben. Wir lassen den Sturm vorüberbrausen und bleiben. Halt' still! Halt' eine kleine Weile still und beuge dich Gottes Hand um deines Vaters willen."

Da zwang Marie ihr zuckendes Herz zur Ruhe und hielt aus, ohne Freudigkeit, aber tapfer, mit der strengen, wortkargen Tüchtigkeit thatkräftiger Menschen, die nicht viel Wesens machen, wo sie sich opfern. Nur litt sie's nicht im Haus. Sobald ihre Arbeit gethan war, schweifte sie mit Mylord ruhlos durch Feld und Wald. Was an unbezwinglicher Sehnsucht, an wilder Rebellion gegen die Menschen und das Schicksal in ihr tobte, vertraute sie einzig dem stummen, zottigen Gefährten. Die Mutter wußt' es auch ohne Worte; der Vater brauchte es nicht zu wissen; keinen andern ging's an.

Und jedesmal, wenn die Sonne unterging, ein feuriger Ball, der in die Furchen der Felder zu sinken schien, stand sie still, starrte ihr nach und träumte, ihr wüchsen Flügel und sie flöge nach Westen, nach Westen! Weiter und weiter, über das Meer hinaus. Ihr Leben hier, ihr altes Leben, war abgelebt, abgethan, hinuntergesunken mit Freud' und Leid wie der Tag mit der zur Ruh gegangenen Sonne, und nur wie ein Schemen ihrer selbst irrte sie durch die bekannten Räume, lag der gewohnten Beschäftigung ob ohne Interesse, ohne Seele. Aber in ihrer jugendfrischen Brust schwoll kernige Kraft für ein zweites Leben in einer neuen Welt. —

Noch vor der Veröffentlichung ihrer Verlobung hatte Florence sich nach Kassel zurückgezogen. Sie verstand sich mit ihrer Schwägerin schlechter als je; sie fühlte ein brennendes Verlangen nach Einsamkeit. Die Ereignisse

Digitized by Google

waren auf sie eingestürmt, hatten sie mit fortgerissen. Jetzt begehrte sie still zu stehen, Atem zu schöpfen, sich zu besinnen. Doch wurde ihr diese Wohlthat nicht. Fahrke's Briefe, bald voll leidenschaftlicher, beängstigender Zärtlichkeit, bald strotzend von verletzenden Anklagen, und immer gleich unberechenbar, immer gleich ungerecht, ob sie streichelten oder züchtigten, ließen sie keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Das Herz schlug ihr angstvoll, sobald ihr Blick auf die dicken wie mit einem Schwefelholz gezogenen Schriftzeichen fiel. Die Nacht brachte sie damit zu, energisch gegen den Inhalt sich aufzulehnen, sich zu verteidigen, den nächsten Morgen mit der Niederschrift des während der Nacht ausgedachten Briefes, und am Nachmittag kam ein neuer Brief von Fahrke, der sie während der nächsten vierundzwanzig Stunden zwang, qualvoll an ihn zu denken. Wie in der wirklichen Welt sein Körper ein großes Stück Raum in Anspruch nahm, eine Menge Licht und Luft verdrängte, so machte auch sein Bild sich breit in der Welt der Gedanken. Er zwang sich den Menschen auf, körperlich und geistig, und er nahm ihnen Luft und Licht und Raum zu eigenem Denken, eigenem Wollen.

Manchmal fuhr er zu ihr herüber. Dann stieß er die Einkäufe um, die sie gemacht hatte, veränderte ihre Bestellungen nach seiner Einsicht. Er kümmerte sich um alles. Er bestimmte ihren Anzug bis in jede Einzelheit, immer entgegen ihrer Neigung, ihrem Willen. Dabei war er bis zur Lächerlichkeit geschmacklos. Sie ließ es über sich ergehen. Sie wollte während der wenigen Stunden seiner Anwesenheit nicht mit ihm streiten. Nach der Hochzeit, meinte sie, da würde die Ruhe einkehren in ihr Herz, in ihr Leben, da würde sie ihn erziehen, sich erziehen, Ordnung schaffen nach außen und nach innen. Vorläufig war sie müde und schlaff, gleichgiltig gegen alles außer Fahrke, und manchmal auch gegen ihn. Schüchtern hatte sie den Wunsch geäußert die Hochzeit hinauszuschieben, bis Relling gänzlich genesen sein würde. Aber der Ungestüme drängte. Und so stand sie eines Tages im fließenden, weißen Atlasgewand, den wallenden Schleier um die schimmernden braunen Haare und den Myrtenkranz über der dumpf schmerzenden Stirn, Hand in Hand mit Philipp Fahrke vor dem geschmückten Altar, vor dem segenspendenden Priester, und ihr Herz zog sich zusammen, wenn sie des Kranken in der Heimat gedachte. Erstickend wälzte die Frage sich ihr auf die Brust: „Wie kommst du hierher? Warum kamst du?" Sie fühlte einen Ring kalt wie eine Schlange an ihren vierten Finger gleiten und erschrak vor dem Amen des Mannes im schwarzen Talar.

Dann sah sie sich in Fahrkes Armen. Er küßt sie ohne Scheu vor der Heiligkeit des Ortes, vor der Schar der Zeugen. Der Wagen rasselt und stößt; sie steigen aus. Wie durch einen Schleier erblickt sie die gedeckte Tafel, die Reihe der Gäste. Sie hatte eine stille, kleine Hochzeit gewünscht. Aber Fahrke schlug mißtrauisch ihr die Bitte ab. Ob sie sich seiner schäme? Ob sie ihre Liebe verstecken müßten? — Sie tafeln also selb fünfzig. Das heißt, Fahrke tafelt. Florence kann kaum einen Löffel Suppe hinunterwürgen; die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Ihn stört's nicht; er läßt sich's schmecken. Er trinkt auch; wie ihr scheint, mehr, als ein Bräutigam sollte. Sie wagt nicht, ihn zu mahnen; sie fürchtet, ihn zu erzürnen; er kennt keine Rücksicht in seinem Zorn. Und dann der Aufbruch, die Bahnfahrt. Sie reisen in die Alpen. Der Braut Mittel erlauben's. O, diese Reise! Die Hochzeitsroute ungezählter junger Paare! Wenn Illusionen Körper hätten, auf dieser Straße könnte man ihre Leichen zu Wagenladungen zusammenlesen. Die Florences liegen, modern dort mit den andern.

Eine stille, ernste Frau kehrt sie zurück. Die Langeweile hat sie verlernt. Sie zittert vor ihrem Herrn, und er weiß sie zu beschäftigen. Nicht ihren Händen, nicht ihren Gedanken gönnt er Muße. Er versteht sich darauf, mürbe zu machen, müde zu machen und den vor Ermüdung Wehrlosen zu beherrschen. Sommerglut brütete über den Mauern und Häusern des Werks, die ihre Augen durch Thränen zum letztenmal im Glanz des ersten Frühlings geschaut hatten. Gesenkten Hauptes fuhr sie an Erwins Haus vorüber. Aber Fahrke zwang sie, aufzublicken.

„Der Balkon, weißt du?" Er lacht. Er drückt ihr die Hand. Dann beugt er sich vor,

Digitized by Google

dreht sich um, reckt den Hals. „Sie haben ihn mit Rollwänden umstellt. Ob er droben sitzt, — dein abgedankter Schatz?“

„Sprich nicht so“, bittet sie.

„Warum nicht? Ich kann sprechen, wie ich will.“

Florence schweigt. Er aber ist im Zug. „Fast sollte man meinen, du bereust es, den Diener dem Herrn vorgezogen zu haben. Den Diener diesem Herrn! Hahaha!“

„Was denkst du?“ sagt sie angstvoll. „Nein, ich bereue nicht.“

„So gieb mir einen Kuß zur Versöhnung.“

„Zu Hause — später. Ich mag nicht jetzt, nicht hier!“

Das Herz liegt ihr in der Brust schwer wie Blei. Auch diesen Einzug haben ihre Träume ihr anders vorgegaukelt. Der Wagen hält vor ihrer Wohnung. Das einst für die Junggesellen bestimmte Haus, das leer steht, seit die Burschen wieder in den Familien auf Logis liegen, ist zur Wohnung für das junge Paar hergerichtet worden. Ein einziges Dienstmädchen, die Tochter der alten Kollmann aus Wisselrode, steht wartend vor der Hausthür.

Fahrke, der seine sämtlichen Kameraden, die Familie seiner Braut, Arbeiterdeputationen, Festgewinde und Blumenkränze zu Ehren seines Einzugs erwartet hat, sieht wütend drein. Florence legt sich's wie Eis aufs Herz.

Sie steigen aus, sie schreiten langsam durch die Reihe der neu ausgebauten Zimmer, in die Hadeln nach seiner Einsicht die Möbel verteilt hat. Fahrke entladet seinen Unmut, indem er laut schilt über den Plunder der Portieren, Teppiche und Polster, die Enge, die Hitze. Die Fenster stehen weit offen; er hätte am liebsten die Wände heruntergeklappt.

„Willkommen in unserm Heim“, murmelte Florence, die Augen voll Thränen, lehnte sich an seine Schulter und bot ihm ihre Lippen. „Du lieber Böser, sei gut.“

„Jetzt? — Fällt mir nicht ein. Jetzt will ich nicht.“

„Philipp, du weißt doch. — Ich hab' dich schon so oft gebeten, mich nicht draußen, nicht vor den Leuten zu küssen.“

„Da eben macht es mir Freude.“

„Aber mich beschämt's. Die Menschen reden. Lieber, ich bitte dich —“

„Die Meinung der Leute! Was ich mich darum schere! — Dir freilich scheint sie mehr zu gelten als die Wünsche deines Mannes.“

Florence wandte sich stumm zur Thür. Wenn er diesen Ton anschlug, war nicht mit ihm zu reden.

Da faßte er sie von rückwärts in die Arme und erstickte sie fast mit Küssen.

„Dummes Ding, du! — Ist's nun recht so?“

Sie lächelte unter Thränen. „Du mußt gut mit mir sein, Philipp. Wirklich, du weißt nicht, wie weh du mir manchmal thust.“

„Weh? — Ach gar! Hast du Nerven? — Geh und schaff uns ein vernünftiges Abendbrod, hörst du? — Ich will mich über die Kaffern, die uns schneiden, nicht länger ärgern.“

„Ja! Ja.“

Mit Kollmanns Dora war nicht viel zu beschicken. Florence mußte selbst die Hände rühren. Wie sonderbar sie sich vorkam, während sie noch im Reiseanzug auf und abging, Wäsche, Teller hervorsuchte, den Tisch deckte, Speisen zusammentrug. Es war ihr, als wäre sie doppelt, und die glückliche, freie, spottlustige Florence sähe mit staunendem Mitleid ihr blasses Abbild in harter Dienstbarkeit sich mühen nach einem fremden Willen. Hatte das Schaffen im eigenen Haus nicht mehr Reiz, von dem Dichter und alte Frauen schwärmten? — Zwänge sie nicht fremde Gewalt, gewiß, sie säße jetzt still und schlaff in einem Stuhl. Sie war sterbensmüde. Aber vielleicht nahm nur das ihr alle Freudigkeit zur That, daß jede einzelne ihr befohlen wurde, — vielleicht war's nur die Wirkung der Luft von Arnsfelde.

Endlich war ein leidliches Mahl aufgetragen.

„Du mußt vorlieb nehmen“, entschuldigte sie, „es ist noch nichts in Ordnung.“

Fahrkes gesunder Plebejerappetit schwelgte auch in einfacher Kost. Aber Florence saß stumm. Die Luft der Zimmer erstickte sie, der Zimmer, durch die sie an Erwins Seite geschritten war, sein Werk, sein nun gescheitertes Werk zu bewundern.

Digitized by Google

„Nun?“ fragte Philipp über seinen Teller weg.

Sie stand auf. „Philipp, wir hätten nicht zurückkehren dürfen. Wir — wir sollten nicht bleiben.“

„Rappelt's dir? Wieso denn nicht bleiben? Wohin sollen wir denn gehen?“

„Du findest leicht anderswo Stellung. Wo nicht, so warten wir. Wir sind doch in der Lage. Uns hier eindrängen ist unwürdig.“

„Ach so! Daher weht der Wind? — Aber Herz, wenn's ihm recht ist, was schiert's dich und mich? Ich hab doch nicht hinterm Berge gehalten! Ich hab's ihm gesagt mit dürren Worten: wenn meine Heirat ihm etwa nicht gefiele, — den Weg aus dem Werk könnt ich wohl finden.“

„Das hast du ihm gesagt?“

„Als Antwort hat er mir einen glänzenden Kontrakt vorgelegt. Also —“

„Einen glänzenden Kontrakt — daraufhin!“ Florence wurde blaß. Es drehte sich ihr etwas im Herzen um. Auch der war anders als sie meinte.

„Hahaha! Das hast du nicht gedacht, Florchen. Thut mir leid um dich. Ist nicht schmeichelhaft. Aber was willst du? Er giebt einmal nichts auf Weiber. Fischblut! — Ich könnt's nicht. Himmelsakrament! Einer sollt kommen und dich mir nehmen! — Aber da er's kann, brauchst du dir *seine* Augen nicht wund zu weinen, scheint mir.“

Sie beharrte. „'s ist nicht bloß um ihn. Fräulein Winter hat vielleicht kein Fischblut in den Adern. Ist's nicht unbarmherzig gegen ihr Empfinden, wenn wir — wenn du —“

„Halt! Halt! — Da bist du auf dem Holzwege! Kränkt mein Anblick sie, was ich wohl glauben will, so ist's an ihr zu gehen, nicht an mir. An mir? Noch besser! — Was sind Winters? — Er, ein alter verbrauchter Mann, den auf dem Werk zu behalten bei der augenblicklichen Klemme eigentlich ein Skandal ist. Und sie, die vollen Buchhaltergehalt bezieht, ein Weib den Gehalt eines Mannes! — ein hysterisches Frauenzimmer mit Liebesgeschichten im Kopf und nur halb der Arbeitskraft von unsereinem. Und solchem Jammervolk sollte *ich* weichen? Ich, die Seele, der wirkliche Chef des Werks?! —“ Er schob Messer und Teller von sich. „Ja, der wirkliche Chef! Denn der diesen Namen trägt, ist nur — ein Name, kein Wille mehr, noch weniger eine Kraft. Und, siehst du, Flora, darum muß ich bleiben. Versteh doch! Wohin ich sonst auch immer gehen möchte, überall würd ich ein Diener sein, ein gut bezahlter, angesehener Beamter einer Gesellschaft im besten Fall, aber nirgends Herr, stets zur Rechenschaft verpflichtet. Hier allein herrsche ich in der That. Später vielleicht, wer weiß, ich auch dem Namen nach. Ein Arbeitsfeld, eine Goldgrube liegt vor mir, wie ich auf der Welt wohl keine zweite finden werde. Närrchen, begreif's einmal, daß ich nicht weg kann, nicht kann! einer sentimentalen Grille zu lieb. Ist dir der Aufenthalt hier zu Anfang peinlich — du wirst's überwinden! 's ist ein Übergang. Was reif ist, überreif, fällt; das ist Naturgesetz. Wir, die jungen Lebensberechtigten, bleiben; in dem Mann aber, der dich und mich hier neben sich duldet, ist keine Kraft des Widerstandes mehr, das siehst du ein. Ich, sein natürlicher Erbe, muß meiner Erbschaft harren.“

Er war hinter ihren Stuhl getreten, hatte seine Hand unter ihr Kinn geschoben. „Begreifst du? — Begreifst du?“

Sie schwieg lange. „Wie das alles häßlich ist“, seufzte sie endlich, „hart und häßlich.“

„Ja, so ist das Leben. Du kennst's nicht. Du hast nicht gelebt, nur geträumt auf den weichen Polstern deines Reichtums. In den Gedanken liegen Dinge und Menschen immer hübsch artig neben einander, Wolf und Lamm, Kohlkopf und Ziege, höchst einträchtig. In der wirklichen Welt ist soviel Raum nicht. Wo einer steht, muß der andere weichen. Ich bin kein körperloser Schatten. Ich brauche Raum, viel Raum!“ Und da er sie noch immer traurig sah, küßte er sie. „Viel Raum auch in deinem Herzen, Lieb. Das muß ich ganz haben, ganz ausfüllen, so daß auch nicht ein Eckchen drin für einen andern Menschen übrig bleibt.“

„O, du füllst es aus, allein und ganz. Weh mir und dir, wenn es jemals anders würde! Ich muß glauben, an dich, an deine Größe glauben, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll an deiner Rauhheit und meiner

Digitized by Google

Schuld. Der Größte mußt du sein und bleiben. Du darfst mich nicht enttäuschen! Hörst du, Philipp, niemals enttäuschen! Nicht wahr, du wirst's nicht?"

Sie fragte in heißer Angst. Er mußte drüber lächeln. Wie sollte er denn je ein Weib enttäuschen? Sein Weib, seine Puppe, die er zwang seine Gedanken zu denken?

„Du kennst mich doch", erwiderte er einfach. Und er küßte sie, das beste Beruhigungsmittel für Weiber. Aber ein Gedanke bohrte ihm im Kopf. „Nun, räume nur ein, kram den kostbaren Plunder hier um und um. Ich seh' dir's an, wie du darauf brennst. Mich ruft das Geschäft."

Er schritt hinaus aufs Werk. Das ging, nachdem für geregelte Kohlenzufuhr gesorgt war, seinen alten ruhigen Gang. Wochenlang war's ausgekommen ohne Erwins Leitung. Es war auch wochenlang ausgekommen ohne Fahrke. Der Ingenieur aber war entschlossen, solche gefährliche Überzeugung in keines Menschen Hirn aufkommen zu lassen.

Er ging zur Coakerei, schalt über das schlechte Kohlenmaterial und die ungenügende Ausglühung. Er trat zu den Maschinen, die das Wasser für die Dampfkessel von Gips und Kalkteilen reinigten, und versicherte den Arbeitern, sie seien faule Schweinigel, und er werde sie den Kesselstein, den dies Wasser absetze, in ihren Freistunden von den Kesselwandungen abklopfen lassen. Seine laute Stimme hallte von einem Ende der Hütte bis zum andern, von den Hochöfen bis zum Möllerraum, von den Bureaus bis zum Windhaus. Sie sollten es hören, es merken, alle, daß er wieder da war, daß er wieder die Zügel in die Hand nahm. Karl Zieseniß, der auf der zur Abfahrt fertigen Lokomotive stand, trug den Schall seiner Rede im Ohr mit fort und die Kunde seiner Wiederkehr in die Gruben.

In der Gießhalle winkte der Betriebsleiter Nickel Firmus heran, der, obgleich er am lautesten Radau gemacht hatte, geblieben war, und schon längst wieder seine Sonntagsvergnügungen mit dem Ertrag seiner Spitzeldienste bestritt. Er mußte Bericht erstatten.

„Petersen", sagte Zieseniß im Vorbeistreifen zu seinem alten Kameraden; „haste Kontrebande im Ranzen?"

Der schüttelte melancholisch den Kopf. „Das war einmal. Der Hund legt mich nich wieder rein. Die andern Schafsköppe mit ihrer neuen Weltordnung aber auch nich." —

Je weiter er wanderte, um so grimmiger wurde Fahrke. Keiner der angestellten Herrn hatte ihn noch begrüßt, beglückwünscht, keiner war ihm begegnet. Seine über das Werk hinhallende Stimme schien die Wirkung zu besitzen, einen leeren Raum um ihn zu schaffen. „Bande", murmelte der Gekränkte. „Abgeschmackte Sittenrichter! — Wenn das Frauenzimmer sich etwa unterstanden hat gegen mich zu hetzen, mag sie sich vorsehen. Ich werde mich hier nicht ärgern lassen."

Als er jetzt seinem Bureau zuschritt, kreuzte er plötzlich an einer scharfen Ecke den Buchhalter selbst, der, die kranken Augen geblendet vom Staub der Straße, sich vorsichtig mit dem Stock die wohlbekannte Straße entlang tastete. Sogleich vertrat er ihm den Weg.

„Guten Abend, Winter!"

Der Alte schob die dunkle Brille von den Augen zurück, sah ihn an, wandte stumm das Gesicht und strebte vorüber.

Fahrke hielt ihn fest. „Die Abwehr, mit der Sie meinem höflichen Gruß begegnen, zeigt mir Ihre Gesinnung. Also hab' ich wohl auch Ihnen den Empfang zu danken, der mir und meiner Frau in Arnsfelde geworden oder vielmehr nicht geworden ist. Sagen Sie den Herren vom Werk und merken Sie selbst es sich, falls Sie der Verhetzer sind: die Privatmeinung eines jeden von Ihnen über mich ist mir gleichgiltig, verstehen Sie, gleichgiltig. Im Verkehr aber fordere ich die übliche kameradschaftliche Höflichkeit. Wer seine Gefühle nicht so weit bezwingen kann mir die zu erweisen, der —"

„Bedaure", unterbrach der Buchhalter. „Ich habe den Herrn nur dienstliche Weisungen zu geben und nehme auch selbst nur solche von Ihnen an."

„— Wer seine Gefühle nicht so weit bezwingen will, sag' ich, der kann gehen, verstehen Sie, der kann gehen. Die Welt ist ja noch anderswo."

„Bedaure abermals. Unser Gehen und Bleiben hängt meines Wissens einzig von unserem Belieben und dem Willen des Chefs

Digitized by Google

ab. Bitte, ich bin ein halbblinder Mann. Versperren Sie mir den Weg vor meinen Füßen nicht länger."

Indem der Alte sich mit seinem Stock vorübertastete, unsicher und doch mit der unnachahmlichen Würde des ungerecht Gekränkten, wandte Fahrke sich und gab dem zweiten Ziesenitz eine schallende Ohrfeige, der horchend stehen geblieben war und eben sein rußschwarzes Gesicht zu schadenfrohem Grinsen verzog über die Abfuhr, die der Gewaltige von Arnsfelde erlitt.

„Das Wespennest nehm' ich aus", schwur er sich.

Am nächsten Morgen meldete er sich beim Chef. Und wieder fühlte er sich bitter enttäuscht. Ein stiller, freudloser Mann, gewiß! aber kein gebrochener, kein willenloser, wie er hoffte; blaß und schmal das Gesicht, die ersten grauen Haare an den Schläfen, aber in den Augen ein heißer, sieghafter Glanz. „Ich habe mich überwunden", sagten diese Augen, „wie sollte ich nicht dich überwinden?"

Die Eitelkeit des Strebers erlaubte ihm nicht, den vollen Sinn dieses Blickes zu erfassen; aber mit Unbehagen empfand sein unfehlbarer Instinkt, daß er hier nicht poltern noch pochen dürfe, sondern sich zusammendrücken und ducken müsse in Geduld, bis Raum für ihn wurde. Vorläufig stand noch ein anderer auf dem Platz, den er begehrte, und auch dieser andere war kein körperloser Schatten.

„Mir liegt ein Bittgesuch der Gesellen vom Werk vor", berichtete Erwin, „das mich in mehr als einer Weise interessiert. Die Burschen bitten um die Erlaubnis, die aufgehobene Fachschule aus ihrer Tasche neu gründen zu dürfen. Sie wollen den Sonntag zum Unterricht benutzen, den Lehrer aus Wehlheide selbst besolden und bitten nur um die Genehmigung ihres Vorhabens und um Überweisung eines geeigneten Lokals zum Zeichnen."

„Sonntags", grollte Fahrke, „vormittags sollen die Schlingel in den Gottesdienst gehen, der ihnen notwendiger ist als Zeichnen. Und nachmittags ist's im Winter zu dunkel. Überhaupt — der reine Widerspruchskitzel. Als sie den Unterricht alle Tage umsonst haben konnten, sind sie schnöde neben die Schule gegangen und jetzt —"

„Jetzt werden sie wahrscheinlich mit Eifer hinein gehen, darum, weil die Schule ihnen Mühe macht, ihr Geld und ihre Zeit kostet. — Ich will die Erlaubnis in Erwägung ziehen."

Erwin sagte nicht, daß dies Blatt an ihn gekommen war wie das Ölblatt der Taube in der schweren Stunde, als die Räder am Wagen der heimkehrenden Vermählten den Staub vor seinem Haus aufwirbelten, als er vor ihrem Rollen in die äußerste Tiefe seines Zimmers flüchtete, als die Wasser der Erfolg- und Hoffnungslosigkeit über ihm zusammenschlugen und er verzweifelnd noch einmal, zum letztenmal, die ungeheuere Versuchung durchkämpfte, die so oft, so oft in dieser Zeit an ihn herangetreten war, die Versuchung, alle die aus seiner Krankheit aufgesparten, absichtlich, listig aufgesparten Morphiumpulver in das Kelchglas dort zu schütten und jeder Seelenqual, die um Einlaß pochte, den Riegel vorzuschieben mittelst eines einzigen tiefen Trunks. —

Da ward dies Blatt ihm hereingetragen, eine Botschaft der Hoffnung, das erste Zeichen, daß von der überreichen Frucht des Segens, die er aus dem Füllhorn seiner unerschöpflichen Liebe auf die Verständnislosen herabgeschüttet, ein gutes Samenkorn wenigstens fruchtbares Erdreich gefunden hatte, zu keimen und zu wachsen begann auf seine Art; — eine Botschaft der Verheißung, daß er die Qualen, die ihm das Herz zerrissen, des Prometheus Schöpferqualen, nicht umsonst durchlitt, nicht vergebens sein zerstörtes, freud' und liebearmes Leben lebte. Er wollte die Bitte nicht anstandlos bewilligen, nicht sofort. Er war klug geworden. Nicht ferner würde er die Gabe entwerten durch zu rasche Gewährung. Hart muß scheinen, wer Menschen beglücken will, kein fröhlich Schenkender, ein widerwillig erflehter Gott. Denn nur, was ihren Schweiß kostet, schätzt die Menge. Giebst du's ihr noch so willig, mit vollen Händen, mit ganzem Herzen, sie muß sich selbst weismachen dürfen sie hätt' es dir abgezwungen im Kampf auf Tod und Leben. So nur gefällt ihr Freiheit, Selbständigkeit, ihr täglich Brod und ihr

Digitized by Google

Sonntagsvergnügen. So lerne denn geben; und gieb mit Vorsicht, mit Verstellung. Es ist nicht genug die Menschen zu lieben; du mußt sie auch noch verachten lernen, wenn du ihnen nützen willst. Die Weisheit, die Erwin mit einem Stück seines Herzens erkauft hatte, würde er nicht vergessen.

Und während er so rechtete in Bitterkeit und doch gekräftigt bis ins Mark von dem Lebenshauch einer neuen Hoffnung, war der Wagen mit den Heimkehrenden längst vorübergerollt; seine eilenden Räder hatten ihm nicht durchs Herz geschnitten. Er hörte sie nicht. Die qualvolle Vergangenheit war erblichen vor dem Schimmer einer besseren Zukunft. —

Das junge Paar richtete sich ein, lebte sich ein, ein trübes Leben, wenigstens für die Frau. Seit sie daheim war, dachte sie oft an Erwin. Sein Bild war in ihrem Geist gewachsen in der Ferne; getrennt von ihm erkannte sie besser seine Seele. Und sie wußte jetzt klar, was ihr die Luft hier benahm, die Lebensluft, den Lebensmut, was ihr die Brust zuschnürte — es war die Nähe des Mannes, dem sie Schweres angethan hatte. Sie, der jede Spur von Reue, von Bedauern um Geschehenes, Unabänderliches ewig fremd gewesen war, konnte hierüber nicht hinweg. So oft sie den Giebel von Erwins Wohnhaus durch eine Lücke der Gebäude erschaute, gab's ihr einen Stich durchs Herz. Sie hatte sich ihr Zimmer an der andern Seite der Wohnung eingerichtet, wo die Fenster hinausschauten auf den pappelumkränzten Fluß, der ihren Garten abschloß und die weite Heide mit den am Horizont verschwimmenden Dächern von Wisselrode. Dort saß sie, wenn ihr Haushalt ihr Zeit ließ, sah den am Himmel schiffenden Wolken nach und schöpfte Luft. Denn sie scheute sich, den Fuß vor die Thür zu setzen, sie fürchtete sich, Erwin zu begegnen, Marie Winter, all' den Menschen, die sie einst an Erwins Seite gesehen hatten.

Ihre einzige Beschäftigung, ihre einzige Zerstreuung war ihre Liebe. Der Tag verging ihr in Bemühungen, das Haus, das Leben ihres Gatten zu schmücken; sie horchte auf seinen Schritt, sie wartete auf seine Heimkehr mit Fieberhitze, mit zitternder Ungeduld. Wenn sie sonst nichts anzufangen wußte, so schmückte sie sich für ihn zwei-, dreimal des Tages. Er spottete drüber. War er schlechter Laune, so schalt er auf ihren Geschmack, und sie mußte sich nochmals umkleiden. Manchmal auch versicherte er ihr, am liebsten sei sie ihm schon ohne all den Plunder. Er hatte seinen Spaß daran, sie durch Derbheiten zu verletzen, sie zu reizen, zu peinigen bis aufs Blut, bis zu Thränen und sie dann gnädig zufrieden zu küssen.

Sie lebte kein bequemes Leben an der Seite des bis zur Kleinlichkeit Herrschsüchtigen. Seine Wünsche, seine Launen wechselten wie die eines Kindes. Und er war genau. Er schätzte den Wert des Geldes als einer, der es schwer und lange hat entbehren müssen. Er verlangte, daß jedes Zehnpfennigstück in der denkbar ergiebigsten Weise ausgenutzt werde. Florence, die nie gespart hatte, lernte knausern. Sie, die seit Jahren ihr bedeutendes Vermögen unbeanstandet, unbekrittelt allein verwaltet hatte, verfügte selbständig nicht über eine Mark. Er gestattete ihr auch kein Haushaltsgeld, die kleinsten Einkäufe mußte sie mit ihm verrechnen, sie mußte betteln um einen Hut, um ein Paar Stiefel, und paßte es ihm, so konnte es geschehen, daß er ihr die Bitte rund abschlug. Niemals war sie imstande, Schlächter oder Gemüsefrau zu bezahlen. Machte sie ihm Vorstellungen darüber, so lachte er, küßte sie, und nannte sie sein liebes, ungeschicktes Kind, das mit Geld nicht umzugehen wisse.

Dann zwang er sie auszugehen, in Gesellschaft, zu ihrem Bruder, ihrer Schwägerin, zu allen maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises. Er wollte glänzen mit ihrer Schönheit, ihren gesellschaftlichen Gaben; sie sollte ihm Eintritt verschaffen in die Häuser der Fabrikanten und Gutsbesitzer, die sich ihm, dem Mann in abhängiger Stellung, dem Emporkömmling, bis jetzt streng verschlossen hatten. Es waren Marterungen für Florence, diese Schaustellungen, bei denen ihres Gatten Indianermanieren Verwunderung, Lächeln erregten, bei denen sie wieder und wieder mit ihrer ganzen Willenskraft, mit ihrem ganzen ererbten gesellschaftlichen Genie eintreten mußte für den Mann ihrer Wahl. Und nie überschritt sie die Schwelle eines Gesellschaftssaales, ohne daß sie ihr Herz lauter klopfen

Digitized by Google

fühlte in der Furcht, sie könne Erwin Relling begegnen. Doch sie trafen ihn nirgends. Die Trauer um seinen Vater und seine angegriffene Gesundheit vorschützend, lebte er wie ein Einsiedler.

Fahrke lachte höhnisch. „Dein Kleiner ist bange. Er verträgt's nicht, dich an meinem Arm zu sehen, ich merk's wohl. Waschlapp!"

„Du sollst so nicht sprechen," wehrte sich Florence, Thränen der Empörung in den Augen. „Du weißt, was für ein Opfer ich dir mit diesen Gesellschaftsfahrten bringe. Es ist gräulich, wie wir uns hier eindrängen, ihn verdrängen!"

Fahrke zuckte die Achseln. „Warum versteift er sich darauf, hierzubleiben? Wenn so ein Milchsuppenmensch auf den Tod gelegen hat, dann ist's Brauch, daß er mindestens sechs bis acht Wochen in einem ausländischen Nest Fliegen fängt und den Himmel angähnt, ehe er sich für halbwegs zusammengeflickt erklärt. Warum weicht der Kleine ab von dieser noblen Verpflichtung? Er wäre uns los und wir ihn."

Darauf schwieg die Frau. Sie lernte jetzt das Schweigen. Und sie ertrug all' diese Quälereien ohne Murren, denn sie liebte, nein mehr! sie wollte lieben, anders lieben als Gevatterin Müller und Schulze, anders als gewöhnliche Frauen, mit ganzer Seele, bis zur Selbstvernichtung lieben! Er sollte sie mißhandeln! Er durfte es. Es war dennoch Seligkeit sein zu sein, die Puppe, das Spielzeug des einzigen! des Größten, des Gewaltigsten unter den Menschen. Das war er ihr, das mußte er ihr bleiben — oder, was war sie? — Einmal, an einem schwülen Gewittertag, da sie traurig auf die Heide starrte, durchzuckte sie wie ein Blitz die Vorstellung, die Möglichkeit: er sei dennoch ein anderer und sie liebe ihn nicht mehr. Das Blut stockte ihr in den Adern, Erde und Himmel schienen ihr zusammenzusinken. Wenn er der nicht war, warum hatte sie gesündigt? Wenn er der nicht war, warum litt sie? Warum demütigte sie sich bis in den Staub? O, wenn er der nicht war und ewig blieb, wenn jemals dieser Gott Mensch würde, — dann war sie das unseligste Weib auf Erden! Und von jetzt ab liebte sie ihn mit dem wilden Instinkt der Selbsterhaltung, heißer nur um jeder Pein willen, die sie um ihn, durch ihn erlitt.

Aber die Julihitze brütete über den Ziegelmauern. Die an freie Luft und ungebundene Bewegung Gewöhnte hielt es nicht länger aus, einsam in der Enge ihres leeren Hauses. Sie setzte ihren einfachsten Hut auf und stahl sich hinaus, scheu, schüchtern wie eine Diebin über das Werk auf's freie Feld.

Wie das wohlthat, wie das befreite! Ungehemmt, einsam schweifen endlich wieder! Endlich einmal wieder nach so vielen Wochen! oder waren's Monate? — Er hatte sie nie allein gelassen, nicht einen Augenblick. Er schickte ihr beständig Menschen, die Pastorin, Dora, ihre Schwägerin, ihren Bruder. Es war Zwang, qualvoll wie das Tragen einer Kette, qualvoller noch für einen Menschen, der an Einsamkeit gewöhnt ist, der der Einsamkeit bedarf. Das mußte er wissen. Warum denn that er's? Weil er alles that, was ihr unbequem war? — Nein! Nein! —

Quer durch die grüne Wildnis des Wäldchens brach sie sich Bahn. Ach, wie die Müdigkeit von ihren Gliedern abfiel, die jetzt oft bleischwer auf ihr lastete! Wie viel klarer die Gedanken durch ihren Kopf zogen. Sie wußte wieder: sie war jung, und das Leben war schön. Nun durch das dichte Unterholz hinaus auf den Weg zurück ins Freie, auf die Wiesen, in den Sonnenschein! — Da verharrte sie wie angewurzelt vor Schreck; die Hand, die den Erlenzweig zurückbog, blieb regungslos in der Luft schweben.

Vor ihr stand Erwin.

Wie hatte sie vergessen können? Der Weg führte nach den Gruben, nach Wisselrode.

Er zog langsam, ernst den Hut und wollte vorübergehen.

Sie machte eine Handbewegung, ihn zu halten; sie hatte keine Stimme zum reden, ihre Augen hafteten, sich weitend, auf den Silberfäden in seinem blonden Haar, auf den schmal gewordenen Wangen. Ein anderer Erwin stand vor ihr, und auch sie war eine andere Florence. Aber die beiden hatten ihre Rechnung mit einander noch nicht geschlossen. Sie war in seiner Schuld. Sie wollte sich lösen.

Er war auf ihren Wink stehen geblieben und wartete stumm, geduldig. Sie fand endlich Worte.

„Vergeben Sie mir", sagte sie leise.

Digitized by Google

Er sah sie verwundert an. „Liegt Ihnen an dem Wort?"

„Es soll mehr sein als ein Wort."

„Was Sie mir Leides gethan haben, habe ich vergeben. Kann ich vergeben, was Sie sich selbst zu leid gethan haben?"

„Das ist nicht, wie Sie denken. Ich bin glücklich. Gewiß, ich bin glücklich."

„Was sorgen Sie denn?"

„Um Sie sorg' ich" — die Worte entschlüpften ihr. Da sie gesprochen waren, erschrak sie, und das Blut stieg ihr heiß ins Gesicht unter seinem Blick. Das war der Erwin nicht mehr, der unter den Pappeln ohne Stolz, ohne Empfindlichkeit sie anflehte zu bleiben, nicht der müde, trübe Erwin jener Aufruhrsnacht, der vor dem Glanz ihres Gatten erblaßte wie ein Stern vor der Sonne. Ein unbeugsamer Wille leuchtete aus diesen Augen, der Wille, der geprüft worden ist und die Prüfung bestanden hat.

Er verneigte sich schweigend und ging vorüber.

Ihr aber war die Lust des Schweifens vergällt. Sie schlug den kürzesten Weg heimwärts ein, unsicher, mit Herzklopfen, voll Scheu vor der Erinnerung, die an den Orten haftete, voll Furcht vor den Menschen, die sie belebten. Richtig, dort kam Marie Winter ihr entgegen, begleitet von dem treuen Mylord. Kein Ausweichen möglich auf dem engen Wiesenpfad. Die Buchhalterin wünschte es auch wohl nicht. Sie schritt an ihr vorüber, so dicht, daß ihre Kleider einander streiften, so gleichgiltig gradaus schauend, als wäre, was sie berührte, leere Luft.

Und rascher kreiste das Blut in Florences Adern, heftiger pochte ihr Herz, Scham und Pein wühlten in ihr. Wieder Menschen! Diesmal ein ganzer Trupp, Weiber, Männer, Kinder. Wie sie sie anstarrten! Mitten durch die Schar führte ihr Weg, und keiner, der ihr die Zeit bot, an den Hut griff, zur Seite wich. Einzelne Worte schlugen an ihr Ohr. „Sieh mal, die Fahrken!" Dann Gelächter. Etwas von Winters Mariechen. — Nun mußte einer einen guten Witz gemacht haben, denn das Lachen wurde Brüllen, Wiehern. Die Kinder waren stehen geblieben, sie kamen ihr ein Ende Wegs nachgelaufen um sie besser betrachten zu können. Sie hörte sie kichernd wieder davon stampfen.

Sie ging rascher, sie lief. Andere nahten. Eine Schicht war aus. Die Arbeiter zogen heim. Daß sie auch von dieser Seite kam! Zu dieser Stunde! Wieder Anglotzen, Lachen. Wie Steinwürfe flogen ihr einzelne freche Reden um die Ohren. Mit wankenden Knieen erreichte sie ihr Haus, schlug die Thür hinter sich zu, warf sich auf einen Sessel und weinte.

Da, ein wuchtiger Schritt, laut knarrende Stiefel. Sie fuhr in die Höhe. Nur unvollkommen trocknete sie die Augen. Er kam zu rasch.

„Alle Hagel! was ist denn los?"

Noch versuchte sie ihr Leid vor ihm zu verbergen. „Ach laß nur! Eine Dummheit! Es geht vorüber."

„Dummheit? Du heulst nicht um eine Dummheit. Wer hat dir was zu leid gethan? Ich will's wissen."

Da sank ihr Heldenmut. War er nicht ihr Schützer, ihr Freund, ihr einziger auf Erden, um dessentwillen sie sich losgesagt hatte von ihren Freunden und Beschützern durch Geburt und Blut, ihren Verwandten, von allen, die es je gut mit ihr meinten? Ihr Kummer brach sich rücksichtslos Bahn.

„Wir sind Geächtete in Arnsfelde! Nicht sehen lassen darf ich mich. Die Kinder weisen mit Fingern auf deine Frau! Die Weiber lachen ihr ins Gesicht; die Beamten kennen mich nicht! O, daß wir nie zurückgekommen wären in dies Gefängnis, an diesen Ort der Verbannung!"

Mit ihrer eigenen Not beschäftigt hatte sie nicht auf Fahrke geachtet. Jetzt verstummte sie in jähem Schrecken. Seine Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, so daß sie einen dicken schwarzen Strich quer durch sein Gesicht bildeten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Vase darauf von der Erschütterung zu Boden sprang und in Scherben zersplitterte.

„Genug ist's! Aus ist's! Himmelsakrament! aus und zu Ende!"

„Philipp! Philipp! — Ich bitte dich."

„Meinst du, ich weiß nicht, woher die Wühlerei stammt, die dir und mir den Boden unter den Füßen abgräbt? Dem Maulwurf

Digitized by Google

leg' ich das Handwerk! Dem ehrpusselichen Maulwurfsweibchen dazu!"

„Du meinst Winters? du willst doch nicht —? O, Philipp, wir sind schon so tief in Schuld diesen Leuten gegenüber! — Mir zu lieb, unternimm nichts gegen sie!"

„Fort müssen sie!" schrie Fahrke. „Fort! Fort! Fort! — Oder ich selbst geh! — Sie mag wählen, die blonde Pagode drüben, die nur noch nickt und kopfschüttelt und unsereinem das Reden überläßt wie das Handeln. Ja, jetzt auf dem Fleck, ehe ich noch den Staub von meinen Stiefeln geschüttelt habe, soll sie ein Ende machen, so oder so."

„Philipp! Philipp! Hätt' ich doch geschwiegen!"

„Soll ich meine Frau verhöhnen und mißhandeln lassen? Himmelhöllenelement! meine Geduld ist am Rand! Diese unnützen Brotesser, diese Schwammgewächse und Schröpfköpfe am Körper des Werks wagen aufzustehen gegen mich! gegen mich! — Ich tränk's ihnen ein! Ich schaff' dir Recht!"

Er stürmte hinaus, über den Fahrdamm, die Schienen, geradeswegs ins Büreau des Herrn. Er nahm sich nicht einmal die Zeit anzuklopfen.

„Ich komme in einer Privatangelegenheit, Herr Relling."

Erwin sah ihn fragend an.

Und er platzte heraus mit seinem Verdruß. „Ich merke schon seit lange, wie die Leute gegen mich aufgehetzt werden. Ich weiß auch, wer dahinter steckt. Ich leid's nicht länger!" Und nun ohne Zügel herunter, was er gegen die Familie des Buchhalters auf dem Herzen hatte. „Ich verlange Schutz für mich und meine Frau von Ihnen, Herr Relling! Ich verlange, daß notorische Feinde Ihres ersten Gehilfen nicht verhätschelt und ermutigt werden! Mit einem Wort: ich fordere die Entlassung der ganzen Sippe."

Erwin hatte ihn zu Ende reden lassen. Er hatte dies kommen sehen und hätte es gern abgewandt: „Herr Ingenieur, das haben Sie sich wohl nicht recht überlegt. Ein alter Mann, ein treuer Beamter —"

„Ich fordere seine Entlassung, Herr Relling."

„— der an seinem Häuschen, an der gewohnten Umgebung mit außerordentlicher Zähigkeit hängt, dem Sie selbst für frühere Dienste verpflichtet sind. Wollen Sie ihm die paar Lebenstage, die ihm bleiben, vergällen, weil er Ihnen eine nicht ganz unberechtigte Empfindlichkeit zeigt?"

„Ich habe Ihnen meine Ansicht mitgeteilt, Herr Relling. Wenn Ihnen an der Familie Winter mehr gelegen ist als an mir, so bleibt mir nur übrig, um meine eigene Entlassung zu bitten."

„Sie wollen nicht den Versuch machen, mit den ehemaligen Freunden in Frieden auszukommen? Ich bitte Sie darum als um eine persönliche Gefälligkeit."

„Ich habe diesen Versuch gemacht, ehe ich zu Ihnen kam, und er ist mißglückt. Jetzt heißt's: sie oder ich! Die Wahl steht bei Ihnen, Herr Relling."

„Als Chef dieses Hüttenwerks ist mir die Wahl vorgezeichnet, Herr Fahrke, wie Sie wohl wissen. Denn Sie *sind* dem Hüttenwerk nützlich, jener ist ihm nützlich *gewesen*. Die Dankbarkeit fesselt mich an ihn, die mächtigere Notwendigkeit an Sie. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß meine Entscheidung als Mensch anders ausfallen würde. Indessen wie die Dinge liegen, und wenn Sie auf Ihrer Forderung bestehen —"

„Unbedingt!"

„So werde ich die bezüglichen Verfügungen treffen."

„Ich danke Ihnen."

Erwin sah ihm nach wie er breitspurig, im Siegerstolz hinausschob.

„Gemein," dachte er, „erzgemein! — Daß man solche Burschen braucht — braucht. Wann, werde ich dies Joch abschütteln können? Dies entwürdigende Joch! — Du hast recht, Alter, der du so maliziös auf deinen Sohn herunterlächelst, und ich bitte dir vieles ab: Menschen regieren ist kein reinliches Handwerk."

Er drückte auf den Knopf der Klingel und ließ Herrn Winter zu sich bitten.

„Es ist eine peinliche Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, lieber Winter, und ich schicke voraus, daß meine Sympathie in dieser Sache vollständig auf Ihrer Seite steht. Aber die berechtigte Liebe und Anhänglichkeit Ihrer Freunde hat sich in ihrem Übereifer unge-

Digitized by Google

schickt erwiesen und Ihnen einen schlimmen Dienst erzeigt. — Ich möchte Ihnen anheimstellen, mich um Ihre Entlassung zu bitten."

Winter stotterte vor Schreck: „Ich — ich soll! — Aber der Grund! — Der Grund?"

„Der Grund ist — Herrn Fahrkes Wille."

„Um dieses Schuftes willen! Dieses wortbrüchigen, hinterlistigen, kriechenden, treulosen Erzbuben! Dieses —"

„Ich hab's Ihnen schon einmal gesagt, Winter: ich ertrag ihn auch."

„Diesem — diesem opfern Sie mich!"

„Nicht ihm; aber dem Bestehen des Werks. Oder —" Ein Gedanke, eine wilde Hoffnung blitzte in Erwin auf. Er trat dicht an den Buchhalter heran. „Entscheiden Sie selbst. Antworten Sie mir, Winter, als ehrlicher Mann auf Ihr Gewissen: — Kann das Werk in dieser Krisis bestehen ohne Fahrke? Wollen Sie die Verantwortung dafür auf sich nehmen? — Antworten Sie mir!"

Der alte Mann sank in sich zusammen, stotterte, stammelte. Wie unbequem sie ihm war, er konnte nicht Zeugnis ablegen gegen seine Ueberzeugung. „In diesem Augenblick, wo alles von der Disziplin der Leute abhängt", sagte er leise, „von der Disziplin, die Fahrke allein hier zu erzwingen weiß, würde das Werk vielleicht nicht ohne ihn bestehen können, — wahrscheinlich nicht, wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen. — Aber Herr Relling! Ist das tote Werk denn mehr als ein lebendiger Mensch? Mehr als das lebendige Recht? Können Sie dulden, daß das mit Füßen getreten wird?"

Die Spannung in Erwins Zügen erlosch. „Ich wußte es. Fordern Sie Ihre Entlassung, mein lieber, alter Freund."

Doch über den gebrochenen Mann kam jetzt der Heldenmut der Verzweiflung. „Nein, ich thu's nicht! Ich fordere meine Entlassung nicht. Sie sind der Herr. Sie können sie mir geben, wenn Sie die Stirn, wenn Sie das Herz dazu haben. Aber Sie allein sollen die Verantwortung für diese That vor Gott tragen. Ich nehme sie Ihnen nicht ab. Ich fordere meine Entlassung nicht." —

Am nächsten Mittag fand er sie auf seinem Tisch, seine und der Tochter Entlassung, die augenblickliche Entbindung von jeder Dienstleistung mit beigefügtem Gehalt für ein volles Jahr. In einem besonderen Umschlag lag ein Wechsel auf die deutsche Reichsbank über einige tausend Mark.

„Zur Ausstattung seiner Freundin, Fräulein Marie Winter, in dankbarer Anerkennung der langjährigen treuen Dienste ihres Vaters und mit dem Wunsch, daß es ihr und ihm allzeit wohl ergehen möge.

Erwin Relling."

Marie las das Blatt, zerknitterte es zornig und warf es zu Boden. Sie war ihres Vaters echte Tochter, wahrhaftig bis zur Härte, voll Leidenschaft für das Recht, ohne Verständnis und Nachsicht für jedes Ausbeugen und Lavieren.

„Nun, so ist's entschieden. So ist's gut. Was weint ihr denn, Vater! Mutter? — Wir gehen zu Onkel übers Meer. O, so freut euch doch, freut euch, daß die Halbheit ein Ende hat!"

Winter widersprach nicht. Wenn schon fort, dann so weit als möglich. Aber das Herz that ihm weh. Traurige Tage sah das friedliche, rebenumrankte Haus. Rastlos tastete der Halbblinde sich den langen, müßigen Tag hindurch aus einer Stube in die andere und treppauf, treppab, befühlte zärtlich die Wände, starrte mit trübem Blick die Schwelle an, über die er seine junge Braut eingeführt hatte, über die ihm sein neu geborenes Kind entgegengetragen wurde. Der Stolz, die Entrüstung, die ihn dem Chef gegenüber aufrecht hielten, waren von ihm abgefallen. Er fühlte, dachte nichts als die Trennung.

Die Mutter ging vom einen ihrer Lieben zum andern, sprach hier Mut ein, milderte dort überquellende Bitterkeit, trug ein ruhig sicheres Wesen zur Schau von Sonnenaufgang bis Niedergang, um dann die kurzen Sommernächte hindurch, das Gesicht in die Kissen gedrückt, sich satt zu weinen.

Fahrke aber stand im Hochsommer seiner Macht und Wichtigkeit. Er zeigte sich in strahlender Laune. Seit es ihm gelungen war, den verhaßten Buchhalter zu verdrängen, gegen des Chefs Meinung und Willen ihm im ersten Anlauf die Verabschiedung seines Freundes und Günstlings abzuringen, zweifelte er nicht mehr, daß er berufen sei, den Kleinen

Digitized by Google

völlig niederzuwerfen, ihm Herrschaft und Besitz bei lebendigem Leibe abzuerben. Er mußte über sich selbst lachen, wenn er seines ersten Eindrucks beim Wiedersehen mit Erwin gedachte. Wo hatte er seine Augen gehabt, da er einen Krieger, einen ernst zu nehmenden Gegner in dem Schwächling zu erblicken meinte? Er, Fahrke, war der Mann der Notwendigkeit; der Chef ein weichmütiger Phantast, ein verliebter Narr, den der Treubruch eines Weibes, der Undank einer Pöbelhorde auf's Krankenlager warfen, der bald völlig vergehen mußte an der Nähe des geliebten Weibes, an seiner, Fahrkes Gegenwart. Er hatte den neuen Buchhalter auf seine Seite gezogen. Gestützt auf ihn gewann er wieder Boden bei den übrigen Herrn. Aus den offenen Fenstern des Wirtshauses in Arnsfelde, in dem die Beamten des Werks zu speisen pflegten, hallte seine laute Stimme tonangebend bis auf die Straße hinaus. Er brachte die Abende in ihrem Klubzimmer zu. Manchmal lud er sie zu sich. Florence mußte bei Tisch präsidieren. Danach zogen die Herren sich zurück und spielten Skat bis zum Morgen, wobei der Gastgeber in der Regel die Kosten des Festmahls zurückgewann, was ihm viel Freude machte, denn er gab nicht gern Geld für andere aus. Sich sicher fühlend streifte er auch den Schein der Ehrfurcht ab gegen den ohnmächtigen Gebieter. Er fing an zu pratschen, einen Herrscherton anzuschlagen. Er dehnte sich aus wie ein aufgeblasener Schlauch, stieg wie einer der roten Luftballons auf den Jahrmärkten. Nimmer dachte er daran, daß auch seinem Sommer der Herbst bevorstand, berauscht, geblendet von Erfolg, von befriedigtem Ehrgeiz. Aber die grauen Mäuse, die heimlich an den Lebenswurzeln aller Sterblichen nagen, thaten lautlos und gierig ihr Werk auch an seinem Glück und an seiner Größe.

Eines Tages rief ein lauter Streit Florence aus der Stube auf den Flur. Sie fand ein Weib, das den Herrn Ingenieur Fahrke zu sprechen begehrte und keinen abweisenden Bescheid annahm. Wisselrode sei weit, und sie habe mehr zu thun als dem Herrn Ingenieur die Stunde abzupassen. Wenn der Herr nicht da sei, möge das Mädchen so freundlich sein und ihn rufen.

Hier mischte Florence sich ein. „Mein Mann ist dienstlich beschäftigt und wird nicht sobald kommen. Wenn Sie Eile haben, gute Frau, so kann ich Ihre Bestellung vielleicht ausrichten."

„Sie?" das Weib sah ihr dreist ins Gesicht und lachte. „Sie? — Nu ja! warum denn nich. Ich bin die Zieseniſſen, wissen Sie, und komme wegen unserer Olga, die der Herr Ingenieur dies Frühjahr in die Stadt geschickt hat, — nun, das werden Sie wohl wissen."

„Nein. Wie sollt' ich?"

„Nich? — Ja denn! In diesem Fall —!" Sie zögerte einen Augenblick, besann sich aber. „Wiederkommen kann ich nich bei meine sechse, dazu is die Zeit nich übrig. Denn melden Sie dem Herrn Fahrke nur, als wie ich wär' dagewesen. Unserer Olga ihr Kind, das wär gestern gestorben. Und er möcht' die Güte haben und das Begräbnis ausrichten."

Florence war's, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. „Ihrer Olga Kind — Ihrer Olga? Inwiefern betrifft das denn meinen Mann?"

„Nu eben, er gehört doch mit zu."

„Er gehört dazu?"

„Ja, das haben Sie am Ende garnich mal gewußt? Das is mich wirklich leid, Frau Fahrke. Aber um meine Tochter is es mich auch leid gewesen, das können Sie denken. Ja, die Männer! Nu, geben Sie sich man zu. Das einzige verlassene Wurm wird es wohl nich sein, das von ihm in der Welt herumläuft. Das heißt, dieses läuft ja nu nich mehr, und darum hab' ich zu Zieseniß gesagt, ich will zu ihm gehen, sag' ich, wenn er auch gnietschig is, so viel wie 'ne ehrliche Bestattung muß er seinem Fleisch und Blut zuletzt angedeihen lassen."

Mit bebenden Fingern suchte Florence in ihrer Kleidertasche, ihrem Geldbeutel nach einer Handvoll Münzen. Sie fand nichts, sie war heut wie immer mittellos. Da riß sie ihre goldene Uhr mit der Kette aus dem Gürtel und drückte sie der Frau in die Hand.

„Nehmen Sie! Nehmen Sie! — Gehen Sie —"

Frau Zieseniß drehte begehrlich das Wertstück in den Fingern; der Klugen schien sein

Digitized by Google

Besitz gefährlich: „Wenn es Ihnen gleichviel wär', Bargeld nähm' ich lieber."

Aber Florence winkte ihr stumm zu gehen, und die rüstige Dora Kollmann faßte Mutter Zieseniß bei den Schultern und schob sie zur Hausthür hinaus.

„Zufrieden können Sie sein. Nu nehmen Sie kurze Fahrt." — — — „Jehs' — Frau Fahrke! Frau Fahrke! — Machen Sie bloß keine Geschichten!"

Florence hielt sich mühsam am Treppengeländer aufrecht, weiß und starr wie ein Steinbild.

„Dora," fragte sie langsam, schwerfällig mit ihrer tiefen Altstimme, „Dora, wußten Sie von — von dem, was die Frau sagte?"

„Ach, Frau Fahrke, das weiß hier ganz Arnsfelde und Wisselrode und die vom Walzwerk dazu. Aber daß die Person gar keine Scham fühlt und trägt Ihnen das zu —"

„So — so. — Es ist wohl eine sehr alte Geschichte?"

„Alt? — Nu nee. Warten Sie mal. Sechs Wochen mag das Wurm alt sein. Die Olga ist Amme geworden bei schwer reichen Leuten —"

„'s ist gut. 's ist gut."

Florence ging in die Stube zurück und schalt sich selbst. Närrin, die sie war. Was war geschehen, daß ihre Zähne aufeinander schlugen und ihre Glieder flogen? Ihr Mann hatte eine Liebschaft gehabt, eine Liebschaft wie alle jungen Leute. War sie ein weltfremdes Kind oder eine prüde alte Jungfer, daß sie darüber aus den Fugen geriet? Sie hielt sich doch für eine, die das Leben kannte und der Menschen Thun verstand, ehrlich zu verstehen sich mühte. Ist alles begreifen nicht alles vergeben? — Anders freilich nimmt ein Übel sich aus in vornehm philosophischer Betrachtung, anders wenn es seine Stacheln dem Philosophen ins eigene Fleisch bohrt. Und das drum und dran war so häßlich, so platt, so plump gewöhnlich! Wie sie auch kämpfte, sie konnte nicht hinweg über diese Menschlichkeit ihres Gottes.

Sie verschwieg Fahrke der Zieseniß Besuch. Sie log ihm vor, sie habe Uhr und Kette verloren und ließ sich dafür ausschelten wie ein unartiges Kind. Derweil sah sie in Gedanken beständig den kleinen Sarg ohne Sang und Klang in eines der namenlosen Reihengräber auf dem Friedhof der großen Stadt hinabsenken. Lauernd, von der Seite beobachtete sie den Urheber solch kurzen leidvollen Daseins, wie er breitspurig, selbstgewiß himmelhohe Zukunftspläne auftürmte auf den Leibern niedergerungener Gegner. Und plötzlich erschrak sie vor sich selbst, denn da er jetzt sich niederbog um sie zu küssen, packte sie ein jäher, unüberwindlicher Ekel, daß sie hastig den Oberkörper zurückwerfend ihm ihre Lippen entzog. Es war die Empfindung einer Sekunde; sie rang in Verzweiflung dagegen. Eine gewaltige Individualität wie die seine forderte ihren eigenen Maßstab. Weh ihr, wenn sie solchen nicht mehr fand in ihrem Herzen!

Schwer und lastend reihte sich Tag an Tag. Der ungewöhnlich heiße, trockene Sommer lieh Baum und Sträuchern ein vorzeitiges, herbstliches Aussehen. Arnsfelde lag unter dem metallblauen, glühenden Himmel wie abwartend im Halbschlaf, harrend auf das Gewitter, das Erdbeben, das es aufrütteln, umwälzen mußte, neugestalten die Menschen und die Dinge. Und still war's in Werk und Kolonie, drückend still wie vor allen Gewittern.

Florence ging wieder aus. Ihr Haus war ihr nun auch verleidet. Sie paßte die Zeiten ab; sie wählte die Dämmerung. Einmal, als sie an der Rückseite des Winterschen Gartens vorüberkam, hörte sie ein unterdrücktes Schluchzen. Sie preßte ihr Gesicht an das Rankenwerk der Laube, hob sich auf den Zehen, und ein Schauer durchrieselte sie, als sie den Weinenden erkannte, den weißhaarigen Alten, der in eine Ecke zusammengekauert wie ein verstoßener Hund auf der Schwelle des Hauses winselte, aus dem mitleidlose Menschen ihn vertrieben. Das Bild des gebeugten, weißen Hauptes, die Haltung hoffnungsloser Trauer, nahm sie unauslöschlich mit in ihrem Gedächtnis. Es reihte sich untrennbar an den kleinen Kindersarg, der dort schon seinen Spuk trieb. Nachts, wenn Fahrke in traumlosem Schlaf vor Behagen stöhnte, sah sein traurig wachendes Weib diese beiden Gestalten an der Decke des Zimmers vor ihren offenen Augen vorüberziehen, immer wieder, immer wieder.

Digitized by Google

Ja, er brauchte viel Raum, der große Mann. Wie ein Wirbelwind raste er hin über vernichtete Existenzen. Daß sie doch als milder Sonnenstrahl ihm folgen und beleben, aufrichten dürfte, was er zerbrochen in den Staub schleuderte! Vergeblicher Wunsch! Leichter ist's eine Welt zu zerstören als nur einen Grashalm neu zu schaffen. Allmählich, ganz sacht, begann sie abzuwägen den Wert der Geopferten, Verdrängten, gegen den Wert dessen, der an die Stelle trat, eine gefährliche Rechenarbeit, ein tollmachendes Exempel, das nie rein aufging. Stolz hatte sie sich oft gerühmt, daß „die anderen" nicht mitzählten in ihrem Willen, weichliches Nachfühlen fremder Not niemals seine Schneide abstumpfe; und nun waren's gerade „die andern", die Besiegten, über deren Leiber Fahrkes Hand sie zerrte, die ihr den ersten Funken der Empörung ins Herz bliesen gegen ihren unerbittlichen Gott.

Öfter und öfter schlich sie sich an dem Häuschen des Buchhalters vorüber; keine der Spuren des nahenden Aufbruchs, der Vorbereitungen für die weite Reise entging ihrem Auge. Sie sah die Vorhänge von den Fenstern verschwinden, das Eichhorn aus seinem Käfig, die Eulen aus ihrem Bauer, und wieder und wieder, während die Frauen drinnen wirtschafteten, hörte sie den Alten im Garten weinen.

Und es kam der Tag, da hallte weithin über die stille Straße von Arnsfelde die grobe Stimme des öffentlichen Auktionators, der den Winterschen Hausrat, den sie auf der weiten Fahrt über das Weltmeer nicht mit sich schleppen konnten, den Ehefrauen und Arbeitern von Arnsfelde, Wisselrode und Wehlheide feilbot. Stuhl und Bett, der gastliche Tisch, den alle guten Geister des Frohsinns und Behagens dreißig Jahre lang umflattert hatten, das Sofa, auf dem das junge Paar Hand in Hand von Liebe schwärmend saß und das alt geworden war mit seinen Besitzern, wie sie tüchtig, brauchbar, verläßlich, und in seiner Unscheinbarkeit voll heimlicher Poesie, — das Nähtischchen, an dem Frau Winter die ersten Kleidchen für ihre Tochter nähte, der Schreibsekretär, an dem ihr Mann vergebens sich gemüht hatte ein Erbteil für sie herauszurechnen, — sie alle fanden ihren Preis in gemeiner Münze und wanderten zerstreut in die Welt, zu Fremden.

Als es dunkelte, nahm Florence ihren Hut, ging hinaus an die Gartenhecke des leeren Hauses, stand und sah, und die Augen wurden ihr feucht.

Da schreckte eine schneidende Stimme sie auf.

„Was suchen Sie hier?"

Es war Marie.

„Ich suche nichts," antwortete Florence sanft.

Die andere sah sie verächtlich an. „'s ist wahr, was Sie begehrten, haben Sie sich genommen. Ich besitze nichts mehr, was Sie mir beneiden könnten."

„Sie sprechen sehr rauh mit mir, Fräulein Winter," erwiderte Florence. „Ich will Ihnen nicht darauf erwidern, denn ich bin in ihrer Schuld. Nur das eine glauben Sie mir, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu berauben, zu vertreiben. Ich wußte damals nicht, — ahnte nicht —"

„Sie ahnten nicht, gnädige Frau, daß Sie siegen würden, wenn Sie ihre Stellung und ihren Reichtum gegen meine Armut und Niedrigkeit in die Wagschale würfen? Sie sind zu bescheiden. Diese Güter haben für Philipp Fahrke stets den Ausschlag gegeben."

„Wie dürfen Sie so von meinem Mann sprechen? von dem Mann, den auch Sie geliebt haben?"

Marie lachte. „Wirklich, ich bin so thöricht gewesen, ihn eine Zeit lang zu lieben. Aber jetzt gönne ich ihn Ihnen. Und nicht einmal aus Rachsucht. Ich hab' niemand gegen ihn aufgehetzt, sagen Sie ihm das; es braucht's nicht. Was die Leute von ihm sehen, genügt. Und mich zu vertreiben, hätt's keiner Gewalt bedurft. Nie wär' ich geblieben, hätt' ich nicht dem alten blinden Mann den Abschied von der Heimat ersparen wollen. Das werden Sie freilich nicht begreifen. Sie sind wie er; Sie denken nur an sich. Und packt Sie ein Verlangen, so müssen Sie's befriedigen. Nicht Sitte, Scham, Recht oder Pflicht hält Sie zurück! — Sie haben, was Sie wollen. So gehen Sie! Gehen Sie! Heut ist dieser Zaun noch unser. Warten Sie bis morgen, ehe Sie sich hier einrichten." —

Digitized by Google

Und Florence trug auch diese Worte heim in erschüttertem Herzen, und sie wurzelten und wuchsen da. Nicht Haß, nicht Eifersucht, — nur Verachtung! Das hatte ihr die Lippen verschlossen, daß sie schweigend ging. Fortan horchten ihre Ohren angestrengt umher nach Stimmen, die Fahrke in seinem Siegesübermut nicht vernahm. Abgerissene Worte, zufällig auf der Landstraße aufgefangen, erwog sie tagelang in qualvollem Zweifel. Gab es mehr der Menschen, die ihrem Idol die Verehrung versagten? Gab es Menschen, die an ihren Gott nicht glaubten? —

Am andern Tag fuhren Winters in die weite Welt. Sie hatten sich von Relling nicht verabschiedet. Nur ein Brief Mariens ward ihm überreicht. Darin lag der Wechsel, den er ihr übersandt hatte, zerrissen.

„Nehmen Sie Ihr Geschenk zurück, Herr Relling. Wir lassen uns das an uns begangene Unrecht nicht abkaufen. Es ist das einzige Gut, das wir mit hinüber nehmen in die neue Welt. Die geringen Ersparnisse meines blinden Vaters genügen zur Überfahrt. Drüben finden wir Menschen, deren Beistand anzunehmen uns nicht, wie hier, die Ehre verbietet.

Marie Winter."

Mit wehmütigem Lächeln sah Erwin auf dies trotzige Schreiben nieder. Dann nahm er ein Blatt Papier und einen Umschlag.

„An Fräulein Marie Winter
Bremerhaven
an Bord der Havel."

„Ich bin für das Wohl von siebentausend Familien verantwortlich, mein Fräulein; dagegen kann das Geschick einer einzigen nicht in die Wagschale fallen. Was ich Ihnen bot, halte ich aufrecht. Sollten Sie in Jahr und Tag zu anderer, besserer Einsicht gelangen, so lassen Sie mich's wissen. Ich werde Sorge tragen, daß die Summe sicher in Ihre Hände gelangt. Erwin Relling."

Er klingelte. „Den Brief zur Post nach Wehlheide."

Aber das Herz that ihm weh; das Schicksal dieser Familie, das er nicht abwenden konnte, bedrückte ihn. Hart muß sein, wer Menschen leiten, wer Menschen nützen will, dachte er, grausam, unerbittlich wie die Natur, die auch hundert Leben vernichtet, damit hunderttausend gedeihen. Aber die Natur ist blind. Da liegt der Unterschied. Uns sehen die Augen unserer Opfer an, wenn wir sie unsern Göttern oder Götzen schlachten. Das war der Zweifel, der mehr und mehr den allmählich Erstarkenden quälte: ein Gott oder — ein Götze, dieser Fahrke? Es war Florences Zweifel. Der Ingenieur war in schwerer Zeit dem Werk notwendig gewesen, unabweislich notwendig. War er's noch? Würde er's in Ewigkeit sein? — Würde er, Erwin, in Ewigkeit des verhaßten Dolmetschers bedürfen, der die Sprache seines Herzens seinen Arbeitern in die ihnen allein verständliche übersetzte, — schlecht, fehlerhaft übersetzte? Konnte er selbst diese Sprache niemals, niemals lernen? Würde er nie zu lesen vermögen in den Seelen seiner Leute? —

Der Kohlenstreik war vorüber, die Krisis überwunden. Langsam hoben sich die Einnahmen der Hütte bei den veränderten Löhnen. Ihr Bestand war gesichert. Er konnte seine Aufmerksamkeit wieder seinem Reformationswerk zuwenden. Und er merkte ein Keimen und Sichregen nach der langen Stille, die dem Gewitter jener Aufruhrsnacht gefolgt war, aber er konnte die Art der Pflanze nicht erkennen, die da keimte. O, wer die Zeichen richtig zu deuten wüßte, in denen geheimnisvoll die Zukunft sich verkündet!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dora Hitz.

Von

Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

Bei unserer heutigen Art der weiblichen Erziehung, bei unseren heutigen gesellschaftlichen Anschauungen ist es ungemein schwer, daß eine Frau sich zu einer vollen Persönlichkeit entwickelt. In den Vorstellungen sonst durchaus zurechnungsfähiger, ja mancher hervorragenden Menschen hat sich das Ideal holder Weiblichkeit zu einer Art Kindsköpfigkeit verzerrt, die umsomehr Anerkennung verdient, je leichter sie in jede Form knetbar, je weniger eigenen Willen und eigenes Denken sie besitzt. Wie Napoleon behauptete, im Tornister eines jeden französischen Soldaten stecke der Marschallstab, so träumen diese „Idealisten" davon, daß um das Haupt jedes „echten" Weibes Kochlöffel und Saugflasche schweben müssen. Schweben aber statt dessen Träume von Schönheit und Schaffensfreude um ein weibliches Haupt, so ist mindestens der „Blütenstaub dahin", und die Sinne aller männlichen und weiblichen Klatschbasen schärfen sich aufs unheimlichste, um zu durchschauen, ob da nicht gleich auch noch mancherlei anderes „faul" sei.

Wenn nun aber gar erst eine Frau es wagt, durch die That sich zu einer ganz modernen und deshalb von den Ewiggestrigen nicht anerkannten, ja aus dem Stadium der Versuche noch nicht herausgekommenen künstlerischen Richtung zu bekennen, so ist das für die Gesellschaft eigentlich ein Verbrechen schlankweg, und die hypermodernste Modekönigin hält sich berechtigt, die Nase zu rümpfen, sich auf dem unförmlichen Absatz herumzudrehen und zu näseln: wie unweiblich!

Nun, geben wir es zu: es kann gar wohl unweiblich sein, — wie es auch einmal „männlich" sein kann, modernen Richtungen entgegenzutreten! Wir haben in neuerer Zeit das unerquickliche Schauspiel gehabt, daß Mangel an echter Weiblichkeit einmal eine Frau in den Strudel irgend einer modernen aber zukunftslosen Idee gezogen. — Aber dieses unselige Verallgemeinern, das der Gesellschaft stets das mühsame Eingehen auf und Nachdenken über jeden Einzelfall ersparen soll!

Den Wahn der Sozialdemokratie, das Dogma von der Gleichheit aller Menschen, hat die Gesellschaft — eine bittere Ironisierung der Gedankenlosigkeit! — in Bezug auf das Urteil über Frauen immer für heilig gehalten.

Wie viele eigenartige weibliche Charaktere diesem Dogma hingeopfert wurden: wer will es sagen? Denn sie zerrieben sich eben achtlos an der großen Masse der Unentwegten, und nur den ganz starken Frauen gelang es, trotz alles Entgegenstehenden sich durchzusetzen.

Wären jene Unentwegten mit dem Universalellenmaß überhaupt noch für Bekehrung empfänglich, so vermöchte sie vielleicht die Bekanntschaft mit Dora Hitz über die Kurzsichtigkeit aller Allgemeinurteile zu belehren. Denn es wird zwar vielleicht manche, viele geben, die den künstlerischen Ideen dieser, mit ruhiger Sicherheit die Pfade der modernen Malerei wandelnden Künstlerin nicht zu folgen vermögen, aber schwerlich einen, der nicht bei persönlicher Bekanntschaft mit der Empfindung von ihr schiede, einem echten Weibe, im höchsten Sinne des Wortes, gegenüber gestanden zu haben — einem echten Weibe und einem ganzen, ebenso liebenswerten wie bedeutenden Charakter.

Mir freilich, der ich versuche, mich mit meinen gesunden Sinnen möglichst voll und ohne Voreingenommenheit jedem neuen Kunsteindruck hinzugeben, hat die Frau nur bestätigt, was mir die Künstlerin in ihren Werken anvertraute, denn ich fand schon in ihren Bildern heißes Wahrheitsstreben und durchaus eigene Empfindung,

Digitized by Google

nicht Mache oder Nachahmung des Modernen. Ich fand vor allem eine Persönlichkeit, und die vermag sich kein Blender, kein Charlatan zu geben.

Gerade der Besitz einer scharfumrissenen Persönlichkeit erlaubt Dora Hitz, Weib zu bleiben; sie braucht nichts Fremdes hinzuzuthun, um etwas zu sein; giebt sie sich aber selbst, so kann sie, wenn sie nicht etwa ein befremdliches Naturspiel wäre, nichts anderes sein als Weib; ein hervorragendes, sonderliches freilich, aber nirgend die schönen Schranken ihres Geschlechtes verlassend; berufen vielleicht, mit Frau von Staël, Mary Evans (George Eliot), Rosa Bonheur und dem aufgehenden Stern erster Größe, Olive Schreiner, Zeugnis abzulegen, daß es eine Kunst der Frau neben der des Mannes giebt, nicht dieser wesensgleich, aber in ihrer Art ihr durchaus gleichberechtigt.

Wie Dora Hitz zu einer Persönlichkeit geworden, vermöchte nur der recht zu schildern, der nicht nur die Umrisse ihres Lebensganges und ihre, in ihren Werken dargelegte Entwicklung kennt, sondern der auch Eltern und Heimat, Gespielen und Lehrer, Freunde und — Bücher der Künstlerin aus dem Grunde studiert hat; — und das ist eine Aufgabe für Jahre! Eine Aufgabe, der ich nicht gewachsen bin.

Immerhin aber lassen sich die Umrisse zu einem Charakterbilde bereits aus den kurzen Andeutungen über ihren Werdegang gewinnen, welche ich dem Munde der Künstlerin verdanke und die ich im folgenden kurz wiederzugeben suche.

Dora Hitz ist am 30. März 1856 in Altdorf bei Nürnberg geboren. Ihr Talent entwickelte sich schon im ersten Kindesalter und fand seitens ihres Vaters, eines Professors der Mathematik, der selbst mit Eifer dem Zeichnen und Malen oblag, die liebevollste Förderung.

Schon mit vierzehn Jahren war der Entschluß des jungen Mädchens, Malerin zu werden, so befestigt, daß sie Ansbach, ihre zweite Heimat, trotz aller Vorurteile, die man damals noch fast allgemein gegen eine „Künstlerin" hegte, verließ, um in München die Akademie zu besuchen.

Daß es keine Abenteuerlust, sondern ein die ganze Seele erfüllender Drang war, zu lernen, mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern, darf man schon daraus schließen, daß die kaum dem Kindesalter Entwachsene auch materiell fast nur auf dies empfangene Pfund angewiesen war. Die äußeren Verhältnisse der Familie hatten sich so gestaltet, daß Dora Hitz von Hause monatlich nur — 18 Gulden empfangen konnte. So betrieb denn das tapfere junge Mädchen den Tag über ihre Studien und verwendete die halben Nächte dazu, um durch Zeichnen auf den Holzstock oder durch Kolorieren von Kupfertafeln zu botanischen Werken und dergleichen ihren spärlichen Unterhalt zu erwerben.

Von 1870 bis 1878 dauerte diese Prüfungszeit, während welcher die junge Künstlerin hauptsächlich in Wilhelm Lindenschmit einen Lehrer und Berater fand. Da leuchtete der Künstlerin plötzlich die Sonne des Glückes. Die damalige Fürstin, jetzige Königin von Rumänien ward durch ein Bild von Dora Hitz so gefesselt, daß sie die junge Künstlerin kennen zu lernen wünschte. Die Folge der persönlichen Vorstellung war eine in liebenswürdigste Form gekleidete Aufforderung, der Fürstin nach Bukarest zu folgen.

So sah sich Dora Hitz plötzlich in ein fremdartiges, prächtiges und sorgenloses Hofleben versetzt, getragen von der Gunst, ja man darf sagen der Freundschaft der deutschen Fürstentochter, deren Dichtungen vielleicht auch ohne den Schimmer der Krone die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen haben würden.

Neun Jahre währte dieser Aufenthalt in dem merkwürdigen Grenzlande, von verschiedenen größeren, bis nach Griechenland und Konstantinopel ausgedehnten Reisen unterbrochen, zu denen die Fürstin in echter Mäcenatengröße Veranlassung bot, um der jungen Künstlerin möglichst reiche Anschauungen zu erschließen.

Aber Stift und Pinsel ruhten während dieser Zeit keineswegs; war es doch der Fürstin Absicht, die Gestalten ihrer Dichtung durch die junge Malerin auch dem Auge verkörpern zu lassen. So traten denn, nachdem Rumänien zum Königreich geworden war, mannigfache Aufgaben an Dora Hitz heran, die in der zwischen 1883 und 1886 bewirkten Ausmalung des Musiksaales der Sommerresidenz Carmen Sylvas in Sinaja gipfelten.

In diesen, der Öffentlichkeit leider so gut wie ganz entzogenen Bildern zeigt sich Dora Hitz, soweit sich nach Photographien urteilen läßt, von gewinnendster

Digitized by Google

Liebenswürdigkeit und zarter Lyrik, wenngleich noch ohne eine scharf abgegrenzte Eigenart. Aber sie war sich dieses Mangels, muß man schließen, selbst bewußt, denn sie dürstete nach weiterem Ringen mit der Kunst; es genügte ihr nicht, mit ihr zu spielen. Ihre Natur war zu stark, um nicht auch das zarteste Mäcenatentum zuletzt als eine Schranke für die eigene Entwicklung zu empfinden. Und sie war charakter-

Dora Hitz.

voll genug, lieber dem inneren Rufe zu folgen, als ohne äußere Sorgen in glänzender Abhängigkeit zu leben. So löste sie endlich die goldenen Ketten mit entschlossener, doch rücksichtsvoller weiblicher Hand und begab sich zunächst nach Frankreich, dessen Malerei sie bereits bei einem ersten Aufenthalte in Paris im Jahre 1882 mächtig angezogen hatte.

Hier studierte sie unter Courtois und Constant von neuem; namentlich aber erschloß ihr Eugène Carrière recht eigentlich erst das Bewußtsein und das klare Verständnis für das, was sie in sich gähren fühlte, und für die Aufgaben, die ihrem Talente zu lösen vorbehalten waren. Die spezifisch malerischen Probleme, das Leben

Digitized by Google

der Farbe in Luft und Licht, welche die modernen Richtungen seit der „Freilichtbewegung" mit vollem Bewußtsein und unter Vernachlässigung des novellistischen Sujets aufgenommen hatten, gingen auch ihr auf und gaben ihrem dunklen Drange nach neuartiger, die ganze Seele ausfüllender Bethätigung ein festes Ziel. Auch der äußere Erfolg fehlte ihrem Streben nicht. Ein Cyklus von Gestalten zu Pierre Lotis Pêcheurs d'Islande, der während eines längeren Aufenthalts in der Bretagne entstanden war, trug ihr auf der Weltausstellung von 1889 in Paris eine Medaille ein; bei der Spaltung der Pariser Künstlerschaft nahm die, neuen Zielen zustrebende Vereinigung vom Champs de Mars die deutsche Künstlerin zum Mitgliede auf.

Wieder aber trieb der kategorische Imperativ ihrer Künstlerseele die Vorwärtsstrebende von dem Felde fort, auf welchem minder ernste Naturen jetzt fröhlich zunächst noch alle Früchte des ersten Erfolges abgeerntet haben würden. Dora Hitz fühlte sich Deutsche, und bei aller Bewunderung französischer Kunstauffassung empfand sie doch, daß sie in Frankreich nicht feste Wurzeln schlagen könne. Im Jahre 1891 ging sie deshalb zunächst nach Dresden und im folgenden Jahre nach Berlin, wo sie noch jetzt weilt.

Hier hatte ihr im Jahre 1891 bereits eines ihrer Bilder zu den Pêcheurs d'Islande eine „ehrenvolle Erwähnung" eingetragen; auf der letzten großen Kunstausstellung fesselten alsdann mehrere Werke das lebhafte Interesse aller unbefangen Sehenden, und eine Sonderausstellung, die sie vor wenigen Monaten mit Curt Herrmann und Philipp Franck zusammen bei Schulte veranstaltet hatte, ließ keinen Urteilsfähigen mehr im Zweifel, daß man der Entwicklung dieses starken und eigenartigen Talentes mit besonderer Aufmerksamkeit folgen müsse.

Der Menge wird Dora Hitz vielleicht niemals gefallen, denn sie ist mit Bewußtsein eine exklusive Künstlerin. Sie liebt nicht die Schönheit, „die jeder Budiker versteht," um ein drastisches Wort eines bekannten echtberlinischen Landschafts- und Pferdemalers zu brauchen. Wie sie selbst nicht „schön" ist, durch ihr ganzes Wesen aber — das Lächeln ihres, von des Lebens Weh und des Strebens Glück umspielten Mundes und den Blick ihrer arglosen, fröhlichen und harmlosen Augen — den Zauber einer liebenswürdigen und ungewöhnlichen Seele um sich verbreitet, so sucht sie auch die Schönheit gern in ihren heimlicheren Offenbarungen auf, so sucht sie auszusprechen, was dem gemeinen Sinne verschlossen geblieben.

Es ist natürlich, daß es einem mit Problemen Ringenden nicht immer gelingt, sein Ziel zu erreichen. Wer aber weiß, wieviel billiger die Erfolge auf ausgetretenen Bahnen zu gewinnen sind als bei dem Suchen nach neuen Pfaden, der weiß auch dann anzuerkennen, wenn das neue Ziel nur gestreift wird. Dora Hitz selbst wird nicht alle ihre Bilder für vollendet halten, denn sie ist viel zu klar, um anmaßend zu sein; aber sie wird mit gutem Recht alle ihre Bilder für nötig halten; ein jedes verhalf ihr zu einer inneren Erkenntnis, in jedem hatte sie sich mit einer für sie bedeutsamen Frage abzufinden. Ob ihr das stets gelungen, ist weniger wichtig, als daß sie dadurch den Weg zu neuen Zielen frei bekam. Damit aber giebt sie sich die echte Künstlerwürde; daraus läßt sich mit Sicherheit auch der Schluß ziehen, daß die Malerin mit jedem Bilde noch wachsen wird. Sicherlich besitzt sie Talent und Schule genug, daß sie auch „schöne" Porträts nach dem Herzen der Ahnengalleriebedürftigen malen könnte; sie verschmäht es und nutzt lediglich ihr Lehrtalent aus, um sich materiell so frei zu machen, daß sie ihren Pinsel nur unter dem Gebote künstlerischen Schaffensdranges in Bewegung zu setzen braucht. Wie sie jedoch ein Frauen-, ein Kindergesicht in seiner ganzen Innerlichkeit zu erfassen und mit der umgebenden Natur in Einklang zu setzen versteht, wie sie die gewagtesten Farbenakkorde zu prägnantester Darstellung einer Stimmung zu benutzen weiß, das ist — für deutsche Augen, die sich nur langsam an Neues gewöhnen, zwar noch etwas fremd — aber oft so außerordentlich poesievoll und bedeutend, daß wir Dora Hitz unter den Künstlerinnen der Gegenwart eine der allerersten Stellen einräumen müssen, selbst wenn es sich auch nur an einem ihrer Werke (etwa dem entzückenden Bilde einer hellgekleideten Mutter, mit ihrem Kinde in einem von der Maiensonne durchfluteten, Laubgange) beweisen ließe!

Digitized by Google

Eine Priesterin der Romantik.

(Karoline von Günderode.)

Von

Otto Berdrow.

Nachdruck verboten.

Unter den Gestalten des Brentanoschen Kreises ist vielleicht keine von so keuschem und zugleich geheimnisvollem Reiz umkleidet, wie Karoline von Günderode. Sie war eine jener Frauen, die Julian Schmidt mit dem Namen „Priesterinnen der Romantik" äußerst glücklich bezeichnet hat, als deren klassische Repräsentantinnen die Rahel und Bettina von Arnim zu nennen sind. Ein wunderliches Geschlecht: voll tiefster Empfindung und reinstem Sinn für Poesie, zum Teil in hohem Grade schöpferisch begabt, leider nur zu sehr bereit, die Phantasie auf das reale Leben, auf die bürgerlichen Verhältnisse zu übertragen, ein gefährliches Experiment, das Enttäuschungen, Schmerzen, die schwersten moralischen Schädigungen nach sich ziehen mußte; geistreich, bedeutend, würdig des Umganges der größten Geister ihrer Zeit, aber auch geneigt, mit ihren Gedanken und Empfindungen, ihren Freuden und Leiden beständig vor dem Spiegel zu stehen, ihre Ideen hinaufzuschrauben, ihre Sprache zu verkünsteln, und so der Gefahr ausgesetzt, alle Unbefangenheit und Wahrheit des Empfindens zu verlieren. Und allen gemeinsam das Suchen und Sehnen nach der „blauen Blume", dem Symbol des Glückes. „Mir ist," so drückt eine jener Priesterinnen — es ist Tiecks Schwester, Sophie Bernhardi — dieses oft gegenstandslose Sehnen aus, „als gäbe es einen Klang in der Welt, wonach mein Herz mit Sehnsucht schmachtet, und mir dünkt, wenn dieser Klang mich wieder berührte, so würde ich glücklich sein; aber wie soll ich ihn suchen, wo soll ich ihn finden, da ich ihn nicht einmal zu nennen weiß?" — Dies Suchen, dies Sichvertiefen in die Rätsel des Lebens giebt ihnen einen Zug des Geheimnisvollen, Sibyllenhaften. Ein höchst charakteristisches Merkmal dieser Frauen ist endlich der heiße Drang nach freier Entfaltung der Individualität, nach freiem Sichausleben in der Freundschaft und Liebe, deren Grenzen oft seltsam verrückt werden. Kurz es sind problematische Naturen, die mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen sein wollen, Produkte einer Zeit so voller Seltsamkeiten und Widersprüche, daß es eines eigenen Studiums bedarf, um sie uns klar zu vergegenwärtigen.

Was man in weiteren Kreisen des Publikums bisher von Karoline von Günderode wußte, gründete sich fast allein auf das Buch, welches Bettina von Arnim dem Andenken der Freundin geweiht hat: „Die Günderode" (zuerst 1840 in Grünberg erschienen). Auch in dem bekanntesten Werke der Bettina, dem 1835 erschienenen „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", hat sie über der Günderode Leben und Schicksal mancherlei mitgeteilt. Aber diese Quellen sind nicht zuverlässig. Bettina hatte keinen geschichtlichen Sinn. Sie hielt sich durchaus nicht für gebunden, ihren Briefwechsel mit der Günderode in überlieferter Ordnung und Gestalt herauszugeben. Es ist heute erwiesen, daß sie in ihren eigenen Briefen und denjenigen ihrer Korrespondenten Schreibweise, Interpunktion und Stil änderte, manche Ausdrücke milderte, Stellen ausließ und aus anderen Briefen geeignete Stellen einschob; viele Partien sind überhaupt spätere Erfindungen. Außerdem bietet das Buch „Die Günderode" über das äußere Leben der Freundin fast nichts, über ihr Seelenleben herzlich wenig. „Die Günderode" wie „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" sind als Kunstwerke zu betrachten, die unter sehr freier Benutzung urkundlichen Materials

Digitized by Google

hergestellt wurden, und in denen Bettina hauptsächlich ein Bild ihres eigenen Denkens und Fühlens geben wollte.

So können also Bettinas Zeugnisse weder auf Echtheit noch auf Vollständigkeit Anspruch erheben, und es lag auf dem Leben der Günderode bisher ein Dunkel, das durch einzelne in Zeitschriften gelegentlich veröffentlichte Dokumente nur hier und da notdürftig gelichtet war. Endlich hat vor kurzem Professor Ludwig Geiger eine Anzahl neuentdeckter Schriftstücke[1]) veröffentlicht, die nicht nur tiefe Einblicke in die Zeit der Romantik gewähren, sondern auch in manchem wesentlichen Stück zur Aufhellung des Lebens und Schicksals der Günderode beitragen. Trotzdem sind wir über viele Partien aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau nach wie vor sehr mangelhaft unterrichtet, und es ist kaum zu hoffen, daß der Vorhang je völlig gelüftet werden wird.

Zunächst ist über ihre Jugend wenig bekannt. Karoline von Günderode wurde am 11. Februar 1780 als Tochter hochbegabter Eltern in Karlsruhe geboren. Der Freiherr Hektor Wilhelm von Günderode hatte sich in einer nur kurzen Beamtenlaufbahn durch staatswissenschaftliche und geschichtliche Schriften einen Namen gemacht; die Mutter, die gleichfalls der Günderodeschen Familie entstammte, war dichterisch beanlagt. Ein glänzender Verstand und eine reiche poetische Begabung waren das geistige Erbe, das Karoline von ihren Eltern überkam. In materieller Hinsicht fiel es nicht so reichlich aus; Karoline verfügte später über ein nur geringes Vermögen, so daß sie nicht in der Lage war, ihr Leben nach eigenem Gutdünken zu gestalten. — Schon 1786, als Karoline eben in das siebente Lebensjahr getreten war, verlor sie ihren Vater, und die Familie siedelte nach Hanau über, wo sie mit den Kreisen der höheren Gesellschaft in engen Verkehr trat und später selbst an den Hof gezogen wurde. Die heranblühenden jungen Mädchen — Karoline hatte vier Schwestern, von denen nur eine sie überlebte — verkehrten viel in Gesellschaft und werden im übrigen das etwas leere Dasein vornehmer, wenn auch nicht in glänzenden Verhältnissen lebender Damen der damaligen Zeit geführt haben.

1797 trat Karoline in das adelige evangelische Damenstift in Frankfurt a. M. ein. Das war ein Institut für mittellose Frauen oder Jungfrauen aus adeligen Kreisen. Die Statuten schrieben für die Insassen ein zurückgezogenes, dem klösterlichen verwandtes Leben vor; sie sollten weder Theater noch Bälle besuchen, sich schwarz kleiden und wenig oder gar keine Besuche empfangen. Doch scheint es mit diesen Vorschriften nicht so strenge genommen zu sein; denn Karoline, die allerdings weit jünger war, als die übrigen Damen — das Statut schrieb für die Aufzunehmenden ein Alter von 30 Jahren vor —, stand in mannigfachen persönlichen und brieflichen Verbindungen, empfing und erwiderte häufig Besuche und reiste ziemlich viel. Nach dem Tode ihrer Großmutter 1799 scheint sie mit geringen Unterbrechungen fast zwei Jahre aus dem Stift entfernt gewesen zu sein, und diese Entfernung that ihr wohl; ihr Ausspruch, daß ihr vor ihrer Rückkehr in das Stift bange sei, deutet darauf hin, daß sie sich dort nicht gerade wohl und heimisch gefühlt habe. Denn wenn sie auch schon damals eine tief innerliche Natur war, so hing sie dennoch zu sehr am Leben mit seinen Freuden, um an der Abgeschlossenheit eines halb klösterlichen Daseins Gefallen zu finden.

Karoline von Günderode war in jener Zeit ein sehr schönes Mädchen. Bettina hat folgende Schilderung ihres Äußeren hinterlassen: „Sie war so sanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht laut, es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach; sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand, das sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her, — ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort schlank ausdrücken

[1]) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Deutsche Verlags Anstalt. Stuttgart 1895. Preis 3,50 Mark.

Digitized by Google

könnte, sie war schüchtern freundlich und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht hätte." —

Diesem Äußeren entsprechend war der Körper Karolinens zart und schwächlich. Sie wurde von Kopf-, Brustschmerzen und Husten geplagt, die beständige Schwäche ihrer Augen verbot ihr oft das Lesen. Der schwankende Gesundheitszustand verstärkte die melancholische Grundstimmung ihrer Seele, ihre Unlust an gesellschaftlichem Treiben. „Es giebt ein Verstummen der Seele, wo alles tot ist in der Brust" und „es ist gerade so in mir wie da draußen im Garten, die Dämmerung liegt auf meiner Seele, wie auf jenen Büschen — aber sie ist farblos" —: das sind ein paar der Günderode von Bettina in den Mund gelegte Aussprüche, welche die Abendstimmung ihrer Seele deutlich kennzeichnen. Aus dieser Melancholie flüchtete sie gern in den heiligen Bereich der Kunst. Ihr Interesse gehörte vor allem der Litteratur, vorzüglich der romantischen. Jean Paul las sie mit großem Entzücken. Aber sie erbaute sich auch an ernsteren und selbst wissenschaftlichen Schriften. Über Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" urteilte sie: „Bei allen meinen Schmerzen ist mir das Buch ein wahrer Trost; ich vergesse mich, meine Leiden und Freuden im Wohl und Wehe der ganzen Menschheit, und ich selbst scheine mir in solchen Augenblicken ein so kleiner unbedeutender Punkt in der Schöpfung, daß mir meine eigenen Angelegenheiten keiner Thräne, keiner bangen Minute wert scheinen." — Mit Fichte, ja sogar mit dem Philosophen Schelling hat Karoline sich eingehend beschäftigt.

So innig sie sich solchen Studien hingab, so waren dieselben doch nicht imstande, ihr Inneres ganz zu erfüllen. Ihr reiches, allen edlen, schönen Empfindungen zugängliches Herz sehnte sich nach Freundschaft und Liebe. Und sie hat beides in vollem Maße gefunden. Unter den jungen Mädchen und jungen verheirateten Frauen, mit denen Karoline freundschaftlich verkehrte, ragen besonders Lisette von Mettingh, die 1804 den Botaniker Nees von Esenbeck heiratete, und Bettina Brentano hervor.

Bettina, eine Tochter des kinderreichen Brentanoschen Hauses in Frankfurt, war fünf Jahre jünger als Karoline; aber dieser Altersunterschied wurde ausgeglichen durch ihre seltene Frühreife und geistige Selbständigkeit. Wie die Bekanntschaft der beiden Mädchen vermittelt wurde, wissen wir nicht. Ein intimerer persönlicher Verkehr hat sich vermutlich erst nach 1801 herausgebildet, nachdem die sechszehnjährige Bettina aus dem Kloster Fritzlar, dem sie als katholische Christin 1797 zur Erziehung übergeben worden, nach Frankfurt in das Vaterhaus zurückgekehrt war. Jedenfalls steht fest, daß Bettina sich mit der ganzen jugendlichen Schwärmerei, zu der ihre excentrische Natur hinneigte, an die ältere Freundin, die ihr als ein höheres, unvergleichliches Wesen erschien, anschloß. Was Karoline ihr war, drückt sie sehr klar in einem von Geiger mitgeteilten, jedenfalls dem Jahre 1805 entstammenden Briefe aus: „Mein Gott! ich habe niemand, mit dem ich ernstlich sprechen könnte, ohne daß er mir gerade ins Gesicht sagen würde, du sprichst Kinderei, du lügst, du bist gespannt, du extravagierst und meistens in den Augenblicken, wo mir Gott mehr die Gnade verleiht, mich in der Sprache auszudrücken, welches nur selten geschieht; du allein, wenn du auch nicht zu meinen Ideen eingingst, hättest doch eine Art von Achtung vor denselben, wie vor aller Phantasie der Dichter hat .... Du warst mir in meiner Einsamkeit oft, was das Echo dem Dichter sein möchte, der sich seine eigene Poesie wieder darstellen will, das heißt, ich sprach bei dir alles, als wenn ich allein wäre, sprach nicht um deinetwillen, sondern um Gottes willen, und in dieser Hinsicht ist mir auch das Echo ein großmütiger Freund, ein lieber Freund, dem ich ewig Dank schuldig bin und den ich zum Teil an dir abverdienen will durch Treue, Wahrheit und Teilnahme an deinem Schicksal, durch Ehrerbietung gegen dein Gemüt, wenn du dich mir nur nicht entziehen willst, wenn du nur immer dein Vertrauen zu mir stärken und erhalten willst." — Und dreißig Jahre später schreibt Bettina von der Günderode: „Sie war es, die wie warme, frühlingbrütende Lüfte mich umgab, die mich schützte, die mich begeisterte, die mir die Höhe meiner eigenen Natur als Ziel vertraute."

Das sind wahrlich Zeugnisse einer tiefen, echten Freundschaft. Karoline war bestrebt, an der jüngeren Freundin erziehlich zu arbeiten, ihr Kenntnisse, namentlich in

Digitized by Google

der Geschichte, beizubringen und ihre Neigung zur Flüchtigkeit, ihren Mangel an Beharrlichkeit zu bekämpfen. Daß es diesem freundschaftlichen Verkehr nicht an Heiterkeit gebrach, dafür spricht folgende köstliche Episode. Im Sommer 1801 wurden die beiden Mädchen, als sie mit dem Studenten Achim von Arnim, Bettinas späterem Gatten, auf einem Spaziergange waren, von einem Gewitter überrascht, während dessen der „königlich aussehende" Arnim seinen grünen Mantel um die Mädchen breitete. Das war ein Abenteuer nach Bettinas Sinn! — „Arnim ist nicht in der Welt zum zweitenmal, die Günderode auch nicht. Arnims wunderschöne Jugendnähe elektrisierte mich, ich opponierte dem Gewitter mit allerhand vom Zaun gebrochener Philosophie, die nicht Hand und Füße hatte und nasse Flügel, die ließ sie hängen." Arnim übernachtete im Stifte, nur durch eine dünne Wand von den Freundinnen getrennt, die sich von ihm unterhielten. Erst wollte keine ihre Liebe zu ihm gestehen, dann jede großmütig der Freundin den Geliebten abtreten, bis Arnim durch Husten und Räuspern auf seine Anwesenheit in Hörweite aufmerksam machte. Am nächsten Morgen verehrte Arnim den beiden Mädchen Vergißmeinnichtsträuße und ließ der Bettina einen zum Flicken übergebenen Handschuh als Andenken zurück.

In diesem schönen Freundschaftsbunde lag leider nicht die Gewähr der Dauer. Karolinens geheimnisvoll tiefe, schwermütige Natur und Bettinas lebensfreudiges, etwas unstät und launenhaft von einem Gegenstande zum andern springendes Wesen: das waren Gegensätze, die eine Entfremdung herbeiführen mußten. Welcher Umstand schließlich den offenen Bruch veranlaßte, wird später erörtert werden.

Im Brentanoschen Hause lernte Karoline verschiedene Männer kennen, die einen tiefen Einfluß auf sie ausüben sollten. Da war zunächst Bettinas Lieblingsbruder, der Dichter Clemens Brentano. Er bezog in demselben Jahre, in dem Karoline nach Frankfurt kam, also 1797, nach seines Vaters Tode die Universität Jena, blieb dort mit Unterbrechungen bis 1803 und wohnte dann nach seiner Verheiratung mit Sophie Mereau, der geschiedenen Frau eines Jenenser Professors, in Marburg und später in Heidelberg. Der Verkehr zwischen Clemens und Karoline, den Bettina in ihrem Buch als einen sehr intimen schildert, muß sich also in der Hauptsache auf den Briefwechsel beschränkt haben, der jedenfalls häufig unterbrochen wurde. Der Verkehr scheint außerdem Störungen ausgesetzt gewesen zu sein, so daß Clemens von „toten Epochen" in ihrer Bekanntschaft reden durfte. Welcher Art das Verhältnis zwischen Clemens und Karoline gewesen ist, spricht letztere in einem Briefe an Brentano deutlich aus: „Meine Beziehung zu Ihnen ist nicht Freundschaft, nicht Liebe, meine Empfindung gleicht vielmehr dem Interesse, das man an einem Kunstwerk haben kann, aber verworrene, mißverstandene Verhältnisse könnten mir dies Interesse trüben." Es war eine jener innigen, begeisterten Seelenverbindungen zwischen Mann und Weib, wie sie damals häufiger vorkamen, als in unserer Zeit. „Wir wollen," schreibt Brentano ihr, „von der Kunst, unserem Mut und Bemühen zu ihr, unseren Irrtümern und Fortschritten reden, wir wollen uns jene höhere, eigene Welt, in welche wir getreten sind, bevölkern, und keiner soll dem andern ein vertrautes Wort, einen ernsten oder scherzhaften Gedanken erlassen." Sie dachten beide sehr hoch von einander. „Wer liebt den Clemens nicht?" läßt Bettina in einem ihrer Werke die Günderode schreiben, „so wie er einem entgegentritt; wer durchschaut alle Menschen, wer geht so tief in dem Auffinden ihrer Innerlichkeit, und was könnte man ihm sagen, was er nicht schärfer und wahrer angefaßt hätte! Alle Menschen berührt kaum sein Hauch, und sie atmen, als wenn sie aufblühen wollten in edlere Begriffe und schönere Handlungen." Es mußte die aufstrebende Jungfrau reizen, mit einem so bedeutenden Menschen und Dichter in einem Geistesbunde zu stehen. Aber ganz wohl wurde ihr nie in diesem Verkehr. Sie fühlte instinktiv, daß Clemens kein reiner Mensch war; sein verzehrender Blick, sein zuweilen zur Schau getragener kalter Lebensüberdruß beängstigten sie. So fühlte sie sich angezogen und wieder abgestoßen. Brentano seinerseits faßte das Verhältnis weniger ideal auf. Ihn stachelte das Verlangen, diese reine, keusch und doch heiß empfindende Natur aus sich selbst herauszulocken und zur Entfaltung zu reizen, und so tadelte er sie häufig wegen ihrer zurückhaltenden

Digitized by Google

Sprache. Endlich schrieb er ihr 1805, als er schon verheiratet und Vater eines Kindes war, einen Brief, in welchem das Faunische, Sinnliche seiner Natur so unverhüllt zum Ausdruck kam, daß Karoline tief verletzt den Briefwechsel abbrach.

Erquicklicher ist ihr Verhältnis zu Friedrich Karl von Savigny, dem großen Rechtsgelehrten und späteren preußischen Minister, mit dem freilich innigere Bande sie verknüpften. Es wird von allen Seiten bestätigt, daß Karolinens Herz leicht entzündlich für Männerliebe gewesen sei. 1799 lernte sie Savigny auf einem Gute der befreundeten Familie von Leonhardi im Odenwald kennen und fühlte sich sofort leidenschaftlich zu ihm hingezogen. „Zürnen möchte ich mir selbst," bekannte sie ihrer Freundin Karoline von Barkhausen, geb. von Leonhardi, „daß ich mein Herz so schnell an einen Mann hingab, dem ich wahrscheinlich ganz gleichgiltig bin; aber es ist nun so, und mein einziger Trost ist, bei Ihnen, Beste, freundschaftliche Teilnahme zu suchen." Wahrscheinlich hatte Savigny, der, in Marburg wohnhaft, im Brentanoschen Hause verkehrte, schon damals seine Blicke auf Kunigunde Brentano, seine spätere Frau, gelenkt und schenkte aus diesem Grunde der Günderode, die ihn sonst durch ihre Schönheit und Begabung wohl hätte fesseln können, keine besondere Beachtung. Später, als sie sich durch ihre Beziehungen zum Brentanoschen Hause näher traten, fühlte er sich von dem eigenartigen Mädchen, ohne ihre Leidenschaft, von der er jedenfalls unterrichtet war, zu erwidern, doch lebhaft angezogen, und nun begann ein Briefwechsel, der bis zum frühen Tode Karolinens fortgesetzt wurde.

Mit Recht nennt Geiger diesen Briefwechsel ein „schönes Denkmal echter, freundschaftlicher Zuneigung —" um so schöner, als „das Gundelchen", Savignys Braut, die dritte im Bunde war. Folgendermaßen suchte Savigny Karolinens Bedenken wegen des gemeinsamen Verkehrs zu beschwichtigen: „Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Freund"; — so redet er Karoline öfters an — „in aller geistigen Herrschaft, in allem geistigen Besitz gilt das Recht des Stärkeren; jeder Mensch hat von jedem anderen gerade so viel in seinem ausschließenden Besitz, als er von ihm haben und fassen kann, ein dritter kann ihn gar nicht daran hindern. Wenn sich also so 'was findet, was von Natur Ihnen und mir gemein ist und nicht zugleich dem Gundelchen, so wird es wohl bleiben lassen darüber zu herrschen, es wird von selbst vor der Thüre stehen bleiben, nur daß es dann meine Sorge sein würde, es hereinzuführen zu uns." — Mit welcher Liebe bittet er sie, herzliches Vertrauen zu ihm zu fassen, ihm ihre Gedanken und Empfindungen mitzuteilen; wie ist er bestrebt, sie durch Bücher und Abhandlungen zu bilden, wie ermahnt er sie, nicht allzuweich und wehmütig zu sein, „klar und fest zu werden und doch voll Wärme und Freude des Lebens;" wie rügt er endlich mit nachdrücklichem Ernst ihre Überspanntheit, die sie verführe, an ihren Empfindungen zu künsteln, dieselben durch die Phantasie höher zu spannen, als ihre natürliche Kraft reiche. Mit welcher liebenswürdigen Vertraulichkeit vertieft er sich andererseits in die kleinen Mühen und Sorgen der Freundin, wie sucht er dem „lieben Günderödchen" — so wurde sie im Kreise der Freunde genannt — die Betrübnis von der Seele fortzuscherzen.

1804 überraschte die Günderode ihre Freunde durch Herausgabe eines Bandes Gedichte unter dem Pseudonym „Tian". Selbst vor Clemens Brentano hatte sie bisher ihr poetisches Talent verheimlicht. Der Naturforscher Nees, der Gatte der schon erwähnten Freundin Lisette, selbst ein fleißiger Schriftsteller, hatte ihr einen Verleger besorgt. Was Karoline bewog, vor die Öffentlichkeit zu treten, hat sie in einem Briefe an Brentano ausgesprochen: „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzu zu treten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden." Es war ein edlerer Beweggrund, als bloße Autoreneitelkeit. Die Furcht, in Nachahmung zu verfallen, bewog sie sogar, keine vorzüglichen Dichter zu lesen; wenigstens wünschte sie, jede poetische Ansicht der Dinge, die ihr in Werken der Dichter entgegentrat, wieder vergessen zu können. Lisette Nees machte sie auf das Irrtümliche solcher Anschauung aufmerksam,

Digitized by Google

indem sie darauf hinwies, daß ein wahrhaft origineller Geist auch jede von außen gegebene Idee nur auf eine ihm allein zukommende Art in sich aufnehmen und zum Ausdruck bringen könne. Sie wurde nicht müde, Karoline zu versichern, daß einem Dichter gerade das eingehende Studium vorzüglicher poetischer Werke eine Notwendigkeit sei; daß man erst lernen, kräftige Nahrung einnehmen müsse, bevor man sich ausgebe.

Die lyrischen Dichtungen Karolinens — sie hat außerdem noch einige unbedeutende Dramen geschrieben — sind, wie es nach dem Alter und der Anlage der Verfasserin nicht anders sein konnte, sehr ungleichmäßig. Brentano nannte die Lieder „lauter tiefsinnige, weissagende Turteltauben", rühmte ihr großes Talent zur Versifikation, riet der Dichterin aber, sie müsse sich bemühen, von der grauen Reflexion zur bunten, lebendigen Darstellung überzugehen. Der Rezensent der Jenaischen Litteratur-Zeitung fand in der Sammlung „die wichtigsten Probleme der Vernunft, wie sie ein männlich weiser Sinn in einem zartfühlenden weiblichen Busen auffaßt, von einer warmen Phantasie unterstützt, in lebendigen Bildern und mit harmonischen Tönen" ausgesprochen. Der Grundton der Sammlung ist der Liebe Pein und Bitternis; dumpf und trübe sind die Töne, welche die Dichterin anschlägt. Das einzig Tröstende ist ihr die Poesie.

Karoline wußte oder ahnte schon damals, daß ihr, deren Leben Verlangen nach Liebe war, nur der Liebe Leid beschieden sein sollte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie schon im Jahre 1804 dem Manne ihre Neigung zugewandt hatte, dessen Name mit ihren letzten Lebensjahren und ihrem frühen Tode aufs engste verknüpft ist: dem Philologen G. F. Creuzer.

Dieser Mann, der sich seiner Zeit um die Ausgabe und Erklärung der griechischen Geschichtsschreiber Verdienste erworben hat, lebte von 1798 bis 1804 als Professor in Marburg. Wann die Günderode und Creuzer einander näher traten und durch wen die Bekanntschaft vermittelt wurde, ist nicht aufgeklärt; vielleicht durch Savigny; vielleicht auch durch den Theologen Daub, der durch seine Frau dem Kreise der Günderode nahe gebracht war. Über die Thatsache, daß Karoline eine glühende Neigung zu Creuzer faßte, muß man sich billig wundern, wenn man folgende Schilderung des Mannes liest: „Den meisten Zeitgenossen galt der häßliche, später infolge mancher Äußerlichkeiten absonderliche, um nicht zu sagen lächerliche Mann als der Typus eines deutschen Professors, dem wohl die wenigsten leidenschaftliche Empfindung zutrauten und dem gewiß keiner die Erregung heftiger, verzehrender Neigung zuschrieb." Jedenfalls hat der geistvolle Gelehrte edle, liebenswürdige Eigenschaften besessen, die ihm die Neigung einer so besonderen, geistig verfeinerten Natur, wie es Karoline war, erwarben. Daß sie in ihm einen Freund gefunden hatte, der sie liebte und verstand, hat sie ihrer Freundin versichert. Es liegt aber nahe, anzunehmen, daß Creuzers Neigung anfangs den Charakter ruhiger, freundschaftlicher Empfindung getragen hat und erst allmählich durch die starke, fortreißende Leidenschaft der Günderode heftiger entfacht wurde. Von Anfang an trug das Verhältnis einen Stachel in sich, der die Herzen der Beteiligten tief verwunden mußte: Creuzer war verheiratet! — Er war der Gatte der um 13 Jahre älteren Witwe des Professors Leske, deren Kinder unter seiner Fürsorge aufwuchsen. So ist die trübe Stimmung der Liebenden, besonders nach der Übersiedelung Creuzers nach Heidelberg (1804), sehr begreiflich. Die Aussicht, mit dem Geliebten zuweilen heimlich zusammentreffen zu können, genügte Karolinen nicht. Es gab für sie nur zwei Auswege aus diesem Konflikt: entweder ein dauernd gemeinsames Leben oder den freiwilligen Tod.

Creuzer fühlte und dachte schließlich mit ähnlicher Leidenschaft. „Das Übermaß", schrieb er an Savigny, „ist Gebot und Sinn meines Lebens geworden. Das fühlte ich schon längst, jetzt aber weiß ich's. Ohne Maß lieben, hoffen ohne Maß, verzagen ohne Maß ist der Ton meines Lebens, innerlich betrachtet, und ohne Maß arbeiten ist das äußerliche Gebot. So viel siehst du aus meiner dürftigen Mitteilung, daß ich in der Seligkeit unglücklich bin." Von dem Plane, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, wollte er nichts wissen, und so gab er endlich dem geliebten Mädchen das Versprechen, sich nach Scheidung von seiner Frau mit ihr zu verehelichen.

Digitized by Google

Daß Karoline von Günderode, die wir uns als ein zwar leidenschaftliches, aber durchaus ehrenhaftes und allem Frivolen abholdes Mädchen denken müssen, dieses Versprechen annahm oder wohl gar herausforderte, ist nur aus dem allgemeinen Empfinden der Zeit heraus zu verstehen. Varnhagen, der Gatte der gefeierten Rahel, schreibt darüber: „Als Thatsache dürfen wir feststellen, daß in jener Zeit eine Religion der Liebe galt, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen welches jeder Einspruch unberechtigt war, jedes andere Verhältnis zurückstehen mußte; diesem Gefühl zu folgen, war heilige Pflicht, ihm widerstreben hieß Gemeinheit. Nur in dieser Voraussetzung, daß eine solche Ansicht weit verbreitet herrschte und von geistvollen Dichtern und Denkern — den Romantikern — kühn ausgesprochen und gepriesen wurde, nur in dieser Voraussetzung können wir uns die heitere Zufriedenheit und Seelenruhe erklären, mit welcher sich die so Verbundenen zu einander und der umgebenden Welt verhielten." Unter diesem Gesichtswinkel ist das Leben der Elisabeth Graun, der Karoline Fouqué und Karoline Schlegel, ja selbst der Rahel zu betrachten.

Wie die Günderode den vergeblichen Kampf zwischen Mädchenehre und Leidenschaft kämpfte — sie ging sogar mit dem Gedanken um, in Männertracht bei Creuzer in Heidelberg zu leben, ein Plan, den Lisette von Nees ihr ausredete —, so schwankte Creuzer zwischen der Liebe zum gewohnten bequemen, bürgerlichen Wohlleben und der Pflicht, sein einer Unschuldigen gegebenes Wort einzulösen. So verging das Jahr 1805. Immer tiefer sank Karolinens Hoffnung, immer stärker ward ihre Todessehnsucht. „Sie konnte nicht leben ohne Liebe, ihr ganzes Leben war aufgelöst in Lebensmüdigkeit," berichtet aus jener Zeit eine vertraute Freundin. Mehr und mehr zog sie sich von allem Verkehr zurück und entfremdete sich selbst ihren vertrautesten Freundinnen. In diese Zeit fällt ihre Entzweiung mit Bettina (Frühjahr 1806). Die Divergenz der Anschauungen hatte den Bruch lange vorbereitet, der nun herbeigeführt wurde durch eine sehr schnöde Behandlung Creuzers von seiten der eifersüchtigen Bettina. So wenigstens hat Bettina später berichtet. Karoline brach darauf jeden Verkehr mit ihr ab, lehnte es ab, sie wiederzusehen und blieb trotz der flehentlichen Bitten Bettinas fest.

Nach schwerem körperlichen und seelischen Leiden reiste Karoline im Frühling 1806 mit zwei Freundinnen, Pauline und Lotte Servière, nach deren Besitzung in Winkel am Rhein, und hier ging ihr Schicksal in Erfüllung.

Creuzer war um diese Zeit schwer erkrankt, und seine Frau hatte ihn in aufopferndster Weise gepflegt. In den ersten Tagen des wiederkehrenden Bewußtseins versammelte er seine Freunde um sich und erklärte ihnen feierlich, seine Seele habe vor Gott gestanden und sein irdisches Verhältnis erscheine ihm jetzt in ganz anderer Gestalt. Er habe seine Pflicht erkannt und wolle sich von seiner Gattin nicht trennen. Diesen Entschluß wollte er auch der Günderode mitgeteilt wissen und beauftragte damit den schon erwähnten Pfarrer Daub. Dieser wandte sich an Karolinens Freundin Susanna von Haiden, die nach mehrmaligem Hin- und Herschreiben sich schweren Herzens entschloß, Creuzers Willensmeinung den beiden Schwestern Servière in Winkel mitzuteilen, damit sie Karoline schonend vorbereiteten. „Allein ungeachtet ich die Adresse an Lotte (Servière) mit verstellter Hand und Stempel gemacht habe," so fährt Susanne in ihrem Bericht, den sie später Karolinens Bruder gab, fort, „eilte Karoline, die seit langer Zeit auf Briefe gewartet hatte, dem Boten entgegen, erbrach den Brief und ging in ihr Zimmer, von wo sie bald wieder herauskam und ganz heiter scheinend Lotte Adieu sagte, sie wolle am Rhein, wie sie oft that, spazieren gehen, kam aber nicht wieder. Beim Nachtessen wurde sie vermißt; man eilte auf ihr Zimmer, fand die erbrochenen Briefe, und bange Sorge erfüllte die guten Mädchen. Sie suchten die ganze Nacht, frühe fand man die unglückliche Lina tot am Ufer; der Ihnen wohlbekannte Dolch hatte das Herz des Engels durchstochen."

Es war am 26. Juli 1806, als Karoline von Günderode den Opfertod der Liebe suchte und fand. An der Stelle, wo sie gestorben, wurde sie bestattet; auf ihr Grab wurde ein Stein gesetzt, der einige von ihr selbst bestimmte Verse trug. Es ist höchst charakteristisch für diese in ihrem innersten Wesen einsame Natur, daß sie in

Digitized by Google

ihrer Grabschrift Abschied nimmt von den heiligen Elementen des Weltalls, der Menschen aber mit keinem freundlichen Worte gedenkt. Die Verse lauten:

„Erde, du, meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt;
Und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend.
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl."

Die Blinde.

Skizze nach dem Leben.

Von

J. Ottmer.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 626 und Schluß.

Die Jahre kamen und gingen, auf Alexis Winters Haupte lag bereits der erste Schnee, Margaretens Jugendblüte war dahingewelkt, die Mutter stand an der Schwelle der siebzig, da wurde ihr doch noch eines Tages die Freude zu teil, daß ihre Jüngste sich verlobte, und was das Glück erhöhte, war, daß sie sie in der Stadt behalten durfte. Wie schweren Verlust es für sie bedeutete, daß Margarete das Haus verließ, davon sprach sie nicht; sie mußte nun eine Fremde bestellen, die ihr die tausend Dienstleistungen bot, die ihr die Tochter bisher gewährt hatte. Dann nach kurzem verließ sie auch der Sohn, um eine junge Frau heimzuführen. Damals zog sie in die kleine Wohnung dicht neben mir. Wie sonnte sie sich an dem Glück ihrer Lieblinge, wie ging ihr Herz über in Dankbarkeit, als sie erfuhr, daß Aussicht dazu sei, den Namen ihres Mannes in einem Enkel fortgepflanzt zu sehen. Da geschah, was so grausam war, daß kein Dichter wagen würde, es dem Leben nachzudichten: ihr Sohn erkrankte an einem qualvollen, unheilbaren Leiden und starb, fern der Mutter, nach wenigen Monaten in der Vaterstadt seiner Frau, wohin er gegangen war, den Rat berühmter Ärzte einzuholen. Die junge Witwe blieb bei ihren Eltern.

Mit einer Ergebung, die Staunen und Bewunderung erregte, trug die alte Frau den entsetzlichen Schlag. Ohne Unterbrechung, ruhig und still, setzte sie ihr regelmäßiges Leben fort, keine Spur von Bitterkeit schlich sich in ihr Gemüt, mit Teilnahme und Freude hörte sie vom Glücke anderer, ihr Interesse an allen Dingen des Lebens blieb frisch und ungetrübt. Nun vereinigte sie ihre ganze Liebeskraft auf Margarete. Von ihr sprach sie mit Vorliebe, sie erwartete sie bei jedem Klingeln an ihrer Thür. Und ihr immerwacher Wunsch war es, diese Ehe mit Kindern gesegnet zu sehen. Doch die Zeit verstrich, ohne diesem Wunsche Erfüllung zu bringen. Da endlich, als bereits jeder Schimmer von Hoffnung erloschen schien, kam die Verheißung. Die Freude der Greisin war rührend und dann auch wieder ihr Schmerz, daß sie sich um keines von den unzähligen kleinen Dingen kümmern konnte, die zum Empfang eines neuen Erdenbürgers notwendig sind. Stundenlang saß sie nun mit mir und beriet über Deckchen und Häubchen. Da gestand sie mir auch, daß ihr Augenlicht nun vollständig erloschen sei, doch verheimliche sie es vor Grete, die sie im Glauben belassen wollte, daß sie noch die Umrisse der Gegenstände unterscheide und noch Farbeneindrücke habe. Die Tochter ahnte jedoch längst die Wahrheit, wollte aber hinwiederum der Mutter den frommen Betrug nicht stören.

Und so wie die beiden innig verbundenen Frauen darin vor einander heimlich thaten, so verhehlte die Tochter der blinden Mutter auch den Zeitpunkt ihrer schweren Stunde. In die freudige Erwartung der alten Frau mischte sich ohnehin nur allzuviel bange Sorge und das sie tief bedrückende Gefühl, daß sie der Wöchnerin keinerlei Beistand würde leisten können. So vergingen die Wochen und Monate in gegenseitigem, liebevollem Verschweigen.

Digitized by Google

Endlich, an einem sonnigen Oktobermorgen, konnte ich der Matrone die Kunde bringen, daß ihr ein Enkel geboren sei. Das Schicksal hatte es so gefügt, daß dieser Tag ihr eigener 74. Geburtstag war. Wir alle, auch die junge Mutter, freuten uns dieses Zusammentreffens, sie selbst aber schüttelte das Haupt: „Nein, das ist nicht gut! Wie wenige Jahre werden es noch sein, in denen das Kind und ich zusammen beglückwünscht werden können, und wie viele, in denen sich in die Geburtstagsfreude für ihn die wehmütige Erinnerung an mich mischen wird!“ So dachte sie über ihren eigenen Tod hinaus an die Empfindungen ihrer Lieben. Vorläufig aber war's, als sei sie mit dem Kinde zu noch innigerer Lebensfreude, als sie sich schon bisher bewahrt hatte, zu neuer Frische und Kraft erwacht, als blühe ihr in ihm der Sohn wieder auf, den sie hatte dahingeben müssen. Daß das Kind seinen Namen erhielt, wurde als ein Selbstverständliches betrachtet, und ich glaube nicht, daß der Großmutter von seinem ersten Schrei ab ein Zweifel darüber gekommen ist, daß es an Vortrefflichkeit den noch weit überragen würde, nach dem es hieß. Vom ersten Augenblick seines Daseins an griff es mächtig in das Leben der Greisin ein, die mit jahrzehntelangen Gewohnheiten, ja mit der pedantischen Ordnung brach, wenn es sich um das Kind handelte. Ihre Uhr war nun gestellt nach der der kleinen Seele, die kaum noch zum Lichte erwacht war. Noch mehr: wenige Monate nach des Kindes Geburt waren seine Eltern genötigt, ihre bisherige Wohnung gegen eine andere zu vertauschen, der Kleine und seine Pflegerin wurden so lange der Großmutter anvertraut. Der Haushalt, in dem durch mehr als ein Menschenalter jedes Stück seinen unverrückbaren Platz gehabt hatte, wurde um und um gedreht. Die alte Frau achtete nicht darauf; wie gern unterzog sie sich dem Enkel zu Liebe jeder Unbequemlichkeit, und wie schwer wurde es ihr, ihn wieder fort zu geben. Bei seinem geringsten Lallen verklärte sich ihr Gesicht, und ganz selig schaute sie drein, wenn seine tastenden, noch von keinem Bewußtsein geleiteten Händchen täppisch nach ihr griffen. Damals schon war er ihre größte Freude und damals schon ihr größter Schmerz.

Als sie nach seiner Geburt zum erstenmal zu ihrer Tochter kam, machte sie eine verzweifelte Anstrengung, etwas vom Anblick des Neugeborenen zu erhaschen, obwohl sie sich doch bisher so klar darüber gewesen, daß ihre Sehkraft bis auf eine unbestimmte Lichtempfindung erloschen sei. In der Übergangszeit zwischen Sehen und Erblinden war es ihr, wofür die Natur ihres Leidens, eine Netzhautablösung, die Erklärung gab, möglich gewesen, Gegenstände, die ihr in einen bestimmten Gesichtswinkel gerückt wurden, zu unterscheiden. Das versuchte sie auch jetzt. In alle erdenklichen Lagen brachte sie sich zu dem schreienden, zappelnden kleinen Wesen, das für sie den Inbegriff alles Erschauenswerten bedeutete. Es war vergeblich!

Mit überschwänglicher Zärtlichkeit, wie sie sie ihren eigenen Kindern gegenüber, die ja stets sie gehätschelt und verzärtelt hatten, nie gekannt, umfing sie das Neugeborene, auf das sich all ihr Sinnen und Trachten vereinigte; ihr sonstiges Interesse für Menschen und Dinge hielt nur so weit stand, als noch Raum war neben dem neuen Inhalt ihres Lebens. Da sie den Knaben nicht sehen konnte, ließ sie sich unermüdlich über ihn berichten — sein erstes Lächeln, die erste Wendung seines Köpfchens nach einem bestimmten Laut, das erste Fassen seiner kleinen Hände nach einem bestimmten Gegenstand war ein Ereignis in ihrem Leben und nun gar erst das erste Lallen eines Wortes, der erste Zahn. Doch zu dieser Zeit begann für sie ein neues Martyrium. Als das Kind lernte, die Menschen seiner Umgebung zu unterscheiden, fing es auch an, sich mit seiner ganzen Kraft dagegen zu sträuben, der Großmutter in die Arme gelegt zu werden. Es fühlte offenbar, daß bei ihr etwas anders sei, als bei den anderen. Die tastenden Bewegungen ihrer Hände machten es ängstlich, der starre Blick ihrer Augen schreckte es — mit Armen und Beinen entstrebte es ihr und schrie und zeterte, bis man es ihr wieder fortnahm. Sie litt Unendliches darunter. Schweigend saß sie da, ganz in sich versunken, den Ausdruck eines tiefen Grams auf den welken Zügen. Dann aber begann sie mit rührender, unermüdlicher Geduld, um seine Gunst zu werben. Nie kam sie, ohne ihm etwas mitzubringen, Soldaten, Bausteine, Kautschuktiere und Schokoladenplätzchen, in bunter Abwechslung alles, was ihn verlocken konnte. Überwand seine Begehrlichkeit die Scheu vor ihr, ließ er sich für einen Augenblick auf ihren Schoß setzen und reichte sein Mäulchen zum Kuß, so schien ihr das ein Sieg, der jedes Opfers wert gewesen wäre. Und ganz allmählich fing der kleine Mensch doch an, seine Scheu zu verlieren; er lernte offenbar begreifen, daß ihm von ihr nur Gutes kam und daß er sie, um das Gute zu erreichen, mit in Kauf nehmen müsse. Wohl blickte er sie noch immer mit großgeöffneten, mißtrauischen Augen an, wenn er sah, wie unsicher sie das Löffelchen mit Thee füllte, seinem Lieblingsgetränk, das er mit aus ihrer Tasse schlürfen durfte, und wie ihr dann seine Mutter die Hand führte, um seinen Mund zu erreichen. Später, als er bereits lief und zu plappern anfing, begann er auch die alte Frau zu tyrannisieren — ihr mit Bewußtsein jede Gunstbezeugung zu verkaufen. Hundertmal hintereinander

Digitized by Google

mußte sie ihm dasselbe Liedchen vorsingen, das einmal sein Wohlgefallen erregt hatte, und sie sang es unermüdlich immer wieder mit ihrer alten, gebrochenen Stimme und war selig, wenn er durch sein Krähen seinen Beifall kund gab. Dann mußte sie für ihn bauen. Es machte ihr Mühe genug, denn sie konnte nur tastend Größe und Form der Steinchen erkennen, doch ihrem Eifer gelang's, sie zu einem Turm aufeinander zu schichten. Lauernd sah ihr der Bube zu, um in dem Augenblick, wo sie ihr mühseliges Werk krönte, es mit seinen dicken Händen einzuwerfen. Verklärten Angesichts vernahm sie sein Triumphgeschrei, und fing, auf seinen Befehl, den künstlichen Bau aufs neue an, um dessen polterndes Zusammengestürztwerden als den schönsten Lohn zu betrachten.

Den letzten Sommer ihres Lebens ging sie auch nicht mehr in ihr geliebtes Österreich, sondern zog mit dem Kinde und dessen Mutter an einen kleinen, stillen Ort des Harzes und verbrachte da noch glückliche Wochen, denn hier hatte sie den Enkel ja stets um sich, vom frühen Morgen bis zum Untergang der Sonne, wo er zu Bett gebracht wurde. Welcher Stolz, welche Freude war's für sie, wenn die Fremden, die die kleine Kolonie des Hotels bildeten, den Jungen, der ein prächtiger, stämmiger Bursche geworden war, priesen — und wer hätte das nicht gethan, der die rührende Liebe der Großmutter zu dem kleinen Ding sah. Schöne Tage, schöne Wochen waren es — die letzten, die ihr ungetrübt beschieden waren.

Nach Berlin zurückgekehrt, fing sie an zu kränkeln. Ihr sonst so gesunder Appetit ließ nach, ihr Aussehen veränderte sich, sie verfiel sichtlich. Noch aber bewahrte sie sich ihre geistige Frische.

Dann kam der Moment, wo sie nicht mehr zu ihm konnte — doch noch freute sie sich, wenn sie das Trippeln seiner Füße auf ihrem Estrich vernahm, wenn er jauchzend Besitz ergriff von allem, was da war in ihrer Behausung.

Bis ins tiefste Herz hinein aber erschraken wir, als sie sich eines Tages seine Besuche verbat — es strenge sie zu sehr an, sie könne es nicht ertragen — wir wußten, wessen Hand allein mächtig genug war, um das Kind von ihrer Seite zu drängen. —

Lange Wochen siechte sie dahin, stumpf und teilnahmlos — nur nach dem Kinde vergaß sie nie zu fragen, so oft die Tochter, die ihr eine unermüdliche Pflegerin wurde, sich des Morgens ihrem Lager nahte.

Vor ihrem Ende kam noch ein Tag, der ihr volle Klarheit brachte. Sie wußte, daß sie an der Schwelle des Landes stehe, wo sie sehend werden würde, oder alle, die hier sahen, blind — alle aber gleich — ruhig und gefaßt wandte sie sich ihm zu. Im Angesicht des Todes war jede Todesfurcht von ihr gefallen. Still und ernst ergab sie sich in das Unvermeidliche. Sie verlangte nach ihren Kindern, die aus der Ferne herbeigeeilt waren, es aber bisher nicht gewagt hatten, an ihr Lager zu treten, um sie nicht mit Bängnis zu erfüllen. Doch Bängnis war ihr fern.

Im kleinen aber blieb sie sich treu bis zum letzten Augenblick. Bevor sie ihre Kinder vor sich ließ, verlangte sie, in der in gesunden Tagen gewohnten Weise frisiert zu werden, ließ sich eine Spitzenschleife im Haar befestigen und fand ein Wort herben Tadels, als ihre gleitenden Finger erkannten, daß sie nicht mit ihrer besten Nachtjacke bekleidet worden war. Erst als alles geschehen, um ihren Anblick möglichst freundlich zu gestalten, ließ sie ihre Kinder rufen. Der Enkel durfte aber auch jetzt nicht kommen — er sollte sie als seine gesunde Spielgefährtin in der Erinnerung behalten. Und dann wäre ihr der Abschied von ihm wohl auch zu schwer geworden.

Das war das letzte Aufflackern gewesen, von da ab verfiel sie in halbe Bewußtlosigkeit, um endlich hinüberzugehen. Ihre letzten Worte waren: „Das Kind! das Kind!"

An einem sprossenden, blühenden Maitag haben wir sie begraben. Jauchzend spielte indeß der kleine Alja im keimenden Tiergarten, selig, der langen Winterhaft entronnen zu sein — er ahnte nicht, daß soeben ein Herz zur ewigen Ruhe bestattet wurde, das so heiß für ihn geschlagen hatte, wie nie wieder auf Erden eines für ihn schlagen würde. Zu oberst auf ihrem Sarge aber prangte ein Rotdornkranz, den seine Mutter dort für ihn niedergelegt hatte, ein Symbol der Liebe, der heißesten Liebe der Blinden: rosenrote Blüten, unter denen die Dornen wucherten.

Digitized by Google

Mädchenerziehung im Backfischalter.

Von

Alma Bauer.

Nachdruck verboten.

III.

(Fortsetzung von Seite 580.)

Bei der Erziehung der heranwachsenden Tochter soll neben der hauswirtschaftlichen Ausbildung die Vorbereitung auf den Mutterberuf ins Auge gefaßt werden. Zwar gelangen sehr viele Mädchen nicht zur Ehe, und nicht alle verheirateten Frauen werden Mütter, aber für die Möglichkeit, ein Kind verständig zu erziehen, sollten unsere jungen Mädchen doch besser vorbereitet werden. Es ist in hohem Grade verwunderlich, daß die Gegner der modernen Frauenbewegung, welche den Satz: „Die Frau gehört ins Haus, sonst nirgendshin" fanatisch vertreten, der Kinderstube, die doch auch innerhalb der vier Pfähle liegt, so garnicht eingedenk sind. Meinen sie, die Fähigkeit, Kinder zu erziehen, komme uns Müttern im Schlafe? Oder getrösten sie sich der sehr anfechtbaren Weisheit: „Wem der liebe Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand"? Wäre dem so, wir hätten nicht so viele miserabel erzogene kleine und große Menschen.

In welcher Weise soll nun die Mutter wirken, um bei der heranwachsenden Tochter Verständnis für die Kindesnatur und ihre Behandlung zu wecken? Soll sie der Jugendlichen, so gut sie es vermag, Vorträge über Erziehung halten, oder soll sie das Werk eines berühmten Pädagogen mit ihr studieren? Keins von beiden! In der Erziehung ist die Theorie ganz besonders „grau", und nur „an des Lebens grünem Baum" läßt sich mit Nutzen lernen. Mit andern Worten: sind jüngere Kinder in der Familie vorhanden, so würde die Mutter durch deren gute Erziehung am besten vorbildlich auf die erwachsene Tochter wirken. Auch läßt sich an täglich vorkommenden Fällen aus dem praktischen Leben dieses und jenes Kapitel der Pädagogik trefflich durchnehmen. Da ist beispielsweise die Tochter empört über die Flegelhaftigkeit eines größeren Schulbuben. Die Mutter weist sie hier auf den Mangel jeglicher Erziehung bei dem Knaben hin. Der Vater, ein roher, gewaltthätiger Mensch, mag durch Vererbung viele böse Anlagen in das Gemüt des Sohnes überführt haben. Die Mutter, durch die Brutalität des Mannes verschüchtert, wagt nicht energisch durchzudringen. Außerdem arbeitet sie, wie der Mann, tagsüber außerhalb des Hauses und hat am Abend schwere Mühe, die Wirtschaft notdürftig zu besorgen, sowie die nötigen Ausbessereien vorzunehmen. Für die Seele ihres Kindes zu sorgen vermag sie nicht. Sich selbst überlassen, lungert es in den schulfreien Stunden auf der Straße, allen bösen Einflüssen ausgesetzt, denen die in ihm schlummernden Anlagen nur zu bereitwillig entgegenkommen. Kann es uns Wunder nehmen, wenn das Ergebnis dieses Milieus kein besseres ist? — Die Notwendigkeit und der Segen der Kinderhorte ließe sich hier gleichfalls deutlich machen.

Oder: das Kind einer befreundeten Familie wird auf häufigem Lügen ertappt. Darob sittliche Entrüstung auf seiten des vielleicht sehr wahrheitsliebenden Backfisches. Die Mutter wird hier der Tochter zunächst recht geben; denn nicht nachdrücklich genug kann der Jugend die Lüge als ein ganz abscheuliches Laster hingestellt werden, als die eigentliche Wurzel alles Übels. Im vorliegenden Falle aber lasse sich, ohne das Vergehen beschönigen zu wollen, dem Kinde ein mildernder Umstand zubilligen. Es sei

Digitized by Google

wiederholt um geringer Vergehen willen von den Eltern hart gezüchtigt worden. Aus Furcht vor Strafe habe es daher angefangen, kleine Sünden zu verheimlichen. Das sei geglückt, und nun habe sich nach und nach der Hang in ihm entwickelt, durch Umgehung der Wahrheit, durch Verschweigen und Entstellen von Thatsachen, ja durch direkte Lüge die bösen Folgen seiner Sünde in jedem einzelnen Falle von sich abwälzen zu wollen. Die Tochter möge dieses Beispiel sich zur Lehre dienen lassen und anvertrauten Kindern niemals durch zu große Härte in der Beurteilung und Bestrafung ein freimütiges Schuldbekenntnis erschweren.

Fälle, wie die obigen, bieten sich dem, der offene Augen dafür hat, alle Tage und prägen sich, in die rechte Beleuchtung gerückt, dem jungen Gemüt tiefer ein, als die unanfechtbarsten Theorien.

Neben häuslicher Belehrung und vorbildlichem Wirken der Mutter dürfte dem jungen Mädchen der Besuch eines Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen warm zu empfehlen sein. Die Dauer eines solchen beträgt ein bis zwei Jahre. „Eine lange Zeit", wird mancher denken und doch nicht zu lang im Hinblick auf das, was unter tüchtiger Leitung erreicht werden kann. Nicht nur fördert ein solcher Kursus die geistige Ausbildung der weiblichen Jugend durch Unterricht in Erziehungslehre, Deutsch, Raumlehre, Zeichnen, Gesang, und die körperliche durch das so heilsame Turnen, — er bringt vor allem das junge Mädchen mit der Kinderwelt in Berührung, lehrt es durch tägliche Anschauung einen Einblick gewinnen in die Kindesseele und Kindesart, zeigt ihm an dem Beispiel pädagogisch geschulter Leiterinnen, wie man Ungehorsam und Unverträglichkeit, Lüge und Trägheit nicht sowohl straft als verhütet und zu bessern sucht, wie man Schüchterne ermuntert, Vorlaute dämpft, durch die bekannten Beschäftigungsmittel dem Thätigkeitstriebe des kleinen Menschenkindes Rechnung trägt, und damit seiner Zerstörungslust Einhalt thut; wie bei aller freien Bewegung, bei aller Ungezwungenheit im Verkehr mit den „Tanten" ihm ein höfliches Wesen beigebracht, wie es angehalten wird, das eigene Recht nicht auf Kosten der kleinen Mitgenossen geltend zu machen.

Sehr wertvoll ist für jedes junge Mädchen ein solches Jahr im Dienste der Kinderwelt, besonders dann, wenn das Fehlen jüngerer Geschwister die Möglichkeit ausschließt, im Elternhause selbst die Kindesnatur zu studieren. Und daß es Kinder des Volkes sind, aus denen die Zöglinge der mit solchen Anstalten verbundenen Kindergärten sich rekrutieren, macht den Besuch derselben für Töchter der sogenannten „besseren Stände" ganz besonders wertvoll.

Ähnlich verhält es sich mit Krippen und Bewahranstalten. Hier thut nebenbei Hilfeleistung von seiten solcher, die keine Bezahlung fordern, aber Lust und Liebe zur Sache mitbringen, geradezu not. Die Leiterin einer Bewahranstalt pflegt mit ihrer einzigen Gehilfin 70—100 Kinder, vor Weihnachten auch noch mehr, unter ihrer Obhut zu haben. Von dieser Athletenleistung gewinnt nur derjenige eine rechte Vorstellung, welcher sie selbst verrichten mußte. Zur Anstellung weiterer bezahlter Gehilfinnen fehlen meist die Mittel — bisweilen auch ein wenig die Einsicht auf seiten des Vorstandes. Man hat sich gewöhnt, weibliche Schultern so außerordentlich elastisch und tragfähig zu finden, und das Angebot ist unendlich viel größer als die Nachfrage. Bricht eine Kraft zusammen, so stehen hundert andere bereit, in die Bresche einzutreten. Warum also zu ihrer Erhaltung sich in Unkosten stürzen? — — Unter diesen Umständen dürfen wir der vielfach in beschäftigtem Müßiggang dahinlebenden Mädchenjugend wohl zurufen: Freiwillige vor — auf ein Feld der Thätigkeit, da ihr dem Ganzen dienen, euch selbst aber zu reichem Segen arbeiten werdet.

IV.

„Der Mensch lebt nicht von Brod allein!" Er besteht aus Leib und Geist, daher die verständige Mutter es als Aufgabe betrachten wird, auch die geistigen Kräfte ihres Kindes zu entwickeln und ihm nach Maßgabe der vorhandenen Fähigkeiten eine Fortbildung über die Konfirmation hinaus zu ermöglichen. — Viele Leute halten das nicht für nötig, unter den Frauen die, welche selbst nichts gelernt,

Digitized by Google

daher eine instinktive Abneigung gegen besser Unterrichtete ihres Geschlechtes haben, unter den Männern die breiten Schichten derer, welche im Weibe mehr eine Köchin leckerer Speisen, denn eine geistig ebenbürtige Lebensgenossin zu gewinnen wünschen. Unter dem Vorwande, es „herzlich gut zu meinen", werfen sie die gesamte Mädchenjugend, Begabte und Unbegabte, Strebende und geistig Indolente in einen Topf und lassen sich etwa also vernehmen: „Nach der Konfirmation hört für euch das Lernen auf. Ihr habt nunmehr der Mutter im Haushalt zu helfen. Kocht, wascht, flickt, strickt und werdet tüchtige Hausfrauen wie sie. Das ist das A und das O aller weiblichen Bildung und Ausbildung. Was darüber ist, ist vom Übel."

Wie thöricht und wie grausam!

Thöricht — ein strebender Geist läßt sich in des Prokrustesbett nicht zwängen, er entwickelt sich und treibt Blüten trotz alledem; grausam, denn nur mühselig und langsam kann er sich entwickeln, wenn die Lebensadern ihm unterbunden werden.

An uns Mütter ergeht daher die Mahnung, aus unseren Töchtern zwar tüchtige Hausfrauen zu machen, aber auch gebildete Menschen, und uns ihrer geistigen Erziehung besonders dann anzunehmen, wenn den Bemühungen von außen ein starkes innerliches Wissensbedürfnis der jungen Tochter entgegen kommt.

Die Mütter der Großstadt sind hier entschieden im Vorteil gegenüber denen kleinerer Städte und des flachen Landes. Dort giebt es Musikschulen, Kurse für fremdsprachlichen Unterricht, für Zeichnen und Malen, oder mehrere Familien können sich vereinen zum Engagement einer Lehrkraft, die in wissenschaftlichen Fächern Fortbildungsunterricht erteilt. Außerdem bietet die Großstadt dem jungen Mädchen hundertfache Anregung, welcher die Kleinstädterin entraten muß.

Welches Glück daher für die in geistesdürrer Umgebung heranwachsende Tochter, wenn ihre Eltern wohl unterrichtete Menschen sind, wenn insonderheit die Mutter den Vorzug einer tieferen Bildung genoß, mithin befähigt ist, dem jugendlichen Geiste heilsame Nahrung zuzuführen.

Worin diese Nahrung bestehen soll? Hier ist die Befähigung, ein wenig auch die Neigung des Kindes zu berücksichtigen und vor einem Zuviel ernstlich zu warnen. Wenig, das wenige aber gründlich!, nicht wie es bei der Frauenbildung in praxi geübt zu werden pflegt: von allem etwas, aber nichts gründlich. Der Unterricht könnte sich erstrecken auf Litteratur, Kunstgeschichte (hier wäre für gute Abbildungen zu sorgen) Weltgeschichte, Fremdsprachen und bei vorhandener Begabung — aber auch nur dann — auf Klavierspiel und Gesang oder auf kunstgewerbliche Fächer.

Es ist selbstverständlich, daß, wo innere Neigung oder äußere Notwendigkeit die Tochter zu einem Beruf treibt, die berufliche Ausbildung in erster Linie stehen muß. Zu gönnen wäre es freilich einem jeden jungen Mädchen, daß es die „Backfischjahre" im Elternhause verleben dürfte, um unter der Leitung der Mutter zunächst die häusliche und die allgemeine geistige Bildung zu erwerben, die die Frau im späteren Leben weit schwerer entbehrt als der Mann.

Die Jahre vom fünfzehnten bis zum achtzehnten sind köstliche Lernjahre. Das gereiftere Verständnis erfaßt soviel schneller und richtiger als in der flüchtigen Kinderzeit und vermag das Gebotene durch innere Verarbeitung weit eher zum sicheren Besitz zu gewinnen. — Die Mutter setze für den Unterricht bestimmte Stunden fest und halte dieselben inne. Wegen der mannigfaltigen Störungen durch den Haushalt wird das nicht immer leicht sein. Im Interesse der Sache aber ist es dringend geboten und läßt sich bei einiger Energie auch durchführen.

In der Litteratur wird die Mutter dem Kinde weniger das zu geben haben, was man unter Litteraturgeschichte versteht — eine Übersicht über die Perioden der Dichtkunst, die Lebensläufe der Dichter, Zeit und Ursache der Entstehung ihrer Werke, sowie Aufzählung der sämtlichen Fehler, welche auch in berühmten Meisterwerken vorkommen; — sie wird vielmehr unter thunlicher Berücksichtigung auch der nach Goetheschen Zeit möglichst viele schöne Dichtungen mit der Tochter lesen, ihr durch gutes Vorlesen und erläuternde Bemerkungen das Verständnis wecken für alles, was

Digitized by Google

wir an der Poesie unseres Volkes zu bewundern haben. An die Stelle dür Statistik und lederner Zahlen trete das Schöpfen aus der lebendigen Quelle sell statt des Bedürfnisses der Kritik empfinde das junge Gemüt hellen Enthusiasmus u tiefinnerlichen Hochgenuß. Denn die Jugend soll in erster Linie sich begeistern lern — das Nörgeln kommt ihr später von selbst.

In der Weltgeschichte pflegen die Schulen das neunzehnte Jahrhundert st mütterlich zu behandeln. Die Mehrzahl schließt mit den Befreiungskriegen, man sogar mit der französischen Revolution ab. In den letzten Stunden wird da tempo prestissimo der Rest durchgepeitscht, und das Kind geht um ein paar Nam und Zahlen und viel verworrene Begriffe bereichert heim. Hieraus ergiebt sich, w der fortbildende Unterricht einzusetzen hat. Eine volksverständlich geschriebene Geschich des neunzehnten Jahrhunderts, aus der auch des Abends vorgelesen werden kan wird der Mutter die Sache erleichtern.

Ist durch den fortbildenden Geschichtsunterricht der jungen Tochter eine Ahnu aufgegangen von den Bedingungen, aus denen das Deutschland unserer Tage erwuch so werden naturgemäß auch die zur Zeit in Deutschland sich abspielenden Ereigniss ihr Interesse wecken. Sie wird Freude empfinden, wenn die Mutter mit den nötig Erläuterungen aus der Zeitung vorliest, auch wohl selbst einmal sich an den politisch Teil machen, statt nach deutscher Frauen Weise nur von den schauderhaften Ereignisse aus der Rubrik „Vermischtes", Hofnachrichten und Familienjammer inklusive, Not zu nehmen.

„Aber Backfische sollen doch nicht politisieren," höre ich hier einwenden. Ga recht, sie sollen nicht politisieren, auch ihre Weisheit allezeit hübsch für sich behalte wenn ältere Leute politische Themata abhandeln. Aber ihr Interesse für die Aufgabe des Staates, in welchen sie hineingeboren wurden, muß doch geweckt werden, un dazu kann eine in nationalem Sinne geschriebene Zeitung wesentlich helfen. — E giebt auch zu jeder Zeit eine Anzahl die Öffentlichkeit bewegender Fragen, welche de jugendlichen Verständnis recht wohl nahe zu bringen sind. — Ich meine, die Pfleg der Vaterlandsliebe, die Erweckung des Sinnes für öffentliche Angelegenheiten sei au ein Stück geistiger Ausbildung unserer Mädchenjugend, wichtiger vielleicht als das blos Aneignen positiver Kenntnisse auf irgend einem Gebiete des Wissens.

In Bezug auf Fremdsprachen empfiehlt es sich, im Interesse der oben ange deuteten Warnung vor allem „Zuviel" nur eine zu betreiben, es sei denn beson Neigung und Begabung auf seiten des Backfischleins vorhanden. Da der fremd sprachliche Unterricht neben dem formalen Zweck der Förderung logischen Denkens neben der Übung in der Umgangssprache, vor allem den sachlichen verfolgt, di Schülerin in die Litteratur des fremden Landes einzuführen, so ist mir im Interess unserer Töchter immer bedauerlich gewesen, daß die Schule das Französische auf Kosten des Englischen bevorzugt. Bietet doch gerade die englische Litteratur dem jungen Mädchen reiche Schätze für Unterhaltung und Belehrung, für Herz und Gemüt, was von der französischen selbst ihre Freunde nicht werden behaupten wollen; auch wir Deutsch sind darin den Stammesgenossen jenseit des Kanals nicht ganz ebenbürtig. Es ist zu bedauern, daß die führenden Geister unserer Nation, welche theoretisch den Satz: „Der Jugend das Beste!" gewiß unterschreiben, in der Praxis nicht geneigt sind, eben dieser Jugend von ihrem eigenen Besten mitzuteilen. Bittet doch ein Poet von Gottes Gnaden, man möge ihm „den Parnassus nicht zur Kinderstube" machen, und wettert ein anderer gegen die „Tyrannis der höheren Tochter", welche den ganz unberech tigten Anspruch erhebe, das dichterische Schaffen möchte ihrer jungen Ohren rücksichts voll gedenken.

Dies führt mich auf die Lektüre unserer Backfische. Sie ist ein wichtiges Bildungsmittel, wenn nicht das wichtigste, und sorgfältig wird die gewissenhafte Mutter sie überwachen. — — Wenig empfehlenswert sind die sogenannten Backfischgeschichten. Sie schildern die Erlebnisse meist gut situierter junger Mädchen, die ohne ernste Pflichten durchs Leben gehen und deren Schicksal am Schlusse durch eine Verlobung oft in sehr jungen und unreifen Jahren sich freundlich zu fügen pflegt. Solche Lektüre wirkt

Digitized by Google

feuchte Luft. Die schönste
in den Dörfern verpesten
aber auch allein schon bei
agliche Gefühl im Wohn-
eil sich die eingeatmeten
von den aufgespeicherten

schließlich zum Siechtum,
urchdrungen werden, denn
Zimmerfarbe", und unter
Menschen. Der schlechte
nden Lebensweise als der
iar, den Registraturkästen,
Quellen einer schleichenden

des menschlichen Körpers
und es treten fieberhafte

daß diese Selbstgifte in
wirken. Träte die Luft-
in anderen Versammlungs-
eilvollsten Folgen begleitet
chen, erklären die Luft für
opfschmerz. Das sind die
e sich in Verweichlichung
en allerlei Art äußert.
große Absorptionsfähigkeit;
i kalter Außenluft an den
Räumen niederschlägt, eine
perimente an Tieren aller
ein sehr starkes Gift ist,
n Rolle und Wirkung im
, sondern auch zur Zeit

agen, daß sie Zersetzungs-
smus sind. Seit Jahren
ten damit beschäftigt, die
g und Natur genauer zu
usmus zu untersuchen und
sweise ihnen wirksam zu
e mit Eifer angenommen;
„Auto-intoxication", in
rde, daß die Schädlichkeit
ohlensäure noch der ent-
beigemengten organischen

Digitized by Google

wir an der Poesie unseres Volkes zu bewundern haben. An die Stelle dürrer Statistik und lederner Zahlen trete das Schöpfen aus der lebendigen Quelle selbst; statt des Bedürfnisses der Kritik empfinde das junge Gemüt hellen Enthusiasmus und tiefinnerlichen Hochgenuß. Denn die Jugend soll in erster Linie sich begeistern lernen, — das Nörgeln kommt ihr später von selbst.

In der Weltgeschichte pflegen die Schulen das neunzehnte Jahrhundert stiefmütterlich zu behandeln. Die Mehrzahl schließt mit den Befreiungskriegen, manche sogar mit der französischen Revolution ab. In den letzten Stunden wird dann tempo prestissimo der Rest durchgepeitscht, und das Kind geht um ein paar Namen und Zahlen und viel verworrene Begriffe bereichert heim. Hieraus ergiebt sich, wo der fortbildende Unterricht einzusetzen hat. Eine volksverständlich geschriebene Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, aus der auch des Abends vorgelesen werden kann, wird der Mutter die Sache erleichtern.

Ist durch den fortbildenden Geschichtsunterricht der jungen Tochter eine Ahnung aufgegangen von den Bedingungen, aus denen das Deutschland unserer Tage erwuchs, so werden naturgemäß auch die zur Zeit in Deutschland sich abspielenden Ereignisse ihr Interesse wecken. Sie wird Freude empfinden, wenn die Mutter mit den nötigen Erläuterungen aus der Zeitung vorliest, auch wohl selbst einmal sich an den politischen Teil machen, statt nach deutscher Frauen Weise nur von den schauderhaften Ereignissen aus der Rubrik „Vermischtes", Hofnachrichten und Familienjammer inklusive, Notiz zu nehmen.

„Aber Backfische sollen doch nicht politisieren," höre ich hier einwenden. Ganz recht, sie sollen nicht politisieren, auch ihre Weisheit allezeit hübsch für sich behalten, wenn ältere Leute politische Themata abhandeln. Aber ihr Interesse für die Aufgaben des Staates, in welchen sie hineingeboren wurden, muß doch geweckt werden, und dazu kann eine in nationalem Sinne geschriebene Zeitung wesentlich helfen. — Es giebt auch zu jeder Zeit eine Anzahl die Öffentlichkeit bewegender Fragen, welche dem jugendlichen Verständnis recht wohl nahe zu bringen sind. — Ich meine, die Pflege der Vaterlandsliebe, die Erweckung des Sinnes für öffentliche Angelegenheiten sei auch ein Stück geistiger Ausbildung unserer Mädchenjugend, wichtiger vielleicht als das bloße Aneignen positiver Kenntnisse auf irgend einem Gebiete des Wissens.

In Bezug auf Fremdsprachen empfiehlt es sich, im Interesse der oben angedeuteten Warnung vor allem „Zuviel" nur eine zu betreiben, es sei denn besondere Neigung und Begabung auf seiten des Backfischleins vorhanden. Da der fremdsprachliche Unterricht neben dem formalen Zweck der Förderung logischen Denkens, neben der Übung in der Umgangssprache, vor allem den sachlichen verfolgt, die Schülerin in die Litteratur des fremden Landes einzuführen, so ist mir im Interesse unserer Töchter immer bedauerlich gewesen, daß die Schule das Französische auf Kosten des Englischen bevorzugt. Bietet doch gerade die englische Litteratur dem jungen Mädchen reiche Schätze für Unterhaltung und Belehrung, für Herz und Gemüt, was von der französischen selbst ihre Freunde nicht werden behaupten wollen; auch wir Deutsche sind darin den Stammesgenossen jenseit des Kanals nicht ganz ebenbürtig. Es ist zu bedauern, daß die führenden Geister unserer Nation, welche theoretisch den Satz: „Der Jugend das Beste!" gewiß unterschreiben, in der Praxis nicht geneigt sind, eben dieser Jugend von ihrem eigenen Besten mitzuteilen. Bittet doch ein Poet von Gottes Gnaden, man möge ihm „den Parnassus nicht zur Kinderstube" machen, und wettert ein anderer gegen die „Tyrannis der höheren Tochter", welche den ganz unberechtigten Anspruch erhebe, das dichterische Schaffen möchte ihrer jungen Ohren rücksichtsvoll gedenken.

Dies führt mich auf die Lektüre unserer Backfische. Sie ist ein wichtiges Bildungsmittel, wenn nicht das wichtigste, und sorgfältig wird die gewissenhafte Mutter sie überwachen. — — Wenig empfehlenswert sind die sogenannten Backfischgeschichten. Sie schildern die Erlebnisse meist gut situierter junger Mädchen, die ohne ernste Pflichten durchs Leben gehen und deren Schicksal am Schlusse durch eine Verlobung oft in sehr jungen und unreifen Jahren sich freundlich zu fügen pflegt. Solche Lektüre wirkt

Digitized by Google

erschlaffend auf den Geist, ebenso wie das allzueifrige Studium der Familienblattnovellen, von denen oft nicht eine einzige das Leben so darstellt, wie es wirklich ist.

Was aber soll das junge Mädchen lesen? Neben populär geschriebenen Werken aus den Gebieten der Geschichte, Naturkunde 2c., neben anziehenden Reiseberichten (die Thaten unserer „Afrikaner" erfreuen sich besonderer Beliebtheit) und Biographien bedeutender Männer und Frauen am besten noch einen guten Roman, der ihm gleich den vorgenannten Büchern dann den größten Nutzen bringen wird, wenn er vorgelesen wird. Das giebt so nette gemütliche Abende, auf die das ganze Haus sich tagsüber freut. Traulich brennt die Lampe auf dem Familientische, der Theekessel summt, mit einer Handarbeit beschäftigt sitzen die Töchter im Kreise, der Vater liest auf dem Sofa Zeitungen, hört auch wohl zu und giebt ein erklärendes Wort, wenn das Wissen der Mutter versagt. Die letztere liest vor. In solchem Thun vermag sie, die Schönheiten des Buches herausarbeitend, dem Autor völlig gerecht zu werden, gegenüber dem Gebahren der lesewütigen und oberflächlichen Jugend, die alles, was Naturschilderung, Lebensbetrachtung, Bemerkungen belehrender Art heißt, zu überschlagen pflegt, nur um zu erfahren, wie die Geschichte weiter geht und ob sie am Schlusse „sich kriegen".

Bei der Auswahl der Bücher folge man dem Grundsatz der alten Römer: Abwechslung ergötzt; und verschmäht nach ernsthafter, vielleicht ein wenig abspannender Lektüre auch etwas derb Komisches nicht, damit das Backfischlein einmal tüchtig lachen kann! Denn,

Wie auch das Los des Lebens fällt
Dank denen, die uns heiter machen.
Nichts ist gesunder in der Welt
Als ab und zu sich krank zu lachen.

Die Zimmerluft.

Ein Wort zur Beseitigung eines alten Irrtums.

Von

Dr. Schiller-Tietz.

Nachdruck verboten.

Es giebt wenig alltägliche Fragen von so einschneidender Bedeutung, wie die Frage bezüglich der Beschaffenheit der Zimmerluft, und doch wird diese Frage in althergebrachter Weise allgemein so oberflächlich und falsch beantwortet, daß es fast gewagt erscheint, eine andere Ansicht darüber zu äußern. Bisher handelte es sich bei der Prüfung und Beurteilung der Luft auf ihren größeren und geringeren Wert für das menschliche Leben hauptsächlich um die Bestimmung ihres Gehaltes an Sauerstoff und Kohlensäure, und die Kohlensäure ist es, welcher man auch heute noch allgemein die Luftverderbnis zuzuschreiben pflegt. Nun ist aber durch zahlreiche und sorgfältige Messungen von verschiedenen Seiten festgestellt, daß z. B. der Unterschied zwischen der verdorbensten Luft eines Schlafzimmers und der reinen Atmosphäre in Beziehung auf den Sauerstoffgehalt nie mehr als ½ Prozent beträgt. Ferner ist erwiesen, daß selbst in überfüllten Schlafzimmern der Kohlensäuregehalt der Luft fast nie über 0,7 Prozent steigt; überhaupt kann sich nach v. Pettenkofer in unseren Wohnräumen bei deren unvollständigem Abschluß von der Atmosphäre kaum 1 Prozent Kohlensäure ansammeln. Atmungsbeschwerden treten aber dann auf, wenn der Kohlensäuregehalt der umgebenden Luft mindestens 2 Prozent beträgt. Durch diese Befunde kam man zu der Überzeugung, daß die Luftverderbnis in bewohnten Räumen ebensowenig einem Mangel an Sauerstoff wie einem Überschuß an Kohlensäure zuzuschreiben ist.

Digitized by Google

So erscheint die Kohlensäure auf einmal als harmloser „Geist", so daß man nach Leblanc sogar mehrere Minuten ohne Nachteil für die Gesundheit in einer 30 Prozent Kohlensäure enthaltenden Luft verweilen kann, wenn sie — „sonst frei von giftigen Beimengungen ist." Hierin liegt der Kernpunkt der ganzen Frage: Die Kohlensäure ist an und für sich nicht schädlich, zum wenigsten nicht in solchen Mengen, wie sie sich in den Wohnräumen der Menschen entwickeln kann, und die schädlichen Einflüsse der Zimmerluft müssen also in anderen Faktoren gesucht werden.

Allgemein neigt man sich jetzt auch in Fachkreisen der Ansicht zu, daß die Schädlichkeit der Luft in den von Menschen bewohnten Räumen in den „giftigen Beimengungen" der Luft zu suchen ist und nur auf Rechnung dieser mit der Kohlensäure ausgeschiedenen organischen Stoffe gesetzt werden darf. „Der Grund des Übelbefindens in derartiger schlechter Luft liegt allein in den durch den Atem und die Hautausdünstung ausgeschiedenen organischen Substanzen; lange bevor in einem gefüllten Raume der Kohlensäuregehalt eine gefährliche Höhe erreicht, bemerken wir schon vermöge des Geruchs, daß die Luft durch solche Stoffe verdorben ist, ja sie wird dadurch geradezu vergiftet." Ihrer chemischen Natur nach sind diese Ausscheidungen als flüchtige Fettsäuren erkannt worden, deren Abgabe für den menschlichen und tierischen Organismus von größter Wichtigkeit ist. Man hat diese Ausscheidungen wegen ihrer Wirkung auf den eigenen Organismus ganz treffend „Selbstgifte" (Autotoxine) genannt, denn sie wirken thatsächlich lähmend und giftig. Sobald die Menge der Selbstgifte in der Zimmerluft eine gewisse Höhe erreicht hat, tritt Unbehagen, Bangigkeit, Beklemmung, Unlust und Gereiztheit bei den Insassen ein; Kopfweh, Übelkeit und schließliche Ohnmacht sind die unausbleiblichen Folgen. Dabei braucht der Kohlensäuregehalt der Luft gar nicht über die normalen Grenzen gestiegen zu sein.

Die Selbstgifte werden zunächst der Luft mitgeteilt und zerstreuen sich hier mit der Zeit; selbst in einem ganz geschlossenen Raum verlieren sie sich, wenn auch niemals vollständig, so doch verhältnismäßig rasch, noch ehe es möglich wäre, daß sie durch die natürliche Ventilation des betreffenden Raumes entfernt sein könnten. Wo aber bleiben sie?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf folgende Thatsache: alle Körper, namentlich die porösen, haben die Eigenschaft, in der Trockenheit Gase aufzusaugen und sie bei Erwärmung oder Befeuchtung ebenso leicht wieder abzugeben. Deshalb haften auch allen Gegenständen, welche mit einer von Selbstgiften erfüllten Luft häufig in Berührung stehen, die Selbstgifte in großen Mengen an: dem Fußboden, den Wänden, den Möbeln, der Kleidung und dem Zimmerstaub. Das Verderbliche nun ist, daß bei dem steten Wechsel von Wärme und Feuchtigkeit die Selbstgifte immer wieder frei werden und so abermals in die Atmungsluft gelangen. Dafür zeugen vielfache Erscheinungen und Erfahrungen des täglichen Lebens. So haben namentlich die losen Staubteilchen eine so große Aufnahmefähigkeit für die Selbstgifte; insbesondere sättigt sich der Staub, der in den menschlichen Wohnräumen entsteht, sehr leicht damit. Unter Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit werden die Selbstgifte aber auch ebenso leicht wieder frei. Der im Herbst zum erstenmal wieder geheizte Ofen z. B. teilt dem Gemach trotz aller Lüftung stets einen üblen Geruch mit. Dieser lästige Ofengeruch wird dadurch erzeugt, daß durch das erstmalige Heizen alle dem Staub und ganzen Zimmer anhaftenden Selbstgifte massenhaft wieder entbunden werden, wie das auch der bekannte Hygieniker Reclam bestätigt; infolgedessen tritt dann mürrische Stimmung ein; der Schlaf wird kurz und unruhig. — Ein Zimmer, dessen Fußboden auf nassem Wege gereinigt wird, meidet jeder als „ungesund", denn der Aufenthalt in einem derartigen Raume verursacht in kürzester Zeit Kopfschmerzen, Unwohlsein nebst Übelkeit, mindestens aber Beklemmung und Mißbehagen. Das verdunstende Wasser ist dabei völlig unschädlich, denn man sendet ja doch Leute in das feuchte Seeklima und setzt auch eine Schale mit Wasser zur Verdunstung auf den Ofen; aber die im Staub und im Fußboden haftenden Selbstgifte sind durch das Wasser frei geworden und wieder in die Luft gelangt.

Digitized by Google

Zur Entbindung dieser Selbstgifte genügt allein schon feuchte Luft. Die schönste Landstraße zeigt bei feuchter Luft den starken Kotgeruch, und in den Dörfern verpesten die Düngerhaufen dann die ganze Atmosphäre. Darum aber auch allein schon bei feuchter Luft die mißmutige gedrückte Stimmung, das unbehagliche Gefühl im Wohnzimmer. Auch erzeugt staubige Luft schon Unbehagen, weil sich die eingeatmeten Staubteile bei Berührung mit den feuchten Schleimhäuten von den aufgespeicherten Selbstgiften entladen.

Die fortgesetzte Einatmung dieser Selbstgifte führt schließlich zum Siechtum, weil die Körpersäfte von ihnen nach und nach vollständig durchdrungen werden, denn bei einem kränklichen Menschen spricht man von seiner „Zimmerfarbe", und unter einem „Stubenhocker" denkt sich alle Welt einen siechen Menschen. Der schlechte Gesundheitszustand der Kanzleibeamten ist weniger ihrer sitzenden Lebensweise als der schlechten Zimmerluft zuzuschreiben, die dem uralten Mobiliar, den Registraturkästen, Aktenschränken u. s. w. anhaftet; alles dies sind wichtige Quellen einer schleichenden Selbstvergiftung.

Ist die Ansammlung der Selbstgifte in der Säftemasse des menschlichen Körpers auf ihren Höhepunkt gelangt, so erkrankt der Organismus, und es treten fieberhafte Erscheinungen ein.

Durch Versuche an Tieren ist hinlänglich erwiesen, daß diese Selbstgifte in größeren Dosen ebenso schnell wie sicher gleich direkten Giften wirken. Träte die Luftverschlechterung in Schulzimmern, Ball- und Konzertsälen, sowie in anderen Versammlungslokalen plötzlich ein, so würde diese Vergiftung von den unheilvollsten Folgen begleitet sein; so aber gewöhnen sich die Insassen langsam daran, keuchen, erklären die Luft für unerträglich, fühlen Lufthunger und klagen dann über Kopfschmerz. Das sind die bestimmten Anzeichen einer chronischen Selbstvergiftung, die sich in Verweichlichung und Veranlagung zu fieberhaften und ansteckenden Krankheiten allerlei Art äußert.

Wasser besitzt für die Selbstgifte eine ganz besonders große Absorptionsfähigkeit; so entsteht namentlich in dem Tauwasser, welches sich bei kalter Außenluft an den Innenseiten der Fensterscheiben von mit Menschen gefüllten Räumen niederschlägt, eine ziemlich konzentrierte Lösung von Selbstgiften; zahlreiche Experimente an Tieren aller Art haben mit Sicherheit erwiesen, daß dieses Tauwasser ein sehr starkes Gift ist, welches Hunde, Kaninchen u. s. w. rasch tötet, und dessen Rolle und Wirkung im animalischen Leben nicht nur noch nicht genügend gewürdigt, sondern auch zur Zeit noch gar nicht genau zu übersehen ist.

Über die Natur der Selbstgifte läßt sich zur Zeit nur sagen, daß sie Zersetzungs-Produkte aus der Lebensthätigkeit des animalischen Organismus sind. Seit Jahren sind in den verschiedensten Ländern eine Reihe von Gelehrten damit beschäftigt, die Selbstgifte chemisch festzustellen und ihre Quelle, Entstehung und Natur genauer zu ergründen, die Art ihres schädlichen Einflusses auf den Organismus zu untersuchen und Maßregeln aufzufinden, sie unschädlich zu machen, beziehungsweise ihnen wirksam zu begegnen. Besonders haben sich französische Forscher der Sache mit Eifer angenommen; so erschien unlängst ein umfangreiches Werk über diese „Auto-intoxication", in welchem unwiderleglich der experimentelle Beweis erbracht wurde, daß die Schädlichkeit der Luft bewohnter Räume nicht dem erhöhten Gehalt an Kohlensäure noch der entsprechenden Verminderung des Sauerstoffes, sondern allein den beigemengten organischen Zersetzungsprodukten, den Selbstgiften, zuzuschreiben ist.

Digitized by Google

Die Milchwirtin.

Von K. Oehmke.

Nachdruck verboten.

Erwerbsbedürftigen Frauen, die Vorliebe für eine praktische Thätigkeit haben, besonders solchen, die auf dem Lande aufgewachsen, finden durch die Einrichtung einer Milchwirtschaft in einer großen oder mittelgroßen Stadt ein sehr geeignetes und auch lohnendes Arbeitsfeld. Freilich gehört dazu neben der nötigen Umsicht und Energie und der betreffenden Vorbildung ein kleines flüssiges Kapital von 1000—2000 Mark, das sich jedoch bei der erforderlichen Sparsamkeit und Umsicht sehr bald doppelt und dreifach verzinsen wird.

Um nun ein derartiges Geschäft mit pekuniärem Erfolg betreiben zu können, bedarf es in erster Linie der genauen Kenntnis der Behandlung und praktischen Verwendung der Milch. Diese erwirbt man sich entweder bei einem Gutsbesitzer oder Großbauern oder noch besser in einer großen Molkereischule, wie sie jetzt allerorten bestehen, so z. B. in Proskau (Schlesien) Direktor Dr. Klein, in Erfurt, Fischmarkt 1, Direktor H. Meier, in Lanke bei Hitzacker (Hannover), in Kiel, in Rastede (Oldenburg), in Czerwinsk (Westpreußen), in Allenstein bei Königsberg (Ostpreußen) und in Päse bei Meinersen (Lüneburg).

Das Honorar in diesen Molkereischulen und Meiereien schwankt zwischen 50 und 100 Mark für Unterricht und Pension. In dem milchwirtschaftlichen Institut in Proskau (Schlesien) beträgt das Honorar für den 8wöchentlichen Kursus 10 Mark, die Pension für den Tag 1 Mark 50 Pf. Die Schülerinnen erhalten dort praktischen und theoretischen Unterricht in allen Teilen der Milchwirtschaft; sie werden zu den Arbeiten im Stall und in der Molkerei herangezogen und müssen die Tabellen selbständig führen. In den Molkereiinstituten in Kiel und in Proskau werden auch Hospitantinnen, die bereits ihre praktische Ausbildung hinter sich haben, zu den Vorlesungen zugelassen.

Ist nun die Ausbildung beendet, so muß die erste Sorge sein, ein peinlich sauberes, lichtreiches Parterrelokal zu mieten, das den nötigen Raum zum Verkauf wie zur Lagerung bietet. Die Miete muß ein Vierteljahr im voraus entrichtet werden. Sie beträgt je nach der Größe der gewählten Stadt und der Lage der betreffenden Räume 75—300 Mark vierteljährlich.

Dann sind anzuschaffen: ein Eisschrank, ein Milchkühler, eine Buttermaschine; ferner die erforderlichen Milchtransportkannen und Milchsatten, Literflaschen mit Patentverschluß in reichlicher Zahl zum Verkauf der Kindermilch und ein Handwagen, um den Kunden die Milch ins Haus schicken zu können.

Wem die Gelegenheit zu einer tüchtigen Vorbildung gefehlt hat oder wer sich nicht ganz allen Anforderungen gewachsen fühlt, thut gut, sich für die ersten Wochen eine tüchtige Milchwirtin zu engagieren, die mit der Behandlung und dem Verkauf von süßer, saurer und abgerahmter Milch, sowie mit der Bereitung von Butter, Buttermilch, kondensierter und Kindermilch, Käse, Kefir 2c. vertraut ist. Dann setzt man sich mit einem größeren Gut in der Nähe der Stadt in Verbindung behufs täglicher mehrmaliger Lieferung der Milch, deren Preis ungefähr 6—10 Pf. für das Liter beträgt.

Der größte Verdienst wird erzielt durch den Verkauf von Kindermilch, Molken und Kefir. Die betreffenden Gerätschaften, auch die zur Molken- und Kefirbereitung sind in jeder größeren Stadt zu haben. Außer der erforderlichen Energie und Umsicht ist einige Kenntnis der Buchführung, wenn auch nicht unbedingt erforderlich, so doch sehr nutzbringend.

Von welcher Bedeutung die Meierei für die Frauen werden kann und anderswo schon geworden ist, beweist nachstehende kleine Skizze.

Ein Meierei-Tournée in Finnland.

Von Elise Baranius-Molien.

Nachdruck verboten.

Um den erwerbsuchenden Frauen meiner baltischen Heimat ein neues Erwerbsgebiet zu eröffnen, besuchte ich vor einigen Jahren Finnland, sah mich

Digitized by Google

nach der Thätigkeit der Frauen in der Meierei um und lernte zugleich, um ein volles Urteil zu gewinnen, selbst buttern. Ich fand, daß Finnlands Meiereien nur mit Frauen arbeiten und daß das Buttern eine durchaus geeignete Beschäftigung für Mädchen der mittleren Stände ist. Besonders frühere Lehrerinnen, welche ihren Beruf mit dem der Meierei vertauscht hatten, rühmten ihre glückliche Stellung und ihre befriedigende Beschäftigung.

Finnland ist sehr reich an Meiereien, denn da der Getreidebau auf der Südküste des Landes des rauhen Klimas wegen sehr unsichere Resultate bietet, so werden meist Futterkräuter gebaut. Die Viehzucht ist daher die Hauptbeschäftigung des Landwirtes, und die Großgrundbesitzer halten Herden bis zu vierhundert Stück Vieh und mehr. Von der Marktfähigkeit ihrer Meiereiprodukte hängt der Wohlstand ab, und ein kleines Versehen kann nicht nur einen Tagesvorrat Butter verderben, sondern den Ruf der Ware schädigen, die Preise herabdrücken oder Verlust der Kundschaft nach sich ziehen. Daher liegt auf der Meierei eine verhältnismäßig große Verantwortung, und der Gutsherr ist in gewissem Sinne durchaus abhängig von der Tüchtigkeit der Meiereileitung.

Um den Betrieb so zu leiten, daß die Marke auf dem Weltmarkt mit den höchsten Preisen notiert wird, ist Intelligenz, Bildung, sehr gründliche Fachkenntnis und peinlichste Akkuratesse notwendig. In einer guten Meierei muß die größte Sauberkeit herrschen und auf die halbe Minute und auf einen halben Grad Celsius genau gearbeitet werden. Um das zu begreifen und stets auszuführen muß die Meierin einen nicht geringen Grad von Bildung und Pflichttreue besitzen. Neuerdings erhalten wohl nur diejenigen Damen Anstellung in großen Betrieben, welche in der landwirtschaftlichen Hochschule zu Mustiala studiert und das Examen abgelegt haben. Um aber daselbst aufgenommen zu werden, muß man das Studentenexamen absolviert haben. Die Reise zum Universitätsstudium scheint sehr überflüssig zur Butterbereitung; man will eben nur die Intelligenz zu einem nationalökonomisch so hochwichtigen Berufe zulassen, wie das Meiern es für Finnland ist. Die jungen Damen haben ein Jahr, mit täglicher praktischer Arbeit, zu studieren. Ihre Kollegen, die Ackerbaustudenten, für welche Meierei als Nebenfach behandelt wird, haben sich nur abwechselnd mit Buttern zu beschäftigen, während die Vorlesungen gemeinsam gehört werden. Eines der wichtigsten Fächer ist Tierheilkunde. Das „Landbeaks och Mejerie-Institut Mustiala“ liegt mitten im Lande an der Abo-Bahn, fünfunddreißig Werst von der nächsten Station. Die Zöglinge leben also alle in Mustiala, bekommen ihr Zimmer und speisen im Kosthause. Diese Gemeinsamkeit des äußeren Lebens befremdete mich bei meiner Ankunft daselbst nicht wenig. Bei einem Aufenthalt von einigen Wochen sah ich jedoch, daß meine Zweifel ohne allen Grund waren. Die männliche und weibliche Jugend Finnlands wird so erzogen, daß jeder für sich selbst einsteht; der Verkehr der Geschlechter ist daher ein durchaus unbefangener.

Außer dem Staatsinstitut giebt es noch eine Menge niederer Meiereischulen, wo das Meiereigesinde ausgebildet wird. Die Mägde haben meistens eine solche Schule besucht, wenn sie in der Meierei Beschäftigung suchen. Die älteste Schule ist auf Haga im Jahre 1869 vom Kammerherrn Baron Boje angelegt, und fast alle erhalten Subvention vom Staat oder von Vereinen. Auf den Privatgütern wird meist eine Sorte Butter mit je einem bestimmten System von Maschinen gemacht. In den Schulen dagegen werden natürlich immer neue Versuche vorgenommen, und jeder neue Apparat tritt in Arbeit.

Die Stellung der Meierin ist sehr günstig. Sie erhält meistens eine geräumige Amtswohnung im Meiereigebäude, wo auch die Mägde untergebracht werden. Sie hat fast unumschränkt in dieser kleinen Welt zu herrschen. Beheizung und Bedienung sind selbstverständlich gewährt. Ob sie im Hause des Gutsherrn speist, oder aber gewisse Vorräte an Lebensmitteln neben der Barzahlung beansprucht, hängt von der Abmachung ab. Als Meiereischulen-Vorsteherin hat sie auch die Leitung des Internats. Das Gehalt schwankt zwischen 400 bis 1200 Mark jährlich.

Von Ferien oder Feiertagen kann in der Meierei kaum die Rede sein. Auch muß man in Finnland um 5 Uhr morgens bei der Arbeit sein. Um 12 Uhr mittags ist aber meist das Tagewerk vollendet. Körperlichen Anstrengungen setzt sich die Meierin nicht aus; der moderne Betrieb verlangt mehr Arbeit mit dem Kopf als mit der Hand, denn alles wird mit Maschinen besorgt. Verstehen muß die Meierin aber alles, denn auch bei dem geübtesten Personal muß sie selbst zugreifen. Die meisten brennen wohl eigenhändig die Marke auf das Faß, um sicher zu sein, daß kein Irrtum oder Betrug vorliegen kann, wenn täglich Butter zum Export bereitet wird.

Die Stellung der finnischen Meierin zu der Familie ihres Chefs scheint eine sehr angenehme zu sein. Nichts von der Art der geduldeten Erzieherin, die täglich (?) entlassen und rasch ersetzt werden kann! Die Verantwortlichkeit, der sich eine tüchtige Meierin gewachsen fühlt, giebt ihr ein ruhiges Selbstbewußtsein, sodaß sie sich frei und

Digitized by Google

unbefangen fühlt und daher auch als Hausgenosse sympathisch ist.

Die günstige Stellung der Meierin lernte ich bei meinem ersten finnischen Gastfreund sofort kennen. Ich war natürlich angemeldet und traf am Sonntag Abend ein. Als der Wagen am Herrenhause hielt, bemerkte ich sogleich, daß große Gesellschaft anwesend war. Man feierte die Verlobung der Meierin mit einem Verwandten des Gutsherrn, und es trug sehr viel zur Erhöhung der fröhlichen Stimmung bei, daß ein fremdes Menschenkind gekommen war um nachzuforschen, ob das Büttern überhaupt eine menschenwürdige Arbeit sei.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Eine Petition des Berliner Frauenvereins** um Zulassung der Frauen zum Abiturientenexamen und zum Universitätsstudium, namentlich der Gynäkologie, beschäftigte vor kurzem die Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses. Die Kommission beschloß einstimmig, die Petition der Staatsregierung als Material zu überweisen und darüber an das Plenum schriftlichen Bericht zu erstatten. Wie die „Volksztg." berichtet, erklärte der Kommissar der Regierung: „Die Staatsregierung beschäftige sich sehr ernst und eingehend mit dieser Frage; indes sei es in diesem Augenblick noch nicht möglich, auf diese nach allen Seiten hin eine klare und vollständig bestimmte Antwort zu geben. Aber so viel könne er schon jetzt sagen, daß die Staatsregierung die Ablegung der Maturitätsprüfung keineswegs von der Hand weisen wolle, wie sie denn auch der Zulassung der Frauen zu Universitätsvorlesungen prinzipiell nicht entgegenstehe, zumal die in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen die früheren Bedenken dagegen nicht gerechtfertigt hätten. Sowohl in Berlin wie in Göttingen seien Damen zu Vorlesungen zugelassen worden, nachdem die Professoren sich damit einverstanden erklärt hätten, und die Universitätsbehörden entsprechende wissenschaftliche Prüfungen hätten vorhergehen lassen. Es sei natürlich und nötig, daß man bei einer solchen Zulassung zu Universitätsvorlesungen mit Vorsicht zu Werke gehe, wo dies aber geschehen, hätte sich Anlaß zu besonderen Bedenken nicht herausgestellt." Von besonderem Interesse war die Mitteilung des Regierungs-Kommissars, daß der gegenwärtige Reichskanzler sich in dieser Frage der Staatsregierung gegenüber dahin ausgesprochen habe, daß von seiner Seite der Erteilung weiterer Berechtigungen und der Zulassung der Frau zum medizinischen Studium und zur ärztlichen Approbation Bedenken durchaus nicht entgegenständen.

* **Der akademische Senat von Breslau** ist in einer Sitzung vom 15. Juni zu dem Beschluß gelangt, gegen die Zulassung von geprüften Lehrerinnen, welche die Lehrbefugnis für höhere Töchterschulen besitzen, zu den für die wissenschaftliche Prüfung der Lehrerinnen in Betracht kommenden Vorlesungen als Hospitantinnen kein Bedenken zu erheben. — Die Zulassung zu den einzelnen Vorlesungen bleibt jedoch ohne Rücksicht auf die bei dem Rektor der Universität nachzusuchende Genehmigung von der besonderen Erlaubnis des betreffenden Dozenten abhängig.

* **Die Kopenhagener Ausstellung** der skandinavischen Frauen wurde Ende Juni in Gegenwart des gesamten königlichen Hofes durch die Präsidentin des Komitees, Frau Geheimrat Buch, eröffnet. Die Ausstellung ist ein Stück Kulturgeschichte der Frauenwelt bis auf die Gegenwart. Es soll dort gezeigt werden, was Frauen zu leisten vermögen. Die Ausstellungszeitung sagt: „Was wir wollen, ist: arbeiten, das Recht haben zu arbeiten und das Recht, unsere Arbeit nach ihrem eigenen Wert geachtet zu sehen." Diesem Prinzip entsprechend ist die ganze Ausstellung eigenstes Werk der Frauen, mit dem keines Mannes Kopf oder Hand zu thun gehabt hat, und die Frauen können stolz sein auf ihr Werk. Eine „Tischlermeisterin" besorgte mit ihren „Gesellinnen" die Ausschmückung des Lokals, soweit sie zu ihrem Handwerk gehörte; weibliche Dekorateure und Gärtnerinnen besorgten das übrige. In der Abteilung für Haushaltung bilden eine altmodische Küche mit ihren primitiven Einrichtungen und eine moderne mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit interessante Gegensätze. Eine „Zukunftsküche" läßt in noch weitere Verbesserungen hineinblicken. Besonders interessant sind ferner die Abteilungen für Litteratur, für Landwirtschaft, das Heim der Künstlerinnen und vor allem die kulturhistorische Abteilung, deren Hauptschmuck das von Frau Jerichau-Baumann gemalte große Bild der Königin bildet. Die Abteilung umfaßt eine bedeutende Sammlung alter, berühmter Frauenbildnisse, Trachten, Schmucksachen u. a.

* **Die diesjährige Versammlung der British Womens Temperance Association** gestaltete sich zu einem internationalen Frauenkongreß, da alle Zweige der Worlds Christian Womens Temperance Union ihre Delegierten nach London geschickt hatten. Die Leitung der Verhandlungen lag in den bewährten Händen von Lady Henry Somerset und Miß Frances Willard. Die Hauptarbeit konzentrierte sich auf die Förderung der Enthaltsamkeitssache, die in allen Teilen der Welt große Fortschritte zu verzeichnen hat. (In Deutschland verhält man sich den Bestrebungen in dieser strengen Form gegenüber nicht sympathisch, dagegen macht die Mäßigkeitssache auch hier gute Fortschritte. Eines der Vorstandsmitglieder des Bremer Mäßigkeitsvereins, Frl. O. Hoffmann ist übrigens auch Mitglied der oben genannten Gesellschaft.) Im übrigen war noch eine große Anzahl philanthropischer Fragen Gegenstand der Verhandlungen: vor allen Dingen wurde die Notwendigkeit betont, den Einfluß der Frauen in der Gemeindeverwaltung zu stärken, damit es ihnen

Digitized by Google

leichter gemacht würde, unsittlichen Verhältnissen entgegen zu arbeiten. Die Versammlung bot ein großartiges Bild dessen, was Frauen durch Zusammenschluß zu leisten imstande sind.

* **L'Avant-Courière** nennt sich (nach einem Bericht der Annales politiques et littéraires) ein von Frau Henri Schmall in Paris gegründeter neuer Verein, der sich die Aufgabe stellt, dahin zu wirken, 1. daß die Frau als Zeugin bei öffentlichen und Privatakten zugelassen werde; 2. daß der verheirateten Frau das Recht zugestanden werde, frei über den Erlös ihrer Arbeit zu verfügen.

* **Dr. Emma Johnston Lucas** ist zum Gesundheitskommissar in Peoria (Illinois) ernannt worden. Sie ist die erste Frau, die dort ein öffentliches Amt bekleidet. Die Ärzte in Peoria befürworteten selbst ihre Wahl, die als eine sehr glückliche bezeichnet wird.

* **Mrs. Harriet Beecher Stowe** feierte vor kurzem ihren 84. Geburtstag in völliger körperlicher und geistiger Frische. Eine große Zahl von Glückwunschschreiben und anderen Sendungen bewiesen ihr, daß der Dienst, den sie ihrem Vaterland durch „Onkel Toms Hütte" erwiesen hat, trotz der 43 Jahre, die seit dem Erscheinen des Buches verflossen sind, nicht vergessen ist.

* **Totenschau.** Am 27. Juni starb auf Ström in der Nähe von Södertelge in Schweden Sophie Adlersparre, geb. Leijonhufond, die „Luise Otto-Peters des Nordens." Sie war 1823 geboren und schon früh schriftstellerisch thätig. 1859 begründete sie mit Rosalie Olivakrona die später von ihr allein herausgegebene „Tidskrift för hemmet", die erste schwedische Zeitschrift, die den Kampf für die Rechte der Frauen aufnahm. Ihre letzte Arbeit war eine Biographie von Friederike Bremer.

Bücherschau.

„Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin" herausg. von Karl Schrattenthal. (Preßburg und Leipzig 1895. Verlag von G. Heckenasts Nachf. broch. 3 M. geb. 4 M.) Buckle hat einmal gesagt, daß in keinem Lande der Unterschied und die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten so groß sei als in Deutschland. In den großen Städten arbeitet jetzt alles zusammen, diese Kluft auszufüllen oder doch zu überbrücken. Aber auf dem Lande? Wir alle haben das Gefühl, daß es mit der Bildung der unteren Volksschichten auf dem Lande nur ganz, ganz langsam aufwärts geht. Und da erscheinen nun diese Gedichte von Johanna Ambrosius, einer armen Bauernfrau, die ihr Getreide selbst drischt und ihr Heu selbst schneidet — und diese Gedichte reden eine bewegliche Sprache. Auch für diese Frau dichtet und denkt die deutsche Sprache, auch sie empfindet und verdichtet die feinen, leisen Gefühlsnüancen, die komplizierten Stimmungen, die bisher als der Gebildeten ausschließliches Besitztum galten.

Sie greifen ans Herz, diese Gedichte der schlichten Frau aus dem Volke! Es ist etwas Wahres daran, wenn sie von ihren Versen rühmt: „Die Noten hat der liebe Gott, den Text Natur geschrieben." Sie ist groß in ihrer Einfachheit. Sie zeichnet ganz alltägliche Bilder, die jeder kennt, der einmal ein Dorf mit gelben Feldern und grünem Wald gesehen hat, aber sie zeichnet sie so, daß man sie in ihren Farben plastisch greifbar vor sich sieht. Es sind auch scheinbar die einfachsten Gefühle, denen sie Ausdruck giebt. Der Schmerz hat ihr die Zunge gelöst, und sie giebt dem Schmerz sein Recht. Aber sie personifiziert ihn als einen Freund, der mit ihr aufsteht und mit ihr arbeitet, und mit dem sie reden kann, wenn sie die Menschen nicht verstehen. Ihre Mutterliebe klingt in ihren Versen wieder, aber es mischt sich ein eigener Humor hinein: sie giebt beidem zugleich Ausdruck, dem Gefühl, reicher in ihren Kindern zu sein als alle anderen Mütter, und dem Wissen, daß dies Gefühl nur ein Teil aller Mutterliebe ist. Das ist das Charakteristische für Johanna Ambrosius: sie schlägt einfachste Gefühle an, aber sie empfindet sie kompliziert. Es ist eine Empfindungsfülle, die eine landschaftliche Stimmung in ihr wachruft. Ich gebe nur eine Probe; denn bei so viel Schönem ist auf engem Raum eine nur annähernd charakteristische Auswahl unmöglich:

Mit ausgespannten Armen
Kommt leis' die Nacht;
Drückt Feld und Wald und Fluren
Ans Herze sacht.

Schlägt ihren weichen Mantel
Um Strauch und Baum,
Und summt mit Glockentönen
Die Welt in Traum.

Vergessen hat die Erde
Des Tages Weh,
Ich hebe meine Augen
Hinauf zur Höh.

Ein Vöglein sah ich tauchen
Ins Abendgold,
Ach wenn's auch meine Seele
Mitnehmen wollt!

Dabei hat sich die Dichterin beklagt, daß man ihr vorgeworfen habe, daß einzelne ihrer Lieder starke Anklänge an bekannte Gedichte aufweisen. Die Thatsache besteht, und sie läßt sich nicht wegleugnen. Aber es ist bei ihr sicher nicht Nachahmung, sondern wohl nur das naive, ungekünstelte, aber auch unkritische Handhaben des sprachlichen Ausdrucks. Daß aber die Sprache auch für die einfache Bauernfrau in dem ostpreußischen Dörfchen Groß-Wersmeninken, die nur bis zu ihrem elften Jahre die Dorfschule besucht hat und nur in der „Gartenlaube" einen stillen, bildenden Freund hatte — daß die deutsche Sprache auch für sie dichtet und denkt, wer wollte das beklagen? —

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die Gymnasialkurse für Frauen in Berlin eröffnen zu Michaelis d. Js. wieder einen neuen Kursus. Bedingungen zum Eintritt sind: 1. das vollendete 16. Lebensjahr; 2. sittliche Unbescholtenheit; 3. das Bestehen einer Aufnahmeprüfung, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die programmmäßig in einer vollausgestalteten höheren Mädchenschule zu erwerben sind. Die Aufnahme in eine höhere Klasse kann nur stattfinden, wenn nachgewiesen wird, daß das Pensum der vorhergehenden (insbesondere in Latein, Griechisch und Mathematik) erledigt ist.

Meldungen sind möglichst zwischen dem 20. August und dem 20. September an die Leiterin der Kurse, Fräulein Helene Lange, Berlin W., Derfflingerstraße 23, zu richten. (Sprechstunde wochentäglich von ½3—½4 Uhr nachmittags.) Die Aufnahmeprüfung findet anfangs Oktober statt. Für die untere Klasse erstreckt sich die schriftliche Prüfung auf Aufsatz, moderne Sprachen und Rechnen, die mündliche auch auf die übrigen in der höheren Mädchenschule gelehrten Fächer.

Frauenheim. Der im Jahre 1894 begonnene Erweiterungsbau des Frauenheims zu Görlitz wird in einigen Wochen vollendet und zur Aufnahme neuer Mitglieder eingerichtet sein. Dadurch wird der Verein „Frauenheim" in die Lage versetzt, den vielfach an ihn herantretenden Wünschen nachzukommen und statt 16 nunmehr 40 Damen gebildeter Stände aufzunehmen. Pensionspreis je nach Wohnung 700—1400 Mark jährl. Näheres durch Frau Stadtrat Tschierschky zu Görlitz.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau"; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. **YANATAS** tranquilizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used **YANATAS** and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found **YANATAS** a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch, Hoflieferant** Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Digitized by Google

Nur bei **direkter** Bestellung zu **herabgesetzten Preisen** bis 1. Oktober d. J.:

Die Frauen
des
19. Jahrhunderts.

Biographische und kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde
von
Lina Morgenstern.

Mit Illustrationen (21 Porträts). In drei Prachtbänden.

Berlin SW., Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

Statt 30 Mk. 20 Mk. Jeder Band einzeln 7 Mk.

Dies Werk, welches den Anstoß und die Entwicklung der Frauenbewegung während des ganzen Jahrhunderts schildert und 200 internationale Lebensbilder berühmter und einflußreicher Frauen bringt, sollte in keiner Hausbibliothek fehlen. [112

Wichtiger neuer Frauenerwerb.

In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78

Lehrkursus 20 Mark.

Mathilde Metzger.
Berlin, Puttkammerstr. 14 III, 9—3 Uhr.

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von **Kleider-, Unterrock-** und **Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf-** und **Teppichdecken,** in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch **R. Eichmann,**
Ballenstedt am Harz.
Leistungsfähigste Firma. [31
Muster umgehend franco.

Töchterpensionat Bauer
Dresden-A. [81
Werderstrasse 14, I. u. II.
Morgensonne, Garten und Spielplatz.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Briefe eines Arztes an eine junge Mutter

von **Dr. Wilhelm Plath.**

Siebente Auflage neu bearbeitet von **Dr. med. Aug. Roßmann,** Sanitätsrat.

8. Geh. mit Goldschnitt.
Preis 3 Mark 75 Pf. [115

Blutarme,

schwache, nervöse Personen sollten **Dr. Pernuhl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmitt., stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehen. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz,** 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97
A. Fennecke, Hohenzollernstraße 2.

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Leichtes Salonstück.
Neu! Sehr gefällig:
Ilse-Gavotte.
Preis 1 Mark. [96
Gegen Einsendung des Betrags franco.
Emil Sondermann, Dresden-N.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 8. [49

Gründliche **Vorbereitung für das staatliche Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.

Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **M. Ridder.**

Musikalien
Jede Nummer 10 Pfennig.

Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**

Bei **A. Anacker,** [85
Papier- und Schreibwarenhandlung.
Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Lehr-Institut
f. wissenschaftl. Zuschneidekunst f. Damen und Herren. Ausbildung als Directrice oder Zuschneider. **A. Federhanse, Berlin O.,** Andreasstr. 31, II. [68

Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu Halberstadt am Harz.

Schulpflichtige Töchter gebildeter Stände finden zu jeder Zeit freundl. Aufnahme. Beste Empfehlungen. Alles Nähere durch die Vorsteherin
113] **Sofie Alfeis.**

Handelsinstitut für Damen
102] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Das beste **Geschenk für Hausfrauen** ist das wegen seiner **praktischen Einrichtung,** sowie seines anerkannt **gediegenen Inhalts** halber vielbeliebte

Kochbuch
für
junge Hausfrauen
nebst vollständigem Küchenzettel für jeden Tag des Jahres
von
Henriette von Wächter.

2. Auflage. 26 Bogen 8°. Preis **brochirt Mk. 3.—** Elegant in Ganzleinwand **gebunden Mk. 3.75.**

Dieses Kochbuch, obwohl zunächst für **angehende Hausfrauen** geschrieben, bietet aber auch **Erfahrenen** eine sorgsame Anleitung zur **sparsamen** Führung der **einfachen** sowohl, wie der **feineren** Küche.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franco Einsendung des Betrages an die unterzeichnete Verlagshandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

Berlin, S. 14., Stallschreiberstr. 34/35.
M. Moeser Hofbuchhandlung.

Perfekte Modistin [83
für **elegante** und **einfache Roben Fahrenbruch,** Berlin, Tempelherrenstr. 11.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Frau v. Mylke, [94
Stellen-Vermittelungs-Institut
für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74
Frau **Gegenmantel,** geb. **Engelhardt.**
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Froebelsche
Lehr- und Beschäftigungsmittel
Tapisseriemanufaktur.
Froebelkatalog gratis.
Klara Hartmann, Berlin W.
Potsdamerstr. 125. [109

Bertha Richert's Unterr.-Kurse i. Kostüme-Schneiderei f. Damen bess. Stände beginnen 1. u. 15. jed. Mts. **Berlin W.,** Kais. Augustastraße 73. Ausbildg. bis z. höchsten Vollkommenheit. Anf. eig. Garderobe gestatt. Viele Anerkennung.
● **Lehrplan frei.** ●

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc.
alische Universal-Bibliothek. 800 N. u.
Jede Nr. 20 Pf. N. u. rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik.
Verzeichnisse gratis und franko vom Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek,
Leipzig, Dörrienstr. 1.

Digitized by Google

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT, J. Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Cöpenick.

Färberei und Reinigung [22
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Luise Otto u. Auguste Schmidt.
Das Blatt steht bereits im 29. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen. —
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Stollwerck's Herz Cacao
Ueberall käuflich!
Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig. [60

Künstlerinnen-Verein München E. V.
Zweck und Ziel desselben: Gegenseitige Anregung und Unterstützung in allen künstlerischen und kunstgewerblichen Bestrebungen. Diesem Zwecke dienen: Gesellige Vereinigungen, Konkurrenzen, Weihnachtsausstellung, sowie die 1884 gegr. Damen-Akademie. Wintersem.: 1 Okt. bis 31 März. Sommersem.: 1 April bis 31. Juli.
Kurse: a) Tageskurse: Zeichnen nach dem Gypsmodell. Zeichnen und Malen nach dem lebenden Modell (Kopf, Halbakt, Akt) die Herren Friedr. Fehr, L. Schmid-Reute, Becker-Gundahl, Modellieren Herr Wadere. Landschaft u. Stillleben Frau Baer-Mathes. b) Abendkurse: Aktzeichnen und Zeichnen nach der bekleideten Figur, die Herren Friedr. Fehr und Schmid-Reute. c) Vorträge über Anatomie und Perspektive.
Anfragen und Anmeldungen sind zu richten: An das Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins, Türkenstraße 89 R. [114

Alleinstehenden Frauen,
die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66
70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,
bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Gesangschule: Schultze-Strelitz.
Hamburg, Grindelhof 35 a.
Ausbildung für Bühne und Konzert.
Theoretische und praktische Unterrichtskurse für Lehrerinnen.
Methode: Julius Hey. [80
Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Bad Schwalbach.
Pension Tannenburg, inmitten der Kuranlagen, zwischen Kursaal und Badehaus, gleich nahe beiden Trinkbrunnen. Möblierte Zimmer mit Pension. Fürsorge für junge Mädchen gern übernommen.
107] Frau Sanitätsrat Fritze, geb. Hoepfner.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

2. Jahrg. Heft 12. September 1895.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Ein moderner Märtyrer.

Roman

von

Luise Westkirch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 676 und Schluß.)

IX.

Karl Zieseniß und Rieke Petersen heirateten. Sie heirateten an einem Sonntag, in geziemender Rücksicht auf Ladewig, der gern einmal wieder sein Haus voll sehen, und auf die Jugend in Wisselrode, die endlich einmal wieder ein Fest feiern wollte. Rechts von der Thür saßen die Mutter des Brautpaars und die Matronen, sehr gut abgeseift und Staat machend mit steif geplätteten Hauben und sinnig gemusterten Umschlagetüchern, saßen dort um die Kaffeetassen, wie sie alltags um die Coaksstücke auf dem Hof der Hütte hockten, und rührten ihre Zungen hier wie dort. Links vor der Stube des Wirts mit ihrem Schiebfensterchen, dem Ausguck in die Gaststube, war der Stammtisch der Familienväter, der Männer, die etwas bedeuteten auf dem Werk und in der Kolonie. Das Brautpaar mit den geladenen Gästen hatte den Mitteltisch inne, und ringsum saßen und standen, lachten und tranken die ungeladenen. Man wartete auf die Musikanten von Wehlheide; es war Erlaubnis zum Tanz erbeten und von der Leitung des Werks in Gnaden gewährt worden.

„Wenn schon, denn schon. Unser Karl läßt sich nich lumpen," erklärte die Zieseniß, stolz wie eine Henne. „Un mich is es jetzt auch ganz recht, daß er mich aus 'n Hause un von 'n Tische kommt, Petersen. Abgeben thun die Jungens doch nie, wie sie müßten. Mit Mädchens is das 'n ganz anderer Schnack. Unsere Olga, die läßt mich nich auf 'n Trocknen sitzen."

„Die hat ja wohl 'n rechtes Glück gemacht in der Stadt," meinte die Kollmann sauersüß. „Was man nich erlebt!"

Die Zieseniß war eitel Glück. „Na, ich sage Sie! Das is 'n Staat und ein Reichtum da! Essen — all' das Feinste und Beste. Sie fragen ihr ordentlich, was sie haben möchte, und was die andern Mädchens sind, die müssen

Digitized by Google

ihr aufwarten. Ausfahren alle Tag' in 'ner feinen Schimmelkutsche. Und außer für den Jungen braucht sie keinen Handschlag zu thun. Und dann sechzig Mark monätlich un alles frei. Die kann's wohl aushalten."

„Nu ja, nu ja," murmelte die Petersen, innerlich kochend vor Neid. „Jedes auf seine Manier."

Und die klapperdürre Frau Bellin fragte spinös: „Denn werden Sie Ihr Minchen ja wohl für dasselbe Gewerbe erziehen, Zieseniſſen?"

„Wie Gott will," sagte die Zieseniß ergeben. „Man muß das Schlimme hinnehmen. Warum soll ich mir über das Gute nich freuen?" —

Der Klang eines Walzers brach jetzt in das Stimmengeschwirr. Die jungen Leute flogen von den Sitzen, der Wehlheider Musikanten gewärtig.

Es war aber bloß ein Leierkastenmann, der orgelnd über die Schwelle stolperte, dann plötzlich mitten in der Melodie abbrechend, den Schlapphut zu Boden warf und lachend vor den verwunderten Wisselrodern stand.

„Alte Bekanntschaft? He? — Was? Soll ich euch ein Lied aufspielen von besserer Zeit?"

„Gott Strambach! Der rote Jakob! Der rote Jakob!"

Ladewig schoß herzu wie ein Stößer. „Wollen Sie mich ins Unglück bringen? Gehen Sie weiter! — Gehen Sie weiter!"

„Verschnaufen wird eins sich doch bei Ladewigen noch dürfen? — Du fauler Kunde! bin ich nich sieben Monate lang dein Kumpan und Duzbruder gewesen? Un' nu kommst du mich so? Schäme dir, Ede."

„Reden Sie doch nicht lang. Machen Sie, daß Sie weiter kommen. Es geht nich, daß Sie bleiben. Es geht wirklich nich."

Aber Jakob hatte sich breitspurig an den Honoratiorentisch gesetzt. „Kerls, ihr seht aus wie die Spatzen, wenn's donnert."

„Ladewig hat recht," sprach Zieseniß bedächtig. „Sie sollten weiter gehen. Sie haben uns erst nichts Gutes gebracht, und jetzt können Sie uns nur Ungelegenheiten verursachen."

„Gehen Sie weiter," sagte auch Petersen, verdrießlich, daß Zieseniß es einmal wieder zuerst gesagt hatte.

Jakob klopfte auf den Tisch. „He, Wirtschaft! Große Tulpe! 'n Schnaps auch! — Zum warmhalten. Ihr Krautköpfe! Is das eure ganze Kourage? Leben hab' ich gebracht in euren Sumpf. Jetzt ist das hier verdammt still geworden. Aber wartet man! wartet man! 's kommt wieder anders herum."

„Weißt du, Jakob," sagte Kollmann langsam, „dumm sind wir ja gewesen wie die Heuochsen —"

Jakob lächelte ironisch. „Siehst du's ein, Männeken? Das is jut."

„Aber," fuhr Kollmann fort, „selbst ein Heuochse, wenn er sich mal feste verbrannt hat, läuft nich in den brennenden Stall zurück. Drum könntest du dir eigentlich die Mühe sparen."

Die andern Männer stimmten bei.

„Unser Minchen," sagte Zieseniß, „die lernt jetzt einen Vers in der Schule. Der scheint mir nich dumm. Da saßen einmal viele Frösche in einem Sumpf drin —"

„Als wie ihr Arbeiter in der Arnsfelder Hütte," ergänzte Jakob.

„Als wie wir Arbeiter, ja. Die hatten zum König einen großmächtigen Holzklotz. Der war still und gut und that keinem Frosch je was zu leid —"

„— Als wie der Relling!" Kollmann klatschte sich vor Vergnügen auf die Schenkel.

„Als wie der Relling, meinetwegen. Da schwoll den dummen Fröschen der Kamm. Und weil Ausverschämtheit niemals gut thut, so kriegten sie denn einen anderen König. Dieser König aber war der Storch."

„Das 's gut!" schrie Petersen und schlug auf den Tisch, „das ist sehr gut."

„Den Storch sollten wir ja wohl auch kennen."

„Fahrke schreibt er sich, hat lange Beine und einen großen Schnabel, hat schon manchen guten Kerl übergeschluckt und möchte am liebsten das ganze Werk fressen."

Zieseniß hatte die geballte Faust auf dem Tisch liegen und blickte düster vor sich hin. Er trug Fahrke den Handel mit Olga nach. Strich er auch das Geld vergnüglich ein, das die Tochter schickte, er konnte nicht gleich der Mutter über seinen Ursprung weg.

„Werk fressen?" erkundigte sich inzwischen der Orgelmann. „Geht das auf was Bestimmtes?"

Digitized by Google

„Wird wohl hinkommen," ward ihm zur Antwort. „Der Nelling hat keine Meinung mehr für uns. Wahr is es, wir haben uns gegen ihn benommen wie rechte Butchers."

„Fahrke hat 'ne Reiche zur Frau gekriegt, nachdem er zehn arme Mädchen schändlich hat sitzen lassen. Und mittelst das Geld wird er den Nelling nu wohl so sachte in die zweite Linie drängeln."

„Und das könnt' euch nich passen, wie?"

„Pfui Teufel!" Die Männer spieen aus.

„I wo," erklärte der rote Jakob, „Kapitalist is Kapitalist, — alles eine Sorte. Nu paßt mal auf, was ich euch mitgebracht habe, und wie man mit der Sorte fertig wird."

Er zog eine Handvoll Schriften aus der Tasche. „Paßt mal auf!" —

„Paß du selber auf," sagte Zieseniß. Aber Jakob beachtete die Warnung nicht. Er war im Zuge. —

Erwin war an diesem Nachmittag auf den Kirchhof gegangen, wie er sonntags pflegte. Er saß auf der niedrigen Mauer unter den Tannen, die seines Vaters Grab umsäumten, sah der sinkenden Sonne nach, ins weite Land hinaus und grübelte über den Fragen, die ihn qualvoll beschäftigten. Ab und an drangen ein Jauchzen der Tanzenden in Wisselrode, ein paar vom Winde verwehte Töne der Musik zu ihm herauf. Dann seufzte er. Wer jetzt unter diesen Menschen stehen, ihre Reden mit anhören, ihre geheimsten Gedanken lesen könnte! Schwerer als je drückte ihn die Sklavenkette, die ihn an seinen Betriebsleiter band. Er war nicht blind gegen Fahrkes Übergriffe. Eine Krisis nahte, eine endgiltige Entscheidung in dem Verhältnis zwischen jenem und ihm. Und er wußte nichts über die Stimmung seiner Leute, nichts als was schmutzige Zwischenträger durch Fahrkes Mund ihm offenbarten. O, was gäbe er für einen einzigen kurzen Blick in die Herzen, der ihm zeigte, wie weit er gekommen war, wo hinaus sein Weg lag und wo hinaus der Abgrund? Aber nur die Grillen zirpten, die Krähen nur krächzten Antwort auf seine Fragen.

Es dunkelte schon, als er auf einem Umweg heimkehrte. Sein ödes Haus widerte ihn an. Bleischwere lastete auf seinen Gliedern, die stumpfe Müdigkeit des abgetriebenen Gauls, der in seinem Geschirr hintrottet ohne Ruh und Rast, er weiß nicht, nach welchem Ziel.

Da vernahm er Ächzen, Stöhnen auf der einsamen Landstraße. Den Blick schärfend erkannte er unter einer Pappel im Chausseegraben die Umrisse von etwas Dunklem. Im selben Augenblick trat ein Mann auf ihn zu, jung noch, anständig gekleidet, soweit die tiefe Dämmerung zu erkennen gestattete.

„Sie entschuldigen. Sind Sie hier herum bekannt?"

„Einigermaßen!"

„Können Sie mir dann vielleicht zu einem Becher Wasser verhelfen? Mein Kamerad ist schlimm zugerichtet."

„Ein Verunglückter? Aber Wisselrode ist keine zehn Minuten entfernt. Ich will schnell hinüber gehen und Ihnen von dort Hilfe schicken."

„Immer sachte, Männeken. Von Wisselrode kommen wir gerade her, — das heißt, ich hab' den Kameraden vor Ladewigs Schenke getroffen. Wenn ich Ihnen raten soll, dann gehen Sie da lieber nich hin."

„Nicht nach Wisselrode?"

„Nee; — nämlich wenn Sie derjenige sind, für den ich Sie halte. 's is nichts zu machen bei den Arnsfelder Leuten."

„Nichts zu machen?"

„Für uns, mein' ich, für unsere Partei. Sie sind doch Sozialist, nich?"

„Was wird das?" dachte Erwin. Laut erwiderte er: „Es hat Leute gegeben, die mich so nannten."

„Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstecken. Ich erkenne Sie ja auch wieder trotz der Dunkelheit, vom Parteitag in Erfurt her, wissen Sie? — Sie sind so ein Stiller, Feiner. Aber das ist einerlei; grob oder fein, — in Wisselrode holt unsereiner sich nur Prügel. Sehen Sie sich meinen Kameraden an und schütteln Sie den Staub von Arnsfelde von Ihren Füßen."

Erwin erkannte jetzt im Graben neben einer umgestürzten Drehorgel einen rothaarigen Menschen, der sich stöhnend und fluchend die Augen zuhielt, über die das Blut aus einer Stirnschramme rieselte. Er erbot sich, einen Hut voll Wasser aus einem nahen Tümpel zu schöpfen.

Digitized by Google

„Mich bestens zu bedanken," sagte der Mann. „'s is für die Besoffenheit. Der Schmiß will nicht viel sagen. Aber die Prügel, die er gekriegt hat, als er unsern Aufruf für die Nachwahl auf den Wirtstisch in Wisselrode legte und dabei so ein Wörtchen von Aufmucken fallen ließ! Feuer gespuckt haben die Leute. Man sollt's nicht glauben. Wisselrode versprach was; ich meine, es war reif. Jetzt können wir uns wegen der Arnsfelder Hütte den Mund wischen. Nichts zu machen."

„Der neue Betriebsleiter," warf Erwin die Gelegenheit ergreifend vorsichtig hin, „der Ingenieur Fahrke hält, wie ich höre, die Leute hier in strammer Zucht und Furcht."

Bei der Rede hob der Orgelmann im Graben zornig den Kopf. „Fahrke? Fahrke?! Lassen Sie sich heimgeigen. So'n Blak! Fahrke! Auf Fahrke spuck' ich! Wär er man Herr hier, wie er möchte, den Tanz sollten Sie mal erleben! Fahrke! — In ein Mauseloch jag' ich den! 'n Mädchenjäger, ein Raffebold, ein Geizkragen! 'n Buhba! und Gierschlung! Wenn der nichts zu fressen kriegte wie den Respekt, den die Leute vor ihm haben, dann würde er balde krepieren! Vor seinen Augen, da ducken sie freilich; hinterm Rücken drehen sie ihm lange Nasen. Fahrke! das wär' ein Arbeitgeber wie für uns gedrechselt; unter dem möcht' unser Weizen blühen. Nee, wer uns das Geschäft hier verdirbt, in Grund und Boden verdirbt, das ist der andere, der verfluchte Kleine, der Relling selber!"

Erwins Herz stand fast still vor Überraschung, vor ungläubiger Freude. „Das begreif' ich nicht," sagte er forschend. „Hat der Kleine denn überhaupt irgend welche Autorität?"

„Und ob!" versicherte der Nüchterne der beiden Genossen, indem er den Kopf des andern kühlte. „Mein Kamerad da hat ganz recht. Seine Prügel hat er dem Relling zu Liebe gekriegt und nicht dem Fahrke. Die Sorte sind unsere schlimmsten Feinde. Denn, sehen Sie, wenn alle Kapitalisten und Arbeitgeber wären wie der von Arnsfelde, denn, so hätten wir keine soziale Frage; einfach, wir hätten keine. Weil aber die wenigsten so beschaffen sind, sogar sehr wenige, so stören sie bloß und sind vom Übel, weil sie den großen Kladderadatsch hintanhalten, nach welchem es besser in der Welt wird für alle."

„Sie scheinen über die Sache nachgedacht zu haben," meinte Erwin. „Wodurch glauben Sie denn, daß gerade der Relling gefährlich werden könnte für die sozialistische Sache? Seine Arbeiter haben ihm doch in diesem Frühjahr eben keine besondere Anhänglichkeit bewiesen — und seitdem soll er kaum mit ihnen in Berührung gekommen sein."

„Die Geschichte vom Frühjahr gehört noch auf das Konto des alten Relling," erklärte der Sozialist. „Und denn, die Leute glaubten ihm damals nich. Aber wer kann an ihn? Das ist's! Oder wissen Sie mir irgend was zu sagen, woran er zu fassen wäre? Nein, nicht wahr? — Bricht keinem am Lohn ab, giebt jedem sein Recht, is nich geizig, nich raffig, arbeitet als kriegte er's bezahlt. Und dann, für sich, immer einfach und schlichtweg, kein Prasser, kein Säufer, keine Weibergeschichten, und allerwegen höflich und weiß doch, was er will. Sehen Sie, was das Befehlen anlangt, da is es mit dem bloßen die Leute bezahlen können nich gethan. Einem, der nich besser is als er selbst, pariert ein rechter Kerl nicht gern. Dahingegen so einer, vor dem der verlorenste Hallunke es mit der Hochachtung kriegt — Hochachtung, verstehen Sie, nich Furcht! — so einer wie zum Beispiel hier der Relling, ja was wollen Sie gegen den machen? Was wollen Sie gegen ihn sagen? Man schämt sich als ehrlicher Mensch — und es zieht auch nichts. In einem Wort hat so einer mehr wirkliche Autorität, als andere mit Fluchen und Strafen und einer Kompagnie Soldaten hinter sich, sobald seine Leute nur mal erst an ihn glauben. Das thun sie jetzt hier in Wisselrode. Und darum sag' ich: is nich. Gehen Sie weiter, guter Freund."

Der rote Jakob, dessen Wunden jetzt zu bluten aufhörten, rappelte sich mürrisch auf die Füße. „Ist wohl! Ist wohl! Abwarten und Thee trinken. Abwarten bis Fahrke Kompagnon hier geworden is. Und denn — denn sollt ihr mich kennen lernen, ihr Mausköpfe! Denn sollt ihr was erleben!" Er schüttelte seine Fäuste in der Luft. „Haske, mit wem redst du eigentlich?"

Digitized by Google

„Wenn du gehen kannst, dann komm," mahnte sein praktischer Kamerad.

„Genosse, geht's hier hinaus nach Wehlheide?"

„Ja, immer gradaus. Der Weg ist nicht zu verfehlen."

„Wenn wir ein Tuch hätten, wir könnten dem Schmalz die Stirn verbinden, wie?"

Erwin zog sein Taschentuch hervor und reichte es dem Fremden.

„Danke. Wohin soll ich's Ihnen zurückschicken?"

„Gar nicht. Behalten Sie's als Andenken an — an den Genossen, dem Sie vor Wisselrode begegnet sind und die wertvolle Aufklärung, — ich meine, die treue Warnung, die Sie ihm mit auf den Weg gegeben haben."

„Warum nicht gar! War der Rede nicht wert. Man hilft sich aus unter Parteigenossen. Holla, Roter! Der Kerl läuft wie ein Kiebitz mit seinen zugeklebten Augen. Immer sachte, nich gegen die Bäume. Guten Abend."

Die Agitatoren, der geprügelte und der ungeprügelte, verschwanden im Dunkel.

Aber Erwin schritt elastisch aus, von Hoffnung beflügelt; aufrecht, als wäre eine schwere Last von seinen Schultern gesunken. Und eine Last war von ihm gesunken, das ganze letzte Jahr mit seiner Qual und seiner Enttäuschung. So also stand's! Nicht er allein, auch seine Leute hatten gelernt. Während er in Verzweiflung knirschend sich auf demselben Fleck im Kreis herumzudrehen meinte, war er ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Diese Menschen waren zu erziehen. Endlose Geduld und endlose Liebe sollten nicht verschwendet bleiben. Sie hatten einen Sinn, um Edles und Gemeines, selbstlose Güte und rücksichtslose Habgier zu unterscheiden. Und dann das Beste! Die Krone! Er wurde seines Peinigers ledig, — endlich! endlich würde er es abschütteln dürfen, das Joch, das er knirschend durch acht Monate getragen, unter dem Geist und Körper sich wanden, die Herrschaft, die Gegenwart Philipp Fahrkes. O, er würde ihn nicht plötzlich, nicht hastig entfernen, nicht mit Härte, die selbst einer schlechten Sache in den Augen der Mitleidigen einen Schein von Würde leiht, nein, ganz still und ohne Lärm, aber unerbittlich, in dem Maß, wie er ihn mehr und mehr entbehren konnte. Nicht nutzlos wenigstens hatte er das Martyrium auf sich genommen, ihn zu ertragen. Fahrke, der Wirbelsturm, brauste über seine Schöpfung, sie durchschüttelnd und aufrüttelnd. Aber er wehte über die Menschen hin, vorüber, ohne Spur. Er, Erwin, war in ihren Gedanken geblieben. Wie ein zartes Obstbaumstämmchen hatte auch er sich vor der Gewalt des Sturmes gewunden, gebeugt, der jene zusammenwirbelte. Nun aber richtete er sich auf an der alten Stelle und breitete weit in die still gewordene Luft seine mit köstlichen Früchten beladenen Zweige. — —

* * *

Florence ging zu ihrer Schwägerin. Sie besuchte sie fast täglich. „Laß mich bei euch sein," bat sie, „mein Haus ist so öd."

Fifi tröstete sie. „Die Männer kann man nicht an einen Stuhl binden. Es wird lebendiger bei dir werden, wenn du erst Kinder hast."

Aber davor fürchtete Florence sich. Sie dachte an ihres Mannes toten Sohn in seinem namenlosen Grab, sie war überzeugt, er werde seinen kommenden Geschwistern Fluch bringen. Den kleinen Kindersarg konnte sie nicht vergessen; er trieb sie aus ihrem großen weiten Haus. Die Luft, die über die Haide strich, schien ihr beklemmend, dachte sie an diesen Sarg. Und sie wagte nicht, sich mit Fahrke darüber auszusprechen. Nicht vor ihm fürchtete sie sich, vor dem noch unbekannt Brauenden, Gährenden, Werdenden in ihrer Seele. „Laß mich zu euch kommen," bat sie demütig. „Und störe dich in nichts um meinetwillen."

Und so saß sie wieder am Bogenfenster im Erker wie einst und sah hinaus auf die rundum sausenden Flügel der Windmühle, den Streifen Wald fern am Horizont. Manchmal hielt sie Butzel auf den Knieen, mit ihm spielend in stiller, wortkarger Anmut. Öfter blieb sie allein, und wie sie saß und sann, wurden all die Geister der Erinnerung lebendig, die in dem traulichen Eckchen lebten und webten, all die klugen und sinnigen Gespräche, die sie mit ihrem ersten Bräutigam hier geführt

Digitized by Google

hatte, oft bis auf den Klang seiner Stimme genau. Ein heißes Heimweh brannte in ihrem Herzen nach solch' stillen, glücklichen Stunden. Mit ihrem Gatten kein behagliches Plaudern, kein Gedankenaustausch von Mensch zu Mensch! Sie war ihm kein Mensch; sie war ihm ein Weib. Weiber küßte er, neckte er, spielte mit ihnen oder mißhandelte sie, je nachdem; aber er redete nicht mit ihnen. Zum erstenmal fing sie an zu vergleichen das Glück, das sie errungen, und den Preis, den es sie gekostet hatte; und zum erstenmal fand sie den Preis teuer. Langsam stieg es herauf, aus Verdruß und Ungeduld geboren, das meduſenhafte Gespenst des Zweifels. Wie ihre Seele sich vor ihm entsetzte, sie zwang es nicht mehr ins Nichts zurück. Der Rausch verfliegt, und Ernüchterung folgt; der Blitz erlischt, und Verwüstung bleibt. Das ist des Rausches, des Blitzes Art. Sie mühte sich Fahrkes Bild zu sehen, übergewaltig, zwingend, wie in jener Aufruhrsnacht. Aber neben dies Bild stellten sich jetzt andere Bilder, viele Bilder, ein endloses Gewimmel, und sie alle zeigten ihn klein. Und da waren hundert Alltäglichkeiten, Gewohnheiten, Nichtigkeiten, die in ihrer stündlichen Wiederholung zu unerträglichen Größen anschwollen, seine Weise zu essen, zu gehen, zu sitzen, zu lachen. Der Geschmack der Aristokratin empörte sich gegen den Vollblutplebejer und seine Art zu denken und zu sein. Tief im Grund ihrer Seele brodelte, kochte und keimte all das. Noch drang es nicht über die Schwelle bewußten Denkens, aber es sandte seinen schwülen Brodem vorauf. Eine ungeheuere Traurigkeit erfüllte sie.

Eines Tages, da Florence wiederum in ihrer Schwägerin Stube allein saß, melancholisch hinausschauend in die wallenden Herbstnebel, riß Johann in Eile wie immer die Thür auf und drängte einen Besuch hinein.

„Herr Relling," schrie er, ohne sich zu überzeugen, wer im Zimmer anwesend war, und mit einem Krach fiel die Thür hinter dem Eingelassenen ins Schloß.

Florence sprang auf, flammend rot im Gesicht, keines Wortes mächtig. Bergesschwer lastete Scham auf ihr, Scham um eigene Schuld, brennendere Scham um all die bösen, giftigen, niedrigen Reden, die sie von ihres Erwählten Lippen über diesen Mann hatte anhören müssen. Mißtönend schwirrten sie ihr im Ohr. Ihr war, als trage sie an sich ein sichtbares Abzeichen von all der Häßlichkeit, die ihr nie so widerlich zum Bewußtsein gekommen war, wie bei diesem jähen Wiedersehen mit dem Geschmähten.

Auch Erwins Herz setzte einen Augenblick aus. Langsam hob er die Hand zum Thürgriff. — „Ich bitte um Vergebung."

Da hatte sie ihre Sicherheit zurückgewonnen. „Nein," sagte sie entschlossen, „ich will Sie nicht vertreiben, nicht hier, — noch anderswo. Und da der Zufall uns heut auf zwei Minuten zusammenführt, sagen Sie mir ehrlich; geschieht's um mir auszuweichen, daß Sie jede Geselligkeit meiden?"

Erwin blieb stehen, den Hut in der Hand, hart an der Thür, wie zur Flucht bereit.

„Sie wissen, ich bin von Natur nicht sehr geselliger Art."

„Kein Herdentier," dachte Florence.

„Ich hab' auch viel zu thun," fuhr Erwin fort, „wie Sie denken können, um nach dem schweren Mißerfolg meine Pläne ins Werk zu setzen."

„Ihre Pläne? Was? Daran denken Sie noch? noch? — Für das Glück dieser undankbaren Schurken arbeiten Sie, mühen Sie sich noch immer?"

Staunend starrte sie ihn an. Aber dieser Schwächling hielt ja an seinem Willen fest, — fest wie Fahrke; nein, fester! Denn Fahrke setzte ihn durch über fremdes Weh und fremde Not hinweg, dieser setzte ihn durch gegen die Qualen und Enttäuschungen der eigenen Seele.

„Ich bin ein Narr, gnädige Frau," erwiderte Erwin inzwischen ruhig. „Ich weiß es. Aber es hat zu allen Zeiten Thoren gegeben, die es nicht lassen konnten, ihre Hand ins Feuer zu legen, die zu ihren Versuchen zurückkehrten mit verbissener Hartnäckigkeit, jeder schlimmen Erfahrung zum Hohn. Es pflegt ihnen nicht besonders gut zu gehen. Wie ein gefährlicher Bergpfad gezeichnet ist mit Kreuzen, zum Gedächtnis der darauf abgestürzten armen Wanderer, so zeichnet durch die Weltgeschichte eine breite Straße von Marterpfählen und Scheiterhaufen den Weg, den diese wunderlichen Heiligen nahmen, den Weg, auf dem

Digitized by Google

manchmal, nach Jahrhunderten, die von ihnen verfochtene Idee ihren Siegeseinzug hielt in die eroberte Welt, — manchmal auch nicht. Sie aber thaten, was sie nicht lassen konnten. Von diesen seltsamen Käuzen bin ich einer."

„Und Sie glauben, daß Sie siegen werden?"

Er sah sie an. Würde er nie des Zaubers Herr werden, den ihre Erscheinung auf ihn ausübte? Er glaubte sich geheilt. Ein Blick, eine Biegung der anmutigen Gestalt, und die alte Liebe war da und das alte Leid. Seine Lippen bebten.

„Wenn ein Gott sich dem Flehenden willfährig erweist, nimmt er sein Opfer an, gnädige Frau. Ich glaube, ich habe meinem Gott genug geopfert, um auf Erhörung hoffen zu dürfen." —

In diesem Augenblick riß Hadeln die Thür auf.

„Mein lieber Erwin! Bitte tausendmal um Entschuldigung. Du kommst natürlich wegen des Flusses. Wir machen dir wieder Schererei mit unseren Abwassern — kann mir's denken! Hab' auch schon dazu gethan — Heilloser Esel, dieser Johann! — Komm mit — Komm doch nur —"

Von diesem Tage an floh Erwin Florence nicht mehr. Er stand am Fenster, wenn sie nachmittags zu ihrem Bruder hinüber wanderte; heimlich sah er ihr nach.

„Ein gefährliches Spiel," sagte die alte Schulmeisterin, seine Vernunft. Er aber trumpfte sie ab: „Ich habe schon als Knabe an Blumen vorüber gehen können, ohne sie zu pflücken. Soll ich mich deshalb nicht mehr an Blumen freuen dürfen?" — Er hatte des Leids genug erlitten; dies schmerzvolle Glück wollte er seiner Phantasie gönnen, bis es irgendwie, irgendwann zerrann. Nicht er wollte sein eigener Zuchtmeister sein.

Am nächsten Tag entschuldigte Hadeln den Vorfall bei seiner Schwester. „Ich hätte dem Schlingel die Ohren abreißen mögen. So 'n Unverstand, den Arnsfelder in Person hereinzuführen, wo man dir nicht einmal seinen Namen nennen darf!"

„Das war im Anfang," erwiderte Florence. „Jetzt ist's mir sogar lieb, wenn du mir von ihm erzählst."

Hadeln ließ sich nicht bitten. Erwins Krankheit, sein Aufraffen, seine Kämpfe, seine neuen Anschläge, er verschwieg nichts. So oft er mit der Schwester allein war, fing er davon an.

„Jetzt quält er sich wieder damit, wie's anzustellen wäre, seinen Leuten zwanzig Pfennig am Lohn zuzulegen. 'n Phantast, ja, aber ein anständiger Kerl, Florie, anständig bis unter die Haut — Hm —"

„Mit einem Wort: ein Edelstein, den ich fortgeworfen habe für ein Stück buntes Glas."

„Nu nee, Florie! Wie du das wieder drehst. Fällt mir nicht ein! Das heißt, buntes Glas — ha ha ha! Wenn du mir's nicht übel nehmen willst, so ein bißchen was Unechtes hat dein Philipp nun wirklich an sich. Der Relling hingegen standard, wie der Engländer sagt. Kannst ihn unter die Lupe nehmen. Heut wie morgen, was er will, was er gern hat, wen er gern hat — Dabei fällt mir ein, — du, Florie, dein Bild, das ich immer auf dem Schreibtisch stehen hatte, das ist weg, gestohlen! Diesmal aber ist's kein Polacke gewesen."

„Wie kannst du's wissen?"

„Ganz einfach. Der Ständer ist stehen geblieben. Wenn ein Polacke was stiehlt, dann stiehlt er's ganz."

Florence wurde rot und schwieg. Am anderen Tag fehlte in Hadelns Photographiealbum auch Erwin Rellings Bild. Er starrte verdutzt auf die kahle Stelle.

„Hol' mich dieser und jener! So 'n Frauenzimmer! — Eigentlich dürft' ich den Unfug nicht leiden." Aber er besann sich. „Das arme Frauchen hat ohnehin wenig Spaß im Leben. Und er, der Fahrke, thut immer, als hätte er der ganzen Welt Weisheit mit Löffeln gefressen. Wenn ihm jetzt seine Suppe anbrennt, ich werd' nicht drauf blasen."

Florence wanderte heim durch die sich verdichtende Dämmerung. Der Schichtwechsel hatte stattgefunden, die Wege waren öde. Im Schatten eines Schuppens geborgen blieb sie stehen und sah das Werk an. Wie ein gigantischer Drache lag es vor ihr, aus fünfzig rotglühenden Mäulern giftige Dünste und verzehrend heißen Atem speiend, mit fünfzig Rachen menschliche

Digitized by Google

Kraft und menschliches Leben einschlingend in unstillbarer Gier. Auch ihr Glück hatte es hineingesogen in einen seiner unersättlichen Schlünde, nachdem es ihr den Sinn verwirrt hatte mit seinem Tosen und Brüllen, seinen tollmachenden Dünsten.

Es war der Gott, dem Erwin Opfer schlachtete. Würde es ihn erhören, wie er hoffte? Würde es ihn erlösen aus dem Willensdruck des Übermächtigen, der allein dies Ungeheuer bändigte? und unbarmherzig, rücksichtslos danach strebte, den blassen Träumer von seinem Platz zu verdrängen. Sie fing an für Erwin zu zittern. Nimmer konnte er den Kampf gegen ihren Gatten siegreich durchfechten.

Dort kam Fahrke geschritten. Von wie fern sie seinen weit ausholenden Gang, dies Stampfen einer schweren Bestie erkannte! Er kam mit dem neuen Buchhalter, dem kleinen Wasseringenieur und Helmke, dem Grubeninspektor. Bis zu ihr herüber hallte seine grollende Stimme.

„Zwanzig Pfennige auflegen? Oho! Oho! Dazu wird der Betriebsleiter der Hütte wohl auch noch ein Wörtchen zu sagen haben."

Der Buchhalter zuckte die Achseln.

Seeger, der Fahrke gern ärgerte, spöttelte: „Stachelschweinchen, am Ende ist Herr Relling dreist genug und fragt Sie nicht einmal, ob er sein Geld auf die Straße schmeißen darf?"

Fahrke reckte sich. „Ohne meine Zustimmung wird das wohl nicht geschehen, Herr Ingenieur."

„Je nun," reizte der Grubeninspektor, „*seins* ist es am Ende."

„Ohne meine Einwilligung wird der Lohn nicht heraufgesetzt," wiederholte der Betriebsleiter eigensinnig.

„— Sie sagen das so bestimmt —"

„Kann ich! Kann ich. Was ich sage, das — das ist so, genau so, wie ich sage."

Der Inspektor zündete sich phlegmatisch eine Cigarre an. „Sie haben freilich allerhand hier in Arnsfelde durchgesetzt. Daß der Herr aber in diesem Punkt nachgeben sollte, so zu sagen in seiner eigensten Domäne —"

„Thut er! Muß er!"

„J, warum muß er denn, Herr Betriebsleiter?"

„Weil" — Fahrke war dunkelrot geworden; er keuchte. Ein lange genährter Vorsatz wurde in diesem Augenblick Entschluß bei ihm — „weil der Betriebsleiter demnächst als Mitchef in die Hütte eintritt, als Teilhaber, meine Herren. Es sollte noch Geheimnis bleiben. Indessen, — da Sie meine Rede in Zweifel ziehen —"

„Nicht im mindesten. So — so. Also Kompagnon? Meinen Glückwunsch, Herr Fahrke."

„Meinen auch. Alle Wetter! Nun sag' einer, man könne in Arnsfelde nicht Karriere machen!"

„Gute Nacht, Herr Fahrke."

— „Wenn das Stachelschwein Kompagnon wird, schnür' ich mein Bündel," eiferte Seeger, sobald er mit dem Grubeninspektor allein war.

Helmke sog an seiner Cigarre. „Sie sind immer zu hitzig, Wieselchen. Aber, nu ja — freilich —"

Im roten Höllenschein der flammenden Coaksberge stand ein halb Dutzend Mädchen, halbwüchsige Kinder, der Coaksabfälle harrend. Fahrke stampfte auf sie zu, kniff die Hübscheste in die Backen, tätschelte ihr die Schultern, die Mädchen kreischten und kicherten.

Florence stand wie ein Bild. „Warum nicht?" dachte sie. „Der Traum ist aus, hüben und drüben."

Sie kam heim. Sie saß in der Stube am Fenster. Ihr Hut lag auf dem Tisch, ihre Handschuhe, ihr Schirm auf dem Boden.

Nach einer Weile trat Fahrke ein, schalt über die Dunkelheit, den ungedeckten Tisch, die Unordnung. Aber sie sprang nicht auf, ihn zu bedienen wie sonst. Sie saß und starrte vor sich hin.

„Du langweilst mich," sagte sie endlich gleichgiltig.

Er überhörte den seltsamen Ton, den Ton der Empörung in ihrer Stimme und polterte fort. Ob sie schon wisse? Zwanzig Pfennige Lohn wolle der Hanswurst auflegen! Zwanzig Pfennige! — Er rechnete die Summe aus, die das auf den Tag, die Woche, den Monat betrug.

„Was kümmert's dich?" antwortete sie ungeduldig. „Von deinem Gehalt wird's ja wohl nicht abgezogen."

Digitized by Google

„Was es mich kümmert? Mühe schafft's mir, wenn ich demnächst hier zu sagen habe, Mühe, den Unfug wieder abzustellen. Denn ich bin der Mann nicht, meinen ganzen Reingewinn an die Kaffern aufteilen zu lassen. Dies Wagelaweia-Regiment hab' ich satt bis an den Hals. Ich will nicht mein Leben damit zubringen, gerade zu richten, was er schief biegt. Herr will ich hier sein und auch heißen. Drum fort mit dem Phantasten! Fort! Fort! Fort! — Erst muß er mich zum Kompagnon machen und dann — Ha ha! Gelt, Maus, dir wird's auch passen, wenn du Herrin wirst, einzige Herrin in Arnsfelde?"

Sie sah ihn groß an. „Wenn mich danach verlangte, — das konnt' ich billiger haben."

„Ja so — Nu ja — Das ist wahr. Aber es ist doch ein Unterschied, wie? mit mir, oder mit — ihm."

Florence lag auch diese Nacht wach. Neben dem kleinen Sarg, neben dem vertriebenen alten Mann, sah sie jetzt ein drittes Bild: Erwin, der Abschied nahm von seiner geliebten Scholle Erde, von dem, was ihm mehr galt, seiner Hoffnung auf ein segenvolles Wirken zum Wohle Tausender, auf Jahre und kommende Jahrhunderte hinaus segenvoll. Morgen also würde Fahrke sich neben ihn zwängen, von morgen ab würde er wie ein Meerpolyp sich an ihn klammern mit ungezählten Saugarmen, ihn aushöhlen, auflösen. Heißer Zorn wallte in ihr auf. „Es geschieht dem Kleinen recht! Es ist in der Ordnung. Warum wehrt er sich nicht?" —

Am nächsten Morgen stand Fahrke vor seinem Chef, behaglich sich in den Hüften wiegend. In einer Privatsache hatte er die Unterredung begehrt.

Erwins ruhige Augen schauten ihn an.

„Womit kann ich dienen?"

„Nun, Herr Relling, Sie haben mir eine angenehme Stellung hier geschaffen, alles was wahr ist. Aber der Mensch hat seine Imponderabilien. Eigener Herd ist Goldes wert, wissen Sie, und wenn man eine vermögende Frau hat, die an eine untergeordnete Stellung nicht gewöhnt ist —" Er spielte gern seine Frau als Trumpf gegen den Chef aus. Die Erinnerung war eine Demütigung. Demütigungen machen mürbe.

„Heißt das, daß Sie die Lösung Ihres Kontrakts beantragen?"

„Das möchte ich Ihnen nicht gern anthun, Herr Relling. Und ich hänge auch selbst an dem Werke hier. Aber so — bloß als Beamter, als bezahlter Beamter, wenn man selbständig sein könnte! — Da verliert man die Lust, Herr Relling. Sie kennen mich. Sie wissen, was ich Ihnen wert bin. Einen festen Anteil, eine Stimme in der Verwaltung dürfte ich wohl verlangen."

Relling schüttelte mit feinem Lächeln den Kopf. „Verlangen Sie's nicht, Herr Ingenieur. Die Einkünfte Ihres Chefs belaufen sich nicht auf den dritten Teil der Ihren."

„Darum wär' mir nicht bange, hätt' ich Sitz und Stimme im Rat."

„Meinen Sie?"

„Der Reingewinn würde sich verzehnfachen."

„So."

„Ja. Durch Vereinfachungen in der Verwaltung, durch Abstriche an den Hausbauten in Wisselrode, an den Pensionen —"

„Abstriche am Lohn?"

„Auch das."

„An den Beamtengehältern?"

„Kaum. Geschulte Beamte bekommen Sie nicht viel wohlfeiler. Aber an Arbeitern ist, Gott sei Dank! kein Mangel in Deutschland. Die sind froh, wenn sie erstwie unterkriechen können."

„So ist der Zweck dieser Unterredung wohl einfach eine — Gehaltaufbesserung, Herr Ingenieur?"

„Im Gegenteil! ich bin bereit mich mit meinem ganzen Vermögen an der Arnsfelder Hütte zu beteiligen. Dagegen verlange ich, Herr Relling, daß Sie mich zu Ihrem Kompagnon annehmen."

„Sie provozieren eine ernste Antwort? Nun denn, Herr Ingenieur, nein. Niemals."

„Wie?"

„Niemals. Selbst wenn die persönlichen Ursachen nicht existierten, die, wie Sie sich eigentlich selbst sagen müßten, ein dauerndes Zusammenwirken von uns beiden unmöglich machen. Die Verschiedenheit unserer Anschauungen müßte uns trennen. Arnsfelde hat nur Platz für einen Herrn, und dieser eine will ich bleiben."

Digitized by Google

„Es wäre nicht das erste Mal," sagte Fahrke plump, „daß Sie Ihre Anschauungen meiner Erfahrung untergeordnet hätten."

„Leider."

„Was heißt das? — Sie haben eine sonderbare Art mich von oben herab zu behandeln, Herr Relling. Ich erinnere ungern daran. Aber Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! Ohne das Eingreifen des Mannes, den Sie jetzt nicht des Zusammenarbeitens mit Ihnen würdig erachten, hätten Sie wahrscheinlich hier nichts mehr zu arbeiten. Und wenn ich heute gehe — endgiltig gehe —"

„Wenn das Ihr Wunsch ist, Herr Ingenieur, ich halte Sie nicht."

„— Wenn ich gehe, was sind Sie dann?"

„Der Chef dieses Werks, wie ich es vorher war."

Erwin war aufgestanden. Aus seinen Augen brach das Feuer, das der Betriebsleiter bislang an ihnen vermißt hatte.

„Das ist der Unterschied zwischen uns, Herr Ingenieur. Sie wollen erwerben, ich möchte erziehen. Ihnen schwebt als Lebensziel das Zusammenraffen eines bedeutenden Kapitals vor; ich im Gegenteil möchte die Macht meines Kapitals, jedes Kapitals, brechen; die in seiner Dienstbarkeit Keuchenden wirtschaftlich selbständig, frei, und zur Freiheit tauglich machen. Mein Plan ist, am Ende meiner Tage abtretend, dies Werk einer Genossenschaft der darin Beschäftigten zu übergeben. Der Plan eines Schwärmers, dessen Durchführung der grimme Kampf der Konkurrenz und der dumpfe, bösartige Sklavensinn der lange Geknechteten sehr erschweren werden, den zu verwirklichen aber jede meiner Handlungen bezweckt. Sie sehen, daß in diesem Programm für Sie kein Platz bleibt, Herr Ingenieur."

Fahrke hatte verwundert zugehört. „'s ist wirklich ein phantastischer Einfall, Herr Relling. Und wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen, herauskommen wird nichts weiter dabei, als daß Sie eines schönen Tages in der That Ihres Eigentums verlustig gehen, aber nicht an eine Genossenschaft, sondern an ein anderes Kapital."

„Jedenfalls, Herr Ingenieur, werden Sie mich nicht von dem Platz verdrängen, den ich mir durch die schwersten Opfer erkauft habe."

„Opfer?"

„Ja! wenn Sie die Stirn haben, mich das zu fragen. Opfer! Denn ich bin ein Mensch und habe — Sie ertragen! Sie hielten mich für wehrlose Beute —"

„Herr Relling!"

„— Aber Sie irren sich. Nicht aus Feigheit habe ich Ihnen wieder und wieder nachgegeben, nicht aus Schwäche. Aus Liebe zu meinem Werk, — wie die echte Mutter, die ihr Kind lieber lebend sehen wollte in der Fremden Besitz als tot im eigenen. Es hat mich blutige Ueberwindung gekostet Ihnen zu weichen; Ihnen zu widerstehen kostet mich keine. Sie wähnten mich zu beherrschen, aber Sie waren nur das Werkzeug, dessen ich mich bediente, um das zu vollbringen, was für meine Hände zu plump oder zu schmutzig war. Allmächtig mußten Sie sein, so lange Sie notwendig waren, und Sie haben Ihre Allmacht ausgenützt. Notwendig sind sie von heute ab nicht mehr. Daß nicht Liebe noch Dankbarkeit mich veranlassen Sie zurückzuhalten, werden Sie begreifen."

„Nach dem, was Sie mir eben gesagt haben, Herr Relling, geh' ich auf der Stelle, geh' ich morgen am Tage!"

Fahrke gurgelte und sprudelte vor Erregung. Er konnte vor Zorn die Worte nicht finden. Schnaubend drehte er sich auf dem Absatz um und schmetterte die Thür hinter sich ins Schloß.

Verstört betrat er sein Haus. Florence saß am Fenster, die Hände im Schoß und starrte hinaus. Ihr Hinbrüten verdroß ihn.

„Was ziehst du wieder für ein Gesicht? Dein Mucksen könnte einem Mann wirklich das Haus verleiden."

„Du bist ja auch nicht oft drin."

„So? — Thu' mir den einzigen Gefallen und quängle nicht. Ich hab' genug! grad' genug!"

Er füllte ein Weinglas mit Cognac und trank es auf einen Zug leer. „Als ob sie alle besessen wären! toll! toll! toll! — Himmelelement noch einmal!" In ausbrechender Wut packte er das Weinglas und schmetterte es auf den Boden.

Langsam wandte Florence den Kopf. Etwas wie Triumph flimmerte in ihren Augen. — „Demnach kommst du nicht als Teilhaber der Arnsfelder Hütte zurück?"

Digitized by Google

„Teilhaber? — Abgeblitzt bin ich! aber abgeblitzt! Und heruntergekanzelt hat mich der Kleine obenein! Heruntergekanzelt — er mich! Der mich! — Dinge hat er mir gesagt — zu dumm! — Wir können unsere Koffer packen —"

„Das freut mich."

Mit einem Wutschrei stand Fahrke vor der regungslosen Frau. „Das freut dich? Freut dich?! — Sag' das noch einmal! Sag's noch einmal!"

„Es freut mich," wiederholte Florence langsam. „Es freut mich, daß Herr Relling das Seinige behält."

„Meinst du? — Erst recht soll er's nicht behalten. Ich werde Mittel finden — o, der soll mich kennen lernen! Du sollst mich kennen lernen! Jetzt gerade will ich Herr in Arnsfelde werden, der einzige Herr! Er hat ja gesagt, daß nicht Platz wäre für zwei Herren. Nach Belieben, mein Bester, nach Belieben! Ich nehm' den Platz auch ungeteilt! Mit solch' einem Milchgesicht werde ich doch noch fertig werden! Er mag sich in acht nehmen vor seinem Werkzeug!"

Florence stand auf. Während Fahrke redete, vollzog sich der Umschwung in ihrem Herzen. Plötzlich, wie einst die Liebe, kam der Haß, ein kalter, rachsüchtiger Haß, der rechtet um ein weggeworfenes Leben.

„Wohin gehst du?" schrie der Mann. „Was soll das hochmütige Verziehen der Lippen? Wirst du zuhören, wenn dein Mann mit dir redet?"

„Auch antworten, wenn du mich herausforderst. Ich finde es gemein, daß du wie der Kuckuck dich beständig festsetzest in die Nester, die andere gebaut haben und darauf ausgehst, sie zu vertreiben. Wer etwas kann und ist, baut sich sein eigenes Nest, aus eigner Kraft und mit eigner Arbeit."

„Was? Was? — In fremde Nester setz' ich mich? Ein Kuckuck bin ich? Das sagt mir meine Frau! meine Frau! — Auf die Kniee! Bitte ab!"

Sie stand und sah ihm grade ins Gesicht mit ihren blitzenden Augen, über denen sich die Brauen in scharfem Bogen hochmütig wölbten.

„Ich hab' dir's voraus gesagt. Hüte dich, mich zu enttäuschen!"

„Enttäuschen? Enttäuschen, ein Weib enttäuschen? Das ist so köstlich, daß — gieb mir einen Kuß. Ich bin wieder gut."

„Ich bin nicht ein Weib, ich bin Florence! Florence Hadeln, ich! eine Persönlichkeit, die es nur einmal giebt in der Welt."

„Gar nicht! Du bist Frau Philipp Fahrke, deines Mannes Frau, — weiter nichts. Du bist so, gerade so, wie ich dich mir gezogen habe, wie ich dich will; so wie ich mir jede andere Frau, aber jede! gezogen hätte."

„Das ist nicht wahr."

„Was? Gleich sagst du: es ist wahr. Ich bin, wie du mich gezogen hast, lieber Mann."

„Ich will nicht."

„Du willst nicht? willst nicht? Hast du einen Willen?"

Sie wandte ihm den Rücken. — „Du bist ein Narr!"

In sinnloser Wut rüttelte er sie an den Schultern. „Bitte ab! Bitte ab!" Er schlug sie auf die Wangen, auf den Rücken, er knuffte und stieß sie auf die Erde, in die Kniee.

Sie ließ es geschehen; sie rührte keine Hand sich zu wehren, sie bat nicht um Schonung. Ein böses, höhnisches Lächeln lag wie festgefroren um ihre zusammengezogenen Lippen.

Endlich ging Fahrke der Atem aus, und eine Empfindung von Scham kam über ihn, Ärger über sich selbst und seine Rohheit. „Steh' auf! Steh' doch auf! 's ist deine Schuld! Ich bin kein Heiliger. Was mußtest du mich auch gerade in diesem Augenblick reizen?"

Florence stand auf, ohne seine ausgestreckte Hand zu berühren.

„Wozu entschuldigen?" sagte sie langsam, mit seltsamer Betonung. „Mir ist recht geschehen."

„Nun, wenn du's selbst einsiehst."

„Ja, ich seh's ein. Mir ist recht geschehen."

Sie ging aus der Thür in ihr Zimmer. Dort schob sie den Riegel vor. „Mir ist recht geschehen," wiederholte sie allein, „ganz recht."

Vor ihren trockenen, brennenden Augen war ein Bild aufgetaucht. Das stand unver-

Digitized by Google

rückbar fest in schmerzender Farbenfrische, eine Erinnerung an einen Kasseler Theaterabend, eine Scene aus dem Sommernachtstraum: die Elfenkönigin Titania, die liebestoll den Eselskopf bekränzt — — Titania, das war sie. Die erwachte Titania jetzt, die das Ungeheuer erkennt, dem sie sich zu eigen gegeben hat. Und Entsetzen schüttelte sie: Was nun? Was weiter? — Vorwärts auf der alten Bahn? Nimmermehr! — Und es gab auch kein Zurück, denn nicht mit Güte noch Gewalt würde Fahrke sie frei geben. Vor ihr klaffte der Abgrund, er klaffte hinter ihr. Das Ende gähnte sie an von allen Seiten, das Ende ihrer Welt. Aber ihre Lebensluſt, ihre ungebrochene Jugendkraft bäumten sich gewaltig auf gegen diesen Schluß. Was? ein ganzes blühendes Leben, eine kraftvolle, sieghafte Persönlichkeit sollte verloren, rettungslos verloren sein um der Täuschung, des Taumels weniger Wochen willen?! So mochten Schwächlinge denken! Sie wollte nicht verloren sein! um Fahrke's willen nicht! — Es gab doch noch Menschen, die sie liebten, die zu ihr standen! Hastig überschlug sie ihre Zahl. Nein Menschen nicht! aber einen Menschen, einen! Und dieser eine wog eine feindliche Welt auf. Und dieser eine hatte verheißen sie zu lieben über Irrtum und Thorheit hinaus: Erwin!

An ihn klammerte sich ihre Hoffnung.

In ihrem einmal von Leidenschaft entzündeten Herzen starb die Liebe nicht; nur ihr Gegenstand wechselte. Aus der niedergebrannten Asche der letzten stieg wie ein Phönix strahlend in unvergänglicher Jugend die erste empor. Ja, durch Zorn, Ekel, Scham und Haß, die ihr Herz bestürmten, hallte wie ein Jubel und Siegesschrei unaufhörlich die freudige Gewißheit: Erwin Relling hat gesiegt! — Im Kampf auf Tod und Leben hat er deinen Peiniger besiegt! Er ist der Stärkere! Des mächtigen Vampyrs Höllenzauber prallt ab an seiner stillen, schlichten Größe. Des Himmels lichter Kämpfer ringt den Drachen der Finsternis in den Staub! —

Sein Sieg hatte auch ihre Ketten gesprengt!

Denn einen Größeren gab's als ihren Gott: damit war sein Zauber gebrochen. Sie fand den Mut zum Kampf mit ihm, zum Kampf um ihr Glück, um sich selbst, den bittern Mut zur Rache für die Erniedrigung, ihn angebetet zu haben. Dem Größesten hatte sie sich verlobt, und einen größeren gab's! Aber dieser Große war mild, geduldig. Sein Wort der Verheißung lebte in ihrer Seele, an das klammerte sie sich, das trug sie wie auf Adlerflügeln über den rings um sie klaffenden Abgrund, so leicht, so sicher, daß sie seine grauenvolle Tiefe gar nicht ermaß, nicht ermaß, daß kein rettendes Ufer winkte an der andern Seite.

Der Kutscher Hadelns, der vorsprach, um eine Bestellung seines Herrn auszurichten, nahm einen Brief Florences mit zurück.

„Lieber Bruder!" schrieb sie. „Bitte, veranlasse Herrn Relling dein Fest morgen zu besuchen. Ich muß ihn sprechen. Wenn du nicht willst, daß ich eine Dummheit begehe, erfülle meine Bitte.

Florence.

P. S. Du darfst Erwin Relling diesen Brief zeigen."

Sie sah den Wagen davonrollen. Dann zog sie aus einem Etui Erwins Bild und betrachtete es. „Still und fest, fest wie die Sonne, heut wie morgen. O, du meine Hoffnung!"

Fahrke war inzwischen zur Besinnung gekommen. Diesmal hatte er's ein bißchen stark getrieben. Da half nichts, er würde sie versöhnen müssen. Er ritt nach Wehlheide hinüber und kaufte dort seiner Frau für ihr eigenes Geld ein so kostbares Gesellschaftskleid, wie es in dem kleinen Nest irgend aufzutreiben war.

„Du mußt es morgen auf dem Zauberfest deines Bruders tragen," bestimmte er.

Sie sah ihn seltsam an. „Morgen. Ja, morgen."

Am Abend des nächsten Tages fuhren Fahrkes dem gastlichen Hause des Zuckersieders zu. Florence aber trug nicht das Versöhnungskleid.

„Es paßt nicht," beantwortete sie die Frage ihres Gatten.

Und Fahrke ließ sie gewähren, froh, daß sie eingewilligt hatte das Fest zu besuchen, auf dem er die Bekanntschaft eines angesehenen

Digitized by Google

Industriellen zu machen hoffte. Nach dem Bruch mit seinem Chef lag ihm besonders viel daran, sich einflußreiche Gönner zu sichern. In diesem Augenblick beschäftigte ihn eine Halbchaise, die vor ihnen her durch die Rübenfelder fuhr.

„Hol' mich dieser und jener! Das ist des Kleinen Leibequipage! Was hat der denn zu nachtschlafender Zeit auf der Landstraße herumzugondeln? Er kann doch im Leben nicht auch zu Hadelns wollen?"

„Warum nicht? Seine Trauer ist um," antwortete Florence und bog sich aus dem offenen Fenster, damit Fahrke nicht durch die Dunkelheit die Röte ihrer Wangen sähe, damit nicht das laute Klopfen ihres Herzens ihm ihre Hoffnung verrate.

Aber der schwarze Nachthimmel, der mit Millionen funkelnder, flimmernder Sterne überstreut, sich über die platte Ebene wölbte, beängstigte sie auch. Drohend erschien er ihr, unerbittlich feierlich, heilig, eine weitgezogene Grenze, aber eine unüberschreitbare, entgegenstarrend den heißen Wünschen der Menschenherzen; ein: bis hierher und nicht weiter! in Flammenschrift um den Horizont geschrieben; ein Sinnbild gleichsam von der Unverrückbarkeit alles Geschehenen, das nun war, unwiderruflich, feststand wie die Welten droben, das keine Thränen auslöschten und keine Reue.

Mit einem Seufzer lehnte sie sich in die Polster zurück.

„Wahrhaftig! Die Karrete hält vor der Thür," sagte Fahrke, der nicht aufgehört hatte den andern Wagen zu beobachten. „Das find' ich mal taktlos vom Chef nach dem Auftritt gestern!" — Dann lachte er schadenfroh. „Nun, wenn's ihm nichts verschlägt, wir kaufen uns nichts dafür. Gelt, Schatz?"

Er war immer besonders verliebt in seine Frau, wenn er sie in Gesellschaft führte. Heut weidete er sich überdies an dem Gedanken, seinen Rivalen und Feind durch ihren Anblick leiden zu machen.

Sie traten ein. Florence und Erwin standen einander gegenüber; scharf mißtrauisch lauerte des Ehemanns Blick; eine kurze, förmliche Verbeugung hüben und drüben. Ihre Augen, ihre Mienen sagten nichts. Dann traten Fahrkes rechts und Relling links. Neue Schwärme von Gästen drängten zur Begrüßung der Wirtin zwischen sie.

„Bravo, Holzpuppe," brummte der Ingenieur. „Gut gespielt, Herr Weißfisch!" — —

Es war ein Dutzendfest, ohne Wärme, ohne Physiognomie; die Herren ausgezeichnet durch rundliche Fülle und große Portemonnaies; die Frauen kostspielig, aber nicht sonderlich geschmackvoll gekleidet; alte Weine, alte Witze; viel leibliche Kost und wenig geistige; der Hausherr, gastlich, jovial wie immer; die Hausfrau mit dem halben Herzen in der Küche und mit der andern Hälfte in der Kinderstube, wie auf eine Erlösung des Augenblicks harrend, wo das Menü von den hart Arbeitenden heruntergegessen und ihr vergönnt sein würde, Nuscha und Butzel in frischgewaschenen Anzügen zugleich mit den Krachmandeln und Rosinen vorzuführen.

Aber unter der Oberfläche glatt hinfließender alter Toaste, alter Komplimente und alter Anekdoten, barg sich etwas Neues, noch Formloses; eine Katastrophe warf ihren Schatten vorauf. Wie schwermütige Ahnung streifte es ab und zu die erhitzten Köpfe der Zecher. Es gab ein Vierteldutzend Menschen in dieser Tafelrunde, deren Blicke sich ab und an begegneten in der stummen Frage: was wird?

Pastor Mahrenholz führte Florence, Fahrke saß nicht weit von dem großen Mann, um dessen Gunst er warb; Erwin ganz am andern Ende der Tafel neben der zerstreuten, kleinen Wirtin.

Seltsam war's ihm ergangen. Sein erstes Gefühl bei Hadelns Aufforderung zu kommen, war schroffe Ablehnung. Mühsam hatte er sich des Herzens Ruhe erkämpft. Wozu alte Wunden aufreißen? Aber er schlug ungern einer Frau Bitte ab, die Bitte der Frau gar, die er geliebt hatte, — die er noch liebte! er fühlte es an dem schmerzhaften Zusammenziehen in seiner Brust. Und er sagte zu. Seitdem konnte er nichts anderes mehr denken. Immer wieder versuchte seine Phantasie sich die kommenden Ereignisse auszumalen, am Schleier, der über der Zukunft lag, zu zerren, bis sein Hirn wirbelte und sein Herz ihm den Atem versetzte mit seinem ungeberdigen Hämmern. Was wollte sie von ihm? Vermitteln im Interesse ihres Mannes, der seit gestern

Digitized by Google

Mittag seine Thätigkeit im Werk niedergelegt hatte? — Schwerlich. Sich aussprechen über Vergangenes? Es sah Florence nicht gleich. Was aber sonst? Was sonst? — Und wie würde er's ertragen der Heißgeliebten, ewig Verlorenen Aug' in Auge gegenüberzustehen? —

Jetzt sah er sie sich gegenüber und sein Herz ward ruhiger, ganz ruhig —. Ja, das war ihr stolzes, verführerisches Antlitz, die hochgewölbten Brauen, die Flammenaugen. Kein Zug, keine Linie verändert! Und doch! Und doch! Das alte, geliebte Antlitz war's nicht mehr. Auf dieser Sammthaut sah sein inneres Auge Fahrkes Küsse. Kein Meer von Thränen verwischte für ihn jemals ihre Spur.

Am anderen Ende des Tisches saß Fahrke, laut redend, heftig gestikulierend, trinkend, essend und innerlich wütend, wütend vom Geist des Weins, wütend über den Anblick des Mannes, der sich in kühler Überlegenheit seinem Willen widersetzte, über den Anblick der Frau, durch deren Gegenwart er umsonst gehofft hatte jenen zu demütigen. Es machte ihn rasend, die beiden vornehm ruhig zu sehen, sicher in sich selbst, ohne Befangenheit, ohne Scheu. Er meinte, er müsse es ihnen deutlicher zeigen, daß er auch noch da sei, er, der Mann, der Herr! ein unübersteigliches Hindernis, falls sie sich einfallen lassen sollten, — er wußte selbst nicht was? Er fühlte nur, daß die zwei anders waren als er, und er wollte ihnen wehethun.

Als der Großindustrielle, der Jagdliebhaber war, von Hunden sprach, kam Fahrke sogleich auf die Frauen. Eifrig schreiend wiederholte er seine Behauptungen von gestern, gewiß, daß Florence ihm nicht vor dreißig Zeugen antworten würde, er sei ein Narr. Die Frauen wären wie die Hunde alle überein. Ein bißchen Eitelkeit, ein bißchen Trotz, ein bißchen Falschheit und viel Ziererei. Weib sei Weib. Wer eine kenne, kenne alle. Nur die Dressur verändere. Auf die Dressur komme es an. Er sagte das; er bewies es. Seine Frau habe sich auch einmal eingebildet was besonderes zu sein. Er habe sie aber bekehrt.

Niemand antwortete ihm.

Pastor Mahrenholz, der diesmal an wirklichen Süßigkeiten saugte, nicht bloß an eingebildeten, schmunzelte. „Ein mutiger Herr, der Herr Gemahl, gnädige Frau; sehr mutig. Mein Sibyllchen, ha ha! mein Sibyllchen würde böse werden, wenn ich mich unterstände dergleichen zu sagen." —

Man stand endlich auf und wünschte einander gesegnete Mahlzeit. Die Herren setzten sich an die Spieltische im Rauchzimmer. Die Damen bewunderten im Salon Butzel und Nuscha, hörten ihre Krankheitsgeschichten, besprachen die diesjährige Einmachekampagne und verfolgten, verstohlen gähnend, den Gang der Zeiger auf der Kaminuhr.

Florence stand einige Minuten an der Verandathür. Dann schlug sie ein Tuch um die Schultern und trat hinaus; langsam schritt sie die Stufen hinunter, tiefer in den Garten. Und wieder beengte sie der hohe Nachthimmel mit seinen ungezählten Flammenaugen, die beobachtend auf sie, alle auf sie, gerichtet schienen.

Am Becken des Springbrunnens traf Erwin sie. Ihr weißseidenes Kleid hatte ihn geleitet. Wie eine dem sternbestreuten Wasser entstiegene Nixe erschien sie ihm in dem schimmernden Gewand, umwallt von Schilfbüscheln und Wasserrosen, wie eine Nixe verlockend und — verderblich. Doch war sie vielleicht nie in ihrem Leben mehr Weib und weniger Nixe gewesen. Ihre beredten Augen, ihre bebenden Lippen sprachen zu ihm von einem glühenden Herzen. Der Nachtwind säuselte von spätem, endlichem Liebesglück, und die herbstgetroffenen Blätter rauschten: „Ob wir vergehen im Winterfrost, das Leben bleibt, die Liebe bleibt. Du, glücklicher als wir, Mensch! über dessen Empfinden kein Winter Gewalt hat, lebe deinen Sommer! liebe!"

Von Liebe sprach der sternflammende Himmel und die tiefe Stille der Nacht. Er aber fand keinen Glauben an ihre Verheißungen. Und wie sein armes Herz sich auch wand in schmerzlicher Sehnsucht, in nie besiegter Leidenschaft, der Mut der Hoffnung in seiner Seele war welk wie die im Herbst vergehenden Blätter; kein Frühling konnte ihn mehr zum Grünen bringen.

Stumm stand er; stumm stand sie. Und ein drittes war gegenwärtig neben ihnen: die Erinnerung, das Gespenst der bösen Stunde, in der sie von einander Abschied nahmen.

Digitized by Google

Endlich sprach Florence leise, stockend.

„Was denken Sie von mir?"

„Ich denke, daß Sie leiden, daß Sie meiner bedürfen. Darum kam ich."

„O, Sie sind gut. — Ich hab's nicht verdient. Aber ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!"

Sie streckte ihm ihre Hände entgegen. Nur zögernd nahm er sie.

„— Erwin, ich habe mein Leben zerpflückt wie eine Unsinnige! — Dein Leben! Aber wenn du wüßtest, wie ich dafür bestraft bin! Dieser Mann! — Wozu darüber reden? Es ist zu häßlich. Und es liegt auch hinter mir, weit, weit hinter mir! 's ist aus, verstehst du? aus! aus! Du hast mich frei gemacht! Ja, du! du! Du hast dich nicht beirren, nicht unterdrücken, nicht verdrängen lassen. Ich hab' für dich gezittert in diesen Tagen, denn er haßt dich und möchte dich verderben. Aber du warst stärker als er. Gott sei Dank, du warst stärker!" —

„— Florence, warum bist du damals von mir gegangen!"

Sie zog ihn in den Schatten der Bäume. „Still! — Die hellen Fenster sind wie Augen. — Sieh, mir ist's mit der Liebe gegangen wie jenem Propheten, ich weiß nicht mehr wie er hieß, mit seinem Gott. Er konnte ihn nicht gegenwärtig glauben außer im Brausen des Sturms, im Lodern der Flamme. Aber Gott war nicht im Sturm und nicht in der Flamme, er war im lind säuselnden Lüftchen. So träumte auch ich mir die Liebe als Taumel, Raserei, Verrücktheit, und über die einzige echte meines Lebens bin ich weggestolpert, bloß weil ich sie zu mild, zu süß, zu licht empfand, — die Liebe zu dir."

„Du irrst, du irrst. Du hast mich nie geliebt."

„Ja, ich liebe dich, du Milder und doch Starker! Du Geduldiger und Unbeugsamer! Du wunderlicher Mensch, den zu kennen so schwer fällt. Ich hab' dir Leids gethan, aber ich hab's bereut mit meinem Herzblut! Die Reue öffnet dem Sünder des Himmels Thore. Willst du, der eines Gottes Langmut dem letzten elenden Schächer entgegenträgt, unerbittlich, unversöhnlich dich zeigen gegen ein Weib, das dich liebt?"

„O, Florence, nicht von Vergebung ist zwischen uns die Rede."

„Und ich hab' dein Wort, ja! dein Wort der Gnade: — ‚Ich bin von den Geduldigen einer, — einer von denen, die schwerfällig empfinden und darum schlecht vergessen. Keiner liebt dich mit so viel Geduld. Wir wollen zusammen trauern über deine Verirrung, bis wir zusammen darüber lächeln können.' Weißt du noch? — Diese Worte, die mir irgendwo im Ohr schlafen geblieben waren, sind mein Talisman geworden in der schlimmsten Stunde meines Lebens. Ich hätte nie gewagt dich zu rufen, wäre stumm gegangen, hätten sie mir nicht vorgeleuchtet wie eine Verheißung, hätt' ich nicht an sie geglaubt, fest wie an dich. Rette mich, Erwin!"

„Was kann ich für dich thun?"

„Du siehst, es ist jetzt nicht Zeit die Gesetze von Herkommen und Sitte abzuwägen, — sonst spräche ich wohl nicht so zu dir. Doch so grenzenlos meine Not, so grenzenlos ist auch mein Vertrauen in dich, in deine Großmut. Freiwillig läßt er mich niemals los, das begreifst du, niemals! Und es giebt nur ein Mittel ihn zu zwingen. Wenn du mich retten willst, Erwin, nimm mich mit dir."

„Mit mir?"

„Ja, weit fort! in ein Land, wohin seine Gewalt nicht reicht. Heut, jetzt gleich! Wann du willst, wohin du willst! Dir folge ich blind — Wenn du mich retten willst, Erwin! Wenn ich dir noch etwas bin — O, ich kann vergelten! — gut machen! und ich will's!"

„Fliehen bei Nacht und Dunkel mit meines Nächsten Weib! —" Wie eine Sturmflut brauste es ihm vor den Ohren. Hinter ihm in Nebel und Finsternis verschwamm sein Königreich, sein Hüttenwerk mit seines Daseins Zweck und Hoffnung; vor ihm in grellem, blendenden Sonnenglanz lag das Leben in einer großen Liebe, — in einer ungeheuren, ewigen Furcht. Denn nie so wie in diesem Augenblick hatte er den nicht auszufüllenden, nicht zu überbrückenden Gegensatz ihrer und seiner Natur empfunden. Es war das Glück, das endlich, endlich seine Finger streifte. Aber er fühlte, daß, wie er geartet war, er sie nicht zusammenschließen konnte, es festzuhalten. Die Arme sanken schlaff an ihm herab. Er war keines Wortes mächtig.

Digitized by Google

„Du antwortest nicht —?!"

„Weil du dich irrst! Weil du dich abermals verhängnisvoll irrst. Ich bin der Mann nicht, der deine hochfliegende Seele dauernd fesseln könnte. Du liebst auch nicht mich, nur den Gegensatz von ihm, den du hassest. Und wärest du mein, du würdest vor Sehnsucht vergehen nach einem, der anders wäre als ich. Das ist's, was dich allmächtig nach sich zieht: das ewig andere, das nie und nirgends Vorhandene. Wie könnte ich zwei Augenblicke nur mich ruhig und sicher fühlen in deinem Besitz?"

Sie war blaß geworden. Er sah es nicht. Aber er meinte das Erkalten ihrer Hand zu spüren, während sie sie langsam, langsam aus seinem Arm nahm.

„Das ist Rache," sagte sie mit zusammengezogenen Brauen.

„Nein, es ist Weisheit. Du stürmst durch die Welt der Erfüllung deiner Wünsche nach. Du siehst nur sie. Du bist also geartet, sagst du, und so ist's vielleicht dein Recht. Aber auch ich, der anders Geartete, hab' ein Recht zu sein nach meiner Art. Wer ein Werk durchführen will, wie ich's begonnen habe, muß makellos dastehen. Nur der Achtungswürdige kann Menschen Lehrer und Vorbild sein. Gält's des Himmels Seligkeit, ich wollt' mich nicht dazu schleichen durch Ehebruch und heimliche Diebesflucht. Ich glaub' auch an kein Erdenglück, das darauf gegründet wäre!"

Er hatte mit Leidenschaft gesprochen. Eine Weile war's still. Ein dürres Blatt fiel mit leisem Rascheln vom Baum.

„Ich sehe wie es ist," sagte Florence endlich. „Unsere Herzen gehen wie zwei schlecht gestellte Uhren. Als meine Liebe im Morgen war, stand deine auf Mittag, und nun meine in den Mittag tritt, ist deine schon zum Abend hinabgesunken."

„Warum, warum bist du sein Weib geworden?"

„Das ist geschehen, mein Freund, und nicht zu ändern, so wenig du einen der Sterne droben hinwegzuwischen vermagst. Du kannst bloß nicht darüber weg, weil du mich nicht mehr liebst."

„Das ist es nicht. Ich habe nie vor dir ein Weib geliebt; ich werde nie ein Weib nach dir lieben. Ich würde noch heute sterben für dein Glück. Aber ich habe den Mut nicht mehr, dich für mich zu begehren; nicht mehr den Mut, an deine Liebe zu glauben. Die Kraft des Glaubens hast du mitgenommen, als du von mir gingst. Ich war einst so reich daran, so überreich! Du weißt, ich bin fast gestorben an dem Verlust. Aber der Wille war in mir mein Werk durchzusetzen, der unbeugsame Wille. Der siegte über die Krankheit. Nun lebe ich durch ihn, aber mein Glaube ist tot."

Sie war herausgetreten aus dem Dunkel der Büsche, zurück an das Becken des Springbrunnens mitten im Garten. Ein aus den erleuchteten Fenstern verirrter Lichtstrahl traf ihr Gesicht, ihre großen, schmerzerfüllten Augen.

„Wie du klug sprichst," sagte sie, „und wie kalt. Ich Närrin! Dich herausreißen zu wollen aus deiner sichern Ruhe in den Wirbelwind, in dem ich lebe. Vergiß meine Thorheit."

„Kann ich nichts thun außer dem einen zu deiner Befreiung?"

„Zu allem andern wäre ja wohl mein Bruder da."

Sie schritt an ihm vorüber dem Haus zu.

Seine Augen hafteten brennend an ihrer lichten Gestalt. In seinen Schläfen hämmerte es. Er wußte, daß es das Glück seines Lebens war, das dort für immer von ihm ging. Aber er wußte auch, sein Kaufpreis war die Verzichtleistung auf sein Lebensziel, sein stolzes Wirken. Und jetzt, jetzt gerade! da der erste Erfolg ihn anspornte weiter zu gehen auf der dornigen Bahn! — „Wer befehlen will, muß Hochachtung aufzwingen auch dem verlorensten Buben," — dies Wort des Agitators lebte in seiner Seele. Er hatte ein Stückchen seines Himmels offen gesehen. Nun konnte er nicht mehr lassen von seinem Heil, mit wie qualvollen Martern, mit wie lockender Versuchung die Welt ihn bestürmen mochte. Seine Augen schauten hinauf, nicht mehr hinab, nicht mehr zurück.

Und seine Lippen blieben stumm. Er fand kein Wort.

Da wandte Florence sich noch einmal.

„Sans rancune, Blonder," sagte sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme. Halb wehmütig, halb spöttisch ruhte ihr Blick auf ihm. Ihre Lippen bebten.

Digitized by Google

„Übrigens — sind wir quitt."

Die Thür der Veranda schloß sich hinter ihr.

„Es ist aus," sagte sich Erwin und griff an seine Stirn, die feucht war. Er hatte ein Gefühl, als drücke eine Hand ihm ganz sacht und gründlich das Herz zusammen, und er hätte schreien mögen vor Leid. Aber er konnte nicht bereuen. Sein Weg lag hier, ihrer dort. Gleich zwei Wandelsternen, deren Flugbahnen am weiten Himmel sich einmal schneiden und in Ewigkeit nicht wieder, trennten sie sich heut. Es war die Notwendigkeit. Es war das ihnen eingeborene Gesetz, ihr eigenstes Lebensgesetz, das sie schied. Die Liebe aber, die wunderthätige, die Gesetzesüberwinderin, die lebendige Liebe, die alles trägt und alles ausgleicht, sie war in ihm gestorben, ohne daß er es wußte, an jenem Abend am Wasser, bei den Pappeln, beim Gesang des Buchfinken. Was er noch dafür hielt, war nur ein blasses Nachbild, eine Spiegelung, wie Mond und Sonne sie auf zusammengeballte Erddünste werfen. Sie hatte kein Leben und keine Wunderkraft.

Ja, einmal, da Florences Augen ihn anflimmerten durch das Dunkel, da die Schilfbüschel leise rauschten an ihrem schillernden Nixengewand, einen flüchtigen Augenblick lang war die Vorstellung durch sein Gehirn gezogen: es sei gar nicht das geliebte Weib, das neben ihm stehe, nur die letzte, schwerste Versuchung, die, um sicherer ihn zu bestricken, ihn abzuwenden für immer von seinem Ziel, sich gekleidet hätte in Blick und Gestalt des Wesens, das ihm am teuersten auf Erden war.

Es war vorüber. Die letzte Versuchung war vorüber. Was sollte ihn künftig locken? Was ihn irre machen? Er stand allein. Die Einsamkeit, die die katholische Kirche ihren Geistlichen auferlegt, um sie ganz dem Dienst ihrer Aufgabe vorzubehalten, war auch sein Teil.

Er kehrte nicht in die Gesellschaft zurück. Er beauftragte einen Diener, seinem Kutscher zu sagen, er sei voraufgegangen, und wanderte zu Fuß heim nach Arnsfelde. Zu Haus packte ihn eine jähe Unruhe. Was wurde aus Florence? Was würde sie zu ihrer Befreiung unternehmen, rücksichtslos, geduldlos wie sie war? — Er hätte ihren Bruder verständigen sollen. Aber er konnte ihn heut schwerlich allein sprechen, und sein eigenes Wesen war derart aus den Fugen, daß er sich schämte, sich vor einem Menschen blicken zu lassen. Morgen früh würde er Hadeln ins Vertrauen ziehen.

Er horchte in die Nacht hinaus, bis er das Rollen von Fahrkes Wagen vernahm. Er strengte seine Augen an, die Dunkelheit zu durchdringen. Doch außer einem flüchtigen Lichtschein, dem Zuschlagen einer Thür, erspähte, erhorchte er nichts. Das Werk klapperte und rasselte; sonst kein Laut.

„Sie ist monatelang mit ihm fertig geworden. Sie wird's auch heut werden. Ich bin ein Narr und sehe Gespenster."

Er ging schlafen. Er zwang sich die Augen geschlossen zu halten. Aber Fieber brannte ihm im Blut; sein Herzschlag erstickte ihn fast. Er mußte sich aufrecht hinsetzen. Was sind wir Menschen? dachte er. Ich habe den Mut gefunden, sie von mir zu weisen und kann nicht aufhören an sie zu denken, um sie zu bangen!

All ihre, seine Worte zogen an seiner Erinnerung vorüber. War ich zu hart? Es würde ihm jetzt Wohlthat gewesen sein, bereuen zu können, eine Verpflichtung zum Gutmachen zu entdecken. Aber er konnte sich nicht belügen. „Kein Glück mit einander, niemals! niemals! — Und auch kein Glück ohne einander!"

Der erste Tagesstrahl brach durch die Scheiben. Er sprang auf, er trat ans Fenster, sah hinaus. Das Werk arbeitete müde im Morgendämmer. Die Natur schlief. Ein rosiger Schimmer am Himmel verkündete den Tag. Ein paar Krähen hockten fröstelnd auf dem Dachfirst von Fahrkes Wohnhaus. Die Vorhänge waren herabgelassen. Zwischen den Pappeln des Flusses, der sich um den Garten wand, hing ein weißes Nebelwölkchen wie ein Nixenschleier.

Er hatte nicht Ruhe genug sich nochmals niederzulegen. Er kleidete sich an. Er wartete. Er wußte nicht auf was? Die Dienerschaft schlief noch. Er mochte sie nicht wecken. Die Stille, die Einsamkeit thaten ihm wohl. Er fürchtete sich vor dem Tag, der da heraufzog. Er hätte dessen erste Lebensäußerungen gern zurückdrängen mögen, weit, weit! womöglich für immer. Eine unbestimmte Angst nahm

Digitized by Google

von ihm mehr und mehr Besitz. Durch das schlafende Haus ging er leise, auf den Zehen; er mußte die Hausthür aufschließen. Sacht, jeder Begegnung, und wär's auch nur mit einem Arbeiter, ausweichend, schritt er über die Straße auf sein Büreau. Er wollte arbeiten. Die Arbeit, das war der Trost, der ihm blieb.

Auf der Platte seines Schreibtisches lagen die Abendberichte seiner Beamten, — auch die Berichte der Aufpasser und Spitzel. Er benutzte diese Werkzeuge jetzt regelmäßig wie sein Vater, die „Augen und Ohren des Herrschers", wie sie vor Jahrtausenden hießen unter den großen Despoten des Morgenlandes, die auch nicht auskommen konnten ohne sie, — so wenig wie der kleine Erwin in seinem kleinen Reich. Nicht „blind" und „taub" wollte er fortan in der Irre tappen.

Eine kurze Notiz des Buchhalters lag obenauf:

„Bericht von Nickel Firmus. Geheim.

In Wisselrode augenblicklich großer Jubel. Die jungen Bursche wollen Herrn Relling morgen Abend einen Fackelzug bringen. Sie sagen, es sei wegen der 20 Pfennige Lohnerhöhung. Der wahre Grund liegt tiefer. In der Kolonie geht das Gerücht von einer Auseinandersetzung, einem Bruch zwischen Herrn Relling und dem Betriebsleiter. Die Leute fürchteten — ob mit oder ohne Berechtigung wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls, wenn wir Firmus glauben dürfen, veranlaßt durch Äußerungen, die Ingenieur Fahrke gemacht hat — daß Herr Relling die Absicht hege, den Betriebsleiter als Geschäftsteilhaber aufzunehmen. Es ist die Freude darüber, daß Herr Relling gewillt ist, ihr alleiniger Chef zu bleiben, die in dieser Ovation zum Ausdruck kommt."

Schwermütig blickte Erwin auf die Zeilen nieder. „Wie die Zeiten sich ändern! Wie die Menschen sich ändern! Vor sieben Monaten hätten sie mich zerrissen! — Damals jubelten sie ihm zu. Jetzt schwelgt ihre Rachsucht schadenfroh in seinem Sturz. — Aber gleichwohl! ich nehme die Botschaft an als ein Pfand der Hoffnung, als ein Merkzeichen, daß ich den rechten Weg betreten habe."

Er nahm das nächste Blatt auf, eine Abrechnung, die der Buchhalter gleichfalls gestern abend auf den Tisch niedergelegt hatte.

Da wälzte ein Flüstern und Murmeln sich über die Höfe des Werks daher, anschwellend zum Brausen; laute Stimmen schwebten drüber; am lautesten hallte Fahrkes Stimme.

Erwin flog auf seine Füße. Sein Herz that ein paar Schläge wie mit einem Hammer, dann fühlte er sein Klopfen nicht mehr. Da war's nun, das Gefürchtete! Er hatte es gewußt. Es mußte kommen. Und er hastete die Treppe hinunter, ihm entgegen, dem eben angebrochenen Tag entgegen, da er ihm nicht entfliehen konnte.

Drunten stand Fahrke, ungekämmt, halb angekleidet, in einer Gruppe von Arbeitern und Weibern, schrie und rang die Hände.

Ein Lehrjunge, der daherhastete, rief Erwin den Grund des Auflaufs zu.

„Sie suchen Frau Fahrke!"

Dora Kollmann kam, den Chef erkennend, herübergelaufen. „'s is ein rechtes Unglück, Herr Relling! Unsre Frau is fort, und nich mal Hut und Jacket hat sie mit."

„Vielleicht ist sie nach der Zuckerfabrik gegangen," sagte Erwin. Er wunderte sich selbst über den ruhigen Klang seiner Stimme. Er wußte auch, daß sie nicht auf der Zuckerfabrik war. „Hat — hat schon jemand im Garten nachgesehen?"

„Im Garten, Herr Relling?!"

Die Magd starrte ihn aus runden Augen, von Entsetzen vergrellt, an. Sie verstand sofort. Im Rücken des Gartens zog der Fluß hin. „Im Garten — Herr Gott! Sie meinen doch nicht —!"

Sie stürzte fort. Ihr nach wälzte sich der Menschenknäuel.

Durch das betaute Gras lief eines Fußes Spur. Sie wurde deutlicher, stärker im moorigen Schlamm des Ufers. Stracks geradedurch führte sie, in der kürzesten Richtung zum Ziel, wie alle Wege Florences. Kein Abschweifen, kein Zögern. Sie führte nicht zurück. Mit einem besonders tiefen Eindruck hart am Wasser brach sie ab. Schluchzend holte Dora einen Stiefel ihrer Herrin herbei. Er paßte in den Abdruck.

Erwin hatte das Auffinden der Spur nicht mit gesehen. Er saß, den Kopf in den Händen, an seinem Schreibtisch, als Karoline ihm das Ergebnis meldete.

Digitized by Google

„Sie suchen jetzt den Fluß ab, Herr Relling."

Er nickte, und sie fand nicht den Mut mehr zu sagen.

Sie trug die Mahlzeiten auf und trug sie unberührt ab. Als sie am Abend hereintrat, saß Erwin noch brütend wie am Morgen. Er hatte sogar abgelehnt Hadeln zu sehen, der bei ihm vorsprach.

„Herr Relling, sie haben sie jetzt. Drunten an der Mühle, vor dem Wehr, wissen Sie. Einer von den Schilfbüscheln an ihrer Schulter hatte sich an einem Weidenzweig verfangen. Denken Sie, ihr weißseidenes Kleid hatte sie an. Sie können sie nur gleich so in den Sarg legen. Und Herr Fahrke, der ist wie von sich. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß er so viel für einen Menschen übrig hätte. Aber Johann sagt, wo sie nichts Schriftliches gemacht hätte, fiele ihr ganzes großes Vermögen jetzt an Herrn Hadeln zurück, weil doch kein Kind da ist, und Herr Fahrke kriegte da nichts von ab. Und wenn er dann auch hier seine Stelle verliert, wie die Leute sagen, denn so — — Jawohl! Herr Relling. Ich schweige schon still. Sie wissen auch selbst, Herr Relling, daß ich keine Schwatzliese bin. Aber wenn solch eine Heimsuchung Gottes vor unseren leibhaftigen Augen vor sich geht — Ich wollte nur noch sagen, sie haben sie in ihrer guten Stube aufgebahrt zwischen lauter Blumen und grünen Zweigen. Herr Fahrke hat alles bestimmt, und sie sieht wunderschön aus. Wollen Sie sie sich ansehen, Herr Relling?"

Erwin hob abwehrend die Hand. „Nie, nie mehr!"

Als Karoline gegangen war, zog er aus seinem verborgensten Schubfach das Bild, das er Hadeln entwandt hatte, und stellte es offen auf seinen Schreibtisch.

„Die Tote gehört wieder mir. O, Florence! Florence!" —

Ob er sie gleich nicht mehr für sich begehrte, er konnte es nicht fassen, daß sie aufgehört haben sollte zu sein, daß diese Wangen nicht mehr in rosiger Frische blühten, nicht mehr spöttisch sich schürzten diese lebensfrohen Lippen; daß die leuchtenden Augen den Glanz verloren hatten und erloschen lagen unter den schweren Lidern; daß so viel Reiz nicht mehr da sein sollte zur Freude und Erquickung für der Menschen Augen; so viel Kraft und trotzige Ehrlichkeit, so viel heiße Leidenschaft und eigenwillige Grazie ausgelöscht sein sollten von der Tafel des Lebens!

Und doch war es etwas wie Trost für ihn zu wissen, daß sie ruhig schlief in ihrem schmalen Bett, unantastbar für Wahn und Thorheit; daß sein geliebter schöner Schmetterling die leuchtenden Flügel zusammenschlug für immer, von denen eine rauhe Hand den Staub gewischt hatte, so daß sie ihn nicht mehr hinauftragen konnten in die reine Luft der Höhen.

Trotzig und ehrlich war sie gegangen, mit einem einzigen Strich ihr verpfuschtes Dasein weglöschend wie eine mißratene Zeichnung, — unbewußt die furchtbarste Rache nehmend an ihrem Verderber. Nicht sie war gemacht durch das Leben zu sühnen. So sühnte sie durch den Tod. Jeder auf seine Art.

Lebend und glückstrahlend hätte Erwin sie in den Armen halten können zu dieser Stunde. Er sagte es sich, aber er bereute nicht. Ein Hinausschieben der Katastrophe wäre es gewesen, kein Abwenden. Ihr Grab war nur eine Leidensstation mehr auf dem Weg zu seiner Opferstätte.

Die Nacht sank herab. Da schreckte vielstimmiger Gesang ihn auf, die ersten Töne eines Chorals. Gleichzeitig öffnete Johann die Thür.

„Herr Relling, die Arbeiter möchten Ihnen einen Fackelzug bringen."

Erwin stand auf; er schwankte.

„Ach, Herr Relling, Sie können ja kaum stehen. Soll ich sie lieber fortschicken?"

„Nein. Ich komme."

Er bezwang sich und trat auf den Balkon. Im roten Flammenschein der Fackeln stand er umbraust von Jubelrufen. Er verneigte sich. Er sprach. Nie hat er die Worte gewußt, aber sie mußten zünden, denn lauter schwollen die Hochrufe. Dann ward's still, und Zieseniß hielt eine Ansprache. Erwin dankte und trat zurück.

Die Wacht am Rhein singend, defilierte der lange Zug am Balkon vorüber, um die Gebäude des Werks sich windend wie eine mächtige Feuerschlange, weiter, weiter nach Wisselrode zu, in dessen Nähe auf einem abgeernteten Acker die Kienbrände zusammengeworfen wurden zu einem Freudenfeuer. Wie eine der feurigen Schlangen, die den Kindern

Digitized by Google

Israels den Weg durch die Wüste zeigten, zogen sie dahin. Sie zeigten ihm seinen Weg.

Und er stand und sah den Flammengruß und angestrahlt von ihm den Trauerbusch der dunklen Tannen, unter denen man morgen ein zu heißes Herz zu ewiger Kühlung betten würde.

„Sie danken mir," dachte er, „ich hab' sie glücklich gemacht. Es ist nicht das Glück, das ich ihnen geben wollte. Vielleicht gelangt man dazu nur durch eine Schule des Leids. Aber sie sind glücklich. Und sie reifen. Vielleicht, in Jahren, in langen Jahren, werd' ich sie erzogen haben für das Glück, das ich meine. Ein einsames Leben liegt vor mir, aber ein gesegnetes, ein Opfer, gebracht für das Glück von Tausenden. Ich, der ich zu denen gehöre, die Freude am sich opfern finden, — was klag' ich denn?"

Aber es würgte ihm etwas in der Brust. Das einsame Leben gähnte ihn öde an; er zögerte, sein Kreuz wieder auf die Schulter zu laden und dachte mit Neid an den Ruheplatz unter den grünen Tannen, den sie erreicht hatte, und von dem ihn noch ein weiter Weg durch Staub und Sonne schied; ein dorniger Weg voll Verstellung, schlauer Verheimlichung, täglicher kleiner Künste, voll schonungsloser Härte gegen sich und andere, — der einsame Weg des Herrschers, der sich und seiner Liebe Sonne hinter Zorneswolken verbergen muß, damit man an seine Macht und Hoheit glaube. Und kein Rasten auf diesem Weg und kein Feierabend, bis jene Sklaven Menschen geworden sind, bis er sie zu Menschen erzogen hat; bis sein Beispiel, seine Mahnung Nachfolge gefunden, Jünger geschaffen haben unter den Besitzenden, harte Herzen geöffnet und den Beistand der Mächtigen sich erzwungen, auf daß sie dereinst sein angefangenes Werk fortführen.

„Hoch! hoch! hoch! und nochmals hoch! — Herr Relling soll leben! Hoch!"

Dazwischen trägt der Wind abgebrochene Schmerzenslaute des verlassenen Ehemanns herüber, der über sein zusammengestürztes Lebensglück rast an der Bahre des Weibes, um das auch Erwins Herz in ewiger Trauer blutet.

Das Wort des Kaisers Augustus kam dem Einsamen in den Sinn, auf die Lippen, das Wort des Meisters unter den Schauspielern, unter den Herrschern, des erfolgreichen, siegegekrönten, den sein Volk glühend verehrte als weisen und kraftvollen Herrn, als Beglücker, als Vater! — das Wort, das er sprach, als der Tod die Hand nach ihm ausstreckte, traurig seine Freunde um ihn standen, traurig das Volk an den Thoren der Kaiserburg lauschte. Er aber lächelte:

„Plaudite, amici, comoedia finita est." (Klatscht, Freunde, die Komödie ist zu Ende.)

Ein bitteres Wort, und doch ein Wort des Sieges! ein Wort der Befreiung für den schmerzvoll Ringenden. Zuletzt, — was kann es Besseres geben, als eine Komödie gespielt, als ein Leben gelebt, des Applauses wert?

Er wird es leben! Das letzte Opfer ist gebracht, der letzte Sieg errungen, der Sieg über das eigene Herz. Nicht die Liebe wird ihn künftig hemmen auf seiner Bahn, auch nicht der Haß. Florence ist gegangen. Sein Todfeind verläßt ihn vernichtet.

„Hoch! hoch! hoch Relling!"

Für ihn entscheidet dieser Ruf, für ihn in dem Kampf auf Tod und Leben, in dem Gottesgericht, das er mit jenem ausgefochten hat. Ein Beweis ist er ihm, daß des Volkes Instinkt durch Thorheit, Bosheit, Verirrung und Verzögerung hindurch unfehlbar das Echte vom Falschen unterscheidet.

Der Holzstoß flammt zu ihm herüber, ein Dankes- und Liebeszeichen derer, für die er leidet. Drüber funkeln die Sternbilder, die gestern Zeugen seines schmerzlichen Sieges waren, seines Sieges für jene. Ernst grüßen ihn die Wipfel der dunklen Tannen, unter denen man morgen die Asche des geliebten Weibes zur Ruhe betten wird, — auch seine Asche, wenn die ersehnte Feierabendstunde kommt.

Das letzte Hoch ist verklungen, die Flammen erloschen, die erleuchteten Fenster werden dunkel. Nacht und Stille ringsum. Nur das Werk klappert und rasselt, saucht und stampft seine alte Weise.

Erwin Relling preßt die glühende Stirn an die Scheiben. Ein fernes Glück vorgenießend, spricht er leise vor sich hin des sterbenden Kaisers Wort:

„Plaudite, amici, comoedia finita est."

Ende.

Digitized by Google

Die französische Familie.

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Warum wird Zola so viel in Deutschland gelesen, während man sich in Frankreich ziemlich absprechend gegen ihn verhält? Weil wir meinen, in Zolas Romanen ein genaues Bild französischer Verhältnisse zu finden, und weil selbst die besten unter uns eine gewisse Genugthuung bei den Schilderungen der zunehmenden Entsittlichung unserer Nachbarn empfinden, die Genugthuung des Pharisäers: Gott sei Dank, daß wir nicht sind wie sie! Der gut bürgerlich gesinnte Franzose, die ehrbare Frau des guten Mittelstandes aber wissen, daß diese Bilder, zu denen die schreiendsten Farben verwendet werden, zumeist Zerrbilder sind und zeigen sich durchaus nicht geneigt, sich in ihre Betrachtung zu vertiefen. Und, was man auch dagegen einwenden möge: der gut bürgerlich gesinnte Franzose und die ehrbare Frau des Mittelstandes existieren. Wer Gelegenheit hatte, sie genau zu beobachten, wird gern zugeben, daß auch sie manche Eigenschaften besitzen, die den vielgepriesenen deutschen Tugenden sehr nahe kommen. Aber nicht Kaffeehäuser und Vergnügungslokale, die dem Fremden allerdings sofort offen stehen, sind geeignete Orte, um dergleichen Beobachtungen anzustellen, sondern die Familie, denn nur die allein zeigt uns die echte französische Frau. Leider aber steht der Familienkreis nicht leicht einem Fremden offen.

Dem französischen Familienleben, der französischen Frau möge diese Betrachtung gewidmet sein. Wenn ich hierbei vorwiegend von Pariser Verhältnissen rede, so will ich bemerken, daß gerade in Paris, durch erschwerende äußere Umstände bedingt, viele gute Eigenschaften weit schärfer zu Tage treten als in der Provinz, wo man viel behaglicher dahinleben kann.

Ein tiefsinniger Psycholog, der sich in die Analyse der Frauencharaktere Ibsen's versenkt hatte, zeigte sich äußerst überrascht, in einer reizenden Norwegerin eine gewöhnliche Sterbliche kennen zu lernen, durchaus nicht von nordischem Pessimismus und mystischer Schwärmerei angekränkelt. Ein Deutscher braucht weder Philosoph noch Psycholog zu sein, doch erwartet er bestimmt, in den Französinnen etwas zu finden, was das Urbild zu einigen Romanen geliefert. Ein Geschöpf, das den ganzen Tag über auf der Chaiselongue liegt, gähnt, oder sich in pikante Lektüre vertieft, seine Kinder den Dienstboten überläßt und das herzigste jüngste Baby bei einer Amme auf dem Lande leidlich aufgehoben weiß. Es vertrödelt den Tag, sehnsüchtig auf den Abend harrend, wo es sich dann vom Gatten — einer Null, an die Stätte seiner Triumphe bringen läßt. Dort ist es erst in seinem wahren Element — es wird zu jener bekannten, flatterhaften, aber prickelnd geistreichen Frau, an deren Nähe sich die Jugend wie an Champagner berauscht. — Er hat eine dunkle Vorstellung vom Treiben der Künstlerwelt und der haute finance und läßt außer acht, daß zu solch glänzendem Schmetterlingsleben ungeheuere Mittel gehören, und daß neben den upper ten thousand und den vielen Fremden, die sich amüsieren wollen, ein hochachtbarer, gesinnungstüchtiger Mittelstand existiert. Man wird ihn erst nach und nach kennen lernen, wie er mit bescheidenen Mitteln und gediegenen Grundsätzen friedlich und arbeitsam dahinlebt — ganz wie bei uns. Ja, es giebt sogar ein Wesen, das unserer viel gerühmten deutschen Hausfrau ungemein ähnlich sieht. Freilich muß man bei einem solchen Vergleich einige Sitten des Landes in Betracht ziehen, die ihr, je nach Ansicht, zum

Digitized by Google

Vorteil oder zum Nachteil gereichen. In den Familien aber, von denen hier die Rede sein soll, sind eben jene Romane, aus denen wir unsere Weisheit schöpfen, verpönt, und die Hausfrau sagt uns ein für allemal: eine Frau, die Selbstachtung besitzt, liest Zola nicht!

Die französische Hausfrau gleicht der unseren freilich nicht auf den ersten Blick. Sie tritt dem Gaste nicht mit der Wirtschaftsschürze entgegen und kokettiert nicht mit einigen zu deutlichen Beweisen ihrer Thätigkeit in der Küche. Sie liebt es durchaus nicht, dies Thema zu berühren, sondern plaudert viel lieber von allem möglichen anderen, was außerhalb ihres Reiches liegt, denn das Plaudern versteht sie vorzüglich. Sie will vor allen Dingen reizend aussehen und gefallen — und so gefällt sie ihrem Gatten, wenn sie auch manchen Deutschen, dem das „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung" zu sehr im Sinne liegt, zu skeptischen Betrachtungen in Bezug auf ihre Tüchtigkeit veranlassen könnte. Er möge sich durch den ersten Eindruck nicht stören lassen und sie näher kennen zu lernen suchen. Es ist wahr, daß die Französin Dienstbotenarbeit auch gern von Dienstboten verrichten läßt. Daß sie aber deswegen ihre Sache nicht minder gut versteht, beweist die vorzügliche Schulung der Mädchen und manch treffliche Anordnung im Haushalt. Auch über eine französische Mahlzeit wird sich ein deutscher Gast nie zu beklagen haben. Die Französin ist sparsam, ordnungsliebend und ungemein fleißig. „Wie"? höre ich ausrufen, „auch im modernen Babel, in diesem Strudel von Vergnügungen?" Auch da und da erst recht. Dort zwingen sie die Verhältnisse dazu, doppelt sparsam und doppelt fleißig zu sein. Wer treibt Luxus in Paris, wer amüsiert sich? Steinreiche Leute und unzählige Fremde, die eben zu diesem Zweck aus aller Herren Ländern dort zusammenströmen; der gute Pariser Mittelstand, der immer gezwungen ist vornehm aufzutreten, wahrlich nicht. Der Kampf ums Dasein ist für ihn in Paris weit beschwerlicher als in jeder anderen großen Stadt, und an die Frau werden die größten Anforderungen gestellt.

„Unsere Vergnügungen werden mit großen Opfern erkauft," klagte einst eine junge Frau, die sich nach Paris verheiratet hatte, „unsere Stellung ist bescheiden (wir haben nur 20 000 Francs Rente). Sie gestattet uns nur eine kleine Wohnung zu nehmen und zwei Dienstboten zu halten, die im 6. Stock schlafen. Meine Kleider befinden sich auch im 6. Stock, in Säcke eingehüllt hängen sie an der Decke der Mädchenkammer. Gehe ich in Gesellschaft, so muß ich mich allein ankleiden und frisieren. Das Ausgehen ist für mich mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und ich thue es so selten als möglich!"

Es ist vielleicht nicht uninteressant, zu erfahren, was das bescheidene Leben eines Professors, Beamten oder Rentiers in Paris erfordert. Hier das Haushaltungsbudget einer Familie mit zwei Kindern und 6 000 Francs Einkommen:

Wohnung im 5. Stock eines der bescheidensten Viertel	800 Francs
Dienstbote	500 „
Kost für fünf Personen	2 400 „
Wäsche, Beleuchtung, Heizung	800 „
Kindererziehung, Kleidung, Vergnügungen	1 500 „
zusammen . .	6 000 Francs.

Wie sparsam muß gelebt werden, damit man damit auskommt! Worin könnte man sich einschränken? Was in Wegfall bringen? Wohnräume? Unmöglich, denn sie werden bei 800 Francs Miete aus drei sehr kleinen Zimmern und einer Küche bestehen. Die Kost? Noch weniger, denn bei 200 Francs monatlich wird es gerade für jeden notdürftig zu essen geben. Soll man das Dienstmädchen abschaffen und sich selbst bedienen? Ja, aber die Kinder! Die Mutter widmet sich ihnen ganz und geht mit ihnen aus. Daheim spielen oder arbeiten sie bei ihr, und unterdessen beschäftigt sie sich fleißig mit der Nadel und fabriziert die kleinen Kleidungsstücke, bessert aus oder fertigt sich einen Hut, ein kleines Meisterwerk, das sie 5 statt 50 Francs kostet. Niemand ist geschickter in solchen Dingen als die Französin. Im Handumdrehen ist das reizendste Putzstück fertig gebracht, das an Geschmack seines gleichen sucht. Das

Digitized by Google

wunderbare Talent, aus nichts etwas zu machen und oft sogar etwas ganz Ausgezeichnetes, kommt ihr sehr zu statten. Es bewährt sich in Küche, Kleidung und Einrichtung der Wohnung. Alles ist mit wenig Mitteln gefällig und geschmackvoll; ein natürlicher Schönheitssinn, die Neigung, auszuschmücken, findet sich auch bei der ungebildeten Frau, denn schon die einfachsten Bürgerschulen suchen denselben zu wecken, indem die Mädchen dazu angehalten werden, Kleinigkeiten zur Ausschmückung des Schulzimmers mitzubringen. Die Wahl des Gegenstandes bleibt ganz ihrem Geschmack überlassen, und die Lehrerin macht sie später durch Vergleiche auf das Schöne oder Unschöne aufmerksam.

Sollte die Hausfrau nun Dienstbotenarbeit verrichten, so müßte sie Schneiderin und Flickfrau bezahlen, und das würde einen weit höheren Kostenaufwand bedeuten. Eine sehr vernünftige Frau kann sich mit 400 Francs jährlich anständig kleiden — es giebt Frauen, die noch weniger ausgeben. Der Unterhalt des Mannes ist teurer; nehmen wir 500 Francs an, und wenn die Kinder noch 200 beanspruchen, so bleiben 400 Francs übrig, um ein Möbelstück ausbessern zu lassen, sich zu amüsieren und die bei den großen Entfernungen unvermeidlichen Ausgaben für Omnibus und Droschke zu bestreiten.

Einst verfaßte ein Ministerialbeamter eine gereimte Bittschrift um Gehaltserhöhung. Er legte alle seine notwendigsten Ausgaben dar. Einige Verse sind sehr drollig und mögen hier folgen.

Natürlich trank man in seinem Hause nur Wasser:

„Die eisige Najade
Goß ihm ins trübe Glas filtriertes Wasser, fade."

Sein bescheidenes Linnen zerstört die verhängnisvolle Potasche der Wäscherinnen. Als ihm ein Sohn und Erbe geboren wird, muß er seinen köstlichsten Schatz, seine Bücher, verkaufen.

„Der Erbe stellt sich ein — fahr' wohl, Bibliothek,
Ich nehm' auf dieses Gut nun keine Hypothek!
Voltaire bezahlte meines Sohnes Leben,
Es ließ ihn Bossuet fromm aus der Taufe heben.
Das Kinderzeug hieß mir Racine's Verlust,
Jean-Jacques der wackren Amme weichen mußt.
Und als mein Söhnchen zeigt den ersten Zahn
Sah ich den leeren Schrank mit Wehmut an!"

Zuletzt sagt er dem Staat: Kannst du nicht wenigstens zwischen diesen Ausgaben und Einnahmen einen Ausgleich treffen? Ach! Leider wird in der großen Stadt nichts diesen Ausgleich herstellen können. In der Provinz kann man auf gegenseitige Unterstützung unter Fremden zählen — in Paris bei den großen Entfernungen schafft das isolierte Leben tausenderlei Schwierigkeiten, ohne nur eine zu vermindern. In Deutschland sind die Schulen alle auf die vernünftigste Weise organisiert und bieten für alle Gesellschaftsklassen den Eltern eine Unterstützung. In Frankreich erschweren sie die elterlichen Pflichten, insbesondere die der Mutter. Das Mädchen darf nie allein ausgehen, sondern muß auch bei dem geringsten Schritt begleitet werden. Es wird nach der Schule geführt, die leider gerade für die besseren Kreise viel zu wünschen übrig läßt. Die sogenannten „Cours" stellen oft an das kindliche Verständnis zu große Anforderungen und setzen regelmäßige häusliche Nachhilfe unbedingt voraus. Nicht jede Familie ist in der Lage, eine Lehrerin zu halten. Die Mutter also wohnt den Lehrstunden bei und ersetzt die unvermeidliche Lehrmeisterin so gut es eben geht.

Nur eine ausgezeichnete Erziehung im Elternhause, ein frühes Vertrautwerden mit Häuslichkeit und Geselligkeit ist imstande, das Mädchen zu dem schwierigen Beruf einer Hausfrau vorzubereiten, die zugleich eine liebenswürdige Gesellschafterin, womöglich auch Erzieherin sein muß. Das oft beobachtete gute Resultat der französischen Mädchenerziehung mag zum Teil mit darin begründet liegen, daß das Mädchen schon früh ganz das Leben der Mutter teilt. Mutter und Tochter sind in Frankreich mehr als irgendwo ein unzertrennbares Ganzes, ihre Schritte gehen kaum auf Minuten auseinander. Das Mädchen wird häufig noch — im allgemeinen ist die Klostererziehung im Abnehmen

Digitized by Google

begriffen — mit dem 10. Jahre in ein Kloster in Pension gebracht, um sich zur ersten Kommunion vorzubereiten. Mit dem 13. Jahre kehrt es aber bereits wieder ins Elternhaus zurück — das 15. oder 16. Jahr ist das äußerste. Der weitere Unterricht wird dann mit Hilfe einer Lehrerin durch Cours und Privatstunden vervollständigt.[1]) Das Backfischchen bildet mit seinen Freundinnen keinen Gesellschaftskreis für sich. Schulfreundschaften, Kränzchen existieren nicht. Der Gesellschaftskreis, den das halb erwachsene Mädchen, ehe es in „die Welt eingeführt wird", kennen lernt, ist der der Mutter, die es bereits bei den Empfangspflichten unterstützt. Das mag vielleicht manche Unkindlichkeit zur Folge haben, aber übertriebene Sentimentalität oder kindisches Zeittotschlagen werden vermieden.

Das Mädchen wird gleich zur Frau erzogen, denn es soll heiraten. Zwar sagt man, daß die Partien in Frankreich auch seltner werden, doch, wer sucht der findet — und es wird fleißig gesucht. Das ist ein Punkt, wobei alle Illusionen, alle Romantik beiseite geschoben werden. Fast alle, um nicht zu sagen alle französischen Ehen sind von Eltern oder Vormündern arrangierte Konvenienz-Ehen, und es berührt uns in unseren deutschen Anschauungen befremdend, wenn wir ein bildhübsches, liebenswürdiges 16jähriges Mädchen bereits mit großer Resignation darüber sprechen hören. Sie weiß es ganz genau, wie ihre Heirat einmal veranstaltet werden wird. Freunde ihrer Eltern werden diesen einen jungen Mann, der eine gute Stellung hat, vorschlagen. Besonderen Wert wird man darauf legen, ob er aus guter Familie ist, und hierüber die genauesten Erkundigungen einziehen. Dann wird man ein Zusammentreffen der jungen Leute arrangieren — allerdings, ohne den Zweck anzudeuten — doch wird jedermann genau wissen, worum es sich handelt. Nur wenn sich beide Teile gänzlich mißfallen, läßt man die Sache im Sande verlaufen. Bei dem geringsten Interesse von der einen Seite werden die Verhandlungen durch dritte Personen unermüdlich fortgesetzt, es wird fleißig zugeredet, bis schließlich eine gegenseitige Einwilligung erreicht ist und man zur Mitgift-Frage schreiten kann. Mit Erledigung dieser ist die Partie glücklich zustande gebracht. Der nun folgende Brautstand hat durchaus nicht das Poetische des unseren. Zwar verkehrt der Bräutigam regelmäßig im Hause der Braut, doch nennt man sich „Mademoiselle" und „Monsieur". Erst wenn der Heiratskontrakt in allen Punkten festgestellt ist, wird die Verlobung bekannt gegeben. Dann aber darf sich die Braut nur von ihrem Bräutigam begleitet in Gesellschaft oder im Theater zeigen. Nie aber dürfte sie mit ihm allein sein, und die jungen Leute werden fast noch strenger überwacht als vorher das junge Mädchen. Ein Glück, daß dieser wenig verlockende Brautstand sehr kurz ist.

Die Mädchen wollen jedoch fast alle heiraten und setzen alles daran, sich vielseitig zu bilden, möglichst „accomplished" zu werden, um auch dann, wenn sie nicht über eine große Mitgift verfügen, wegen ihrer persönlichen Vorzüge eine gesuchte Partie zu sein. Das Leben eines alternden Mädchens ohne Beruf ist auch ein sehr einseitiges, ja trauriges, denn die elterliche Überwachung eines jeden Schrittes, das ewige Geleiten und Begleiten, das bis zum 20. Jahre seine Berechtigung und seine Vorteile haben mag, nimmt kein Ende. Es gilt eben noch fast überall in den besseren Kreisen für unpassend, wenn sich ein Mädchen, ob es auch die Jugendblüte längst hinter sich hat, allein auf der Straße oder in Gesellschaft zeigt, und eine Französin würde sich lieber Sommer und Winter einkerkern, als gegen den guten Ton verstoßen. Nur verschwindend wenige Familien haben sich von den modernen Ideen beeinflussen lassen und suchen ihre Kinder von dem lästigen Zwang zu befreien.

---

[1]) Die vorzüglichen „Lycées", die durch die Lex Camille Sée in Frankreich geschaffen worden sind, werden immer noch weit mehr von den Töchtern des Kleinbürgerstandes als des guten Mittelstandes besucht. Die Gefahr, ihre Töchter mit denen eines concierge oder boutiquier auf derselben Schulbank zu sehen, hindert im Lande der Freiheit und Brüderlichkeit die Familien des Mittelstandes, sie dorthin zu schicken. Dann aber ist auch der Umstand hinderlich, daß die Regierung eine völlige Scheidung der Schule von der Kirche angeordnet hat. In allen Staatsanstalten wird an Stelle der Religion Moral gelehrt. Die Frauen des französischen Mittelstandes aber sind gut katholisch. Das ist ein weiterer Grund, der sie veranlaßt, ihre Töchter von den Lyceen fernzuhalten, wenn nicht zwingende äußere Gründe vorliegen, den vorzüglichen Unterricht für sie in Anspruch zu nehmen.

Digitized by Google

Der Tag der Vermählung bezeichnet den Beginn der Freiheit, doch wird diese Freiheit für manche lebenslustige Charaktere besonders in den bemittelten Gesellschaftsklassen bisweilen gefährlich. Die Verführung tritt in zu mannigfaltiger Weise an die schöne, liebenswürdige — und etwas kokette junge Frau heran. Doch kann man allen gegenseitigen Behauptungen zum Trotz sagen, daß die Französin des guten Bürgerstandes als Gattin und Mutter hoch und rein dasteht. Die Vernunftehe fällt meist sehr gut aus und ist nie eine Verbindung unter dem Stande. Die Liebe, die bei ihrer Veranstaltung sehr in den Hintergrund trat, stellt sich oft nachträglich ein, und die Jahre stellen ein inniges Verhältnis zwischen den Gatten her.

In Deutschland liefert die Arbeit des Vaters die Mittel zur Existenz der Familie; der Mutter Pflicht ist es, durch Ordnung und Sparsamkeit zusammenzuhalten, was er gegründet. Die Häuslichkeit ist das deutsche Königreich, doch ist meist der Gatte ein zwar sehr vorsorglicher Herrscher, doch ein Alleinherrscher. Er hält es oft für überflüssig, die Gattin an seinen Sorgen Anteil nehmen zu lassen. Stirbt der Vater plötzlich, so bricht oft ein entsetzliches Elend über Frau und Kinder herein, denn die Mutter versteht nichts von Geschäften und vermag sich nur mit Hilfe anderer notdürftig aufrecht zu erhalten. Anders in Frankreich. Hier ist die Mutter der Mittelpunkt des häuslichen Herdes. Sie muß für alles sorgen und an alles denken und oft noch den moralischen Halt des Gatten bilden. Selbst ein gerecht denkender, pflichtgetreuer Gatte findet es ganz natürlich, daß die Hausfrau den Löwenanteil aller Pflichten im Hause übernehme. Wenn es an Geld fehlt, wird er ihr mit naiver Vertrauensseligkeit sagen: richte dich nur ein, es wird schon gehen! Er weiß, daß sie ruhig, sparsam und besonnen zu Werke geht, und im Grunde legt er in seinem Privatleben dieselben Eigenschaften an den Tag, obgleich er im politischen Leben oft große Leidenschaftlichkeit und Veränderlichkeit zeigt. Der Franzose, wie er sich in den Zeitungen offenbart, ist daheim nicht wiederzuerkennen.

In Bezug auf die Kinder überläßt er der Frau jegliche Entschließung und alle Fürsorge. Die Kinder spielen deshalb die erste Rolle in ihrem Leben, was man der Französin oft, und nicht mit Unrecht vorwirft. Sie ist mehr Mutter als Gattin. Alles muß hinter den Einrichtungen zurückstehen, die für die Kinder getroffen werden, und wenn der Gatte darunter leidet, so scheint das ein sehr kleines Übel. Überdies beklagt er sich auch selten. Ein Engländer wird uns mit Stolz versichern: „Meine Frau betet mich an; sie würde alles um meinetwillen im Stiche lassen" — aber ebenso stolz hört man den Franzosen sagen: „Meine Frau opfert sich für ihre Kinder auf. Sie glauben garnicht, was für ein Leben sie um ihretwillen führt;" und lächelnd fügt er hinzu, „ich — komme erst in zweiter Linie an die Reihe." Im Grunde ist es ihm eine Genugthuung, zu wissen, daß alles für seine Kinder gethan wird.

Er zeigt im allgemeinen große Nachsicht gegen Frauen zweifelhaften Rufes — nie aber wird er eine Frau entschuldigen, die ihre Kinder vernachlässigt.

Eine reizende junge Frau, die von ihrem Gatten, einem Offizier, getrennt lebte und ihr einziges Kind ganz dem Vater überlassen hatte, befand sich einst auf einem großen Offiziersball. Ein junger Fähnrich wollte sie zum Tanze auffordern und bat einen Freund, ihn vorzustellen. „Weißt du auch," fragte der, „daß es Frau v. K. ist, die ihr kleines Mädchen so herzlos im Stiche gelassen hat?" Der Fähnrich engagierte rasch eine andere Dame, und Frau v. K. tanzte fast gar nicht.

Die Mutterliebe wird nie zu Spöttereien Anlaß geben, während man übergroße Zärtlichkeiten bei Ehegatten lächerlich findet. Man trennt sich unendlich schwer von den Kindern und läßt die Tochter nur in den dringendsten Fällen außer Landes gehen, um sich ihr Brot zu verdienen, oder gar sich im Auslande zu verheiraten. Womöglich sucht man sie nach der Verheiratung in der Nähe zu behalten. Die Söhne legen eine große Liebe und Verehrung gegen die Mutter an den Tag und sind gegen die Schwestern sehr aufmerksam und rücksichtsvoll. Im ganzen halten die Familien sehr zusammen; ein gemeinsames Interesse, den guten Ruf der Familie zu wahren, erstreckt sich auch auf deren entfernteste Glieder, und dieses schöne Verhältnis hat einen ungemein pietätvollen Totenkultus zur Folge.

Digitized by Google

Nicht jeder Unberufene darf einen Blick in die französische Familie thun, nicht jedem, dem nur ein kurzer Blick verstattet war, werden sich ihre Vorzüge sogleich offenbaren. Man ist gegen Fremde zuerst sehr zurückhaltend. Ist man aber dem Hause näher getreten, so kann man jederzeit der herzlichsten, liebenswürdigsten Aufnahme sicher sein und sich ohne jedes Ceremoniell wie daheim fühlen. Das Haus, die Familie sind keineswegs von einer chinesischen Mauer umschlossen, wenn auch die Thüren nicht so offen stehen wie das in Deutschland der Fall ist. Der Franzose empfängt gern; er liebt eine Geselligkeit ohne jegliches Ceremoniell, bei welcher er mehr auf geistige als auf leibliche Genüsse zu sehen pflegt, und kommen letztere in Betracht, so zieht er jedenfalls die Qualität der Quantität vor. Nirgendwo legt man so wenig Wert auf gesellschaftliche Rücksichten, Besuche, Gegenbesuche, Vorstellungen, steifes Begrüßen mit tiefen Verbeugungen und Aufzählen aller Titel, wie in Frankreich. „Monsieur" und „Madame" sind Ehrentitel für hoch und niedrig. Den und den Tag ist man für seine guten Bekannten und für eingeführte Fremde daheim. Großer Vorbereitungen bedarf es nicht; gut, wenn man über leidliche Räume verfügt, sonst drängt man sich auch geduldig in winzigen Zimmern zusammen. Thee und Sandwiches sind bald bereitet. In Paris haben die riesigen Entfernungen Veranlassung gegeben, manchen noch in der Provinz üblichen Brauch abzuschaffen, der sich besonders auf Toilette und Besuche bezieht.

Wir fragen einen gut situierten Pariser: „Sie müssen sich doch während des Winters ausgezeichnet amüsieren? Gehen Sie viel ins Theater?" „„Nein,"" giebt er lächelnd zur Antwort. „Führen Sie Ihre Gattin oft auf große Bälle und Diners?" — „„Selten."" — „Unmöglich! Aber was thun Sie sonst, um sich zu zerstreuen?" „„Wenn wir Lust haben, so trinken wir eine Tasse Thee bei guten Freunden, die alle ihren jour fixe haben. Erscheinen wir nur alle zwei Monate einmal, so nimmt man es uns nicht übel, stellen wir uns drei Wochen hintereinander ein, so erscheint das ganz selbstverständlich!"" —

Ceremonielle Besuche macht man in der Regel nur zwei bis dreimal während des Winters. In einer Stadt, wo jeder so vielseitig beschäftigt ist, kennt man kein Übelnehmen. Die Toilette ist die geringste Sorge, denn der Pariser ist stets so angezogen, daß er sich überall zeigen kann. Eine korrekt gekleidete Frau stört es nicht, in einen Salon einzutreten, wo einige Modedamen ihre Toiletten von Worth bewundern lassen. So findet man bei den abendlichen Zusammenkünften, die sich oft ungemein heiter gestalten, die größten Kontraste. Während der Saison erscheinen die einen im Straßenkostüm, andere in glänzender Balltoilette, bereit, um Mitternacht ein großes Fest zu besuchen. Wohl kommt es vor, daß uns unsere Freunde bei unserer Ankunft zurufen: wir wollten unseren Getreuen nicht absagen, doch Sie müssen verzeihen, wenn wir um zehn Uhr verschwinden — wir müssen dem Empfang im Ministerhotel beiwohnen. Man verzeiht und thut ganz wie zu Hause. Man vertieft sich ins Gespräch, und die vom Rout zurückkehrenden Gastfreunde finden uns noch vollzählig versammelt und können uns hinauswerfen, wenn sie wollen.

Ja, das große, vielverleumdete und geschmähte Paris besitzt so viel Zwanglosigkeit und Gemütlichkeit! Man kann ausgehen und daheimbleiben ganz nach Belieben. Und man bleibt oft nur zu gern daheim, wenn man nach der angestrengten Arbeit des Tages endlich wieder am häuslichen Herde ist.

Man amüsiert sich in Paris mehr als in jeder anderen Stadt. Der Menschenstrom, der bis in die tiefe Nacht hinein die taghell erleuchteten Straßen durchflutet, scheint nur ein Ziel zu kennen: den Genuß; und doch sitzt nach vollbrachtem Tagesmühen so manches Ehepaar friedlich bei der Lampe, im traulichen Gemach, während der Sandmann den Kleinen schon längst die Augen geschlossen hat. Die junge Frau und Mutter sehnt sich durchaus nicht danach, sich in den Strudel von Vergnügungen zu stürzen; sie begnügt sich mit ihren häuslichen Sorgen und ihrem stillen häuslichen Glück, und doch ist sie hübsch und lebenslustig, vielleicht auch etwas eitel, kurz eine echte französische Frau.

Digitized by Google

Das Wahlrecht der Frau.

Von

Helene Mercier.

Ins Deutsche übertragen von Laura Koepp.

Nachdruck verboten.

In der Sitzung vom 13. Februar dieses Jahres ist zum erstenmale im deutschen Reichstage das Frauenstimmrecht zur Verhandlung gekommen; auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Erfurt ist Professor Pierstorff aus Jena nachdrücklich für dasselbe eingetreten.

Noch haben die Bestrebungen, das politische Wahlrecht der Frauen in Deutschland einzuführen, wenig Aussicht auf Erfolg. Nach der Meinung unserer einsichtsvollsten und edelsten Führerinnen liegen auch die Rechte und Pflichten der deutschen Frauen noch auf lange hinaus auf einem ganz anderen Felde als dem der politischen Thätigkeit. Immerhin erscheint es sehr wünschenswert, daß auch die deutsche Frau sich einmal mit diesem Teil der Frauenfrage beschäftige.

Die Gedanken Helene Merciers, der bekannten holländischen Schriftstellerin, die ihre hohe Begabung ganz in den Dienst der sozialen Frage gestellt hat, sind, auch in Bezug auf das Frauenstimmrecht, von solcher Bedeutung, daß es wohl der Mühe lohnt, sie in deutschem Gewande einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen:

* * *

Mehr als ein halbes Menschenalter ist verflossen, seit Stuart Mill sein Buch: „Subjection of Women" „Die Hörigkeit der Frau" veröffentlichte, das Buch, dem wir Frauen einen Ehrenplatz in unserem Hause einräumen sollten. Das Erscheinen des Werkes, das für die Gleichstellung der Geschlechter eintritt, erregte in der gebildeten Welt eine große Aufregung und eine lebhafte Bewegung für und gegen Mill. Auch in Holland wurden seinerzeit verschiedene Schriften veröffentlicht, die ohne das Erscheinen dieses Buches ungeschrieben geblieben wären. Nicht als ob Stuart Mill ganz neue Ansichten entwickelt hätte! Überall war die Frau bereits an dem Lockern der Bande thätig, die Gesetz und Sitte ihr auferlegten. Aus eigenem Antrieb war sie bereits in die gewaltige Strömung hineingekommen, welche die Bildung von gestern von der Bildung der Zukunft trennt. Was Mill ausgesprochen, war bereits die Überzeugung vieler; sie wurde bereits von einzelnen in die That umgesetzt.

Trotzdem dürfen wir uns nicht wundern über den tiefen Eindruck, den Mills Werk machte, denn selbst heute noch können wir sein „Subjection of Women" nicht in die Hand nehmen, ohne zu der Überzeugung zu kommen, daß wir darin ein Meisterwerk über die Frauenfrage besitzen.

Mills Beweisführung ist von ungewöhnlicher Klarheit, seine Gründe sind stets überzeugend. Der Blick, den er nach vorwärts und rückwärts auf die Geschichte der Menschheit wirft, ist weit; er ist tief eingedrungen in die Grundgesetze der bürgerlichen Gesellschaft. Er lehrt uns begreifen, daß wir bei dem Besprechen des Verhältnisses zwischen Mann und Frau an die Wurzel der Bildung rühren. Dabei zeigt er eine bewundernswerte Hoheit der Ausdrucksweise in Behandlung eines Gegenstandes, der heute noch so oft in niedrig herabziehender Weise, mit kindischer Beschränktheit besprochen wird. Seitdem der Schild uns vorgehalten wird, verwunden uns Frauen die Pfeile nicht mehr, die bei unserm Vorwärtsstreben auf uns abgeschossen werden. Unter solchem Führer zu kämpfen, ist ehrenvoll. Wohl wird einmal der Tag kommen, da alles das, was in der Schrift für das Recht der Frau zu vollem Menschentum

Digitized by Google

angeführt wird, Gemeinplatz heißen mag — aber selbst dann noch wird wie ein Edelstein von unvergänglichem Wert die schöne Seite glänzen, auf der Mill eine Ehe zwischen Geistesverwandten — seine eigene Ehe — geschildert hat.

Ein nebensächlicher Umstand hat Subjection of Women zu einem so viel besprochenen Buch gemacht. Eines seiner vier Kapitel gilt der Beantwortung der Frage, ob die Frau die Fähigkeit und das Recht habe, zu allen öffentlichen, sowohl bürgerlichen wie staatlichen Ämtern zugelassen zu werden. Mill antwortet auf die Frage zustimmend und behauptet dabei, es gebe keinen einzigen rechtlichen Grund, der Frau das Wahlrecht vorzuenthalten. Daß letzteres dennoch geschieht, daß man die Frau nicht unter denselben Voraussetzungen und in denselben Grenzen zur Wahlurne zuläßt wie den Mann, erscheint Mill so auffallend unlogisch und ungerecht und dabei so nachteilig für die menschliche Gesellschaft, daß er eine Seite von den zweihundert, die sein Buch ausmachen, zur Widerlegung genügend erachtet.

Indem er bis zur äußersten Grenze des von ihm verteidigten Grundsatzes ging und die augenblickliche, vollständige Gleichstellung von Mann und Frau auch auf politischem Gebiet verlangte, machte er sein Buch für viele zu einem Stein des Anstoßes und reizte manche zu offener Gegnerschaft, die in Bezug auf andere Punkte, z. B. in Verurteilung der Ehegesetzgebung auf seiner Seite waren.

Als man einst an Mill die Frage richtete, warum man in England und Amerika mit Übergehung von vielem, was im bürgerlichen Leben viel leichter für die Frau zu erobern wäre, sogleich den Kampf für das so schwer zu erlangende Wahlrecht der Frau begonnen habe, antwortete er kurz und entschlossen: „Weil ihr, wenn sie erst das Wahlrecht erworben hat, alles andere von selbst zufallen wird." Eine nähere Erläuterung dieser Behauptung giebt er bei der Gelegenheit nicht und läßt dadurch die ohne Antwort, die gerade der entgegengesetzten Meinung sind, nämlich, daß das Wahlrecht nicht die Grundlage der Frauenbefreiung, sondern nur den Schlußstein des Gebäudes bilden dürfe.

Nach meiner Auffassung läßt sich manches zu gunsten letzterer Meinung anführen. In den meisten Staaten Europas und Amerikas wird binnen kurzem das allgemeine Wahlrecht der Männer vorbehaltlich der durch das Gesetz festzustellenden Ausnahmen eingeführt werden. Diese Behauptung kann meiner Ansicht nach weder von den Anhängern noch von den Gegnern der Einführung bestritten werden. Man mag sich über den Sieg der demokratischen Geistesrichtung dieses Jahrhunderts freuen oder betrüben, von beiden Seiten wird das allgemeine Wahlrecht anerkannt als ein auf die Dauer unvermeidlicher Bestandteil der geistigen Strömung, in der wir uns nun einmal bewegen.

Wenn ich nicht irre, ist der Hauptvorwurf, der gegen die allgemeine Einführung dieses Rechtes erhoben wird, der, daß die große Mehrheit der Glieder der niederen Volksklasse geistig zu wenig entwickelt sei, um zu einer selbständigen Wahl befähigt zu sein, und daß bei allgemeinem Wahlrecht gerade diese Volksklasse durch ihre Überzahl den Ausschlag bei jeder Wahl gebe. Wo das allgemeine Wahlrecht eingeführt ist, wird, so behauptet man, eigentlich nicht gestimmt, sondern es wird eine Anzahl von Stimmzetteln von einzelnen in Betrieb gesetzt. Mit Ausnahme derjenigen, welche die niedere Volksklasse auch als Stimmberechtigte am liebsten unmündig sähen, erkennt man doch allgemein Volksbildung als eine der dringendsten Aufgaben einer jeden gebildeten bürgerlichen Gemeinschaft an, Volksbildung sowohl im breiten als im tiefen Sinn und vor allem als soziale Erziehung aufgefaßt. Sobald die mittlere geistige Entwicklung der Glieder des vierten Standes der mittleren Entwicklung der anderen Stände gleich sein wird, wird es von jedem nicht nur als gerecht, sondern auch als außerordentlich wohlthätig für die bürgerliche Gesellschaft empfunden werden, daß diejenigen, welche die Angelegenheiten aller in den Landesvertretungen beraten, nicht nur von einem Teil der Bürger, sondern von allen Bürgern entsandt werden. —

Was nun das Wahlrecht der Frau betrifft, so befindet sich dasselbe augenblicklich noch in einem Stadium, aus dem das Wahlrecht der Männer längst herausgetreten ist. In den Niederlanden ist die Bewegung für das Frauenwahlrecht noch kaum bemerklich; anderswo, namentlich in England und Amerika, tritt sie deutlicher hervor,

Digitized by Google

aber nirgends in Europa hat sie die allgemeine Aufmerksamkeit so weit erregt, daß eine baldige Zuerkennung zu erwarten wäre. [1])

Es würde hier zu weit führen, den Ursachen dieses so viel langsameren Entwicklungsganges nachzuspüren. Es sei darum nur angedeutet, daß der zumeist auf der Hand liegende Grund in der Gleichgiltigkeit gesucht werden muß, welche die Frau im allgemeinen noch für ihre politische Mündigkeitserklärung an den Tag legt, eine Gleichgiltigkeit, die eng zusammenhängt mit dem geringen Interesse, das staatliche und soziale Angelegenheiten überhaupt bei ihr erregen.

Während es Hunderte von Frauen giebt, die in allgemeiner Bildung keineswegs hinter den Männern zurückstehen, die man doch zur Wahlurne zuläßt, kann man die Frauen im ganzen den Männern — die noch nicht Wahlberechtigten einbegriffen — nicht gegenüberstellen, ohne zu erkennen, daß der Mann sich im allgemeinen viel mehr als die Frau mit politischen und sozialen Fragen und Angelegenheiten beschäftigt.

Muß nun unter diesen Umständen nach Vorgang von Stuart Mill und anderen schon jetzt dafür geeifert werden, auch für die Frau die Wahlberechtigung zu erlangen? „Gewiß", meinen manche, „denn ihr die Wahlberechtigung zuzugestehen, wird das beste Mittel sein, um das schlummernde Interesse für Politik bei der Frau zu wecken." Zur Bestätigung dieser Behauptung weist man auf das hin, was man bei Ausdehnung des Wahlrechts der Männer wahrgenommen hat und führt wohl auch die protestantische Kirche in Holland an, die von altersher in der Verwaltung von Waisenhäusern, Versorgungsanstalten neben den Vorsteher die Vorsteherin stellte und die durch diese Zeichen der Werthaltung der Frau warmes Interesse für ihre Lehre und feurigen Eifer für ihre Angelegenheiten einzuimpfen gewußt hat.

Ganz abgesehen von der Frage, ob das Mittel, wenn es zu früh angewendet wird, nicht ohne Wirkung — mit anderen Worten, ob der Stimmzettel nicht unbenutzt bleiben würde, mögen die, die es empfehlen, bedenken, ob auf die Weise nicht ein Recht der Frau, das doch gewiß zu ihrer Befreiung dienen soll, nicht geraume Zeit von ihr — vielleicht unbewußt — gebraucht werden würde, um die ihr angelegten Fesseln fester noch zu schließen; oder droht diese Gefahr etwa nicht, wenn man die Frau, sei es auch zur endlichen Befreiung aus ihrer Unselbständigkeit — als Werkzeug anderer zur Wahlurne treibt?

Der Druck der Verhältnisse und der Einfluß der Geistesströmung der Zeit wird wohl schließlich zur Zuerkennung des Wahlrechts der Frauen führen, lange ehe jede Frau im allgemeinen zu selbständiger Wahl befähigt sein wird. — Da aber, wo der Tag dieser Zuerkennung augenscheinlich noch fern ist, sollte man doch vor allen Dingen bestrebt sein, zu bewirken, daß die Ausübung des Wahlrechtes der Frauen so wenig als möglich die Schattenseite zeige, die augenblicklich noch dem allgemeinen Wahlrecht der Männer anhaftet und die durch die vielen und großen Lichtseiten dieses Rechtes nicht aufgehoben werden kann.

Was ist unter solchen Umständen vorzuziehen: die Bemühung, der Frau das Wahlrecht als eine unreife Frucht in den Schoß zu werfen, oder die Bemühung, sie zur selbständigen Ausübung desselben gründlich vorzubereiten in den Jahren, da die politische Mündigkeitserklärung der Frau noch keine unabweisbare Forderung der Zeit ist?

Es giebt Leute, die auch diese Vorbereitung verwerfen, weil sie in der Gleichgiltigkeit der Frau gegen den Staat und die Staatsangelegenheiten den Beweis sehen

[1]) Es würde für die Frauen und ihre gerechte Sache gewiß kein Glück sein, wenn man das weibliche Geschlecht jetzt blindlings in den heißen Wahlkampf und das unerquickliche Parteigezänke des Tages ziehen wollte, so wünschenswert es auch erscheinen mag, daß einzelne einsichtsvolle und begabte Frauen in den Angelegenheiten des Landes und vor allen Dingen bei den Interessen ihres eigenen Geschlechtes öffentlich mitsprechen dürften. Die Befähigung dazu kann vielen gewiß nicht abgesprochen werden, am wenigsten von dem, der Gelegenheit hatte, der dritten Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins in Darmstadt beizuwohnen und der dabei die Überzeugung gewonnen haben muß, daß es auch den Frauen sehr gut möglich ist, sich in parlamentarischen Formen zu bewegen, daß auch die deutschen Frauen logisch zu denken und sich klar und gewandt auszudrücken vermögen und last not least, daß viele Frauen das Für und Wider einer Sache objektiv und frei von jeder persönlichen Empfindlichkeit zu behandeln vermögen. — Anmerkung der Übersetzerin.

Digitized by Google

wollen, daß für sie der Tag der Mündigkeitserklärung niemals anbrechen wird. Diese Leute vergessen, welchen Zuständen und Verhältnissen das geringe Interesse der meisten Frauen für das, was außerhalb ihres Bereiches liegt, entspringt: Zustände und Verhältnisse, deren letzte Spuren, wie Stuart Mill allerdings überzeugend dargethan hat, jeder Kulturstaat möglichst bald zu verwischen bestrebt sein sollte. Das gewaltsame Zurückhalten der Entwicklung des Gemeinsinns, der unser gegenwärtiges Leben mehr und mehr charakterisiert, scheint uns ebensowenig der weiblichen Natur entsprechend wie wohlthätig für die Gemeinschaft zu sein.

Wahrhaftig, nicht nur um ihrer selbst willen muß die Frau die Gesetze kennen und sie an den Forderungen der Zeit prüfen lernen, muß sie einsehen lernen, was von der Frau erduldet wird, erduldet auf dem Felde der Lohnarbeit, wo man für ebenso große und ebenso gute Arbeit der Frau geringeren Lohn zahlt als dem Mann, erduldet in der bürgerlichen Gemeinschaft, wo nicht derselbe Maßstab an die Sittlichkeit beider Geschlechter gelegt wird, erduldet im ehelichen Leben, wo der rohste und gemeinste Trunkenbold Herr und Gebieter seiner Frau ist; erduldet von so mancher Unverheirateten ein ganzes Menschenleben lang, weil sie in ihrer Jugend sich nicht durch vollständige und gleichmäßige Ausbildung ihrer Anlagen ausrüsten konnte für den Kampf ums Dasein, den kein Gesetz ihr erspart.

Man frage nicht, wozu der Frau die Kenntnis von dem allen dienen soll, solange sie nicht zu den Wahlberechtigten gehört. In dem Buche, von dem wir ausgegangen sind, behauptet Stuart Mill, Gesetze würden niemals verbessert werden, wenn es nicht eine große Anzahl Personen gäbe, deren sittliches Gefühl besser ist als die bestehenden Gesetze, was mit andern Worten sagen will, daß schlechte Gesetze, die das sittliche Gebiet berühren, dem Drange des Herzens und Gewissens der Nationen gegenüber ohnmächtig werden. Zur Verstärkung dieses Dranges vermag die Frau, die mit ihrer Zeit lebt, unendlich viel; das ist der Weg, auf dem sie, auch ohne Stimmzettel, die Durchsicht der Gesetze, die sie bedrücken, vorbereiten kann, das ist auch der Weg, der sie mit Sicherheit der Gewährung des Wahlrechtes entgegenführt.

Es giebt aber auch noch eine andere Schule, die wir Frauen durchlaufen müssen, um zum Wählen fähig zu werden. Wir müssen unsere Menschenkenntnis erweitern, weil bei der Wahl von Abgeordneten uns Frauen die gewöhnlichen politischen Parteinamen nichts nützen können, besonders nicht, wenn wir in diesen Abgeordneten Vertreter der Interessen unseres Geschlechtes suchen. Liberalismus in der Politik ist leider nicht gleichbedeutend mit Gerechtigkeit gegen die Frau. Es giebt Vollblut-Radikale, die in Bezug auf die Stellung der Frau in ihren Ansichten ganz zurückgeblieben sind. Nicht von den scharfsinnigsten Köpfen, aber von den edelsten und höchstgestimmten Geistern hat die Frau Hilfe auf dem gesetzgebenden Gebiet zu erwarten. Nur in dem Mann mit hoher Lebensauffassung darf sie einen Bundesgenossen sehen, und zur Beurteilung der mannigfaltigen sozialpolitischen Streitfragen ist unbedingt die Kenntnis der Menschen und Verhältnisse sowie Selbständigkeit des Urteils notwendig.

Muß ich mich zum Schluß meiner Betrachtung entschuldigen über die Anmaßung, einem Denker wie Stuart Mill widersprochen zu haben? Ich glaube nicht. Mill selbst hat wiederholt darauf gedrungen, daß die Frau sich über ihre eigenen Interessen aussprechen soll. Durch Verschiedenheit der Meinungen in einzelnen Punkten wird der Dankbarkeit und aufrichtigen Verehrung gegen einen Autor nicht der mindeste Abbruch gethan. Lassen Sie mich als Beweis dieser Verehrung zum Schluß den herzlichen Wunsch aussprechen, durch meinen Widerspruch vielen meiner Leserinnen Veranlassung gegeben zu haben, wieder einmal, wenn nicht zum erstenmale — die Schrift zur Hand zu nehmen, von der ich ausgegangen bin, „Die Hörigkeit der Frau“[1]), die wir Frauen nicht in unserem Geist verarbeiten können, ohne dem Ziele, das die Verteidiger des Frauen-Wahlrechts im Auge haben, viel näher zu kommen, als durch unmittelbare Zuerkennung dieses Rechtes. —

[1]) In deutscher Übersetzung von Jenny Hirsch.

Digitized by Google

Luise Westkirch.

Von

Dr. Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Ein vorwiegend lyrischer Zug war früher aller Frauendichtung eigen. Die Frau, die einem Gebote des Herzens folgend zur Feder griff, mußte das Wesenhafte ihrer Welt im eigenen Herzen finden. Das innere Auge konnte ihr, deren Leben sich still innerhalb der Wände eines Hauses abspielte, eine ganze reiche Welt offenbaren; ihrem leiblichen Auge zeigte sich nur ein kleines, dürftiges Segment der Außenwelt. Vor den Straßen, in denen die Not und das Elend wohnt, vor den Häusern, in denen das Laster seine Flitterfeste feiert, stand für sie der Wächter der guten Sitte und rief ihr, ohne nach dem Grunde ihres Kommens zu fragen, barsch sein Zurück! zu.

Auch darin spiegelt die Litteratur ein Stück moderner Entwicklungsgeschichte: der äußere Gesichtskreis der dichtenden Frauen ist ein weiterer geworden; sie haben sich die objektive, realistische Epik erobert. Ein großes Talent zwar wie Maria Janitschek verdichtet auch heute ganz lyrisch nur das Begehren und Wollen des eigenen Herzens zu epischen Gestalten, aber mit klarem suchenden Auge mustert Marie von Ebner Eschenbach die fremden Menschen, die ihr das Leben zuführt, und auch eine Luise Westkirch geht forschend Wege, die Frauen sonst zaghaft umgingen.

Luise Westkirch kennt die Straßen, in denen das Elend wohnt. Sie weiß, daß der Kampf ums tägliche Brot geübte Fäuste und feste Nerven fordert, und daß trotz beidem das Brot doch einmal ausbleiben kann. Sie hat mit eigenen Augen gesehen, daß die Tugend nicht ein Schild ist, hinter dem man sich ducken kann, nicht ein Wagen, in den man sich bequem hineinsetzt, um dem lieben Gott die Zügel zu überlassen, — daß sie erkämpft und verteidigt sein will. Sie ist mutig die engen vier Treppen hinaufgestiegen, um die arme, häßliche Nähterin zu besuchen, der ein roter Shawl das Allerbegehrenswerteste scheint und die dann später mit dem roten Shawl um den Hals aus dem Wasser gezogen wird. Sie ist in Arbeiterwohnungen eingekehrt, in denen schmutzige, verwahrloste Kinder auf der Diele spielen, und sie ist auch dann nicht geflüchtet, wenn der Mann am Löhnungstage betrunken heim kam, und brutale Scenen sich abspielten. Sie scheut die heftigen, erregten Auftritte nicht, in denen der Mensch unbekümmert um Scham und Sitte, ungestüm der Leidenschaft den Schleier abreißt: wenn Arbeiter durch langen Ausstand erbittert die Fackeln anzünden, das Fabrikgebäude einzuäschern und die Schwadron heransprengt; oder wenn ein altes Mädchen in das brennende Zimmer stürzt, um das Kind, das sie vernachlässigt, aus den Flammen zu retten; oder ein verlumpter Lieutenant die glimmende Bombe, die ein Anarchist legte, in der Hand, hin zum Flusse stürzt — sie liebt diese Scenen, weil sie sie plastisch, überzeugend zu gestalten weiß.

Das eigene Leben freilich hat sich ihr nicht gewaltsam und nicht ungewöhnlich gestaltet, es hat ruhigen Verlauf genommen. So schreibt sie uns selbst: „Ich bin in Amsterdam als Tochter eines Großkaufmanns geboren. Als ich $2^1/_2$ Jahre alt war, gab mein Vater sein Geschäft auf, oder vielmehr, zog sich zurück auf einen reizenden kleinen Besitz in der baierischen Pfalz. Dort habe ich meine besten Kindheitsjahre verlebt. Er starb aber schon als ich sieben Jahre alt war. Meine Mutter zog dann mit mir nach Mainz, dann nach Wiesbaden, wo ich die Schule besuchte, und zuletzt nach Hannover, wo wir jetzt noch sind. Ich war ein Jahr in Nancy in einem

Digitized by Google

Pensionat und habe mein Lehrerinnenexamen gemacht. Und jetzt leben wir in einem Kreis netter, lieber Menschen in Hannover in einer gemütlichen Häuslichkeit, die wir alle Jahre auf ein paar Wochen verlassen, um ein Stück Welt zu sehen. Das sind die äußeren Erlebnisse alle; die inneren — berichtet man eben nicht." Was aber die Künstlerin verschweigt, verraten ihre Werke; was Luise Westkirch auf den Weg geführt hat, den sie in ihren Dichtungen beschreitet, den Weg, an dem auch das Elend wohnt und die Not, das ist — die Liebe. Nicht die Liebe freilich, die Herzblättchens Zeitvertreib ist, die als Schmetterling von Blume zu Blume gaukelt oder sich auch als Biene festsetzt und süßen Saft saugt, auch nicht nur die Liebe des Künstlers, der Schaffensdrang ist, sondern die Liebe, die Mitleiden ist und Helfenwollen.

Diese Liebe steht ihr im Mittelpunkt der Welt, zum mindesten im Brennpunkt der eigenen Weltanschauung. Sie ist ihr inneres Erlebnis. Auf die Fragen, die sie beschäftigen, ist sie ihr Antwort, und das Wort, das einer Sage nach der greise Johannes immer und immer wiederholt haben soll, „Kindlein, liebet einander," ist ihr Trost und Gebot. „Die Liebe", so hat sie selbst geschrieben, „ist der Maßstab, an dem der sittliche Wert jedes einzelnen Menschen sich mißt, der Wert ganzer Gesellschaften und Überzeugungsgemeinschaften. Sie war und ist und bleibt das bewegende Element in der Geschichte; alles Große und jeder Fortschritt stammt aus ihr."

Diese Liebe ist auch der Maßstab, an dem sie Frauenherzen mißt. Frauenschicksale haben sie als Frau am tiefsten ergriffen, und ihr nachdenklicher Roman „Aus dem Hexenkessel der Zeit"[1]) führt den Untertitel „Frauenschuld und Frauengröße" nicht umsonst. Luise Westkirch ist weit davon entfernt, den Lebensberuf einer jeden Frau in dem Gattin- und Muttersein zu suchen; für die mädchenhafte Gestalt einer Marie Winter hat sie warm sympathische Farben; aber der Frau, an die Liebe herantritt, macht sie Liebe zur Pflicht. Über Frauenschuld und Frauengröße richtet als höchstes Gebot die Liebe. Sie hat die Frau verurteilt und elend zu Grunde gehen lassen, die nicht die Kraft ihrer Liebe hat und dem Mann, den sie liebt, nicht verzeihen kann. Sie hat wie Anzengruber in seinem „Vierten Gebot" der Tochter recht gegeben, wenn sie bei Wahl ihres Gatten der Stimme ihres Herzens selbst gegen den Befehl ihrer Eltern folgt — auf daß es ihr wohlgehe auf Erden. Sie fordert voll den Mut der Liebe. Im „Hexenkessel der Zeit" und auch in einer Novelle hat sie das Problem aufgegriffen, daß Furcht vor Elend und Armut ein Mädchen von der Seite des Mannes scheucht, zu dem sie ihr Herz hinzieht, und sie hat das Problem beide Male in ganz demselben Sinn beantwortet: die Furcht vor dem Elend treibt dem Elend in die Arme, die Furcht überwinden heißt das Elend überwinden; denn Liebe ist Kraft. Freilich auch in dem anderen Sinne, daß sie vernichtet, wo ihr Feuer nicht rein ist: das Schicksal der Florence.

Und fast nur als ein Teil dieser allgemeinen Liebe erscheint die künstlerische Liebe bei ihr. Und doch kennzeichnet gerade die ihre Eigenart. Sie steht ihren Geschöpfen nicht gegenüber wie ein Schöpfer, der seine Sonne gleichmäßig scheinen läßt über Gerechten und Ungerechten: sie ergreift Partei. Wenn ein Fahrke über Erwin triumphiert, dann klingt Unmut aus dem Tone der Erzählerin heraus, und wenn sich die schwankende Menge gegen Erwin erhebt, dann leidet sie mit ihrem Helden. Die Eigenart ihrer künstlerischen Liebe ist es auch, die sie bestimmt, ihre Geschöpfe nicht freizugeben, sie nicht allein ihre Straße ziehen zu lassen. Treu, mit fast mütterlicher Fürsorge, begleitet sie sie, erklärt ihre Handlungen und bespricht, wie ihnen ums Herz sein muß, während sie den einen oder anderen Entschluß fassen. Aber diese subjektiven Bemerkungen, die sie als Erzählerin aus ihrer Stimmung einflicht, gehören zu den schönsten Partien ihrer Werke.

Was sie, deren Leben sich so einfach und scheinbar so sorglos gestaltet hat, dazu geführt hat, in ihren Büchern die Armut und das Elend, vor allem die Not der Fabrikarbeiter aufzusuchen, das ist eben auch diese Liebe gewesen, die Mitleid ist und Helfenwollen. Von diesem Standpunkt hat sie das Problem behandelt und dieser

[1]) Berlin 1894. Schall und Grund.

Digitized by Google

Standpunkt bedingt beides, die Stärke und die Grenze ihres Könnens; mit jedem Male aber, mit dem sie zu dem Problem zurückkehrte, hat sie diese Grenze weiter zurückgeschoben. In drei größeren Erzählungen „Die Basis der Pyramide“,[1]) „Aus dem Hexenkessel der Zeit“ und „Ein moderner Märtyrer“ steht Arbeiterelend und, daraus resultierend, die Geschichte eines Streiks im Mittelpunkt. Naturgemäß wurden ihr,

Luise Westkirch.

deren Herz für die Bedrückten schlug, zuerst die Arbeiter zu Helden der Erzählung, und ebenso naturgemäß mußte die Lösung eine rein äußerliche sein. In der Basis der Pyramide beschließen die streikenden Arbeiter Bomben im Ofen zu verstecken, um die Neugeworbenen zu vernichten und den Besitzer, der selbst die Feuerung anlegen will, zu töten. Aber der junge Mensch, den das Los zur That bestimmt, sieht nächtlicher Weile den Herrn in seinem Arbeitszimmer sorgenbedrückt dasitzen, und steht von der That ab, so daß sich die anderen fügen müssen. Und ebenso zufällig ist

[1]) Verlag von Alexander Duncker Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

die Lösung im Hexenkessel der Zeit: der Besitz der Fabrik geht im entscheidenden Augenblick in andere Hände über. Luise Westkirch hat in beiden Fällen die Lösung nur versucht, nicht durchgeführt, weil sie naturgemäß nicht lösen konnte, was unserer Zeit bisher zu lösen versagt blieb. Und wäre es ihr gelungen, so wie sie das Problem anfaßte, wäre die Lösung eben doch nur eine nationalökonomische, noch nicht eine künstlerische gewesen. Darum bezeichnet ihr neuer Roman einen so großen Fortschritt über ihre vorhergehenden Arbeiten, weil sie statt auf die vielen ihr Interesse auf den einen konzentrierte und ihm die Aufgabe, die sie selbst erfüllte, zur Herzenssache machte und somit das Problem zu einem innerlichen werden ließ. Gleichgiltig, welche materiellen Schwierigkeiten sich einem Erwin Relling immer wieder entgegenstellen werden, genug, wenn er den Kampf in sich ausgekämpft hat! Und siegte in ihren vorangehenden Büchern trotz aller Liebe, die sie in ihren Stoff hineintrug, schließlich nur der Zufall, so siegt diesmal in Wahrheit die Liebe, ihre Liebe.

Bezeichnete das litterarische Auftreten Luise Westkirchs in der Frauenlitteratur deshalb einen Fortschritt, weil sie mit anderen künstlerisch der Außenwelt Meister zu werden trachtete und das äußere Leben zu gestalten unternahm, so ist der Fortschritt, den sie über ihre ersten Arbeiten hinaus gemacht hat und der ihr weiterhin vorbehalten bleibt, der, das Äußere rein innerlich zu erfassen.

Achensee.

Ein herrlich Märchen, das der liebe Gott
In einer Sonntagsstunde froh ersann,
Ruhst du smaragdener See, vom Wächtervolk
Der alten grauen Berge treu behütet.

Wenn Sommerpracht um deine Ufer spielt,
Dann bist du schön, doch schöner noch, viel schöner,
Wenn still der Herbst auf deinen Wassern träumt
Und goldne Einsamkeit sich in dir spiegelt.

Dann ist es mir, als dränge durch die Luft
Ein tiefes Atmen, und ich weiß, da oben
Neigt sich ein Haupt aus blauen Himmeln nieder,
Und lauscht wie ich, dem Wunder deiner Schönheit — — —

Maria Janitschek.

Digitized by Google

Mädchenerziehung im Backfischalter.

Von

Alma Baurr.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 695 und Schluß.)

Die Erziehung im Backfischalter soll drittens in dem jungen Mädchen diejenigen Charaktereigenschaften entwickeln, die dasselbe für den Kampf mit dem Leben befähigen, ohne doch die Gemüts- und Herzensbildung zu vernachlässigen. — Wenn von der Bildung des Charakters die Rede ist, so hüte der Erzieher sich vor der Illusion, als vermöge er das Sein und Wesen des Zöglings dem ihm vorschwebenden Menschheitsideal gemäß von Grund aus umzuformen. Nur im Roman vollzieht sich die Umkrempelung des inwendigen Menschen in sein Gegenteil — oft mit verblüffender Geschwindigkeit. In der Wirklichkeit dürfte das französische Sprichwort recht behalten: Chassez le naturel — il revient au galop. Der Mensch wird im allgemeinen genau das, wozu er von Haus aus veranlagt ist, und nur modifizierend kann die Erziehung eingreifen, dem Gärtner gleich, der die wilden Schößlinge beschneidet, edle Triebe pflegt, das schwanke Bäumchen stützt, es gießt und düngt und ihm häßliches Gezieser von den Blättern liest.

Betrachten wir die Backfischjugend nach der Seite ihrer Charaktereigenschaften, so fallen uns bei aller Verschiedenartigkeit der einzelnen Individuen gewisse dem ganzen Typus gemeinsame Untugenden ins Auge, deren Bekämpfung Aufgabe der Erziehung sein wird. Es sind dies der Überschwang der Gefühle, verbunden mit einer großen Illusionsfähigkeit, Unlust zu ernster geregelter Thätigkeit, Oberflächlichkeit, Eitelkeit, Mangel an Ordnungssinn.

Das Backfischalter ist das Alter der Superlative, der schmückenden Beiwörter und der starken Antipathien und Sympathien. Die Menschen sind entweder „himmlisch“ oder „unausstehlich“. Um geringfügiger Dinge willen strömt eine Thränenflut, und kolossale Heiterkeit bricht aus, wo der verständige Mensch kaum ein Lächeln findet. Nun, ein wenig Überschwänglichkeit dürfen wir den holden Sechzehnjährigen zu gute halten, — das Leben setzt nur zu bald seine Dämpfer auf — und die Jugendkraft und Lust muß ein Ventil haben, durch welches sie ausströmen kann. Einem Zuviel des Guten möchte aber doch gewehrt werden, besonders dem ebenso beliebten wie ungesunden Anschwärmen bestimmter, der superlativischen Verehrung nicht immer ganz würdigen Personen und Gegenstände. Mit einem Wasserstrahl fröhlichen Spottes werden niederschlagende und abkühlende Wirkungen erzielt; denn abgewöhnen werden wir den Backfischen das Schwärmen nicht — ebensowenig wie dem Sekundaner das Drechseln schauderhafter Verse an die heimlich Geliebte.

Ernsthafter zu nehmen ist die Neigung des Backfisches, sich seinen stets wechselnden Stimmungen hinzugeben. Am Morgen kreuzfidel und ausgelassen bis zur Tollheit, am Nachmittag verdrießlich, mißgelaunt, unfreundlich gegen jedermann — kein Mensch weiß warum. Die Familie befindet sich hier im Stande der Notwehr und ist vollberechtigt, die zeitweise Ausschließung eines so unliebenswürdigen Gliedes zu verfügen. Launische Kinder gehören nicht ins Familienzimmer. Mögen sie in der Küche oder sonstwo Aufenthalt nehmen, bis der böse Geist ausgefahren ist, — was in der Einsamkeit merkwürdig schnell sich vollzieht. — Eine Mutter, der es gelingt, der Tochter das Schmollen und die Launen gründlich abzugewöhnen, thut dieser selbst und allen, welche später auf ihren täglichen Umgang angewiesen sind, den denkbar größten Gefallen.

In das Kapitel vom Überschwang der Gefühle gehört auch die Gepflogenheit des Backfisches, die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens tragisch zu nehmen. Gerade die Frau sollte das nicht thun. Ihr ganzes Dasein ist ein Kampf mit dem Kleinkram

Digitized by Google

des Lebens, — ach, welch aufreibender, ermüdender Kampf! Warum ihn unnötig erschweren durch ein beinahe krankhaftes Versenken in alle seine Einzelheiten, wie junge des Leides ungewohnte Gemüter zu thun pflegen. Warum nicht lieber nach dem Rezept der Frau Rat „den Teufel hinunterschlucken, ohne ihn erst lange zu begucken", ist er aber herabgewürgt, seiner nicht weiter gedenken.

Auch körperliches Ungemach gelassen ertragen lernen ist ein Ziel der Mädchenerziehung. Wir Frauen haben das im späteren Leben hochnötig. Der Deutsche ist zu arm und wird es voraussichtlich auf lange hinaus bleiben, um seiner Hausfrau nicht ein starkes Teil persönlicher Arbeitsleistung zumuten zu müssen, weshalb es auch in den unangenehmsten Körperzuständen gilt, der Familie und dem Haushalt gegenüber voll und ganz seine Pflicht zu thun.

Nicht minder groß sind die Anforderungen an die tägliche Leistungsfähigkeit selbständig erwerbender Frauen, und wenig fragt der brutale Daseinskampf nach zeitweiser Indisposition. Wie gut, wenn sie alle, die in und außerhalb der Ehe Lebenden, durch eine verständige Erziehung frühe an Leib und Seele abgehärtet wurden.

Allerdings bedarf das Mädchen in den Entwicklungsjahren vielfach der Schonung. Sie werde ihr liebevoll und sorgfältig zu teil; nur sei im Familienkreise oder dritten Personen gegenüber nicht viel von etwaigen Leiden die Rede, und ebensowenig finde übertriebene Rücksicht auf dieselben statt.

„Leid', meid', schweig' und ertrag';
Deine Not niemand klag'"

ist ein ganz passender Stammbuchvers für diejenige, die nach Schopenhauers, des ungeheuerlichen Beurteilers der Frauen — pardon, der „Weiber" — Meinung „die Schuld des Lebens mehr durch Leiden abträgt, denn durch Thaten."

Groß ist die Illusionsfähigkeit des Backfischalters. Wie die „trefflichen Vögel" an der Guanoküste (siehe Scheffel), so erschauen unsere Mägdlein in des Lebens Maienblüte die Zukunft im rosigsten Lichte, trotz aller gegenteiligen Erfahrungen bekannter Leute — sie werden die Sache ja weit klüger anfangen — und besonders dann, wenn reichliche Romanlektüre ihnen das Bild des wirklichen Lebens verschoben hat. Sehr schwer geht ihnen die Erkenntnis ein, daß die Dichtkunst nach anderen Gesetzen arbeitet, als das Leben, welches mit einer greulichen Dissonanz da zu schließen pflegt, wo im Buche die Geschicke der Helden sich harmonisch fügen.

Ein energisches „Sieh unter dich!" ist angezeigt. Sieh den armen Lazarus! Von Schmerzen gepeinigt liegt er in seiner Hütte ohne Aussicht auf Genesung. Vergleiche dein Los mit dem der Fabrikarbeiterin, der in der Hausindustrie bei miserablem Lohn beschäftigten weißen Sklavin! Gedenke des kaum elfjährigen Mädchens, welches in der schulfreien Zeit die Kinder fremder Leute hütet und in einer seine Kräfte oft weit übersteigenden Weise zu häuslichen Dienstleistungen herangezogen wird! Ist dein Leben nicht reich und schön neben dem ihren?

Neben dem Hang zur Unzufriedenheit finden wir im Herzen unserer jungen Töchter eine bedenkliche Unlust zu ernster, geregelter Thätigkeit. Der Schulzwang gehört der Vergangenheit an. Man ist eine junge Dame geworden mit allen Ansprüchen und Rechten einer solchen; nach der landesüblichen Anschauung beginnt nunmehr die Wartezeit auf einen Mann — zu den statistisch bewiesenen 40 Prozent, welche übrig bleiben, wird man ja nicht gehören — ach wie gerne möchte man das junge Leben ein wenig genießen, in süßen Träumereien und halbem Nichtsthun die Zeit vertändeln. Denn erst jenseit der Backfischjahre pflegt dem in beschäftigtem Müßiggang dahinlebenden Mädchen das Gefühl der Zwecklosigkeit seines Daseins zu kommen.

Die verständige Mutter wird den Hang zur Unthätigkeit im Keim ersticken, im Sinne der an früherer Stelle gegebenen Winke dem Kinde ein geregeltes Wirken im Haushalt zuweisen, seinem Geiste angemessene Nahrung spenden und ihm, wenn Neigung und Notwendigkeit darauf hinweisen, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Berufsbildung ermöglichen. Die Devise des Allgemeinen deutschen Frauenvereins: „Die Arbeit ist Pflicht und Ehre auch des weiblichen Geschlechts" werde Wahlspruch des deutschen Hauses. Nur so erziehen wir ein Frauengeschlecht, das arbeitsfroh und

Digitized by Google

innerlich befriedigt Achtung empfindet vor jeder ehrlichen Arbeit und vor jeder Frau, die sie verrichtet. Wie die Verhältnisse heute liegen, bezieht das Wort „Arbeit adelt" sich leider nur auf den Mann. Das um den Erwerb ringende Mädchen, mag sie beruflich noch so tüchtig und von Charakter unantastbar sein, sinkt in der Schätzung der sogenannten guten Gesellschaft sozial unter die Haustochter herab, deren einziges Verdienst oft darin besteht, daß sie die Früchte des väterlichen Fleißes verzehren hilft.

Urteilen gereifte Menschen so unbillig, wie kann es wunder nehmen, wenn der Backfisch noch nicht hindurch gedrungen ist zu der Erkenntnis, daß das Kleid nicht den Mann macht. Alles, was hübsch aussieht, gut angezogen ist und in behaglichen Vermögensumständen lebt, flößt ihm unbegrenzte Hochachtung ein, das Häßliche und Unscheinbare, das Arme, Kranke, übel Gestaltete zunächst einen instinktiven Widerwillen, verbunden mit dem Verlangen, so unerfreulichen Erscheinungen aus dem Wege zu gehen. — Nein, mein Kind, nicht aus dem Wege gehen, aufsuchen sollen wir die Enterbten des Schicksals; beim Anblick ihres Elends nicht nach dem Schnupftuch greifen, auch nicht bloß ins Portemonnaie, damit der Riß notdürftig verkleistert und das Jammerbild unserm Gesichtskreis entrückt werde, — wir sollen vielmehr die Ursachen der Not ergründen und sie mit allen Mitteln zu heben suchen, auch den, dem wir geholfen, im Auge behalten, damit er vor neuem Versinken bewahrt bleibe.

Nicht frühe und nachdrücklich genug können in unserer Zeit der klaffenden sozialen Gegensätze die jungen Töchter mit dem Bewußtsein erfüllt werden, daß die Günstlinge des Geschicks das harte Los der Enterbten freiwillig zu mildern haben, und angesichts des Massenelends hat auch die sehr bescheiden Situierte sich diesen Günstlingen zuzuzählen. Wie von selbst fallen von dem jungen Mädchen in der persönlich geübten Armen- und Krankenpflege die übertriebenen Ansprüche an das Leben ab. Bescheidener, vielleicht auch ein wenig geduldiger wird es aus der sozialen Schulung hervorgehen.

In Bezug auf die notorische Eitelkeit unserer holden Sechzehnjährigen gestehe ich, daß die etwas Eitlen (bitte ja den Nachdruck auf „etwas" zu legen) mir lieber sind, als die, denen es „furchtbar gleichgiltig" ist, wie sie aussehen. Die letztere Kategorie befindet sich in der Minderheit, aber sie ist vorhanden, und ihr pflegt es den Frieden nicht zu stören, wenn auch die Brosche schief sitzt, der Rock ein paar Flecke aufweist und das Schürzenband hinten mit Nadeln zusammengesteckt ist. Der Mangel an Eitelkeit zeitigt bisweilen ein saloppes Äußeres, und äußere Vernachlässigung läßt mit einigem Recht auf fehlende innere Disziplin schließen.

Peinliche Sauberkeit im Anzug dürfen und müssen wir von dem jungen Mädchen verlangen; auch das Morgengewand sei allezeit „reinlich und zweifelsohne", eine Morgenhaube werde nur dem Wortlaut, nicht dem Begriff nach, gekannt, und der Inhalt der Kommode, das Interieur des Mädchenzimmers entspreche der sorgfältig gehaltenen äußeren Erscheinung. Zeitweise aber unregelmäßig erfolgende Revisionen sind angezeigt, im Beisein des Kindes natürlich, niemals aus Neugier. „Die Mama spioniert!" ist ein böses Wort und erschlägt mit Keulen das Vertrauen, des Kindes köstlichste Gegengabe für alle mütterliche Lieb' und Treue.

Der Hang des Backfisches, zu großen Wert auf die Herstellung seiner kleinen Person zu legen, insonderheit das feurige Studium des Modejournals ist einzuschränken. Gerade betreffs der Mode sollten die Kinder baldmöglichst auf den Standpunkt des vernünftigen und gebildeten Menschen gebracht werden. Der Vernünftige giebt für Kleider nicht mehr aus, als seine Finanzlage gestattet. Er kargt nicht am Essen und unterläßt notwendige Anschaffungen im Haushalt, damit überflüssige Toilettengegenstände auf die Beine kommen; er findet nichts schön, bloß darum, weil es Mode ist; er schwimmt aber auch nicht gegen den Strom, weil er nichts damit erreichen würde als das Gaudium loser Gassenbuben. Wir werden die Exzentrizitäten der jeweiligen Mode zwar verachten, ihre Grundform jedoch adoptieren.

Ein kurzes Wort über das Tanzen als die schönste Gelegenheit zur Entfaltung des Kleiderluxus sei hier verstattet. Neben unverständigen Eltern, die ihren Backfischen dieses Vergnügen im Übermaß gestatten, stehen eine Anzahl ernst gerichteter, die es ihnen, gleichviel aus welchem Grunde am liebsten ganz untersagen möchten.

Digitized by Google

Das ist wohl ebensowenig das Richtige. Der Erzieher soll den Zögling nicht in die Lage bringen, sich als Märtyrer zu fühlen; und ein junges Mädchen zwischen sechszehn und achtzehn, das nicht tanzen darf, könnte mit einigem Rechte dem Verbot entgegenhalten: sämtliche alte und moderne Kulturvölker gaben und geben der inneren Fröhlichkeit durch die rhythmischen Verschlingungen des Tanzes Ausdruck — selbst weiland König David hat aus diesem Grunde vor der Bundeslade getanzt, noch dazu als gereifter Mann —; die Wilden in den entlegensten Erdwinkeln führen ihre Tänze auf, also muß es doch wohl in der menschlichen Natur begründet sein, daß sie bisweilen das Bedürfnis empfindet, sich nach dem Rhythmus der Musik coram publico im Kreise zu drehn. So dürfte, wie auf allen Gebieten der Pädagogik auch hier ein mäßiges Gewähren dem gewaltsamen Unterdrücken vorzuziehen sein. „Saure Wochen, frohe Feste," sagt Goethe. Sind die sauren Wochen ernster Pflichterfüllung vorangegangen, so gönne man der Jugend gern ein Tänzchen. Doch sei allezeit das Vergnügen flüchtige Episode, niemals Daseinszweck. Auch verursache es geringen Kostenaufwand. Sehr oft mag das Backfischlein in demselben weißen Fähnchen auf das Tanzvergnügen gehen. Es wird sich ebenso „himmlisch" amüsieren wie die kostspielig gekleideten Genossinnen, wenn es leicht tanzt, liebenswürdig plaudert und — ein wenig hübsch aussieht. Die Mama könnte zur Aufklärung der Honoratioren etwa in einem Damenkaffee, wenn gerade die Toilettenfrage mit Sachkenntnis und epischer Breite abgehandelt wird, die Bemerkung einwerfen: „Meine Tochter erhält zu der bevorstehenden Festlichkeit kein neues Kleid. Einmal ist das alte noch brauchbar, zweitens erlauben unsere Mittel keinen Kleiderluxus." — Der Mensch als geborenes Herdentier wartet bisweilen nur auf einen vernünftigen Leithammel, um auch seinerseits vernünftige Bahnen zu wandeln. Wenn Doktors Marie in dem getragenen Kleide vom Ball wieder kommt, warum sollte Bürgermeisters Else nicht ein Gleiches thun? Ich meine, die gebildete Frau erfüllt eine soziale Mission, wenn sie in unserer Welt des Flitterscheins durch ihr und der Ihren Beispiel die Anspruchslosigkeit verkörpert.

— — — Vor einiger Zeit konnte man in einem Leipziger Blatte lesen, in Insterburg habe sich ein Verein gegen Klatschsucht gebildet, und es war des Näheren ausgeführt, auf welche Weise die Gründer ihre Absicht zu erreichen hofften. Man macht so gern dem weiblichen Geschlecht diesen Fehler zum Spezialvorwurf — mit wieviel Berechtigung bleibe dahingestellt — und mir kam in den Sinn, der gewiß sehr richtige Gedanke der Insterburger werde die wirksamste Ausführung erfahren, wenn jede Familie für sich einen Verein gegen Klatschsucht bildet, etwa mit folgendem Programm:

§ 1. Die Mitglieder verpflichten sich, nie ein gehässiges Wort über ihre Mitmenschen fallen zu lassen, auch dann nicht, wenn sie ihnen wehe thaten.

§ 2. Hören sie lieblose Urteile, so haben sie niemals einzustimmen, auch wenn dem Sprechenden die Berechtigung zum Unwillen zugestanden werden muß. Sie haben vielmehr im Sinne des 8. Gebotes alles zum Besten zu kehren, indem sie den Zornigen besänftigen und einen Ausgleich herbeizuführen suchen.

Dieses Programm, den Kindern durch die Eltern vorgelebt, nicht vordoziert, wird seines Eindrucks auf das empfängliche Gemüt der Jugend nicht verfehlen. Es wird den milden, gerechten Sinn in ihr großziehen, der zu verstehen sucht, ehe er verurteilt.

Nur im Notfall dürfen wir dem Nächsten weh thun. Unsere Mädchenjugend aber ebenso wie die des anderen Geschlechts nimmt es nicht eben genau mit den Gefühlen anderer Leute. Unter Geschwistern besonders findet sich oft ein ewiges Schrauben und Aufziehen, ein Bloßlegen der Schwächen anderer, ein häufiges Zurückkommen auf abgethane Dinge in neckender, scheinbar harmloser Form, doch oft mit recht bittrem Stachel. Geht dann der andere hin und klagt, so heißt es: „Ach Gott, es war nicht bös gemeint!" ‚Selbstverständlich nicht! Weiter fehlte nichts, als daß es auch noch bös gemeint wäre.' Der sogenannte Scherz that aber dem Betroffenen weh. — C'est le ton qui fait la musique. Dem weiblichen Element liegt es ob, den Grundton anzugeben, auf welchen der Verkehr der Familienglieder untereinander zu stimmen ist. Dieser Ton aber sei jetzt und allezeit die Liebe.

Digitized by Google

Napoleon und die Frauen.

Von

Dr. **Felix Poppenberg.**

Nachdruck verboten.

Die Franzosen haben den feinen Sinn für das Intime, für die Nuancen. Sie feiern ihre Großen darum nicht allein durch monumentale, die menschliche Gestalt hoch überragende Gedächtniswerke, sondern sie gehen mit leis und nervös tastendem Spürsinn ihren stilleren Pfaden nach. Sie suchen den Heros nicht immer auf dem Kothurn, diese Position bleibt mehr der populären Besichtigung vorbehalten; sie suchen ihn zu Haus auf und finden ihn da, nicht immer bei der Arbeit. Sie studieren, mit ausgrabender Mühe Dokument an Dokument reihend, sein Interieur. Aus Möbeln, Kleidung, Sammlungen suchen sie ein Charakterbild zu konstruieren. Und dann erst die kleinen und großen Menschlichkeiten; die Herzens- und Gefühlsintimitäten, darin sind sie Spezialisten, und mit psychologischer Gourmandise verfolgen sie das in ihren Charakteristiken. Die romanesken Züge einer Gestalt locken sie; die Züge, die nicht nur dem Biographen sondern auch dem Künstler reizvolle Ausbeute versprechen. Sie schreiben gern Lebensromane, keine Lebensläufe. Interessanter und aparter ist natürlich das erste, Wert hat es jedoch nur dann, wenn die Ingredienzien solcher Romane nicht aus dem Hirn des Autors stammen, sondern auf gründlichen, peniblen Quellenstudien beruhen.

Dies trifft in hervorragendem Maße auf das neuste Napoleonbuch der Franzosen zu, auf Massons „Napoléon I. et les femmes.[1]) Mit glänzendem Regietalent wird hier der Frauenreigen, der sich um den Eroberer schlang, vorgeführt. Besondere Sorgfalt, liebevollste Detailkunst, fein auspinselnde Genremalerei, auf eingehend studierten Modellen beruhend, ist auf Dekoration und Kostüme dieses Liebesspiels verwendet. Niemals werden die Figuren isoliert geschildert. Wir sehen sie stets in ihrer Umgebung, in ihrer eigenen Luft. Ihre Wohnräume sind uns vertraut. Wir blicken in üppigen, reichen Luxus und durchschauen mühsam verhüllte Armut. Wir kennen die Kleiderschränke und die Kostüme der handelnden Aktricen. Wir werden schließlich auf den weißen, vergoldeten Sessel vor dem steifen Empireschreibtisch niedergesetzt. Die Feder schnappt, ein Geheimfach öffnet sich, und von vergilbten Bändern umwunden, fallen uns vergilbte Blätter in die Hände — hundertjährige Liebesbriefe. Alle die Mädchen und Frauen läßt Masson in ihrer eigenen Sprache, mit ihren eigenen Worten reden, und so wird uns in dieser Frauengallerie, von solchem kenntnisreichen Führer geleitet, alles lebendig. Aus den goldgeschnitzten Rahmen steigen sie hernieder, die Stolzen, Throngebornen in Perlendiadem und Spitzenschleier und auch die zierlichen Töchter der Erde, die flüchtiger Laune dienten.

Lassen wir sie Revue passieren . . .

* * *

In Bonapartes Frühzeit spielt die Liebe keine Rolle. Den kleinen blassen, hageren und schlechtgekleideten Offizier beachten die Frauen nicht, und er hat auch gar keine Zeit für sie. Nicht die Liebe raubt ihm den Schlaf, sondern der Ehrgeiz. Nicht Mädchen will er erobern, sondern Ruhm und Macht. Und als er zum erstenmal

[1]) Vor kurzem auch deutsch erschienen, übersetzt von Oskar Marschall von Bieberstein. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Digitized by Google

Frauen wirklich nähertritt, handelt er nicht aus Gefühlsmotiven, sondern hat sorgfältig vorgezeichnete und überlegte Heiratspläne, deren Erfüllung praktische Förderung für ihn bedeutet. Bescheiden fing er an. Er richtete in Marseille sein Auge auf Desirée Clary, die Schwester seiner Schwägerin Madame Joseph Bonaparte in Marseille. Ein kleines, zierliches Fräulein mit sanften Augen unter scharfen Brauen, pikant aufgeworfenem Näschen, lächelndem Munde. Ihr Wesen giebt sich sittsam zurückhaltend und doch anschmiegend. Sie ist eine tiefzärtliche Natur, von einer gewissen schwärmerischen Überschwänglichkeit nicht frei. Ihre Liebesbriefe sind — und das rechtfertigt eine eingehendere Betrachtung — sehr charakteristisch für die Form, in der das Gefühlsleben am Ende des vorigen Jahrhunderts sich ausspricht.

Der wirkliche Name, den alle nennen konnten, war für die Liebe zu gewöhnlich. So taufte die Amante sich für den Amanten um, gleich den Damen der antiken Dichter, den Lesbien, Lydien und Lalagen, die im Liede andere Namen führten als im Leben. Desiree wurde Eugenie. Die Liebe ist für sie in diesen Zeiten des Blutes und der Greuel eine Religion, ein Kultus; mit allen Fibern ihres Seins klammert sie sich daran.

„O mein Geliebter", schreibt sie „nimm deine Tage wohl in acht, und du wirst auch die deiner Eugenie erhalten, welche ohne dich nicht leben kann". — Feierlich mahnt sie: „Gedenke dessen, was du mir geschworen hast, wie ich den Eid zu halten gedenke, den ich dir ablegte."

Und als Napoleon sie bald fallen läßt, um nach höheren Zielen zu greifen, schreibt sie ihm einen Scheidebrief, der in seiner interessanten Mischung aus weicher Resignation und abgezirkelter Form — die sich z. B. in dem Gebrauch der dritten Person für sich selbst äußert — sehr bezeichnend ist. Die Leidenschaften und Stimmungen dürfen sich nicht hingewühlt austoben, sie treten auch in tiefstem Schmerz noch präsentabel auf.

* * *

In eine ganz andere Welt führt uns die Gestalt, die jene gefühlvolle Eugenie von Marseille verdrängte und sich einen dauernden Platz in Bonapartes Leben sicherte. Er hat Paris geschmeckt. Er kam in diese Welt der Eleganz, der Grazie und des Betrugs elend und abgerissen, auf schiefgelaufenen Stiefeln, in schäbiger Uniform. Sein Gefolge waren zwei Hungerleider von Adjutanten. Und er, der Unbekannte, Armselige erobert sich dies verführerische Paradies. Als General der Armee des Inneren wirft er die rebellischen Fraktionen mit eiserner Faust nieder. Paris liegt ihm zu Füßen, ihm, dem sechsundzwanzigjährigen Provinzialen, der von der großen Welt nichts weiß. In einer Gestalt tritt ihm all das, was er noch nicht kannte, und wonach er die heimliche Sehnsucht hatte: Vornehmheit, Repräsentation, Eleganz entgegen, in einer Frau, die seinen Schutz anruft, in Josephine de Beauharnais. Für ihn imposant und begehrenswert, durch Titel und Rang als Witwe eines Präsidenten der konstituierenden Versammlung, eines zur Hofgesellschaft zählenden Herrn, eines kommandierenden Generals der Rheinarmee. Seine Eitelkeit ist geschmeichelt, daß sich eine Frau aus jener Welt, die er durch einen Zaun nur von draußen gesehen, seinen Schutz erbittet. Einerseits bezaubert ihn die „Frau", andrerseits blendet ihn nach seinen eigenen Worten die „Dame" durch die ruhevolle, vornehme Haltung, wie sie der alten französischen Gesellschaft so wohlstand. Und doch ist Luxus, Vornehmheit, Gesellschaft, die er sieht, nur Schein, und nur ihm, der aus dem Jakobinertum heraus kommt, erscheint es als Wirklichkeit.

Josephine Beauharnais, die also jetzt die Scene betritt, ist eine femme de trente ans, eine Kreolin. Ihr Gesicht ist schon etwas welk, und ihre Zähne sind nicht mehr tadellos. Aber sie kennt die Mittel ihrer Reize und weiß sie anzuwenden. Wenn sie lächelt, erhalten ihre Züge verführerischen charme. Ihre Stimme hat einen berückenden Klang. Die feine Nase, mit den vibrierenden Flügeln, giebt dem Gesicht pikant temperamentvollen Ausdruck. Dazu die weiche, nonchalante Schmiegsamkeit und Biegsamkeit der Gestalt, jener duftige Hauch lässiger Frauensinnlichkeit, der über ihr

Digitized by Google

liegt; die elastische Grazie der Bewegung — sie ist graziös, „selbst wenn sie schlafen geht", sagt man von ihr. Dies die „Frau"; mit der „Dame" sah es bedenklich aus. Sie lebte nach dem Tod ihres Mannes ins Blaue hinein, tiefverschuldet, sie verkehrt mit zweideutigen Frauen. Die Herren der Gesellschaft, die sie in kleinen Zirkeln bei sich sieht, erscheinen als Garçons und sprechen zu ihr in kameradschaftlich legerem Ton. Ihre ganze Lebensführung ist nach außen hin effektvoll, im Inneren Misere. Charakteristisch ist ihre Wohnung für sie, die Scenerie, auf der Napoleons Werben spielt, und deren mühsam aufgetünchte künstliche Eleganz er nicht durchschaut.

Es ist sein erster Besuch in der Rue Chantereine. Natürlich hält er das kleine Grundstück für Josephines Eigentum und ahnt nicht, daß es der Citoyenne Talma gehört, die es früher, als sie noch Demoiselle Julie war, von einem Freunde erhalten hat. Napoleon wird in einen Salon geführt, in dem einige Louis seize-Servanten aus Mahagoni und dem gelben Holz von Guadeloupe mit Marmorplatten und Bronzebeschlägen von früherem Glanze erzählen, die vier mit Pferdehaar bezogenen Sessel aber wenig nach Luxus aussehen. Napoleon merkt davon nichts; er ahnt auch nicht, daß diese vornehme Dame außer dem Empfangssalon nur noch zwei Räume hat, ein Toilettenzimmer und ihr Schlafgemach. Er weiß auch nicht, daß sie nur ein Dutzend Porzellanteller besitzt und alltäglich von irdenem Geschirr speist. Und ebensowenig weiß er, wie es mit der Toilette dieser durch ihr Exterieur so verführerischen Frau in Wirklichkeit bestellt ist. Ihr Garderobenaufwand ist nur äußerlich. Sie hat sechs Musselin-Shawls, zwei Roben von Taffet in braun und violett, drei Roben von farbigem, gesticktem und drei von einfarbigem Musselin, zwei Roben von Organdi, dem zarten, durchsichtigen Wollengewebe, drei andere von einem Canaderi benannten Stoff, eine Robe von dünner Seide, drei aus feiner Leinewand und eine von gesticktem Linon. Aber sehr traurig steht es um die inoffiziellen Stücke, die uns Masson indiskret zeigt. Diese grande dame hat nur zwei Dutzend Taschentücher, vier Dutzend, zum Teil zerrissene Hemden, sechs Unterröcke, sechs Nachtjacken. Dreizehn Roben, aber nur sechs Unterröcke!

Napoleon ist gebannt und gefesselt. Sie als kluge Frau fühlt wohl seine Bedeutung und ahnt seine Zukunft; als Weib, an verhängnisvoller Grenze, schmeichelt ihr das Begehren und das glutvolle Verlangen des jüngeren Mannes. Zu verlieren hat sie nichts; sie nimmt seine Hand an. Sie werden Hals über Kopf getraut, nur durch einen Civilkontrakt, in dem das Alter Josephines gefälscht und von ihrem angeblichen Vermögen diskret geschwiegen wird. Der Gatte aber giebt als Besitztum seine Garderobe und seine Kriegsequipierung an, d. h., wie der Notar der Mme. de Beauharnais gesagt hat, nichts als: la cape et l'épée. Am 19. Ventôse des Jahres IV der Republik (9. März 1796) findet die Civiltrauung statt. Zwei Tage später geht Napoleon als General en chef der Armee des Inneren nach Italien. Madame bleibt in der Rue Chantereine.

* * *

Napoléon amoureux — ist der Titel des Romans, der nun, an dramatischen Momenten überreich, anhebt. Der Sechsundzwanzigjährige, in Entbehrungen und Enthaltsamkeit Aufgewachsene ist in die Hände einer weltgewandten Frau gekommen, die, in allen Liebeskünsten erfahren, ihm ungeahnte Freuden schenkt, ihn betäubt und willenlos macht. Kein kontrastschwereres Schauspiel als der siegreiche italienische Feldherr, der die Städte unter seinen Erobererfuß tritt und dann stammelnde Liebesklagen, die an die schmachtenden Töne der „nouvelle Héloise" erinnern, an die fiebernd ersehnte Frau sendet.

Sein Heer ist eine Herde, seine Offiziere sind Abenteuerer und Wüstlinge. Er selbst, der Condottiere an ihrer Spitze „mit seinen sechsundzwanzig Jahren; seinem unbeweglichen Gesicht; den mageren blassen Zügen unter den langen Haaren, die vom Puder bestäubt ins Graue schimmern; mit den unergründlichen Augen, deren Blick ins Tiefste trifft" — weniger ein Herrscher als ein starrer Bändiger, vor dem die Wilden knurrend sich ducken. April 1796 ist es, in vierzehn Tagen erficht

Digitized by Google

er sechs Siege, einundzwanzig Fahnen und erobert Piemont. Und er, der Eherne, verzehrt sich dabei innerlich und schmilzt hin.

Auf den Knien liegt er vor Josephine in seinen Briefen:

„Wenn ich soweit bin, das Leben zu verfluchen, lege ich die Hand aufs Herz, es schlägt in der Erinnerung an Dich, dort ruht Dein Bildnis, ich betrachte es. Die Liebe ist für mich das absolute Glück, und alles scheint mich anzulächeln — nur dann nicht, wenn ich von Dir getrennt bin."

Er hungert und lechzt nach ihr, sie soll kommen:

„Schnell, ich sage Dir vorher, daß, wenn Du zögerst, Du mich krank finden wirst. Die Strapazen und Deine Abwesenheit, das ist zuviel auf einmal."

„Du wirst kommen, nicht wahr: Du wirst hier neben mir sein, an meinem Herzen, in meinen Armen! Nimm Flügel: komm, komm!"

Briefe auf Briefe gehen ab, Kuriere über Kuriere mit Flehen, Seufzen, Eifersuchtstoben, Drohungen. Aber Madame trennt sich schwer von dem liederlich-lustigen Paris, in dem sie jetzt als Gemahlin des Generals en chef eine große Rolle spielt, mit wohlgefüllter Börse und unbeschränktem Kredit. Sie hat wenig Neigung, alles das mit dem rauhen Kriegs- und Lagerleben zu vertauschen. Sie hält den Ungestümen mit allerlei Ausflüchten hin. Ja, sie spiegelt ihm sogar, in Erkenntnis seiner liebsten Wünsche, Vater-Hoffnungen vor. Nun wird er ganz weich und still und demütig.

„Ich habe mir Dir gegenüber so viel vorzuwerfen, daß ich gar nicht weiß, wie ich es wieder gut machen soll. Ich mache Dir Vorwürfe, daß Du in Paris bleibst und Du bist krank. Verzeih mir, meine Teure. Die Liebe, welche Du mir einflößest, brachte mich um den Verstand, ich werde ihn kaum je wiederfinden. Man wird mich von diesem Leiden nicht kurieren . . . Ein Kind aber, bewunderungswürdig wie seine Eltern, wird in Deinen Armen ruhn, Dich ansehen Tag für Tag. Ich Unglücklicher würde mich mit einem einzigen Tag begnügen." — Die Stimmung steigert sich dann wieder bis zum äußersten. Er droht, seinen Abschied zu nehmen, alles im Stich zu lassen, und zu ihr zu eilen, wenn sie nicht käme. Nun muß sie sich doch äußerst verzweifelt entschließen. Eine tolle Zeit beginnt in Italien. — Liebe mitten im Rasseln der Trommeln, im Gewehrknattern, beim Lichtschein bombardierter Städte. — Eine seltsame Fahrt mitten durch das Heer, halb Flucht, halb Triumphzug. Bald wird sie in den Städten des neuen Italien als Souveränin begrüßt, bald ist sie im Feuer der österreichischen Batterien. Die Wagen werden umgeworfen mitten unter den siegreichen oder versprengten Truppen.

Ist sie bei ihm, dann durchlebt er Stunden der Extase, trennt der Krieg sie für einige Tage, dann fliegen wieder die Briefe:

„O, ich bitte Dich, zeige mir nur einen einzigen Deiner Fehler. Sei weniger hinreißend, weniger graziös, weniger geistreich, weniger zärtlich, vor allem weniger gut. Sei nur nie eifersüchtig, weine nie; Deine Thränen berauben mich der Vernunft, machen mein Blut brennen. Komm, sei wieder mit mir, damit wir, ehe der Tod da ist, einander sagen können: glückliche Tage waren uns beschieden." Für Madame aber, die in ihrer Reife bequemlichen Lebensgenuß mehr liebt, fängt dieser Leidenschaftssturm, voll elementarer Wucht und brutaler Gewalt, ohne Delikatesse, an, lästig und langweilig zu werden. Sie hält sich an die praktische Seite der Sache und öffnet weit die Hände für die kostbaren Dedikationen der italienischen Städte, die ihr, der Gemahlin des Gefürchteten, in freigebiger Fülle gemacht werden. Nach Ägypten geht sie nicht mit, sondern kehrt nach Paris in ihr früheres Leben zurück.

* * *

Napoleon wird mit den Jahren gegen diese Frau, die seine Jugend genossen hatte, ruhiger. Und da er weiß, daß er ihrer Treue nur dann sicher ist, wenn er sie streng bewacht, läßt er sie nicht aus den Augen, fühlt sich aber nun selbst nicht mehr gebunden. Er verschmäht jetzt die Intermezzi des Lebens nicht mehr. Da ist, schon in Ägypten, Madame Foures mit dem Modistinnenkopf, zart und frisch, munter und

Digitized by Google

chik, mit kurzen à l'enfant frisierten Haaren. Sie trug an langer, goldener Kette das Miniaturporträt ihres Herrn, sie fuhr mit ihm im Wagen, und die Soldaten nannten sie „unsere Generalin", die Schöngeister aber „Clioupatre", obwohl Napoleon in diesem Verhältnis gewiß kein schwacher Antonius war.

Da ist die italienische Sängerin Grassini, eine beauté fanée mit sengenden Augen und vielerfahrenen Zügen, einer überreifen Frucht gleichend. Da sind die Königinnen der Bretter, unter denen Napoleon eine sehr bezeichnende Auswahl trifft. Hierauf einzugehen ist für seine Charakterkenntnis wichtig genug. Nicht die leichtgeschürzten Tänzerinnen, die ewig lächelnden Soubretten steigen jene finstere Treppe empor und gehen, von Constant oder von dem riesigen Roustan geleitet, durch den schwarzen Korridor, der bei Tag und Nacht von Hängelampen beleuchtet ist. Der Herr will nur Tragödinnen diese Gunst erweisen. Die Phädren, Andromachen, Iphigenien, Hermionen sind ihm auf der Bühne übernatürliche, göttliche Wesen; nach ihnen begehrt er, wenn er ihre Darstellerinnen ruft. Erscheinen sie aber, so sind seine illusionistischen Vorstellungen schon wieder verblaßt, und seine Gedanken schon wieder wo anders, bei seiner Arbeit, bei seinen Plänen und Entwürfen. Daher häufig die brutale, zynisch rücksichtslose Art, mit der er gefällige Damen behandelt.

Seine Verachtung wurde ja freilich auch gereizt durch die Auffälligkeit und Aufdringlichkeit, durch die deutlich zu durchschauende Berechnung, mit der man seiner Person nachstellte. Vor allen leisteten die Palastdamen, arme Mädchen, die ihr Fortune machen wollten, darin große Stücke. Eine Rolle in Napoleons Leben hat keine von ihnen gespielt; noch weniger eine Rolle in der Politik.

* * *

Neben den Paschamomenten, in denen Napoleon als Herr und Herrscher, kühl bis ans Herz hinan, seine Sklavinnen kommen und gehen heißt, wie es ihm gefällt, zeigt das spätere Leben Scenen, in denen der Unerschütterliche als Fiebernder, von qualvoller Neigung Gepeitschter auftritt. Zum Amoroso und zum Schäfer wird er, und seine Seele schmilzt in weichen Gefühlen. Er träumt von einem Glück des Aufgehens, der Hingabe, und schwelgt in der empfindsamen Sprache der Astree. Auch die Heldinnen dieser zärtlichen Minnepastoralen treten uns entgegen. Die eine ist die junge Frau eines alten Hofmannes, voll Grazie und sanfter, blonder Anmut, verbunden mit seelischer Hoheit; sie bezaubert durch ihren empfindungsvollen Blick und rührt durch ihr Harfenspiel. Napoleon huldigt ihr wie ein verliebter Jüngling. Er sucht ihre Nähe; sein ernstes Gesicht wird heiter, fröhlich, wenn er sie nur sieht. Er ist von krankhafter Reizbarkeit, wenn sie nicht in seiner Nähe ist. „Alle Tage" schreibt Josephine, „Scenen mit Bonaparte! Und ohne alle Veranlassung — das ist kein Leben!" Er arrangiert Spielpartien, um nur seiner Dame gegenüber zu sitzen, spielt aber gar nicht, sondern ergeht sich in langen Monologen über die zartesten Empfindungen der idealen Liebe. Ist sie da, dann wird der Rücksichtslose galant. Er bedient die Damen; als er aber zu ihr kommt, wird er befangen. Und zu ihrer Nachbarin sagt er: „Sie thun gut daran, daß Sie Ihre Nachbarin nicht nachahmen, denn diese ist in allem unnachahmlich."

Schwärmerischer und heißer ist eine andere Episode. Eine junge Polin spielt darin die Hauptrolle. Am 1. Januar 1807 fährt der Kaiser auf der Reise nach Warschau durch das Städtchen Bronie. Um seinen Wagen schart sich alles, den Befreier Polens zu sehen und zu grüßen. Mitten durch die Menge drängt sich eine zierliche Frau, ein halbes Kind. Hellblond, mit Augen voll Unschuld und Sanftmut, im Augenblick ekstatisch erregt. Atemringend, wie verzückt, stürzt sie an den Wagen des Kaisers und huldigt ihm begeisterungsstammelnd. Es ist Marie Walewska, an einen ungeliebten, älteren Mann verheiratet, deren einziger Trost im freudelosen Leben der Gedanke an ihr Vaterland und dessen Retter, Napoleon, ist; als Heros, als Messias erscheint er ihrer anbetungsbedürftigen Seele. Auf Napoleon hat die Scene einen tiefen Eindruck gemacht. In Warschau auf dem Ball sieht er sie wieder, und sofort ist er aufs neue gebannt. Ja, so gereizt und gefangen ist er, daß er eifersüchtig

Digitized by Google

und befangen wird. Offiziere, die ihm allzu nah um die geliebte Frau flattern, werden sofort zur Abkommandierung, weit fort, verzeichnet. Nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, macht er faux pas über faux pas. Er spricht ganz gedankenlos, wie geistesabwesend, mit den Leuten, fragt eine junge Dame, wie viel Kinder sie habe; ein altes Fräulein, ob ihr Gemahl sehr eifersüchtig wäre; eine korpulente Dame, ob sie gern tanze. Und als sie endlich vor ihm steht, bleich und bebend, sagt er laut: „Weiß zu weiß steht Ihnen nicht gut, Madame", und leise flüstert er: „Das ist nicht der Empfang, auf den ich glaubte rechnen zu können nach . . ." Sie schweigt.

Kaum ist sie zu Haus, so erhält sie ein hastiges, kaum entzifferbar geschriebenes Billet: „Ich habe nur Sie gesehen, nur Sie bewundert, ich sehne mich nur nach Ihnen. Eine schnelle Antwort zur Beruhigung der brennenden Ungeduld. N." Und wieder schweigt sie.

Dann wieder neue Briefe: „Es giebt Augenblicke, in denen eine hohe Stellung zur Last wird — das empfinde ich jetzt. Wie soll ich das Bedürfnis meines übervollen Herzens befriedigen? Ich möchte Ihnen zu Füßen stürzen und fühle mich zurückgehalten von schwerwiegenden Rücksichten; sie lähmen das stärkste Verlangen, das es giebt! — Ach, wenn Sie wollen . . . Sie allein können die uns trennenden Hindernisse beseitigen. O kommen Sie, kommen Sie! Alle Ihre Wünsche sollen Befriedigung finden. Ihr Vaterland wird mir um vieles teurer sein, wenn Sie Erbarmen haben mit meinem armen Herzen. N." Der Appell an das Vaterland besiegt sie, die ohnehin nur mühsam sich aufrecht gehalten hatte. Sie folgt seinem Ruf. — Eine seltsame Scene spielt sich ab. — Napoleon liegt zu ihren Füßen, flehend, bittend. Und sie bricht in einen Weinkrampf aus. Er ist fassungslos, ihm ist das alles neu, er hat ja nur gefügige Frauen kennen gelernt. Und hier begegnet er zum erstenmal einer durch Unerfahrenheit und Arglosigkeit Geschützten. Das interessiert ihn. Der aggressive Mut verläßt ihn. Sein Gefühl für diese Frau wird im Moment zarter und inniger: „Süße, klagende Taube," ruft er, „trockne deine Thränen, ruhe dich aus. Fürchte den Adler nicht mehr, der keine Kräfte dir gegenüber hat, als die einer glühenden Liebe, einer Liebe, die vor allem dein Herz will. Du wirst ihn zuletzt liebgewinnen, denn er wird alles für dich sein, alles, verstehst du wohl?"

Am nächsten Tag erhält sie in aller Frühe Blumen, Juwelen und einen stürmisch drängenden Liebesbrief: „Marie, meine süße Marie! Mein erster Gedanke bist Du, mein erstes Verlangen ist es, Dich wiederzusehen. Du kommst wieder, nicht wahr? Du hast es mir versprochen."

Und als er sie sich erobert hat, wird er immer stärker gefesselt. Er erkennt in ihr den Frauentypus, der ihm so gut thut: „die sanfte, gefügige, aufmerksame, schüchterne Frau, die keinen Ehrgeiz besitzt, vielleicht kaum einen eigenen Willen, die ihm ganz angehört, nur für ihn lebt, und die, wenn sie eine Gunst von ihm verlangt, in der Erfüllung derselben nicht die That eines einfachen Menschen, sondern eines fast göttlichen Wesens sieht."

Sie muß ihm nach Paris folgen. Bis ins Unglück hinein hält sie mit treuer Anhänglichkeit zu ihm. In Fontainebleau, als Napoleon, von allen verlassen, nur noch den Tod als letzte Zuflucht sah, ist sie, ohne daß er es ahnt, in seiner Nähe. Im Vorzimmer wartet sie die ganze Nacht, ob er vielleicht nach ihr verlangen könnte. Als er aber für immer auf St. Helena dem Leben entzogen wurde, heiratet sie. Und diese Heirat macht einen starken Eindruck auf den Gefangenen. „Der Kaiser," so berichtet einer seiner dortigen Gesellschafter, „hatte für Madame Walewska eine große Zuneigung bewahrt, und es lag nicht in seinem Naturell, zuzulassen, daß die Person, die er liebte, irgend jemand liebe als nur ihn selbst."

* * *

Alle die schönen Sterne, die an Napoleons Himmel auftauchten, um bald nach kürzerer, bald nach längerer Zeit zu verblassen, vermögen doch nicht den Dauerstern ganz zu verdunkeln — Josephine, seine Frau. Oft genug tritt sie für Monate und Jahre ganz vom Schauplatz des Napoleonischen Herzenslebens ab, um andern die

Digitized by Google

Scene zu überlassen. Mit Sicherheit aber kommt immer wieder ihre Zeit. In eine neue Phase war er seit jener Rückkehr aus Ägypten zu ihr getreten. Jener heftige Jugendsturm war verrauscht. Josephine sollte jetzt weniger die Geliebte als die Freundin, weniger die Gattin als die Vertraute sein, sie sollte ihm „mütterliche" Sorgfalt zuwenden, ihn erhören, ihn verzärteln, er will seinen Kopf auf ihre Knie legen, damit sie ihn streichle. Sie soll, ohne ungeduldig zu werden, seine Launen tragen, seine düstern Stunden und seine verliebten. Denn das Begehren ist ihm dieser Frau gegenüber, die ihn die Liebe gelehrt, noch nicht geschwunden. Unsichtbare allerstärkste Bande fesseln ihn; er fühlt sie manchmal lange, lange Zeit nicht, und plötzlich treffen sie sich, und er fühlt wieder, daß er sie nicht lassen kann. Wie viele Jahre hat er mit sich gekämpft, sich selbst den Entschluß zur Scheidung abgerungen, zur Scheidung, die für seine politischen Pläne unvermeidlich war. Denn Josephine konnte ihm keinen Sohn schenken, und der Kaiser mußte einen Sohn, einen Thronfolger haben, wenn nicht sein Lebenszweck in Stücke gehen sollte. Und dieser Gedanke der Scheidung, der immer drängender wird, schafft ihm qualvollste seelische Kämpfe. Seltsame und für das Gefühlsleben Napoleons höchst charakteristische Scenen spielen sich da ab. . . .

Napoleon ist leidend, tief erschöpft; Mme. Walewska nimmt ihn in Anspruch, die spanischen Angelegenheiten machen ihm Sorge, die Forderung der Ehescheidung wird immer dringender. Er liegt in Nervenkrämpfen. Da tritt Josephine an sein Lager, sie ist in vollem Hofstaat, da sie geladene Gäste empfangen will. Da umklammert sie der Kranke krampfhaft mit beiden Armen, zieht sie zu sich herab, bricht in Thränen aus, beweint sie und sich und ruft unter heftigem Schluchzen, er könne sie nicht verlassen. — Ein anderes Mal treibt er verliebte Spielereien mit ihr. Sie verliert im Laufen ihre Schuhe; er hebt sie auf und wirft sie weit fort, so daß sie den Wagen besteigen muß und er ihre unbeschuhten Füße, die er so liebt, ansehen kann.

Und als es endlich doch sein muß, da giebt es einen schweren, schmerzhaften Abschied. Es ist keine erleichternde, befreiende, platzschaffende Trennung. Es ist das gewaltsame Zerreißen tief eingewurzelter Fäden, die Stücke der Persönlichkeit mit fortnehmen. Eine Trauerzeit, als sei ihm das Liebste gestorben, beginnt für Napoleon. Nie hat er soviel geweint. Vergeblich sucht er sich zu zerstreuen. Zwischen Trianon und Malmaison, dem Witwensitz der Kaiserin, fliegen die Kuriere, Pagen, Ordonnanzen. Jeden Augenblick will er neue Nachrichten über sie haben. Er schreibt Briefe auf Briefe. Er erweist ihr alle erdenkliche Rücksicht, weil er sich schuldig fühlt. Als er aber selbst nach Malmaison kommt, vermeidet er jedes Alleinsein, vielleicht aus Furcht vor sich selbst und vor einer Neigung, die alles, selbst Jugend und Schönheit überlebt hat, die dreizehn Jahre dauerte und die leidenschaftlichste, hartnäckigste, trotz aller gelegentlichen Treubrüche gebieterischste, blindeste war, die er je empfunden.

* * *

Die letzte Aktrice, die die Bühne betritt, bringt noch eine neue Nuance für das Kapitel: Napoleon und die Frauen. Sie zeigt ihn, was bei keiner der Vorgängerin der Fall war, einem weiblichen Wesen gegenüber, das seinem Ehrgeiz schmeichelt. Das ist seine zweite Frau, Marie Luise, die Habsburgerin, an deren Hand er, der Emporkömmling, in die Reihe der legitimen Imperatorengeschlechter eintritt.

In ihrem Portrait interessieren ihn weniger die blondlockigen Haare, die fayenceblauen Augen, die volle, üppige Gestalt als das Imperatorische des Ausdrucks, das angestammt Kaiserliche. Und dann vor allem die habsburgische Lippe — „die Habsburgerin ist voll unzweifelhafter Echtheit — das ist die Kaiserin, die er sich wünscht." Ihrer Ankunft sieht er mit Befangenheit und Unsicherheit entgegen. Er ist erregt und studiert den Eindruck, den er wohl hervorrufen wird. Er läßt sich neue Kostüme machen um sie gleich wieder zu verwerfen. Er will gern den Walzer tanzen lernen, aber es wird ihm schwindlich dabei. „Es geben Dinge vor sich," schreibt Katharina von Westfalen an ihren Vater, „die weder Du noch ich jemals für möglich gehalten hätten."

Digitized by Google

Schließlich aber siegt über diese Normalbräutigamskleinlichkeit und Lächerlichkeit der große Erobererzug in Napoleon. Er macht einen Geniestreich. Am 28. März soll das offizielle Zusammentreffen in Soissons sein. Er fährt ihr am 27. schon in strömendem Regen, nur von Murat begleitet, entgegen und postiert sich, sie aufzufangen, unter das Portal der Kirche von Courcelles. . . . „Endlich taucht die große, achtspännige Berline auf und bleibt halten, um die Pferde zu wechseln. Napoleon nähert sich, der Stallmeister vom Dienst meldet ihn, der Wagentritt wird herabgelassen, und völlig durchnäßt nimmt er Platz neben Marie Luise; dann vorwärts mit Windeseile. Die Dörfer, in denen die Schulzen, die geschriebenen Reden in der Hand, aufmarschiert sind, werden durchflogen; in den festlich geschmückten Städten werden die Imbisse kalt, auch das Prunkdiner in Soissons. So langt man nach neun Uhr Abends in Compiegne an. Der Kaiser macht es mit Festreden und Vorstellungen kurz und führt Marie Luise in ihre Gemächer. —

Diese Ehe giebt das interessante Schauspiel, wie sich Napoleon von einer Frau beherrschen läßt. Es war vielleicht weniger die Frau, die seine Herrensicherheit lähmte und ihn scheu machte, als das, was sie, die Habsburgerin, die legitime Fürstin mit ihrer gekrönten Sippe, für ihn, den Parvenu repräsentierte. Er ist ihr gegenüber nachgiebig, er vermeidet alles, was nach Tyrannei aussehen könnte; er fürchtet nichts mehr, als daß sie über ihn Klage nach Hause führen könnte. Kleine Züge sind bezeichnend. Napoleon ist frostig; er läßt beinah den ganzen Sommer in seinen Gemächern heizen. Marie Luise ist durch die ungeheuern, eiskalten Palais ihrer Heimat abgehärtet. Als er eines Tages die Räume seiner Gemahlin betritt und es kalt findet, befiehlt er zu heizen. Die Kaiserin aber, die dazu kommt, läßt das Feuer löschen. „Da Ihre Majestät in Ihren Gemächern zu befehlen haben, sonst niemand," so löschen die „femmes rouges" das Feuer wieder aus, und der frierende Kaiser empfiehlt sich. Ein tragikomisches Familienbild.

Der jungen Frau zu Liebe wird er selbst jung und selbst toll und kindisch, wenn es sein muß.

Sie jagen zu Pferde durch die Allee von Saint-Cloud, deren Rand dicht mit Piqueuren besetzt ist, und fallen abwechselnd vom Pferde. Er arrangiert für sie des Abends Gesellschaftsspiele. Da Marie Luise eine vortreffliche Billardspielerin wird, nimmt der ehrgeizige Gatte, der sich nicht immer schlagen lassen will, heimlich Unterricht bei einem Kammerherrn.

Will sie ihn zeichnen, so ist er immer bereit, ihr zu sitzen; er entwickelt eine Geduld und Aufmerksamkeit beim Anhören deutscher Sonaten, die ihm ein Greuel sind, beim Ansehen von Stickereien, die ihn garnicht interessieren, daß er sich selbst darüber wundert.

Ja, er wandelt, was immer ein bedenkliches Symptom ist, seine Lebensgewohnheiten um. Er, der früher hastig, im Stehen, auf einer Tischecke gefrühstückt hat, nimmt sich die Zeit, offiziell mit der Kaiserin zu speisen. Er wartet lange, lange, auf sie, die nie zur rechten Zeit fertig wird; er bleibt sogar in Paris, wenn es dringendste Notwendigkeit ist, zur Armee zu gehen. „Jeden Tag will er fort, an der Grenze stehen die Reisewagen bereit, seiner harrend: sie können warten bis zum jüngsten Tag, er bleibt."

Und wie beschenkt er diese Frau! Zu Weihnachten einen Schmuck mit brasilianischen Rubinen für 400 000 Franken; nach ihrer Niederkunft ein Perlenhalsband in acht Reihen mit 816 Perlen für 500 000 Franks — die offiziellen kaiserlichen Gaben. Daneben die Fülle galanter Aufmerksamkeiten, die Spangen und Armbänder, mit einem Datum, mit seinem Namen in Steinen oder seinem Miniaturbildnis. —

Wir haben Napoleons Lieben in seinem Glück gesehen; jetzt folgt in rapidem Sturz das Ende. Aber selbst jetzt hängt er an dieser Frau, seiner letzten, der er nicht allzuviel Dank schuldig ist. Und in seinem Testament, auf St. Helenas traurigem Felsen, schreibt er:

„Ich habe stets Veranlassung gehabt, mich meiner teueren Gemahlin Marie Luise rühmen zu können. Ich bewahre ihr bis zu meinem letzten Augenblick die zärtlichsten

Digitized by Google

Empfindungen. Ich bitte sie, darüber zu wachen, daß mein Sohn vor den Übeln, die seine Kindheit noch umringen, geschützt bleibe."

Und kurz vor seinem Tode ordnet er die Einbalsamierung seines Herzens an und sagt zu Antommarchi:

„Sie werden es in Spiritus thun und nach Parma an meine liebe Marie Luise bringen; Sie werden ihr sagen, daß ich sie zärtlich geliebt habe, und daß ich nie aufgehört habe sie zu lieben. Sie werden ihr auch alles erzählen, was Sie gesehn haben, alles, was sich auf meine Tage hier und meinen Tod bezieht."

* * *

In mächtigem Halbrund thut sich eine Shakespearebühne auf, wenn wir Napoleons Lebensspiel hervorbeschwören. Im Vordergrund auf der großen Plattform türmen sich Haupt- und Staatsaktionen, die Waffen klirren, ein eiserner Fortinbras mit dem unerbittlich starren Gesicht und den schmalen, festzusammengebissenen, unweigerlichen Lippen des Stucksschen Krieges schreitet über die Leichen, und im Hintergrund lodert flammenheiß der Weltbrand. Auf der kleinen mittleren Bühne, auf der die intimeren Vorgänge sich abspielen, sehen wir ihn, den Heros in seiner Menschlichkeit. Ecce homo; siehe da, er war ein Mensch wie wir. Die Liebe hat ihn elend und glücklich gemacht. Zum Herrn und zum Sklaven. Er hat die Frauen gequält und ist von den Frauen gequält worden, wie das Los fiel. Nichts Menschliches ist ihm dabei fremd geblieben. Und dieses Menschlichkeitsspiel auf der kleinen Bühne, aus dem wir einige Bilder an uns vorbeiziehen ließen, ist fast noch interessanter, als die Heldentragödie auf der großen. Bezeichnend aber für Napoleon ist, daß ihm nie eine Frau geistig etwas gewesen ist, und bezeichnend für seinen Biographen, daß ihm das nicht einmal auffällt.

Von Frauen und über Frauen.

Mutter! wecke und pflege doch vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eigenes Geschlecht.

Jean Paul.

*

Bevor und nachdem man Mutter ist, ist man ein Mensch; die mütterliche Bestimmung aber, oder gar die eheliche, kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben sein.

Jean Paul.

*

Mir geht es überall so, wohin ich blicke, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein.

Schleiermacher.

*

Strenge in der Erziehung ist die wandellose Befolgung einmal erkannter Wahrheiten und festgestellter Maximen in der Regierung der Kinder. Dieser Erziehungsernst hat allein ein festes Ziel und einen bestimmten Zweck im Auge; er weiß immer, was er will. Dieser Erziehungsernst führt allein das Kind zum Guten; nur er übt die sittliche Kraft der Selbstverleugnung und bildet einen Charakter; denn er ist es, der sich mehr als alle Laune, als alle schlaffe Bestimmbarkeit die Achtung und Liebe des Kindes erwirbt. Selbst das Kind fühlt ja schon, daß man auf das Feste, das Starke, das sich selbst Gleiche mehr bauen könne als auf die Ohnmacht, die sich jedem Eindruck hingiebt. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß meist immer ernste, strenge Eltern und Erzieher, wenn sie nur übrigens gütig und liebevoll sind, weit mehr geliebt werden als solche, die sich von ihren Kindern gängeln lassen.

Betty Gleim.

Digitized by Google

Teslas Versuche.

Von

Dr. **Theodor Groß.**

Nachdruck verboten.

Die Einführung des Gaslichtes war gewiß in vieler Beziehung ein wichtiger Fortschritt, jetzt aber muß man sagen, daß die gewöhnliche Gasflamme, bei der das Gas aus einer irgendwie gestalteten Rohrmündung unvermischt ausströmt und verbrennt, indem die Luft von außen hinzutritt, ein höchst unvollkommenes Beleuchtungsmittel ist. Wie jeder weiß, wird ein Raum, worin derartige Flammen brennen, bald erwärmt; hieraus ist schon zu schließen, daß sie neben Licht auch viel Wärme entwickeln, und, wie durch Versuche festgestellt ist, wird in der That noch nicht 1 Prozent der in der Flamme vorhandenen Energie als Licht ausgestrahlt, während die gesamte übrige Energie zu einem kleinen Teile in strahlender Wärme besteht, größtenteils aber in den Verbrennungsprodukten zurückbleibt, denen sie durch Leitung entnommen werden kann. Derartige Flammen sind also weit bessere Heiz- als Beleuchtungsmittel.

Man hat daher auf verschiedenen Wegen versucht, die Wärme der Gasflamme besser für deren Leuchten auszunutzen, und das ist auch durch das Gasglühlicht von Auer sehr gut gelungen. Die Wärmestrahlung des Auer-Lichtes ist auf 1 Meter Entfernung nicht mehr merklich, sein Lichteffekt ist etwa das Fünffache und sein Gasverbrauch nur etwa ein Siebentel desjenigen der gewöhnlichen Gasbrenner. Leider wird aber der Glühkörper durch starke Erschütterungen leicht beschädigt und unbrauchbar und dadurch die unbedingte Verwendbarkeit dieses im übrigen vortrefflichen Lichtes sehr beeinträchtigt. Als allgemeinstes und wichtigstes Beleuchtungsmittel müssen wir daher immer die elektrischen Lampen betrachten. Aber auch in den elektrischen Glühlampen werden nur 5 Prozent der Energie zur Lichtstrahlung verbraucht; auch ihr Licht ist daher verschwenderisch und mangelhaft. Eine höchst vollkommene Lichtquelle würden wir erhalten, wenn die unter Teslas Namen bekannten Versuche, die gegenwärtig in weiten Kreisen großes Aufsehen erregen, so weiter zu entwickeln wären, daß sie ein brauchbares Licht liefern. Ob das möglich sein wird, kann erst die Zukunft zeigen; jedenfalls aber sind die bereits erhaltenen Resultate so merkwürdig, daß ein schneller Ueberblick über sie nicht unerwünscht sein wird. Des besseren Verständnisses wegen erinnern wir uns zuerst kurz an einige Thatsachen der Elektrizitätslehre.

Wir denken uns einen elektrischen Strom und in dessen Nähe einen geschlossenen, aus leitenden Körpern bestehenden Kreis. Wird der Strom geöffnet oder geschlossen oder ändert er seine Stärke, so induziert er bekanntlich in dem Kreise einen Strom, der nur solange wie die Änderung des induzierenden Stromes dauert und letzterem bei dessen Öffnung oder Abnahme gleich-, bei dessen Schluß oder Zunahme aber entgegengerichtet ist. Sehr verstärkt werden diese Wirkungen, wenn die Leitungen des induzierenden und des induzierten Stromes aus zwei ineinander geschobenen Drahtspiralen bestehen; und zwar die induzierende „primäre“ Spirale aus weniger Windungen von starkem Draht, die sie umschließende „sekundäre“ Spirale dagegen, worin der Strom induziert wird, aus sehr viel mehr Windungen von dünnem Draht. Wird der Strom in der primären Spirale schnell abwechselnd geöffnet und geschlossen, so entstehen in der sekundären Spirale kurze Zeit dauernde Ströme von hoher Spannung, die ihre Richtung stets wechseln. Auch bei den Entladungen des bekannten, zur Ansammlung der Elektrizität dienenden Apparates, der je nach seiner

Digitized by Google

Form als Leydener Flasche oder Franklinsche Tafel bezeichnet wird, können derartige hochgespannte, ihre Richtung stets wechselnde Ströme erhalten werden.

Tesla erzeugt nun für seine Versuche mittelst der eben genannten Induktionsspiralen und Leydener Flaschen Ströme von sehr hoher Spannung, die ihre Richtung millionenmal in der Sekunde wechseln. Derartige „Wechselströme", die übrigens schon von anderen Forschern vor ihm benutzt worden sind, zeigen in ihrem Verhalten höchst auffallende Abweichungen von den Strömen, die ihre Richtung nur langsam wechseln, und von den „Gleichströmen", die beständig dieselbe Richtung behalten. Erwähnt seien in dieser Beziehung erstens ihre physiologischen Wirkungen.

Durchfließen gleichgerichtete oder langsam wechselnde Ströme von hoher Spannung den menschlichen Körper, so können sie lebensgefährlich, selbst tödlich wirken, wogegen diese schnellwechselnden Ströme selbst bei Spannungen von 20 000 Volt. und mehr ganz ungefährlich sind; man kann ohne Gefahr einen solchen Strom durch den Körper schließen, indem man z. B. zwei Enden seiner Leitung in zwei Näpfe mit Salzwasser und in diese je eine Hand taucht, während dieses Experiment mit Strömen anderer Art tödlich sein würde.

Eine andere sehr auffallende Erscheinung ist folgende. Schicken wir einen Strom gewöhnlicher Art durch zwei neben einander geschaltete Leiter, zwei „Stromzweige", so verteilt er sich auf sie nach Verhältnis ihres Leitungsvermögens. Ist also das Leitungsvermögen des einen Leiters sehr viel größer oder, was dasselbe sagt, sein Widerstand sehr viel kleiner als der des anderen, so wird fast der ganze Strom durch den ersteren fließen. Dieses Gesetz gilt aber nicht mehr für die Ströme mit hoher Wechselzahl. Tesla leitete einen solchen Strom durch einen starken U-förmig gebogenen Kupferstab, dessen Schenkel durch eine elektrische Glühlampe leitend verbunden waren. Der Widerstand der letzteren ist außerordentlich groß im Verhältnis zu dem des Kupferstabes: nach dem eben erwähnten Gesetze müßte also bis auf einen verschwindend kleinen Teil der gesamte Strom durch ihn fließen und die Glühlampe somit dunkel bleiben. Doch gerade das Gegenteil fand statt: die Lampe erglühte lebhaft und zeigte dadurch an, daß sie von einem starken Strome durchflossen wurde. Diese Thatsache ist wiederum eine nachdrückliche Mahnung, die Herrschaft von Naturgesetzen nicht, oder nur mit größter Vorsicht über die Grenzen auszudehnen, in denen sie sicher festgestellt sind. Denn das oben angeführte Gesetz der Stromverteilung auf zwei neben einander geschaltete Leiter beruht auf dem Ohmschen Gesetze. Dieses ist aber ursprünglich nur für Thermo- und galvanische Ströme geprüft, die längere Zeit hindurch in unveränderter Stärke fließen. Seine Geltung ließ sich dann auch auf gewöhnliche Induktionsströme ausdehnen; aber auf Ströme mit einer Millionen betragenden Wechselzahl dürfen wir es, sowie das Gesetz der Stromverzweigung, nicht mehr ohne weiteres anwenden.

Demgemäß ist auch das Verhalten sehr verdünnter Gase gegen solche Ströme wesentlich anders, als gegen die gewöhnlichen Ströme. Fließen letztere mit genügender Spannung durch eine elektrische Glühlampe, so erglüht deren Kohlenfaden, indem er den Strom leitet, während der höchst verdünnte Luft enthaltende Raum der Lampe, der einen sehr viel größeren Widerstand besitzt als der Faden, nicht leitet und dunkel bleibt. Dagegen geht bei Verwendung von Strömen mit hoher Wechselzahl „verhältnismäßig wenig Strom durch den Kohlenfaden, der meiste aber durch das verdünnte Gas." Man nimmt dann wahr, „daß sich das Innere der Lampe mit hellem Lichte erfüllt, die Einführungsdrähte glühend werden und oft Funken abgeben; — der Kohlenfaden selbst bleibt aber dunkel. Man kann statt des Kohlenfadens auch einen Metalldraht anwenden und das Phänomen wird dadurch nur noch interessanter."

Verdünnte Gase sind also für die Ströme mit hoher Wechselzahl bessere Leiter als die Metalle und wenn man paradox sein wollte, könnte man sagen: die Leiter werden für sie zu Nichtleitern und die Nichtleiter zu Leitern.

Der eine Zuleitungsdraht der Lampe kann bei ihnen sogar ganz weggelassen und sie dennoch zum Glühen gebracht werden. Tesla hat dementsprechend Glühlampen hergestellt, in die als Leuchtkörper nur ein Kohlenfaden oder ein an einem Draht

Digitized by Google

befindliches Kügelchen aus feuerbeständiger Masse eingeführt ist, das auch ein Nichtleiter sein kann. Zu Leuchtkörpern wählte er dabei die verschiedensten Materialien, und er erhielt besonders prachtvolle Lichteffekte, als er ein Rubinkügelchen, das sich in einem Schälchen aus Bogenlichtkohle befand, in einer solchen Lampe durch die Energie des Stromes zum Schmelzen brachte. Dabei zeigte es sich zweckmäßig, die nur an einen Leitungsdraht angeschlossene Lampe zum Teil außen mit einer Kondensatorbelegung zu versehen, die auch als Lichtreflektor diente und mit einem isolierten Körper von gewisser Größe verbunden war.

Manche hierher gehörende Versuche des gewandten Experimentators wären nun noch erwähnenswert; doch wir wollen die Geduld der geneigten Leserinnen nicht durch Einzelheiten ermüden und daher nur noch einiges über die Thatsache mitteilen, die nach seiner eigenen Meinung die Forscher wahrscheinlich am meisten anregen wird: es ist das Leuchten stark evakuierter Röhren ganz ohne Zuleitungsdrähte. Tesla hängte in gewisser Entfernung von der Decke eines Raumes an isolierenden Schnüren ein großes Blech auf, das mit dem einen Ende einer Induktionsspirale verbunden war, deren anderes Ende mit der Erde in Verbindung stand. Oder er benutzte auch zwei solche Bleche von sorgfältig bestimmter Größe und verband sie mit je einem Ende der Spirale. Diese Vorrichtung sollte das Ausströmen der Elektrizität in den Raum vermitteln. Hielt er dann eine luftleere Röhre zwischen die beiden Bleche, so leuchtete sie selbst dann noch, wenn sie sich in gewisser Entfernung unter ihnen befand.

Auch in die Röhre eingeschlossene Kugeln, Drähte oder Fäden können zum Glühen gebracht werden, wenn durch eine in ihr befindliche kondensatorische Vorrichtung, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, ein großer Teil der elektrischen Energie, die in dem Felde zwischen den beiden Blechen vorhanden ist, auf dieselben konzentriert wird. Derartige ohne Zuleitungsdrähte erglühende Röhren sollen nun nach Tesla das Licht der Zukunft liefern. In der bestimmten Absicht, dieses zu erfinden, hat er seine Versuche angestellt, durch die er eine vollständige Umgestaltung unseres Beleuchtungswesens anzubahnen hofft. Und in der That, ließen sie sich bis zu praktischer Verwendung entwickeln, so würden sie von unermeßlichem Einflusse auf die Elektrotechnik werden. Durch den Wegfall der Zuleitungsdrähte würden gewaltige Summen gespart, Störungen und Schwierigkeiten, die eben von den Leitungen herrühren, vermieden, und überdies käme Teslas Lampe dem Ideal einer Lichtquelle nahe: denn sie würde nur Licht und keine Wärme ausgeben.

Die Natur liefert uns bereits ein solches von Wärme freies, allerdings sehr bescheidenes Lämpchen in dem Leuchtkäfer. Freilich ist nach dem, was bisher über Teslas Versuche bekannt geworden, das Licht der luftleeren Röhre in dem „Kraftfelde" ebenfalls nur ein Glimmen zu nennen und nimmt noch dazu mit wachsender Entfernung von den Blechen sehr stark ab. Die Zukunft, der Teslas Licht leuchten wird, dürfte daher noch sehr fern sein; es sei denn, daß der Zukunftsmensch wie unsere Vorfahren sehr geringe Anforderungen an seine Straßen- und Zimmerbeleuchtung stellte. Doch wir wollen dem Erfinder seine Visionen nicht verargen; sie sind es, die ihm zu seiner mühseligen Arbeit den Mut geben; auch sind sie nicht bloße Luftschlösser, sondern ihr Bau ist, so phantastisch er sein mag, nicht ohne eine wissenschaftliche Grundlage. Nach den berühmten Versuchen von Heinrich Hertz verbreitet sich nämlich die Elektrizität ebenso wie das Licht durch Wellenbewegungen des Äthers; der allgemeine Gedanke, elektrische Wellen ohne Vermittelung von Wärme unmittelbar in Lichtwellen zu verwandeln, scheint daher ganz berechtigt, so viel Einwendungen gegen die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer solchen Verwandlung im einzelnen zu erheben sein mögen. Tesla hat diesen Gedanken klar erfaßt und zu seiner Verwirklichung zielbewußt Versuche, die allerdings schon von anderen angestellt waren, aufgenommen und mit Geschick und Energie in großem Umfange durchgeführt: das ist ein schätzbares Verdienst, selbst wenn sein „Licht der Zukunft" niemals technisch brauchbar werden sollte.

Digitized by Google

Zur Dienstbotenfrage.

Von

Anna Erhard.

Nachdruck verboten.

Zu den Kulturaufgaben, deren Bedeutung meistens unterschätzt wird, gehört die Regelung der Dienstbotenfrage. Sie liegt vorzugsweise in Frauenhänden, und gerade hier ist der Frau Gelegenheit zu thatkräftiger Mitwirkung an der sozialen Arbeit der Gegenwart geboten.

Es ist hier nicht die Absicht, auf eine Reform der ganzen Dienstbotenfrage auf Grund einer etwaigen gesetzlichen Neugestaltung derselben einzugehen, sondern lediglich einige praktische Winke zu geben, wie dieselbe unter den bestehenden Verhältnissen befriedigender gelöst werden könnte.

Den meisten Hausfrauen kommt es nicht klar zum Bewußtsein, daß sie durch das Mieten eines Dienstmädchens noch eine höhere Verpflichtung übernehmen, als ihr Lohn und Brod zu geben; daß nicht nur die Zukunft des Mädchens, sondern ganzer Familien in ihre Hand gegeben ist.

Wie schwer wird nicht nur in Arbeiterkreisen, sondern auch im Handwerkerstand der Übelstand empfunden, daß die jungen Frauen keinen richtigen Begriff von den Pflichten haben, die sie beim Eintritt in die Ehe und mit der Leitung eines Hauswesens übernehmen. Alle diese Frauen haben meistens lange gedient; wie kommt es nun, daß diese Lehrjahre ungenutzt vorüber gehen, gar nichts gelernt wird und für die eigentliche Wirtschaftsführung diese kostbaren Jugendjahre fast verloren sind?

Betrachten wir einmal den Lebens- und Bildungsgang eines solchen Dienstmädchens; vielleicht wird uns daraus die Ursache klar.

Kaum der Schule entwachsen, etwa im 15. Lebensjahre, verläßt das Mädchen ihr Elternhaus, das ihr häufig kein wirkliches Heim war, wo sie Liebe und Pflege, Zucht und Lehre kaum gekannt hat, in dem statt dessen Zank, Unordnung, Unzufriedenheit, oft auch Trunksucht ihr Gemüt vergiftet, oft auch Härte und ungerechte Behandlung sie verschüchtert hat. Ein solches halbes Kind kommt plötzlich in ganz unbekannte Verhältnisse, wo sie sogleich bestimmte Pflichten zu erfüllen hat, von früh bis spät unabläßig zur Arbeit angehalten und getrieben wird und daher zu keiner Einkehr in sich selbst gelangen kann. Sie versteht durchaus nichts von dem, was sie leisten soll, kennt auch die gewöhnlichsten Regeln des guten Benehmens nicht. Bekommt sie nun eine Herrin, die das ganz unerzogene Kind mit Ernst und Liebe in die Arbeit einführt, sie „anlernt", im richtigen Augenblick streng und nachsichtig zu sein versteht, dann kann sich das Mädchen allmählich entwickeln, wozu vor allem Zeit gehört, unter den Augen der verständigen Hausfrau zur Arbeit erzogen werden und gut heranreifen. Das ist ein Glücksfall für das Mädchen; viele Frauen aber, die meist aus Sparsamkeitsrücksichten ein ganz junges, also billiges Mädchen nehmen, wollen nur möglichst viel Nutzen aus ihr ziehen. Sie lassen es an der durchaus notwendigen Anleitung, an der sittlichen Erziehung fehlen. Das Mädchen fühlt instinktiv, daß ihm Unrecht geschieht; es lehnt sich innerlich dagegen auf, als Sache statt als fühlender Mensch behandelt zu werden. Hilflos den Verhältnissen gegenüber, greift es zur Lüge und Betrug, die ihm als berechtigte Notwehr gegen den geübten Zwang und die schonungslose Ausnutzung erscheinen. Solche Mädchen wechseln alle Augenblicke den Dienst, so wie jemand mit ihnen abgewirtschaftet hat, sie verbittern, werden allmählich frech, unverschämt, arbeitsscheu und haben gar nichts gelernt. Das sind denn wirklich Dienstmädchen, die gute Herrschaften in Verzweiflung bringen, aber nur darum, weil sie schutz-

Digitized by Google

und lieblos in der Welt herumgestoßen wurden. Solche Mädchen werden dann aber auch liederliche Hausfrauen, schlechte Mütter; aber die Schuld liegt weniger an ihnen, als an den Verhältnissen.

In allen Damenkränzchen, in allen Kaffeegesellschaften ist die Dienstbotenfrage ein beliebtes Thema. Sie wird sehr eingehend, aber leider nur einseitig behandelt. Immer werden nur die Fehler der Dienstmädchen im allgemeinen und die der eigenen im besonderen erörtert. Die „Herrschaften" ahnen nicht, daß sie sich dadurch in den meisten Fällen selbst das Urteil sprechen. Von vorn herein ist kaum jemals ein Mädchen, noch dazu in jungen Jahren, so verderbt, daß sie nicht guter Erziehung und freundlichem Einfluß zugänglich wäre; man muß sie nur richtig behandeln und nicht nur darauf sehen, daß die Arbeit geleistet wird, sondern daß auch dabei die Arbeitsfähigkeit entwickelt und so allmählich eine höhere Leistung erzielt wird.

Im übrigen muß man doch auch berücksichtigen, wenn man stets die Mädchen zu Großmutters Zeiten lobt, daß sich die Verhältnisse vollständig geändert und die Wandlungen der letzten Zeit naturgemäß auch die Dienstboten nachhaltig beeinflußt haben. Der übertriebene Luxus der Herrschaften ist nicht eben geeignet, sie selbst vom Luxus zurückzuhalten; auch die Versuchungen treten in viel lockenderer Gestalt an die Mädchen heran als früher. Der ganze Zuschnitt der modernen Haushaltungen ist auf den Eindruck berechnet, den sie nach außen machen und machen sollen, die Ansprüche steigen überall, Vergnügungen in jeder Gestalt, für wenige Pfennige zu erlangen, drängen sich auch den Dienenden überall auf, die nach des Tages Last und Mühe ebenso Erholung begehren, wie andre Menschen. Daß diese Erholung, deren Berechtigung für ein junges, frisches Mädchen niemand leugnen wird, vielfach den Keim des Verderbens in sich trägt, ist traurig, aber dem Mädchen nicht verständlich; der Belehrung gegenüber verhält es sich argwöhnisch, weil es häufig von der Auffassung ausgeht, das Vergnügen werde ihm nur nicht gegönnt!

Mit diesen Anschauungen muß die verständige Hausfrau rechnen, deren Pflicht es unzweifelhaft ist, ihr Mädchen vor sittlichem Schaden zu hüten; namentlich hat sie in dieser Hinsicht auch die eigene Familie, die Hausgenossen strengstens zu überwachen; das Mädchen muß auf den Schutz ihrer Herrschaft unbedingt vertrauen können.

Vor den Gefahren der Großstadt muß ernstlich gewarnt werden, falsch wäre es aber deshalb den Sonntagsausgang zu untersagen, das würde nur verbittern, denn die Weisheit eines solchen Verbotes kann das Mädchen nicht einsehen. In manchen Großstädten haben sich ja Vereine gebildet, welche die Mädchen an ihren freien Sonntagen in ihren Räumen sammeln, sie dort bewirten, sie durch Vorlesen, Spiele u. s. w. zu beschäftigen suchen. Der Gedanke ist ja sehr gut, besonders für die ganz Jugendlichen, aber man glaube nur nicht, daß diese Vergnügungen den Mädchen genügen. Einige Male mag es gehen, dann aber wirkt es ermüdend, und es wäre unrecht, dem Mädchen einen Vorwurf daraus zu machen, daß es dieselbe Lust zu Tanz und Scherz fühlt, wie das verwöhnte Töchterchen ihrer Herrschaft. Hier ist es eben Sache der Hausfrau, auf ihr Mädchen so einzuwirken, daß es gelegentlich ein solches Vergnügen mitmachen kann, ohne körperlich oder geistig Schaden zu leiden. Es ist nicht leicht, aber durchaus möglich, das Vertrauen der Mädchen in dem Grade zu gewinnen, daß man über seinen Verkehr und seine Vergnügungen unterrichtet ist, ohne im geringsten eine lästige Kontrolle zu üben oder die Spionin zu spielen.

Gewiß waren die patriarchalischen Zustände, als Herrschaft und Gesinde eine einzige, große Familie bildeten, die oft zeitlebens zusammenblieb, sehr schön, aber die Zeiten sind nun einmal vorüber. Immerhin ist es auch heute noch ein Gradmesser für den Wert der Herrschaften, daß die Mädchen selten „ziehen", wie der Kunstausdruck für diese moderne Völkerwanderung heißt.

Unter diesem „Ziehen" leiden Herrschaft und Gesinde in gleicher Weise, erstere in ihrer Bequemlichkeit, letztere durch die unruhige Zerfahrenheit, die steter Wechsel mit sich bringt. Der Dienstbote ist ein so wichtiges Glied im Getriebe des täglichen Lebens, beeinflußt die Behaglichkeit des Hauses so stark, daß schon aus diesem Grunde jede Frau ihr Dienstmädchen liebevoll und gut behandeln müßte, selbst wenn es nicht

Digitized by Google

ihre Pflicht wäre, durch Unterweisung, nützlichen Rat und freundliches Eingehen auf ihre Angelegenheiten für die Zukunft des Mädchens und ihrer einstigen Familie zu sorgen!

Sehr im argen liegt auch das ganze Mietswesen. Es wäre eine Forderung der Zeit, daß dem Unwesen vieler sogenannter Mietsfrauen gesteuert würde, die ein Gewerbe daraus machen, ihnen bekannte Mädchen zum Verlassen ihres Dienstes zu bewegen, unter dem Vorgeben, ihnen bessere Stellen zu verschaffen, in Wirklichkeit aber nur, um die Gebühren möglichst oft zu erheben.

Gebildete Damen sollten die Vermittlung des Gesindedienstes übernehmen; dann wäre auch den Herrschaften irgend welche Garantie gegeben, daß sie brauchbare Kräfte erhalten, denn „perfekte Köchinnen", „geübte Hausmädchen" stehen oft nur auf dem Papier, während die Höhe ihrer Ansprüche vollkommenen Leistungen entspricht. Gebildete Mietsfrauen wären aber auch ein Segen für die Mädchen. Diese Damen würden, wenn die Leute tagelang bei ihnen wohnen, wie dies jetzt bei den gewöhnlichen Frauen der Fall ist, schon die übertriebenen Ansprüche derselben herabstimmen, sie bescheiden und weniger selbstbewußt machen, andrerseits aber wirklich guten, brauchbaren Mädchen auch entsprechende Stellen schaffen. Auf die Dienstbücher ist gar kein Wert mehr zu legen. Auch das liegt an den Hausfrauen, die sich nicht entschließen können, in den Dienstbüchern die volle Wahrheit zu sagen und so durch wissentlich falsch ausgestellte Zeugnisse die Mädchen zum Lügen und Betrug gradezu anleiten. In jeder andern Lage des öffentlichen Lebens ist es strafbar, falsche Zeugnisse auszustellen, nur in den Dienstbüchern hat sich dieser Mißbrauch gradezu eingebürgert und geht in 99 Fällen von 100 unbemerkt durch! Es geschieht aus „Mitleid," das wahrlich hier nicht am Platz ist.

Das Mitleid der Herrschaften wäre viel richtiger da angebracht, wo es so oft vermißt wird, nämlich bei der Schlafstelle des Mädchens, die oft allen billigen Anforderungen Hohn spricht. Dunkle Verschläge, in die weder Sonne noch Luft dringen kann, Hängeböden, die mit losen Leitern gleich Hühnersticgen erklettert werden müssen, oft so niedrig sind, daß das Mädchen beim Ankleiden nicht aufrecht stehen kann, vielfach auch kein nach außen gehendes Fenster haben, dienen Tausenden von Dienstboten zur Wohnung. Sie müssen darin schlafen, sich ankleiden und auch ihre freie Zeit darin zubringen. Kein Wunder, daß sie abends, statt ihre Sachen zu nähen, lieber vor die Thür laufen. Wer ein gutes, anhängliches Mädchen haben will, fange damit an, ihr ein menschenwürdiges Kämmerlein anzuweisen, wo sie Luft und Licht hat, halte sie an, ihre Wäsche und Kleidung ordentlich zu flicken, stehe ihr überhaupt mit Rat und That bei, rechne sie in gewissem Grade zur Familie, fordere nicht zu viel und gönne ihr gern eine Erholung.

Es wäre ja für alle Hausfrauen eine wesentliche Erleichterung, wenn alle Dienstboten in Schulen für Küche und Hausarbeit angelernt würden, da dies aber nur in Ausnahmefällen möglich ist, so müssen die Hausfrauen eben selbst Hand anlegen, um bessere Dienstbotenverhältnisse zu schaffen. Es ist dies in vielen Fällen in ihre Hand gegeben. Die Hausfrauen sind häufig nur zu bequem, sie wollen gut bedient sein, scheuen aber die Mühe, die Mädchen zu erziehen, und versäumen es, sie willig und anhänglich zu machen, indem sie ihnen freundlich ihren Anteil an Erholung und Ruhe gewähren. So sollte den Mädchen auch die Zeit zum Besuchen des Gottesdienstes und die nötige Sonntagsruhe nicht vorenthalten werden; bei vielen Herrschaften ist aber grade der Sonntag zu Gesellschaften und geräuschvollen Vergnügungen aller Art auserlesen, sodaß die Dienstmädchen doppelt belastet werden.

Bei der nicht zu leugnenden Thatsache, daß die Verhältnisse viele Dienstmädchen heute gründlich verdorben haben, kann einer Hausfrau, die ein gutes Dienstmädchen haben will, nur geraten werden, lieber ein unfertiges, aber williges Mädchen zu nehmen, das sie sich erziehen und ihrem Wunsche entsprechend anlernen kann, als eine sogenannte „Perfekte", bei der keine Erziehung mehr möglich ist. Einem solchen Mädchen gegenüber ist das patriarchalische Verhältnis der alten Zeit auch heute noch möglich, sobald man nur einen herzlich menschlichen Anteil an ihr nimmt. Hier liegt überhaupt der Schlüssel zur Regelung der Dienstbotenfrage, soweit dieselbe von der Hausfrau abhängig ist.

Digitized by Google

Die Post- und Telegraphenbeamtin.

Von Eliza Ichenhäuser.

Nachdruck verboten.

Die Anstellung an der Post und Telegraphie ist den Frauen in Deutschland so gut wie verschlossen, da der Reichspostmeister Excellenz v. Stephan ein entschiedener Gegner der Verwendung von Frauen ist. Als die Telegraphie dem Reichspostmeister noch nicht unterstellt war, wurde seitens der Kaiserlichen Telegraphenverwaltung im Jahre 1874 eine ganze Anzahl von Frauen angestellt. Kaum wurde jedoch die Reichstelegraphen- und die Reichspostverwaltung in einer obersten Leitung — Herrn v. Stephan — vereinigt, als der letztere, der sich schon früher im Reichstage gegen die Bestrebungen, den Frauen, wie in anderen Ländern, einen Platz im Reichspostdienst zu verschaffen, erklärt hatte, sich beeilte, die Frauen auch aus dem Telegraphendienste wieder zu entfernen. Es wurden keine neuen Bewerberinnen mehr angenommen und nur eine kleine Anzahl der alten, die nicht freiwillig ausscheiden wollten, behalten.

Die Beschäftigung weiblicher Personen in der Reichspost- und Telegraphenverwaltung besteht also nur in ganz geringem Umfange fort. Nur bei den Postämtern dritter Klasse bezw. den Postagenturen können weibliche Angehörige des Postverwalters unter Verantwortlichkeit des letzteren zur zeitweisen Vertretung herangezogen werden, und zwar unter der Bedingung, daß die Verwaltung sich für diese weiblichen Hilfsdienste lediglich an die mit der Verantwortung betrauten männlichen Beamten hält, welche verpflichtet sind, für alle Unzulänglichkeiten, welche diese Einrichtung etwa mit sich bringen könnte, aufzukommen.

Diese Einrichtung herrscht aber nicht in Bayern, in Württemberg, in Österreich und in Belgien. Dort dürfen Frauen kleinere Postexpeditionen mit Telegraphendienst selbständig führen.

Von sämtlichen deutschen Einzelstaaten verwendet kein einziger Frauen an Telegraphenstationen zweiter Klasse selbständig. Dagegen geschieht dies in Italien, Ungarn und Frankreich.

Noch viel weniger beschäftigt Deutschland Frauen als wirkliche Telegraphenbeamte wie dies Dänemark, Norwegen, Schweden, die Schweiz, Großbritannien, Rußland und Rumänien, die Vereinigten Staaten und Australien thun.

Es ist mithin deutschen Mädchen, wenn sie nicht die Absicht haben, sich in Bayern, Württemberg, Österreich oder der deutschsprachigen Schweiz niederzulassen, vorerst nicht anzuraten, sich auf den Beruf der Telegraphistin oder der Postbeamtin vorzubereiten. Nur in diesen Ländern haben Frauen Aussicht auf Stellen (und diese nur von sehr untergeordneter Art), bei deren Besetzung den Angehörigen von Post- und Telegraphenbeamten der Vorzug gegeben wird.

Da die Telegraphenschulen in der Regel nur den Aspiranten des mittleren und höheren Post-, Eisenbahn- und Telegraphendienstes offen stehen, nicht aber den niederen Bediensteten und Gehilfen, die Frauen aber nur das letztere sein können, so müssen die Bewerberinnen sich eine kleine Postexpedition suchen, deren Leiter sie auf Dienstvertrag engagiert und sich herbeiläßt, die Gehilfin auf seine Haft und Gefahr aufzunehmen und dieselbe im Post- und Telegraphendienst zu unterweisen.

Das vorgesetzte Kaiserliche Oberpostamt muß von dieser Aufnahme verständigt werden und seine Genehmigung erteilen. Trotzdem wird die Gehilfin dadurch durchaus nicht diesem Oberpostamt unterstellt, sondern bleibt lediglich die Angestellte des Expeditors.

Nachdem sie die Post und Telegraphie erlernt hat, bekommt sie bei freier Station ein Gehalt von 15—30 Mark monatlich.

Als selbständige Expeditorin — ebenfalls auf Dienstvertrag, das ist ohne Pensionsberechtigung — bezieht sie ein jährliches Gehalt von 800 bis 1600 Mark.

Man sieht, im Vergleich zu der großen Anstrengung, die speziell der Telegraphendienst erfordert, sind die Aussichten für weibliche Telegraphenbeamtinnen in unseren Landen sehr schlecht.

Digitized by Google

Von den Bewerberinnen um Telegraphenanstellungen wird in der Regel eine gute Schulbildung verlangt — in Italien z. B. werden als Assistentinnen an den Hauptstationen mit Vorliebe Lehrerinnen von öffentlichen oder privaten Schulen angestellt — gute Sprachkenntnisse, Arithmetik, Geographie, theoretische und praktische Telegraphie, Ansetzen und Unterhaltung der Batterie, Kenntnis der Schließungsbogen, Aufsuchung und Beseitigung der hauptsächlichsten Störungen. All die letzteren Gegenstände, die sich auf die Telegraphie selbst beziehen, werden in einem anderthalb- bis dreimonatlichen Telegraphenkursus gelehrt, nach dessen Absolvierung behufs Anstellung eine Prüfung abgelegt werden muß. Auch auf eine lesbare Handschrift wird viel Wert gelegt. Die Gehälter sind sehr verschieden. Überall da, wo die Frau als Gehilfin und unter Verantwortung ihres Mannes oder Vaters arbeitet, wird sie unglaublich schlecht bezahlt, wie wir dies oben bereits gesehen haben. Sogar in Frankreich erhält die Telegraphistin, da wo sie nur als Gehilfin ihres Mannes arbeitet, ein Jahresgehalt von nur 300 Francs = 240 Mark. In Ungarn bekommt sie sogar als selbständige Telegraphengehilfin bei kleinen Stationen nur 300 Gulden = 500 Mark jährlich. In Italien bezieht sie schon einen besseren Gehalt, er schwankt daselbst zwischen 600—2200 Lire = 500 bis 1760 Mark; je nach der Stellung, die sie bekleidet. In der Schweiz wird die Telegraphistin mit 2½ Francs täglich bezahlt, außerdem erhält sie eine Tantième von 1 Centime für jede Depesche, und ähnlich liegen die Gehaltsverhältnisse in den anderen oben genannten Ländern.

Wir hoffen zuversichtlich, das auch die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung sich endlich veranlaßt sehen wird, die alten Vorurteile fallen zu lassen, und dies um so eher, als die Erfahrungen der anderen Länder zur Genüge bewiesen haben, wie unbegründet sie sind.

Die Schweiz, Rußland, Frankreich, Schweden sind mit der Arbeitskraft der Telegraphistinnen und Postbeamtinnen zufrieden, die norwegische Telegraphenverwaltung äußert sich in einem offiziellen Bericht, daß die gebildeten weiblichen Elemente mächtig dazu beitragen, die Verwaltung im öffentlichen Ansehen zu heben, der Sekretär der Postabteilung in London äußert sich in einem Bericht an den Generalpostmeister ganz enthusiastisch über die Vorteile der Verwendung von Telegraphistinnen, — warum sollte da die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung allein nicht auch zufriedengestellt werden können?

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege

unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich hielt Ende Juni seine 17. Generalversammlung ab. Es wurde unter anderm Bericht erstattet über ein Ferienheim in Kolberg, das Herr James Simon, der dem Verein schon manche reichen Geldgeschenke zuwandte, ihm neuerdings geschenkt hat und in welchem sehr gut 150 Kinder aufgenommen werden können. Das Ferienheim wird den Namen „Kaiser und Kaiserin Friedrich Berliner Sommerheim in Kolberg" erhalten. Aus dem Geschäfts- und Kassenbericht entnehmen wir, daß die Hauptkasse des Vereins im Jahre 1894 eine Einnahme von 42 298,37 Mark erzielt hat. Das Komitee für die Ferienkolonien vereinnahmte 101 530,79 Mark. Es entsandte 3076 Kinder in den Kolonien und zwar 1933 in Vollkolonien und 1143 in Halbkolonien. Die Ausgabe dafür betrug 98 143 Mark. Das Komitee unterhält 56 Voll- und 23 Halbkolonien. Unter den in die Kolonien entsandten Kindern befanden sich 1388 Knaben und 1688 Mädchen.

Der Schwäbische Frauenverein

(unter dem Protektorat der Königin Charlotte; Vorsitzende Frau Präsident Weizsäcker, Stuttgart) arbeitet unausgesetzt und mit bestem Erfolg an der Aufgabe, die er sich gesteckt hat: die weibliche Jugend durch Heranbildung zu tüchtiger, selbständiger Arbeitsleistung ökonomisch und sittlich zu heben. Seine Frauenarbeitsschule steht seit 1894 unter der Leitung von Frl. Bertha Ries, deren hervorragende Bedeutung auf dem Gebiet weiblicher Ausbildung sich schon vielfach glänzend bewährt hat. Neben der Vorsteherin sind 12 Lehrerinnen an der Anstalt thätig, abgesehen von den Lehrkräften für Extrakurse, wie Buchführung, Tanzen, Putzmachen, Bügeln. Der Unterricht im Musterschnitt, Handnähen, Flicken, Maschinennähen, Sticken sowie im geometrischen und Freihandzeichnen wurde durch die Vorsteherin neu organisiert und so genau als möglich den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt. Neu eingeführt wurde ein sog. Samariterkursus, d. h. theoretische Unterweisung in der Krankenpflege. Wie zeitgemäß dieser Unterricht ist, bewies die Zahl von 270 Teilnehmerinnen. — Auch die andren Anstalten des Vereins: Kindergarten, Kochschule, Stellenvermittlung wurden stark in Anspruch genommen.

Der Frauenbildungsverein zu Cassel

hat im Beginn des Geschäftsjahres 1894/95 sein schönes, neuerbautes Haus bezogen. Im Oktober

Digitized by Google

1894 beendete er das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens. Unter dem Titel: Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Frauenbildungsvereins zu Cassel erschien eine von Frl. Elisabeth Paar verfaßte kurze Übersicht über die Entwicklung des Vereins, die einen Einblick in die opferfreudige, segensreiche Arbeit seiner ersten Begründerinnen, unter denen besonders Marie Calm zu nennen ist, gewährt. Der Verein begründete zuerst eine Fachschule, die inzwischen Tausenden von Frauen eine Lebensstellung verschafft hat, dann einen Kinderhort (ein Heim für schulpflichtige Töchter armer Witwen), der sein Entstehen Frl. Auguste Förster verdankt; 1887 eine Kochschule und ein Heim für solche, die sich in den verschiedenen Anstalten des Vereins zu Lehrerinnen ausbilden wollen. Auch Kurse zur Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen auf dem Lande und von Turnlehrerinnen sollen eingerichtet werden. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Auguste Förster.

Der Verein Frauenwohl in Danzig

hat sich im 5. Vereinsjahre in erfreulicher Weise weiter entwickelt. Der Mädchenhort wird gegenwärtig von 58 Zöglingen besucht. In der Kochschule wurden zwei Kochzirkel und ein stark besetzter Einmachekursus abgehalten. Im Nachweisungsbüreau betrug die Zahl der Arbeitsuchenden 199, die Zahl der Arbeitgeber 167. Die Bibliothek zählte 269 Abonnenten, von denen 52 (den Bildungskursen angehörige junge Mädchen) unentgeltlich Bücher erhielten. Die Sonntagsunterhaltungen bürgern sich immer mehr ein und sind den Teilnehmerinnen lieb geworden, wie der wachsende Besuch zeigt. Seit dem Bestehen des Vereins sind 35 Krankenwärterinnen mit Bewilligung des Magistrats in dem städtischen Lazareth, Sandgrube, unter Leitung des Chefarztes Dr. Baum ausgebildet. — Die Realkurse haben einen Rückgang an Schülerinnen zu verzeichnen, was sich daraus erklärt, daß leider noch immer in Deutschland eine höhere Bildung der Frauen wenig praktischen Zweck hat. Latein und Naturwissenschaften wiesen erfreulicherweise eher einen Fortschritt als einen Rückgang auf; sie wurden nur von Lehrerinnen besucht. — 1. Vorsitzende des Vereins ist Frau Dr. Heidfeld, 2. Vorsitzende Frau Dr. Baum.

Der Verein Frauenwohl in Nürnberg

hat sich, wie sein erster Jahresbericht zeigt, eines sehr schnellen Aufblühens zu erfreuen gehabt. Im November 1893 gegründet, zählte er bereits am Schluß des vorigen Jahres 2285 Mitglieder. Dies glänzende Resultat ist einerseits auf die energische und tüchtige Arbeit des Vorstandes und Ausschusses, andrerseits auf die praktischen Ziele zurückzuführen, die derselbe in richtiger Erkenntnis gleich anfangs ins Auge faßte. Es wurden gleich anfangs Abendunterrichtskurse im Plätten, Nähen, Zuschneiden, Kleidermachen, Sockenverfertigen und Bügeln, sowie in der englischen und französischen Sprache eingerichtet. Weitere Aufgaben, die sich der Verein gestellt hat, sind: Die Errichtung eines Wöchnerinnenasyls, ein Arbeiterinnenheim, verbunden mit Rechtshilfe und Stellennachweis, und die Einrichtung von Kinderhorten. Um diese Ziele durchführen zu können, hat er sich in einem Aufruf an die Mildthätigkeit der Bewohner Nürnbergs gewendet. — Der Vereinsvorstand besteht aus folgenden Damen: Helene von Forster, 1. Vorsitzende; Sophie Stich, 2. Vorsitzende; Bertha Kipfmüller, 1. Schriftführerin; Mathilde König, 2. Schriftführerin; Jeannette Josephthal, Kassiererin; Emilie Reif, Rosa Schiller, Beisitzende.

Der Württembergische Lehrerinnen- und Erzieherinnenverein

hielt vor kurzem unter Leitung der Vereinsvorsitzenden, Frl. Julie Kazmaier, seine Generalversammlung ab. Dem Jahresbericht entnehmen wir folgendes: das 5. Vereinsjahr des Württembergischen Lehrerinnen- und Erzieherinnenvereins wurde mit einer schönen Feier eröffnet. Am 29. Juli 1894 fand in Anwesenheit des Königs und der Königin und der Prinzessin Pauline die weihevolle Eröffnung des neu gegründeten Lehrerinnenheims in Friedrichshafen statt. Das Heim hat vom 1. Juli 1894 bis zum 30. Juni 1895 46 ordentlichen Mitgliedern, 13 außerordentlichen und 26 Nichtmitgliedern, im ganzen also 85 Personen, einen vier-, sechs- und achtwöchigen Aufenthalt gewährt. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder war am Ende des Vereinsjahres 358, die der außerordentlichen 391. Außerdem werden von 36 Personen, Nichtmitgliedern, regelmäßige Beiträge gegeben. Ein Antrag des Vorstandes betreffs Anschluß des Württembergischen Lehrerinnenvereins an den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein wurde ohne Erörterung angenommen. Hierauf erklärte sich der Kassierer bereit, den Jahresbeitrag (30 Pf. pro Kopf) aus der Vereinskasse zu decken, um auch den abwesenden bezw. auswärtigen Mitgliedern gerecht zu werden. Damit war die Tagesordnung der diesjährigen Generalversammlung erledigt und wurde von Frl. Kazmaier mit einigen Dankesworten an die Versammlung geschlossen.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England

hat seinen 18. Jahresbericht herausgegeben, nach welchem pro 1894 die Einnahmen von Mitgliederbeiträgen und Eintrittsgeldern £ 420 und die Kommissionsgebühren für besetzte Stellen £ 179 betrugen. An Geschenken für das Erholungsheim wurden dem Verein von Fürsten, Regierungen, Städtischen Verwaltungen und Freunden £ 708 und an Jahresbeiträgen von denselben £ 141 gegeben. Die Einnahmen an Kostgeldern im Daheim und im Erholungshaus betrugen £ 1271. Die Ausgaben für die Verwaltung, Steuern, Neubau im Erholungshaus betrugen £ 800. Dem Fonds für den in 14 Jahren nötigen Neuankauf (lease) des Vereinseigentums in London wurden wie alljährlich £ 300 zugewiesen. Für Haushaltungskosten im Daheim und im Erholungshaus wurden £ 1321 verausgabt. Der Verein hat pro 1894 wiederum 200 Stellen besetzt.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen in Berlin,** denen vor kurzem durch Frl. Hertha v. Siemens ein Geschenk von 7 000 Mark zur Begründung einer Freistelle zufloß, haben neuerdings eine Zuwendung von 20 000 Mark erhalten, um aus den Zinsen derselben ein Universitätsstipendium für unbemittelte, besonders tüchtige Schülerinnen der Kurse zu begründen. Die Geberin ist Frau Dr. Lucie Meßner in München, die mit der Schenkung ein Vermächtnis ihrer in Berlin verstorbenen Mutter, Frau Emma Levin, geb. Petag ausführte, die ihr zu Händen die Summe zur Unterstützung der Frauenbestrebungen vermacht hatte. Es ist höchst erfreulich, daß wohlsituierte Frauen jetzt anfangen, den Bestrebungen ihres Geschlechts thatkräftige Unterstützung zu teil werden zu lassen; leider stehen aber solche Beispiele noch recht vereinzelt da. — Die Gymnasialkurse beginnen zu Michaelis einen neuen Kursus; Meldungen sind noch im September an die Leiterin derselben, Frl. Helene Lange, Berlin W., Derfflingerstraße 23 II, zu richten.

* **Herr Professor Waldeyer** scheint den Ruhm erwerben zu wollen, als letzter Ritter der grauen Theorie die Frauenbestrebungen in Deutschland zu bekämpfen. Auf dem Anthropologenkongreß in Kassel hat er eine Menge zum größten Teil längst bekannten Materials über die anatomische und physiologische Verschiedenheit der beiden Geschlechter vorgeführt, eine Verschiedenheit, die wohl kein Mensch mit gesunden Sinnen leugnen wird, eben so wenig wie er der Versicherung bedarf, daß diese Verschiedenheiten durch keinerlei Dressur fortgebracht werden können. Die Vertreterinnen der Frauenbewegung wünschen sogar, daß diese Verschiedenheiten durch gesteigerte Kultur erst recht zur Geltung kommen, sie wünschen, genau wie Prof. Waldeyer, eine Arbeitsteilung, gerade um dieser Verschiedenheiten willen; nur sind sie durchaus nicht der Meinung, daß die Linie, die jetzt die Arbeitsfelder der Geschlechter trennt, richtig gezogen ist. Sie sehen keine Logik darin, daß die Frau sich überarbeiten darf an Waschfaß und Nähmaschine, nicht aber als Ärztin; daß sie 70, 80, 100 Kindern in überfüllten Unterklassen das A B C beibringen darf, die Oberklassen aber dem Manne überlassen soll; sie stehen mit Recht mißtrauisch der Thatsache gegenüber, daß der Protest gegen Frauenarbeit erst mit dem Augenblick beginnt, wo die Frauen teilhaben wollen am Erwerb und der Ehre, welche die sog. höheren Berufe gewähren. Wir sind also völlig einverstanden mit Prof. Waldeyers Forderung der Arbeitsteilung je nach der Eigenart der Geschlechter; wir sind nur erstaunt, daß ein Mann der exakten Wissenschaft nicht begreift, daß über diese Eigenart nur eins zur Klarheit führen kann: das Experiment. Nicht der Mann der Theorie, der mit der Wage in der Hand die Gehirne abschätzt, der die roten Blutkörperchen zählt und die Schulterbreite mißt, wird bestimmen, was die Geschlechter zu leisten imstande sind; das kann einzig und allein die freie Entwicklung lehren. Bis jetzt haben die geistigen Fähigkeiten der Frau weit mehr Hemmung als Förderung erfahren; erst bei völliger Freigabe aller Bildungsgelegenheiten, bei einer Begünstigung, deren sich bis jetzt nur der Mann erfreut, wird sich im Laufe der Jahrhunderte zeigen können, in welcher eigenartigen Weise die Frau die menschliche Kultur zu beeinflussen imstande ist. — Möchten doch die gelehrten Herren endlich aufhören, das Ammenmärchen zu verbreiten, die Frauenbewegung ziele darauf hin, aus Frauen Männer zu machen; an die Bekämpfung dieses von ihnen selbst aufgestellten Satzes wird eine geistige Kraft verschwendet, die wahrlich ein besseres Feld suchen könnte. Die Frauenbewegung will, das kann nicht oft genug wiederholt werden, der Eigenart der Frau die ihr gebührende Rolle in der Entwicklung der Menschheit sichern.

* **Alleinreisenden Frauen,** die besonders in Berlin oft schwer geeignete Unterkunft finden, kann das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins (Schellingstraße 1 III, Leiterin Frl. Elise Streckfuß) warm empfohlen werden. Es nimmt außer Lehrerinnen, die hier dauernd oder vorübergehend sich aufhalten, auch Damen auf, welche Zeichen-, Handarbeits-, Mal-, Turnkurse 2c. besuchen oder sich sonst zu ihrem Vergnügen oder ihrer Ausbildung in der Reichshauptstadt aufhalten.

* **Die erste Oberlehrerinnenprüfung** hat am 29. Juli in Berlin stattgefunden. Es unterzogen sich ihr acht Damen: vier in Göttingen Vorgebildete, eine aus dem Berliner Viktoria-Lyceum und drei privatim Vorbereitete. Die in Kursen ordentlich vorgebildeten Damen (Frl. Fricke, Frl. Moldenhauer, Frl. Niebour, Frl. Ohlsen, Frl. Ohlemann) bestanden, während die privatim vorbereiteten, die sich für Französisch und Englisch gemeldet hatten, teils nur in einem Fach, teils garnicht bestanden. — Die Anforderungen der Prüfung waren so gehalten, daß seminaristisch vorgebildete Damen ihnen auf Grund zweijähriger wissenschaftlicher Studien zu genügen vermochten. Ein etwas ausgedehnteres Studium, wie es dringend von allen ernst strebenden Lehrerinnen verlangt wird, würde ohne Zweifel dazu beitragen, der

Digitized by Google

Prüfung einen Charakter zu geben, der mehr dem der Oberlehrerprüfung entspräche.

* **An der Universität Tübingen** promovierte vor kurzem Gräfin Maria von Linden. Ihre Dissertation handelte vom Bau der Muscheltiere.

* **Eine Amerikanerin**, Miß Mauldby, hat an der Göttinger Universität die Doktorprüfung bestanden. Ihr Hauptfach war Physik, Nebenfächer waren Mathematik und Chemie.

* **Am Gymnasium zu Sigmaringen** bestand am 8. August Frl. Hildegard Ziegler, Tochter des Pastor prim. Ziegler in Liegnitz, ihre Reifeprüfung. Frl. Ziegler hat schon mehrere Semester in Zürich studiert; es muß wohl erwartet werden, daß ihr die glücklich bestandene Reifeprüfung nun auch die preußischen Universitäten als ordentlicher Hörerin erschließt.

* **Der Allgemeine Deutsche Frauenverein** wird vom 1. bis 3. Oktober in Frankfurt a. M. seine 18. Generalversammlung abhalten, an die sich öffentliche Vorträge anschließen werden. Voraussichtlich wird die Beteiligung eine sehr lebhafte sein. Ein Komitee unter dem Vorsitz von Frau Teblée, der Vorsitzenden des Frankfurter Frauenbildungsvereins, hat die Vorbereitungen für die Versammlung in die Hand genommen.

* **Der Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen** in Wien hat vor kurzem seinen 1. Lektionskatalog (für das Wintersemester 1895/96) versandt. Die Vorlesungen sind danach in zwei große Gruppen geschieden, eine humanistische, in der Psychologie, Ethik, Geschichte, Rechts- und Staatslehre, Nationalökonomie, deutsche, französische, englische Litteratur, Kunstgeschichte ꝛc. gelehrt wird, und eine realistische Gruppe mit Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie des Menschen, Urgeschichte der Menschheit, Gesundheitslehre. Als Vortragende fungieren meist jüngere Universitätsdocenten; auch eine Dame (Frl. Dr. Gabriele v. Possanner über Anatomie und Physiologie). Die Vorträge wechseln mit Diskussionen ab, in denen das Vorgetragene gesprächsweise durchgearbeitet wird; am Schlusse jedes Cyklus werden Colloquien (Prüfungen) gehalten; die Beteiligung daran ist fakultativ, wie an der Universität, auch wird der Besuch der Vorlesungen nicht überwacht.

* **Die schweizerischen höheren Bildungsanstalten** — das eidgenössische Polytechnikum in Zürich nicht inbegriffen — zählten im Wintersemester 1894/95 im ganzen 3119 Studenten und 634 Zuhörer, wovon 362 Studentinnen und 238 Zuhörerinnen. Die Gesamtzahl aller Studierenden betrug somit 3813, wovon 600 weibliche. Dem Studium der Theologie widmeten sich 449 Personen (290 Protestanten und 159 Katholiken), worunter eine Dame (in Genf), der Rechtswissenschaft 610 (7 Damen), der Medizin 1081 (221 Damen), der Philosophie 1673 (371 Damen). Von den 3119 Studenten waren ihrer Heimat nach 1847 Schweizer (47 Damen), 1272 Ausländer (324 Damen). Die meisten ausländischen Studierenden lieferten Deutschland 394 (49 Damen), Rußland 366 (212 Damen), Bulgarien 146 (7 Damen) u. s. w. Der Frequenz nach ordnen sich die schweizerischen Hochschulen folgendermaßen: Genf 815 (194 Damen), Zürich 808 (196), Bern 712 (125), Basel 527 (11), Lausanne 516 (62), Freiburg 305, Neuenburg 130 (22).

* **In Paris** erlangte vor kurzem den Grad eines Licentiaten der Philosophie ein junges, höchst bescheiden aussehendes Mädchen, Mlle. Jeanne Benaben, die schon mit 16 Jahren den Grad eines bachelor in derselben Wissenschaft erreicht hatte. Sie ist jetzt Professor der Philosophie am College zu Rouen.

* **Die Zahl der Frauen in der Armenverwaltung in England und Wales** betrug im vorigen Jahre 169; in diesem Jahre ist sie auf 893 gestiegen. Ein Beweis für das Interesse, das die Frauen selbst an der sozialen Arbeit nehmen, und für die hohe Schätzung, die ihre Arbeit in England erfährt.

* **In Boston** besteht ein Orchester, das 45 Frauen zählt. Leiterin desselben ist Miß Lilian Chandler.

* **Einen weiblichen Ausrufer** hat die kleine englische Stadt Dunning. Ihr Name ist Mrs. Miller; in der Stadt ist sie bekannt als „the bell wife". Sie steht in ihrem 70. Jahre und erfreut sich einer vorzüglichen Gesundheit. Am 24. Mai proklamierte sie zum 33. Mal Ihrer Majestät Geburtstag. — Wenn das Amt sehr einträglich wäre, so würde man der Inhaberin gewiß nicht lange diese „unweibliche" Beschäftigung lassen.

* **Miß Collett**, eine der Berichterstatterinnen des englischen Board of Trade, hat einen erschöpfenden Bericht über die Resultate der letzten Volkszählung in Bezug auf die Beschäftigung von Frauen und Mädchen erstattet. Es geht daraus hervor, daß die landläufige Ansicht über das starke Anwachsen der Frauenarbeit und die Verdrängung der Männer aus der Industrie grundlos ist. Die Beschäftigung älterer und verheirateter Frauen hat sich im ganzen vermindert; dagegen hat eine Vermehrung der Beschäftigung von Frauen und Mädchen unter 25 Jahren stattgefunden, aber nur in gleichem Maße wie bei jungen Männern und Knaben im gleichen Alter.

* **In Rußland** gab es nach der Zählung vom 1. Juli 1893 554 weibliche Ärzte, die zum größten Teil ihre Ausbildung bei dem Nikolai-Kriegshospital erhalten haben. Von ihnen praktizierten frei 291, im Landschaftsdienst standen 28, als Ärzte an weiblichen Lehranstalten waren 33 angestellt, eben so viel an privaten Krankenhäusern; an städtischen Krankenhäusern 31, als Sanitätsärzte 17, an Entbindungsanstalten 10, an Fabriken und industriellen Anstalten 8, als Laboranten und Assistenten bei Speziallehranstalten 4, an Asylen 2. Nach den amtlichen Angaben betrug die Zahl der Frauen, welche die früheren weiblichen Ärztekurse absolviert haben und noch am Leben sind, im ganzen 691.

* **Zur Advokatur** sind in New-York wieder fünf Frauen zugelassen: Karoline Louise Dodge, Rosalie Löw, Flora E. Matteson, Minnie Mck. Smith und Julie Wilson. Die einzigen zwei Damen, die bisher dort als Advokaten fungierten, sind Frl. S. Titus und Florence M. Dangerfield.

* **Die Universität Kansas** hat schon seit 1867 (dem zweiten Jahr ihres Bestehens) Frauen als Dozenten gehabt. Gegenwärtig zählt sie drei weibliche Dozenten; auch das Amt des Bibliothekars und dreier Assistenten wird von Frauen bekleidet.

Digitized by Google

„La dame en gris“ par Georges Ohnet. (Paris, Paul Ollendorff, Editeur. 1895. 3,50 frcs.) Es giebt so wenig Bücher, die gefallen. Da ist es schlimm, wenn man vor einem Buche warnen muß, das allem Anschein nach breiten Erfolg finden wird. Aber Ohnet ist ein so geschickter Taschenspieler, daß es wirklich gilt: nehmt eure Herzen in acht!

Es ist nicht viel mehr als ein Hintertreppenroman, den Ohnet in vornehmstem Gewande giebt. Die Handlung ist gewaltsam und brutal, und es ist nur Schein, all das psychologische Sondieren, die Handlung allein ist es, durch die der Autor wirken will und wirkt. Verführerisch mutet das Treiben der eleganten Welt an, die Ohnet schildert, aber ihre Vergnügungen und Leidenschaften sind doch nur das Spielzeug von Menschen, die trotz ihrer hohen Jahresrente doch recht arm sind.

Die Heldin des Buches „la dame en gris“ ist ein Schemen; litterarisch feiert in ihr Dumas' Kameliendame ihre Auferstehung. Durch Liebesleidenschaft wird sie zur Verbrecherin: sie veranlaßt, daß die junge Frau ihres früheren Geliebten gemordet wird; und eben durch Liebesleidenschaft soll sie dann geläutert werden: sie schlägt ihr Leben für den Mann, den sie liebt, in die Schanze und errettet ihn so aus den Händen des Mordbuben, der früher schon ihr allzu gefüges Werkzeug war. Ohnet hat diese Gestalt aus der Halbwelt mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben und versteckt darunter geschickt die Zwiespältigkeit ihrer Natur. Sie ist, je nachdem es die augenblickliche Spannung erfordert, Verbrecherin oder liebendes Weib, sie ist in beiden Verwandlungen verführerisch, nicht nur für den Helden des Romans, auch für den Leser.

Brutal wie die Handlung des Buches ist vor allem die Zumutung, die Liebe des Helden zu dieser „dame en gris“ mitzuleben, nachdem die tote Frau zwischen den beiden steht, oder doch stehen sollte. Cynisch geradezu berührt die Eifersucht der Geliebten auf die gemordete Gattin. Und so hat Ohnet, der stets Geschickte, den Versuch gemacht, die Schuld an dem Morde auf ein möglichst Geringes herabzudrücken; die Schuld soll nur darin bestehen, daß sie ihren Haß und ihre Eifersucht dem Mordbuben gegenüber geklagt hat. Dadurch aber ist Ohnet an der anderen Klippe gestrandet: es besteht kein rechter Zusammenhang zwischen den Charakteren und der Handlung. Es ist als ob ein Unvorsichtiger auf den Zünder einer Bombe tritt, die so explodiert. Freilich für einen Ohnet ist die Bombe nur Feuerwerkskörper, ihm ist es nicht ernst um seine Handlung. Aber dies elegante Feuerwerk kann doch verderbliche Funken werfen in ein junges unerfahrenes Herz. Ohnets Roman ist lesenswert für die, die seinen „Wert“ zu durchschauen vermögen. Sie werden darüber lächeln, wie leicht es im Grunde doch ist, naive oder, was meist das Gleiche ist, allzu wenig naive Herzen zu fangen.

„Eine Pilgerfahrt nach Ober-Ammergau“ nebst sechs Plaudereien von Jerome K. Jerome. Deutsch von Julius Kaulen. (Bremen, Karl Schünemann 1895. Preis 3, geb. 4 Mark.) Jerome ist der beliebteste und zweifellos originellste englische Feuilletonist von heut und morgen. Er ist ein Meister in der Kunst, geistreich über nichts zu schreiben, und seine schönsten Blumen sucht er abseits von der Straße, auf der seine Erzählung ursprünglich führen soll. Aber er ist doch nicht nur der witzige und geistreiche Spötter, seine Lustigkeit ist gedämpft, oder es klingt doch wenigstens so oft ein ernster Ton hindurch, daß der Leser in dem Autor mehr sehen lernt als nur den flotten Unterhalter. Man gewinnt ein Verhältnis zu Jerome. Und wenn er in seiner „pathetischen Erzählung“ von einem großen Schriftsteller erzählt, der den größten Tageserfolg errungen hat, und den dabei zuweilen Sehnsucht überkommt nach den Stunden weihevoller Begeisterung, die ein armer, hungriger Knabe — er selbst — durchlebt hat, da überkommt einen das Gefühl, daß auch Jerome, der Erfolgreiche, ein Sehnen kennt, das ihn hoch über die Schar der Feuilletonisten hinaushebt. Wahrscheinlich, daß gerade der ernste, fast melancholische Zug, den seine lachende Physiognomie zuweilen aufweist, ihn deutschen Lesern, die ja im allgemeinen wenig Verständnis für englischen Humor besitzen, lieb und wert machen wird. — Die Uebersetzung ist ein wenig schwerfällig, läßt aber doch die Vorzüge des Originals zur Geltung kommen.

„Sie lebt.“ Ein Frauenschicksal. Von Marie Silling. (Leipzig, F. A. Berger, 1895.) Es ist die einfache, anspruchslose Geschichte einer jener vielen arbeitenden Frauen des Mittelstandes, die in scheinbar freudloser Existenz im Dienste anderer ihr hartes Brot erwerben, die uns hier in einfacher, anspruchsloser Weise erzählt wird. Aber wir sehen zugleich den tiefen Frieden einer selbstlosen Natur, die im Leben für andere ihr Glück findet, und die „das Heimweh nach der Ewigkeit“ durch das Leben geleitet. Inmitten der gesuchten Originalität modernster Erzeugnisse giebt das schlichte Buch Zeugnis davon, daß der altmodische Sinn für das Glück der Arbeit und einfacher häuslicher Freuden noch nicht bei uns erloschen ist.

Digitized by Google

„The Jungle Book“ by Rudyard Kipling. London 1894. Macmillan and Co. Preis 6,60 Mark.) Kiplings neues Buch ist eines der eigenartigsten Werke. Kipling ist auf dem Wege weitergegangen, den er mit Many Inventions beschritten hat, und er hat Landschaftsgemälde entrollt, die an Plastik und Größe kaum ihresgleichen finden. Die landschaftlichen Eindrücke sind zum Teil zu menschlichen Gestalten verdichtet: Halbwilde, die mit wilden Tieren aufgewachsen sind, und deren ganzes Sein ein Stück Urwaldpoesie ist. Aber diese Gestalten lösen sich von dem landschaftlichen Hintergrund wiederum frei ab und führen ein ganz individuelles Leben. Es ist eine kühne Verbindung von Naturmystik und Realismus, und alles ist in dem eigenartigen starken, fast gewaltthätigen Kiplingschen Humor verklärt.

„Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.“ Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. 4. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. 1. Lieferung. (Th. Griebens Verlag, Leipzig. Preis jeder Lieferung Mark 1,50). Das Ploß'sche Werk, das schon in der ersten Auflage großes Aufsehen erregte, wird in der neuen stark vermehrten und überarbeiteten Ausgabe unter Gelehrten und Laien neue Freunde erwerben. Die große Schwierigkeit, die darin lag, sowohl den Ansprüchen an eine wissenschaftliche als an eine populäre Darstellung zu genügen, ist glücklich gelöst. Eine staunenswerte Menge von Material ist zusammengetragen und übersichtlich gegliedert. Daß der deutsche Gelehrte der Frauenfrage noch nicht so vorurteilslos gegenübersteht wie etwa Havelock Ellis, wird nicht überraschen. Wie so viele Deutsche glaubt er den „Frauenrechtlern“ die Auffassung zur Last legen zu müssen, daß gleichmäßiger Unterricht alle psychischen Verschiedenheiten zwischen den Geschlechtern aufhebe und bekämpft diesen, nur bei größter Unreife möglichen Standpunkt ernstlich. Daß ein so leidenschaftlicher Gegner der Frauenbewegung wie Karl Vogt dabei als Gewährsmann in Betracht kommt, scheint wenig gerecht. Trotz dieser kleinen Ausstellungen muß der Versuch des Verfassers, das Weib in allen seinen anthropologischen Beziehungen zur Darstellung zu bringen, als ein in hohem Maße gelungener bezeichnet werden.

„Die Frauenkrankheiten, ihre Entstehung und Verhütung.“ Eine populär-wissenschaftliche Studie von Dr. Wilhelm Huber. Mit 40 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber. 4. Aufl. Preis 3,50 Mark; in Original-Leinenband 4,50 Mark.) Unter den illustrierten Gesundheitsbüchern des Weberschen Verlags hatte das vorliegende schon in der Flechsigschen Bearbeitung besondere Beachtung gefunden. Da nun, entsprechend dem großen Aufschwung, den die Frauenheilkunde neuerdings genommen hat, die wissenschaftlichen Anschauungen heute wesentlich andere sind als früher, so mußte eine völlig neue Bearbeitung an die Stelle der alten treten, die durch Dr. Huber sehr glücklich ausgeführt worden ist. — Das Buch soll die gebildete Frau mit den Ursachen vertraut machen, die zur Entstehung von Frauenkrankheiten führen, und ihr Mittel und Wege zu ihrer Verhütung weisen, so daß es dadurch nicht nur für kranke, sondern auch für gesunde Frauen ein brauchbarer Berater wird.

„Dr. F. A. v. Ammon, Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege.“ Vom Standpunkt der arzneilosen Heilweise herausgegeben von Klara Muche. (Leipzig, Th. Griebens Verlag [L. Fernau] 1895.) Seit Dr. v. Ammons Buch vor mehr als 50 Jahren zum erstenmal erschien, hat es unzähligen Müttern als Ratgeber gedient; in zeitgemäßem Gewande tritt es jetzt seinen Weg von neuem an. Den früheren Kapiteln, welche die junge Frau und Mutter mit ihren ersten Pflichten gegen ihr Kind bekannt machten, ist eine Anzahl weiterer hinzugefügt, welche die Leiden besprechen, die häufig die Mutterschaft begleiten und das Leben des Säuglings gefährden. Der Zweck dieser Belehrungen ist nicht, den Rat und die Hilfe des Arztes überflüssig zu machen; es soll vielmehr gezeigt werden, wie schwere Leiden aus der Vernachlässigung einfacher Gesundheitsregeln hervorgehen und wie durch Vorbeugung solche Leiden zu vermeiden sind. Die Kapitel sind daher als eine wertvolle Ergänzung des empfehlenswerten Buches anzusehen.

„Das goldene Buch der Frau.“ Von Adolfine Breithaupt. (Chemnitz, B. Richter 1894.) Das Buch will den Frauen ein Freund und Berater in allen Verhältnissen des Lebens im Hause und in der Gesellschaft sein. Es enthält in der That eine Menge wertvoller Winke in Bezug auf Gesundheitspflege im Hause, den Haushalt ꝛc.; es bringt ferner eine Menge sehr schätzbaren Materials aus dem Reichsgesetz bei, das die Frauen sonst nicht leicht studieren werden. Es orientiert über die Vorschriften, die Eheschließung und Ehetrennung betreffend, über die Rechtsstellung der Ehegatten, die Rechte der Frau über ihr Vermögen, die Errichtung von Testamenten, die Vormundschaftsrechte, die Gesindeordnung für Preußen; es berichtet über allerlei erprobte Hausmittel und hält nach all diesen Richtungen hin, was es im Titel verspricht. Aber obwohl die Verfasserin selbst vorurteilslos genug ist, um weibliche Ärzte für sehr wünschenswert zu halten, gehen doch ihre Vorschriften in bezug auf die Erziehung der Töchter und den gesellschaftlichen Verkehr nicht über das Triviale und Konventionelle hinaus. Eine Vertiefung nach dieser Richtung würde dem Buch zu großem Vorteil gereichen.

„Unser Hausarzt“. Wochenschrift für Gesundheitspflege, Naturheilkunde und Lebenskunst, herausgegeben von Dr. med. Fehlauer. Preis vierteljährlich 1 Mark. Aus dem Inhalte der Nummern 30—33 heben wir hervor: Die Entstehung und Verhütung der Kurzsichtigkeit. Von Dr. med. Prager. — Die Funktionen der Haut. Von Dr. med. Stricker. — Über Massage und Gymnastik bei Unterleibsleiden der Frauen. Von Dr. med. Disqué. — Impfung und Gesundheitspflege. Von Dr. med. Richardson. — Über den Wert des Sports für Körper und Geist. Von W. Heinrich. — Wunderheilungen. Von Prof. Charcot. — Jugendspiele und Volksgesundheit. — Das Sonnenlicht als Heilfaktor. Von Dr. M. Neuburger. — Arbeit und Genuß. Von Max May. — Blutungen. Von Dr. med. Brecher. — Sandalen und Reformschuhwerk. Von Ignaz Fluck. — Pflege der Ohren bei Kindern. Keuchhusten im Hause. Der Staub in der Luft. — Kleine Mitteilungen und praktische Winke. — Ärztliche Sprechstunden. Von Dr. med. Fehlauer.

Digitized by Google

„Der Stein der Weisen.“ (A. Hartlebens Verlag. Wien.) Das kürzlich erschienene 13. Heft enthält abermals viel des Interessanten, darunter die nachbenannten, meist reich illustrierten Beiträge: Der Reis; Das Fahrrad (mit 36 Abbildungen, teils im Text, teils auf zwei Tafeln); Die Fabrikation des rauchschwachen Schießpulvers von Dr. Th. Koller; Der Nordostsee-Kanal von Ingenieur M. Buchwald (mit drei Bildern); Von den Küsten Jütlands (mit Bild); Naturwissenschaftliche Mitteilungen (12 kurze Referate). Sodann die kleineren Aufsätze: Renaissancegärten (drei Bilder), ein Lavasee (mit Bild), neue Doppelfernrohre für Handgebrauch (drei Bilder); Fabrikmäßige Wäscherei (vier Bilder) und Einschlafen (mit Bild).

Kleine Mitteilungen.

Die Deutsche Glühstoff-Gesellschaft in Dresden bringt ein unter Patentschutz gestelltes interessantes neues Plätt- oder Bügeleisen in den Handel. Dasselbe wird statt mit Stählen mit Glühstoff (Patent Martin) geheizt. Dadurch ist die lästige Ofenglut, die sonst von der Plättarbeit unzertrennlich war, beseitigt und das Plätteisen bleibt ununterbrochen Stunden-, ja den ganzen Tag lang in immer gleichmäßiger Hitze, ohne daß die Plätterin, wie bei den Holzkohlen-Eisen, durch Kohlendunst zu leiden hat.

Das neue Plätteisen hat vor dem bisherigen Glühstoff-Plätteisen mit flachem Deckel und mit Löchern am Boden mancherlei Vorzüge. Seine gewölbte Form gestattet, Bänder und sonstige Gegenstände darauf rund zu ziehen. Eine Verunreinigung der zu plättenden Gegenstände ist selbst bei geringer

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“; Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Aktien-Gesellschaft
vorm.
H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.
Berlin W. Charlottenstr. 23.
Ausstellung und Verkaufsmagazin hervorragender Kunstwerke in Bronce und Broncecomposition.
Kunstgewerbliche Bedarfs- und Luxusgegenstände.
Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht.
Musterblätter und Anschläge kostenfrei. [56

YANATAS.

TELL THE GOOD NEWS To Yr FRIEND.

You Are Now Able To Avoid Sea-Sickness.

An eminent London Physician has, after several years of research and trial, perfected an absolute preventative of Sea-sickness and Train-sickness. These distressing conditions arise from an irritation of the pneumogastric nerve acting directly through the brain upon the stomach. YANATAS tranquillizes the entire nervous system and prevents Sea-sickness. This is no mere theorizing. Many members of the Royal Families of England and most other European Countries have repeatedly used YANATAS and been saved from Sea-sickness. A copy of one letter will suffice.

A ROYAL TESTIMONY.

NEUES PALAIS DARMSTADT.

"Her Imperial Majesty the Tsarina of Russia (Princess Alix of Hesse), Her Imperial Highness the Grand Duchess Serge of Russia, and Her Royal Highness Princess Henry of Prussia, have found YANATAS a perfect remedy for Sea-sickness."

YANATAS

may be had of all Chemists. Prices, 4/6 or 2/9.
Wholesale: Messrs. DAKIN BROS., 87a, Leadenhall Street, London, E.C.

Yanatas in Berlin zu beziehen von **F. L. Harnisch,** Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen, Potsdamerstrasse No. 22.

Digitized by Google

Vorsicht bei diesem Eisen unmöglich. Ferner giebt dies Plätteisen, weil der Glühstoff namentlich auch vorn in der Spitze von Luft vollständig umströmt wird, mehr Hitze ab, als jedes andere Hohl-Plätteisen, ohne jedoch jemals zu sengen. Auch kann man mit der schräg vorstehenden Spitze besser in Falten, Ärmel u. s. w. eindringen, als mit dem vorn gerade heruntergehenden Eisen.

Der Verschluß des neuen Eisens wird durch einen sehr leicht, aber äußerst sicher funktionierenden Hebel bewirkt. Zu jedem Eisen wird ein sehr praktischer Hilfsapparat, der sogenannte „Plätthelfer", gratis beigegeben, vermittels dessen das Anzünden des Glühstoffs leicht und schnell zu bewerkstelligen ist. Der Preis des Eisens mit Plätthelfer beträgt 3,50 M.

Die „Höhere Berliner Zuschneideschule" für Damenschneiderei unter Leitung der Gewerbeschullehrerin **Bertha Richert** eröffnet ihr Winter-Semester bereits im Monat September in den erweiterten Räumen des Hauses Königin-Augustastr. 36. Die gründlichste Ausbildung im Kostüm-Fach für Erwerbs- und häusliche Zwecke wird hier in bequem eingerichteten Unterrichtskursen geboten. Gratis-Prospekte bei der Vorsteherin.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in zwei Teilen von Richard Zoozmann. (Berlin. Eduard Rentzel.)

Sozialreform. Wochenschrift, herausgegeben von Dr. K. Beerwald. Heft 1—2. (Berlin. Karl Georg Wiegandt.) Preis pro Quartal 3 Mark, pro Heft 30 Pf.

Allerlei Liebenswürdigkeiten. Von Edwin Bormann. (Leipzig. Edwin Bormann's Selbstverlag.) Preis gebd. 3 Mark.

Briefe eines Arztes. Von Dr. Wilhelm Plath. Siebente Auflage. (Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) Preis gebd. 3,75 Mark.

Schön sei das Weib! Von Nora von Lorgen. (C. Abel-Klinger, Nürnberg.) Preis gebd. 1 M.

Die Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuch. Von Sera Proelß und Marie Raschke. (Berlin. Ferd. Dümmler's Verlag.) Preis 40 Pf.

Katharine Koch, eine deutsche Naturdichterin. Von Karl Schrattenthal. (Kommissions-Verlag von G. Heckenast's Nachf., Preßburg-Leipzig.) Preis broch. 3 Mark, gebd. 4 Mark.

Alleinstehenden Frauen,

die ihr Zinseinkommen erhöhen und sich lästige Vermögensverwaltung ersparen oder für ihr Alter sorgen wollen, wird der Abschluß einer Leibrenten-Versicherung bei der Preußischen Renten-Versicherungs-Anstalt in Berlin W. 41 empfohlen. Die Anstalt besteht seit 1838 unter besonderer Staatsaufsicht auf Gegenseitigkeit, gewährt Dividenden, und wird billigst verwaltet. Sie hat über [66

70 000 versicherte Mitglieder u. 89 Millionen Mark Vermögen,

bietet also denkbarste Sicherheit. Man verlange Prospekt 2 von der Direktion.

Gesangschule: Schultze-Strelitz.

Hamburg, Grindelhof 35 a.

Ausbildung für Bühne und Konzert.

Theoretische und praktische **Unterrichtskurse für Lehrerinnen.**

Methode: **Julius Hey.** [89

Hospitieren frei. — Prospekte gratis. — Sprechzeit 11 Uhr.

Soeben erschien:

Ratschläge
für deutsche Erzieherinnen in England

von

Helene Adelmann

Preis 40 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. **W. Moeser Hofbuchhandlung.**

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Schellingstraße 1 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Nicht mehr Bücher aus der Leihbibliothek.

Man versehe sich mit Lesestoff aus:

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek

Billiger als die Leihbibliothek.

Preis pro Band **50** Pf., geb. **75** Pf.

Vorrätig in allen Buchhandlungen und auf Bahnhöfen. Vollständiger Katalog mit kurzer Inhaltsangabe der bis jetzt erschienenen über 250 Bände **gratis u. franko** von **J. Engelhorn** in **Stuttgart.**

Digitized by Google

Christliches Pensionat I. Ranges für junge Mädchen. **Steglitz**, 15 Minuten von Berlin. Näh. d. Prospekte. [97
A. Fennecke, Hohenzollernstraße 2.

Atelier für Monogramm u. Kunststickerei jeden Genres. **Lehr-Institut** [74
Frau **Gegenmantel**, geb. **Engelhardt.**
Berlin NW., Lessingstrasse 33.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. **Hübner**, Berlin W., Lützowstraße 60. [16

Musikalien
Jede Nummer 10 Pfennig.
Die neuesten, beliebtesten Tänze, Märsche, Uebungs- und Salonstücke für Klavier und Violine. Bis jetzt 500 Nr. erschienen. **Kataloge gratis.**
Bei **A. Anacker,** [85
Papier- und Schreibwarenhandlung.
Berlin SW., Königgrätzerstr. 32.

Bertha Richert's Höhere Zuschneideschule f. Damenschneiderei. **Berlin W., Königin Augustastr. 36** garant. d. sorgf. Ausbildg. f. Berufs- u. häusliche Zwecke. Ehe weit. Schritte z. Erlernung d. Zuschneiderei u. grdl. Ausarb. v. Dam.-Garder. gethan werden, verl. man **Gratis-Prospekte.** [116

B. Behrs Buchhandlung
Berlin NW.
47 Unter den Linden 47
liefert Bücher in allen Sprachen und auf allen Gebieten der Litteratur. [77

Leichtes Salonstück.
Neu! Sehr gefällig:
Ilse-Gavotte.
Preis 1 Mark. [96
Gegen Einsendung des Betrags franco.
Emil Sondermann, Dresden-N.

Töchterpensionat Bauer
Dresden-A. [81
Werderstrasse 14, I. u. II.
Morgensonne, Garten und Spielplatz.

Blutarme, schwache, nervöse Personen sollten Dr. **Derrushl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahr., ist es das vorzüglichste Kräftigungsmitt., stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit u. gesundes Aussehen. Alle lob. es, wie unzähl. Dankschreib. tägl. beweisen. Schtl. 1,50 Gr. Erfolg nach 3 Schtln. Allein echt: **Kgl. priv. Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.** [87

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. **alische Universal-Bibliothek.** 800 N. u. **Jede Nr. 20 Pf.** Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1,50. Gebd. Werke. Heitere Musik. Verzeichnisse gratis und franko vom **Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek,** Leipzig, Dörrienstr. 1.

Stollwerck's Herz Cacao
Ueberall käuflich!
Dose - 25 Cacaoherzen - 75 Pfennig. [60

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maismehl. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** In Kolonial- und Drog.-Handl. in Pack. à 60 und 30 Pfg. [42]

Eine Sünderin
ist diejenige Hausfrau, welche nicht mit Glühstoff (Patent Martin) plättet und bügelt, weil sie sich durch Ofenhitze und Kohlendunst an ihrer Gesundheit schädigt, was beim Glühstoff vollständ. fortfällt. Man verlange in Hausgerätehandlungen unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir als je ein Postpacket 4 Cartons Glühkörper für 1 M. 60 Pf., u. unser oben abgebildetes emailliert. Patent-Glocken-Plätteisen für 3 M. 50 Pf. excl. Porto. Plätthelfer (neueste Vervollkommnung) und Zange gratis zu jedem Plätteisen. [115
Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Wichtiger neuer Frauenerwerb.
In der neuen, amerikanischen Kunststickerei, welche auf jeder Haus-Nähmaschine ausführbar ist und die ich aus Amerika in Deutschland eingeführt habe, eröffne ich neue Lehrkurse. Die Stickerei ist mit jed. Material ausführbar. **Große Geld- u. Zeitersparnis.** Hochwichtig f. **Konfektion, Tapisserie und Dekoration** 2c. Aufträge werden entgegengenommen und billigst ausgeführt. Viele Schülerinnen bereits ausgebildet und **erwerbsfähig** gemacht. [78
Lehrkursus 20 Mark.
Mathilde Metzger.
Berlin, Puttkammerstr. 14 III, 9—3 Uhr.

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [22
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Industrie-, Kunstgewerbe- u. Haushaltungsschule
verbunden mit **Pensionat**
Wiesbaden, Adelheidstr. 3. [49
Gründliche **Vorbereitung** für das staatliche **Handarbeitlehrerin-Examen,** weitere **Ausbildung zur Industrielehrerin** und in allen **kunstgewerblichen Techniken: Lederschnitt, Brandmalen, Schnitzen, Zeichnen, Malen etc.** Eintritt zu den Vorbereitungskursen Oktober und Januar. Beste Empfehlungen. Gesunde Wohnung und Verpflegung. Vermittelung diesbezüglicher Stellen.
Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin Frl. **H. Ridder.**

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalt
zu Halberstadt am Harz.
Schulpflichtige Töchter gebildeter Stände finden zu jeder Zeit freundl. Aufnahme. Beste Empfehlungen. Alles Nähere durch die Vorsteherin
113] **Sofie Alkeis.**

Handelsinstitut für Damen
102] von Frau **Elise Brewig,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Frau v. Mylke, [94
Stellen-Vermittelungs-Institut
für das Lehr-, Erziehungs- und Wirtschaftsfach. Berlin W., Potsdamerstr. 20.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar $2^1/_2\,\%$ des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [62

Froebelsche
Lehr- und Beschäftigungsmittel
Papiersiermanufaktur.
Froebelkatalog gratis.
Klara Hartmann, Berlin W.
Potsdamerstr. 125. [109

Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.
Zentral-Leitung:
Leipzig, Pfaffendorferstr. 17 II.

I. Offene Schulstellen.

1. Nach dem Elsaß wird für eine mit Pensionat verbundene Schule zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, erfahrene Lehrerin mit sehr gutem Französisch, auch Konversation, gesucht. Englisch und Turnen erwünscht.

2. Für eine Familienschule in Ostfriesland wird zum 1. Oktober eine junge, evangelische, geprüfte Lehrerin für die 2. Klasse gesucht. Einige Fächer sind auch in der 1., 3. und 4. Klasse zu erteilen. Gehalt 900 Mark.

3. Für ein Institut in der Provinz Hessen-Nassau wird zum 15. Oktober eine evangelische, erfahrene, für Sprachen geprüfte Lehrerin gesucht. Französisch und Englisch muß im Ausland gründlich erlernt sein, damit die Dame die Ausländerinnen ersetzen und die Konversation führen kann. Etwa 20 Stunden wöchentlich, Aufsicht, Spaziergang ꝛc. Gehalt 800 Mark.

4. Für eine höhere Privatschule in Schlesien wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, musikalische Lehrerin gesucht, die hauptsächlich in Deutsch, Fremdsprachen, Turnen und Singen zu unterrichten hat. Gehalt 900 Mark und freie Wohnung. Nebeneinnahmen durch Klavierunterricht.

5. Für eine Familienschule am Harz wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, musikalische, bereits erfahrene Lehrerin gesucht, 28—30 Stunden wöchentlich. Es ist in drei Abteilungen zu unterrichten. Gehalt 750 Mark. Freie Wohnung und Heizung.

6. An eine städtische Schule in Pommern wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte Lehrerin gesucht, welche die französische Sprache vollkommen beherrscht. Gehalt 900 Mark.

7. Eine Schulvorsteherin in der französischen Schweiz sucht zu ihrer Unterstützung eine tüchtige, erfahrene, evangelische Lehrerin, welche die Schule (etwa 50 Schülerinnen) später eventuell übernehmen könnte.

8. Für eine städtische höhere Mädchenschule in Westfalen wird eine evangelische, geprüfte Schulvorsteherin gesucht, die Französisch im Ausland erlernt hat.

9. Für ein Pensionat in Holstein wird zum 1. November eine evangelische, tüchtige Lehrerin gesucht, die befähigt ist, in Handarbeit, Turnen, Zeichnen und Malen guten Unterricht zu erteilen.

10. Für ein Pensionat am Harz wird zum 1. oder 15. Oktober eine erfahrene, sehr musikalische Lehrerin, die Englisch womöglich im Ausland erlernt hat, gesucht. Gehalt 600—700 Mark.

11. Mehrere tüchtige, geprüfte Schulvorsteherinnen zur Übernahme von größeren und kleineren Schulen gesucht.

II. Offene Stellen in Familien.

1. In der Provinz Brandenburg wird zum 1. Oktober eine möglichst in Brandenburg geprüfte, evangelische, musikalische Erzieherin für drei Mädchen von $10^1/_2$, 13 und 14 Jahren gesucht. 6 Stunden täglich. Keine Aufsicht. Gehalt 500 Mark.

2 Auf ein Gut in Schlesien wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für drei mutterlose Mädchen von 8, 6 und 4 Jahren gesucht, denen sie die Mutter vollständig ersetzen soll.

3. Nach dem Harz wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für einen Knaben von 8 Jahren und für ein Mädchen von 12 Jahren, dem sich vielleicht zum Unterricht ein gleichaltriges anschließt, gesucht.

4. Auf ein Gut in Pommern wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, gut musikalische Erzieherin für ein 12jähriges Mädchen gesucht. Die Lehrerin soll interessant unterrichten und sich außer den Stunden mit dem Kinde beschäftigen. Gehalt bis 600 Mark.

5. Auf ein Gut in der Mark wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, sehr musikalische Erzieherin für ein Mädchen von 12 Jahren gesucht. Einem 16jährigen Sohne ist Klavierunterricht zu erteilen. Gehalt bis 500 Mark.

6. In die Familie eines Arztes in einem Kurort Schlesiens wird sofort eine geprüfte Lehrerin gesucht, die einen Knaben von 7 Jahren und ein Mädchen von 8 Jahren täglich 2 Stunden zu unterrichten und 2 Stunden mit ihnen spazieren zu gehen hat. Vollständig freie Station und Kurgebrauch, jedoch kein Gehalt. Für erholungsbedürftige Damen sehr geeignet.

7. Auf ein Gut in Westpreußen wird zum 1. Oktober eine evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin für drei Mädchen von 8, 10 und 13 Jahren gesucht. Französisch muß nach der Berdaumschen Methode unterrichtet werden. Gehalt 600 Mark.

8. Auf ein Rittergut in Pommern wird zum 15. Oktober eine erfahrene, evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin, die in England war, für drei Mädchen von 6—12 Jahren gesucht, die in allen Fächern zu unterrichten sind. Beschäftigung mit den Kindern außer den Unterrichtsstunden. Französin im Hause. Gehalt 700 Mark.

9. Nach Pommern wird für sofort bis Ostern eine evangelische, geprüfte Erzieherin für ein 16jähriges Mädchen gesucht, das in allen Fächern zu unterrichten ist. Auf Sprachen und Musik wird besonders Gewicht gelegt. Gehalt 600—700 Mark.

10. In Mitteldeutschland wird spätestens zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, geprüfte, musikalische Erzieherin gesucht für 2 Mädchen von $10^1/_2$ und $7^1/_2$ Jahren. Musik auch für einen Knaben von 9 Jahren. Selbständige Stelle. Gehalt ohne freie Station 1000—1200 Mark.

11. In ein Pfarrhaus in Holstein wird zum 1. Oktober oder 1. November eine evangelische, bereits erfahrene, geprüfte, musikalische Erzieherin für zwei Mädchen von 9 und 10 Jahren und für einen Knaben von 6 Jahren gesucht. Gehalt bis 500 Mark.

III. Anstellung an Schulen, in Familien und Pensionaten suchen:

1. Eine 26jährige evangelische wissenschaftliche Lehrerin, die Englisch im Ausland erlernt hat.

2. Mehrere erfahrene, wissenschaftliche, musikalische Lehrerinnen, welche in England und in Frankreich waren

3. Eine 23jährige katholische wissenschaftliche Lehrerin, die Französisch im Ausland erlernt hat, zu Ostern 1896.

4. Eine 25jährige wissenschaftliche Lehrerin, die auch Turn- und Handarbeitsexamen bestanden hat, an städtischer Schule.

5. Eine 30jährige, wissenschaftliche Lehrerin, die bereits 5 Jahre an Schulen unterrichtete und 4 Jahre in England und Frankreich die Sprachen erlernte.

6. Eine 29jährige, katholische, musikalische Lehrerin.

7. Eine 40jährige, wissenschaftliche, musikalische Lehrerin, die die Fremdsprachen im Ausland erlernte, mit sehr guten Empfehlungen.

8. Eine 34jährige, wissenschaftliche Lehrerin, die ihr Französisch im Ausland vervollkommnete.

9. Mehrere junge, evang. wissensch. Lehrerinnen mit guten Prüfungszeugnissen.

10. Tüchtige geprüfte Französinnen und Engländerinnen.

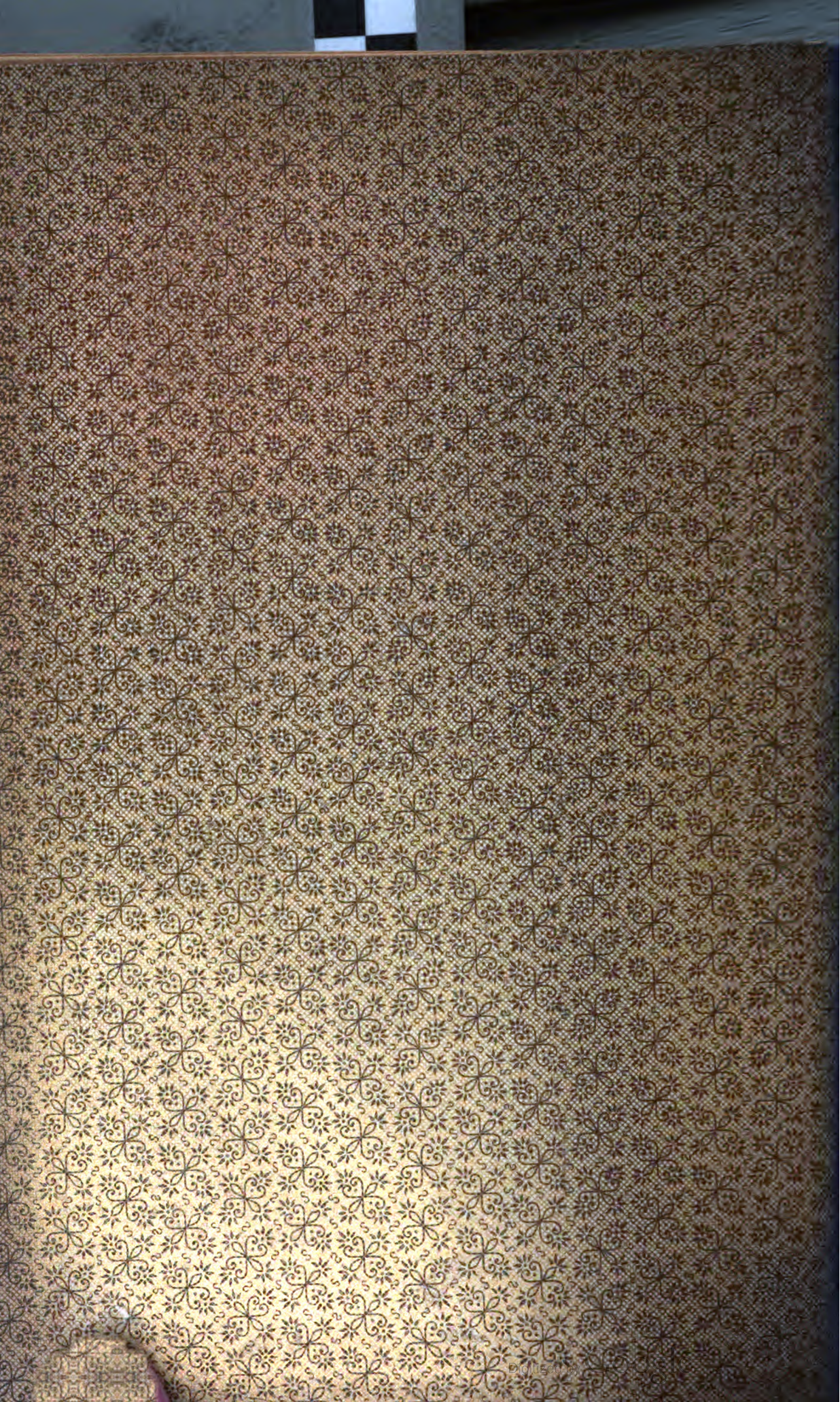
Meldungen sind zu richten an die Schriftführerin der Zentralleitung Frl. J. von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17.

☞ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen. ☜

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google



Stanford University Libraries
3 6105 015 110 351

HQ
1103
F7
V.2
1894/9

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google